# GROSSMÜTIGER FELDHERR, ARMINIUS ODER HERRMANN, ALS EIN TAPFERER BESCHIRMER DER...

Daniel Casper von Lohenstein




ARMINIVS
und
THVSNELDA
2058
Digitized by Google

ARMINIVS
und
THVSNELDA
Tom. II 3





[illegible]

[illegible]



16 94



No 18

P. o. germ. 2058 g

(2,1

1 6



9 4

<36610755870015

# Daniel Caspers von Lohenstein

# Arminius.



## Anderer Theil.

Mit annehmlichen Kupffern gezieret.

---

Leipzig/
Verlegt Johann Friedrich Gleditsch/
1690.






Arminius und
Thußnelda
der
Ander
Theil
Sandrart sculpsit

# Uber den andern Theil
## des
# Arminius.

DEr Weißheit Muster-Platz / das witzige Athen /
Ließ einst Minervens Ruhm im Tempel aufzusetzen /
Befehl an den Alcmen und Phidias ergehn :
Sie solten beyderseits ihr Bild in Marmel ätzen.
Die Arbeit ward vollbracht. Die Urthel lieffen ein.
Und endlich ward der Preiß dem ersten zugesprochen;
Weil jede Linie weit schärffer ausgestochen :
Ja auch die Stellung schien von mehr'rer Kunst zu seyn.
So sieht man Menschen offt mit Maulwurffs-Augen schauen /
Was sie / wie Luchsen / doch sich zu ergründen trauen.

Doch wie ein Seiden-Wurm in Raupen sich verkehrt;
So muste man gar bald ein ander Urthel fällen;
Nachdem dem Phidias sein Bitten ward gewehrt /
Und man die Bilder ließ auf hohe Säulen stellen.
Denn nunmehr machte sich der Fehler offenbahr /
Und ließ die kluge Welt aus allen Gliedern lesen :
Daß des Alcmenes Witz im Maaße blind gewesen /
Und Phidias sein Werck von beß'rer Theilung war.
So gar kan Wissenschafft / wie Silber von der Erden /
Durch Eil' und Unverstand offt überwogen werden.

Wer der gelehrten Welt in ihren Tempel gehn
Und eine Gleichung will mit Bild- und Büchern machen /
Wird lernen: daß wir noch nicht anders / als Athen /
Durch frühes Urthel offt das beste Werck verlachen.
Denn wem ist wohl der Streit der Federn nicht bekandt?
Wer weiß nicht / wie sich Wesp' und Honigseim verbinden?
Die grösten Fliegen sind bey Marzipan zu finden;
Die schönste Stirne wird von warmer Lufft verbrant;

So wird der besten Schrifft/ nachdem sie nur gebohren/
Auch die Verläumbdung bald zum Schatten auserkohren.

Der weise Plato ward vom Schüler schon verlacht;
Der güldne Cicero vom Crispus umbgetrieben.
Polybius wird noch in Schulen offt veracht;
Da keiner doch so treu von Deutschen hat geschrieben.
Scioppius verwirfft den klugen Tacitus;
Weil er der Laster Brunn im Nero nicht verschwiegen:
Ja Strabo suchet schon im Metrodorus Lügen/
Und hat an Mängeln doch selbst einen Uberfluß.
So artig wissen wir durch Urthel uns're Flecken/
Wie Parden ihre Haut im Laube/ zu verstecken.

Ein eintz'ger Kopff gebiehrt offt tausendfachen Streit/
Gleichwie ein Finsternüß im Meere tausend Wellen.
Drumb schilt Riccobonus der Römer Liebligkeit/
Weil ihre Federn nicht nach seiner Zunge qvellen;
Und meynt: daß Plinius viel Worte nur geschmiert/
Der Tacitus zu rauh/ und Flor zu kurtz geschrieben;
Sveton und Spartian die Sprache schlecht getrieben/
Und endlich Marcellin zu harte Reden führt'/
Als ob der Sonnen Licht die Strahlung von den Sternen/
Rom aber Römisch noch von Kindern solte lernen.

Der Alten Possen-Spiel trifft auch die neue Welt/
Nur daß Person und Platz im Spiele sich verkehren.
Des Cominäus Ruhm/ den Gallien erhält/
Sucht Mejer/ wie der Blitz die Cedern/ zu verzehren.
Sleidanus Arbeit wird von vielen schlecht geschätzt/
Und hat/ wie Strada/ schon ihr Urthels-Recht erlitten.
Wie hatte den Thuan Baptista nicht verschnitten?
Wie ward dem Lipsius die Feder nicht gewetzt?
Und was will Cromer nicht vor Fehler andern zeigen/
Die doch bey Dutzenden aus seinen Schrifften steigen?

Das macht/ die meisten sind vor grossem Eyfer blind/
Und führen Gall und Zorn im Kopffe wie Sardellen:

Drumb

Drumb kan ihr Urthel/ das von Wermuth fast zerrinnt/
Wie Qvitten/ nicht zugleich mit Muscateller qvellen.
Den andern mangelt gar zuweilen der Verstand/
So wie den Krebsen Blut und wilden Bäumen Feigen.
Ja wenn ihr Geist sich soll im Alterthume zeigen/
So ist den Aermisten offt das Jota kaum bekand;
Und dennoch soll ihr Ruhm nach tausend klugen Griechen/
Und ihre Feder/wie Cardanus Athem/riechen.

Doch rechte Weißheit bleibt so wenig unterdrückt;
Als Pyrrhus edles Hertz im Feuer kan verbrennen.
Denn Sterne werden doch durch Glaß und Kunst erblickt;
Und Purpur lernet man bey reinem Purpur kennen:
So steigt der Bücher Glantz auch endlich Himmel-an/
Wenn ihre Schrifften sich auf hohe Säulen stellen.
Das ist: wenn Witz und Fleiß das Urthel drüber fällen/
Und der Gelehrten Spruch dem Pöfel dargethan:
Wie wenig den Bodin ein Sergius erreichen/
Und sich Pallavicin kan einem Svavis gleichen.

Die Arbeit Lohensteins hat beydes schon erlebt/
Eh noch ihr Wesen recht zu leben angefangen.
Denn vielen ist der Ruhm/der ihren Geist erhebt/
Nicht anders als der Senff in Nasen aufgegangen;
Viel haben ihren Mosch mit Schierling überstreut/
Und nur wie Araber den Balsam angerochen;
Biß Recht und Klugheit ihr die Palmen zugesprochen/
Und endlich wahr gemacht: daß Eyfersucht und Neid/
Wie Dünste durch die Glut der Sonnen auf der Erden/
Durch Schrifften/ zwar erregt/ doch auch gebrochen werden.

Jetzt tritt der andre Theil in die gelehrte Welt/
Sich an dem Ehren-Preiß des ersten zu ergötzen/
Und will den Blumen-Krantz/ den jener vorgestellt/
Durch einen Wunder-Streit von Bäumen hier ersetzen.
Vielleicht zum Zeugnüsse: daß Rosen und Jasmin/
Doch am Geruche noch dem Myrrhen-Saffte weichen;

Chineser-Aepffel mehr als Lilgen Anmuth reichen/
Und Bücher insgemein mit grosser Arbeit blühn/
Im schließen aber so wie reiffende Morellen/
Auch von sich selber offt mit süssem Zucker qvellen.

Und warlich allzu recht. Denn dorten blitzt der Krieg
Und läßt der Deutschen Reich in Flammen fast zerfließen:
Hier schleußt Arminius den Frieden-vollen Sieg/
Und hat das Vaterland der Römer Macht entrissen.
Das erste haben schon die Barbern ausgedacht;
Hier aber werden viel die klugen Lehren finden:
Daß/ wer den Frieden will auf blosses Eisen gründen/
Ihn wie Oliven-Safft in Bley/ zunichte macht/
Und Fürsten rühmlicher mit schlauen Krokodilen/
Durch Weichen und Verstand/ als scharffe Waffen/ spielen.

Wo aber heb' ich an/ den ungemeinen Geist
Des Edlen Lohensteins nach Würden auszudrücken?
Der/ was in andern man nur Glieder-weise preißt/
Hier voller Wunder läßt aus einem Buche blicken.
Denn auch Gelehrte sind mit ihrer Phantasey/
Wie Affen offtermahls mit Honig/ nicht zu füllen.
Drumb mißt Mirandula der Grobheit tausend Grillen/
Und Anaxagoras dem Monde Berge bey:
Er aber war bemüht/ wie Bienen/ zu ergründen/
Wie man viel Blumen soll in einen Teig verbinden.

Der Menschen erstes Licht ist Himmel und Natur/
Wie Schwefel-Werck und Saltz das Leben dieser Erden.
Ein unvernünfftig Thier muß witzig durch die Spur/
Die Seele durch Vernunfft zu einem Engel werden.
Wer sieht nicht was sein Fleiß vor Proben abgelegt?
Wie er das kluge Wachs der Alten umbgegossen/
Den Geist des Socrates vom neuen aufgeschlossen/
Den weisen Seneca Thußnelden eingepregt/
Und endlich durch sein Licht im Schreiben mehr erwiesen;
Als man an dem Petrarch' und Loredan gepriesen.

Die

Die Staats-Kunst/ die nechst Gott des Scepters Auge seyn/
Und Fürsten/ wie den Leib der Schatten soll bedecken/
Schleußt er weit lustiger in Liebes-Zucker ein;
Als sie Savedra weiß in Bilder zu verstecken.
Der tieffe Gracian legt seinen Ferdinand/
Wie eher sich August/ vor seinem Herrmann nieder:
Uns aber scheint der Glantz der alten Zeiten wieder;
Weil wir des Letzten Bild in Leopold erkandt/
Und uns ein Lohenstein in alten Finsternüssen/
Die Sonne dieser Zeit so artig abgerissen.

Doch Staats-Gedancken sind in Fürsten Kinder-Art:
Denn beyde pflegen sich beym Feuer zu verbrennen;
So lange sich ihr Witz nicht mit Erfahrung paart/
Und sie ihr Unglück aus frembder Angst erkennen.
Drumb laufft sein Eyfer auch in die vergangne Welt/
Und forscht: woher der Brunn der Deutschen sey entsprungen;
Wie weit der Marobod den Degen hat geschwungen/
Und das Verhängnüß Rom die Grentzen ausgestellt;
Doch so/daß mehrentheils gleich wie in Purpur-Schnecken/
Die Perlen neuer Zeit in alten Schalen stecken.

Diß Ernst-erfüllte Werck mischt sein geübter Geist/
Wie Köche kostbar Fleisch mit süssen Mandel-Kuchen;
Wenn er die Eigenschafft der Dinge besser weis't/
Als Schott- und Lemnius mit vieler Arbeit suchen;
Bald auch den Gottesdienst der alten Welt betracht
Und seine Fehler weiß im Grunde vorzustellen:
Zu zeigen/ daß auch Most den Magen kan vergällen/
Der beste Bisem offt wie Knobloch Eckel macht/
Und Lehren/ wenn wir sie zu viel und häuffig brauchen/
Wie falscher Weyrauch offt ohn alle Glut verrauchen.

Ich weiß nicht/ ob ich auch noch von der Poesie
Der Feder Lohensteins soll ihren Ruhm erheben?

Denn

Denn Verse kosten so wie Blumen grosse Müh/
Da beyde mit der Zeit doch keine Früchte geben.
Und hat auf Erden gleich ein Constantin regiert/
Der nur in seinen Rath Poeten aufgenommen;
So sind doch hundert schon in seine Stelle kommen/
Die dieser Köpffe Gold mit Flecken angeschmiert/
Und eher Gips und Kalck und stumme Marmel-Götzen/
Als einen Sanazar/ auf ihre Schrancken setzen.

Diß aber weiß ich wohl: daß diese kluge Schrifft
So/ wie Erasmus Werck/ aus krancker Hand entsprossen.
Wenn nun ein Plautus ihm noch Ehren-Maale stifft/
Weil ihm bey Mühlen offt das beste Spiel geflossen;
Ein Magius sich rühmt/ daß er ein grosses Buch/
Wie Campanella/ gar in Fesseln hat geschrieben;
So fordert ja der Geist/ der diesen Kiel getrieben/
Zur Tinte Ceder-Safft/ zur Tafel Purpur-Tuch;
Weil unser Lohenstein/ bey Kranckheit und bey Sorgen/
Ihm offters auch die Zeit zum Schreiben muste borgen.

Drumb splittert/ wie ihr wolt/ ihr Tichter kluger Welt/
Und macht durch Urthel euch zu grossen Bücher-Riesen!
Diß/ was eu'r Unverstand an dieser Schrifft vergällt/
Hat/ eh ihr sie gesehn/ schon der Verstand gepriesen.
Ein Buch geht wie der Wein nicht allen lieblich ein;
Weil viel wie Käfer sich am Kothe nur ergötzen:
Die Klugheit nur allein kan hohe Seelen schätzen
Und beym Arminius wird diß stets richtig seyn:
Man wird die Sonne schon ein ewig Feuer nennen/
Obgleich ein Blinder sie nicht kan davor erkennen.

Dieses schrieb dem Seel. Herrn
Verfasser zu Ehren

Benjamin Neukirch.


P. 1.



# Daniel Caspers von Lohenstein
# Großmüthige
# Liebes- und Lebens-Geschichte/
## von dem theuren Freyheits-Beschirmer des bedrängten alten Deutschlandes
# Arminius oder Herrmann
## und seiner Durchlauchtigen
# Thußnelda/
## Ander Theil.

---

## Inhalt
## Des Ersten Buches.

DEutschland schöpfet aus Hertzog Herrmanns Vergnügung seine eigene/ aus der wieder erlangten Freyheit allgemeine Eintracht und Vorsichtigkeit wider ihre verdächtigen Feinde die Römer; ihre Herrschens-Sucht und Staats-Griffe bey Kriegs- und Friedens-Zeiten. Deutsche Freyheit wem sie gleiche? Der Feldherr Herrmann verkauffet dem Käyser August für einen



blauen

blauen Dunst des vorgeschlagenen Friedens einen nicht ungleichen Nebel. Schwerigkeit zu Ubersteigung des Alpen-Gebürges. Ursache der vom Käyser denen Galliern verminderten Schatzung und verliehenen Römischen Bürger-Rechts. Marbod kommet wegen seiner mit dem Jngviomer gehaltenen geheimen Rathschläge beym Käyser in Verdacht/ das erschöpfte und erschreckte Rom aber zu verzweifelten Entschlüssungen wider die Deutschen. Des Käysers verkehrtes Glücks-Spiel durch keine menschliche Vorsichtigkeit zu ändern. Unter den kriegerischẽ Anstaltẽ schleichet auch die Liebe mit ein/ und die Deutschẽ bauen gleich den Samiern in dem Tempel der Pallas der Liebe ein Altar auf. Wett Streit: ob das Hertz oder die Liebe im Menschen zuleben anfange? Jm Menschen überwinden anderer Beyspiele die Leitung der Vernunfft. Freude die allerofenhertzigste unter denen Gemüths-Regungen. Aehnligkeit und Gemeinschafft so wohl der Seele als des Leibes/ das vornehmste Quell und Wicklerin der Liebe. Hertzog Flavius Liebe gegen die Königin Erato/ Jubils gegen Leitholden/ Catumers gegen Adelgunde. Siegmunds gegen Zirolanen/ Malovends gegen die Cattische Fürstin Catta. Gegen-Liebe nicht allemal die Tochter der Liebe. Liebe pflegt ihren Brand in eines andern Kühlung/ und ihre Erleichterung/ gleich wie Kranckheiten/ in der Entdeckung zu suchen. Augen und Geberden des Hertzens deutliche Verräther. Der Liebe und des Feuers gleiche Beschaffenheit. Träume offt mehr ein Brutt der Tages-Gedancken/ als Göttliche Offenbarungen. Sein Unglück vor Freunden und Feinden verbergen/ damit jene sich nicht betrüben/ diese aber sich nicht kitzeln können/ das gröste Glück. Verschwiegenheit die Spann-Ader der Klugheit; aber gegen geprüfeten Freunden was geheimes verhalten/ eine Beleidigung. Liebe junger Leute das gröste Ungeheuer. Thußneldens Geburts-Fest und die dabey vorgestellte Aufzüge geben dem Flavius Gelegenheit seine Liebe der Königin Erato zu offenbaren/ und sie auf alle ersinliche Weise zur Gegen-Liebe zu bewegẽ. Liebe der Unmögligkeit gewiedmet säet nichts als Unvergnügen/ und erndtet an statt der verlangten Gegen-Liebe nur Unlust und Verzweifelung. Der Liebe Geburt/ Kindheit und Auferziehung. Der Königin Erato bescheidentliche Ablehnung. Aller Wolthaten Kern die Liebe; ihre Herrschafft über Leib und Seele. Furcht der betrüglichste Mahler in seinen Bildungen. Der Liebe Ehren- und Schand-Titul. Des Flavius und Jsmenens seiner Schwester Besprechung über der Heimligkeit ihrer unterschiedenen Liebe. Eigenschafft der Liebenden aus einem Pfund einen Centner/ aus zweifelhaften Dingen eine Unmögligkeit zu machen. Schönheit hat die Natur zur Mutter/ und die gantze Welt zur Anbeterin. Die Natur in Bildung aller Geschöpfe freygebig/ beym Menschen verschwenderisch/ so wohl in Unterscheidung der Seelen/ als Antlitzer. Aehnligkeit der Ursprung einer wahrhaften Liebe. Vollkommene Schönheiten gleich der Sonne allen schön. Die erste Empfängnüß der Liebe so wohl die kräfftigste/ als reinste/ die alleremfindlichste Vergnügung ihre Erst Geburt. Die Liebe der Hoffnung Hertz-Blat. Des Neides und der Mißgunst Früchte. Der Anverwandten Liebe Uhrsprung das Geblüte/ der übrig-verliebten die Sternen. Des Eigen-Nutzes und Herrschens-Sucht schädlicher Gifft. Je grösser die Liebe/ je grösser der Haß auf jenes Verlust. Der Königin Erato geheimer Kummer dem Fürst Zeno des Flavius an sie gemuthete Liebes-

des-Anfechtung zu verschweigen; Ismenens Hoffnung des Zeno Bewogenheit zu gewinnen. Rhemetalces Erzehlung in Thusneldens Zimmer in Anwesenheit der übrig erlauchten Gesellschafft von denen Verwickelungen Thraciens und seine dabey gehabte Zufälle. Thraciens Fruchtbarkeit/ der Innwohner Beschaffenheit und des Adels Merckmahle. Thracien des Kriegs-Gottes Vaterland. Seine übrigen Götter/ Tempel/Gottesdienst und freyen Künste; Seine Grösse/Ursprung und auf einander folgende Könige. Der Thracier Ausbreitung in Asien. Sesostres Siege fast über die halbe Welt; Seine in Thracien am Berge Rhodope aufgerichtete marmelne Säule und Egyptische Uberschrifft. Der Thracier und übrigen Heidnischen Völcker Beschneidungs- und Lebens-Art. Ihre Verfallung unter die Odrysen; Ihr neu-aufgerichtetes Reich zwischen dem Flusse Hebrus und Pontus/ Strymon und dem Pangäischen Gebürge/ dessen beherrschende Könige. Harpalice errettet ihren gefangenen Vater Lycurgus durch einen herrlichen Sieg von den Geten/ und wird über dem Euxinischen Meer über die Amazonische Herrschafft ihrer Hertzhafftigkeit halber zur Königin erwehlet/ihr Bruder aber auf den Väterlichen Stuhl gesetzet. Seine Nachfolger. Des Cotischen Reichs nachtheiliger Nahme; Seine Uppig- und Grausamkeit. Thracien wird endlich seinen Söhnen zum Zanck/ dem Macedonischen Könige Philipp aber zum Reichs-Apfel. Der Leib eines Reichs nicht weniger als des Menschen allerhand Zufällen unterworffen. Aberglaube der Thracier macht den Alexander unüberwindlich/ihre tapfere Gegenwehr aber letzt zu Staube. Dessen Nachfolger in Thracien Lysimachus; Seine Helden-Thaten und Vorbedeutung seiner Herrschafft. Seine Gefangenschafft und wieder erlangte Freyheit. Seiner Gemahlin Arsinöe Meuchel-Mord an seinem zum Reich bestimmten Sohne Agathocles wegen verweigerter Blut-Schande. Seines zweyten Sohnes Abfall zum Seleucus; Sein blutiger Tod und fernere Reichsfolge der übrigen Thracischen Könige als rechtmäßigen Vorfahren sein des Rhemetalces. Seines Vaterlands mehrere Zufälle/ dieser Völcker mit den Geten und Tribalen wegen Gleichheit der Sitten getroffene Vereinbarung; Ihr Sieg in der Schlacht bey Uscana wider die Römer. Perseus und des bey ihm als Geißel sich befindenden Königlichen Cotyschen Sohnes Gefangenschafft. Seine nebst der übrig gefangenen Thracier durch Gesandschafft nach Rom wieder erlangte Freyheit. Des Thracischen Königs Cotys fernere Nachfolger. Seiner Schwester wegen Verlust ihres Bräutigams ausgeübte Grausamkeit wider die Römer. Des Mithridates mit den Thraciern unglücklich-aufgerichtetes Bündnis. Die Römischen Waffen durch Bürgerliche Zwietracht von Thracien abgezogen/ durch die genossene Friedens-Ruh dagegen die Welt-Weißheit eingeführet. Thracien des ins Elend verjagten Cicero Auffenthalt/ und die vom Philiscus bekommene Prophezeyung. Der Fürsten Bothmäßigkeit die Vernunfft. Cæsars gesuchte Feindschafft bey den Thraciern und Galatern; Sein blutiger Tod; Brutus und Caßius Beschirmer der edlen Freyheit. Der Stadt Rom dreyköpfichte Beherrschung und Zwietracht. Thraciens Unglücks-Stern. Sadals Beherrschung. Seine Unempfindligkeit in der Liebe mit ungemeiner Eifersucht vergesellschafftet. Der Thracier grosses Feyr und Tempel des Bachus zu Oresta. Des

obersten Priesters Würde die nechste beym Könige. Eines unempfindlichen helffenbeinernen Bildes hohe Anwehrung beym Könige Cotys verursachet beym Königlichen Sohne grosse Empfindlichkeit / und hiedurch eine Zertrümmerung aller zeither im Tempel angebeteten Alabasirenen. Apamens des Königs Deldo Tochter überirrdische Schönheit und Holdseeligkeit erwecket bey dem von Liebe sonst Eis-kalten Sadal empfindliche Liebes-Flammen/und ein darüber geführtes sinnreiches Wechsel-Gespräche. Der Liebe und Heucheley Aehnligkeit auf gewisse Maas. Thracien der reinen Liebe Vaterland und Gewonheit der Weiber sich mit ihren verstorbenen Männern auf dem Holtzstoß zu verbrennen. Bekümmernis und Sorgfalt bestürmet Sadals in Liebe verwickeltes Gemüthe. Sein mit Apamen zu Oresta begangenes Beylager. Eifersucht macht ihm seinen eigenen Schatten zum Nebenbuhler / setzet den gantzen Königlichen Hof insonderheit Apamen in höchste Bestürtzung / Sadaln selbst aber in mancherley verwirrete Abwechselungen. Der keuschen Apame ihrem Gemahl gewillfahrte Erzehlung: wie der Dacier König Decebal und der Quaden Hertzog Holderich vergeblich umb Sie geworben / dieser auch von jenem ihrentwegen meuchelmörderischer Weise umbs Leben kommen/ erwecket aufs neue Gall und Gifft in Sadals eifersüchtigem Gemüthe. Apamens letzt-ausgebrochene Ungedult und verzweiffelte Entschlüssung. Eifersucht der gifftigste Wurm der Seele den Todten selbst auffätzig. Apamens Flucht in der Dianen Tempel und Vorsatz sich dieser Göttin auf ewig einzuweihen ziehet Sadaln eine hefftige Ohnmacht/diese dem Väter Cotys aber den Tod zu. Des Erstern hierauf erfolgte Raserey und Gelübde den Tempel der Diane und des Bachus zu stürmen. Wunderbare und höchst-verbindliche Verschwerungs-Art über den Geilen gewisser Thiere. Des Bacchus Tempel bey den Thraciern vor die wesentliche Wohnung GOttes gehalten. Die Art und Weise ihrer Opfferung und dardurch gesuchte Heiligkeit nebst Abwaschung des Volcks Sünde. Der Apame durch einen Pfeil dem Könige Sadal ihrem Sie belägernden Gemahl abgeschossener Abschieds- und Absage-Brieff / auch ihre darauf erfolgte Abstürtzung von einer Höhe eines Thurmes. Sadals hieraus entstandene Entseelung und allzu späte Bereuung seines Beginnens. Aberglaube eine Verbländerin der Augen und der Vernunfft/ ingleichen eine Aufwieglerin wider den König Sadal. Des Pöfels Witz nicht im Gehirne sondern in der Stärcke ihrer Armen. Sadals Flucht von Oresta. Cotys seines Bruders Krönung und Vereinbarung der Königlich- und Priesterlichen Infel. Dessen löbliche Herrschafft und der unvergleichlichen Apame von ihm aufgerichtetes herrliche Grabmal. Sadals gesuchte Hülffe beym Römischen Kayser und Marcus Antonius. Des Cotys beym Brutus und Caßius. Beyder Schlacht und zweiffelhaffter Sieg nicht minder wegen der Römischen Freyheit und deren Beherrschung als der Krone Thraciens. Des Caßius ihm selbst aus Irrthum zugezogener Tod. Des Brutus sonderbare Kriegs- des Antonius Staats-List durch das von Elis nach Oresta gebrachte Wunderbild des Bacchus; die ihm gethane Opfer- und Einweihung dardurch den Cotys auf andere Gedancken zu bringen. Zwey Adler deuten dem Brutus den Tod und mit ihm Rom die Dienstbarkeit an. Seine letzten dem Hercules abgelehnte hertzhafften Worte. Sadals und seines Bruders Cotys Uneinigkeit der herrschens-
sichtigen

sichtigen Römer Vortheil. Antonius Wollüste. Sadals Tod und letzter Wille. Cotys Gesandschafft und Ansuchen zu Rom wird durch des Pompejus Sieg wider die Römer befordert/ gantz Thracien ihm unterwürffig/ und er zu einem Bunds-Genossen der Römer gemacht. Sein Tod und unmündige Söhne nebst ihrer Bevormündung. Angesponnener Bürger-Krieg zwischen dem Kayser Octavius und Antonius Thracien gefährlich. Des Kaysers Siege und des wollüstigen Antonius offtmalige Niederlagen durch die liebkosende Cleopatra und der Seinigen Abfall befordert. Des Antonius Flucht in Egypten. Des Rhemetalces und Dellius höfliche Bewillkommung beym Kayser. Dessen angefangener Hochmuth und Göttliche Verehrung ziehet denen benachbarten Völckern allerhand Unheil zu. Der Dacier und Bastarnen Bündnis wider die Römer. Des Römischen Feld-Hauptmanns Craßus Betrug wider des Bastarnischen Königs Deldo Gesandschafft und seine eigene Person. Des jüngern Rhemetalces allzu frühzeitige Herrschafft Thracien nachtheilig. Verstand und Erfahrenheit schwacher Greise/ nicht junge und starcke Knochen/ der Reiche Pfeiler. Des Craßus unumbschrenckte Krieges- und Sieges-Macht/ am meisten aber die Liebe des Vaterlandes nöthiget den verlebten Vetter Rhemetalces sich der Reichs-Sorge wieder anzumaßen. Augustus willkührliche Reichstheilung verursachet theils Liebe/theils Mißgunst/Rhemetalces Tod dem Reiche gleich der untergehenden Sonne/eine abermalige Verfinsterung. Der Dacier/Pannonier und Dalmatier Auffstand wider Rom. Andacht oder vielmehr Aberglaube die Grundfeste des Beßischen Königs und obersten Bacchus-Priesters Vologesens/ das Thracische Reich zu behaupten/ den Rhemetalces vom Throne zu stürtzen/ den Rhascuperis aber zum grausamsten Schlacht-Opfer zu machen. Seine des Vologeses bey denen bezauberten Thraciern verlangte Heiligkeit und Vergötterung. Des Kaysers Staats-kluge Verweigerung seinen Kopff auf das grosse Bild des Bacchus am Gebürge Rhodope setzen zu lassen. Vologeses untergehende/ Rhemetalces hingegen wieder aufgehende Glücks-Sonne kurtz hierauf in einen neuen und plötzlichen Unstern verwandelt. Sein Tod und Nachkomlinge; dieser ihre Danckbarkeit und Vorschub gegen Rom und dessen Heerführer den Tiberius und Germanicus zu Erlangung ihrer Pannonischen Siege. Rhemetalces Schwermuth über dem Fortgange seiner dem leiblichen Vater Rhascuperis oder vielmehr seiner lasterhafften Stief-Mutter Ada zum Nachtheil gereichenden Erzehlung. Der Scythen Grausamkeit und Abschlachtung ihrer verlebten Eltern. Laster und Unglück in gewissen Stämmen erblich. Tugenden der Weiber der gemeinen Wolfahrt so nütze/ als die der Männer; ihre Laster aber unvergleichlich schädlicher. Der Königin Erato und Hertzog Jubils beygefügte sinnreiche Gedancken über das Männ- und Weibliche Geschlecht/ ihren Vorzug/Tugenden und Laster. Verstand und Hertzhafftigkeit die Maus und Spann-Ader der Seele. Das Hauptwesen die Abbildung eines grössern Staats und Grund-Säule der gemeinen Wolfahrt. Die gute Art und das Wolgerathen der Kinder nicht sowol den Vätern als Müttern/ wie das Gold den köstlichsten Ertz-Adern zuzueignen. Der lasterhafften Ada Ankunfft und Haß gegen edle und tugendhaffte Gemüther mit Erhebung des leichtsinnigen Pöfels. Allzu geschwinde Erhebung ein

Blendnis der Vernunfft/ wie übermäßiges Licht des Gesichts. Gleichheit die Grundfeste des Ehebettes. Thracien wie andere benachbarte Länder von denen Asiatischen Wollüsten durch die Ada angestecket; Ihr neu-eingeführter schändliche Gottesdienst und Verschwendung in Speise/ Kleider und anderer fast unersinnlichen Pracht. Unzehlbare Arten der von Ada gebrauchten Schmincken; die durch deren Gebrauch erlangte Schönheit/ ob solche zuläßlich? Einbalsamierung den Morgenländern gewöhnlich und den Leibes-Kräfften dienlich. Schamröthe das Saltz und die Morgenröthe der aufgehenden Tugend; Ihr zu Athen aufgerichtetes Altar und göttliche Verehrung. Der Deutschen Schmincke und Anstrich rein Brunn- und Tau-Wasser. Auch wesentliche Schönheit außer ihrer rechten Anwehrung ein böses Gut/ und schädlicher als Schmincke nach Art der von Gold und buntesten Farben gläntzenden giftigsten Thiere. Schönheiten/ Blumen und Balsam einerley Urtheil unterworffen. Wie mancherley Völcker/ so mancherley Sitten und Lebens-Gebräuche. Blöße bey einigen Völckern ein Kennzeichen der Unschamhafftigkeit/ bey andern ein Zügel der Begierden/ ja der tiefsten Andacht. Der Geilheit und Nacht-Eulen einerley Eigenschafft verborgene Hölen und Finsternis zu suchen. Die Liebe vergnügt weder eine geschleierte Vesta noch eine nackte Venus/ weder zu viel/ noch zu sparsame Wollust. Schmincke und Farbe eine betriegliche Mahlerin der Heßligkeit und Larve der Schönheit. Ihre Schätzbarkeit von schlechtem und unbeständigem Werth. Unterschiedene Milch- und Blut-Bäder/ worzu und von wem sie gebrauchet? Der Hoheit Irrthum über die Schädligkeit der Laster. Neuigkeit niemals ohne freundliche Stirne und köstlichen Geschmack. Ehrsüchtige Herrschafft dem immer-wachsenden Crocodil gleiche. Der Ada giftige Anschläge wider die Königin Parysatis durch einen besondern Zufall wieder wendet. Parysatis verlieret das Kleinod der Ehre beym Rhascuporis und das bey ihr noch schätzbarere am Halse in währendem Beyschlaff durch die listige Ada. Beyder hieraus erfolgte verzweiffelte Entschlüßungen. Geilheit und verschlagen seyn der Parysatis und Ada vermögend den klügsten König Rhemetalces zu hintergehen/ und der vorhin vertrautesten Eriphylen auf unerhörte Grausamkeit das Lebens-Licht auszuleschen/ also an dieser Laster durch Laster zu straffen; dagegen aber auch vermittelst beyder wachsenden Boßheit Laster durch Laster aufs genaueste zu verbinden. Parysatis schändliche Hinrichtung durch die Ada und den König befördert; Ihre vom Fluß Hebrus ausgeworffene und an ihrem unter anderm Vorwand des Todes gehaltenen Begräbnis-Tage ans Licht kommende Leiche erwecket wieder den deshalben verdächtigen König ihren Gemahl Haß und Aufruhr/ mit Verweigerung seiner im Tempel des Bachus gesuchten Frey- und Sicherheit. Die Hinrichtung des Königs und Verfolgung des Königlichen Printzens Cotys durch die herrschens-süchtige Ada und ihren deswegen geliebkosten Gemahl den Rhascuporis zuwider des jüngern Rhemetalces bewerckstelliget. Herrschens-Sucht von aller Blut-Freundschafft und Barmhertzigkeit entfernet. Rathschläge einerley Verhängnis mit den Gesichtern/ daß die Schönen allein gefallen. Der boßhafften Ada gifftige und meuchelmörderische Nachstell- und Verläumbdungen gegen den frommen Rhemetalces ihren Stief-Sohn durch dessen Tugend und Unschuld wunderbarer Weise zernichtet. Rhemetalces von seines

Vaters

Vaters des Rhascuporis siegendem Feinde Cotys aus dem Gefängnis erlöset / mit halb Thracien / Rhascuporis aber durch dieses seines Sohnes Vorbitte mit einem unverhofften Frieden beschencket. Rhemetalces schlüßet seine bisherige Erzehlung mit seiner neuen Bewillkommung zu Rom und Zurückkehr in des Varus den Deutschen bald darauf zur Beute gediegenes Lager. Rhemetalces / des Flavius und Zeno mit der Königin Erato und Jsmene geführte Liebes-Rätzel. Geschwinde Liebe gleich allen schwefflicht-verlodernden Dingen die vergänglichste. Flavius suchet den Zeno bey der Königin Erato in Verdacht / sich aber ans Bret zu bringen. Seine deswegen lauffende Gefahr. Der Königin Erato Gesellschafft mit dem Flavius dem Fürst Zeno argwöhnisch und unerträglich. Jsmenens aus eigener Liebe entsponnene und zu der Königin Erato Verachtung versuchte Besänfftigung. Aehnligkeit und Gleichheit der beständigste Brunn der Liebe / Ungleichheit aber ihr Wechselbalg. Fürst Zeno und Jsmene in ihrem Gespräch verstöret / und von Saloninen verrathen. Der wahren Tugend Eigenschafft. Thusnelde suchet über Saloninens ausführlichem Bericht die in höchster Bestürtz- und Verzweiffelung sich befindende Königin Erato zur Vernunfft; der Feldherr aber seine in den Fürst Zeno verliebte Schwester zu einer Staats-Heyrath an den Cattischen Hertzog Catumer zu bringen. Jsmenens hefftiger Widerstand. Wie viel Afftergestirne und Jrrlichter in der Welt; So viel unachte Ursachen der Liebe. Hertzog Jubils Versprechnis die Cattische Hertzogin zu heyrathen gebiehret in der Liebe Jsmenens mit dem Fürst Zeno eine neue Schwerigkeit. Schönheit / ob sie ein selbstständiges oder nur in der bloßen Einbildung bestehendes Wesen / und ob solche den Göttern des Glücks und Reichthums vorzuziehen? Ergötzligkeit der Liebe Unter- das Glück ihr Deck-Bette / und die Würde ihr Haupt-Küßen. Staats-Klugheit der meisten Heyrathen Kupplerin / und wie weit hierinnen der Zügel zu enthengen? Der vom Feldherrn zwischen dem Fürsten Catumer und seiner Schwester Jsmenen gemachter Heyraths-Schluß erwecket beym Adgandester seiner dem Cheruskischen Hause geleisteten Treue halber Verdruß und Eifersucht. Von Fürsten und ihren Höfen auch im verborgensten zu urtheilen gefährlich. Der Römer Anzug eine Verhinderung dieser Vermählung. Thusneldens Geburts-Tag und Feyer allen Hohen des Hofes eine Gelegenheit durch Tapferkeit Ehre / bey ihren Buhlschafften aber Bewogenheit und Mißgunst zu erwerben. Zirolanens Kaltsinnigkeit gegen den sie hefftig-liebenden Fürst Siegemund / Bewogenheit aber gegen den Rhemetalces. Hertzog Herrmanns Feldzug und Abschied von seiner schwangern Thusnelde sehr schmertzlich. Unterschiedener Völcker mancherley Gottesdienst / Heilige und Priesterthum / aus was vor Geschlechtern dieses erwehlet? Sinn-reiche Vorstell- und Abbildung der Jahrs-Zeiten. Der Weißheit edler Schatz durch keine Geburt fortgepflantzet / sondern durch Mühe und Fleiß erwerblich / auch keinem gewissen Geschlecht eigenthümlich. Des Pöfels Einfalt und Unverstand vor eine Staats-Klugheit und Befestigung eines Reichs zu halten. Der alten Deutschen Gottesdienst. Der Haare Hochschätzbarkeit und Heiligthum bey den Alten. Des Flachses und Leinwand / der Webekunst und Stückwercks gestiegener Werth / Herrligkeit und Vaterland. Der Bräute bey den Römern besondere Mitgifft durch einen angelegten Rocken und

Spindel,

Spindel. Der von Catta in Hertzog Jubils Liebe beeinträchtigten Fürstin Leitholdes zur Hertha Gottesdienst Einweih- und Opferung. Ihre Erhebung der himmlischen/ mit Verwerffung aller eiteln vergänglichen Liebe. Der Schaafe und Rind-Viehs mancherley Land-Art und Nutzbarkeit. Des Ackerbaues grosses Lob. Der siebenden Zahl Geheimnis und Heiligkeit wie in andern Verrichtungen/ also auch beym Opfer-Gebrauch. Des geheiligten Opfer-Feuers Krafft und dabey mit unterlauffender Aberglaube. In unvernünfftige Thiere wüten sündhafft und straffbar. Der Opfer-Thiere erforderte Art und Beschaffenheit. Des Saltzes Hochschätzbarkeit/ dessen vielfältig herrlich- und heiliger Gebrauch. Wahrsagende Brunnen-Gedancken. Schlangen sprechen auf gantz sinnreiche Art durch ihre Zusammenflechtung der Königin Erato den Zeno ab/ und diesen dagegen Ismenen zu. Eines Einsiedlers nachdenckliche Reden von Beschaffenheit des Elementarischen Himmels/ der grossen und kleinen Welt/ als einer wolgestimmten Harffe des Allerhöchsten/ und aus was vor gleichstimmigen Saiten ein jedes bestehe? Thusnelde/ Ismene/ Erato und das übrige Fürstliche Frauen-Zimmer des Hofes befindet nachgehends in der Gegend und bey der Lehre dieses Einsiedlers: daß die Gemüths-Vergnügung wie der Thau des Himmels nicht auf den Misthauffen der Städte/ sondern in der unschuldigen Einsamkeit zu suchen sey.

# Des Andern Theiles

## Erstes Buch.



Eutschland genaaß nunmehr so wohl der edlen Siegs-Frucht / nemlich der Freyheit/ als der grosse Feldherr Herrmann der süssesten Liebe. Denn ob zwar die Deutschen zeither von den Römern nur wie die Löwen eingesperrt gewest waren/ für denen sich ihr Hütter mehr/ als sie für ihm sich fürchten; so war doch der Römer Bekümmerniß ihnen keine Ergetzligkeit; von der sie nun auf einmal gleichsam überschwemmt waren. Jedoch sättigten sie sich nicht an dem Genüß dieses unschätzbaren Gutes/ sondern sie betheilten sich auch mit ihres Feldherrn Vergnügung: gleich als wenn Deutschland nur von dem reinen Feuer seiner Liebe seine Freude/ wie nach dem verjagten Xerxes Griechenland nur in der heiligen Ampel zu Delphos seine Opfer-Kertzen anzünden müste. Also war niemand/ der nicht seine Gemahlin bald schwanger zu seyn wünschte/ oder aus Verlangen schon zu seyn glaubte; umb Herrmanns Haus bald mit einem künftigen Nachfolger unterstützt/ und das Vaterland künftiger Zwytracht entübrigt zu schauen. Denn dieses Helden Verdienste drückten numehr alle Regungen des Neides zu Bodem/ und die Ehrsucht muste seiner Tugend theils aus einer großmüthigen Zuneigung/ theils aus Scham-Röthe den Vorsitz enträumen. Hierdurch blieb das gute Verständnüß der deutschen Fürsten auf festem Fusse: und es schien: daß dieses streitbare Volck zum minsten der Eintracht/ als der Schutz-Göttin aller Völcker/ wo nicht einen so herrlichen Tempel/ als die Römer gethan hatten/

ten/ doch aus so eifriger Andacht ein Heiligthum bauen wolten; weil/ allem Ansehen nach/ das unschätzbare Geschencke Göttlicher Versehung/ nemlich ein beständiger Friede so ubrplötzlich nicht zu hoffen war. Denn/ ob zwar durch die Niederlage des Varus der Römer Bothmässigkeit innerhalb des Rhein-Stroms fast gäntzlich erloschen war; so hielten sie doch diesen Fluß durch etliche Festungen noch gleichsam angefässelt; also Deutschland in Argwohne: daß die Römische Rachgier ihre Galle und des Käysers Herrschsucht ihr Gifft bey erholeten Kräfften und überkommener Gelegenheit bald wieder auf die Deutschen ausschütten würde. Sintemal sie aus hundert Beyspielen schon gelernet hatten: daß die Abtretung eines vortheilhaften Ortes wider die Grund-Gesetze der Stadt Rom liesse; ihre Niederlegung der Waffen auch nur ein Spiegelfechten wäre; indem die Römer sich des Friedes und Krieges wie zweyer Müntzen gebrauchten; nachdem Zeit und Zufälle eine für der andern zu ihrem Vortheile gangbar machte; gleich als wenn grosser Reiche Anliegen auf der Wage der Gerechtigkeit nicht Raum hätten/ und der Käyser Willkühr alles gewaltsame zuläßlich machte. Daher sich Hertzog Herrmann keines aufrichtigen Vergleichs zu versehen hatte/ ungeachtet er wohl verstand: daß das abgemergelte Deutschland nicht weniger der Erholung/ als ein Krancker des Schlafes von nöthen hätte; sondern vielmehr glaubte: daß die deutsche Freyheit denen beym Hellespont auf des Protesilaus Grabe wachsenden Bäumen gleich wäre/ welche alsofort biß an die hernach wieder ausschlagende Wurtzel verdorren/ wenn sie so hoch gewachsen sind: daß man von denselben das gegen über liegende Ilium erblicken kan. Wie viel mehr hätten also die Deutschen Ursache die nicht über dem Meere/ sondern nur über dem Rheine liegenden und noch unzerstörten Blockhäuser der Römer als ihre Schiffbruch-Klippen anzuschauen. Bey welcher Bewandniß denn auch die vereinbarten Fürsten sich des nach dem Ubischen Altare entkommenen Asprenas Schreibē nichts irre machen liessen; darinnen er einen Vorschlag des Friedens that/ und den Feldherrn versicherte: daß der Käyser des lasterhaften Varus Verfahren verdammte/ und sein verzweifelter Selbstmord ihn nur einer empfindlichern Straffe entrissen hätte. Wormit sie ihm aber für seinen blauen Dunst einen Nebel verkauffien/ schrieb der Feldherr dem Asprenas zu: Er erwartete vom August den Vorschlag des ihm zwar nicht nöthigen/ doch allzeit annehmlichen Friedens. Seine Neigung hierzu hätte er bereit durch die Freylassung der gefangenen Königin Erato/ des Fürsten Zeno und Malovends an Tag gegeben/ und er besiegelte sie hiermit abermals durch Zurücksendung hundert Römischer Befehlshaber. Durch diese Antwort verbarg Herrmann nicht nur sein Absehen die Römer von dem Rheine zu entfernen; sondern er drückte den Deutschen auch diese gute Meynung ins Hertz: daß er durch Verlängerung des Krieges seine Bothmässigkeit über die Deutschen zu vergrössern nicht gemeynt wäre. Unterdessen machte doch der Käyser ihm diese Erklärung zu Rom gewaltig nütze. Denn/ ob er zwar seiner Scharffsichtigkeit nach allzu wohl verstand: daß Hertzog Herrmann nicht weniger des Sieges sich zu gebrauchen/ als zu siegen wuste; und daß so wohl der mit Gewalt einbrechende Winter den Verfolg des Krieges hemmte; als Herrmann in Deutschland noch viel Berge der Hindernisse zu übersteigen hätte; so erleichterte er doch sich und gantz Rom dieses Kummers: daß die Gallier denen bereit über den Rhein streiffenden Sicambern beyfallen/ den durch so ungewöhnlichen Sieg der gantzen Welt beruffenen Herrmann für ihr Haupt erkiesen; er aber in die Fußstapfen seiner hitzigen Vorfahren über die Alpen zu steigen/ und derselben Glantz zu verneuern trachten würde. Sintemal freylich die Durch-

dringung dieses Gebürges bey den Nord-Völckern eben so hoch als bey den Griechen des Jasons Reise nach Colchis/ des Bacchus in Indien/ und des Hercules biß nach Calpe und Abila gehalten ward. Weswegen August/ als er nur ein wenig sich von der ersten Bestürtzung erholet hatte/ die Verminderung der Schatzung in Gallien/ das mehr als fünf tausend Galliern verliehene Römische Bürger-Recht/ zum ersten Mittel angewehrte dieses leichtsinnige Volck im Gehorsam zu behalten. Ob nun zwar dergestalt das erste Schrecken vorbey war; so empfand doch der Käyser allererst nach und nach die Heftigkeit der von den Deutschen empfangenen Wunde. Denn der mit reichen Geschencken zu gewinnen versuchte Marbod gab dem Käyserlichen Botschaffter Sextus Apulejus zwar den ihm zugeschickten Kopf des Varus wieder/ sonst aber zweifelhafte Antwort. Uber diß berichtete Apulejus nach Rom: daß dieser mächtige König mit dem Hertzoge Jngviomer nichts minder geheime Rathschläge/ als offentliche Verträuligkeit unterhielte; ja die Marckmänner ihren Haß gegen die Römer/ und die Begierde sie zu bekriegen offentlich an Tag gäben. Die Gallier versicherten den Käyser zwar ihrer Treue; aber dieses mehr aus Rache gegen die Deutschen/ welche ihnen mit dem Varus dergestalt zur Ader gelassen hatten: daß iedes edle Haus etliche Todten zu betrauren hatte; als aus Zuneigung gegen die Römer. Weswegen sie auch die Unmögligkeit fürschützten die Römischen Festungen am Rheine und die Uberbleibungen des Varus mit neuen Hülffs-Völckern zu verstärcken. Die übrigen Gräntz-Völcker begonnen gleichfalls mehr der Römer Freundschafft zu erhalten/ als sich für ihren Waffen zu fürchten; etliche überwundene auch gar die alte Schatzung zu weigern/ und die des Gehorsams erinnerten Pannonier zu dräuen. Jedoch wäre die Schwachheit der äusersten Glieder noch zu verschmertzen gewest/ wenn nicht Rom die Ohnmacht selbst im Hertzen gefühlt hätte. Denn es forderte die Vorsicht wegen noch immer besorglichen Einbruchs der Deutschen in Jtalien/ oder zum mindsten das Ansehn des Römischen Reichs die durch dreyer und mehr Legionen Niederlage aufgehobene Schande wieder auszulöschen. Sintemal wie mächtig diß gleich war/ bestand doch seine Grösse mehr am Ruffe/ als an der Tugend/ seine Stärcke mehr am Ruhme voriger Siege/ als an Waffen. Diese Scharte aber konte durch keinen Dunst/ sondern allein durch den Nachdruck einer anständigen Rache ausgewetzt werden. Wie nun der Käyser den hierzu nöthigen Werckzeug/ nemlich ein frisches Heer zu werben/ und bey dessen schläfriger Fortstellung die junge Mannschafft zu zehlen befahl; befand man Rom und Jtalien durch die Deutschen und Pannonischen Kriege über alle Einbildung erschöpft; die noch zum Kriege tüchtigen auch durch den letzten Streich der Deutschen so erschreckt: daß weder die Erhöhung des Kriegs-Solds/ noch andere Vertröstungen sie Dienste zu nehmen bewegte. Ja als alle nach der Cannischen und Cimbrischen Niederlage hervor gesuchten Mittel nichts verfangen; die Vermögenden sich aus Jtalien flüchteten/ die Geworbenen durchgingen/ ließ August alle nicht über fünf und dreissig Jahr alte Mannschafft zehlen/ die wider die Deutschen zu kriegen sich weigernde loosen/ und allemal den Zehnden seines Vermögens und der Ehre verlustig erkennen. Als aber auch hierdurch den Römern die Furcht für den Deutschen nicht aus dem Hertzen zu bringen war/ ließ er vielen wie Flüchtigen zur Ader lassen/ nach empfangenen Ruthen-Streichen die Hände/ ja denen/ welche von der Deutschen Tapferkeit was erzehlten/ die Köpfe mit dem Beile abhauen. Worbey es aber noch nicht bewendete/ sondern sein Argwohn: daß die in Rom noch befindlichen Deutschen und Gallier der Zunder dieses Unheils wären/ verleitete ihn über die Schran-

cken

cken seines gewohnten/ und kluger Fürsten anständiges Glimpfes. Denn da er anfangs nur die aus Vorwitz oder der Handlung halber zu Rom befindlichen Deutschen aus der Stadt zu weichen befehlicht hatte/ schaffte er nicht nur diese aus Italien/ und die unbewehrten Gallier aus Rom; sondern auch die/ welche aus beyden Völckern sich unter seiner Leibwache befanden/ und durch nicht gemeine Dienste in dem Dalmatischen Kriege ihre Treue bewehrt hatten/ wurden auf unwirthbare Eylande des Egeischen Meeres verschickt; gleich als wenn diese das Schrecken der Welt die Stadt Rom zu empören im Schilde führten; oder das gantze Reich zu zerrütten mächtig wären. Wiewohl es allerdings nicht ohne war: daß die Edlen/ weil sie ihnen viel neue und/ was die Athenienser von sich rühmten/ gleichsam aus ihnen selbst entsprossene Leute in Besetzung der Ehren-Aempter fürziehen sahen/ das gemeine Volck aber/ welches August durch Brodt und Schauspiele auff seine Seite gebracht hatte/ nach Entziehung dieser auf gewisse Tage vorher bestimter Kurtzweilen/ ihre Abneigung gegen dem ohne diß veralternden Käyser deutlich blicken liessen. Weil nun vorige Zeit alles Wasser auf Augustens Glücks-Mühle geleitet hatte; war diese unvermuthete Veränderung/ fürnemlich aber der augenscheinliche Abfall seines Ansehens ihm so viel empfindlicher. Die Welt hatte ihn über dreissig Jahr als einen Gott verehret; nunmehr aber sahe ihn Rom nicht nur für einen Menschen/ sondern für einen Unglücklichen an. Er selbst erkeñte an sich seine Schwäche; und ward gewahr: daß er zwar in seinem Zimmer das Bild/ nicht aber das güldene Glücke selbst/ noch viel weniger aber die güldenen Waffen/ damit es zu bestreiten wäre/ besässe; sondern/ daß diese grosse Göttin der Welt/ wenn sie in einer Hand gleich einem das Horn des Uberflusses zeigte; doch die andere voller Vogel-Leim zu Bestrickung unserer Gemüther/ auf dem Haupte eine Kugel/ zum Zeichen seiner Unbeständigkeit hätte; und also alle die/ welche es wie eine gefangene an der Schnure zu führen vermeynte/ dardurch bethöret würden. Ja er fing an die ihm bißher so geneigten Götter für verdächtig zu halten/ als wenn sie durch ihn der Welt ein Beyspiel eines aufs höchste geschlagenen/ aber desto tieffer fallenden Balles zum Gelächter fürstellen wolten. Also rechnen die Menschen nichts minder dem Göttlichen Verhängnüsse ihre Fehler/ als die Finsternüsse dem unerschöpflichen Brunnen des Lichts/ nemlich der Sonne zu/ und wenn sie den ersten kaum sichtbaren Brutt des Unglücks verachten/ dem ihnen zu Kopfe wachsenden aber noch heucheln; heisset es: Menschliche Klugheit könne den ihm zuhängenden Untergang nicht verhüten.

In Deutschland war der Feldherr umb die gemeine Wolfarth/ aber ohne wenigern Kummer sorgfältig. Denn der tapfere Hertzog der Sicambern nahm über sich unterm Arpus aber der Catten Hertzog oberhalb des Berges Rhetico mit einem Ausschusse des Kriegsvolcks den Römern an dem Rheine die Uberfarth zu verwehren; wormit das Heer den Winter durch/ als bey welcher Zeit das Gesetze der Natur zwischen den Streitenden einen Stillestand macht/ desto sicherer ausruhen/ und aufs Früh-Jahr den Sieg so viel rüstiger verfolgen könte. Denn streitbaren Völckern dienet die Ruh/ wie den weibischen eine stete Abhärtung zum Wetzsteine der Tapferkeit. Unter diesen kriegerischen Anstalten der Klugheit/ machte sich auch die Liebe geschäftig/ und brachte es so weit; daß es schien: Die Deutschen wären eben so geneigt als die Samier in dem Tempel der Pallas der Liebe einen Altar aufzubauen. Denn wie der Cheruskische Hof dißmal ein rechtes Heiligthum der Tugend abbildete; also hatten entweder der Himmel durch einen gütigen Einfluß ihn mit vielen Zuneigungen überschüttet/ oder des Fürsten

Herrmanns und Thußneldens Hochzeit-Fackeln in alle zarte Hertzen etliche Funcken dieser süssen Empfindligkeit gestreuet/ welcher eben so leicht als Schwefel-fangender Zunder ohne diß mit der Mutter-Milch in unsere Adern geflösset wird; und es gleichsam zweifelhaft bleibt: Ob das Hertze oder die Liebe im Menschen zu leben anfange. Denn da eine faule Taube die andern anfäulet; da der Cameleon desselben Dinges Farbe anniṁt/ dem er sich nähert/ das der Natur widrige Gift/ die herbesten und andere ansteckende Gemüths-Regungen/ Zorn/ Haß und Traurigkeit anfällig sind; wer wolte zweifeln: daß das Band der Natur/ die alleranmehmlichste/ ja Steine und Stahl durchdringende Regung/ welcher Verlangen und Hoffnung vor-Wollust und Freude nach-treten/ nemlich die Liebe andere mit ihrem geistigen Atheme nicht anstecken könne? Zumal die meisten Menschen durchgehends mehr nach anderer Beyspiele/ als nach Leitung der Vernunfft leben. Hierzu war das mit so viel Lust-Spielen und Kurtzweilen begangene Feyer des Hertzoglichen Beylagers kommen; da iedes in des andern Hertzen eine Freude anzuzünden bemühet war; und daher die Geheimnüsse seiner Seele zu entdecken/ oder eines andern auszunehmen Gelegenheit bekam. Denn wie die Freude die alleroffenhertzigste unter denen Gemüths-Regungen ist; also hat sie auch die Eigenschafft selbte weich zu machen: daß man darein/ wie in ein zartes Wachs/ leicht etwas bilden kan. Die Vertrauung aber eines Geheimnüsses ist schon mehrmals eine halbe Freundschafft/ und diese die Schwester der Liebe. Hierauf fällt es der öfftern Gemeinschafft nicht schwer: daß sie durch ihre ehrerbietige Bezeugung/ durch vernünfftige Schlüsse/ durch treuhertzige Verbindligkeiten ein wolgestaltes Bild in des andern Hertz einpregt. Denn die Augen nehmen solches nicht nur wie in einem Spiegel an/ und tragen es zum Hertzen; sondern alle Sinnen lassen sich hierbey zu Gehülffen brauchen. Die Aehnligkeit so wohl der Seele als des Leibes ist zwar das fürnehmste Quell der Liebe. Denn ohne diese kan so wenig/ als des ungleich geeckten Sonnen-Staubes/ oder anderer sich nicht zusammen-fügender Dinge Vereinbarung geschehen. Gleichwohl aber muß diese durch die Gemeinschafft angewehrt/ und aus ihrer Verborgenheit zu Marckte gebracht werdē. Denn wie sehr die Palmbäume gleich einander zu umbarmen/ die Wein-Stöckel Ulmen-Bäume zu umbwinden geneigt sind; strecken doch jene weder ihre Aeste/ noch diese ihre Reben in die Ferne aus; sondern sie müssen die Näherung wie gleich-gesiṅte Gemüther die Gemeinschaft zur Mecklerin habē. Denn durch diese gibt sich die Seele in Augen und auf dem Munde bloß; sie läst sich durch Gespräche und Seufzer aus/ sie trägt den Brand aus einem Hertzen ins andere/ und thut mehrmals diß Wunder: daß die/ welche man für kälter als Marmel angesehen/ heftiger als Schwefel zu lodern anfangen. Insonderheit fängt dieser innerliche Zunder leicht Feuer/ wenn solche Gemeinschaft einen Zug zur Tugend in sich hat/ ja sie diese gar zum Ziele ihrer Unterredungen erwehlet. Sintemal hieraus die allersüsseste Wollust erwächst/ und wie der blaue Magnet aus Mohrenland seines gleichen so viel fester an sich zeucht; hingegen das unwürdige Eisen von sich stöst; also hat die Tugend auch einen mächtigern Zug zu eines andern Tugend. Dahingegen die ohne ihren Trieb rege Neigung des Pöfels sich zwar mit etwas geringem/ wie der gemeine Magnet-Stein mit schlechtem Eisen vergnügt/ aber zwischen dieser ungleichen Vermählung auch nur eine ohnmächtige Verbindung geschiehet.

Bey dieser Beschaffenheit darff es keiner übermässigē Verwunderung: daß gleichsam auf einmal sich in so vielen Hertzen eine nachdrückliche

che Liebe anspan. Sintemal des Feldherrn Bruder/ Hertzog Flavius/ gegen die Königin Erato/ der Fürst der Hermundurer Jubil gegen das Ascanische Fräulein Leitholde/ der Cattische Hertzog Catumer gegen die Chaucische Fürstin Adelgunde/ der Chassuarier Fürst Siegemund in das Marsingische Fräulein Zirolane/ und der gefangene Fürst der Marsen/ Malovend gegen die Cattische Fürstin Catta mehr als eine seichte Liebe in ihren Hertzen hatten einwurtzeln lassen. Wiewol nun die Liebe die Gegenliebe ins gemein zu ihrer Tochter hat; weil sie entweder aus einer verborgenen Würckung der Natur oder aus einer dem Menschen angebohrnen Hoffart nur dis/ was ihr gleichet/ lieb gewinnt; so gar: daß die Mohren die von uns mit Kreide und Zinober gebildete Liebe mit Kohlen abmahlen; ja die Affen/ wenn sie mit dem Pinsel umbgehen könten/ von ihr ehe in einer Meer-Katze als in Frauen-Gestalt einen Riß machen würden; so war doch dis eine seltzame Verwickelung der Liebe: daß alles dieses Frauen-Zimmer zwar keine unempfindliche Seelen/ noch steinerne Hertzen in ihrem Busen beherbergte; gleichwol aber keine eine Neigung zu demselben empfand/ der sie liebte. Denn die Königin Erato war ein völliges Eigenthum des Fürsten Zeno/ und also war sie selbst nicht mächtig den Hertzog Flavius auch nur mit dem wenigsten ihres Genüsses zu beseeligen. Wie wenig Erato nun dem Flavius zu entraumen gedachte; so grosse Hoffnung machte ihr die Fürstin Ismene in der Geheim-Kammer ihres Hertzens den Fürsten Zeno gar zu besitzen. Die lebhaffte Fürstin Catta war eine stumme Anbeterin Hertzog Siegemunds/ und Adelmunde Catumers. Die Ascanische Fürstin Leitholde widmete sich dem Fürsten Jubil/ er aber hatte sowol als Rhemetalces auf das Marsingische Fräulein Zirolane sein Auge gerichtet; und wünschten beyde nur von so einer angenehmen Gebieterin in Besitz und unter ihre Botmäßigkeit genom̃en zu werden. Welche seltsame Verwechselung der Gemüther entweder aus einem absonderen Absehen des Verhängnüsses/ oder aus einer Eyversucht des Gelückes herzurinnen schien/ welches allem Fürhaben einen Spaan einzuhauen bemühet ist; das sonder sein Gutachten/ oder mehr aus freyer Wahl als nach seiner blinden Leitung angehoben wird.

Weil die neugebohrne Liebe nun entweder aus einer kindischen Schamhafftigkeit/ oder aus einer Beysorge zu verunglücken sich so sehr in ihre Gedancken/ als die Eule in die Finsternüs verstecket; blieben zwar alle diese Regungen etliche Zeit verborgen. Endlich aber bricht doch dieses Feuer eben so wol als das irrdische herfür/ wenn es durch seine Vergrösserung Lufft kriegt/ und den ersten Rauch zertheilet. Daher denn die Königin Erato am ersten des Flavius Liebe wahrnam; weil sie entweder die Erfahrung schon zu der scharfsichtigsten Prüferin der Hertzen gemacht/ oder weil diese Glut in dem Hertzen so sehr überhand genommen hatte: daß er sie nicht länger bergen konte/ oder auch wolte. Denn weil die Eröfnung der Liebe eben so wol als der Kranckheiten eine Erleichterung macht/ und sie zwar in ihrem eigenen Hertzen ihren Brand fühlet/ oder aus einem andern ihre Kühlung hoffen muß; zeiget sie endlich mit Fleiß ihre Blösse. Des Flavius ersten Liebes-Merckmahl war: daß wie die Röthe seine Wangen in eine Blässe/ also seine angebohrne Freudigkeit in trauriges Nachdencken verfiel. Er entschlug sich aller vorher beliebten Gemeinschafft/ und suchte sein Vergnügen in Einsamkeit. Jedoch ließ er keine Gelegenheit vorbey sich der Erato zu nähern/ wo es ohne übrige Zuschauer geschehen konte. Wiewol so denn seine Seufzer seine beste Beredsamkeit

 waren.

waren. Sie mißtraute zwar eine gute Zeit ihrem Argwohne; weil sie meinte: daß Flavius an sie als eine Frembde/ und welche bereit schon durch ihr Verlöbnüs des Zeno Eigenthum worden wäre/ so schwer einen Anspruch/ als von ihr einige Hofnung machen könte. Nachdem aber des Flavius Augen und Gebehrden täglich seines Hertzens deutlichere Verräther wurden; nöthigten sie ihr nur einen gäntzlichen Glauben auf; und beschiede sie sich: daß wie das Feuer in verschlossenen Engen/ also die Liebe/ wo ihr die Unmögligkeit einen Riegel fürschübe/ am mächtigsten; und nach frembdem Gute am lüsternsten wäre. Bey so bekümmertem Zustande wuste ihre Klugheit keine heilsamere Vorsicht fürzukehren/ umb weder den Flavius durch ihre Kaltsinnigkeit zu beleidigen/ noch ihren geliebten Zeno eifersüchtig zu machen/ als daß sich ihre Augen einer Blindheit/ ihr Hertz einer Unempfindlichkeit annam. Dis aber war keine bessere Kühlung/ als das Feuer mit Oel/ den Kalck mit Wasser leschen wollen. Denn Flavius gerieth hierüber in so offenbare Flamme: daß die getreue Salonine augenscheinlich sahe/ was Flavius verbergen und Erato verstellen wolte. Diese Scharffsichtigkeit aber versetzte ihr Haupt in so grosse Verwirrung/ als ihr Gemüthe in Bekümmernüs. Denn ihre Zuneigung machte ihr ihr eigenes Leid hundertmal erträglicher/ als dis/ was ihrer vollkommenen Königin zu thun nur von ferne dräuete. Ihre Erfahrung hatte sie schon allzu schüchtern gemacht: daß sie meinte; es könte so wenig ein Wetter aufziehen ohne die Königin Erato zu fehlen/ als ein Schwantz-Stern erscheinen ohne was übels zu bedeuten. Wie sich nun Flavius nicht allein je länger je mehr bloß gab/ sondern Salonine auch von Zertrennung des Fürsten Zeno und der Königin Erato einen nachdencklichen Traum hatte/ konte sie ihre Ausspürung nicht länger auf dem Hertzen behalten; sondern sie eröfnete noch selbigen Morgen der Erato ihren Traum und ihre Gedancken. Diese seufzete und fieng an: Es ist nicht Noth mein Unglück mir aus Ungewißheit der Träume wahrzusagen/ welche öfter ein Brutt unserer Tages-Gedancken als Göttliche Offenbarungen sind. Meine Augen haben vielleicht ehe/ als ihre/ meine vertrauteste Salonine/ diesen Unstern erkieset. Weil es aber ein Glück ist/ sein Unglück verbergen/ wormit die Feinde sich nicht darüber kitzeln/ Freunde aber betrüben; habe ich weder ihre Gemüths-Ruhe mit diesem Hertzens-Kummer zu stören/ noch meinen getreuesten Zeno durch diese Todten-Post zu entseelen für verantwortlich geschätzt. Salonine antwortete: Die Verhölung ihres Kummers wäre freylich wol mehr für eine Würckung ihrer zarten Seele/ als für ein Mißtrauen zu halten; welches unter denen/ die man noch nicht recht ausgenommen/ zwar mit Rechte die Spann-Ader der Klugheit genennet würde; weil die meisten Menschen schienen aus dem Wunder-See in Mohren-Land getruncken zu haben/ dessen Wasser einen nöthigte alles zu sagen/ was ihm auf dem Hertzen läge. Und der geschwätzige Widerschall diente zu einem fürsichtigen Lehrmeister: daß die Einsamkeit selbst nicht ohne Verräther wäre. Alleine gegen geprüfete Freunde was geheimes verhalten/ gereichte zu ihrer Beleidigung. Und insonderheit geschehe hierdurch nicht allein ihrem getreuesten Zeno Unrecht; sintemal die Liebe deshalben nacket gemahlet würde/ weil Liebende für einander nichts verhölen solten; sondern sie würde auch beyder Gefahr und Ubel vergrössern/ wenn sie dessen Wachsthume nicht durch die klugen Rathschläge des weisen Zeno zuvor käme. Denn der Feldherr Herrmann wäre zwar ein gerechter/ und Flavius ein tugendhafter Fürst; aber allem Ansehen nach ein feuriger Herr; und hefftige Liebe junger

Leute ein solch Ungeheuer: daß sie nicht nur frembde/ sondern eigene Häuser in Brand steckt/ die Taffel seiner besten Freunde mit Giffte/ und das Bette der Unschuld mit Blute besudelte. Sie wäre die Schlange/ welche die Kinder ihres wolthätigen Wirthes ersteckte. Der Feldherr wäre des Flavius Bruder; zu dessen Verwirrungen er gleichsam aus Verbindligkeit des Geblütes ein Auge zudrücken müste; Sie alle aber Gefangene/ welche mit der Helfte der Gerechtigkeit sich zu vergnügen hätten. Erato setzte zwar entgegen: Es gäbe gewisse Geheimnüsse/ welche sich ohne Versehrung der verbindlichsten Freundschafft verschweigen liessen/ ja welche man ohne sich selbst einer herrlichen Liebe unwürdig zu machen/ und sonder des Geliebten Versehrung ihm nicht entdecken könte. Aber Salonine begegnete ihr: der Artzt möchte zwar dem Krancken/ aber nicht der Krancke dem Artzte seinen gefährlichen Zustand verhölen; also auch Erato nicht dem Fürsten Zeno/ als durch dessen kluge Leitung sie alleine genesen könte. Ob nun zwar Erato Saloninens Einhalt für recht und heilsamlich muste gelten lassen/ konte sie doch übers Hertze nicht bringen: daß sie entweder selbst dem Fürsten Zeno sich eröfnete/ oder Saloninen es zu erlauben/ sich hätte entschlüssen können. Hingegen hatte Flavius bey ihm nunmehr einen festen Schluß gemacht: daß nach dem sich Erato zu seinen Blicken blind/ zu seinen Seufzern taub anstellete/ und seine stumme Sprache nicht verstehen wolte/ nunmehr gar seine Zunge zu lösen. Die Gelegenheit hierzu spielte sich ihm wenige Tage hernach selbst in die Hand. Denn als der Feldherr Thusneldens Geburts-Fest feyerte/ traf das Loß die Königin Erato und den Flavius: daß diese in einem Tantze/ darinnen allerhand Völcker aufgeführet wurden/ Gefährten wurden/ und er einen Mohr/ sie eine Mohrin fürstellen musten. Wie sie nun des Abends bey vielen Windlichtern zusammen auf einem mit Schnee-weissen Pferden gezogenem Wagen ihren Aufzug hielten; fieng Flavius nach einem tief-geholeten Seufzer die Königin liebreitzend anschauende an: Wolte GOtt! unvergleichliche Erato: daß ich mit meiner heute angenommenen Mohren-Gestalt auch so viel Augen bekommen hätte/ als die an dem Meere wohnenden Mohren haben sollen/ oder denen man so wol ihres scharffen Gesichtes als des geraden Pfeilschüssens halber ihrer wol vier zueignet. Denn so würde ich ihre überirrdische Schönheit anzuschauen würdiger seyn/ gegen welcher ich meine blöde Augen aufzuheben beynahe mich nicht erkühnen darf. Erato röthete sich anfangs/ versetzte aber mit einer lächelnden Anmuth: Sie sehe wol: daß der Zinober/ mit dem sie sich nach Mohrischer Art angestrichen hätte/ ihr den Werth einer wahren Zierde zueignete/ und ihre sonst verächtliche Flecken verdüsterte: daß bey diesem Spiele ein so vollkommener Fürst ihrer Gestalt halber mit ihr zu schertzen sie nicht zu verächtlich hielte. Flavius holete noch einen tieffern Seufzer und fieng an: Ach unbarmhertzige Erato! wil sie nunmehr auch die grausame Pein meiner unausleschlichen Liebe zu einem Gelächter machen; nach dem sie zeither für meinen Seufzern wie eine Natter die Ohren verstopfft/ und ihre Augen meine feurigen Anblicke wie ein unempfindlicher Spiegel zurück gestossen haben? Glaubet sie: daß die Liebe mein Gesichte so sehr verblendet/ als meine Seele verwundet habe: daß es ihre angebohrne Schönheit für einer sie verstellenden Schmincke nicht unterscheiden könne? Meinet sie: daß der/ welcher umb sein höchstes Glück und Unglück bekümmert ist/ was nicht ernsthaftes aussprechen könne? Erato sahe wol/ wie tief des Flavius Liebe schon eingewurtzelt seyn müsse/ und sie befand selbte so beweglich von ihm ausgedrückt: daß ihre hieraus erwachsende

Bekümmer-

Bekümmernis nicht verhindern kente in ihrem Hertzen seines unfruchtbaren Brandes halber ein empfindliches Mitleiden zu zeigen; wormit sie ihm denn auch derogestalt begegnete: Nicht nur die Prüfung ihrer eigenen Unwürdigkeit; sondern des Fürsten Flavius sie übertreffende Vollkommenheiten nöthigten sie nochmals ihre erstere Meinung zu behalten. Denn wie möchte sie als eine braune Armenierin oder Halb-Mohrin/ als eine gefangene Nachbarin der wilden und deswegen für einäugicht gescholtenen Arimaspen von einem solchen Fürsten ihr einige Zuneigung träumen lassen/ dessen Leibes- und Gemüths-Gaben gegen einander umb den Vorzug stritten/ und welcher die umb ihn werbenden Schönheiten des grossen Roms verschmähet hätte? Wie könte sie mit ihrem Glauben sich so weit verirren: daß seine Tugend ein Auge auf die werffen solte/ welche über sich mehr keine Gewalt hätte; sondern des Fürsten Zeno unverwendliches Eigenthum wäre? Grausamste Erato! brach Flavius heraus. Trauet sie gegen ihrer eingepflantzten Gütigkeit ihr strenges Urtheil zu verantworten/ welches mich ehe zum Tode verdam̃t/ eh ich gehöret bin? hält sie mich für eine giftige Schlange/ weil ich nach der allersüssesten Milch ihrer Anmuth so lüstern bin? hält sie nicht allein die ihr von der gütigen Natur geschenckte Zierathen mit höchstem Undancke verächtlich/ sondern verkleinert sie auch nach den allgemeinen Ruhm ihrer Lands-Leute: daß die grösten Schönheiten der Welt zwischen dem Euxin- und Caspischen Meere wohnen? Verschmäht sie das Opfer meiner brennenden Seele/ ehe ich sie umb einen Funcken einer andern Gunst angefleht habe/ als daß sie leiden möge/ geliebt zu werden? Ist die allgemeine Sonne der Hertzen nemlich die Liebe in Asien eine solche Dienst-Magd: daß sie einen Menschen lieb haben muß/ umb alle andere zu hassen: so wird man den warmen Morgen-Ländern verkleinerlich ausstellen müssen: daß das himmlische Feuer daselbst zwar schöner-gefärbte Vögel und Steine/ wie auch wolrüchendere Pflantzen; in denen frostigen Nord-Ländern aber eine wärmere und schönere Liebe nehre? Schönste Erato! ach so vergönne sie mir doch zum minsten so lange/ als Wier Africaner seyn sollen: daß ich sie als meine Sonne mit allen Mohren anbeten möge! Sintemal ja der Hunds-Stern/ welch Gestirne doch das heisseste im Aufgeben/ das kühleste beym Untergange ist/ sich im Anfange der kühlen Hundes-Tags-Lüfte nach Einführung des Aristeus gantze Völcker mit Opfern verehren läßt. Wie? oder wil sie die holdseelige Hertzens-Wenderin die Liebe in ihrem Hertzen zu einer Unholdin machen; welche den mit Hagel und Blitz bezahlet/ der ihr sich selbst statt des Weyrauchs entzündet? Unbarmhertzige Erato! ach so gebrauche sie sich ihres an der Seiten hängenden Bogens/ der im Köcher steckenden Pfeile/ und lesche meiner Liebe mit meinem Leben mein Licht aus/ weil sie noch die angenom̃ene Mohren-Farbe des Todes in ihrem Antlitze hat/ und ehe sie die Aehnligkeit des Himmels mit ihrer angebohrnen Schönheit wieder schauen läßt? Flavius redete dis mit einer so verzweiffelten Gebehrdung: daß Erato darüber wehmüthig war/ und anfieng: Es ist Erbarmnis/ nicht Grausamkeit einem bald anfangs den Weg verbeugen: daß er nicht vergebens/ oder in sein Unglück rennt/ so wol/ als wenn man der Motte wehret: daß sie ihr nicht im Lichte die Flügel versengt. Der aber thut ihm selbst nicht weniger Weh/ als andern Leid/ der seine Liebe der Unmöglichkeit wiedmet. Er säet nichts als sein Unvergnügen/ und erndtet an statt der verlangten Gegen-Liebe nur Haß und Unlust ein! O Himmel! ruffte Flavius/ kündigt mir die Göttliche Erato offentlich ihren Haß an? Wil sie mich darumb/ daß ich sie mehr/ als mich selbst liebe/ auf einmal erwürgen! Wil sie mir

sie

sie zu lieben verwehren; wenn ich gleich keine Gegen-Liebe von ihr verlange? Erato antwortete: Mein lieber Flavius; die Liebe verlanget so sehr eine Gegen-Liebe/ als der ziehende Magnet eine Neigung des Eisens; und hat die Liebe für dem/ was sie hasset/ eine so grosse Abscheu/ als der sonst zur Vereinbarung so geneigte Magnet für dem Diamant/ und der Diamant für dem Magnet. Diesemnach muß Flavius entweder in seinem Hertzen was anders/ als Liebe herbergen; oder er muß zugleich wieder geliebt zu seyn verlangen. Ich verlange sie allerdings/ versetzte Flavius; Ich seufze darnach/ wie ein erstickender nach der Lufft. Weil sie mich aber darmit zu begnadigen für unwürdig schätzt; muß ich mich mit was geringerm/ nemlich mit der Erlaubnüs sie zu lieben/ wie ein Schif-bruch-leidender mit einem Brete des zerschmetterenden Schiffes vergnügen lassen. Erato fiel ein: Es ist kein Vergnügen/ sondern vielmehr eine unerträglichere Pein. Lieben und nicht geliebet werden; als dürsten/ und keines Geträncken geniessen. Daher machet der/ welcher ohne Hofnung liebet/ sein Gemüthe zu einer ewigen Unruh; seine Seele gebieret eitel Wehen/ und endlich leschet sein Feuer entweder wie eine Lampe nach verzehrtem Oele aus/ oder suchet seine Kühlung in dem Meere der Verzweifelung. Es ist wahr/ sagte Flavius; Es ist nichts unglückseeligers als eine einsame Liebe/ die keine Gegen-Liebe zur Gespielin hat. Ich weiß: daß der Mutter der Liebe/ als ihr Kind bey bester Pflegung alle Farben verlohr und gantz vermagerte/ von einem Wahrsager-Geist gerathen ward: sie solte noch ein Kind seines gleichen gebähren. Auf welchen Erfolg denn die Liebe bald fleischicht ward; es wuchsen ihm nur nicht die Gebeine/ sondern auch das Hertze und die Flügel; ja eine einige Stunde dieser Gesellschafft thät bey ihm hernach mehr/ als vorhin lange Pflegung der Mutter/ und die Liebkosung der Amme. Aber ich tröste mich: daß nichts mächtiger sey Gegen-Liebe zu zeigen als die Liebe. Diese ist die kräfftigste/ aber auch die unschuldigste Zauberin; welche steinerne Hertzen erweichen/ und Eys-kalte Seelen entzünden kan. Denn alle Gemüths-Regungen sind anfällig/ am meisten aber die Liebe. Sintemal ihr zarter und feuriger Geist/ welcher aus dem Hertzen entspringet/ und dasselbte durch die Augen/ den Mund und Gebehrden ausschüttet/ seine durchdringende Kräfften augenblicklich in geneigte/ mit der Zeit aber auch in widrige Hertzen einsencket/ und darinnen seines Gleichen gebiehret. Erato begegnete ihm: Mich erbarmet sein/ Flavius: daß er sich mit vergebener Hofnung mehr hungrig macht/ als speiset; und daß er von der Zeit/ welche geschickter ist die Liebe einzuschläffen/ als zu erwecken/ eine andere Hülffe erwartet; als daß seine entweder aus Überdrusse verrauchen/ oder aus endlich erkieseter Unmögligkeit sich selbst der Vernunfft unterwerffen/ wo nicht gar aus Anstifftung der Rache sich in bittern Haß gegen meine unverenderliche Unempfindlichkeit verwandeln wird. Flavius brach ein: Ach ungerechteste Erato! Mit was für Fug eignet sie meinem Hertzen eine Veränderung zu/ welche mit ihrem gleichsam eine ewige Ehscheidung haben soll? Warlich/ ich lasse mich weder eines noch das andere so leicht bereden. Die härtesten Marmel werden auch durch die weichen Tropfen des Regens abgenützt; was weiches aber zu versteinern fordert Feuer und Arbeit. Daher wird sie zwar meine für Liebe schmeltzende Seele nimmermehr durch eine widrige Regung sich versteinern sehen; aber ich traue wol zu wege zu bringen: daß ihr härter Vorsatz in Gewogenheit zerrinnen wird/ nach dem sie zumal schon ihrem Bruder/ nemlich dem Erbarmnüsse im Hertzen einen Platz eingeräumt zu haben bekennet. Thun einem doch die Augen wehe vom öftern Anschauen

rother und triefender Augen. Wie soll ich mir nicht die Hofnung machen: daß die aus meinem brennenden Hertzen mit Gewalt gestossene Regungen thätig seyn/ und mit der Zeit ihrer zarten Seele eine solche Empfindligkeit eindrücken werden/ wie sie sie mit aus ihrem Ursprunge gebracht haben? Es ist ja unmöglich einen/der nicht was weniger/als ein Mensch ist/ seinen Woltháter nicht zulieben. Sintemal auch die wildesten Löwen eine zu zarte Seele haben den zu hassen/ der ihnen einen Dorn aus dem Fusse gezogen hat. Und die gifftigen Schlangen würden dieselbe aus ihrer Gemeinschafft verbannen/ welche den stáche/ der sie mit Milche gespeiset hat. Aller Wolthaten Kern und Ursprung aber ist die Liebe; ja sie selbst die gröste oder auch die einige rechte Wolthat. Denn alle Wolthaten/ auf welche nicht das Bild der Liebe gepreget ist/ sind falsche Müntzen/ und haben zu ihrem Schrot und Korn Eigen-Nutz oder Ruhmsucht. Aber ach! zu was für einer Vermessenheit verleitet mich die Heftigkeit meiner Liebe: daß ich das unwürdige Opfer meiner Seele meiner überirrdischen Erato/ wie die Menschen ins gemein magere Ochsen und stinckende Böcke/ die sie auf Altáren verbrennen/ den Göttern für eine Wolthat einnöthigen wil? Was schreibe ich meiner unwürdigen Liebe für Würckung und Verdienste zu: daß sie in ihrer himmlischen Seele den Saamen einer Gegen-Liebe zu streuen fähig seyn solle? Alleine schlagen doch die geringsten Kiesel Feuer aus dem viel köstlichern Stahle. Lässet sich doch das Cyprische Ertzt mit geringem Glase vermischen; und GOtt nimmet eines ohnmächtigen Sklaven gebettelten Weyrauch so gerne als eines Fürsten Hecatomben auf. So verschmähe sie mich doch nicht so gar/ vollkommenste Erato. Sintemal mich meine Liebe ihr zu nichts mehrerm als einem Leibeigenen aufdringet. Denn die Geburt oder das Kauf-Geld verknüpfft keinen Knecht seinem Herren/ das Völcker-Recht die Unterthanen seinem Fürsten nicht so sehr/ als die Liebe den Liebhaber der Geliebten. Die Liebe hat über jenen eine grössere Botmäßigkeit/ als Fürst und Herr über die Ihrigen haben/ ja eine nicht viel kleinere als GOtt über die Menschen. Denn weil die Liebe eine freywillige Dienstbarkeit ist/ erstrecket sich die Herrschafft nicht nur über den Leib/ sondern auch über die Seele; und ihr Gehorsam ist nichts weniger als ein gezwungener Wille. Flavius hätte die Hefftigkeit seiner Liebe noch nachdrücklicher ausgedrückt; wenn ihm nicht die Ankunfft in die Fürstliche Burg ein Stillschweigen aufgelegt hätte. Der Eintritt in den Saal/ und die Anwesenheit so vieler Aufschauer/ insonderheit aber des Fürsten Zeno nöthigte den Flavius alle Empfindligkeit zu verstellen/ und nichts weniger mercken zu lassen/ als worvon sein Hertze voll war. Nach dem sich aber nichts schwerer als Feuer und Liebe verbergen läst/ würde sich Flavius/ nach dem er seiner Liebe schon einmal Lufft gemacht hatte/ zweifelsfrey dismal genungsam bloß gegeben haben/ wenn nicht ohne dis bey dem übernommenen Mohren-Tantze auch frembder Gebehrden und Neigungen sich anzumaßen gleichsam seines Amptes gewest wäre. Wiewol er ihm hierinnen selbst mißtraute/ oder ihn sein Gewissen vielmehr sorgfáltig machte; also: daß er fast allezeit ein Auge auf den Fürsten Zeno hatte/ umb bey selbtem auszuspüren: ob er sich bey ihm nicht schon in Verdacht gesetzt/ oder seinen Eintrag gar verrathen hätte. Wiewol nun Furcht der betrüglichste Mahler ist/ und die seltzamste Bildungen macht/ und wie die Gelbesüchtigen alle andere Farben für gelbe/ also mißtráuliche andere für mißtráulich ansehen; so fand doch Flavius am Zeno nichts bedenckliches. Denn dieser seiner getreuen Erato allzu wol versicherte Fürst dachte auf nichts anders/ als wie er nebst der ihm durchs

Loß zugesellten Ismene ein paar Sarmater zu der gantzen Gesellschaft Vergnügung freudig fürstellen möchte. Wie er aber zu seiner Vergnügung nicht fand/ was er beym Zeno suchte; nemlich eine öftere Verenderung ihrer Farbe/ verbrochene Seuffzer/ und andere an ihm selbst schon geprüfete Merckmahle der Liebe. Jedoch thät Ismene ihr bey währendem Tantze und darauf folgender Mahlzeit einen solchen Zwang an: daß Flavius so wenig ihren/ als jemand anders seiner Liebe Gegen-Satz ergründen konte. Das übrige Theil der Nacht brachte er mehr mit Bekümmernüs seiner Liebe/ als mit Schlaffe zu; und wenn ihn auch diese ein wenig schlummern ließ/ weckte ihn die Lüsternheit Ismenens Absehen zu ergründen wieder auf. Ja er hatte auf den Morgen keine Ruh/ bis er mit Ismenen alleine zu sprechen Gelegenheit fand/ nemlich in ihrem eigenen Zimmer/ nach dem sich Erato und Salonine ihrer eine Zeitlang genossener Gemeinschafft entbrach. So bald sich Flavius mit Ismenen alleine sah/ nam er sie bey der Hand/ führte sie an ein Fenster/ und fieng an: Liebste Schwester; Ich würde nicht werth seyn mich deinen Bruder zu nennen/ wenn mir dein Bekümmernüs nicht so sehr/ als mein eigenes zu Hertzen gienge. Diese meine Verbindligkeit hat gestern meine Augen geschärfft: daß sie dir tieffer ins Hertz gesehen/ als niemand anders in der grossen Versamlung. Ismene ward über diesen Worten im Antlitze gleich als mit Blut übergossen. Daher fuhr Flavius fort: Und deine itzige Farbe bestätigt mich so viel mehr: daß ich gestern nicht geschielet habe/ nemlich: daß du verliebt seyst. Ismene änderte hierüber abermals die Farbe/ aber Flavius half ihr selbst wieder bald mit diesem Beysatze zu rechte: Bilde dir aber von mir diesen Aberglauben nicht ein: daß ich die Liebe das erstgebohrne Kind der Natur/ das Saltz des Lebens/ und den Balsam der Tugend für einen Wechselbalg/ oder für ein Laster halte. Denn sonst würde ich meine eigene Mutter schelten/ die Erhaltung der Welt stören/ und mich selbst verdammen. Sintemal ich dir ebenfals nicht verschweigen kan: daß ich von dem Feber nicht genesen sey/ woran du kranck bist. Traue mir auch nicht zu: daß mein Vorwitz mehr dein Geheimnüs zu erforschen/ als mein Gemüthe dir hülffbar zu erscheinen gemeint sey. Denn auch ich hoffe von deiner Schwesterlichen Zuneigung Mitleiden und guten Rath zu genüssen. Ismene hatte sich nichts weniger als eines solchen Vortrags versehen. Denn sie meinte: daß vom Geheimnüsse ihrer Liebe noch die wenigsten ihrer eigenen Sinnen wüsten; und daher war auch ihre Zunge nicht unterrichtet/ was sie einem so wehrten Bruder antworten solte. Denn die Liebe/ besonders die erstere/ wie rein und unschuldig sie gleich ist/ wünschet ihr doch stets geheim zu bleiben/ entweder aus Schamhafftigkeit/ weil sie nackt ist/ oder weil die Verbergung eine gewisse Süßigkeit an ihr kleben hat. Ihr gutes Vertrauen aber zum Flavius gab ihrem Zweifel bald einen Ausschlag/ und diese Worte in Mund: du hast recht gesehen/ liebster Bruder. Dis mein offenhertziges Bekäntnüs vergewissert dich: daß ich so grosses Vertrauen zu deinem Gemüthe trage; als du Scharffsichtigkeit über meine Schwachheiten hast. Ich bin verliebt! Wolte GOtt aber! daß dis/ was ich liebe/ zu erlangen so möglich wäre/ als es zu lieben werth ist. Deñ weil dis letztere vielleicht meine Vergehung rechtfertigen würde/ wolte ich dir gerne mein gantzes Hertz ausschütten. Nach dem aber der/ welcher den Riß eines auszuführen unmöglichen Werckes sehen läst/ zu seiner grossen Verkleinerung an Tag giebt: daß er Schlösser in die Lufft gebauet habe/ werde ich mein

Geheimnüs auch einem Bruder zu verhölen gezwungen/ in dessen Händen ich mein Glücke mehr als in meinen eigenen versichert weiß. Flavius konte aus dieser Antwort weniger als nichts begreiffen/ und daher ward er so viel mehr begieriger in den Grund ihres Hertzens zu sehen. Daher nam er das Wort von ihr und sagte: Es ist/ liebste Schwester/ eine gemeine Eigenschafft der Liebenden/ aus einem Pfunde einen Centner/ und aus einem wenig zweifelhaften Dinge eine Unmöglichkeit zu machen; welche sich aber über alle Einbildung erleichtert/ wenn man seine irrige Gedancken nur nicht in seinem eigenen Gehirne ersticken läßt. Wie sie aber zu schön ist: daß ihre Liebe irgendswo übel anschlagen solte; also schätze ich sie zu vernünftig: daß sie lieber mit Verschweigung ihrer Kranckheit vergehen; als mit ihrer Eröfnung genesen wolle. Jsmene seufzete/ und fieng an: Ach/ es hat die/ welche von der Liebe gefässelt ist/ wenig Gewalt über sich; und kan sich schwerlich selbst überwinden einen andern ihres verborgenen Absehns als gleichsam ihres besten Schatzes theilhafftig zu machen. Alleine/ vertrautester Flavius/ deine Botmäßigkeit über mich ist so groß: daß ich durch Gehorsam mich lieber dir zum Gelächter machen/ als durch Mißtrauen deiner Freundschafft und Hülffe berauben wil. Es ist leider! Zeno/ den entweder mein vorwitziges Auge/ oder vielmehr das Verhängnüs meinem Hertzen eingepregt hat. Es ist Zeno/ der aus einer seltzamen Schickung anfangs in der Schlacht mit seinen Waffen/ nunmehro aber in der Liebe durch seine Vollkommenheiten mein Meister worden ist. O erwünschte Begebnüs! fieng Flavius überlaut an zu ruffen. Denn ich kan schwerlich meines Wunsches gewehret werden/ ohne daß Jsmene vorher ihre Vergnügung erlangt hat. Unser beyder Heyl hänget an einem Faden/ welcher zerrissen werden muß/ weñ unser beyder Verlangen mit dem erwünschten Zwecke ergäntzet werden soll. Der scharfsinnigen Jsmene kam dieser Vortrag zwar anfangs als ein Rätzel für; jedoch muthmaßte sie alsbald: daß Flavius durch das erwehnte Band nichts anders als die zwischen dem Fürsten Zeno und der Königin Erato bestehende Verknüpffung zerrissen wissen wolte/ und daß wie sie auf den Zeno/ also Flavius auf die Königin ein Auge haben müsse. Daher fieng sie alsofort an: Ach/ liebster Flavius! wo deine Liebe eben die Kette/ welche die Erato mit dem Zeno unauflößlich zusammen bindet/ zertrennen soll/ sorge ich leider/ sie werde mit meiner eine ohnmächtige Sehnsucht verbleiben/ und wir ehe unsern Lebens-Drat/ als ihre Verbindung zerschnitten schauen. Denn ich habe in beyden nichts minder eine durch die seltzamste Ebentheuer geprüfete Treue/ als einen solchen Uberfluß der Tugenden angetroffen: daß ich in mir nicht einmal eine Regung der Liebe empfinde/ sonder daß ich sie zugleich als eine Verletzung der zwey tugendhafftesten Seelen/ und als ein Sterbens-würdiges Laster verdamme. Flavius stutzte hierüber; nach einer kleinen Erholung aber sagte er: Jch höre wol/ liebste Schwester: daß deine Liebe noch ein neugebohrnes Kind sey/ und in Windeln liege/ also was kräfftiges zu beginnen verhindert sey. Laße sie aber nur zu Kräften/ wie meine kommen/ so wird sie dir zu Kopffe wachsen/ und darinnen gantz andere Entschlüssungen gebehren. Jsmene versetzte: Jch bin selbst freylich wol nur ein Kind in der Liebe; wo meine mir noch übrige Vernunft aber nicht den Mäß-Stab verlohren hat/ oder mich meine Empfindligkeit nicht betreugt/ ist die Liebe ein Riese in mir/ und so starck worden: daß ich ihr nicht gewachsen bin. Denn sonst würde ich sie in meinen Gedancken ersteckt/ und sie keiner

Seele

Seele gezeiget haben. Allein ie grösser sie werden/ ie behutsamer muß ich sie verwahren: daß sie sich nicht in ein abscheuliches Ungeheuer verwandelt/ welches wie der Pasiphae Geburt mit gezinseten Menschen unterhalten werden muß. Ich muß ihr die Flügel verschneiden: daß sie sich nicht in einen Raub-Vogel verwandelt/ welcher fremdes Opfer-Fleisch raubet/ und mit der daran klebenden Kohle sein Nest anzündet. Einfältige Ismene/ antwortete Flavius: Wilst du in der Liebe so behutsam oder vielmehr furchtsam seyn/ so verfährest du wider ihre Eigenschafft/ welche sonst auch die verzagtesten keck machet; und hast dich wenigen Glückes zu getrösten/ das eine Gefertin der Verwegenen ist. Wilst du so gewissenhafftig seyn/ und dich nach keinem fremden Gute umbsehen/ oder nichts lieben/ was ein ander schon für dir geliebet hat/ so wirff nur deine Augen auf nichts schönes/ und verzeihe dich bey Zeiten alles Liebens-würdigen. Denn der Schönheit folget die Liebe auf dem Fusse/ wie die Sonne der Morgen-Röthe. Es hat keine Gottheit in der Welt keinen so grossen Beyfall/ und keine allgemeine Anbetung/ wie die Schönheit. Diesen innerlichen Zug gewöhnen uns weder unsere Mütter noch unsere Ammen an; sondern die schöne Natur drücket uns mit ihrer eignen Hand und mit ihrem Pinsel das Bild der Schönheit in unsern Geist; welches hernach unser Gemüthe gegen die ihm fürkommenden Schönheiten so kräfftig/ als die geheime Verwandniß die Magnet-Nadel gegen den beliebten Angel-Stern zeucht. Daher sperren die Kinder nicht so zeitlich die Augen auf/ als sie zugleich über dem Lichte/ über glänzendem Golde und schön gemahlten Dingen ihre Vergnügung zeigen. Ihren Zorn besänfftiget man mit Singen und Saiten-Spielen/ und ehe sie sich noch auf den Gebrauch ihrer Sinnen verstehen/ ergötzet sich schon ihr Augen-Maaß an wohl abgetheilten Sachen. Die Pfauen prangen aus dieser eingepflantzten Liebe der Schönheit mit ihren ausgebreiteten Schwäntzen/ und mit Beschauung ihrer güldenen Augen/ Papegoyen und Tauben mit Aufblehung ihres schimmernden Halses/ Löwen und Pferde mit Erschütterung ihrer Locken und Meynen/ Fasanen und Birck-Hahne so wohl mit Bespiegelung ihrer Purper-Augen/ als Panther und Tiger mit Betrachtung ihrer Flecken. Ja keines unter den Thieren/ denen man die Vernunfft ins gemein abspricht/ ist/ welches nicht mit seiner Schönheit andere zu locken sich bemühet/ und durch anderer Zierde gelockt wird. Aus was für einem Irrthume wil sie denn ihrer Liebe ein so verächtliches Ziel stecken/ worauf niemand anders kein Auge hat; und daher von Schönheit aufs weiteste entfernet seyn muß? Ismene begegnete ihm: Ich bescheide mich zwar: daß alle Menschen von Natur zur Schönheit einen Zug haben; und daß/ wie die Lasterhafften der Tugend/ also auch die heßlichen der Schönheit hold seyn müssen. Aber alle Menschen lieben nicht einerley Schönheit/ sondern dieser eine so/ jener eine anders gestaltete. Diesemnach denn die weise Natur zwar in vielerley Bildung der Blumen/ der Bäume/ der Steine überaus freygebig/ aber in allem dem gegen Bildung menschlicher Antlitzer sparsam/ und in diesem letztern durch gemachte unzehlbare Unterschiede gleichsam verschwenderisch gewest ist. Denn ob zwar die Rosen auf einerley Strauche/ die Lilgen auf einem Stengel/ die von der Vermischung am weitesten entferneten Sterne weder an Grösse noch Farbe einander gleichen; so ist doch zwischen ihnen ein unerkenntlicher Unterscheid/ als zwischen Stell- und Bildungen der Menschen; also: daß unter hundert tausend schönen Antlitzen/ ja unter dreyssig Geschwistern und Zwillingen nicht eines dem andern vollkommen ähnlich seyn wird. Welches die gütige Natur nicht aus einer blossen Kurtzweil/ oder aus einem so ungefährlichen Einfalle/ wie Mahler und Bildhauer zu thun pflegen/

sondern aus diesem weisesten Absehen gethan hat: daß ein ieder Mensch diß/ was seiner Neigung am anständigsten ist/ und also was besonderes aus ihrem reichen Uberflusse so vieler Unterschiede erkiesen könne. Denn es hat nicht weniger unterschiedene Seelen/ als Antlitze; und in jenen eben so weit von einander entfernte Schönheiten/ als in diesen. Daher/ wie die heissen und leichten Sonnen-Stäube gegen dem Behältnisse des Feuers/ die kalten und schweren gegen der Erde/ die wäßrichten gegen dem Meere sich ziehen/ und mit einander vereinbaren; also auch die Seelen ihnen eine ähnliche Schönheit aussuchen. Denn die Aehnligkeit ist der einige Ursprung einer wahrhaften Liebe; also: daß wenn die Spiegel Seelen hätten/ sie unvermeidlich dieselben inbrünstig lieb gewinnen müsten/ welche sich in ihnen bespiegeln; und wenn die Gewässer/ darein die Gestirne sich durch einen Wiederschein abbilden/ ein Hertz hätten/ würden sie eben so gegen einander so verliebt werden müssen/ wie die menschlichen Seelen/ wenn sie in einem ihnẽ ähnlichen Gegen-Satze sich gleichsam bespiegeln. Weil nun aber kein Spiegel mehr als ein Bild auf einmal annehmen und abbilden kan; leitet uns die Vernunft zu solchen Spiegeln/ darein die uns zuvor gekommene Liebe nicht schon ein ander Bild eingedrückt hat. Und also muß ich/ wie schwer michs auch ankommt/ meine Neigung gegen dem Fürsten Zeno als unvernünftig verwerffen/ weil sie mein Bild ohne Vertilgung dessen/ das die Königin Erato schon in sein Hertze gepregt hat/ nicht daselbst eindrücken kan. Flavius versetzte: Es ist wahr: daß nicht allen Menschen einerley Schönheit anständig/ und daß wegen gewisser Unähnligkeit uns offt eine viel andere vergnügende Gestalt höchst zuwider sey; und nichts minder eine Heßligkeit zu seyn/ als manchen der süsseste Honig unannehmlicher als bittere Wermuth zu schmecken pflege. Alleine unsere Neigung ist entweder so denn wie die schwitzenden oder beraucherten Spiegel beschaffen/ welche entweder gar kein Bild/ oder doch solches gantz verfälscht/ und nur als einen betrüglichen Schatten anzunehmen/ also auch eine göttliche Schönheit nicht zu prüfen fähig sind; oder diese absondere Zuneigungen sind auch nur für mittelmässige Schönheiten/ wie die nur in gewisse Geschöpfe flüssende Würckungen für die kleineren Gestirne gewiedmet. Wie die Sonne aber durchgehends in allen Sachen der Welt würcket/ und von allen Völckern/ in derer Köpfen es aufgeräumt ist/ hochgeschätzt wird: also müssen auch die über das gemeine Maaß steigende Schönheiten von allen/ oder zum minsten von sehr vielen geliebet werden. Diese sind Mittelpuncte in dem Leben/ wie die Sonne/ der scharfsichtigsten Weltweisen Lehre nach in der Welt; also müssen sich umb sie unzehlbare Striche aus dem fernen Umbkreisse zusammen ziehen. Diesemnach man sich denn nur mit einer halben Schönheit oder mit einer gemeinen Unvollkom̃enheit vergnügen muß; wenn man keiner fremden Liebe Eintrag thun wil. Wenn du aber/ liebste Schwester/ einen Zeno/ wie ich eine Erato zu lieben das Hertze hast; müssen wir uns so wenig als hurtige Wetteläuffer eines andern Vorsprung/ irre machen; noch den Rauch einer fremden Flamme unsere Liebe ersticken lassen. Ismene antwortete: Es ist meine Meynung nie gewest unserer Liebe alsbald Fässel anzulegen/ wenn ein ander nebst uns nach einerley Ziele rennt; welches freylich eben so wohl als die Renne-Bahn der Ehre mehr als einem offen stehen muß. Aber diß halte ich für verunantwortlich: daß wir beyde dem Fürsten Zeno und Erato/ welche beyde das Ziel ihrer Liebe in erlangter unverwechselten Gegen-Liebe erreicht haben/ ihnen den Siegs-Krantz streitig machen/ ja das heilige Band ihrer festen Ver-

knüpfung

knipfung zerrissen/ und unsere Süssigkeiten ihnen in Galle verwandeln wollen. Flavius seufzete/ und fing an: Meine Vernunfft gibet sich deinem Einhalte zwar gefangen/ aber nicht meine Liebe. Denn diese billiget: daß wie für einem grössern Lichte das kleinere sich verliere/ also einer heftigern Liebe die mässigere aus dem Wege treten müsse. Diese machet sich und Ißmenens Liebe selbst zu zwey Riesen; des Fürsten Zeno und der Erato gegen einander tragende Neigung aber zu niedrigen Zwergen/ und rechtfertiget hierdurch die Reue der vom Zeno absetzenden/ und den Flavius liebenden Erato. Ja sie verurtheilt den Zeno: daß er ohne undanckbare Hartneckigkeit die eifrige Liebe der unvergleichlichen Ißmene nicht verschmähen könne. Also ist unserer beyder Liebe nicht gemeynt dem Zeno und der Erato ihre Liebe zu verbittern/ sondern durch eine anständigere Umbtauschung zu verzuckern/ unserer aber/ die wir als Geschwister einander nicht lieben dörffen/ ein Geschicke zu geben. Wir heucheln/ sagte Ißmene/ unsern Fehlern/ und wir betrügen uns mit unsern Träumen; wenn wir uns einbilden: daß wir durch Störung fremder Liebe denen Liebenden kein Unrecht anthun; und daß eine so tieff eingewurtzelte Gewogenheit sich ohne grosse Empfindligkeit ausrotten lasse. Diesemnach ich denn mich ein für allemal nicht überwinde kan/ den Fürsten Zeno meine Liebe mercken zu lassen. Denn/ weil ich ihn mehr/ als mich selbst liebe/ ist mir unmöglich ihm weh zu thun/ welches geschehe/ wenn ich durch Ausbrechung meiner Liebe seine Erato beleidigte; als in welcher er mehr/ als in sich selbst leiden würde. Flavius antwortete: Ich sehe wohl/ liebste Schwester/ daß du weniger/ als ein Kind in der Liebe bist; und daß du dich lieber dein Lebenlang/ als deine Buhlschafft drey Tage bekümmern wilst. Weist du nicht: daß wie die Liebe das höchste Gut des Menschen/ also ihre Widersetzligkeit eine Kranckheit des Gemüthes sey/ welche nicht ohne bittere Rhabarbar geheilet werden kan? Du verstehest noch nicht die kräfftigste Würtze der Liebe/ welche doch deine dem Zeno zugethane Seele im Wercke empfindet. Diese aber bestehet darinnen/ wenn man sich eines schon von iemanden anders besessenen Hertzen bemächtigt. Denn es ist nicht so schwer in eine zarte und noch freye Seele den Eingang gewinnen/ als eine schon darinnen befestigte Liebe heraus treiben. Im erstern Thun siegt nur die Liebe/ im letztern aber erlanget die Liebe und die Ehre zugleich einen zweyfachen Siegs-Krantz. Diesemnach ich nur offenhertzig gestehe: daß die Königin Erato vielleicht eben so wenig als Julia zu Rom mich zu fesseln mächtig gewest wäre/ wenn ihre gegen den Zeno tragende Liebe nicht meinen Ehrgeitz gereitzet hätte den Zeno aus ihrem Hertzen zu bannen. Mich aber deuchtet/ versetzte Ißmene/ daß meine Liebe gegen den Zeno viel heftiger seyn würde/ wenn ich an seinem Hertzen eine glatte Taffel aus Jungfern-Wachse gefunden/ und das Glücke gehabt hätte mein Bild zum ersten darein zu drücken. Sintemal doch die erste Empfängnüß der Liebe eben so wohl die kräfftigste als die reineste ist/ und die allerempfindlichste Vergnügung zu ihrer Erst-Geburt hat. Bey solcher Beschaffenheit würde meine Liebe weder so verzagt/ noch die Zunge so ohnmächtig seyn: daß ich selbte nicht dem/ welchen ich liebe/ entdecken solte. So aber tödtet seine der Erato gewiedmete Liebe meiner das Hertz-Blat/ nemlich die Hoffnung: daß mich Zeno iemals seiner Liebe würdigen werde. Du kennest dich/ fiel Flavius ein/ so wenig selbst/ als die seltzamen Eigenschafften der Liebe. Und weil du ohne Hoffnung/ wie du dich irrig überredest/ lieben kanst; wünschte ich dich eine Zeitlang in der Schule gewisser Aberwitzigen/ welche die am hefftigsten lieben/ von denen sie verachtet oder gar gehaßt würden; und so bald ihre Buhlschaft zur Gegen-Liebe bewegt/ ihnen eben so sehr/ als lüsterne Ehmänner ihrer Frauen aus Überdruß

gram werden. Denn ob wohl dieser verliebter Thoren Zuneigung eine Miß-Geburt der Liebe ist; so würde doch ihr Irrthum deinen ändern/ wie das bereitete Gift dem Giffte abhelffen/ nemlich dich unterrichten: daß die Liebe niemals die Verzweifelung zur Gefertin haben solle; weil/ ihrer Meynung nach/ die Liebe so gar ohne Gegen-Liebe vergnügt/ ja in grösser Vollkommenheit seyn könne. Ich halte diß letztere/ versetzte Ismene/ für keinen Irrthum/ sondern für unverwerffliche Wahrheit. Sintemal der/ welcher ohne Hoffnung der Gegen-Liebe liebet/ eben so wohl/ als der/ welcher ohne Absehen einigen Gegen-Geschenckes freygebig ist/ großmüthiger und edler handelt/ als die/ welche durch Liebs- und Wohlthaten-Angeln nur wuchern. Die Freundschafft ist eine verwechselte Verknipfung zweyer Hertzen/ wie zweyer mit den Aesten einander umbarmenden Palm-Bäume; ein Gesang zweyer mit einander eintreffenden Stimmen/ und ihr Wesen hat mit der Einsamkeit keine Verträgligkeit. Viel anders aber ist es mit der Liebe beschaffen. Denn ihre Bewegung ist eben so einseitig/ als einer den unempfindlichen Angel-Stern mit höchster Unruh suchenden Magnet-Nadel/ als des sich umb einen fremden Baum windenden Epheu/ und der den Hunds-Stern mit starren Augen anschauenden Ziegen im Mohren-Land. Denn die Liebe an ihr selbst hat ihr Absehen nur auf die Schönheit und Würde dessen/ woran sie sich hängt; und ist unbekümmert: Ob das geliebte Augen habe seinen Liebhaber zu schauen/ oder eine empfindliche Seele seine Regung zu fühlen und zu vergelten. Daher sich Praxiteles nicht in sein helffenbeinernes Bild/ Xerxes einen Maaßholderbaum/ ein ander in desselben todten Schatten zu verlieben mässigen können. Diesemnach die Begierde geliebt zu werden/ nicht so wol eine Würckung reiner Liebe/ als der Gewinnsucht ist. Würde also ich meiner Liebe mehr Abbruch/ als wohl thun/ wen ich selbte mit der eitelen Einbildung vom Zeno wieder geliebt zu werden verfälschte/ und durch meine Eröffnung ihn nicht weniger beunruhigte/ als seine Erato beleidigte. Flavius brach ein: Was wirst du/ liebe Schwester/ aus der holdseligen Liebe noch für eine abscheuliche Unholdin machen? Lässest du den Wahnwitz etlicher sich an nichts liebens-würdigem Wesen vergaffender Thoren für eine wahrhafte Liebe verkauffen? Kanst du dich selbst bereden: daß diß/ was nicht zu lieben fähig/ doch zu lieben würdig sey? Entraumest du der Freundschafft über der Liebe den Vorsitz und den Vortheil nöthiger Gegen-Erkäntnüß? Weist du nicht: daß die Freundschaft nur eine halbe Liebe/ und ihr Fuß/ ja gegen ihrem Brande kalt Wasser/ die Liebe aber die vollkommenste Freundschafft sey; und so wenig ohne das Oel der Gegen-Liebe/ als das Feuer ohne Zunder tauern könne? Die Verzweifelung an der Gegen-Liebe ist der schwartze Rauch/ welcher bey anglimmender Liebe sie gleichsam selbst zu ersticken bemühet ist. Er verschwindet aber in weniger Zeit/ wenn die Flamme zu Kräfften kommt. Daher glaube mir: daß wenn deine unerfahrne Liebe gleich noch mit der äusersten Verzweifelung des Zeno zu geniessen behaftet wäre/ sich doch diese grausame Anfechtung nach und nach in einen erträglichern Zweifel/ und endlich/ ie öffter du ihn anschauen wirst/ in eine liebkosende Hoffnung ausklären werde. Denn die blosse Gegenwart der Geliebten hat eine Beredsamkeit ohne Kunst uns etwas zu bereden/ und eine heilsame Zauberey an sich uns die Unmögligkeit leichte zu machen. So bald du nun diese erste Schwerigkeit in der Liebe/ nemlich das eigene Mißtrauen überwunden haben wirst; so bald wird die Lüsternheit deiner Begierde dich auch die Süssigkeit fremden Gutes schmecken lassen. Denn/ da dem Neide der Nachbarn Kühe grössere Euter zu haben scheinen; da die Mißgunst fremdes Wasser für Honig hält; so muß die viel gütigere Liebe aus den

Rosen fremder Schönheit etwas saugen/ gegen welchem aller Zucker und andere irrdische Süssigkeiten bitteres Meer-Wasser sind.

Uber diesen Worten traten Thußnelde/ Erato/ Catta/ Adelmunde/ Leitholde/ und Zirolane/ mit dem Fürsten Jubil/ Catumer/ Zeno/ Rhemetalces/ Malovend und Siegemund ins Zimmer/ und unterbrachen dieser beyden Verliebten Gespräche. Niemand war unter ihnen/ welche nicht dem Flavius/ insonderheit aber Jßmenen ihre Gemüths-Unruhe ansahe. Daher auch der freudige Zeno Anlaß nahm/ sich Schertz-weise gegen sie heraus zu lassen: Wenn die Liebe der Geschwister in Deutschland/ wie in Egypten und Persien/ zuläßlich wäre/ würde er aus ihrer Beschaffenheit nicht anders urtheilen können; als daß sie beyde aus der tieffsten Selbst-Gelassenheit erwecket worden wären. Flavius versetzte: Er wüste von keinem Gesetze bey den Deutschen; welches denen der Natur/ und daher auch der brüderlichen Liebe zuwider wäre. Aber wohl einer solchen/ antwortete Zeno/ welche die Seelen in solche Verzückung setzet/ als wir an dem Fürsten Flavius und Jßmenen gefunden zu haben uns bedüncken lassen. Denn die Neigung der Geschwister ist mehr eine Art der Freundschafft als der Liebe/ und hat nicht so heftige Regungen als diese. Die Königin Erato/ welche zwar nicht Jßmenens/ aber wol des Flavius geheimẽ Kummer wuste/ und nunmehr über des Fürstẽ Zeno scharffsichtiger Ergründung seiner Kranckheit empfindlich ward/ färbte ihre Wangen mit einer annehmlichen Scham-Röthe; also: daß es nicht nur Flavius/ sondern selbst Zeno inne ward. Weil dieser aber nichts weniger/ als daß Erato der Stein des Anstossens wäre/ argwohnete/ schlug er es ausser acht; Flavius aber ward durch ihre Veränderung so verwirret: daß er kein Wort aufzubringen getraute; und also Jßmene/ wie sehr sie sich auch in ihren Gedancken verwickelt hatte/ vom Flavius das Wort zu nehmen gezwungen ward/ und dem Zeno begegnete: Sie würde sich schuldig geben: daß sie ihre zwey Brüder nicht hertzlich liebte/ wenn sie die Liebe der Geschwister auf eine so niedrige Staffel setzen/ und zu einer Zwergin machen liesse; da doch die Liebe des Geblütes das Vorrecht der Erst-Geburt hätte. Denn sie würde in uns gebohren/ ehe als wir selbst; sie regte sich mit der ersten Bewegung des Hertzens in Mutter-Leibe/ und die Natur vermählte ihre Glut mit dem ersten und reinesten Blute unsers Leibes/ also daß es was unmenschliches zu seyn schiene: wenn derer Gemüther von einander entfernet lebten/ die aus einerley Adern entsprossen wären/ und unter einem Hertzen gelegen hätten. Erato meynte es nicht nur ihrer Schuldigkeit zu seyn gegen Jßmenen ihren Zeno zu vertreten/ sondern auch durch ihre Einmischung ihre Veränderung zu verstellen; begegnete daher Jßmenen: Es wäre wohl wahr: daß die Gewogenheit der Anverwandten älter wäre/ und ihren Ursprung aus dem Geblüte hätte; aber die eigentliche Liebe entsprüsse aus den Sternen/ und erlangte ihre Stärcke von der Vernunfft. Das Verhängniß/ nicht eigenbewegliche Wahl verlobte die Hertzen zusammen/ und die wahrhaften Ehen würden im Himmel geschlossen. Diesen Leitungen folgte hernach die Vernunft/ und befestigte ein Band/ welches hernach auch der Tod nicht gäntzlich versehren könte; Denn das Feuer der Liebe stiege so denn den Todten in die kalte Grufft nach/ und wenn sie ihren Geliebten nicht mehr umbarmen könte/ labete sie sich mit seiner Asche/ ergetzte sich mit seinem Schatten/ und besprachte sich mit seinem Geiste. Keine so lange tauernde oder so heftige Würckungen hätte man iemals von der Liebe der Geschwister erfahren/ welche ins gemein unter den Kindern heiß/ in den mittlern Jahren lau/ und bey reiffem Alter eißkalt wäre;

oder sich wohl gar in Gifft und Galle verwandelte/ wenn das Zanck-Eisen des Eigen-Nutzes oder der Herrschens-Sucht darzwischen käme. Denn diese zwey Lock-Vogel wären die selbstständigen Circen/ welche nicht nur Geschwister in Tod-Feinde/ sondern Eltern und Kinder in Schlangen verwandelten; also: daß auch diese/ wenn sie gleich nicht so gar aus der Art schlügen/ der Eltern Tod/ als welcher sie zu Erben machte/ für eine grössere Wohlthat hielten/ als ihre Zeugung/ dardurch sie doch ihr Wesen bekommen hätten. Ismene versetzte: Es wäre kein Wunder: daß/ wenn die Liebe des Geblütes vergällt würde/ sie sich in einen so schädlichen Wurm verwandelte. Alleine diß wäre vielmehr eine Behauptung ihres Nachdrucks/ als ihre Verkleinerung. Denn wer sehr liebte/ wenn er liebte/ haßte auch/ wenn er haßte/ so viel mehr. Und könte man sonder Zweifel so viel von der Geschwister/ als anderer Liebe herrührende Ebentheuer auf den Schau-Platz stellen; auch vielleicht eines einigen unter dem grossen Pompejus dienenden deutschen Kriegs-Knechts Beyspiel vielen andern entgegen setzen; welcher ihm selbst auf seines dem Sertorius dienenden/ und von ihm in der Schlacht unwissentlich getödteten Bruders Holtz-Stosse aus Reue den Degen ins Hertz gestossen/ und durch sein Begräbniß-Feuer die verdüsterte Flamme seiner brüderlichen Liebe erleuchtet hätte. Wenn man aber auch gleich aus den Würckungen des Mißbrauchs von einer Sache urtheilen wolte/ würde schwerlich in der Welt ein Land/ oder unter dem Himmel ein Fürstliches Haus seyn/ welches unmässige Brunst nie in Brand gesteckt/ oder gar eingeäschert hätte. Rhemetalces fing an: Beyde Meynungen wären so reich von traurigen Beyspielen: daß wenn aus derselben Vielheit geurtheilet werden solte/ weder Ismene noch Erato so bald ihr Recht ausführen/ noch einiger Richter den Schlüssel zu einem unpartheyischen Urthel finden würde. Sein einiges Vaterland Thracien rauchte noch so wohl von ein als dem andern Brande/ und das grosse Gebürge Rhodope zeugte nicht Flüsse genung das Blut abzuwaschen/ was die vergällete Liebe darinnen verspritzt hätte. Die Hertzogin Thußnelde brauchte sich hierbey der bequemen Gelegenheit den Rhemetalces zu erinnern: daß er ihnen nichts von den Verwickelungen Thraciens und von seinen Zufällen zu verschweigen versprochen hätte. Rhemetalces erkennte seine Schuld/ und weil selbiger Tag ohne diß sich zu Ende neigte; bat er ihm nur Zeit und Ort zu bestimmen/ wo er einer so annehmlichen Gesellschafft Befehl zu befolgen beglückt seyn möchte. Sie beliebten alle folgenden Morgen und Thußneldens Gemach/ schieden also diesen Abend/ und zwar theils nicht ohne empfindliche Gemüths-Regungen von sammen. Denn Erato war bekümmert über ihrer unvorsichtigen Röthe: daß nicht Zeno etwas ungleiches daraus argwohnen möchte; weil sie wohl wuste: wie heftig er sie liebte/ und wie wenig daher ein Hertz von der Eifersucht entfernet seyn könte. Sie berathschlagte mit ihr die gantze Nacht: Ob sie nicht dem Zeno ihre vom Flavius habende Anfechtung entdecken/ und dardurch künftig besorglichem Verdachte vorbeugen möchte; zumal Flavius allem Ansehen nach seine Begierden nicht mehr bergen könte/ und sich gegen dem Zeno allzu zeitlich bloßgeben würde. Allein der Ort/ wo sie sich aufhielten/ nemlich der Cheruskische Hof/ und das Ansehn des Flavius/ als des ersten Fürsten vom Geblüte/ nebst der Beysorge: daß die ausbrechende Liebe des Flavius beym Zeno eine grosse Eifer-Sucht und daher allerhand gefährliche Entschlüssungen verursachen dörfften/ riethen der Erato biß auf den äusersten Nothfall reinen Mund zu halten. In Ismenen fing ein kleiner Zunder der Hoffnung/

ent-

entweder aus des Flavius Zuredung/ oder weil ihr Zeno holdseliger als für diesem fürkommen war/ anzuglimmen/ also: daß sie sich schon mit einer verborgenen Liebe nicht mehr zu vergnügen/ sondern sich nach des Zeno Gewogenheit zu sehnen anfing. Sie war daher auf den Morgen am ersten in Thußneldens Gemache; wiewohl ihr alle andere fast auf dem Fusse folgten.

Rhemetalces umb die Zeit zu gewinnen/ und der begierigen Ohren zu vergnügen/ derer stummer Mund ihn nichts minder als alle auf ihn gewendete Augen darumb anredeten/ fing diesemnach ohne fernern Eingang an: Mein Vaterland Thracie ist zwar nicht das fruchtbarste/ aber nebst Deutschland das volckreichste in der Welt. Die Arbeitsamkeit der Einwohner aber ersetzt die Mängel der Natur/ welche mit ihrem Uberfluß die Leute eben so wohl träge als weibisch macht. Daher tragen ihre mit Laube bedeckten Aecker guten Weitzen und Reiß/ die Hügel männlichen Wein; damit schon in der Trojanischen Belägerung die Griechen versorgt worden; und wird der Maronische Wein noch ietzt zu Rom für ein köstliches Getrancke gehalten. Auf dem Berge Pangäus und bey Philippis hat es Gold- und Silber-Gruben/ aus welchen der Macedonische König Philipp grosse Schätze gezogen. Meine Landesleute haben gelbe Haut/ blaue Augen/ tragen/ wie die Deutschen/ auf dem Wirbel einen langen Pusch Haare/ mahlen ihre Antlitze und Glieder mit gewissen Denckzeichen/ als Merckmalen des Adels. Sie sind ein abgehärtetes Volck/ welche denen weichen Asiern und Griechen deshalben wilde heissen. Sie beweinen wegen des mühseligen Lebens der Menschen Geburt/ und frolocken über ihrem Tode/ als einem Ende des Elends. Die Dienstbarkeit ist ihnen unerträglicher als das Sterben; daher die Gefangenen auch mit ihren Zähnen sich die Fessel zu zerbeissen mühen. Sie lieben den Trunck/ welchen sie an den Wein-mangelnden Orthen aus Gerste kochen/ sind von Natur streitbar/ tragen aus Fuchs-Häuten Helme auf den Köpfen/ halten für ehrlicher von der Beute als vom Verdienste zu leben. Weßwegen auch nur der Pöfel den Acker bauet/ die Waffen aber sind iederzeit des Adels fürnehmstes Handwerck und Zeit-Vertreib gewesen; also: daß sie es darinnen denen Welt-bezwingenden Macedoniern zuvor gethan. Massen sich denn einige mit dem Kriege gantz vermählen/ und niemals zu heyrathen verloben. Weswegen Thracien nicht ohne Grund fürs Vaterland des Kriegs-Gottes gehalten wird. Diesen Gott/ wie auch den Bacchus/ den Mercur/ den Plistor/ Dianen und Bellonen verehren sie mit so grosser Andacht: daß andere Völcker sie offt deshalben angestochen; gleich als wolten sie den Heiligen die Füsse abbeissen. Sie opfern daher der Bellona auch Menschen/ und/ wenn es blitzet/ erfüllen sie die Lufft mit ihren Pfeilen/ nicht in Meynung Gott zu beleidigen/ sondern damit anzudeuten: daß ihre Waffen seinen an der Seite zu stehen bereit wären. Nebst diesen hat der aus Phönicien in Griechenland einsitzende Cadmus auf dem Eylande Thasus zum ersten festen Fuß gesetzet/ und dem Egyptischen Hercules einen Tempel gebaut; in dem Pangeischen Gebürge Thraciens auch das erste Ertzt gegraben und geschmeltzet. Die Tichter und andere freyen Künste nebst den Saiten-Spielen haben in Thracien ehe/ als in Griechenland Bürger-Recht gewonnen. Denn Orpheus/ Musäus/ Thamyris und Eumolpus sind von dar gebürtig. Das Reich der Thracier ist fürzeiten nach den Indiern auch das gröste gewest. Sintemal sich dessen Gräntze von dem Aegeischen Meere an umb die Euxinische See biß an den Fluß Tanais erstreckt/ und die Mysier/ Dacier und Geten unter sich begriffen hat. Zu geschweigen: daß sie ihre Waffen fast in die gantze

Welt ausgebreitet/ in Asien/ Bithynien/ Carien und ein Theil Armeniens eingenommen/ und die Einwohner des Cimbrischen Chersonesus für ihnen von einem Meer zum andern eine Mauer zu führen genöthigt hätte. Wie nun die Hausväter die ersten kleinen Fürsten gewest/ und aus Vergrösser- oder Vereinbarung der Haus-Genossenschaften die ersten Herrschaften entsprossen sind; also sind in dem grossen Thracien anfangs unterschiedene Fürstenthümer aufkommen. Der älteste König der Thracier war Thrax / Titans und der Nymphen Traca Sohn; von welcher dieses vorhin Perca/ Aria/ Odrysa/ Crostona und Scython genennte Land auch den ietzigen Nahmen bekommen hat; sein Nachfolger sein Sohn Aenus/ der nach seinem Nahmen am Flusse Absynthus eine Stadt baute/ welche die Griechen hernach aus dreyen Städten bevölckten. Nach ihm ward König Thuras oder Thereus/ der so genennte Thracische Mars berühmt; dessen Unterthanen nichts minder wegen ihres Gottes-Dienstes/ als er wegen seiner Tapferkeit bey den Ausländern hoch angesehen waren. Er erweiterte sein Reich biß in Daulis oder Phocis in Griechenland. Weswegen der Berg Othrys und viel andere zu Macedonien und Thessalien gehörige Oerter von den alten Welt-Beschreibern in Thracien gerechnet werden. Daher ruffte ihn auch der König zu Athen Pandion wider den Thebanischẽ König Labdacus zu Hülffe/ welcher für seinen treuen Beystand vom Pandion seine Tochter Progne zur Gemahlin erhielt. Weil er aber ihre Schwester Philomela schwächte/ und noch darzu ihre Zunge verstümmelte/ gab die rachgierige Progne im Feyer des Bacchus ihm seinen eigenen Sohn Itys zu essen; worüber er ihm zu Megare selbst vom Leben halff. Nach ihm bekam seine Herrschafft Pyreneus/ welcher die vom Parnassus auf den Helicon reisenden Musen beherbergt/ sie aber zu nothzüchtigen fürgehabt; und als er die Flüchtigen zu verfolgen gemeynet/ aus einem Fenster den Hals gebrochen haben soll. Diesem folgte König Astreus oder Strymon / und kurtz darauf sein Sohn Boreas / welcher des Königs zu Athen Erechtheus Tochter Orithia raubte/ und mit ihr drey Söhne / nemlich den Zetes und Calais/ welche mit dem Jason in Colchis reiseten und vom Hercules erschlagen wurden/ wie auch den Hämus zeigte/ der in dem bergichten Thracien ein neues Reich stiftete/ und dem grossen Gebürge den Nahmen gab. Des Boreas Tochter Cleopatra heyrathete in Thracien Agenors Sohn den Phineus/ der in Thracien an dem Euxinischen Meere und dem Flusse Salmydessus ein Reich aufrichtete; weil er aber des Phrixus Kindern die Seefahrt nach Colchis wieß/ vom Neptun geblendet; hernach vom Hercules getödtet ward. Des Boreas andere Tochter Chione ward vom Neptun schwanger/ und gebahr den König in Daulis Eumolpus. Dieser heyrathete in Mohrenland des Benthesicyme Tochter / hernach lebte er in Thracien beym Könige Tegyrius/ und vermählte seinen Sohn Ismarus mit seiner Tochter. Weil aber so wohl dieser als Tegyrius ohne Kinder starb/ ward Eumolpus König in Thracien/ und kam den Elevsiniern wider den König zu Athen Erechteus / iedoch zu seinem grossen Unglücke zu Hülffe. Denn nachdem dieser auf Anleitung der Wahrsager seine mit des Thebanischẽ Königs Praxithea Tochter gezeugtẽ Tochter Proserpina den Göttern opferte/ schlug er die Elevsinier aufs Haupt/ und ihren Herrführer Immardus des Eumolpus und der Deira Sohn todt. Sein ander Sohn Ceryx war der Stam̃herr der Cerycher in Griechenland/ und der gelehrte Musäus ein Schüler des in Thracien gebohrnen Orpheus/ dessen Haupt nach seinem Tode noch zu Lesbos soll gewahrsaget haben. Nach dem Tereus kamẽ in Thracien unterschiedene Königreiche empor. In der Gegend umb Byzantz herrschete Cioneus; nach ihm kam Rhesus/ Strymons und Euterpens Sohn; welchem Hector seine sich gegẽ ihn auflehnende Nachbarn bändigen halff. Als er aber

aber hingegen für den Priamus unter Troja ein Läger aufschlug/ ward er des Nachts in seinem Zelt vom Diomedes und Ulysses unversehns beschlichen und erwürget. Seine Schwester Rhodope war des Königs Hämus Gemahlin/ und die Benennerin des Rhodopeischen Gebürges. Umb den Bisthonischen und Ismarischen See Diomedes/ der seine Stutten mit Menschen-Fleische unterhielt/ aber vom Hercules getödtet/ und von ihm die Stadt Abdera gebauet ward. Nach ihm machte sich Imbrasius zum Thracischen Könige über die Ciconen. Dieser ließ sein Reich seinem Sohne Pirous; welcher bey Troja wider die Griechen kämpfte/ der aber daselbst vom Thoas/ wie sein ihn zu rächen sich mühender Sohn Rhigmus vom Achilles erlegt ward. Umb den Fluß Erginus und Panysus Sarpedon; welcher am Euxinischen Meere eine mächtige Stadt baute; Umb den Fluß Hebrus König Poltys/ bey welchem so wol die Griechen/ als Priamus durch seinen Sohn Paris umb Hülffe anhielten. Aber dieser friedsame Fürst versagte sie beyden/ und mühete sich/ wiewol vergebens/ den Paris zu Wiedererstattung der geraubten Helena zu bewegen/ für welche er ihm die Freyheit zwey der schönsten Frauen in Thracien auszulesen antrug. Im Thracischen Chersonesus stiffteten Eusorus und Polymnestor zwey Herrschafften. Beyde schickten den Trojanern wider die Griechen Hülffe. Dieser aber büßte seinen Sohn Acamas durch die Faust des Ajax ein. Jener heyrathete zwar des Priamus Tochter Ilione: Als aber Troja übergieng/ schlachtete er den zu ihm geflüchteten Polydorus des Priamus Sohn/ und warf die Leiche ins Meer/ umb der mitgebrachten Schätze habhafft zu werden. Die rachgierige Hecuba aber stach ihm hernach die Augen aus; nachdem er selbst vorher seinen Sohn Deipbolus unvorsichtig getödtet hatte. Zur Zeit des Tereus/ oder bald darnach herrschte zwischen dem Flusse Nessus und Zygactes umb den Pierischen See-Busem König Charops/ und nach ihm sein Sohn Oeagrus des Orpheus Vater/ welcher die Weißheit und Wissenschafft von GOtt aus Egypten in Grichenland geholet/ und darmit die denen Wäldern/ Felsen und wilden Thieren ähnliche Menschen gleichsam rege gemacht hat. Des Orpheus Söhne waren Ores/ von welchem Homerus im achten Gliede entsprossen/ und Musäus ein Prister der Ceres zu Athen/ der den Hercules eingeweihet hat; sein Enckel Methon/ der die nach seinem Nahmen genennte Stadt in Thracien erbauet. Als Thirsippus zu Athen/ Salomon über die Juden/ und Hiram über die Phönicier herrschte; setzten die Thracier nach dem Beyspiele der Joner/ in Asien/ bemeisterten und besämeten selbtes fast über und über. Hingegen überschwemmete wenig Jahre darnach Sethosis oder Sesostris mit seinen Egyptiern die halbe Welt; und darunter auch Thracien bis an den Ister/ Colchis und Scythien bis an Tanais. Massen in Thracien noch auf dem Berge Rhodope beym Ursprunge des Flusses Melas eine marmelne Säule mit einem männlichen Geburts-Gliede zu sehen/ und daran in Egyptischer Schrifft zu sehen ist:

**Der König und Herr aller Herren eroberte dis Land mit seinen Waffen.**

Diese Säule haben die Thracier aber mehr zu Verhöhnung der Egyptischen Hoffart/ als dem Sesostris zu Ehren stehen lassen. Sintemal er von den Thraciern umbsetzt/ sein Heer in grossen Mangel der Lebens-Mittel gebracht/ und seinen Rückweg umb viel Gold und Silber zu erkauffen genothdränget ward. Jedoch wohnet unter dem Berge Rhodope gegen Nord noch das Volck der Hodomanthier; welche entweder wie die Colchier von den Egyptiern entsprossen sind/oder zum minsten ihren Gottes-

dienst und Sitten behalten haben. Denn diese beschneiden alles/ was männlich ist/ noch heute zu Tage mit einem steinernen Messer; wie die Egyptier dis von den Juden/ von jenen aber viel andere Völcker/nemlich die Mohren/Araber/ Colchier und Syrier gelernet haben. Jedoch ist unter ihnen dieser Unterschied: daß die Juden ihre Kinder den achten Tag/ die Egyptier im vierzehnden; die Mohren/ welche damit auch der Mägdlein nicht schonen/ im dreyzehnden Jahre beschneiden. Diese Völcker halten die Unbeschnittenen für unrein/ würdigen sie daher nicht ihrer Gemeinschafft/ weniger ihrer Heyrath. Ja sie brauchen nicht einst ihre Hauß- und Küchel-Geschirre; essen auch kein Fleisch/ das mit einem frembden Messer geschlachtet worden. Dahero Pythagoras umb der Egyptier Lehren zu vernehmen sich beschneiden zu lassen gezwungen gewest. Ungeachtet diese die Beschneidung nur vom Saturnus der Reinligkeit/ die Araber ihrer sonderbaren Leibes-Beschaffenheit halber eingeführet zu seyn vermeinen. Dahingegen die Juden ein Göttliches Geheimnüs daraus machen. Vorerwehnte sich beschneidende Thracier hatten anfangs ihre eigene Könige; hernach aber kamen sie unter die Odrysen. Ihr letzter König war Polles der Athenienser treuer Bunds-Genosse in dem Peloponnesischen Kriege. Gleicher gestalt richtete Doloncus zwischen dem Flusse Hebrus und Pontus/ und der nichts minder schöne als reiche Isanthes über die Corbyzer/ Dryas aber zwischen dem Flusse Strymon und dem Pangäischen Gebürge ein Reich auf. Diesem folgte Lycurgus/ welcher aber wegen Entweihung des Trieterischen Feyers vom Bacchus rasend gemacht ward: daß er seinen Sohn Dryas/ in Meinung/ er hiebe einen Zweig ab/ enthauptete. Weswegen die Edoner ihn auf das Pangäische Gebürge führten/ und mit Pferden zerrissen/ die Seinigen aber kreutzigten. Nach diesem ward die Herrschafft dem Tharops anvertraut; und nach seinem Tode des aus Sicilien verwiesenen Orions Sohne Hippolegus. Nach ihm herrschete sein Sohn Dryas/ und leistete im Thebanischen Kriege dem Eteocles tapferen Beystand. Weil er aber darinnen den Parthenopeus erlegte/ ward er von Dianen mit Pfeilen getödtet. Ihm folgte sein Sohn Lycurgus/ welcher nach langer und glücklichen Herrschafft im Alter mit den Geten in Krieg verfiel/ und von ihnen gefangen ward. Aber seine tapfere Tochter Harpalice that ein Gelübde/ ihre Haare nicht ehe zu flechten/ bis sie ihren Vater erlöset hätte. Welches sie denn auch mit versamleter Macht heldenmäßig ausrichtete/ die Geten aufs Haupt erlegte/ und über dem Ister den Vater aus dem Gefängnüsse holete. Weil sie aber in selbigem Kriege etliche Amazonen gefangen bekam/ und von ihnen die Verfassung ihrer Weiber-Herrschafft vernam/ segelte sie mit ihnen über das Eurinische Meer in ihr Land/ und ward daselbst ihrer Hertzhaftigkeit halber zur Königin erwehlet. Ihre Schwester Phyllis aber war so viel unglücklicher. Denn nach dem sie Demophoon geschwängert/ und sich nach Athen geflüchtet hatte/ erhenckte sie sich selbst. Ihr Bruder Ancäus betrat nach dem Tode des Lycurgus den Thracischen Stuhl/ und baute die Stadt Samos. Nach ihm ward Pittacus König; welcher aber von seinem Ehweibe Braurone und des Goares Kindern ermordet ward. Als derogestalt der Edoner Herrschafft in Thracien abnam/ und sich theils die Athenienser/ theils die Spartaner darein theilten/ wuchs hingegen das Reich der Odrysen in Thracien so vielmehr. Sebalces brachte dieses Volck zum ersten in grosses Ansehen/ kam aber in des Xerxes Zuge wider die Griechen umb; welches der Bisalthe- und Cestronischen Thracier-König derogestalt schmertzete: daß er seinen wider sein Verbot unter dem Xerxes

wider

wider die Griechen kämpfenden Söhne die Augen ausstechen ließ/ als er vom Berge Rhodope/ und sie aus dem Kriege nach Hause kamen. Des Sibalces Nachfolger war sein Sohn der streitbare Tereus/ welcher den Müssiggang so sehr haßte: daß er in selbtem sich nicht besser als seine Stall-Buben zu seyn bedüncken ließ. Sein Reich erweiterte er so sehr: daß man darinnen von der Stadt Abdera bis an den Ister in die Breite eylf/ und von Byzantz bis an die Gräntze des Flusses Strymon dreyzehn Tage zu reisen hatte. Die Stadt Athen hielt er für nicht weniger Glück als Ehre durch den Nymphoder wider ihn ein Bündnüs aufzurichten. Tereus ließ sein Reich seinem ältesten Sohne Sitalces/ dieser erwischte beym Hellespont der Spartaner an den König in Persien bestim̃te Gesandten/ und schickte sie nach Athen zur Bestraffung. Mit dem verjagten Könige der Scythen Scyles/ weil er mit ihm des Bacchus Orgia andächtig feyerte/ machte er vertrauliche Freundschafft/ und wechselte bey dem Scythischen Könige Octamasades seiner Schwester-Sohne den Scyles gegen seinen zu den Scythen geflohenen Bruder Spardocus aus. Wider die Pöoner/ den Macedonischen König Perdiccas/ und die Chalcidenser ergrief er für den verjagten Amyntas die Waffen/ nam Idomene/ Gortyna/ Atalanta/ und viel andere Orte ein/ und machte/ nachdem ihn die Athenienser alleine baden liessen/ einen ehrlichen Frieden; welcher mit einer Heyrath des Seuthes und Stratoniceu des Perdiccas Tochter besiegelt ward. Hingegen rächete er sich an den undanckbaren Atheniensern/ und half dem Spartanischen Feld-Hauptmanne Brasidas die zwischen dem Flusse Strymon gelegene/ aber aus Athen bevolckte Stadt Amphipolis einnehmen. Zuletzt aber wendete sich das Blat seines ermüdeten Glückes. Denn er büßte gegen die bekriegten Triballen heßlich ein; ward gefangen/ und grämete sich darüber zu tode. Vorerwehnter Seuthes folgte in der Herrschafft seinem Vetter/ welcher das Reich zwischen seine zwey Söhne Medocus und Mösades/ aber auch hiermit die Ruhe der Länder theilte. Dieser machte mit dem Alcibiades vertrauliche Freundschafft/ ward aber von seinen eigenen Unterthanen denen Thysen/ Melandeptern und Tanipsaren ins Elend verjagt/ darinnen er aus Gramschafft seinen Geist aufgab. Sein mit ihm wenig mitleidender Bruder Medocus erzohe gleichwol seinen Sohn Seuthes/ und half ihm zu einem Heere sein Väterlich Reich wieder zu erobern. Worzu ihm denn das mit dem Xenophon eingegangene Bündnüs nicht wenig beförderlich war; und nach dem Heraclides zwischen beyde Uneinigkeit sämte/ sich mit dem Spartanischen Heerführer Thimbro wider die Persen verband/ die den Seestrand des Chersonesus aber beunruhigenden Athenienser auch aus dem Aegeischen Meere schlug. Zuletzt aber brauchte dieser Kuckuck seine Waffen wider den wolthätigen Medocus; wiewol sie beyde vom Thrasybul verglichen wurden. Gleichwol ward er von seinem Volcke zum andern mal verjagt/ aber durch Hülffe des Athenienischen Feld-Hauptmanns Iphicratens wieder darein eingesetzt. Dem Medocus und Seuthes folgte im gantzen Reiche des erstern Sohn Cotys/ welchen zwar die Stadt Athen mit ihrem Bürger-Rechte und güldenen Kronen beschenckten; die Wollüste aber zu einem Weibe/ ja wahnwitzig machten. Denn er durchreisete gantz Thracien/ richtete an allen lustigen Orten verschwenderische Gast-Mahle aus/ machte mit der Minerva Hochzeit/ und erstach etliche edle Thracier/ welche ihm nicht heucheln wolten: Sam sie diese Göttin nicht auf ihn wartende im Ebbette gesehn hätten; also daß er mit Rechte des Corinthischen Abgotts Nahmen Cotys führte/ welcher von den Huren als

ihr Schutz-Gott daselbst verehret wird. Er wütete wider alle treue Rathgeber/ und seiner Gemahlin des Iphicrates Tochter schnitt er mit eigener Hand vom Geburts-Gliede an bis zur Gurgel entzwey. Für einen ihm geschenckten Panther gab er einen Löwen: und der Stadt Athen Wolthaten vergalt er mit einem feindlichen Einfalle. Er ward aber vom Timotheus geschlagen und umb zwölfhundert Talent gestrafft. Er erholete sich aber hernach wieder/ verjagte seinen Schweher-Vater Iphicrates/ erlegte den abtrünnigen Miltocythis/ nam den heiligen Berg ein/ bekam darauf einen grossen Schatz der Stadt Athen; zwang den Perinthiern viel Geld ab/ und jagte die Griechen aus dem Chersonesus. Endlich ward er vom Python und Heraclides/ derer Vater er getödtet hatte/ erstochen. Also behielt mein Vaterland auch unter diesem weibischen Könige seine Freyheit und Ansehen/ bis seiner drey Söhne brüderliche Zwytracht selbtem ehe/ als die betrügliche Herschsucht des Königs in Macedonien Philips Fässel der Dienstbarkeit anlegte/ welche/ als dieser in Griechenland den Meister spielte/ sich mit einander zwisteten. Denn ob zwar Cotys den jüngsten Sohn Cersobleptes noch bey Lebzeiten zum Könige erklärt hatte/ machten doch die zwey ältesten Brüder Berisades und Amadocus ihm sein Erb-Recht strittig; zwangen ihm nicht allein eine gleiche Theilung/ sondern auch Athen die Abtretung des Chersonesus/ außer der einigen Stadt Cardia/ ab. Berisades starb kurtz darauf ohne letzten Willen/ und ließ Thracien seinen zweyen Söhnen Sitalces und Teres/ wie auch denen zweyen Brüdern Amadocus und Cersobleptes zum Zanck/ Philippen aber zum Reichs-Apfel. Denn als jene sich über dem Erb-Rechte schlugen/ Teres auch seinen Bruder ermordete/ überfiel dieser die reiche und mächtige Stadt Olynthus/ welche sich dem Thracischen Reiche argliſtig entzogen hatte. Amadocus und Cersobleptes erfreuten sich über der Belägerung der abtrünnigen Olynthier; denn ihre Rachgier verbländete sie: daß sie nicht das ihnen blühende Unglück sahen/ und daß Philip in Thracien einen festen Fuß setzte/ wahrnamen. Ja als die mit Golde bestochene Olynthischen Befehlhaber Lasthenes und Euthycrates Philippen die Stadt verrätherisch übergaben/ waren Amadocus und Cersobleptes so blind: daß sie den weltbekanten Rauber frembder Länder zu ihrem Schieds-Richter berufften; gleich als wenn Philips Gemüthe in Thracien seine Herrschsucht/ wie die Schlangen in Cypern ihr Gifft verlieren würde; oder die streitbaren Thracier/ ungeachtet ihre Zwytracht ihnen die Spann-Adern zerschnitten hatte/ sich für der Macedonischen Macht nichts zu fürchten hätten. Philip erwischte mit höchster Begierde den Hand-Griff dieser Gelegenheit/ setzte den Tempel des Apollo auf dem Eylande Zerinthus/ wo der Fluß Hebrus mit zwey Armen ins Meer fällt/ zum Richt-Platze. Und nachdem er beyde Könige mit einander verhört hatte/ fällte er dis unvermuthete Urthel: Beyde Streitenden hätten den Grund ihrer Klage erwiesen/ nemlich: daß weder einer noch der ander die Thracische Krone zu tragen fähig/ sondern weil ihr Vater Cotys die Illyrier und Poeonier wieder ihn ohn Ursach verhetzet hätte/ er dis Unrecht nunmehr zu rächen/ und Thracien zu behaupten berechtigt sey. Amadocus und Cersobleptes steckten hierüber die Köpfe zusammen/ und verglichen sich in einem Augenblicke/ aber zu spät mit einander. Denn als sie aus dem Tempel gehen wolten/ war Amadocus von dem Macedonischen Kriegs-Volcke in Hafft gezogen/ welches sich nicht allein dieses Eylandes/ sondern auch des Stentoridischen Hafens und der Stadt Stryma bemächtigt hatte. Von dar überschwemmte er gantz Thracien; und weil es zwar Armen sich zu wehren/ aber kein Haupt die Streiche anzugewehren hatte/ brachte er das

vom

vom Amadocus auf der West-Seite des Flusses Agrianes besessene Theil mit Waffen/ meist aber mit Gelde unter seine Bothmäßigkeit. Der von den Priestern im Tempel versteckte und in geistlicher Tracht nach Samos geflüchtete Cersobleptes fuhr wol in Eyl in Chersonesus nach Coelos über/ und samlete daselbst und umb das Bebryceische Meer ein Heer zusammen. Aber König Philip drang ihm selbst mit einem mächtigern Heere auf den Hals/ bestach seine Heerführer/ machte die Thracier durch Versprechung güldener Berge/ insonderheit: daß er den in seinem Heere mit-kriegenden Amadocus ins gantze Reich einsetzen wolte/ von ihm abspenstig/ und nach dem er ihn dreymal aus dem Felde geschlagen/ kriegte er ihn zu Cissa selbst durch Verrätherey seiner eigenen Leute gefangen. Hierauf ergab sich ihm gantz Thracien bis an den Fluß Panysus und das für unüberwindlich gehaltene Schloß Bizya; wie auch die Stadt Salmydessus. Damit er auch seine Herrschafft so viel mehr versicherte/ leschte er beyden Amadoken und Cersobleptes/ ja mit ihnen dem gantzen Königlichen Hause durch Gifft das Licht aus. Also gleichet der Leib eines Regiments dem des Menschen; und sind beyde einerley Schwachheiten und Zufällen unterworffen. Beyde haben nach ihrer schwachen Geburt ein hoffärtiges Wachsthum/ und werden im Augenblicke über Hals und Kopf ins Verderben gestürtzt. Ein Theil des Adels zohe sich unter des Cersobleptes noch entkommenden zweyen Söhnen Seuthes und Ariopharnes/ wie auch ihrer Schwester Mecrida Ehmanne dem Fürsten Charidemus in das Hänische Gebürge/ und erwehlten ihnen die Stadt Sarpedonia zu seinem Sitze/ und den aus altem Königlichen Geblüte der Thracier entsprossenen König der Geten Dromichetes zum Schutzherrn. Nichts weniger both auch die Stadt Byzantz mit Hülffe der Athenienser dem Philippus die Stirne; also/ daß er die Gelegenheit dem Getischen Könige Atheas die wider die Istrianer verlangte Hülffe zu schicken mit beyden Händen ergrif/ wormit er nur unter einem ehrlichen Vorwande die verzweiffelte Belägerung aufheben konte. Nach dem auch König Philip starb/ und so wol Attalus als Amyntas in Macedonien wider Alexandern ihre Hörner spreutzten/ begunten/ wie alle überwundene Völcker/ also auch die Thracier zu wancken. Denn Philip/ oder vielmehr seine Gemahlin Olympias hatte sie harte mit genommen/ also nicht beobachtet: daß das Besitzthum neuer Länder mit Wolthaten zu befestigen sey/ wormit sich die Uberwältigten selbst mit über dem Siege zu erfreuen haben. Aber der zwantzigjährige Alexander/ dessen Glücke so wenig ein Ziel/ als die Begierden ein Maß hatten/ bethörte mit seiner Geschwindigkeit alle kluge Rathschläge/ und mit seiner Tapferkeit alle feindliche Anstalten. Er fieng den Amyntas mit seinem eigenen Netze/ den Attalus rieb er durch den Hecateus auf/ drang sich Grichen-Lande zum obersten Feldherrn wider die Persen auf/ und kam von Amphipolis an dem Flusse Strymon denen freyen Thraciern auf dem Hänischen Gebürge in zehn Tagen wie ein unversehener Blitz auf den Hals. Sie zohen sich zwar auf einer Höhe in einem mit Wagen umbgebenen Lager zusammen; und als das Macedonische Heer selbte bestieg/ liessen sie eine grosse Menge Sichel-Wagen gegen selbtes herab lauffen. Aber Alexander hatte seine Kriegs-Leute schon abgerichtet/ wie sie theils durch Zertheilung der Glieder/ theils durch Unterschiebung der Schilde die Beschädigung ablehnen solten. Wie dieses nach Wunsch gerieth; also brachte Alexander unter der Bedeckung der Bogenschützen seine in acht tausend edlen Macedoniern bestehende Phalanx/ welche man für unzertrennlich hielt/ auf den Gipfel des Berges/ und darmit auch die viel schlechter bewehrten Thracier in die Flucht. Ob dieser

nun zwar mehr nicht als funfzehnhundert im Stiche blieben/ die andern durch bekandte Wege entrannen/ so kriegte doch Alexander eine Pforte des Hönischen Gebürges ein/ und viel tausend Weiber und Kinder gefangen. Diese dienten ihm hernach zu Schlüsseln unterschiedener Festungen/ und zu Zwangs-Mitteln: daß die über dem Hämus an dem Flusse Pnigus/ Ciabrus/ Escamus und Zoras wohnenden Thracier sich seiner Gewalt untergeben musten. Wiewol die Warheit zu bekennen/ hierzu mehr der Thracier Aberglauben als Alexanders Waffen beförderlich waren. Denn die Pristerin zu Delphis hatte/ wiewol aus Unwillen/ ihn für unüberwindlich erkläret; und/ als er in den dem Bacchus gewiedmeten heiligen Heyn kam/ und auf sein Altar Wein opferte; stieg eine Flamme höher/ als der darbey stehende Tempel war/ ja bis in die Wolcken empor; und bey den Odrysen am Berge Libethrus/ fieng in Alexanders Gegenwart des daselbst gebohrnen Orpheus zypressenes Bild heftig an zu schwitzen. Welches erstere Aristander auf Alexanders Himmel-hohen Ruhm/ das letztere aber die Thracischen Wahrsager dahin auslegten: daß seine Siege zu beschreiben gelehrte Leute mehr als zu viel würden schwitzen müssen. Hierauf kriegte er mit dem Triballer-Könige Syrmus/ und den Geten zu schaffen/ kehrte aber nach vernommener Botschafft der Deutschen mit schlechtem Vergnügen in Thracien; laß daselbst die Fürsten und den Kern des Adels/ welche in seiner Abwesenheit etwan das Hertz haben möchten/ sich in Freyheit zu setzen/ unter dem Vorwand der Ehren aus/ und bestellte selbte unter sein Heer/ wormit er Persien zu bezwingen sich allenthalben verlauten ließ. Massen auch diese/ besonders der tapfere Agathon/ Snalces und Eudämon ihm nicht nur ein Pfand unverrückter Treue/ sondern auch wahrhaffte Werckzeuge seiner Siege in Persien und Indien abgaben. Gleichwol versuchte Memmo ein Thracischer Fürst sein Vaterland dem Macedonischen Joche zu entziehen; ward aber vom Macedonischen Stadthalter Antipater erlegt. Hingegen versetzten die Thracier/ als Alexander durch Africa in Hispanien zu dringen im Schilde führte/ seinem Thracischen Stadthalter Zopyrion einen unverwindlichen Streich. Denn als dieser den Getischen König Dromichetes angrif/ vereinbarten Seuthes/ Ariophernes/ und Charidemus mit ihm die Waffen/ und rieben ihn mit seinem gantzen Heere auf.

Nach dem Tode des grossen Alexanders ward bey der Zergliederung seines Reiches dem Lysimachus als dem streitbarsten das streitbare Thracien mit denen Ländern zwischen dem Ister zugetheilt. Dieser war aus Macedonien bürtig/ des edlen Agathocles Sohn; und von Kind-auf nichts minder in der Welt-Weißheit/ als in Waffen geübt/ und daher unter Alexanders Leibwache gezogen/ hernach zu einem grossen Feld-Hauptmanne gemacht worden. Weil er aber nicht nur die weisen Lehren des mit einem Hunde in ein Kefich geschlossenen Callisthenes hörete/ sondern auch seinen Schmertzen mit Gifte abhalf/ ließ ihn der zornige Alexander einem Löwen fürwerffen. Alleine dieser Unfall diente seiner Tugend nur zu einer Staffel. Denn er grif dem Löwen in den Rachen/ riß ihm die Zunge aus/ und tödtete ihn. Alexander hielt ihn hierauf zweymal so werth: also: daß er selbst in Indien/ da er ihn beym Absteigen vom Pferde ungefehr mit der Lanze an der Stirne verwundet hatte/ seine Krone aufs Haupt setzte/ umb die Verbindung der Wunde dadurch zu befestigen; und ihm seine Königliche Hoheit wahrzusagen. Seine Herrschafft befestigte er durch die Heyrath der Fürstin Meerida des letzten Thracischen Königs Cersobleptes Tochter des Fürsten Charidemus Wittiben. Sein Reich war ein Schauplatz grosser Thaten und Zufälle. Denn ob wol die

die Odrysen unter dem Fürsten Seuthes für ihre alte Freyheit die Waffen ergreiffen/ und mit zwölf-tausend Reutern und zwanzig-tausend Fuß-Knechten den Lysimachus aus Thracien zu jagen vermeinten/ so both er ihnen doch mit weniger Macht so hertzhaft die Stirne: daß kein Theil sich des Sieges zu rühmen hatte; das andere mal aber büßte Seuthes bey der Stadt Aenum fast sein gantz Heer ein und muste sich zum Antigonus flüchten. Hierauf meinte Lysimachus die Geten/ und die unter ihrem Schutze lebende Thracier vollends unters Joch zu bringẽ/ ward aber zwischen dem Ister und dem Flusse Escamus bey der Stadt Appiaria vom Könige Dromichetes umbringet/ geschlagen/ und nebst seinem zehn-jährigen Sohne Agathocles gefangen. Nach dem dieser aber dem Lysimachus durch gezeigtes Armuth der Geten seine thörichte Herrschsucht verwiesen hatte/ ließ er ihn loß; hingegen vermählte Lysimachus dem Dromichetes seine Tochter Lysimache/ und trat seinem Schwester-Sohne Seuthes Thracien vom Flusse Melas und Agrianes an bis an das Euxinische Meer ab. Lysimachus setzte hierauf in Asien/ und erhielt so wol daselbst wider den Antigonus/ als den König Pyrrhus in Epirus grosse Siege/ ja nach einer vom Demetrius erlittenen Niederlage erholte er sich wider/ und nam gantz Macedonien ein. Hingegen aber verlohr er seinen zum Nachfolger bestim̃ten Sohn Agathocles/ welchen seine andere Gemahlin Arsinoe durch Gift hinrichtete/ weil er sich mit ihr Blut-Schande zu begehen weigerte. Sein eigener Sohn Alexander flohe zum Seleucus/ und sein Schatz-Meister Phileterus gab allen Vorrath mit der Stadt Pergamus in seine Hände. Als dis nun Lysimachus rächen wolte/ ward er in Asien nach tapferer Gegenwehr in einer verzweifelten Schlacht im vier und siebenzigsten Jahre seines Alters/ und nach dem er schon funfzehn Kinder verlohren hatte/ vom Malocon getödtet. Alexander/ nach dem er seinen Vater Lysimachus bey Cardia begraben hatte/ machte sich Thraciens an/ und ließ seiner Stief-Mutter Arsinoe mit ihren dreyen Söhnen des Lysimachus Macedonien zum Erbtheile. Wie aber Arsinoe von ihrem sie heyrathende Bruder Ptolomeus nach Ermordung ihrer Söhne in Samothracien verstossen ward; also jagte des Seuthes Bruder und Erbe Artophernes/ welcher des Königes Dromichetes mit der Lysimache gezeugte Tochter geheyrathet hatte/ Alexandern in Phrygien/ und behauptete mit Hülffe der Geten gantz Thracien. Er schiffte mit zwanzig-tausend Reitern/ und zwey- und zwanzig-tausenden zu Fusse/ auch über das Euxinische Meer in Bosphorus/ und leistete dem Eumelus wider seine Brüder Satyrus und Prytanis Hülffe. Ob er nun zwar anfangs vom Satyrus geschlagen und mit dem Eumelus belägert ward/ so kam doch Satyrus bey der Belägerung durch eine Wunde am Arme/ und Prytanis in Gärten zu Panticapeum umb/ und Eumelus ward durch der Thracier Tapferkeit König über das gantze Bosphorische Reich. Von diesem Artophernes sind seit der Zeit alle Thracische Könige entsprossen; also daß ich mich des mächtigen Tereus/ des streitbaren Lysimachus und des hertzhafften Dromichetes Enckel rühmen kan. Aus was für gefährlichen Fall-Stricken meine Vorfahren sich drey-hundert Jahr auswickeln müssen/ würde zu hören so verdrüßlich/ als zu erzehlen beschwerlich seyn. Die erste Schwäche der Thracier rührte daher: daß Abrupolis zwischen dem Flusse Conipsatus und Zycactes eine absondere Herrschafft der Sapeer aufrichtete. Hernach kriegte des Ariophernes Sohn mit den Macedoniern/ sein Nachfolger aber mit denen unter dem Könige Comontor durch Macedonien in Thracien einbrechenden Deutschen zu schaffen/ welche die Geten und Triballen aus dem Felde schlugen/ und zu ihrer Befriedigung ein zwischen dem

Flusse Scönus und Hebrus unter dem Berge Rhodope gelegenes Stücke Landes bekamen. Jedoch schickten sich beyder Völcker Sitten wol zusammen/ sie lebten mit einander in guter Vertrauligkeit/ und standen in allen Zufällen für einen Mann; kamen also zu solchem Ansehn: daß kein Nachbar sich an sie zu reiben unterstand. Als aber die Römer nach dem überwundenen Könige Philip ihre Herschsucht blicken liessen; und daß es ihnen nicht um Griechenlands Freyheit zu thun wäre/ indem sie in denen Thracischen See-Orten einnisten wolten/ fielen sie mit Philippen wider die Römer in Macedonien ein. Ungeachtet nun sein Sohn Perseus in der Sapeer Gebiete einfiel/ und den mit den Römern im Bündnis stehenden/ und etliche mal in Macedonien streiffenden Abrupolis verjagte/ nam sich doch dessen der Odrysen König Seuthes der dritte/ welche denen Sapeern stets über Achsel waren/ nicht an/ sondern als die Sapeischen Gesandten zu Rom mit dem Rathe ein ihm verdächtiges Bündnis geschlossen/ und mit einem zimlichen Stücke Geldes beschencket würden/ machte er eines mit dem Könige Perseus. Als auch die Römer aufs neue in Macedonien einfielen/ schickte König Seuthes anfangs über die unter dem Antiphilus bestellten drey-tausend Thraciern/ ihm noch andere drey-tausend/ und endlich kam sein Sohn Cotys vollends mit zwey-tausend Thracischen Edel-Leuten dem Perseus zu Hülffe; welche gegen die Römer stets den ersten Angrif thäten/ an der Spitze fochten/ und in der Schlacht bey Uscana/ darinnen Cotys den lincken Flügel führte/ sechstausend Römer erschlugen. Die Römer würden auch in diesem Kriege wenig Seide gesponnen haben/ wenn nicht des Acrupolis Sohn Atesbis mit des König Eumenes Heerführer Corragus auf der Römer Anstifften in des Cotys Gebiete eingefallen wären/ die Landschafft Marene eingenommen/ und den König Cotys zu Beschirmung seines eigenen Landes abgezogen hätten. Wiewol Perseus bey härtester Winters-Zeit/ da die Römer über die beschneyten Gebürge Thessaliens in Macedonien nicht einbrechen konten/ dem Cotys in Thracien zu Hülffe kam/ und beyde so wol den Acrupolis und Corragius in Asien jagten/ als die von Römern bestochene Dardaner demüthigten/ wie auch den Fürsten Cephalus in Epirus den Römern abspenstig machten. Sie hätten nebst den deutschen Thraciern sonder Zweifel den Perseus bey seinem Reiche erhalten/ wenn er es nicht durch seine Thorheit/ Geitz und Zagheit selbst verlohren hätte. Jedoch trauten sich die Römer nicht nach eroberten Macedonien denen Thraciern zu nahe zu kommen. Denn ob wol mit dem gefangenen Perseus der bey ihm als Geissel befindlicher Sohn des Königs Cotys mit nach Rom geführt/ und zu Carseoli verwahrt worden ward; so ließ doch der Römische Rath des Cotys Gesandschafft nicht nur seinen Sohn Bitis/ sondern alle gefangene Thracier ohne Lösegeld loß. Jenen schickte er durch drey Römische Gesandten selbst dem Cotys zu; jeder Thracier aber ward mit zwey tausend Schillingen beschencket. Dem Cotys folgte sein Sohn Diegylis/ welcher seinem Eydame Prusias wider den Pergamenischen König Attalus beystand/ aber gefangen ward. Hierauf rieb sich zwar Marcus Cosconius an die Thracier und fiel in ihr Land/ der Römische Rath aber gebot ihm bald selbst einen Stillestand. Sothymus wolte dis nicht ungerochen lassen/ beunruhigte dahero nebst denen Scordischkischen Deutschen Macedonien und Epirus mit unaufhörlichen Einfällen. Portius Cato meinte zwar den Thraciern bis ins Hertze ihres Reiches zu geben/ büßte aber darüber fast sein gantz Heer ein; und weil in selbigem Kriege des Königes streitbare Schwester Rumelstrachis ihren Bräutigam einbüßte/ sie etliche Thäter mitten von sammen segen/ etlichen ihre eigene Kinder gebraten

braten zur Speise fürsetzen ließ. Didius und Livius Drusus wetzten gleichwol durch etliche vortheilhafftige Treffen die Scharte ein wenig wieder aus; weßwegen dem ersten ein Siegs-Gepränge verstattet/ dem andern viel Ehrenbezeigungen geleistet wurden. Alleine Sothymus versetzte den Römern bald eben so viel; drang bis in das innerste Macedonien/ und erlegte den ihm begegnenden Cajus Sentius mit dem grösten Theile seines Heeres. Wordurch denn Macedonien etliche Jahr nach einander den Thraciern zu täglicher Beute geöfnet ward. Als aber Mithridates Eupator alle Bürger in Asien erschlug/ und fast umb das gantze Euxinische Meer den Meister spielte/ kamen die Thracier recht zwischen Thür und Angel; indem sie nicht wusten: ob sie für seiner oder der Römischen Macht sich nunmehr fürzusehen hätten. Mithridates aber kam selbst in Thracien/ und beredete sie durch sein gewafnetes Bitten/ wie auch durch der mit ihm schon verbundener Scythen und Sarmater Dreuen sich für ihn gegen die Römer zu erklären/ und diese durch stete Einfälle zu beunruhigen. Ja der tapfere Thracische Fürst der Bessen Arcathias drang bis an den Fluß Peneus durch/ in Meinung den Sylla davon abzuziehen; Und des Königs Bruder Dromichetes nam Amphipolis stürmender Hand ein/ spielte in gantz Macedonien den Meister/ drang in Epirus/ eroberte die Stadt Dordona; und weil die Pristerinnen/ welche man Tauben hieß/ dem Dromichetes nicht wahrsagen wolten/ oder mehr konten/ zündeten sie den Tempel zum dritten mal an/ und hieben in dem Walde darumb viel dem Jupiter und der Pallas gewiedmete Eichbäume umb. Als auch Athen vom Sylla hart bedrängt ward/ drangen Taxiles und Dromichetes mit hundert tausend Thraciern und Geten zu Fusse/ zehn-tausend Reitern und neunzig Sichel-Wagen in Attica/ und belägerten die zwischen dem Daulischen und Locrischen Gebürge liegende Stadt Elatea; wordurch Sylla zwar von der Belägerung abgezogen/ alleine Taxiles durch der Römer List und des Mithridatischen Feld-Hauptmans Archelaus Unvorsichtigkeit/ oder vielmehr gar durch seine Verrätherey geschlagen wurde. Sintemal dieser Archelaus wider des Taxiles und des Aristions Rath das Heer mit Fleiß zwischen enge Klüffte führte/ da sie weder Reiterey noch Sichel-Wagen brauchen konten/ und endlich gar zu den Römern meyneidig übergieng. Nach dem aber Mithridates mit dem Sylla nicht zum völligen Friedens-Schlusse kommen konte/ und bey des/ den Sylla ablösenden Bürgermeisters Flaccus Ankunfft der Römer Anstalten zimlich verwirrt wurden/ fiel Taxiles und Dromichetes aufs neue in Macedonien; also daß Sylla selbst aus Asien den Thraciern zu steuern dahin seine Macht führen muste. Taxiles und Dromichetes wichen zwar in Thracien zurücke/ und Sylla folgte ihnen in die Landschafft Medea; nach dem sie sich aber mit etlichen tausend Odrysen und Deutschen verstärckten/ muste Sylla über den Fluß Ganga und Strymon wieder in Macedonien weichen. Worauf es denn bald mit dem Mithridates und ihnen zum Frieden kam. Weil aber Murena ohne Ursache den vom Sylla beliebten Frieden brach/ und der aus dem Bosphorischen Reiche siegbaft zurück kommende Mithridates gegen die Römer die Nothwehre ergreiffen muste/ meinten die Thracier: Sie könten als Friedens-Genossen mit Ehren nicht zu Hause bleiben/ durchstreifften also gantz Macedonien. Dolabella nöthigte sie zwar sich wieder über den Fluß Strymon zu ziehen/ und hielt deßwegen ein Siegs-Gepränge; der nach ihm kommende Appius Claudius aber bediente sich der zwischen denen Odrysen/ Edonen und Thracischen Deutschen erwachsenden

Uneinigkeit/ und schlug etliche mal die allein gelassenen Thracier in Mädica/ drang auch über den Berg Rhodope biß an die Stadt Brendica; worvon die Römer ein eiteles Geschrey machten/ samAppius biß zu denen noch wol zehn Tage-Reisen entfernten Sarmatern kommen wäre. Die Trausier und Agathyrser aber jagten ihn so wohl als den Piso/ welchen des Odrysischen Königs Sothymus Sohn und Reichsfolger Cotys der dritte verhetzte: daß er den zu ihm auf guten Glauben kommenden Thracischen Könige in Bestica Rabocentus den Kopf abschlagen ließ/ mit grossem Verluste über Hals und Kopf wieder übers Gebürge/ und die Odrysen vollends gar aus Thracien. Der dem Appius in Macedonien nachfolgende Landvogt Scribonius Curio wolte zwar diesen Schimpff rächen/ aber/ weil die unter dem Appius geschlagenen Römer die Gebürge und die Grausamkeit der rauhen Thracier nicht arg genung abmahlen konten/ dorfte er es mit funfzig Legionen nicht wagen. Daher schloß er seine Rache über die Dardaner/ welche Nordwerts unter dem Berge Scodrus und Hämus liegen/ auszuschütten. Als aber sein Kriegsvolck vernahm: daß die Dardaner vom Ursprunge Thracier wären; stutzte es/ ja die eine Legion weigerte bey Dyrrhachium ihm gar den Gehorsam fortzurücken; also: daß er selbige unter die vier andern untersiecken muste/ mit denen er biß an den Fluß Moschius kam/ und hiermit seinen Ehren ein Genügen gethan zu haben vermeynte. Denn weil die Thracier inzwischen gantz Macedonien mit ihren Streiff-Rottenerfülleten/ muste er dem Brande seines eigenen Hauses zulauffen. Worauf denn Mithridates nicht nur mit den Thraciern/ sondern auch mit den Bastarnen wider die Römer ein Bündniß schloß/ und diesen/ als den zwey streitbarsten Völckern zweyfachen Kriegs-Sold reichte/ und durch ihre Tapferkeit den Cotta mit seinem Heere aufs Haupt erlegte. Als Mithridates in Asien alle äuserste Mittel versuchte/ die vom Lucullus belägerte Stadt Cycicum zu entsetzen/ fiel Curio unversehens in Dardanien ein/ scharrte daselbst viel Geldes zusammen/ ließ denen Edlen die Hände abhauen/ und etliche tausend Ergebene unmenschlicher Weise abschlachten. Von dar rückte er in Mösie über den Fluß Margis biß an den Ister und den darein flüssenden Strom Ciabrus. Worvon die Römer abermals aussprengten: daß Curio biß an das Ende des Isters und des nie betretenen Daciens kommen wäre. Kurtz darnach/ als Mithridaten alles Fürnehmen in Asien krebsgängig ward/ traff auch Thracien sein Unstern. Denn Marcus Lucullus ging durch der Danthéleten Landschafft an dem Flusse Hebrus mit einer grossen Macht herunter biß zur Stadt Oresta. Von dar wendete er sich am Flusse Tearus hinauf/ drang über den Berg Hämus/ und durch das niedrige Mösien/ bey Arubium über den Ister biß an den Fluß Tyras/ welchen die Römer aber/ wie des grossen Alexanders Kriegsleute den Fluß Jaxartes/ für den Fluß Tanais/ und seinen daran hangenden See für die Meotische Pfütze ansahen; gleich als wenn über dem Tanais mehr keine Menschen wohnten/ und also niemand mehr zu überwinden wäre. Alleine dieser Einbruch war mehr eine Durch-Reise/ als Uberwindung der Thracischen Völcker; und verursachte gegen die Römer eine solche Verbitterung: daß die diß erfahrenden Thracier/ welche der flüchtige Mithridates in Asien im Stiche gelassen/ Lucullus aber in Römische Dienste gezogen hatte/ in Armenien vom Marcus Fabius abfielen/ wider diesen dem verfolgten Mithridates einen herrlichen Sieg erstritten; ihn in der Stadt Cabira belagerten/ ja den Römern den Krieg nunmehr so sauer machten: daß sie dem Lucullus ferner zu folgen weigerten. Ob nun wohl Pompejus/ oder vielmehr das wider ihn kriegende Verhängniß Mithridaten in

Scythien verjagte/ so trugen ihm doch die Thracier ihr Land zu einem Sammel-Platze an/ und daß sie mit ihm in Italien einbrechen wolten. Ja als er ihm endlich verzweifelnd selbst das Leben nahm/ hielten es doch die Thracier ihnen noch nicht für anständig sich für den Römern zu demüthigen. Cajus Antonius ward zwar geschickt/ nachdem für dem Pompejus das gantze Euxinische Meer zitterte/ Thracien zu bändigen; aber er verlohr unter dem Berge Cercina und Orbelus drey Feldschlachten/ und muste mit Schaden und Schande in Macedonien weichen. Nach dieser Zeit blieb Thracien/ weil das Römische Reich sich selbst in Zwytracht und in bürgerlichen Krieg verwickelte/ unter dem dritten Cotys eine geraume Zeit unangefochten; und weil der Friede die Zeit der Weißheit ist/ wurden die wilden Sitten und kriegerische Neigungen der Thracier durch ihren berühmten Weltweisen Dionysius/ den dahin kommenden Apollonius/ Tyrius und Philiscus gemiltert/ und auf Königliche Kosten der Adel in der Weltweißheit unterrichtet. Ja der von Rom verwiesene Cicero kam selbst nach Zerinth in Thracien zum Philiscus/ und erholete sich bey seinem Elende von ihm heilsamen Trostes. Wiewohl Philiscus ihm zugleich wahrsagte: daß/ wenn er sich wieder nach Rom locken liesse/ ihm sein Haupt abgeschlagen/ und auf dem Marckte iedermanne zum Gespötte fürgelegt werden würde. Ja Thracien stieg damals in so grosses Ansehen: daß als Cäsar nach überwundenem Gallien mit seinem Heere wider den Pompejus gegen Rom im Anzuge war/ die edelsten Römer sich dahin ihrer Sicherheit halber flüchteten. Diese brachten durch Vergällung des ehrsüchtigen Cäsars es auch beym Thracischen Könige Sadal/ welchem sein Vater Cotys noch bey seinen Lebzeiten halb Thracien übergab/ so weit: daß als er den Pompejus bey Dyrrhachium gleichsam belagerte/ Macedonien und Thessalien durchstreiffte/ er dem Pompejus Lufft zu machen für die Römische Freyheit mit einem mächtigen Heere in Macedonien einfiel/ und bey dem Flusse Erigon Cäsars Feldhauptmann Cassius Longinus mit seinem Heere auffs Haupt erlegte; den Domitius Calvinus aber in Thessalien zu weichen nöthigte; also: daß nachdem Cäsar auch bey Uberfallung der Stadt Dyrrhachium gewaltig den Kürtzern zog/ er ziemlich ins Gedrange kam/ und gleichfalls in Thessalien weichen muste. Zu allem Unglück aber ließ Pompejus die Ungedult seiner Kriegsleute seine kluge Rathschläge Cäsarn durch Abschneidung der Lebens-Mittel abzumergeln/ und durch Aufzüge seinen Eifer stumpf zu machen/ verterben/ also sich verleiten: daß er wider seinen/ ja wider der ihn durch viel unglückliche Zeichen warnenden Götter Willen in den Philippischen Feldern alles auf die Spitze einer Schlacht setzte/ und seiner sonst gewohnten Klugheit nach nicht behertzigte: daß wer den meisten Stimmen sich unterwirfft/ sich zum Knechte des Volckes mache/ da ein Fürst doch keine Botmäßigkeit als die der Vernunfft über sich erkennen soll. Pompejus thät zwar sein bestes/ Sadal der Thracier/ und Dejotar der Galater König wehrten auch ihren Mann/ und hielten mit ihrer Reiterey das Pompeiische Heer lange Zeit im Stande; aber endlich warff mehr das Verhängnüß als Cäsars Waffen alle Anstalt über einen Hauffen. Als nun gleich alles in der Flucht war/ hielten doch Sadal und Dejotar Stand; also: daß sie beyde umbringt und gefangen wurden. Aber Cäsar lobte ihre Tapferkeit und Freundschafft gegen dem Pompejus; und weil er die Thracier und Galater nicht gerne zu Feinden haben wolte/ ließ er beyde mit allen Gefangenen und beygefügten Geschencken loß. Diese Großmüthigkeit Cäsars verband beyde Könige: daß sie ihm wider den Bosphorischen König Pharnaces/ Mithridatens Sohn ansehliche Hülffe schickten. Wie nun Cäsar hierauf vom Marcus

Bru-

Brutus und Cajus Cassius erstochen ward/ Antonius/ Lepidus und Octavius aber sich mit einander verknipfsten/ Cäsars Tod zu rächen; hingegen der Römische Rath dem Marcus Brutus Macedonien/ dem Cassius Syrien/ dem Sextus Pompejus die Schiff-Flotte in Sicilien anvertraute; bald aber sich mit des Octavius Ankunfft nach Rom das Blat wendete/ und allen Mördern des Julius Laub und Gras versagt ward/ und doch der von Rom verjagte Adel zum Brutus und Cassius seine Zuflucht nahm; bemeisterte Cassius Syrien und Asien; zwang Dolabellen sich in Laodicea selbst zu tödten; Brutus aber nahm den Cajus Antonius gefangen/ brachte Epirus und gantz Griechenland in seine Gewalt; und als ein Beschirmer der Freyheit verdiente er: daß zu Athen sein und des Cassius aus Ertzt gegossene Bilder zwischen die Säulen des Harmodius und Aristogitons gesetzt wurden; und der Galater König Dejotar/ wie auch Cotys der vierdte/ welchen die Bessen wider seinen Bruder Sadal zum Könige neulich erwehlet hatten/ mit ihm in Bündnüß trat. Dieser unbedachtsame König Sadal fing anfangs mit sich selbst/ hernach mit seinem Bruder einen muthwilligen Krieg an/ und öffnete nicht allein die Thracischen Pforten den Ausländern/ welche die Natur mit so viel steilen Bergen und tieffen Strömen verriegelt/ und des Volckes Hertzhafftigkeit verwahret hatte; sondern er zündete auch das erste Feuer des Unglücks an/ welches hernach gleichsam gantz Thracien eingeäschert/ da doch diß Land so lange Zeit durch die Klugheit voriger Könige für dem Einbruche des grossen Mithridates und der Uberschwemmung der zu Zertrümmerung der grösten Reiche versehener Römer erhalten worden war.

Dieser Sadal war des Königs Cotys ältester Sohn/ ein wohlgestalter/ und nicht nur in Ritter-Spielen fertiger/ sondern auch ein hertzhafter und verschmitzter Fürst. Sein Bruder Cotys der vierdte/ war zwar nicht so schön und hurtig; aber er hatte zur Ruh und Weltweißheit/ darinnen ihn Dionysius und Philiscus unterwiesen/ einen sonderbaren Zug. Da hingegen jener hierfür eine Abscheu trug/ und wenn dieser seinen Lehrmeistern zuhörte/ auf der Rennebahn/ oder auf der Jagt sich ergetzte. Nach dem Unterscheide dieser Gemüther setzte Cotys seinem Sohn Sadal noch bey Lebzeiten die Thracische Krone auf; seinen Bruder Cotys aber erklärte er zum obersten Priester des Bacchus. Welche Würde nach dem Könige die erste ist; indem diesem Priester alle Fürsten des Geblütes weichen; seine Einkünffte aber ein Drittel der Königlichen übersteigen. Des Cotys Geblüte und Gemüthe war dergestalt dem Könige Sadal recht brüderlich zugethan/ und von aller Mißgunst entfernet; die väterliche Liebe des ältern Cotys aber sann Tag und Nacht nach/ des Sadals Glückseligkeit durch eine anständige Heyrath vollkommen zu machen. Sintemal ihm nichts mehr/ als diese Chimere im Kopfe steckte/ noch bey Lebzeiten auf viel Jahre hinaus seine Reichs-Folger zu schauen/ und sein Geschlechte zu verewigen. Sadal hingegen hatte zu nichts wenigerm einen Zug als zur Liebe/ und nichts schien ihm abgeschmackter zu seyn/ als sich verheyrathen. Diese Abscheu aber rührte von nichts anderm/ als von einer angebornen Eifer-Sucht her; welche sonst eine Miß-Geburt der Liebe ist; hier aber im Hertzen König Sadals die Empfängnüß der Liebe ja aller andern Gewogenheit hinderte/ und gleichsam gantz unfruchtbar machte. Denn ob er gleich hertzhafft/ freygebig/ klug und geschickt war; so war er doch aller ausser ihm sich befindenden Hertzhafftigkeit / Freygebigkeit/ Klugheit und Geschicklikeit gram/ wenn gleich selbte ihm zum besten angewehret wurden; gleich als wenn diß/ was an ihm Tugend wäre/ in andern Gemüthern eben so wohl als der Safft der Blumen auf der Zunge der Kröten zu Giffte würde. Dieser gewaltsame Trieb aber war

bey

bey ihm in nichts hefftiger/ als in der Liebe; also: daß weder die Herrschsucht der ihn weder Egyptischen Königin Cleopatra/ das fürnehme Geblüte des Bosphorischẽ Königs Pharnaces Tochter/ die alte Verwandnüß des Denthelischẽ Königs Sitas Schwester/ das feste Bündnüß und die Schönheit des Getischen Königs Koles Baase/ welche König Cotys alle seinem Sohne fürschlug/ zu heyrathen bewegen konte/ sondern er seinem Vater rund heraus bekennte. Alle Verbindligkeit wäre ihm unerträgliche Pein. Keine heßliche könte er lieben/ aus einer natürlichen Abscheu. Keine Schöne wolte er/ umb nicht zugleich von der Eifersucht eines Ehmannes und Liebhabers gequälet zu werden. Ohne Liebe aber eine zu heyrathen gäbe zwar die Staats-Klugheit/ aber nicht seine Großmüthigkeit zu. Cotys hielt diese Widerwertigkeit lange für einen Wahn/ welchen Zeit und Vernunfft wie der Wind den Rauch zertheilen würde. Er sahe selbte aber nach und nach zu einer unauflößlichen Hartnäckigkeit werden; also: daß da er anfangs noch bey Hofe die Gemeinschafft schönen Frauenzimmers vertragen konte/ und doch gegen die/ darein sich andere verliebten/ ehrerbietig war; hernach ihre Anwesenheit vermied/ und wo sie unvermeidlich war/ augenscheinlichẽ Verdruß spüren ließ. Aber alles diß bekümmerte seinen Vater nicht so sehr/ als diese Begebnüß. Am Tage/ da gantz Thracien das Feyer des Bacchus begieng/ war der gantze Königliche Hof im Tempel des Bacchus zu Oresta; welche Stadt vom Orestes den Nahmen bekommen/ der daselbst vom baden im Hebrus soll seiner Unsinnigkeit loß worden seyn. In demselben standen drey alabasterne Bilder des Bacchus/ der Ceres/ und mitten inne der Venus/ mit der Uberschrifft an dem Fusse: **Ohne süssen Wein und Brodt/ ist die Liebe kalt und todt.** Diese Bilder waren ein Meister-Stücke des Phidias/ und bey Einäscherung der Stadt Corinth noch nach Athen gerettet/ vom Mithridates aber seiner Kostbarkeit halber nach Panticapeum geschickt/ endlich aber vom Pharnaces aus einem Gelübde in diesen Tempel verehrt werden. Sadal hatte seinem Bedüncken nach niemals was vollkommenes angeschaut: also daß er sich daran nicht satt sehen/ noch sich über der Kunst genungsam verwundern konte. Er ging diesen Bildern zu Liebe fast täglich in Tempel; und wuste allemal etwas neues/ insonderheit aber an der Venus zu rühmen. Er ließ auch aus dichtem Golde einen Leuchter/ wie des Callimachus zu Athen ist/ dafür aufhencken/ alle Tage den Bodem darumb dreymal mit frischen Blumen bestreuen/ und Weyrauch anzünden. Ja wenn er nicht vorher eine Stunde lang seine Augen an diesen Steinen geweidet hatte/ war er zu allem Thun verdrossen/ und sein Unvergnügen sahe ihm aus den Augen. Hingegen erzeigte er sich in Anschauung derselben über seine Eigenschaft freudig; er vergab daselbst unterschiedene Reichs-Aempter: und dreyen/ die das Leben verwürgt hatten; und auf etlicher Höflinge schlaue Anstifftung dieser Venus halber umb Gnade baten/ erließ er alle Straffe. Mit einem Worte: König Sadal war in diese Bilder allem Ansehen nach hefftiger/ als Pigmalion in seines verliebt. Das Volck/ welches einen hefftigern Trieb hat ihren Fürsten durch Nachaffung zu heucheln/ als den Göttern mit Andacht zu dienen/ drang sich deßhalben Tag und Nacht in Tempel/ ja die Entferneten reiseten von den äusersten Gräntzen Thraciens diesen Bildern zu gefallen nach Oresta/ und richteten eine grosse Wallfarth daselbst an. Allein diese sonst so beliebte Heucheley verursachte dem eifersüchtigen Sadal eine ungemeine Gramschafft; als dessen Gemüthe fremder Vergnügung so neidig war: daß er auch gar den Sonnenschein ihm allein zugeeignet hätte. Daher that er ihm durch unterlassene Besuchung der Bilder nicht allein selber weh; sondern hielt auch bey

seinem Bruder Cotys/ als obersten Priester an: Er möchte den Tempel des Bacchus nur wie den zu Athen des Jahres nur einmal öffnen lassen. Als aber Cotys solches als unverantwortlich entschuldigte; weil die Andacht zu Gott so wenig als die Anschauung des Himmels keinen Augenblick ohne Sünde verwehret werden könte; sann er auf Mittel und Wege diese allgemeine Vergnügung zu stören. Wenig Tage darnach brachte ein berühmter Bildhauer etliche Bilder nach Oresia/ und darunter eine helffenbeinerne Venus/ welche zu Pella in dem Gemache der Königin Olympia gestanden hatte/ zu verkauffen. Diese Venus both er umb tausend Talent. Der Statthalter zu Oresia lachte darüber/ und sagte: Wer für ein ausgedrechseltes Stücke Elefanten-Zahn eines Elefanten schwer Silber geben wolte? Der verschmitzte Bildhauer versetzte: Niemand/ als ein großmüthiger König in Thracien. Welches den König Cotys so vergnügte: daß er ihm so viel/ als er gefordert hatte/ zu zahlen befahl. König Sadal befand sich über dieser Vergnügung seines Vaters aufs höchste unvergnügt; fing daher an: Wenn diß Helffenbein für tausend Talent nicht zu theuer wäre; schätzte er die alabasterne Venus in dem Tempel des Bacchus für den in Silber verwandelten Berg Rhodope zu wohlfeil. Cotys ward hierüber empfindlich/ und fing an: Ich habe mich an diesem Bilde nicht überkaufft/ weil mir es die Wissenschafft beybracht hat: daß Sadal etwas in der Welt/ nemlich einen Stein zu lieben fähig sey/ und daß er hoffentlich an diesem zu lernen anfangen werde mit dem Frauenzimmer keine ewige Ehscheidung zu hegen. Sadaln ging dieser Stich durch die Seele; und ob er sich gleich mässigte dem Vater zu antworten/ verfügte er sich doch noch selbigen Abend in Tempel/ und schlug mit einem eisernen Hammer die alabasterne Venus in Stücken. Nicht besser hätte er es der Ceres und dem Bacchus mitgespielet/ wenn nicht die Tempel-Knechte herzu kommen/ solchen Verterb verwehret/ ja den König Sadal gar als einen Verunehrer des Heiligthums aus dem Tempel zu weichen gezwungen hätten. König Cotys ward hierüber nicht so wohl wegen entweiheten Heiligthums/ als wegen seines Sohnes Unart/ welcher doch kurtz vorher durch seine wider den Longinus und Calvinus erhaltene Siege so grosse Hoffnung von sich hatte blicken lassen/ aufs äuserste bekümmert/ iedoch seine väterliche Liebe so heiß: daß sie diese/ wiewohl auch sein väterlich Ansehn rührende Hartnäckigkeit verdeuete. Zumal da Cotys durch die Krönung seinen Sohn ihm nichts minder schrecklich/ als gehässig gemacht/ und sich seiner Gewalt in Schrancken zu halten begeben hatte. Denn in dem Sadal König war/ erkeñte er mehr niemanden über sich. Weil er aber nur das halbe Reich hatte/ war er unvergnügt/ und desto begieriger darnach. Also muste der Vater mehr auf Besänftigung/ als Bändigung seines Gemütes sinnen; dessen ihm die völlige Herrschafft vorbehaltendes Leben ihm beschwerlicher/ als di Kleinigkeit seines Reiches war. Diß ereignete sich gleich dazumal/ da Brutus die Städte Xanthus/ Patara und Myra einnahm/ und gantz Lycien bezwang; also sich in Asie und Griechenland in höchstes Ansehē/ Thracien auch in nicht geringe Furcht eines Uberfalls versetzte. Die Könige der Mösischen Geten und Bastarnen Roles und Delde sperrten gegen des ihnen wenig geneigten Brutus Glücke gleichfalls die Augen auf/ und beliebten in der Stadt Appiaria zwischen dem Ister und Escamus eine Zusammenkunft/ schlossen auch nach dreyer Tage Unterredung für ihre gemeine Sicherheit gegen alle sich herfür thuende Feinde ein Schutz-Bündnüß. Mit dem Könige Delde war seine Gemahlin Hertha und seine Tochter Apame mit nach Appiaria kommen/ umb ihre Schwester die Getische Königin Morava und ihre Tochter Delphyle heimzusuchen. Diese zwey schönen Königinnen waren wie ein Ey dem andern ähnlich; ihre Töchter konten auch durch die

gantze

gantze Welt für halbe Wunderwercke der Schönheit gelten. Als diese beyde aber bey einander gesehen wurden/ stach die unvergleichliche Apame Deiphylen eben so/ wie der umb diese Zeit zwier-gefärbte Tyrische Purper/ den alten Feilgen-blauen/ und den Tarentinischen rothen weg. König Cotys kriegte diese Bastarnische Fürstin in der Königin Morava Zimmer so bald nicht zu Gesichte; als sein Hertze an statt seines Sohnes die allerempfindlichste Regung empfand. Denn ungeachtet die greise Zeit bey diesem Greissen schon alles andere Feuer ausgeleschet hatte; war doch das Feuer seiner väterlichen Zuneigung in seinem Hertzen so thätig: daß es aus einer kräfftigen Einbildung in sich auch die Liebe empfand/ darmit er seines Sohnes Seele angesteckt zu seyn wünschte. Daher konte er sich nicht mässigen noch selbigen Abend seinem Sohne von ihr Meldung zu thun/ und ihn zwar dergestalt zu versichern: daß wenn Apame nicht sein Hertz zu rühren mächtig wäre/ würde er sein Lebtage einen Grund-Stein der Unbewegligkeit abzugeben geschickt seyn. König Sadal fragte seinen Vater unverwendeten Fusses: Ob er Apamen ihrer Schönheit halber so hoch schätzte? In alle wege/ antwortete Cotys. Denn alle vorhin von ihm gesehene Schönheiten wären gegen Apamen nur ein Schatten. Wenn die Göttin der Liebe allzu sehr beschäfftigt wäre/ oder müde würde/ könte sie Apamen zu ihrer Gehülffin oder Vertreterin erkiesen die gantze Welt verliebt zu machen. Wenn des Aegiensischen Jupiters Priesterthum so wohl der schönsten Jungfrau zu vergeben wäre/ als es den allerschönsten Gaben anvertrauet werden muß/ würde sie es für allen Lebenden behaupten. Ja/ wer Apamen einmal gesehen/ solte ihm/ wie Democritus/ selbst die Augen ausstechen/ wormit sie nach ihr nicht mit Anschauung etwas geringerns beleidiget würden. So werde ich sie/ versetzte Sadal/ so viel weniger zu lieben/ oder auch nur zu schauen mich überwinden können. Cotys erblaßte/ und fing an: Was denn in ihm so unbegreiffliche Entschlüssungen erregte? Nichts anders/ sagte Sadal; als daß ich/ wenn ich sie einmal schaue/ mir mißtraue: daß ich mich sie zu lieben enthalten könne; da doch mein Gemüthe für unerträglich hält/ etwas zu lieben/ darein andere verliebt seyn können. Cotys begegnete ihm mit abermals veränderter Farbe: Bist du denn nicht mein/ sondern der Nacht Sohn: daß du eben so für der Schönheit/ als die Finsterniß für der Sonne fleuchst? Also überwinde dich doch/ sie zu sehen/ wo du dich anders von ihr gesehen zu werden würdig schätzest. Denn wie unhold du dich gleich der Schönheit zu seyn anstellest/ so bin ich doch mehr bekümmert: ob du ihr gefallen werdest/ als daß sie dein gantz Gemüthe umbkehren/ und dir süssere Gedancken eindrücken werde. Beyde redeten dergestalt verwirret mit einander; als König Roles in des Cotys Zimmer trat; und so wohl ihn als den Fürsten Sadal auf einen Spatzier-Saal leitete/ umb aus selbtem einen Kampf zwischen Bären/ Ochsen/ Luchsen/ Wölffen und Hunden zuzuschauen. Alles Königliche Frauenzimmer war daselbst zugegen; also daß Sadal nichts minder die Fürstin Apame/ als andere mit geziemender Höfligkeit unterhalten muste. Ja weil Cotys die Königin Morave/ Roles die Königin Gartha/ Deldo die Fürstin Deiphyle nebst sich in die absondern Fenster zohen/ ward Sadal gleichsam gezwungen Apamen für sich zu erwehlen. Jedoch dorffte es mehr keines so grossen Zwanges. Denn Sadal war durch den ersten Anblick schon so weit gewonnen: daß seine Gramschafft sich verlohr; und hatte keine Virtel-Stunde nebst ihr dem Thier-Kampfe zugesehen; als sein Hertze schon ein viel unruhiger Kampf-Platz ward; indem die Liebe darinnen seine Hartneckigkeit eifriger als die wilden Thiere einander zu bestreiten bemüht waren. Es traff sich auch gleich: daß zum ersten gleichsam zu einer besondern Andeutung drey zahmere Thiere drey wildere/ nemlich ein Ochse einen Bären/ ein Hund einen Luchs/ und ein Pferd

einen Wolf überwand; hernach sich aber meistentheils das Widerspiel ereignete. Inzwischen konte sich Sadal nicht erwehren: daß seine Gedancken sich miteinander überwerffen; ob er nicht/ weñ Apame aufhörte so gar schön zu seyn/ so deñ sie zu lieben schlüssen und umb sie werben solte. Kurtz darauf fühlte er sich eine gewisse/ aber ihm gantz fremde Bewegung in sein Hertz einspielen; welche nach einer verworrenen durcheinander-Gehung sich in ein Verlangen Apamen zu gefallen verwandelte. Alleine Apamens holdselige Gespräche dämpfften noch für Ende des Kampfes und selbigen Tages alle noch übrige Dünste seiner gehabten seltzamen Meynungen: daß er Apamen/ wenn es ihr auch möglich wäre/ noch schöner zu werden für liebens-würdig erkennte. Er eröffnete es noch selbigen Abend seinem Vater Cotys; welcher aber seine Veränderung schon beym Thier-Kampfe angemerckt hatte. Denn ob zwar des Frauenzimmers höfliche Bedienung zum Wesen eines wackeren Edelmannes gehöret/ und daher so wohl von einer ungerührten Seele/ als von einem brennenden Hertzen herrühren kan/ wissen doch vernünfftige Aufschauer Höfligkeit von Liebe leicht zu unterscheiden. Bey dieser Anmerckung war niemand froher als Cotys über so heilsamer Erleuchtung seines bißher in der Liebe gleichsam aberwitzigen Sohnes. Daher rieth er ihm: Es wäre nunmehr weder Zeit noch Gelegenheit zu versäumen/ sondern das Eisen zu schmieden/ weil es warm wäre. Denn ihre Reichs-Geschäffte vertrügen kein langes Abseyn aus Thracien. Apame aber wäre eine solche Perle/ welche sich nicht von ferne/ oder durch iemand andern fischen liesse/ noch auch lange ungesucht bleiben würde. Denn er hätte die gewisse Nachricht: daß der König in Scythien/ der der Dacier/ und der Roxolanë umb sie zu überkommen alle Mögligkeit versuchten. Sadal ließ selbigen Abend ihm alles gefallen; nachdem er sich aber selbst die gantze Nacht schmertzlich beunruhigt/ gab er auf den Morgen seinem Vater zu verstehen: Es wäre ihm unmöglich sich zu einer Heyrath mit Apamë zu entschlüssen. Als Cotys nun die Ursache eines so geschwinden Zurücksprunges wissen wolte/ fuhr Sadal heraus: Ich kan Apamë unmöglich heyrathen. Denn ich liebe sie zu sehr. Cotys konte sich des Lachens nicht enthalten/ und fing an: Du wilst dich nicht verheyrathen aus Liebe? ich aber habe mein Lebtage nicht anders geglaubt: Man könne sich vernünfftig nicht verheyrathen ohne Liebe/ und zwar nicht ohne eine sehr heftige. Denn ob ich wohl weiß: daß Fürsten ins gemein aus Staats-Ursachen wie Blinde/ eine nie gesehene Waare kauffen müssen; so wil ich doch keinem meiner Kinder iemals rathen/ aus der Heyrath ein Gewerbe zu machen/ und ihm die Dienstbarkeit aufzubürden: daß es was lieben müsse/ was der Liebe nicht werth sey. Ja ich halte die Eh ohne Liebe nicht nur für einen Tag ohne Sonne/ sondern für ein wahrhaftes Grab der Lebendigen. Nach einem langen Unterrichte brachte Cotys seinen Sohn wieder auf den rechten Weg/ und zu der Entschlüssung/ Apamen zu heyrathen. Er kam daher selbigen Tag mit nichts minder festem Vorsatze/ als freudiger Geberdung zur Königlichen Taffel; welche auf einem kleinen Eylande des Isters gehalten/ und mit einer Wasser-Jagt beschlossen ward; in welcher Roles über tausend Hirsche durch den Ister schwemmen/ Apame aber anmercken ließ: daß ihre Hände nicht weniger mit dem Bogen/ als ihre Augen mit den Blicken das Wild zu fällen verstünden. Wie grausam sie nun gegen diese Hirschen war/ so annehmlich bezeigte sie sich gegë dem Könige Sadal; also: daß seine Hoffnung ihm schon einen gewünschten Ausschlag wahrsagte. In dieser verharrete er biß auf den Abend; da König Roles in einem Garten Sybariten das Gedichte vom Orpheus und von Eurydicen nach neun Leyern tantzen ließ. Diese drückten des Orpheus Leid über der Eurydice Tod/ seinen lieblichen Lobgesang der Götter in der Hölle des bittere Thränen vergiessenden Pluto und der Proserpina Mitleiden/ der Eurydice Freude über

Erblickung ihres Orpheus/ beyder zurückkehrenden Liebes-Umbarmungen/ der zurück sehenden Eurydice Verschwindung/ des darüber erstaunenden Orpheus Verzweiffelung/ den Grim̃ des Bacchus gegen den Orpheus/ weil er ihn nicht in der Hölle besungen/ das Rasen der den Orpheus zerreissenden Bacchen; Die Zusammenlesung seiner Glieder von den holdseeligen Musen durch ihre blosse Gebehrden so eigentlich aus: daß niemand ohne Empfindligkeit zuschauen konte. Zwischen jedem der neun Abtheilungen sangen etliche der Cybele gewiedmete verschnittene Priester/ welche Orpheus zum ersten aus Egypten in Thracien gebracht hat/ und so viel Lydische Sängerinnen/ welche nach des Andramytes oder des Gyges erster Erfindung ebenfals verschnitten waren/ mit einer überirrdischen Liebligkeit die durch solch Getichte angedeutete Sitten-Lehre. Am Ende beschlossen sie mit diesen beyden Sätzen:

Die Lieb' ist mehr als Zucker-süß'/
Ein Lebens-Saltz/ der Menschen Honig-Seim/
Der Geister Kost/ ja gar der Götter Leim/
Und ein selbst-ständig Paradiß/
Ein Himmel in der Unter-Welt.
Doch muß sie offt auch mit dem Tode ringen/
Wenns dem Verhängnüsse gefällt/
Zur Hölle fahren und Todte wieder bringen.

Die Lieb' ist stärcker als der Tod/
Denn sie hält auf kein Grab und Leichen-Stein.
Sie duldet mehr/ als Höll- und Sterbens-Pein/
Und schöpfft Vergnügung aus der Noth.
Sie drücket Leichen an die Brust/
Die Gruft weiß ihr ein Eh-Bett' abzugeben;
Ja Schmertz und Ach ist ihre Lust/
Ein treuer Tod ihr süsser als das Leben.

Nach dem Beschlusse des Tantzes und des Singens fieng Apame lächelnde an: Es gehörte eine noch vollkommenere Liebligkeit/ als diese gewest/ darzu: daß sich die/ welche nie geliebt/ überreden lassen sollen: die Bitterkeit der Liebe sey süsse/ und der Tod vergnüglicher/ als das Leben. König Sadal/ in dessen Hertze nichts tieffer/ als die Eyversucht eingewurtzelt war/ wolte die Gelegenheit nicht versäumen Apamen zu fragen: Ob sie denn noch keinen Vorschmack von der so süssen Liebe geschmäckt hätte? Apame antwortete: Niemals gar keinen; sondern ihre Bande haben mich allezeit allzu rau zu seyn bedeuchtet; und glaube auch noch: daß der/ welcher sich von ihr fässeln läßt/ vorher müsse verblendet werden/ wormit er derer sie begleitenden Beschwerligkeiten nicht gewahr werde. Aber meine Lehrmeister/ versetzte Sadal/ haben mich unterrichtet: daß die Liebe den Menschen allererst sehend/ ja auch lebend machte. So haben/ fieng Apame an/ die Sänger wol recht: daß der Tod süsser als das Leben sey; und ich werde von nun an dem Wahne beyfallen: daß die Blinden sich in ruhigerm Zustande befinden/ als die Sehenden. Aber/ sagte Sadal/ hat denn Apame keinen von denen ins Gesichte bekommen/ die sie angebetet haben? Ich bin keine Göttin/ begegnete ihm Apame; daher habe ich mir auch nie eingebildet: daß mich jemand anbetete. Hat mich aber ja jemand geliebt/ so habe ich von diesem Feuer noch keine Wärmbde verspürt. Wiewol ich von Art schwer zu bereden bin: daß mich jemand liebe. Niemand in der Welt hat mehr Ursache/ sagte Sadal/ in diesem Stücke leichtgläubiger zu seyn/ als Apame. Denn außer ihr ist kein Mensch würdiger geliebt zu werden/ als sie. Daher kan ich ihren Zweifel keiner andern Ursache zuschreiben: als daß sie keinen Unterscheid wahrnehmen kan/ weil sie so viel Liebhaber/ als Anschauer hat. Apame brach ein: Ich verstehe mich auf den Schertz besser/ als auf die Liebe. Wie dem aber sey/ so habe ich weder in meinem/ noch in einem frembden Pulse einige Veränderung wahrgenommen. Ist es aber möglich/ sagte Sadal: daß man geliebt werde/ und in sich gantz unveränderlich bleibe? Apame antwortete: Mein Gemüthe ist noch nie verrückt worden/ und bin ich nach Apiaria kommen/ ohne daß mir jemand gefallen/ oder ich gewüst habe/ was Liebe sey. Diese Worte ließ sie mit

einer solchen Armuth heraus: daß sich Sadal beredete: Apame hätte ihn allein aus allen/ welche ihr nicht gefallen/ deutlich ausgeschlossen; da sie ihre Unempfindligkeit nur bis zu ihrer Ankunfft nach Appiaria eingeschrenckt. Daher fieng er nach einem tieffen Seufzer an: Wolte GOtt! daß Apame denn gelehrter/ und Sadal glücklicher aus Appiaria reisen möchte. Apame färbte sich hierbey ein wenig und fieng an: Ich wünsche beydes von Hertzen/ aber nur keine andere Wissenschaft/ als die mich eben so wol nicht unglücklich macht. Ist es denn eine Unglückseeligkeit/ fragte Sadal/ wenn die Götter ihre Priester/ und die Schönen ihre Leibeigenen kennen lernen? Apame antwortete: denen allwissenden Göttern ist dis eine leichte/ Menschen aber eine schwere Erkäntnis. Denn Liebe und Heucheley sind einander auf den Lippen so ähnlich/ als das Attische und Colchische Honig an der Farbe; da doch jenes das süsseste und gesündeste in der Welt/ dieses das bitterste ist/ und das Haupt verwirret. Ja vieler Liebe ist gefährlicher/ als ihr Thracisches Honig bey Heraclea/ welches die schwartzen Chamelion in Gifft verwandelte. Sadal versetzte: Es ist mir lieb/ und ein besonder Vortheil: daß ich ein Thracier bin. Denn diese hält die gantze Welt zur Heucheley allzu ungeschickt. Ja auf dem Erd-Kreise ist die Liebe schwerlich so rein und so kräfftig anzutreffen/ als in Thracien/ da die Weiber sich insgemein mit ihren Männern auf einem Holtzstosse verbrennen. Massen die Heyrathung vieler Ehfrauen meist nur darumb abkommen/ weil bey dem Tode der Männer die Richter-Stühle von denen sich umb die Ehre der Mitverbrennung zanckenden Weibern allzu sehr beunruhiget wurden. Apame/ welcher eine offenhertzige Redligkeit gleichsam aus den Augen sah/ antwortete: Sie schätzte ihn zwar als einen Thracier gar hoch/ und höher als jemanden/ den sie von Gewogenheit je etwas reden gehört; aber sie konte sich nicht zwingen zu glauben: daß Sadal sie liebte; und wenn sie schon in ihr jemahls gegen ihm einige Neigung fühlte/ würde sie selber doch keine Lufft lassen/ bis sie seiner Liebe vorher gewisser versichert wäre. Mit diesen Worten wendete sie sich gegen der Fürstin Deiphyle; und nach dem sie eine Weile mit einander gescherzt nam die gantze Versamlung von einander Abschied. Sadal wuste nunmehr seine Vergnügung nicht mehr zu begreiffen; weil er Apamens letzten Worte für nichts geringers/ als eine Liebes-Erklärung aufnahm/ und daher ihm in seinem eigenen Hertzen nichts als Sieges-Bogen aufrichtete; weil er Apamens nie gerührtes Hertze bewegt/ und sie aus der Botmäßigkeit über sich selbst gesetzt hätte. Er genoß in diesem Anfange seiner Liebe mehr Süßigkeit/ als er ihm von ihrem völligen Genusse eingebildet hatte. Bald aber überfiel ihn die bitterste Bekümmernis: ob er auch die mißträuliche Apame würde bereden können: daß er sie wahrhafftig/ und zwar so sehr liebte/ als sie geliebt zu werden verdiente. Dieser folgte wie beym Sturme eine Welle auf die ander die Sorgfalt: ob auch Apamens Liebe tauerhaft seyn würde/ wenn er schon sie seiner/ und er sich ihrer Liebe versichern würde. Diese Abwechselungen der Gedancken jagten ihn aus einem Zimmer in das andere; ohne daß er selbst wuste/ was ihn leitete oder vertriebe. Denn wenn nichts die Ungedult beruhigen kan/ soll es die Verenderung eben/ wie die Umbwendung im Bette thun/ wenn man nicht schlaffen kan. König Cotys kam gleich darzu/ als er sich mit diesen Gedancken überwarf; und mühte sich ihm seine Grillen auszureden/ mit der Versicherung: daß er beym Könige Deldo schon einen grossen Stein zu seiner Heyrath gelegt hätte; und er von einer so tugendhaften Fürstin sich keiner solchen Leichtsinnigkeit zu befahren hätte. Sadal aber fiel ein: Gleichwol aber vermindert die Eh alle Liebe; und die/ welche anfangs zerschmeltzen wil/ geräth hernach in mehr Ge-

fahr zu erfrieren / als zu verbrennen. Daher kan es geschehen: daß Apame mich entweder gar nicht / oder nur zum Scheine und aus Zwange / einen andern aber ins geheim / und so viel inbrünstiger liebe. Diese Eyversucht nam auch so fern überhand: daß sie in Sadaln bey nahe alle Liebe ersteckte / und er für rathsamer hielt ohne Apamen unglücklich / als mit ihr ungeliebt zu leben. Daher entschloß er nicht allein von fernerer Liebes-Werbung abzusehen / sondern auch Apamen seine Gemüths-Veränderung zu verstehen zu geben. Aber die einige Wieder-Ersehung dieser unvergleichlichen Schönheit / und des Königs Coevs Einhalt / welcher inmittelst beym Könige Oeldo und seiner Gemahlin Gartha die völlige Heyraths-Verwilligung zuwege gebracht hatte / versetzte Sadals Liebe nicht nur in alten Stand; sondern er fieng Apamen auch nunmehr auf eine solche Weise an zu lieben / als der Ehstand und die Würde einer so ungemeinen Buhlschafft erforderte. Mit einem Worte: Sadal und Apame wurden zu grossen Freuden beyder Königlichen Häuser in Appiaria miteinander verlobt / und das Beylager zu Oresta mit anständigem / jedoch kurtzem Gepränge vollzogen. Denn kostbare Feyer / Täntze und Gastmahle sind Mißgeburten der Verschwendung / wenn sie länger währen als der Rauch von Speisen / und der Nachklang von Säiten-Spielen. Sadal erndtete daselbst die süssesten Früchte der Liebe von seiner Apame mit solcher Vergnügung ein: daß er allen andern Verliebten der Welt einen Vorsprung abgerannt zu haben vermeinte. Ich weiß aber nicht / was für ein Unstern / oder ob Sadals böser Geist ihm die dritte Nacht des Beylagers seine schlaffende Eyversucht durch einen geringen Zufall wieder lebend machte. Denn als er selbige Nacht bey mittelmäßigem Monden-Scheine aus seinem in Apamens Schlaf-Gemach kehrete / kam ihm für / als wenn eine andere Person sich ihrem Bette näherte. Welches ihn alsofort in solchen Wahnwitz versetzte: daß er zurück in sein Zimmer gieng / und sich mit einem Dolche gefaßt machte seinem eingebildeten Nebenbuhler das Licht auszuleschen. Als Sadal wieder kam und sich Apamens Bette näherte / deuchtete ihn: Er sähe seinen Feind nunmehr die letzten Tritte zu Apamens Lagerstatt thun. Daher sprang er gantz verzweifelt mit den Worten: du must sterben! und mit einem gezückten Stosse auf das Bette zu; ward aber zu seiner eusersten Verwirrung gewahr: daß sein eigener Schatten vom Monden sein geträumter Mit-Buhler war. Apame aber / welche von solchem Geschrey aus einem halben Schlaffe auffuhr / fieng einen lauten Hall anzuruffen / grief aus Schrecken zugleich augenblicks auf der Seite nach der seidenen Schnure / und zohe den Schüblich für der das Zimmer zu erleuchten bestimmten Ampel weg. Apame sahe hiermit Sadaln mit einem blinckenden Dolche für ihr stehen / welches sie in eine solche Verwirrung setzte: daß sie ihrer selbst vergaß / und gleichsam zu einer erstarrenden Seule ward. Inzwischen kam die von beydem Geschrey erweckte Hofemeisterin ins Zimmer / und fand beyde in so seltsamer Stellung. Daher sie ihr nur das Hertz faßte Sadaln in die Armen zu fallen / und zu fragen: Was für eine Raserey ihn die unschuldige Königin zu ermorden verleitete? Sadal war über seinem Aberwitze so beschämt und verwirret: daß er kein Wort zu antworten / weniger sein Mißtrauen mit einigem Irrthume zu bekleiden geschickt war; sondern er warf den Dolch gantz erbost zu Bodem: daß er darinnen stecken blieb / und gieng gantz verzweifelt zurück in sein Schlaf-Gemach. Inzwischen kam Apame wieder zu ihr selbst; und weil sie aus Sadals verstocktem Stillschweigen ihr von ihrem Gemahl nichts anders / als eine vorgehabte Ermordung einbilden konte / riß sie sich aus dem Bette und Zimmer / als einem unsicheren Orte / und verfügte sich unverwendeten Fusses zu der

Königin Gartha ihrer Mutter. Diese weckte alsofort den König Deldo. Hiermit ward der gantze Hof wache/ und fielen alle/ wiewol ihrer wenig die Ursache wusten/ aus der bisherigen Freude in eine plötzliche Ohnmacht; Niemand aber fast in grössere/ als König Cotys/ welchem seines Sohnes seltzame Gemüths-Regungen fast alleine bekandt waren. Daher verfügte er sich auch geraden Fusses in sein Zimmer/ traf aber seinen Sohn daselbst in der Gestalt eines unsinnigen Menschen an/ welcher mit dem Kopfe wider die Wand lief/ und keinem Einreden seines Vaters Gehör gab. Sein Bruder Cotys kam endlich auch darzu/ und mühte sich/ wiewol ohne Frucht/ Sadaln zu besänfftigen. Daher opferte er für ihn dem Bacchus/ welcher der Urheber und Stiller der Raserey seyn soll/ hundert Böcke. Und/ weil er eine Bezauberung besorgte/ hing er ihm das Bild eines geilen Satyrus/ und einen viereckichten Stein/ darauf das Haupt des Mercur geetzt war/ als vermeinte Genesungs-Mittel an. Inzwischen bemühte sich König Cotys Apamen auszureden: daß sein Sohn ihr einiges Leid zu thun vorgehabt hätte. Sintemal sein verwirrtes Gemüthe seine Bekümmernis über ihrem Argwohne genungsam an Tag gäbe. Maßen sich denn auch diese tugendhafte Fürstin erbitten ließ/ in Sadals Zimmer zu kommen; welcher sich denn augenblicks zu ihren Füssen niederwarf/ und daselbst in eine völlige Ohnmacht sanck. Apamens Hertze ward hierüber so wehmüthig: daß sie nunmehr selbst zu zweifeln anfieng: Ob Sadal sie zu beleidigen vorgehabt hätte. Daher sie ihn denn selbst reiben und kühlen half/ und als er sich erholete/ sich auch in den Armen seiner getreuen Apamen befand/ schossen ihm die Thränen aus den Augen. Ob er nun zwar kein Wort redete/ gab er doch genungsame Merckmahle an den Tag; wie hertzlich er über Betrübung seiner Gemahlin bestürtzt/ und sie zu versöhnen begierig sey. Die Aertzte hielten für rathsam ihn zu Bette und zur Ruh zu bringen; welche denn auch erfolgte. Folgenden Tages verfügte sich König Cotys zu Sadaln; und weil er sein Gemüthe zimlich beruhigt fand/ fragte er ihn umb die wahre Beschaffenheit seines Beginnens. Sadal/ nachdem er eine Weile stille geschwiegen/ erzehlte seinem Vater den wahren Verlauf; welcher ihn denn mit Thränen bat: Er möchte doch das Gifft der Liebe/ die Henckerin der Seelen die verdammte Eyversucht auf sein Lebtage aus dem Gemüthe verbannen; welche die reinesten Lilgen der Unschuld mit Kröten-Geröcke begeiferte/ und die wärmesten Ehbette mit kaltem Blute besudelte. Für dieses mal solte er sich zu frieden geben. Denn er hätte es bey Apamen schon meist gut gemacht/ und er wüste schon eine glaubhafte Erfindung ihr vollends allen Verdacht zu benehmen. Hiermit verfügte er sich zu Apamen/ und meldete: Es hätte ein Traum Sadaln die Vergewaltigung Apamens so nachdrücklich fürgebildet: daß er sie zu retten/ und den Reihschänder zu tödten aufgestanden/ bey seinem erkennten Irrthume/ und seiner Gemahlin darüber gefaßter Empfindligkeit aber gantz außer sich gesetzt worden wäre. Diesemnach ersuchte er sie die Verleitung eines Traumes für keinen bösen Vorsatz/ noch seinen wolgemeinten Irrthum für kein so grausames Laster aufzunehmen. Nicht nur Apame/ sondern auch König Deldo und Gartha wurden hierdurch vergnügt/ die Liebe zwischen beyden Ehleuten ergäntzet/ und das Beylager mit tausend Freuden-Zeichen vollendet. Deldo und Gartha reiseten hierauf in Bostarnien; Apame ward von Tage zu Tage schöner und vollkommener/ und hiermit Sadals Liebe immer grösser/ also: daß sie auch ihre geziemende Maaß überwuchs. Wie nun alle Ubermaaße/ auch der Tugenden/ wenig gutes stifftet/ insonderheit aber sie die Liebe entweder zeitlich erschöpft/ oder versaltzet; also verleitete sie Sadaln dahin:

dahin: daß er Apamen in Ohren lag: Sie möchte doch ihm erzehlen; wer alles umb ihre Liebe sich beworben hätte; wormit er aus anderer Schifbruch seine unbegreifliche Glückseeligkeit die unschätzbare Apame zu besitzen noch mehr bereichern/ und aus anderer Verzweifelung so viel mehr Freude schöpfen möchte. Die treuhertzige Apame hielt es für ein Verbrechen dem etwas zu verbergen/ dem sie sich selbst zugeeignet hätte; sondern vielmehr für Verbindligkeit alles zu ihres Ehgemahls Vergnügung beyzutragen. Sie erzehlte ihm also: wie der König der Roxolanen/ und der der Scythen nur durch Botschafften umb sie geworben/ ihr Vater Oeldo aber aus gewissen Staats-Bedencken/ wormit selbige Nachbarn mit der Zeit nicht einen Erb-Anspruch an die Bastarnische Krone machen möchten/ solche Werbung bald abgelehnt hätte. Der Dacier König Decebal/ und Holderich ein Hertzog der Quaden aber wären selbst an ihres Vatern Hof kommen; und hätte jener durch grosse Pracht und Verschwendung seiner Reichthümer/ welche er aus den Dacischen Gold- Silber- und Kupfer-Bergwercken überflüssig züge; dieser aber durch seine Tugenden ihre Liebe und des Königs Oeldo Einwilligung zu wege zu bringen sich bemühet. Weil nun Decebal ihm eingebildet hätte: daß Holderich vom Oeldo und der Königin ein geneigter Auge bekäme; hätte er einen festen Schluß gemacht ihn aus dem Wege zu räumen. Weil aber Decebal sein Vorhaben durch unbedachtsames Dreuen verrathen; wäre Holderich deshalben gewahrschauet; und Decebaln durch Holderichs Vorsicht alle Anstalten krebsgängig gemacht worden. Endlich wären sie beyde in der Königlichen Burg mit Waffen an einander kommen/ und Holderich unversehens verwundet worden; welches ihr Vater so übel aufgenommen: daß Decebal noch selbigen Abend hätte die Stadt räumen/ und sich in dreyen Tagen aus den Bastarnischen Gräntzen über den Fluß Tyras begeben müssen. Holderich hätte seiner gefährlichen Wunde halber einen Monat daselbst aushalten müssen/ und sich beym Könige Oeldo durch sein Wolverhalten und Klugheit so beliebt gemacht: daß/ ob sie zwar jederzeit eine grosse Abneigung für dem Heyrathen bezeugt/ sie besorglich von ihren Eltern an den Fürsten Holderich wäre verlobt worden/ wenn nicht der Königliche Rath mehr auf meine unter der Hand geschehende Unterbauung/ als aus Beysorge mit den Daciern und denen bereit feindlichen Roxolanern auf einmal in den Krieg zu verfallen/ die Heyrath beständig widerrathen hätte. Holderich wäre zwar betrübt/ aber mit höchster Bescheidenheit aus Bastarnien geschieden/ und hätte kein ander Merckmahl seiner Unvergnügung hinterlassen/ als diese mit einem Diamant in eine Glaßscheibe seines Zimmers geschriebene Reimen:

> Weil/ was ich so verlangt/ mir hier nicht werden kan;
> So steht mir auch nicht diß / was mich verlanget/ an.
> Drumb wil ich nun nicht mehr/ was niemals wird geschehen.
> Wer weiß: ob Glück und Zeit/ die uns meist widrig sind/
> Mir aus Unmögligkeit nicht etwas mögliches spinn't/
> Weil wir auch Flüchtigen den Schatten folgen sehen.

Gleichwol aber verunglückte Holderich unterweges. Denn als er über das Carpatische Gebürge zurück reisete/ ward er auf Anstifften Decebals von etlichen hundert auf ihn wegelauernden Daciern jämmerlich ermordet. König Sadal verhörete keinen Umbstand/ ja kein Wort aus dieser Erzehlung/ sein argwöhnisches Gemüthe aber zohe aus dem/ was seiner Liebe zur Speise gereichen solte/ das Gifft seiner gewohnten Eyversucht. Denn diese einmal eingewurtzelte Seuche läßt sich schwerer/ als Dornen aus fetten Aeckern ausrotten; und weñ sie schon gantz ausgetilget zu seyn geschienen/ kommet sie/ wie denen beschwornen Schlangen ihr Gifft wieder. Er entbrach sich Apamens mit einer scheinbaren Schwermuth/ und in der erkieseten Einsamkeit ließ er seinem Argwohne

ren Zügel völlig schiessen. Ist es / dachte er bey sich selbst nicht genung gesagt: daß Apame den Fürsten Holderich geliebt habe; wenn sie von ihm rühmet: Er habe durch seine Tugenden sich umb ihre Liebe beworben. Hat sie ihn aber gleich nicht geliebt; so bezeugt sie doch hierdurch/ wie hoch sie ihn/ und vielmehr höher als mich geschätzt habe. Was wil ich aber an ihrer Liebe zweifeln/ da doch sonder Zweifel niemand/ als sie ihn für Decebals Nachstellungen gewarnet hat? Wäre Holderich nicht allenthalben liebes Kind gewest; warumb hätte Decebal bey Sonnenscheine ihm den Platz alleine einräumen müssen? Warum hat man ihn so lange Zeit aufs freundlichste bewirthet? Wie hätte Holderich sich beym Deldo beliebt machen können/ sonder daß er seiner Tochter/ die dieser Vater so übermäßig liebet / auch lieb gewesen sey? Hätte er wol ohne ihre Liebe übers Hertz bringen können ihr einen unbeliebten Bräutigam aufzudringen? Was hätte Apame für Ursache gehabt ohne grosse Zuneigung seine in Glaß gekratzte Reimen ihr so feste ins Gedächtnüs zu pregen/ und vielleicht noch tieffer ins Hertz einzugraben? Hätte nicht die Wehmuth über der Erzehlung seines Todes ihr sichtbarlich aus den Augen gesehen? So gar deutlich hätte sie mit eigenen Worten und Gebehrden ihre Liebe verrathen/ und wer wüste: wie viel sie aus Beysorge der Eyversucht ihm noch verschwiegen hätte. Denn hielten doch die verliebten Buhlschafften gegen ihre Liebhaber hinter dem Berge. Wie solte er denn glauben: daß Apame gegen ihrem Eyver-süchtigen Ehmanne alles rein heraus gebeichtet haben solte. Also wäre ihre fürgebildete Abscheu für der Heyrath nichts anders/ als ein blauer Dunst/ den Apame ihm für die Augen zu machen vermeint/ sondern sie in Holderich verliebt gewest/ und er mit nichts wenigerm/ als den Erstlingen ihrer Liebe beseeligt worden. Mit diesen Gedancken schlug sich nicht allein Sadal/ als flüchtigen Einbildungen/sondern der Verdacht drückte sie ihm auch als eine unzweifelbare Warheit ins Gemüthe ein. Des Tages war er mit ihm selbst unruhig/ des Nachts sonder Schlaf. Und weil er sich nicht traute Apamen ohne Verstellung sein selbst zu schauen/ ritt er ins Gebürge auf die Bären-Jagt. Aber er hatte viel grimmigere Thiere in seinem Hertzen zu jagen. Nach einer vierzehn-tägichten Abwesenheit sehnete er sich endlich Apamen wieder zu sehen; aber nicht/ weil die Eyversucht in ihm verraucht wäre/ sondern weil er mehr Geheimnüs von ihr auszukundschafften begierig war. Bey seiner Rückkunfft konte er seine Kaltsinnigkeit/ weniger aber die Unruhe seines Gemüthes gegen ihr verstellen. Er gieng sonder Redung einigen Wortes wol hundert mal im Zimmer auf und nieder. Bald seufzete/ bald schnaubete er/ bald wand er die Hände/ also: daß Apame hierüber in nicht geringe Bestürtzung fiel. Endlich fiel er für ihr auf die Knie/ und bat mit Thränen: Sie möchte ihm doch Haar-klein alles erzehlen/ was sich mit Holderichen in Bastarnien zugetragen hätte. Die nichts weniger als einige Eyversucht vermuthende Apame brachte den halben Tag mit einer neuen Erzehlung zu. Wenn sie nun was der Liebe widriges fürbrachte/ hielt er es für eine künstliche Erfindung; wenn sie was vortheilhaftiges für Holderichen sagte/ meinte er: sie verschwiege das beste. Mit diesen abgenöthigten Erzehlungen marterte er Apamen etliche Monat/ ohne daß diese ihn zu vergnügen begierige Fürstin die wenigste Ungedult empfand; ob sie zwar endlich die sich vergebens verbergende Eyversucht aus den Fenstern seines Hertzens herfür gucken sah. Sein Hertze war inzwischen ein Schauplatz/ darinnen die Eyversucht alle ihre Grausamkeiten ausübte/ und die höllischen Unholden selbst zu Henckern brauchte. Sein Kopf war ein Irrgarten/ aus dem sich nicht einer seiner

zwispigen

zwistigen Gedancken auszuwickeln wuste. Er thät viel Nächte kein Auge zu/ und der Argwohn schrie ihm unaufhörlich in die Ohren: Apame hätte seine Liebe betrogen durch den falschen Vorwand: Sie hätte für ihm keinen andern geliebt. Weil sie nun nicht mehr die wäre/ für die er sie angesehen/ wäre sie nun nicht mehr seiner Anbetung werth. Daher wolte er sie aus seinem Hertzen und aus seinem Bette verbannen. Diesen Schluß hatte die Eyversucht so bald nicht gemacht; als die Liebe wieder in seinem Hertzen aufwallete/ welche dieser verzagten Unholdin so wol die gebietende Schönheit als Unschuld unter Augen stellte; welche ihm selbst den unschätzbaren Verlust einer unvergleichlichen Schönheit und die Ungerechtigkeit eine so tugendhaffte Fürstin aus einem eitelen Wahn zu verdammen fürbildete. Bald aber kochte die Eyversucht wieder emper/ welche mit ihrem schweflichten Atheme Apamens aus Lilgen und Rosen vermengete Gestalt vergiftete/ mit ihrer Kohle ihre reinsten Tugenden schwärtzte/ mit ihrem Hütten Rauche seine Vernunfft verdüsterte/ und mit ihrer Galle alle Süßigkeiten seiner Liebe versäuerte. Jedoch hielt dis Gespenste auch nicht immer stand/ entweder weil sie der aufsteigenden Liebe nicht gewachsen zu seyn schien/ oder weil sie nach einigem Nachlasse durch Verneuerung ihrer Wunden die Schmertzen so viel empfindlicher machen wolte. Also wechselten diese zwey heftigsten Gemüths-Regungen mit einander ab/ und drückte eine die andere in Sadals Hertze/ wie auf dem stürmenden Meere eine Welle die andere unter sich. Nach dem Unterscheide nun: daß die Liebe oder die Eyversucht die Oberhand behielt/ war seine Gebehrdung und das Gespräche mit Apamen beschaffen; welche sich aber mit einer wunder-würdigen Sanftmuth seine heftige Regungen zu beruhigen/ mit ihren vernünftigen Schutz-Reden seinen Verdacht zu zernichten/ und mit dem holdseeligsten Liebreitze seine laue Zuneigung rege zu machen bemühet war. Nachdem aber die ohnmächtigen Schnecken nach öfterer Beunruhigung auch ihre Hörner zeigen; und übermäßige Gedult zu letzt für eines Verbrechens Zugeständnüs angenommen wird/ war es endlich/ als der sein selbst nicht mehr mächtige Sadal mit Ausgiessung seiner bittern Galle es Apamen allzu braun machte/ weder ihrem zarten Hertzen mehr erträglich/ noch auch ihrer Ehre mehr anständig/ ihre Empfindligkeit zu verbergen. Daher fieng sie/ wie sie nun Sadals Unmuth lange genung verschmertzt hatte/ mit einer etwas ernsterer Anstellung an: Mein Herr/ ich sehe wol: daß weder meine Unschuld mich seines Argwohns zu entübrigen/ noch meine bisherige Gedult seine seltzame Einbildung ihm zu benehmen vermocht habe. Er grämet sich mit einem Verdacht ohne Grund; Mich aber beleidigt er durch unverschuldetes Unrecht. Ich habe bisher aus Liebe geschwiegen/ nun aber zwinget mich meine Ehre zu reden/ als welche auf den Nothfall ich auch mit meinem Blute wider alle Verläumbdung zu vertheidigen entschlossen bin. Ich weiß mich gerecht/ und die unsere Nieren-prüfenden Götter: daß ich keinen Holderich mein Lebtage/ sondern nur den einigen Sadal geliebt habe/ und noch liebe. Diesemnach kan meine Unschuld die Eyversucht nicht länger an ihr nagen lassen/ noch meine Liebe für ihren Quäler vertragen/ welchen sie für ihren Abgott verehret. Sein Argwohn hat seine Liebe allem Ansehn nach schon ausgeleschet. Denn der erste Funcken der Eyversucht/ ist der letzte der Liebe. Er kan unmöglich lieben/ was er für lasterhaft hält. Meine Liebe kan zwar sich nimmermehr einäschern; aber doch endlich gezwungen werden/ sich an einen solchen Ort zu versetzen/ wo sie von fremb-

dem Rauche ungeschwärtzt bleibe. So sehr ich mich betrübe/ so sehr erbarmet mich seiner; wenn ich den klugen Sadal so schwachmüthig schaue: daß er mit einem todten Menschen eyvert; mit einem/ welcher eh gestorben/ eh ich gewüst habe/ was Liebe sey/ und mit einer/ bey welcher des verstorbenen Gedächtnüs-Schatten längst verschwunden wäre/ wenn er es mir nicht selbst wieder erfrischt hätte. König Sadal antwortete ihr: Ach! Apame/ wolte GOtt! es hätte kein Holderich/ und zwar kein so holdreicher und tugendhafter jemahls gelebt; wie du ihn mir so lebhaft abgebildet hast. Ich bin eyversüchtig; es istwahr; aber nicht ohne Ursache. Denn wie ist es möglich: daß eine so tugendhafte Apame zu einem so tugendhaften Helden nicht eben den Zug/ als der Magnet zum Eisen gehabt haben solle? Holderich ist todt; aber der Tod leschet so wenig der Eyversucht als der Liebe das Licht aus. Diese seufzet nach den Verstorbenen/ sie bespracht sich mit ihren Geistern/ sie halset sich mit ihrem Schatten. Jene erschüttert sich für den Todten; sie wird erschreckt von ihren Gespenstern; und verriegelt sich in ihren Gräbern. Wolte diesemnach GOtt! Holderich lebte! denn sodenn könte ich bey meinem Ehstande vergewissert seyn: daß mich Apame mehr als ihn liebte; Nun er aber todt/ habe ich Ursache zu zweifeln: ob sie ihn nicht für mir geheyrathet hätte. Bey solcher Ungewißheit kan ich nicht glücklich/ noch meine Liebe vergnügt seyn. Apame versetzte: Wenn ich Holderichen geliebt hätte/ was hätte mich denn bewogen selbst seine den Eltern beliebige Heyrath zu hintertreiben. Sadal begegnete ihr: Zweifelsfrey/ weil sein darzwischen kommender Tod verhindert: daß ihre Liebe nicht so groß wachsen könte/ als sie zur Ehe nöthig schien. Ich glaube es wol/ und sehe es gut genung: daß mich Apame mehr als Holderichen/ja inbrünstiger als keine andere Frau ihren Ehmann liebt. Aber was hilft mich die Grösse ihrer Liebe/ wenn ich nicht ihre Liebe einig und allein genossen habe. Wie wenig sie gleich Holderichen geliebt haben mag; so ist doch dardurch meine gantze Vergnügung zerrüttet; und die Sonne meines Glückes ist beschämt durch eine wiewol nur wäßrichte und verblichene Neben-Sonne. Apame seufzete nur/ aber Sadal fuhr fort: Ich bekenne es Apame. Apame ist zwar an ihr selbst mehr/ als sie für meiner Heyrath war; aber in meinen Augen ist sie nun viel weniger. Denn ich habe sie vorhin stets für eine Gebieterin über die Liebe angesehen/ und die aus mir allererst das Erkäntnüs der Liebe geschöpft hätte. Daher ist meine Liebe nicht nur glücklich/ sondern auch sieghaft gewest. Nunmehr aber reisset der todte Holderich ihr auf einmal den eingebildeten Siegs-Krantz vom Haupte/ oder hat selbten vielmehr bald mit sich in das Grab genommen/ und pranget darmit auf seinem faulenden Hirnschädel. Allein Apame/ wo meine Liebe nicht auch das erstere vollends einbüssen soll; so offenbare sie mir doch vom Holderich vollends/ was sie vielleicht noch vergessen/ oder mit Fleiß verschwiegen hat. Vielleicht werden seine Verdienste und ihre Aufrichtigkeit meiner Verzweifelung noch eine Erleichterung schaffen. Apame brach ein: Ich habe von Holderichen der gantzen Welt nichts zu verschweigen gehabt/ und ich weiß von ihm mehr nicht zu erzehlen/ als daß ich ihn nicht geliebt habe. Hätte ich ihn geliebt; so hätte er es verdienet/ und ich damit so wenig Laster begangen gehabt/ als daß ich nunmehr Sadaln liebe. Diese Worte giengen Sadaln so tief zu Hertzen: daß er anfieng: O süsseste Erquickung! Allerliebste Apame. Aber ach! überrede mich doch dis so beständig: daß ich nimmermehr daran zweifele.

fele. Verzeihe mir: daß ich dich ohne Schuld so peinige: und eigne mir durch diesen Glauben das Vermögen zu dich so/ wie anfangs/ zu lieben; ohne welches mein Leben eine unaufhörliche Qval und ein langer Tod seyn wird. Apame umbarmete und küssete ihren Ehgemahl mit einer so durchdringenden Anmuth: daß er zu glauben gezwungen ward: es könte dis aus keiner jemals getheilt-gewesener Liebe herrühren; und weil sie aufs neue betheuerte: Sie hätte ihr Lebtage niemanden als Sadaln geliebt/ ward sein Gemüthe zimlich beruhigt. Er war kaum wieder alleine/ da er auf sich selbst aufs ärgste verdrüßlich ward: daß er Apamen so vielmal an Holderichen zu gedencken gezwungen hatte. Bald darauf war ihm Apamens Betheuerung desthalben verdächtig: daß sie von seinem Thune so viel im Gedächtnüsse behalten hätte; welches von Leuten/ auf die man nicht ein Auge hätte/ zu geschehen ungewöhnlich wäre. Seine Vernunfft mühete sich zwar diesen neu-aufsteigenden Nebel des Argwohns unter sich zu drücken; aber die Eyversucht hatte schon ihre Bothmäßigkeit über ihn derogestalt befestigt: daß es zwar in seinem Wunsche/ aber nicht mehr in seiner Gewalt stand vernünftig zu seyn. Bey solcher neuen Verwirrung spann er bey Apamen sein altes Garn an; und als sie ihn ihrer und sein selbst doch einmal zu schonen mit vielen Thränen beschwur/ ihn auch mit einer nichts minder annehmlichen/ als durchdringenden Anmuth ersuchte: Er möchte doch die/ welche ihm/ und er ihr vorher die Schlüssel seines Hertzens eingeräumt hätte/ itzt nicht schimpflich zur Thüre hinaus stossen; entschuldigte er seine Eyversucht/ als eine Würckung seiner gegen ihr tragenden übermäßigen Liebe; welche sich mit der ihrigen so sehr vereinbart wünschte: daß sie keinem Frembdem einigen Keym/ ja nicht einst die Schalen davon gönnete. Apame aber versetzte: Kleine Sorgfalten liessen sich darmit wol entschuldigen/ oder beschönen; aber ein so langer und heftiger Argwohn könte aus nichts besserm/ als aus einem vergällten Hertzen herrühren. Als wolte sie ihn nun zum letzten mal mit Thränen und bey der ihr geschwornen Liebe angefleht haben: Er möchte entweder ihrem Leben oder ihrem Kummer ein Ende machen; wo sie nicht selbst für sich vorzusorgen genöthigt seyn solte. Diese letzten Worte giengen Sadaln tieffer zu Hertzen/ als keine vorher/ sonderlich/ da sie mit thränenden Augen zugleich aus dem Zimmer gieng. Daher beschloß er bey sich ehe alles euserste auszustehen/ als durch fernere Erwehnung Holderichs/ Apamen zu anderer Entschlüssung zu nöthigen. Alleine Sadal hatte sich durch seinen Verdacht derogestalt bezaubert: daß er nach Art der Basilisken Apamen nicht ohne sie mit dem Gifte seiner ausgelassenen Eyversucht zu beleidigen nicht sehen konte. Wie er nun wenig Tage darnach in dem Königlichen Lust-Garten an dem Flusse Hebrus sich unvernünfftiger/ als jemals vorher bezeugte; und ihre Gedult nunmehr gantz ermüdet war; fieng sie an: Es ist beschwerlicher alle Tage ein Schlacht-Opfer der Eyversucht/ als einmal des Todes seyn. Ich wil sterben! Sintemal der Tod nur ein dem Leibe dräuender Schwantz-/ aber ein Leitstern der Seele; das Leben ein Irrlicht des Gemüthes/ und eine Finsternis der Vernunfft ist. Ich wil sterben! weil mein Leben Sadaln nur verdächtig/ mir beschwerlich ist/ und mit meinem Tode nichts minder mein Unvermögen straffen/ meinem Ehgemahle seinen Irrthum zu benehmen/ als meine Unschuld besiegeln. Hiermit sprang sie unversehens in den Fluß Hebrus. Zu allem Glücke aber war er da-

 selbst

selbst nicht allein seichte/ sondern sie blieb auch mit dem Ermel an einem Eiben-Baume hencken; gleich als wenn dieser sonst mit seinem Schatten tödtende Baum die tugendhaffte Apame zu erhalten begierig wäre. Daher denn Sadal anfangs aus allen Kräfften zu schreyen anfieng; hernach aber Apamen selbst nachsprang/ und sie aus dem Wasser zoh. Alle im Garten befindliche Höflinge/ ja auch der ungefehr dahin kommende König Cotys lieffen diesem Geschrey zu/ und fanden die halb-todte Apame viel Wasser aus Nase und Munde geben/ Sadaln aber für Verzweifelung die Hände winden. Cotys/ welcher glaubte: Apame wäre ungefähr ins Wasser gefallen/ Sadal aber darüber so bestürtzt/ befahl Apamen alsbald ins Zimmer zu tragen/ und aufs beste zu pflegen/ seinen bekümmerten Sohn aber tröstete er damit: daß es mit der noch lebenden Apame keine Noth haben würde. Sadal aber/ nachdem er sich von den Anwesenden in einen schattichten Spatzier-Gang entfernet/ antwortete: Je mehr sie lebet/ ie mehr habe ich Ursache zu sterben/ weil sie mich als ihren Todschläger nicht mehr wird für ihren Augen leiden können; ich aber als ihr Mörder meine Augen stets für ihr werde niederschlagen müssen. Cotys erschrack hierüber aufs hefftigste/ und fragte: ob ers glauben solte: daß sein Sohn seiner unschätzbaren Gemahlin Gewalt angethan hätte? Sadal fing an: Ach! leider allzu viel! Denn meine thörichte Eifersucht ist mit Apamen zeither grausamer als die rasenden Bacchen mit dem Orpheus in dieser Gegend umbgegangen/ und hat sie den Wirbeln des Flusses Hebrus aufopfern wollen. Hierauf erzehlte er seinem Vater alles/ was zeither zwischen ihm und Apamen vorgegangen war. Worbey er solche Wehmuth bezeugte: daß es schien: er hätte gerne sein Hertz aus der Brust gerissen/ und darmit sich so wohl seiner innerlichen Pein/ als seines Lasters entledigt. Daher Cotys für diß mal gegen einem ohne diß halb-verzweifelten mehr Gelindigkeit/ als sein Verbrechen verdiente/ fürkehren/ und zu Beruhigung seines Gemüthes helffen muste. Als aber Apame sich erholet/ und Sadal besänfftiget wär; führte er Sadaln in Apamens Zimmer/ und fing an in ihrer Gegenwart ihm nicht als einem Reichs-Genossen/ sondern als ein Vater seinem Sohne Einhalt zu thun; wie er den Göttern für das Geschencke einer Gemahlin/ in welcher Schönheit und Tugend umbs Vorrecht kämpfften/ nie genung dancken/ auch ihre Treue und Liebe mit der vollkommensten Gegenliebe nicht nach Verdienst vergelten könte. Wie die Eifersucht der giftigste Wurm der Seele wäre/ welcher nicht nur wie die Raupen an den heilsamsten Baum-Blüthen/ also sie an der reinesten Tugend nagte; und wie die Fliegen mit ihrem Kothe die reineste Unschuld beschmeisse; sondern wie die beherbergte Nattern ihren Wirth am unbarmhertzigsten peinigte. Sie verblindete die Vernunfft; sie zerfleischte ihr eigenes Eingeweide/ und stäche ihr das Mord-Eisen/ wie jener verbitterte Römer/ durch ihren eigenen Leib/ nur ihren auf dem Halse habenden oder offt nur geträumten Feind zu beschädigen. Sie vergällte ihre allersüsseste Vergnügung/ und verwandelte die inbrünstigste Liebe des treuesten Ehegatten in bitteren Haß. Denn die mit süsser Kost gespeiseten Nattern würden die giftigsten/ und die Gramschafft die unversöhnlichste/ welche vorher die Milch der Liebe geträncket hätte. Nachdem sich aber weder Apamens Tugend noch Liebe nach der gemeinen Richtschnur mässen liesse/ hätte er zu ihr das feste Vertrauen: Sie würde alle Beleidigung gerne verschmertzen/ wenn sie für künfftiger sich versichert wissen würde. Apame/ welcher das Wasser des Hebrus gleichsam alle Galle ausgelescht/ und ihre Liebe aufs neue angezündet

hatte/

hatte/ gab ihren Beyfall nur mit heissen Thränen/ und mit hertzlicher Umbarmung des Königs Sadals zu verstehen; welcher für ihr abermal auf die Knie fiel/ und so wohl umb Vergebung seiner Beleidigung bat/ als die Eifer-Sucht als seinen Tod-Feind zu meyden angelobte. Apame hob ihn auf/ küßte ihn/ und fing an: Der Mensch hätte über geschehene Dinge keine andere Bothmässigkeit; sie aber einen andern Grundstein ihrer Wohlfarth/ als die Vergessenheit. Würde Sadal so leicht an keinem ihm unbekandten Todten/ als sie an das empfundene Leid gedencken/ würde sie weder was zu beweinen/ noch er zu bereuen haben. Ja sie könte nicht glauben: daß ihr Gemahl ihre Seele durch die höllische Eifer-Sucht so peinigen würde/ wenn entweder seine Begierden/ oder die Liebe selbst nicht blind wäre/ daß sie ihre Hertzens-Angst sehen und zugleich fühlen könte. Hiermit ward Sadals Eifersucht auf eine Zeitlang wieder gedämpft/ aber ihr Saame käumte doch in seinem Hertzen; gleich als wenn er so wenig ohne Argwohn/ als die Spinnen ohne Gift leben könte. Die Furcht/ sich Apamens gar zu berauben/ verdrückte eine Zeitlang ihre Auslassung/ wie der Frost die Regung der Schlangen; biß er endlich die sich täglich vermehrende Galle in seinem Hertzen nicht länger beherbergen konte; sondern seinen Vater Cotys rechtfertigte: Ob er denn nicht bey Unterhandlung seiner Heyrath zu Apriaria was von Apamens gegen dem Quadischen Fürsten tragender Zuneigung nichts gewisses erfahren hätte. Der hierüber unwillige Cotys antwortete ihm: Ich sehe wohl: daß deine Eifersucht gegen einem Todten dich nicht ehe vergehen wird/ als biß du mit einem Lebenden zu eifern wirst Ursache haben. Hiermit ließ er Sadaln verwirret stehen; und weil er mit Apamen ein hertzliches Mitleiden hatte/ suchte er durch die annehmlichste Unterhaltung ihr Sadals verdrüßliche Widerwertigkeit etlicher massen erträglich zu machen; welche ihrem Ehherren/ ob schon seine Eifersucht nunmehr stumm worden war/ mehr denn zu viel ansahe: daß sein Gemüthe so ruhig nicht wäre/ als er sich anstellte. Sadal nahm seines Vaters Beginnen für eine mit Fleiß angenommene Liebes-Anstellung an/ durch welche er seiner Dräuung nach ihn gegen sich eifersüchtig machen wolte. Diesemnach kam er zu Apamen/ als Cotys etliche Stunden mit ihr in einem Lusthause gespielet hatte/ und fragte: Ob sie seines Vaters Vorschlag seine Eifersucht von Grund aus zu heilen billigte? Apame antwortete: Wolte GOtt! daß er ein so heilsames Mittel erfunden hätte; so wolte sie ihn über den Erasistratus und alle Aertzte der Welt erheben. Sadal versetzte: weil sie seinem Vorhaben so wohl einzustimmen wüste/ könte ihr sein Anschlag nicht unbekandt seyn. Weil aber die Eifersucht gegen Lebende ein viel grimmiger Thier seyn solte/ als die gegen Todte; bäthe er: Sie möchte ihn durch jene nicht unglücklicher machen/ als er bey dieser gewest wäre. Apame betheuerte: Sie wüste hiervon das wenigste/ und verstünde daher nichts weniger/ als wohin seine Rede zielete. Sadal fing an: O ihr Götter! Ist denn ihre freundliche Gemeinschafft mit dem Könige Cotys nicht eine abgeredete Geberdung mich gegen ihm eifersüchtig zu machen? Apame antwortete: Gott behüte mich für diesen Gedancken! Ich habe von seiner Eifersucht mehr denn zu viel gelidten/ da ich doch darzu keine Ursache gegeben; und ich solte nun mit Fleiß sie in ihm lebend zu machen mich anstellen. Weil es auch wider die Vernunft laufft mit seinem eigenen Vater zu eifern/ kan ich mich nicht bereden lassen: daß er von ihm und mir dergleichen gemuthmaßt habe. Sadal hob an: So ist es denn wahr: daß Cotys nichts mit ihr abgeredet habe/ und daß sie sich nicht mit Fleiß angestellet haben/ mich eifersüchtig zu machen?

Mir zum minsten/ sagte Apame/ hat es nie geträumet. O unbarmhertziger Himmel! fing Sadal an zu ruffen. Hast du mich denn mit Fleiß zu dem unglückseligsten Liebhaber ausersehen? Muß denn auch mein eigener Vater in dem Hertzen meiner Gemahlin mehr Raum als ich finden? Hat Apame keinen andern als ihn mit ihrer Liebe zu betheilen gewüst/ damit sie die väterliche Liebe und die eifersüchtige Rache in meiner Seele zu einem unversöhnlichen Kampfe aneinander hetze? Wolte GOtt! Holderich lebte/ liebte/ und würde geliebt; damit ich mit ihm/ nicht mit meinem Vater eifern dörffte! Apame erblaßte über Sadals unvernünftiger Verstellung/ und redete ihn an: Ich weiß nicht/ was ich dencken/ oder von meines Ehgemahls Verstellung urtheilen soll? Ich habe leider! wohl erfahren: daß die Eifersucht die Unschuld am grimmigsten verfolge/ und sich an Entseelte reibe. Diß aber ist vielleicht noch unerhört: daß sie ihr eigenes Geblüte anhauche/ und durch den Vater gleichsam mit sich selbst eifere. Nein! nein! Ich lasse mich diß nicht überreden: Es stecket ein ander Geheimnüß hierunter verborgen/ wo es nicht nur soll ein Vorwand seyn seine Eifersucht mit dem Holderich nur wieder auf den Teppicht zu bringen. Sadal antwortete: Ich wil mich zwar mühen zu glauben: daß Apame meinen Vater nicht liebe; aber ich werde mir nicht ausreden lassen: daß er sie nicht liebe. Wo ich nun auch das erste nicht vollends für gewiß halten soll: so flehe ich sie umb unserer beyder Heiles willen wehmüthigst an/ gegen meinem Vater sich anders als zeither zu geberden/ und mich nicht vollends verzweifelnd zu machen. Apame versetzte: Nun sehe ich: daß Sadal entweder aller Vernunfft beraubt/ oder mich biß in Tod zu kräncken vorhabens sey. Er hat vorher geeifert mit einem der Liebe unfähigen Todten/ den ich auch im Leben nie geliebt; nun eifert er mit einem/ dessen Liebe die Natur selbst einen Riegel fürgeschoben hat. Hält er seinen Vater für unnatürlicher/ als den trunckenen Evanippus/ mich aber für boßhafter/ als die im finstern geschwächte Evane; welche ihren Vater mit den Haaren zum Rach-Opfer für das Altar des erzürnten Apollo schleppte? Mein Sadal/ hat er noch einen Funcken Vernunfft/ oder einer ehrlichen Liebe in seinem Hertzen; so höre er auf/ mich also zu peinigen. Ich bin seine Gemahlin/ nicht seine Sclavin; Cotys sein Vater/ und nicht sein Nebenbuhler. Sadal begegnete ihr: Warlich: Cotys hat Apamen ehe gesehen und geliebet/ als Sadal. Er hat/ ehe sie Sadaln zu Gesichte kommen/ alle Schönheiten gegen Apamen als geringe Schatten verschmähet/ und geurtheilet: Wer Apamen gesehen/ möchte ihm lassen die Augen ausstechen: daß sie nach ihr nichts unvollkommenes sehen. Welches sicher rauchende Reden oder vielmehr Entzuckungen eines lichter lohbrennenden Liebhabers sind. Ihre ihm bezeigte Freundligkeit hat auch etwas mehr an sich; als die einem Schwäher gebührende Ehrerbietung von einer Schnur heischet. Ich traue Apamen zwar keine Schwachheit/ noch eine Veränderung ihrer mir gewiedmeten Liebe zu; Ich weiß auch allzu wohl: daß sie den König Cotys nicht liebet. Aber mein Hertz ist einmal so zart: daß es in dem Ihrigen so wenig die geringste fremde Regung/ als mein Auge einen Sonnen-Staub vertragen kan. Ich schätze Apamen so hoch und höher/ als die Aegienser ihr Bild des Heiles/ welches niemand/ als desselben Priester sehen darff. Apame ist meine einige Göttin; ich weiß von keinem andern Heile als von ihr/ drumb wil ich auch alleine ihr Priester seyn. Apame ward hierüber biß in Tod betrübt/ und hob an: Dieser Stich gehet mir und zugleich seinem Vater durchs Hertze. Grausamer Sohn/ unbarmhertziger Gemahl! Ich sehe wohl: daß seine Gemüths-Kranckheit unheilbar/

bar / und meine Verwundung tödtlich sey. Jedoch ich wil mein Unrecht gerne leiden; wenn ich nur dadurch zuwege bringen könte: daß mit seiner erst gegen mir angenommenen Liebe nicht zugleich die ihm von Natur eingepflantzte verschwinden möchte. Denn wie ich wohl versichert bin: daß dieser tugendhafte Fürst mich nicht in der Meynung: daß er mich wie die jenigen Africaner bezaubern wollen / die mit ihren Ruhm-Sprüchen schöne Bäume / fette Saaten / hurtige Pferde / annehmliche Kinder / feistes Vieh verderben / gelobt habe: Also ist es ein nicht geringes Laster nur gedencken: daß er seinem über alle Maaß geliebtem Sohne in seiner Vergnügung einigen Eintrag zu thun gemeynet habe. Hiermit ging Apame mit bethränten Wangen aus dem Zimmer / verschloß sich in ihr Schlaf-Gemach / warff sich auf ein Bette / und brachte etliche Tage und Nächte in der unruhigsten Einsamkeit zu; sonder daß sie einen einzigen Menschen ausser einer mit sich aus Bastarnien gebrachten Edel-Frauen vor sich / sondern alle mit vorgeschützter Unpäßligkeit / welche denn auch sie wie insgemein alle Gemüths-Kranckheiten begleitete / abweisen ließ. Derogestalt konte auch selbst Cotys nicht vorkommen; ja als dieser endlich nach mehrmals verweigerter Einlassung unwillig ward / schrieb sie ihm einen Zettel dieses Innhalts: Sie wäre ihm / als ihrem grösten Wohlthäter nach ihrem Vater am meisten verbunden; aber sie würde ihm so denn mehr als ihrem Vater verpflichtet werden / wenn er seinen Augen sie nimmermehr zu sehen gebieten würde. Denn diesem hätte sie nur das Leben / auf den letztern Fall aber dem Könige Cotys die Erhaltung ihres guten Nahmens zu dancken. Cotys laß diesen Zettel wohl zehnmal / wuste aber diesem Rätzel keine Auslegung zu finden. Daher zeigte er selbten seinem Sohne Sadal / und verlangte von ihm so wohl die Auslegung / als die Ursache der von Apamen so sorgfältig angemaaßten Einsamkeit. Sadal erstaunete hierüber / und wolte zwar von der Ursache nichts wissen: aber sein Vater kennte ihn allzu wohl: daß er ihm nicht die Verschlüssung seines Gemüthes angemerckt haben solte. Daher nahm er ihm für alles äuserste zu versuchen: daß er mit Apamen sprechen möchte. Weil er nun in ihr Zimmer keinen Schlüssel finden konte / kurtz darauf auch erfuhr: daß Apame umb Mitternacht in einer tunckeln Mägde-Tracht in den Tempel der Diana sich geflüchtet hätte / war über der empfangenen Zuschrifft so viel bekümmerter; und Sadal / als er es erfuhr / wolte gar von Sinnen kommen. Daher ließ er zwar durch die Priesterin Apamen aufs beweglichste ersuchen: Sie möchte sich wieder in der Königlichen Burg einfinden / und sich mehr keiner Verdrüßligkeiten von ihm besorgen. Aber Apame ließ ihm keine andere Antwort wissen / als daß sie entschlossen wäre sich aus Andacht Dianen auf ihr Lebtage einzuweihen / umb ihrem liebsten Ehgemahl mehr keine Gemüths-Unruh zu verursachen. Dem Könige Cotys aber ließ sie sagen: Sie könte ihn ohne Störung ihrer Andacht und seiner väterlichen Andacht nicht mehr sehen. Als nun beyde durch der Priesterin öftere Bothschafft nichts mehrers ausrichteten / wolte so wohl Cotys als Sadal selbst mit ihr sprechen. Der Eingang des Tempels aber ward ihnen so wohl als allen weltlichen Männern verwehret; und Apame nicht zu erbitten: daß sie sich aus der Sicherheit des Tempels begeben hätte. Nachdem aber Sadal sie bey ihrer geschwornen Treue / und mit verzweifelter Bedräuung sich selbst hinzurichten beschwur: Sie möchte sich ihn nur noch einmal sehen lassen; willigte sie endlich darein: daß sie in dem Vor-Gemache des Tempels durch das erstene Gegitter hören / und von ihm den letzten Abschied nehmen wolte. Cotys konte diß aber nicht erbitten / ungeachtet er durch seinen Sohn Cotys / welcher

allein als oberster Priester die Schlüssel zum Heiligthum hatte / darumb die eifrigste Ansuchung thät. Welches ihm das Geheimnüß so viel verdächtiger / ihn aber es zu erforschen desto begieriger machte. Sadal kam alse auf bestimte Zeit dahin mit erblaßtem Antlitze / starrenden Augen / und zitternden Gliedern; also daß er kaum mit halbgebrochenen Worten seine Bitte für den Kercker dieser Einsamkeit die Burg und sein Ehbette zu erkiesen fürtragen konte. Er küssete hierbey das Gegitter / wo Apame die Hand hingelegt hatte / seine eigene Augen mühte er sich gleichsam in einer See = voll Thränen zu ersäuffen; ja er geberdete sich so erbärmlich: daß Apamens Hertz wehmüthig / und ihre Augen wäßricht wurden; ob sie ihr gleich eine harte Unempfindligkeit zu zeigen ihr feste fürgenommen hatte. Sie fing aber an: Liebster Sadal; glaube: daß du der einige Mensch seyst / den ich iemals geliebet habe; und daß ich keinen mehr nach dir lieben werde; nachdem ich leider! zu spat gelernet: Man könne keinen Mann lieben ohne unglücklich zu seyn. Gleichwohl aber werde ich dich noch so lange lieben / als ich lebe; wenn du gegen mich gleich noch unvernünftiger oder auch grausamer gewesen wärest. Hätte ich auch nicht erfahren: daß du ungenesslich / und dein eigener Vater deiner Eifersucht zu entfliehen unfähig wäre; würde ich noch alles vergangene vergessen / und so wenig mich dein als meines Lebens entschlagen. So aber weiß ich: daß der / welcher sich und mich zu quälen nicht hat aufhören können / über dem / was nie was gewest ist; auch sich über etwas noch viel mehr quälen werde / was niemals seyn wird / nemlich: daß ich iemand andern liebe. Denn wer kan außer Verdacht bleiben / wenn man den Vater in Argwohn zeucht? Glaube mir: daß dein und kein Schmertz grösser seyn kan / als der meinige; indem ich mich von dem trennen muß / den ich allein und über alles liebe. Denn deine Liebe kan meiner nicht die Wage halten / weil ihre Eifersucht den Kern / und Argwohn die Schwerde benommen hat. Als ich dich heyrathete / meynte ich: Ich könte ohnmöglich ohne dich leben; nunmehr aber hat Zeit und Vernunfft mich gelehret: daß es mit dir zu leben eine Schande / und dein Tod sey. Daher habe ich dieses Heiligthum mehr dir zu Liebe als mir zum besten erkieset. Erkiese dir nach den Thracischen Gesetzen eine andere Gemahlin; welche / wenn sie nach meinem Wunsche wäre / dich so sehr / als mich diese Einsamkeit vergnügen werde. Glaube / Sadal: daß ich dein nimmermehr vergessen / wohl aber die Götter täglich anruffen werde: daß sie dir so wohl von nun an mein Gedächtnüß aus dem Sinne / als die Wurtzel der Eifersucht aus dem Hertzen nehmen wollen. Bey diesen letzten Worten bückte sie sich / küssete Sadals an das Gegitter gelehnete Hand / zohe sich damit zurücke / und ließ sich gar nicht mehr sehen. Sadal / nach dem er etliche mal Apamens Nahmen vergebens geruffen / fiel ohnmächtig zu Bodem. König Cotys / welchen der nichts wenigers als eine gegen den Vater gefaßte Eifersucht am Sadal vermuthende Hoher-Priester in einem Neben-Gemache / derer in dem Vorhofe des Tempels wohnenden Dianischen Priester nebst sich verborgen hatte / hätte bey Anhörung eines so bösen Verdachts für Ungeduld bersten mögen / wäre auch / wenn ihn der Priester nicht zurück gehalten / sonder Zweifel auf Sadaln gewaltsam loß gebrochen. Als er ihn aber für todt zu Bodem fallen sah / und vom Schlage gerührt zu seyn meynte / brach die väterliche Liebe sein Hertze: daß er heraus sprang / und über den am Boden liegenden Sadal fiel / auf dieser vermeynten Leiche aber selbst eine wahrhafte ward. Denn als der jüngere Cotys aus Bestürtzung umb Hülffe ruffte / und etliche Priester Vater und Sohn rieben und kühlten / brachten sie zwar

König Sadaln wieder zu rechte und zu sich selbst / Cotys aber ward stein = todt befunden. Also tödtet sich der Mensch mit seinen eigenen Waffen. Unser Leib trägt uns mehr zu Grabe / als er uns beherbergt; ja unser eigen Grab wird in uns täglich mehr lebendig. Sadal / ob er gleich wegen Apamens gantz ausser sich selbst / und sein Hertze schier zu einem nichts mehr fühlenden Steine worden war; ward doch durch eine gantz neue Empfindligkeit gerühret / sein Haupt aber nichts minder verwirret / als er seinen Vater todt für seinen Füssen liegen sah. Nach einem langen Stillschweigen und starrem Anschauen fragte er: Wie sein Vater dahin kommen / und welcher Gestalt er gestorben wäre? Der auf Sadaln so wohl seines Vaters als Apamens wegen erzürnte Bruder fuhr im Eifer heraus: Seine väterliche Liebe hat ihn hieher gebracht / und seines Sohnes gegen ihn geschöpfte Eiversucht hat ihn getödtet. O ihr Götter! fing Sadal an; bin ich einer so abscheulichen Missethat schuldig? Denn es kan kein ärger Verbrechen seyn / als den des Lebens berauben / dem man sein eigenes zu dancken hat. Aber wie und von wem hat es mein Vater erfahren: daß ich seinetwegen mit Apamen geeifert habe? Aus Apamens eigenem Munde / versetzte der Priester Cotys. Sadal ward hierüber gleichsam wütend / und fing an: Untreue Apame! ist es nicht genung gewest: daß du dich mir geraubet? Hast du auch mir meines Vaters Hold und Segen / und ihm sein Leben nehmen müssen. Unbarmhertzige Apame! Deine Grausamkeit gewinnet der Lays ab / weil diese in dem Tempel der Venus nur mit Opferung etlicher eiversüchtiger Weiber / du aber mit deines Ehgemahls leiblichem Vater deine Rache ausgeübet hast. Cotys aber versicherte ihn in Meynung ihn zu besänftigen: daß Apame von der Anwesenheit des ihrem Gespräche zuhörenden Königs Cotys nichts gewüst; also die minste Schuld hätte. So hat ihn niemand als du / sagte Sadal / allhier verbergen / und dieses Unheil stiften können. Hiermit grief er nach dem Degen / und that nach seinem Bruder einen heftigen Stoß / der ihm aber aussprang / und sich in innern Tempel rettete. Sadal hingegen wütete und tobte / leschte auch etlichen seiner Trabanten / die ihm zum ersten in Wurff kamen / das Licht aus. Weil nun ihm sich ferner niemand zu nähern traute / muste endlich die alte Königin Sadals Mutter dahin kommen / und mehr ihren rasenden Sohn zu beruhigen / als ihren todten Ehherren zu beweinen bedacht seyn. Diese brachte Sadaln zwar in die Burg / aber nicht zur Ruh. Denn er wolte Apamen wieder / und seinen Bruder todt haben. Er hätte auch noch selbige Nacht den Tempel erbrechen lassen; weñ nicht seine Mutter ihm die aus Entweihung des Heiligthums besorgliche Gefahr für Augen gestellt / und Apamen auf bessere Gedancken zu bringen versprechen hätte. Sie verfügte sich mit diesem Vorsatze auch bald folgenden Morgen in Tempel; alleine die alle äuserste Versuchungen besorgende Apame hatte ihr schon vorhergehende Nacht / weil zumal der zu der Einweihung nur verstattete Jenner folgenden Tag sich endigte / von der ältesten Priesterin die Haare abschneiden / einen weissen Rock anziehen / und aus dem eys-kalten Wasser des in Thracien heiligen Flusses Hebrus / weil kein warmes Wasser zu Einsegnungen taug / baden lassen; und sie umbarmte gleich auf dem Altare der Dianen Bild / welches vom Praxiteles eben wie das bey Anticyra gemacht war / und in der rechten Hand eine Fackel / auf dem Rücken einen Bogen / auf der lincken Seite einen Hund hatte / mit welchem sie der oberste Priester Cotys als mit einem neuen Ehgemahl verlobte; als die Königin in Tempel trat. Dieser Anblick beschied die Königin alsbald für sich

selbst: daß ihre Bemühung vergebens seyn würde. Denn ob zwar in dem Heiligthume Dianens zu Aegira und in unterschiedenen andern die eingeweyheten Jungfrauen eben so/ als wie die Priesterinnen des Neptun in Calaurea beyrathen mögen; ja zu Athen selten eine Jungfrau heyrathet/ welche nicht vorher Dianen geweihet worden; so ist doch dis in dieser Orestischen Diane Tempel nicht verstattet. Sintemal darinnen die Priesterinnen eben so/ wie in dem Arcadischen Tempel der Hymnischen Diana/ und in dem Achäischen Heiligthume der Erde/ Frauen seyn müssen/ welche nur einmal geheyrathet haben/ und nach der Zeit Lebenslang der Keuschheit ergeben seyn müssen. Die Königin erschrack hierüber aufs heftigste/ und ob sie wohl wuste: daß sie nur ihre Worte verlieren würde/ brachte sie ihr und Sadals Anliegen doch bey Apamen und denen Priesterinnen für/ stellte ihnen auch die besorgliche Gewaltthat des verzweifelten Sadals für Augen. Aber Apame hatte taube Ohren/ und der hohe Priester Cotys fertigte seine Mutter selbst mit fürgeschützter unmöglichen Widerruffung des Gelübdes ab. Also kam die Königin traurig zurücke/ welcher Sadal mit äuserster Ungeduld wartete/ und mit Ungestüm ihrer Verrichtung Ausschlag abfragte. Sie verblümte zwar selbte so gut sie konte/ und meynte mit Hülffe der die Flammen der Liebe und Rache verdampfenden Zeit ihren Sohn zu glimpflicher Entschlüssung zu bringen. Aber seine Raserey nahm mehr zu als ab/ und muste sie ihm nur endlich die wahre Beschaffenheit der verlobten Apame bekennen. Sadal ward hierüber aufs neue gantz unsinnig; nahm daher seine Leibwache und Getreuesten/ verfügte sich für den Tempel der Diana/ baute daselbst ein Altar von Rasen auf/ ließ hundert Katzen dahin bringen/ selbte entmannen und ausschneiden/ schwur auch über ihren Geilen: Würden die Priesterinnen nicht Apamen ihres Gelübdes entlassen/ und ihm/ dem sie das erste Gelübde gethan hätte/ vorenthalten/ wolte er Apamen mit Gewalt nehmen/ von allen andern kein Gebeine davon kommen lassen/ den Tempel einäschern/ und die hundert eingesaltzene Katzen gleichsam zu Hohne der Diana selbsthin begraben; weil sie sich bey ihrer Flucht für dem Typhon in eine Katze verwandelt haben soll/ und daher auch in Katzen-Gestalt/ wie Pan und Bacchus als ein Bock/ Jupiter als ein Wider/ Mercur als ein Hund/ Apollo als ein Habicht/ Vulcan als ein Ochse/ Latona als eine Maus/ Mars und Venus als Fische von den Egyptiern verehret werden. Diese seltzame Verschwerungs-Art jagte denen Geistlichen kein geringes Schrecken ein/ weil sie die älteste und verbindlichste ist. Massen schon Tindareus/ als er Helenens wegen von unzehlbaren Buhlern nicht weniger bedräut als gebeten ward/ in aller Anwesenheit über eines ausgeschnittenen Pferdes Geilen sich verschwor das Unrecht gegen die mit ihrem Blute zu rächen/ welche seiner Tochter künftige Hochzeit zu stören sich würden gelüsten lassen. Diese Priesterinnen hielten anfangs Sadaln bescheidentlich ein: daß die Entweihung Apamens nicht in ihrer/ des Heiligthums zwar in des Königes Gewalt stünde; aber er solte bedencken: daß ihre Diana/ welche den in ihrē Hymnischen Tempel Arcadiens eine Priesterin schwächenden Aristocrates mit seinem gantzen Stamme ausgerottet/ und von dem Hause des Cypselus die Arcadische Herrschafft weggenommen hätte/ in Thracien noch so mächtig zur Rache wäre. Alleine Sadal verstopfte seine Ohren wie eine Schlange/ und sahe weniger als ein Maulwurf. Denn Zorn und Brunst haben

zwar viel Feuer/ aber wenig Licht. Sie entzünden beyde zwar die Augen/ aber nur umb sie zu verbländen/ und die aus ihnen schüssenden Strahlen stecken wol schädliche Feuers-Brünste an/ aber sie verfinstern die Vernunfft/ und äschern ihre eigene Wolfahrt ein. Nicht anders gieng es Sadaln; welcher nunmehr den Tempel zu erbrechen befahl/ und zu dessen Anzündung mehr als tausend lodernde Fackeln fertig hatte. Als die oberste Priesterin die Gewalt sah/ öfnete sie selbst den Tempel und trat an den Eingang/ fiel für dem mit einer brennenden Fackel voran rennenden König nieder/ und bat: Er möchte der Götter und seiner schonen/ wenn die Priesterinnen es nicht verdienten. Sein Grimm würde auch ohne einige Frucht seyn; denn er möchte glaubhafte Frauen alle Winckel des Tempels durchsuchen lassen/ so würde er Apamen nicht mehr finden. Sadal nam diesen Vorschlag an; und als Apame nirgends zu finden war/ fragte er: wo sie denn hinkommen wäre? Nach dem der Diana gewiedmeten Frauen mehr keine ungeweihete Schwelle betreten/ oder sich mit andern Leuten gemein machen dörfften. Die Priesterin/ welche bey Verlust ihres Lebens nicht wissentlich lügen darf/ sagte endlich/ als er mit einem Dräuen darauf drang/ die Warheit: Der hohe Priester Cotys hätte Apamen aus befürchteter Gewalt ihrer Sicherheit halber nebst zweyen Priesterinen/ wiewol sie schwer daran kommen wäre/ mit sich in den grossen Tempel des Bacchus genommen. Sadal ward hierüber wütender als niemals vorher. Denn die ihn wieder befallende Eyversucht stellte ihm nunmehr seinen Bruder nicht als einen heiligen Priester/ sondern als einen Neben-Buhler für. Sie beredete ihn: daß Apame nicht aus Andacht/ sondern umb die Begierden des hohen Priesters zu vergnügen sich hätte einweihen/ und sich mit ihm in Tempel versperren lassen. Daher war er nicht abwendig zu machen Apamen mit Gewalt/ es koste was es koste/ aus dem Tempel des Bacchus zu holen/ und gegen seinen Bruder Rache zu üben; ungeachtet ihm die unversehrliche Heiligkeit/ und die Festigkeit desselbten nebst dem Ubel/ was aus Bestürmung dieses Heiligthums erwachsen köste/ beweglich fürgehalten ward. Denn dieser zwey Stadien im Umbkreise habender Tempel liegt an einem vortheilhaften Orte/ nemlich an der Spitze/ wo der Fluß Hebrus und Tarus zusammen fliessen/ ist mit drey steinernen Mauern und vielen Thürmen umbgeben/ mit drey-hundert Priestern/ fünf-hundert Bacchen/ tausend Opfer-Knechten/ und so viel Tempel-Hüttern bewohnet; auch als eine der besten Thracischen Festungen mit einem vollen Zeughause versorget. Er hat mehr nicht als gegen Morgen über den Fluß Hebrus einen Eingang auf einer langen Brücke durch drey Erztene Thore. Seine gröste Festigkeit aber bestehet darinnen: daß die Thracier diesen Tempel für eine wesentliche Wohnung GOttes/ und für den heiligsten Ort der Welt halten. Das innerste Heiligthum des Tempels/ in welchem das aus Gold gegossene Bild des Bacchus mit ringlicht-gekrauseten Haaren und einem Reben-Krantze umbs Haupt in einem goldgestickten Bette liegt/ und darein nur der hohe Priester im Frühlinge bey dem grossen Feyer mit eines geopferten Bockes Blute eingehen darf/ soll Orpheus/ oder anderer Meinung nach/ Narcäus des Bacchus und Physcoa Sohn/ welche zwey diesem Gotte zum ersten in Europa geopfert/ noch gebauet haben. Bey selbigem Feyer bestreicht der hohe Priester mit dem hinein getragenen Blute des Bacchus Lippen/ hernach bringt er es um Mitternacht in einer verschlossenen Kiste heraus in das mitlere Heiligthum/ darein die Priester und der König nur kommen/ tauchet

selbtes in eine ertztene Wanne/ in das von tausend geopferten Böcken darein gegossene Blut/ hernach tragen die aus dem fürnehmsten Adel erkiesete/ mit gewissen aus Wein-Blättern/ Epheu und Weitzen-Aeren geflochtenen Kräntzen geputzte/ und/ weil sie für der Wolle/ als etwas Viehischem/ für der Seide/ als einem Wurm-Gespinste Abscheu tragen/ in weisse Leinwand gekleidete Priester baarfüssig diese Kiste in das euserste Heiligthum zu dem Volcke/ welches mit dem davon triefenden Blute sich beschmieret/ und dadurch sich seiner Sünden zu befreyen vermeinet. Von dar steigen die Priester damit in den Fluß Hebrus/ und waschen darinnen die blutige Kiste und das verborgene Bild ab. Das Volck aber watet in solchen Strom umb durch sein hierdurch geheiligtes Wasser ebenfals gereinigt zu werden. Diese heilige Kiste mit dem Bilde des Bacchus soll bey Zerstörung der Stadt Troja dem Eurypylus zu theile / er auch bey Anschauung des eröfneten Bacchus rasend/ hernach von ihm nach Aroe in Achaien gebracht/ und hiermit das wegen der vom Melanippus im Tempel der Triclarischen Diana geschändeten Priesterin Comätho eingeführte blutige Menschen-Opfer abgethan worden seyn. Dieses Bild aber hat hernach König Sothymus aus Griechenland nach Oresta bracht. Uber dis befindet sich in diesem Orestischen Tempel das uhr-alte Wahrsager-Bild des Bacchus/ welches wegen vieler/ und insonderheit der denen Libethriern ertheilte Weissagung hochberühmt ist: daß nemlich/ wenn die Sonne die vergrabenen Gebeine des Orpheus bescheinen würde/ ihrer Stadt von einer Sau der Untergang zuhienge/ welches hernach durch Ergießung einer so genennten Bach erfolgte. Alleine weder diese Heiligthümer/ noch des Volckes Schwierigkeit vermochten Sadaln abzuhalten: daß er nicht mit seiner Kriegs-Macht diesen Tempel belägerte. Massen er denen ihm Einredenden begegnete: Seiner Gemahlin Einweihung wäre entweder ein Getichte/ oder eine blosse Scheinheiligkeit/ und ein Firnß/ damit ihre und seines Bruders geheime Zuhaltung beschönet würde. Durch diese hätte er den Tempel entweihet/ sonderlich/ weil Cotys vorhin schon vermählet/ als ein Priester aber noch eine Frau/ am wenigsten welche nicht mehr Jungfrau/ zu heyrathen; ja nicht einst seine eigene Gemahlin im Beschlusse des Tempels zu erkennen berechtigt wäre. Daher solten alle treue und andächtige Unterthanen ihm diesen ärgerlichen Greuel abthun/ und mit des unheiligen Cotys Blute den besudelten Tempel reinigen helffen. So schwartze Tinte der Verläumbdung brauchet Brunst und Rache wider die Tugend und Unschuld. Denn weil diese jenen durch ihren Kapzaum weh thun/ wollen jene sich an diesen wieder rächen/ und an ihrer blutigen Aufopferung erholen. Apame und Cotys baten zwar und führten für ihre Beschirmung unwiederlegliche Gründe/ und das der wegen Verletzung der Bittenden versunckenen Stadt Helice/ wie auch anderer deßhalben von den gerechten Göttern ernstlich bestrafter Unbarmhertzigen Beyspiele an; aber beym Gethöne der Waffen höret man kein ander Gesätze/ als daß der Mächtigere/ welcher bey seinem grösten Unrechte allezeit recht behält/ dem Schwächern fürschreibt. Wie nun bey Sadaln nichts glimpfliches verfieng/ sondern der König sich zum Sturme bereitete/ stieg Cotys mit der Kiste des verschlossenen Bacchus-Bildes auf die Zinnen des Thurmes/ dräuete selbte zu eröfnen/ und durch Zeigung solchen Gottes alle Stürmende/ ja den König selbst/ wie den Eurypylus rasend zu machen. Diese Dräuung machte das Krieges-Volck wol stutzig; Sadaln aber nur verbitterter/ dessen Vernunft seine ungezähmte Begierden/ oder die zornigen Götter vielleicht selbst verwirret hatten.

Daher

Daher säuffte er seine Kriegs-Leute mit dem stärckften Weine voll/ welcher sowol das Gemüthe als die Augen blendet/ und machte alles auf nechst-folgenden Tag zum Sturme fertig. Apamen stieg dieses tief zu Hertzen; ja die Seele blutete ihr/ als sie das bevorstehende Blut-Bad vor Augen sahe/ und dessen unschuldige Verursacherin seyn solte. Daher verfügte sie sich für das in dem Vorhofe stehende Altar der Setirischen Diana; und nach dem sie für selbtem das meiste Theil der Nacht auf ihrem Antlitze mit Andacht zugebracht hatte/ verfügte sie sich/ als es tagte/ da der Sturm gleich angehen solte/ auf einen hohen aber wegen seiner Zerstossung von den Belägerten schon verlassenen Thurm der eusersten Mauer/ schoß von selbtem einen Pfeil mit einem darein gesteckten Briefe gegen die Belägerer/ hernach stieß sie ihr selbst einen Dolch in die Brust/ und stürtzte sich über die Zinnen auf die von den Sturm-Böcken herabgestossene Steine: daß fast alle Glieder zerschmettert wurden/ und so Gehirne als Blut an selbten kleben blieb. In dem Tempel ward dieses Trauer-Falls kein Mensch/ von aussen aber etliche tausend Thracier/ ja der den Sturm anordnende König selbst gewahr/ welchem zwar alsbald selbst nichts gutes ahnte/ von dem ihm gebrachten Pfeile den Brief loß machte/ und darinnen mit Schrecken und ihm zu Berge stehenden Haaren folgende Worte laaß: Ich wundere mich nicht/ Sadal: daß du mir/ als ich noch deine Gemahlin war/ das Hertz auffrassest/ da du nunmehr wie Typhon den Göttern selbst Krieg anbeutest. Ich bin eine geweihete der Diana; also habe ich aufgehöret deine Ehfrau/ ja du mein Liebhaber zu seyn. Denn deine Waffen sind Werckzeuge des Todes/ nicht der Liebe. Warumb eiferst du denn? Was hast du für Anlaß oder Vortheil davon: daß du meine dir bewuste Unschuld/ und deines Bruders Mitleiden über mein Elend der gantzen Welt für Untreu und Blutschande verkauffst? Alleine Brunst und Eyversucht haben keine andere Zunge/ als welche von Giffte der Verläumbdung/ und von Galle der Lästerung treufft. Ihre Zähne nagen so wol an anderer guten Nahmen/ als an ihrer Tugend; und gebähren wie die Bisse toller Hunde in den Wunden stinckende Würmer. Ihr Feuer ist mit keinen Thränen/ wie das Naphta mit keinem Wasser/ sondern nur wie der Blitz mit Milche/ also der kalte Brand der Eyversucht nur mit Blute zu leschen. Ist es dir nun darumb zu thun gewest/ warumb hat man mir denn vorhin zu sterben verwehret? Warumb wilst du etliche tausend derer/ mit denen du nicht eyverst/ allhier auf die Schlacht-Banck liefern? Die erzürntesten Götter sättigen sich mit eines Menschen Opferung; und/ als die Callirhoe durch verschmähete Liebe des Priesters Coresus den Bacchus unversöhnlich beleidigt hatte/ forderte er mehr nicht/ als die Hand-voll ihres Blutes. Ja Bacchus hätte sich an des sich für sie aus Liebe tödtenden Coresus Opfer vergnüget/ wenn nicht Callirhoe selbst aus Erbarmnüs mit einem so treuen Liebhaber zu sterben erwehlt hätte. Du aber verlangst die Nahrung deiner Begierden nicht nur an meinen/ sondern deines unschuldigen Bruders/ ja aus so vieler tausend Menschen Adern zu saugen? Kanst du nun wol grausamere Gramschafft wider mich ausüben/ Sadal/ als daß du mir das Leben so sauer/ meinen Tod aber Thracien so empfindlich/ mein Gedächtnüs der Welt so verhaßt machst? Gleichwol aber wil ich zum letzten mal deinen und viel tausend Augen zeigen: daß dein Verdacht ein Wahn/ deine Liebe ein Irrwisch gewesen; daß ich im Leben dich allein geliebt habe/ und dir zu Liebe gerne sterbe/ und derogestalt im Lieben ein Phönix gewest/ im willigen Tode ein Schwan sey. Sadal laß kein Wort dieses Briefes ohne Hertzklopfen; die letztern ihn ihres Todes versichernden

den aber warffen ihn als ein Donnerschlag zu Bodem. Als er mit grosser Müh durch kräfftige Mittel wieder Verstand und Sprache bekam/ hatte sich aller vorige Grimm in die erbärmlichste Wehmuth verwandelt. Er bejammerte mit Thränen und verbrochenen Worten bald den unersetzlichen Verlust Apamens/ bald seine Grausamkeit/ am meisten aber die Zärtligkeit ihrer Liebe/ welche sein Verbrechen an ihrem eigenen Leibe gestrafft hätte. Daher befahl er auch gegen dem Tempel ein weisses Friedens-Zeichen aufzustecken; und als man dergleichen auf einem Thurme desselben erkiesete/ erhob sich König Sadal an den Ort/ wohin sich ein Frauen-Zimmer abgestürtzt hatte. Wie er nun/ daß es Apame wahrhaftig wäre/ erkiesete/ fiel er über ihren zerschmetterten Leib/ und ward darüber durch Ohnmacht so unempfindlich/ als Apamens Leiche. Länger als eine Stunde sahe man an ihm kein Leben/ und als es endlich nach vielen Bemühungen wieder kam/ zohe er ihr den noch zwischen den Brüsten steckenden Dolch heraus/ und hätte/ wenn nicht die Seinigen bald den Arm erwischt und zurück gehalten/ selbten ihm eben so tief ins Hertz gestochen. Hernach umbarmte und küste er unaufhörlich nicht nur diese seine entseelte Gemahlin; sondern leckte auch ihr verspriztes Blut von den Steinen auf/ bis er aufs neue in Ohnmacht sanck. Daher man so wol ihn in die Burg zu tragen/ als der Königin Leiche aufzuheben und zu verwahren nöthig befand. Uber dieser Begebnüs ward der Prister Cotys/ und die im Tempel allererst mit grossem Leidwesen Apamens erbärmliches Ende gewahr. Daher schickte Cotys an seinen Bruder Sadal/ ließ sein Mitleiden über Apamens Tod beweglichst fürtragen/ seine Unschuld versühren und umb Brüderliche Vereinbarung Anfüchung thun. Aber einmal vergällter Gemüther Essig-Geschmack läst sich durch keinen Zucker der Besänfftigung süsse machen; Und es soll eine eben so kluge Erfindung sich von eigener Vergehung weiß zu breñen seyn/ weñ man seine Schuld einem andern aufschultert/ als eine Rechtfertigung des Zornes/ wenn man ihn nicht bald fahren läst. Daher schalt er ihn/ den Urheber alles Unheils/ und einen Mörder seiner ihm entführten Gemahlin; ließ auch ihm mit Bedräuung euserster Zwangs-Mittel die Auffsperrung des Tempels anbefehlen/ auch bey erfolgter Verweigerung eine Blut-Fahn aufstecken/ und noch selbigen Tag einen Sturm anlauffen; welcher aber von den einigen Bacchen mit grosser Hertzhaftigkeit und Verlust des Königlichen Kriegs-Volckes abgeschlagen ward. Denn diese Weiber waren theils durch den ihnen beygebrachten unreinen Maah-Safft/ theils durch ihre gegen Sadaln gefaßte Verbitterung gleichsam außer sich gesetzt/ und so wütende/ als da sie mit dem Bacchus wider die Argiver gefochten/ oder da sie den Pentheus zerrissen. Weil nun nichts so sehr als Aberglaube Augen und Vernunfft zu blenden vermag/ überredeten sich die Thracier selbst: Bacchus hätte diese rasenden Weiber begeistert/ und sie mit einer mehr als Menschlichen Hertzhaftigkeit ausgerüstet. Ja/ weil die Furcht leichtgläubig ist/ und ihr selbst Feinde erdichtet/ wolten einige den Gott Bacchus selbst mit seinen in Gemsen-Häute gekleideten Silenen auf der Mauer fechtende gesehen haben. Daher konte Sadal weder durch Bitte noch Dräuen sein Kriegs-Volck zum andern Sturme bereden; die Bürgerschafft in Oresta ward auch schwürig/ und die allereifrigsten Verehrer des Bacchus die Bessischen Thracier machten einen öffentlichen Aufstand/ überfielen und erwürgten den Königlichen Stadthalter in Philippopolis/ und kamen mit einer starcken Heeres-Krafft gegen Oresta angezogen/ schlugen auch ihr Läger zwischen dem Flusse Hebrus und Artiscus. Sadal/ welcher den Funcken dieses Bürgerlichen Krieges durch einen geschwinden

schwinden Uberfall hätte ausleschen können/ ließ durch Verachtung oder Fahrläßigkeit ihn zu einem grossen Feuer werden. Denn da es anfangs leichte gewest wäre die anfangs schwachen Bessen mit zehn-tausend Kriegs-Leuten/ die Sadal in Oresta leicht entbehren konte/ zu erdrücken/ ließ selbte sich verschantzen und auf zwantzig-tausend verstärcken; in der süssen Einbildung: es würde dieses Land-Volck in Mangel des Soldes und erfahrner Heerführer sich so geschwinde wieder verlauffen/ als es sich zusammen gerottet hätte. Da ihm doch seine Räthe vernünftig einhielten: daß man in denselben Fällen/ wo es umb Erwerbung oder Verlust der Herrschafft zu thun wäre/ insonderheit bey Aufwickelungen/ keine Augenblicke verspielen müste/ und hernach ewige Reue zu haben. In denen zu ihrer Vollkommenheit gediegenen Sachen konte man etwas der Zeit heimstellen/ und auf ihre Veralterung oder Verschwindung warten. Wenn man aber zu wachsen anfangenden Sachen Lufft liesse/ wüchsen sie einem unter den Händen/ und wäre zwischen ihrem Anfange und vollkommener Grösse ein kaum unterscheidlicher Unterschied; hingegen aber die Geschwindigkeit das heilsamste Mittel/ die Zeit aber ein ärgerer Feind/ als der Feind selbst. Denn der Strom eines Ubels liesse sich bey seinem Ursprunge überschreiten/ oder wenigstens durchwaten; dessen Tieffe und Breite hernach grossen Schiffen und Schiffern zu schaffen machte. Insonderheit aber müste man mit dem gemeinen Volcke/ wenn es sich empörte/ nicht lange Worte wechseln/ sondern ehe darauf schlagen als dräuen. Denn der Pöfel hält mehr von hurtigen Armen/ als vielem Gehirne/ läßt sich also eher zu was zwingen als bereden. Hingegen spielte Cotys und die Bessen es durch fürgebildete Andacht so künstlich: daß mehr als die Helffte des Kriegs-Volckes von Sadaln/ als einem Verächter der Götter theils zu dem Cotys/ theils zu den Bessen abfielen; welche diesen für ihren König im Lager ausruffen liessen. Sadal kam hierüber derogestalt ins Gedrange: daß er nicht nur die Belägerung des Tempels aufheben/ sondern sich in aller Stille des Nachts auf zwantzig Schiffen den Fluß Hebrus hinab nach Zernis flüchten muste. Cotys ließ ihm in Oresta die Königliche Krone aufsetzen/ und vermählte derogestalt durch eine besondere Staats-Klugkeit Purper und Insel mit einander. Sein erstes Werck war: daß er theils Sadaln zu beschämen/ theils des Volckes Gewogenheit zu erwerben die Schatzungen minderte/ Sadals Fehler durch eigene Tugend und Klugheit/ welches die beste Mängel-Ausstellung ist/ verbesserte/ und der höchst beliebten Königin Apame zu Ehren neben den Tempel des Bacchus an dem Orte ihrer Entleibung aus Marmel ein köstliches Grabmahl aufrichtete/ und ihren eingebalsamten Leib in einen ertztenen Sarch mit daran geetzten Worten verwahrte:

**Das Behältnüs der Uberbleibung von Apamen der schönsten Frau/ der keuschesten Ehgattin/ der vernünftigsten Königin/ der reinesten Priesterin; welche die Verläumbdung vergebens heßlich/ die Eyversucht geil/ der Kummer verwirrt/ und zwar ihr Ehmann unglücklich/ die Tugend aber zur Göttin gemacht hat.**

Dieses trug sich zu/ als Cajus Norbanus und Decidius Saxa/ des Antonius Feldhauptleute Macedonien bemeisterten. Weil nun Sadal mit eigenen Kräfften nicht getraute seinen Bruder Cotys und die Bessen zu demüthigen/ hieng er sich an Norban und Saxa/ öfnete selbten die Pforten Thraciens über den Fluß Strymon und Ganga/ mit versprechen: daß er nach überwältigten Aufrührern mit

gantzer Macht dem Käyser beystehen wolte. Aber Brutus und Cassius kamen nach überwundenen Lyciern beyden ehe/ als sie sichs hatten träumen lassen/ über das Jonische Meer in Macedonien/ und auf des Cotys Ermahnen in Thracien. Norban und Saxa hatten zwar die Stadt Philippi und das Gebürge Symbolum zu einem Vortheil/ aber der zum Brutus stossende Cotys führte ihn durch die Crenidische Berg-Enge dem Norban und Saxa über den Hals/ welche nach zimlichem Verluste das Gebürge räumen und bey Philippi in einem befestigten Läger nicht wenig Noth leiden musten; dahingegen Brutus und Cassius vom Meere Zufuhre genung hatten. Marcus Antonius und der zu Dyrrhachium erkranckende Käyser/ wie auch König Sadal kamen hierauf ins Norbanische Läger/ mit höchster Begierde zu schlagen/ ehe Sextus Pompejus aus Sicilien dem Brutus zu Hülffe käme. Der kluge Brutus und Cassius kamen und wolten ihre Feinde durch Langsamkeit und Abschneidung der Lebens-Mittel überwinden; aber ihr nach Eigenschafft des Pöfels hitziges/ und den Asiatischen Siegen hochmüthige Kriegs-Volck war nicht zu bändigen. Denn dieses bildet ihme eine Gleichheit ein/ wo sie nicht ist; wo sie aber ist/ übersiehet es sie umb nur seiner Vermessenheit den Zügel schüssen zu lassen. Sintemal die Hofnung eines guten Ausschlags meist die Beysorge eines widrigen überwiegt. Wolten nun Cassius und Brutus ihr Volck nicht selbst kleinmüthig machen/ oder gar zum Aufstande bringen/ musten sie nur durch Erwehlung einer Schlacht das ungewisse Ubel für dem gewissen erkiesen. Niemals ist schärffer als allhier gefochten worden; denn es war abermals die Freyheit und die Herrschafft des Römischen Volckes/ wie auch zwischen dem Cotys und Sadal die Thracische Krone zum Siegs-Preise aufgesetzt. Cassius und Amyntas der Galater König wurden mit dem lincken Flügel vom Antonius und Sadal; Käyser Octavius aber vom Brutus und Cotys in die Flucht getrieben/ ja ihr gantzes Läger erobert/ jedoch wegen des grossen Staubes weder vom Cassius des Brutus/ noch vom Käyser des Antonius Sieg wahrgenommen/ sondern alles für verlohren geschätzt. Darinnen aber war der sich auf einen Berg flüchtende Cassius unglücklichen: daß er/ als Brutus mit seinem siegenden Flügel zurücke kam/ er ihn für den verfolgenden Feind ansah/ und sich/ da er zu leben am meisten Ursach hatte/ sich den Pindarus seinen Freygelassenen tödten ließ/ damit er von keines edlen Römers Hand sterben dörfte. Brutus bezohe hierauf des auf dem Thracischen Eylande Thasus begrabenen Cassius Läger; und märgelte durch nächtliche Lermen/ darinnen er seine Kriegs-Leute auf allerhand Arten in höllische Geister und Gespenster verkleidete/ das an Gelde und Lebens-Mitteln nothleidende Heer des Octavius und Antonius nicht wenig ab. Endlich schwellete er auch durch einen langen Tam den Fluß Zygactes/ und überschwemmete darmit das halbe Läger; also daß Sadal aus Verdruß/ und weil die Bessen in sein Bistonien eingefallen waren/ das seinige zu beschützen darvon zoh. Weil nun des Brutus See-Hauptmann Statius die dem Käyser von Brundusium zu Hülffe kommende Schiffe gleichfals geschlagen und verbrennt hatten; und dergestalt Antonius und Octavius gleichsam im Sacke waren/ namen beyde zur Arglist ihre Zuflucht; brachten auch durch einige deutsche Uberläuffer und grosse Versprechungen den Amyntas König Dejotars Feld-Hauptmann mit seinen Galatern auf ihre Seite; den König Cotys aber durch ein ausgesprengtes Geschrey/ es hätte Sadal Oresta belägert/ dahin: daß er mit dem Kerne seines Volckes nach Hause zoh/ und nur seinen Heerführer Rhascuporis mit zehn tausend Thraciern beym Brutus ließ. Den allerkügsten Streich aber begieng Antonius darmit:

daß er das vom Praxiteles gemachte Wander-Bild des Bacchus von Elis/ allwo bey dessen Feyer drey leere ins Heiligthum gesetzte Lagen Wein über Nacht von sich selbst gefüllt werden solten/ in Thracien bringen / und mit grossem Gepränge in den Tempel zu Oresta liefern ließ; aus dem Lager aber selbst zu dem nicht fern davon zwischen dem Flusse Ganga und dem Prasischen See liegenden Grabe des Bacchus walfarthete/ darauf hundert Böcke opferte/ und sich selbst dem Bacchus einweihete. Denn durch diese Scheinheiligkeit brachte er die eifrigen Bessen/ und durch geheime Bestätigung der neuen Herrschafft den Cotys auf seine Seite: daß er seinem hinterlassenen Heerführer Rhascuporis befahl vom Brutus zum Antonius zu stossen. Bey diesem Erfolg ward Brutus aus Beysorge: es möchten vollends alle seine Hülffs-Völcker überlauffen/ abermals zur Schlacht gezwungen. Zwey über beyde Läger fliegende Adler deuteten in ihrem vorspielenden Kampf schon dem Brutus die Niederlage an; welcher zwar nichts vergaß/ was ein kluger und hertzhafter Feldherr zuthun hat/ aber sein Unstern war seiner Tugend/ und das Verhängnus einem guten Absehen überlegen; welches öfterer als die Sonne krebsgängig ward. Denn nach langer Gegenwehr verspielte Brutus die Schlacht und Rom die Freyheit. Er leschte ihm mit seinem wider die Dienstbarkeit gebrauchten Degen selbst das Licht aus; weil diesem letzten Römer kein freyer Bürger mehr einiges vortragen dorfte. Seine letzte Rede waren des Hercules Worte: O unglückliche Tugend! da du nichts als ein Nahme/ ja eine Dienst-Magd des Glückes bist; warumb habe ich dich als ein herrliches Wesen so werth gehalten? Seinen Leib ließ Antonius begraben; sein abgeschnittenes Haupt aber/ welches zu Rom ein Schau-Gerichte abgeben solte/ ward bey entstehendem Ungewitter ins Meer geworffen; gleich als wenn der Himmel auch die Leiche dieses Freyheits-Beschirmers keiner knechtischen Beschimpfung unterworffen wissen/ Erde und Meer aber sich mit seinen Uberbleibungen betheilen wolte. Hiermit aber ward Thracien nicht beruhigt/ sondern beyde Brüder Sadal und Cotys geriethen aufs neue einander in die Haare; also: daß die Römer in diesem trüben Wasser so leicht als König Philip Thracien hätten fischen können/ wenn nicht Octavius wider den Sextus Pompejus/ Lucius Antonius und die Kriegerische Fulvia seine Heerspitzen zu führen/ Antonius aber/ nach dem er in Egypten und zu Athen unter dem angenom̃enen Nahmen des Bacchus in Wollüsten gleichsam zerflossen war/ dem in Parthische Krieges-Dienste getretenen/ gantz Syrien/ Phönicien und Asien bis an Hellespont einnehmendem Labienus zu begegnen wären genöthiget worden. Hierüber aber starb Sadal ohne Kinder; und weil er nicht besser seinen Bruder Cotys von der Reichsfolge auszuschlüssen vermochte/ vermachte er Thracien dem Römischen Volcke. Deñ nach dem er Apamens auf eine so klägliche Weise beraubt ward/ fieng die Liebe mit allem Frauen-Zim̃er an ihm gleichsam anzustincken/ oder die ihm angebohrne Abscheu für diesem Geschlechte/ welche durch die gantz ungemeine Schönheit Apamens gemildert worden war/ that sich vielmehr wie das Gift in denen aus Spieß-Glase gemachten Artzneyen endlich wieder herfür; also daß sein übriges Leben vollends in einer ernsthaften und traurigen Einsamkeit verschwand. Cotys aber wolte seine Ausschlüssung nicht glauben/ noch den Römern einig Erbrecht enthengen/ sondern wendete alle sein Vermögen an Thracien durch Güte oder Ernst zu behaupten. Weil aber alle Welt für Rom zitterte/ und fast jedermann an seinen sieben Bergen den Kopf zerstossen hatte/ schickte er eine ansehliche Botschafft mit reichen Geschencken nach Rom/ und ersuchte den Rath: Er möchte ihm in dem ihm von Gott und Rechtswegen gehörigen Thracien keinen Eintrag thun. Denn ob zwar dis ein Erblich- kein Wahl-Reich wäre/ so wä-

ren doch auch die von anderm Eigenthume einzeler Dinge durchgehends sehr unterschieden/ und wäre kein Reich jemals in der Welt gewest/ da nicht dessen vollmächtigste Könige gewisser maßen/ sonderlich aber in derselben Vereuserung gebundene Hände gehabt hätte. Das gemeine Völcker-Recht eignete den Söhnen für den Töchtern / den Eltern für den jüngern/ und den Bluts-Verwandten für Frembden Zepter und Kronen zu. Denn alle die/ welche vom ersten Könige den Ursprung hätten / und seines Geblütes wären/ hätten schon ein unbenehmliches Recht in Groß-Elterlichem Reiche. Sonderlich aber wäre dis von Alters her in Thracien Herkommens gewest; ja sein Vater Cotys hätte selbst seinen ältern Bruder Sadal ihm vorgezogen. Allein die nunmehr unersättlichen Römer/welche alles für Verlust hielten/ was nicht in ihre Klauen fiel/hatten hierzu keine Ohren/ sondern wendeten für Sadals letzten Willen ein: der erste Cotys hätte seinen jüngsten Sohn Cersobleptes für denen zwey älteren zum Thracischen Reichs-Erben gemacht/ und er selbst Cotys durch angemaßte Herrschafft über die Bessen schon das Recht Thracien zu theilen gebilligt. Die Königreiche wären insgemein der unverschrenckten Gewalt ihrer Könige / nach Willkühr damit zu gebahren / unterworffen. Aepalius der Locrer König/ hätte den frembden Hyllus/ der Scythen König Atheas den Macedonischen Philip / Pyrrhus seinen unechten Sohn Molossus/und Micipsa seines Bruders unechten Sohn Jugurtha/ Ptolemeus Appien das Römische Volck in Cyrene/und Nicomedes in Bithynien zum Erben gemacht. Fürnemlich aber wäre in Grichenland die Theilung der Herrschafft von uralter Zeit üblich gewest. Zethus und Amphion hätten das Thebische/ Pandions Kinder Attica/ und Perseus Söhne das Argivische Reich unter einander getheilet. Wo aber die Theilung eines Reiches/oder die Ubergehung des ältesten Sohnes statt hätte; da stünde auch die Verwendung auf einen Frembden in des Königs Gewalt. Die Thracischen Gesandten setzten zwar ihre Grund-Gesätze und Gewonheiten entgegen/ Krafft welcher niemals einiger frembder Reichs-Folger von denen freyen Thraciern beliebt/ sondern vielmehr das Erb-Recht durch viel Reichs-Schlüsse auf des Setalces Nachkommen eingeschrenckt worden wäre; Allein/ es hätte dis alles nichts verfangen/ wenn nicht eben damals Sextus Pompejus des Käysers Kriegs-Flotte geschlagen/ dieser sich deßhalben für einen Meer-Gott ausgegeben/ die Thracier auch sich gutwillig dem Cotys unterworffen/ und mit dem Pompejus in Bündnis zu treten gedräuet hätten. Diese Zufälle aber machten: daß der Römische Rath lindere Säiten aufziehen/und wie der Fisch Acipenser ihren Schuppen und Fluß-Federn entgegen schwimmen/ also den Cotys für gantz Thraciens rechtmäßigen König und einen Bunds-Genossen erkenneten. Diese Erkäntnis war auch überaus nützlich angelegt. Denn Titius und Furnius bekamen durch Hülffe der Thracier in Phrygien den flüchtigen Sextus Pompejus gefangen/ der Käyser bändigte durch ihren Beystand die Japydes/ und bekriegte aus blosser Herrschsucht die Pannonier. Hierüber starb auch König Cotys/ und verließ zwey unmündige Söhne/ den Rhemetalces meinen Groß-Vater/ und den Rhascuporis/ seiner Gemahlin Bruder/ Rhemetalces aber zu ihrem Vormünden. Dieser nichts minder treue als kluge Fürst stand so wol seinen Oheimen als Thracien wie ein Vater für/ wuste auch/ als Valerius Messala die Pannonier / Antonius Armenien bekriegte / den Mantel so vorsichtig nach dem Winde zu hengen: daß Thracien irgendswo weder in Feindschafft noch in Krieg eingeflochten ward. Als aber zwischen dem Antonius und dem Octavius sich der Bürger Krieg entspaan/ jener auch nicht allein alle Länder umb Thracien in seiner Gewalt hatte/ und Antonius mit seiner gantze Asiatischen Macht ihm an dem

Flusse Strymon auf den Hals kam/ sondern auch dieser auf der Epirischen Küste das gröste Theil seiner Schiff-Flotte durch Sturm einbüste/ muste er/ wie schwer es auch ihn ankam/ sich nur zum Antonius schlagen. Weil nun der Käyser sein Kriegsheer in Epirus unter dem Ceraunischen Gebürge aussetzte/ Corcyra und Nicopolis einnahm; ja weil der Mund der Ambracischen See durch die Stadt Actium zugesperret war/ aus dem Jonischen Meere etliche Kriegs-Schiffe über Land auf mit Oele geglätteten Ochsen-Häuten in den Ambracischen Meer-Busem ziehen ließ/ und derogestalt den grossen Tempel des Apollo Actium mit des Antonius Lager und Schiffs-Flotte gleichsam belägerte/ eilte Antonius mit Rhemetalcen dem Paphlagonischen Könige Philadelphus/ und der steinichten Araber Könige Jamblichus nach Actium. Ungeachtet nun diese/ wie auch Eneus Domitius/ Quintus Posthumius/ und andere Raths-Herren dem Antonius einhielten: In bürgerlichen Kriegen/ da die Verleitung so leichte wäre/ und die Untreue wie der Krebs umb sich frässe/ wäre nichts schädlicher/ als durch Langsamkeit seinen Kriegs-Ruhm verlieren/ den Seinigen das Hertze nehmen/ und den Feinden es machen; war doch Antonius nicht zu bereden den Eifer seines Kriegsvolcks durch eine Schlacht nützlich anzugewehren/ sondern er ließ ihre Hitze verrauchen; die Last-Schiffe ihm für der Nase wegnehmen/ unter dem Vorwand: Er müste des Dellius und Amyntas aus Thracien und Macedonien mit den geworbenen Völckern erwarten. Bey dieser Schlafsucht spielte der muntere Käyser allenthalben den Meister. Agrippa überfiel die Stadt und das Eyland Leucas/ und eroberte es mit vielen Schiffen/ wie auch die zwey Patreischen Eylande/ und selbst die Stadt Corinth/ nach dem aus der See geschlagenen Asidius. Domitius ward nebst allen andern Grossen hierüber sehr verdrüßlich/ insonderheit da Marcus Titius und Statilius Taurus ihm und des Antonius Reuterey bey anbefohlener Veränderung seines Lägers einen heftigen Streich versetzten; und zwar/ weil Cleopatra nicht verstatten wolte ihn mit wenigem Fußvolck zu entsetzen. Daher kam er zum Antonius/ legte für ihm den Stab nieder/ und entäuserte sich seiner Kriegs-Aempter/ mit Vermeldung: Er konte weder mit Ehren noch Gewissen da länger dienen/ wo Weiber den Kriegs-Schaaren männlich zu gebieten hätten; hingegen die Männer selbst weniger als Weiber thäten/ und man wohl geschlagen werden/ aber nicht siegen dörfte. Denn ein Fürst/ welcher seine Feldhauptmanne Befehl ertheilte ohne Lieferung einer Schlacht sein Land zu beschützen/ gäbe ihm wol die Gewalt zu verspiele/ aber nichts zugewinnen. Antonius/ welcher iezt mehr Freunde dorffte/ als er ihrer hatte/ fuhr den Domitius/ nach Art wollüstiger Leute/ an denen nichts als die Worte männlich sind/ hart an/ und schalt so wohl seine Vermessenheit gegen Cleopatren zu reden/ als sein Versehen in dem letzten Treffen. Jamblichus/ aber/ und Philadelphus/ welche mit tausend Arabern und zwey tausend Paphlagoniern darbey gewest waren/ vertheidigten so wohl den Domitius als sich. Worüber ein so grosses Unvernehmen entstand/ daß es kaum vom Rhemetalces beygelegt werden konte. Jedoch wurden hierdurch die Wunden mehr verhüllet als geheilet. Denn Domitius und Philadelphus gingen noch selbige Nacht zum Käyser über. Diese Begebnüß verwandelte des Antonius Furcht in Grausamkeit/ seine Sicherheit in Vermessenheit/ durch welche zwey Pforten der Untergang geraden Fusses uns über den Hals kommet. Denn als die Araber des Nachts sattelten/ in Meynung früh einen Ausfall auf des Käysers Streiff-Rotten zu thun/ ließ Antonius aus Argwohn/ Jamblichus welte sich auch zum Octavius schlagen/ ihn in Hafft ziehen; seine Schrifften durchsuchen/ und weil

aus etlichen mit dem Domitius und andern Römern gewechselten Schreiben sein Unvergnügen über Cleopatren zu ersehen war/ ihn über einer eingebildeten Verrätherey so strenge fragen: daß er in der Peinigung verschmachtete. Seine zwey See-Hauptleute Sosius und Tarcondimotus aber befehlichte Antonius in Abwesenheit des Agrippa/ den Tauresius die den Ambracischen Mund besetzende Schiffe des Käysers zu überfallen. Der für Tage fallende dicke Nebel schien dem Anschlage des Sosius selbst die Hand zu bieten; war aber eine Verhüllung seines Untergangs. Denn er verfiel mit seinen Schiffen in die gantze Flotte des ungefähr aus Griechenland zurück kommenden Agrippa / verspielte also in einer blutigen Schlacht die meisten Schiffe/ und so wohl als Tarcondimotus sein Leben. Zu Lande gieng es dem Antonius nicht glücklicher. Denn ein Theil seiner Reiterey ward abermals vom Octavius geschlagen. Daher er ferner auf der Nord-Seite des Ambraischen Meer-Busens ihm ein Läger entgegen zu setzen/ noch zu Lande zu schlagen getrauete/ sondern nach Cleopatrens Rathe Volck und Vorrathe zu Schiffe brachte/ und unter dem Spiegel-fechten einer See-Schlacht in Egypten zu fliehen schlüssig ward. Rhemetalcen und seiner Thracischen Reiterey wolte es übel ein ihre muthigen Pferde mit höltzernen zu verwechseln. Wie aber Dellius ihn hochbetheuerlich versicherte: daß Antonius nicht zu fechten/ sondern zu entfliehen gemeynt wäre; verließ Rhemetalces und die Thracier mit dem Dellius und vielen Römern den Antonius/ und gingen zum Octavius über / welcher sie aufs freundlichste aufnahm/ und den dritten Tag darauf für dem Munde des Ambraischen See-Busens des Antonius ungeheure Riesen-Schiffe mit seiner ausgebreiteten Schiff-Flotte behertzt angrieff; und weil die fliehende Cleopatra den Antonius/ Antonius seine tapfer fechtende Flotte zu unzeitiger Flucht verleitete / selbte meist mit Feuer verderbte. Rhemetalces erhielt durch diese zu rechter Zeit geschehene Entschlüssung nicht nur seinen beyden Oheimen Rhemetalces und Rhascuperis gantz Thracien / sondern auch etliche ihm vom Antonius im Egeischen Meere geschenckte Eylande; dahingegen Philopator des Tarcondomotus Sohn / und Lycomedes ihre Landschafften in Cappadocien dem Medeus abtreten / fast alle Städte Griechenlandes die Milch ihres Vermögens hergeben/ Asien bluten / und vieler Römer Köpfe über die Klinge springen musten. Der Käyser ließ sich nunmehr als Haupt des Römischen Reichs Augustus nennen/ auch nach erobertem Egypten nicht nur dem Käyser Julius zu Ephesus und Nicea/ sondern ihm selbst zu Pergamus und Nicomedia Tempel bauen/ und sich als einen Gott verehren. Dieser Hochmuth gebahr im Augustus eine unausleschliche Rachgier. Daher meynte er: es würde sein Ansehen einen mercklichen Abbruch leiden; wenn er sich nicht auch an den Daciern rächete/ welche sich des Antonius Seite zu halten im vorigen Kriege erkläret hatten. Ungeachtet der Käyser durch schlechte Abweisung ihrer Gesandten selbst hierzu Anlaß gegeben / ihre innerliche Unruhe ihm auch wenigen Schaden zu thun verstattet hatte/ und Rhemetalces/ welcher den nichts minder als das Feuer umb sich fressenden Krieg von seiner Nachbarschafft abzuhalten für das Ampt eines vorsichtigen Herrschers/ die aus dem Gebürge Rodope entsprossene Dacier auch für seine Landsleute hielt/ durch Vorbitte den August zu versöhnen suchte. Die Römer kriegten in einem Einfalle tausend Dacier gefangen/ welche nach Rom geschickt/ und nicht nur bey Einweyhung des vom Statilius Taurus gebauten grossen Schauplatzes/ sondern auch bey der Rathsherren Gastmahlen mit denen auch gefangenen Schwaben andern zur Lust umb ihr Leben kämpfen musten. Welches bey den Daciern eine

hitzige

hitzige Verbitterung/ beym Rhemetalces auch keine geringe Empfindligkeit verursachte/ sonderlich da der aus Asien nach gemachtem Vergleiche mit den Parthen zurück kommende August auf dem Eylande Lemnos dem Rhemetalces bey der Taffel unter Augen sagte: Er liebte zwar die Verrätherey/ aber die nicht/ welche den Antonius verrathen hätten. Welchen Stich Rhemetalces dazumal zwar hatte verschmertzen müssen/ aber nach Eigenschafft der nicht leicht vergeßlichen Beleidigungen nie aus seinem Gedächtnüsse kommen war. Hierzu kam noch: daß August der Dantheletischen Thracier König/ welche vorher die Odrysischen Könige allezeit für ihre Oberhäupter erkennet hatten/ von aller Obmässigkeit befreyete. Weil nun Rhemetalces sich zu schwach befand/ mit der Römischen Macht öffentlich anzubinden/ aber wohl wuste: daß durch einen frembden Arm sich zu rächen ein lustiges und sicheres Feuerwerck sey; stiftete er ins geheim den König der Bastarnen Deldo an: daß er mit den Daciern wider die Römer ein Bündnüß machte. Diese bemeisterten auch in einer geschwinden Eyl die ihnen verdächtigen Dardaner und Triballer; drangen hierauf über den Berg Hämus in die Landschafft Sardica/ und in der Dantheleter Gebiete. Ihr blinder König Sitas wolte den Gebrechen seines Gesichtes mit seiner Tapferkeit ersetzen/ ließ seinem Feinde entbieten: Er wäre kein Schwein/ das mit seinem Auge auch die Seele verliere/ sondern ein Mensch/ der sein Hertz in der lincken Brust hätte; zohe auch denen Daciern selbst entgegen/ ließ sein Pferd auf ieder Seite in einem langen Zügel von zwey Rittern leiten/ und traff gegen den Feind mit wunder-würdiger Hertzhafftigkeit. Alleine der dazu kommende König Deldo warff mit seinen streitbaren Bastarnen bald der Dantheleter Schlacht-Ordnung über Hauffen/ also: daß Sitas das Feld und das gröste Theil seines Reiches räumen muste. Er ersuchte hierauf zwar Rhemetalcen umb Hülffe; nachdem dieser aber sie ihm/ als einem von Thraciern nunmehr abgeschnittenen Gliede versagte/ nahm er seine Zuflucht zu den Römern. Der Landvogt in Macedonien Crassus war froh über dieser Gelegenheit einen neuen Krieg anzufangen/ zohe also alle Römische Macht aus Griechenland und Illyrien zusammen/ und führte sie nicht nur wider die Dacier und Bastarnen; sondern bestach auch den König/ der zwischen dem Flusse Tyras und dem Ister am Euxinischen Meere wohnender Geten: daß sie in Bastarnien einen Einfall thäten. Deldo ward hierdurch gezwungen ein Theil seines Heeres nach Hause zu schicken/ und wegen grosser Macht der Römer mit den Daciern zurück über den Hämus zu weichen. Crassus und Sitas folgten denen sich vom Deldo trennenden Daciern; welche durch allzu unzeitige Hitze den Feind nicht in ihr Land kommen lassen wolten/ auf dem Fusse/ schlugen sie an dem Flusse Margis in die Flucht/ und eroberten etliche Städte. Deldo aber setzte sich mit seinen Bastarnen an dem Strome Cyadrus/ schickte an den Crassus eine Botschafft/ umb die Ursache seiner Feindseligkeit zu erkundigen; weil er die Römer nie beleidigt hätte. Der schlaue Crassus beschied die Gesandten aufs höflichste/ versicherte sie der Römischen Freundschafft/ säuffte sie mit Cretischem Weine voll: und holete hiermit die Verfassung des Bastarnischen Heeres/ die Beschaffenheit des Lägers und alle andere Geheimnüsse aus. Hernach stellte er sich/ als wenn er zu Bestätigung des neuen Bündnüsses den König Deldo selbst in seinem Läger mit mehr nicht als 1000. Pferden besuchen wolte; ließ aber sein gantzes Heer ihm unvermerckt folgen. Dergestalt kam er nur 2. Meil weges von dem zwischen dem Flusse Ciabrus und Tamentes geschlagenen Läger in einem Walde an. Der Wein/ welcher nichts minder ein Vater der Unachtsamkeit und Bezauberer der Sinnen/ als ein verrätherischer

rischer Spiegel der Seele ist / muste die Botschaffter abermals einschläfen / biß sein gantzes Heer ihm im Rücken stund. Auf ertheilte Nachricht: daß Crassus mit den Bastarnischen Gesandten Friede gemacht / und mit dem Deldo selbst das Bündnüß zu vollziehen in der Nähe wäre / kam Deldo / welcher mit der Dacier seiner Bundsgenossen unvorsichtiges Verfahren nicht zu frieden / also mit den Römern sich zu vergleichen geneigt war / dem Crassus mit fünf hundert Edelleuten entgegen. Allein er erfuhr mit seinem Verderb allzu spät: daß weil Treu und Glauben eine allzu seltzame Waare in der Welt / und ein Gelächter der Ehrsücht ist / allzu leichter Glaube eine Schwester der Sicherheit / eine Tochter der Thorheit / und eine Mutter des Untergangs sey. Denn er ward von der an zweyen Enden aus dem Walde herfürbrechenden Römern unversehens umbringt / und nach unglaublicher Gegenwehr und empfangenen neun Wunden / welche ihn doch nicht hinderten / auch über seine Kräfften den Crassus selbst anzusprengen / von ihm durchrennet: daß er todt zur Erden fiel. Das Bastarnische Heer eilte zwar seinem Könige zu Hülffe; aber / wie es in ubrplötzlichen Fällen und bey mangelndem Haupte zu geschehen pfleget / in grosser Unordnung; wiewohl es dem in geschlossener Schlacht-Ordnung ihnen begegnenden Römische Heere noch genung zu schaffen machte / auch des Deldo Leiche dem Feinde abschlug. In die Länge aber konte doch ihre Verbitterung nicht den Mangel einer gleichen Macht und die Kräfften ihrer ungefütterten Pferde vertreten; sondern sie musten endlich das Feld und das Läger räumen / über den Fluß Ciadrus schwimmen / und sich in einem Walde verhauen. Weil aber die Römer bey damaliger Dürre den kihnichten Wald auf allen Enden anzündeten / wurden sie gezwungen so gut sie konten / meist aber gegen dem Ister zu flüchten / und weil die Stadt Cebrum zu enge war / überzusetzen. Crassus und Sitas nahmen zwar mit Hülffe des in Nieder-Mäsien herrschenden Getischen Königs Roles Cebrum mit Sturm ein / wagten sich aber nicht über den Ister und Aluta; als zwischen welchen beyden Flüssen sich die Bastarnen verschantzten / und mit Daciern verstärckten. Crassus ward durch diesen Sieg hochmüthig / und verheerete nicht allein Mäsien biß an den Fluß Escamus mit Feuer und Schwerdt / sondern in seiner Rückkehr nach Macedonien übeten so wohl die Danthelater als die Römer gegen die Thracier allerhand Grausamkeiten aus. Der junge Rhemetalces hatte diß Unrecht zu verdeyen einen zu blöden Magen und zu viel Galle. Daher raffte er in Eil ein ziemliches Heer zusammen / besetzte den Strom Artiscus und Hebrus / ließ das Landvolck die Wälder und Päße des Hämischen Gebürges verhauen / und fügte den Römern und Danthelaten durch Frost und Hunger ohne Schwerdt-Streich mehr als durch eine gewonnene Feld-Schlacht Schaden zu / und brachte Crassus und Sitas durch die Serdische Landschaft nicht das dritte Theil ihres Heeres zurücke. Dieser Verlust veranlaßte die Bastarnen zu einer heftigen Rache / den Crassus aber zu Verschmertzung der von den den Thraciern ihm zugefügten Beleidigung. Sintemal jene mit einem frischen Heere die Danthelater überfielen / und zwischen dem Fluß Borgus biß an das Gebürge Orbelus alles mit ihren Schwerdtern und Fackeln abmeyete. Aber ihre Vermessenheit war nichts minder die Ursache ihres Verlustes / als vorher ihres Krieges. Denn Crassus kam in aller Stille über den Berg Cercina denen zerstreuten Bastarnen über den Hals / also daß / indem sie eintzelich fochten / alle überwunden / und über den Hämus getrieben wurden. Hierauf zohe Crassus auch gegen die Thracier die Larve vom Gesichte: und weil die Mäden und Serden zwischen den Flüssen Borgus und Suemus ihm bey seinem Rückzuge den meisten Abbruch gethan hatten übte er durch einen schnellen Uberfall die ers-

und

und durch Abschneidung der Hände die grausamste Rache gegen die Gefangenen aus. Rhemetalces trat umb diese Zeit mit Ablegung der Vormündschafft seinem achzehnjährigen Vetter die Herrschafft ab/ zu grossem Nachtheile gantz Thraciens/ und zur Nachricht: daß nicht junge und starcke Knochen/ sondern Verstand und Erfahrung schwacher Greise Pfeiler der Reiche sind. Der junge König Rhymetalces war hitziger als behertzt; und daher verschantzte er sich nur an dem Flusse Artiscus / und ließ die Römer die grosse Landschafft Brennica unverhindert überwältigen. Die in der Stadt Bessapara und Opyzum wohnenden Odrysen hielten es nicht nur für Recht/ sondern für eine Klugheit ihren sie verlassenden König bey Zeite zu verlassen / zohen ihm also ungewaffnet mit vielen aus den Tempeln genommenen Bildern des Bacchus/ darunter auch in solcher Gestalt August und Crassus auf zweyen güldenen Wagen geführet ward/ entgegen / und öffneten den Römern Thür und Angel. Dieser Gehorsam oder vielmehr die sich an nichts mehr als an Aberglauben sättigende Ehrsucht machte: daß Crassus alle Odrysen nicht allein verschonete / sondern auch die vorzeiten von den Bessen abgedrungene Landschafft/ zwischen dem Hebrus und dem Berge Pangäus/ nach überwundenen Bessen ihrer Bothmässigkeit wieder unterwarf. Crassus wäre noch tieffer in Thracien eingebrochen/ wenn nicht der dißfalls schlaue Rhymetalces den König der zwischen dem Flusse Alluta und Ararus wohnenden Geten Dapyx wider des niedrigen Mäsiens König Roles aufgewickelt/ und dieser den Crassus zu Hülffe in Mäsien beruffen hätte. Denn Dapyx spielte in Mäsien mit seinen Geten und ihm beystehenden Bastarnen den Meister / eroberten Tecltitum/ Dorosterum und Ariopelis ; also daß/ wenn Dapyx so wohl sich/ als seine Feinde zu überwinden gewüst hätte/ es den Römern und Mäsiern würde schwer gefallen seyn/ ihm diese Riegel des unbändigen Isters aus den Händen zu winden. So aber rückte der kühne Dapyx aus allem Vortheil dem Crassus und Roles biß nach Dausdava entgegen ; gleich als wenn es im Zweykampfe eine Schande wäre / wenn man sich dem Feinde nicht selbst bloß gäbe. Alleine er ward aufs Haupt geschlagen/ und er selbst mit seinem Bruder in ein festes Berg - Schloß sich zu flüchten gezwungen. Crassus belägerte diß alsofort/ und ward durch Verrätherey des Getischen Schloßhauptmanns eines Griechen den dritten Tag eingelassen. Worüber der in dem innersten Thurme sich noch wehrende Dapyx nachdem ihm länger der grossen Macht zu widerstehen unmöglich war/ sich mit den edelsten Geten selbs aufrieb. Seine Bruder aber bekam Crassus noch gefangen/ setzte bey Marisca über den Ister; und weil fast das gantze Land seinen Reichthum in die zwischen dem Flusse Ararus und Ister liegende Festung Ceira geflüchtet hatte/ diese aber für so unüberwindlich gehalten ward: daß sie tichteten: es hätten die für den Göttern flüchtigen Titanen sich selbst dahin gerettet/ hungerte er sie durch abschneidung aller Lebens-Mittel aus; und fand bey abgezwungener Ergebung einen unglaublichen Schatz darinnen. Hierbey beruhete aber Crassus nicht/ sondern setzte über den Fluß Ararus in das sich biß an den Fluß Gerasus erstreckende Gebiete des Getischen Königs Zyraxes/ und belagerte die am Ister und dem Flusse Naparis liegende Stadt Genucla/ weil darinnen die dem Cajus Antonius von den Bastarnen abgenommenen Adler verwahret waren. Weil nun Zyraxes umb von den Bastarnen und Scythen Hülffe an sich zu ziehen über den Fluß Naparis gewichen war / ging Genucla endlich nach Abschlagung vieler Stürme mit Gewalt über. Rhymetalces brachte inzwischen zwar ein gutes Theil seines verlohrnen Landes wieder unter sich/ und die von den Römern biß aufs Marck ausgesogene Mysier standen auf seine Anfrischung wieder sie auf / gewaanen aber nichts mehr/ als daß der Feind seiner eigenen Landsleute Roles und Sitas sie unterdrückten/

und aus Dienst-Bothen gar zu Sclaven machten. Der Geld- und ehrsüchtige Crassus aber sezte bey Arubium über den Ister/ und bekriegte die zwischen dem Flusse Porata und Tiras liegenden Artacier/ aus keiner andern Ursache; als weil sie mit ihren Nachbarn sich zu einer gemeinen Gegenwehr rüsteten/ und Crassus den Ruhm haben wolte: daß er seine Siege über den Ister am Euxinischen Meer ausgebreitet hätte. Die Artacier aber machten ihm mehr/ als er ihm hatte träumen lassen/ zu schaffen/ wiewohl sie wegen etlicher im ersten Einfalle gefangener Fürsten mit ihm einen Vergleich machten/ und ihm jährlich drey tausend Ochsen zu zinsen versprachen. Welches Crassus so viel leichter beliebte/ weil die Bastarnen mit einer grossen Macht über den Fluß Tyras setzten/ König Zyraxes auch Genucla wieder belagerte/ und in des König Roles Gebiete in Nieder-Mäsien eingefallen war/ also Crassus zurück/ und ihm wieder seinen Rücken befreyen muste. Rhymetalces ward bey diesen Veränderungen gleichwohl so klug: daß er das über Thracien aufziehende Wetter von ferne erblickte; und sich an dem blutigen Beyspiele des Comagenischen Antiochus/ den der Käyser zu Rom wegen Ermordung eines von seinem Bruder nach Rom geschickten Gesandten mit dem Beile richten/ Galatien aber des Amyntas Kindern nehmen/ und mit Lycaonien einem Römischen Landvogte unmittelbar unterwerffen ließ/ spiegelte. Er berieff daher seinen alten Vetter Rhemetalces aus der erwehlten Einsamkeit des Eylandes Sew wieder nach Hofe. Ob nun zwar Rhemetalces sich anfangs entschuldigte/ und diese nachdenckliche Antwort gab: Tugend und Weißheit dörfften des Königlichen Purpers nicht/ noch sich schämen nackt zu gehen; denn sie hätten keine Scham zu verdecken: so überwand ihn doch die Liebe seines Vaterlandes/ der König unterwarff sich auch gäntzlich seinem klugen Rathe/ welche Demüthigung die rühmlichste Herrschafft und die gröste Klugheit der Unerfahrnen ist. Rhemetalces schickte dem Crassus alsofort Königliche Geschencke/ wormit sich so gar die zornigen Götter versöhnen lassen; und weil August mit dem Römischen Rathe die Verwaltung der Länder getheilet hatte/ dieser aber dem Marcus Lollius Macedonien und Mäsien untergab/ bewilligte er diesen mit nicht weniger Freygebigkeit; dem Käyser August aber baute er gar einen Tempel auf den höchsten Gipfel des Berges Rhodope/ und setzte sein Bild aus Golde darein. Kurtz hernach kam August selbst in Griechenland; und weil er sein Reich zu erweitern nicht/ sondern vielmehr einer süssen Ruh zu genüssen für rathsam hielt/ also des Jamblichus Sohne Arabien/ dem jungen Tarcondimetus Cilicien/ dem Herodes vier Städte in Syrien/ dem jungen Mithridates Comagene schenckte; reisete Rhemetalces und König Rhymetalces auch aufs Eyland Samos dem Käyser aufzuwarten/ brachten es auch durch den Sextus Pacuvius/ der dem August sich zum ersten eingeweyhet/ und ihm den ersten Weyrauch (welches nach der Zeit alle aufs Rathhaus kommende Rathsherren thun musten) angezündet/ deßhalben auch bey ihm einen guten Stein im Brete hatte/ so weit: daß der Käyser Rhymetalcen vor sich ließ und begnadigte; und nachdem er seinem hoch-geschätzten Agrippa von Thracien den am Hellespont gelegenen Chersonesus abzutreten willigte/ Rhymetalceen alles/ was ihm Crassus abgenommen/ wieder zu geben befahl. Diesem Befehle aber widersetzten sich die Dantheleten und Bessen/ welche für höchstes Unrecht aufnahmen das ohne Schuld zu verlieren/ was sie durch ihre den Römern erwiesene Treue bey den Mäsischen Kriegen mit ihrem Blute theuer erworben hatte. Als sie aber des Käysers Ausspruch/ so wenig als den ihm gewiedmeten Berg Rhodope nicht bewegen konten/ und sie der Pannonier und Noricher Einfall in Histria/ der Hispanier und Dalmatier

Auf-

Auffstand gegen die Römer vernahmen/ machten sie mit den Skerdiskiern/ Sarmatern und Bastarnen einen Bund. Die zwey letztern fielen in Mäsie/ die erstern mit den Danthelete in Macedonie/ die Bessen in Rhymetalcens Gebiete mit ansehlichen Kriegs-Machten ein. Alleine Cajus Lucius trieb die Bastarnen und Sarmater mit ziemlichem Verluste über den Ister/ Marcus Lollius und Rhymetalces aber erlegten die Dantheleten und Beßen aufs Haupt; und hiermit kriegte Rhymetalces zu rechter Zeit alles Verlohrne wieder. Denn kurtz hernach erlidt Lollius von den Deutschen eine grosse Niederlage/ und die Rhetier brachen in Italien ein; also/ daß wenn die ersten Feuer nicht schon wären gedämpft gewest/ es mit Leschung so vieler schwer würde hergegangen sey. Gleichwohl aber kam der unter der Asche glimmende Kriegs-Zunder mit des alten Rhemetalces Tode bald wieder zur Flamme. Denn der Untergang der Sonne ist nicht mehr eine Ursache der Nacht/ als eines Fürsten Tod der Finsternüß in einem Reiche. Die gleichsam nunmehr gefesselte Dacier/ Pannonier und Dalmatier waren so ungewohnt ausser der Freyheit/ als ein Fisch ausser Wasser zu leben; daher spreißten sie abermals ihre Federn/ und schärften ihre Sebeln wider die Römischen Landvögte/ oder vielmehr schärffste Hals-Herren. Dieses machte dem Könige der Bessen und obersten Priester des Bacchus Vologeses ein Hertze sich gantz Thraciens zu bemächtigen. Solches glücklich ins Werck zu richten gab die Neigung der abergläubische Thracier ihm das Seil der Andacht an die Hand; wormit ein Mensch ein gantzes Volck wie ein Fischer einē ungeheuren Wallfisch zum Ufer ziehen kan/ als welcher für drey Jahren selbst in Deutschland aus dem Meere auf eine Chaucische Sandbanck gestrandet haben solte. Vologeses ließ diesemnach in Thracien durch allerhand ausgeschickte Priester des Bacchus den König Rhymetalces als einen Abgötter/ welcher lebende und sterbliche Menschen anbetete/ allenthalben unter dem Scheine eines Mitleidens verläumbden. Als dieser Verdacht nicht wenig Wurtzel gefaßt hatte/ zohe er ein ziemliches Heer von Bessen und Sialeten zusammen/ ließ selbtes in einem alten noch vom Eumolpus gebauten Tempel einweyhen/ einem ieden an statt des sonst denen neugeworbenen Kriegsleuten an die Armen zu prägen gewohnten Kriegs-Zeichens das Bild des Bacchus mit einem glüenden Eisen auf die Stirne brennen/ und sie schweren: daß sie entweder hertzhafft sterben/ oder den abgöttischen Tempel des Käysers auf dem Berge Rhodope einäschern wolten. Rhymetalces schickte seinen jüngern Bruder Rhascuperis mit einem mächtigen Heere denen nach allerhand Seitenspielen meist in Gestalt der Bachen und Silenen tantzenden und ein güldenes Bild des Bacchus fürtragenden Beßen entgegen. Diesem aber begegnete ein mit Epheu und Reben-Blättern gekräntzter Herold auf einem Esel/ und deutete den Thraciern an: daß Vologeses nicht als ein gewaffneter Fürst/ sondern als ein friedliebender Priester des Bacchus im Anzuge wäre/ den Thraciern kein Leid zu thun/ sondern sie von der aufgedrungenen Abgötterey auf dem Berge Rhodope zu erretten. Nach dieser heiligen Verrichtung wolte er wieder nach Hause kehren/ und solte durch seinen Zug keinem Menschen kein Haar gekrümmet/ kein Vieh versehret/ keine Erndte verterbet/ die sich aber zu ihm aus Andacht schlagenden eben so wohl/ als die Beßen und Sialeten eingeweyhet werden. Dieser Fürtrag hatte bey den Thraciern mehr Nachdruck/ als hundert tausend geschlieffene Schwerdter. Denn als sich das güldene Bild des Bacchus mit etlichen hundert umb selbtes rauchernden Priestern näherte/ warff beynahe das gantze Heer das Gewehre weg/ fiel für selbtem mit grosser Demüthigung auf die Knie/ und stellte sich freywillig unter die Kriegs-Fahnen des Vologeses; in derer iedem eine Geschichte des Bacchus gemahlet war. Rhascuperis mit seiner Bastarnischen Leibwache mühte sich zwar

den Thraciern diese abergläubische Untreue auszureden/ und als die Güte nichts halff/ mit dem Degen in der Hand sie in Ordnung zu enthalten; allein er ward von diesen gleichsam unsinnigen Leuten selbst umbringet/ die Bastarnen erschlagen/ Rhascuperis selbst gefangen/ gebunden/ und wie ein Opfer-Kalb Vologesen zu Füssen gelegt. Dieser rückte mit seinem sich unterweges noch immer vergrössernden Schwarme biß an den Fluß Tarus unverhindert fort/ daselbst begegnete ihm zwar König Rhymetalces mit einem andern Heere/ welches ihn aber so schändlich/ als das erste seinen Bruder verließ; also daß er mit Noth sich in den vom Agrippa nunmehr wieder an Käyser gefallenen Chersonesus flüchten konte. Vologeses eilte hierauf dem Gipfel des Berges Rhodope zu/ ließ selbten mit vielem Unflate entweyhen und anzünden; das rasende Volck/ welches weder in Liebe noch Hasse Maaß zu halten weiß/ streute die Asche und den Staub von den zermalmten Steinen in den Fluß Scönus/ weil der Hebrus viel zu heilig darzu war. Hierauf richtete Vologeses auf solcher vorher mit vielem geweyhten Wasser aus dem Flusse Hebrus abgespületen Spitze das Bild des gehörnten Bacchus in einer abscheulichen Bock-Gestalt auf/ gleich als wenn die Götter was weniger als Menschen wären/ und daher Jupiter als ein Ochse/ Neptun als ein Pferd/ oder zum minsten wie dieser Bachus/ und Astarte als ein halber Gems oder Fisch gebildet werden müste; und also diese Bilder/ wenn sie sich regten/ und einem ohngefähr begegneten/ nicht unbillich für Ungeheuer angesehen werden würden. Kein Weib/ welche nicht für eine Abgötterin gehalten werden wolte/ durffte sich entäusern für dem Bilde des Bacchus/ wie bey dem Aleischen Bacchus in Arcadien von den Priestern mit Ruthen gezüchtigt zu werden/ die Männer aber mit Messern ihre Armen zu zerkerben/ oder sich gar zu entmannen. Gleich als wenn die gütigen Götter grimmiger als die blut-begierigsten Unmenschen wären. Sintemal zwar die ärgsten Wüttriche Menschen zerfleischen/ und zu unnatürlicher Wollust verstimmeln/ sich aber selbst zu zerfleischen oder auszuschneiden nicht zwingen/ die grausame Mord-Lust aber übte Vologeses an dem gefangenen Rhascuperis aus. Denn er ließ selbten auf einem Altare lebendig verbrennen/ und die Asche in die Lufft streuen/ mit Vermeldung: daß der rothköpfichte Rhascuperis ein so angenehmes Opfer des Bacchus seyn würde/ als für Zeiten die dem Typhon mit den rothen Haaren ähnliche Menschen/ welche die Egyptier in eben selbigem/ nemlich dem ersten Hunds-Tage dem Osiris/ ehe solche Blut-Opfer Amasis abgeschafft/ geliefert hätten. Wormit auch Rhascuperis diese Grausamkeit so viel empfindlicher fühlen/ oder Vologeses ihr einen desto mehr glänzenden Firnüß der Andacht anstreichen möchte/ nahm er vorher den Rhascuperis an Kindesstatt an/ umb gleichsam dem Saturn gleich zu werden/ der zum allerersten seinen einigen Sohn dem Himmel/ seinem Vater umb Hunger und Pest abzuwenden geopfert haben soll. Die dem Bacchus Eingeweyheten musten hernach umb das Bild als Unsinnige schwermen; gleich als wenn die Raserey zuweilen die Stelle der heiligsten Andacht vertreten/ und eine Ursache der gemeinen Wohlfarth abgeben könte. Vologeses ließ dem todten Bilde des Bacchus hernach eine Taffel decken/ und gantze gebratene Ochsen/ Hirsche/ Rehe/ Gemsen; ja 1000. Fuder Wein fürsetzen/ und bey lichtem Sonnenscheine unter freyem Himmel etliche tausend Wachs-Kertzen anzünden/ gleich als wenn dieser Gott ein verhungerter Vielfraß/ ein unersättlicher Säuffer und ein blinder Maulwurff wäre/ dem die Sonne noch viel zu finster schiene. Uber diß verordnete Vologeses diesem Bilde nicht allein hundert Priester/ sondern auch drey hundert Knechte/ welche diesem gleichsam tauben Gotte die Nahmen und das Begehren der daselbst anbetenden in die Ohren schrien/

und als einem Unwissenden berichteten: Welche Zeit es wäre. Ja hundert geweyhete Weiber wurden bestellt diesen unempfindlichen Stein täglich zu bürsten/ zu putzen/ zu bekräntzen/ ihm den Spiegel fürzuhalten/ und mit hunderterley Gauckelwercke nicht nur des abergläubischen Pöfels/ sondern der Götter selbst zu spotten. Nach dieser siebentägichten Thorheit/ welche doch die Thracier gantz bezauberte: daß sie Vologesen nicht nur für einen Heiligen/ sondern für einen Halb-Gott hielten/ setzte er über den Hebrus/ an dem Flusse Melas traf er abermals auf den schier von allen Thraciern verlassenen König Rhymetalces/ und zwang ihn gar in Chersonesus zu weichen. Die Römer/ welche den Nachdruck des nichts weniger als die Pest anfälligen Aberglaubens wol wusten/ und besorgten/ es dörfte diese Seuche auch Asien und Griechenland anstecken/ schickte Rhymetalcen den Pamphylischen Land-Vogt Lucius Piso mit dreyen Legionen zu Hülffe. Er schiffte zu Lysimachia sein Heer aus/ und zohe gerade wider den bey Cypsella stehenden Vologeses. Weil aber keine Verzweifelung einen Feind so hartneckicht macht/ als der Aberglaube/ ließ Rhymetalces und Piso den obersten Priester des Bacchus zu Oresta/ welchen Sitz des Reiches und des Heiligthums Vologeses zu erobern unvorsichtig außer Acht gelassen hatte/ des Vologeses neuen/ und als einem dem alten abbrüchigen Gottesdienst verdammen/ ihn selbst in den Bann thun/ und als einen Verfluchten Vogel-frey erklären; denen aber/ welche auf den nechst-bevorstehenden ersten Frühlings-Tag/ als das berühmte grosse Feyer des Bacchus nur die Schwellen des Orestischen Tempels küssen würden/ ward die Abtilgung alles ihres Irrthums versprochen. Durch diesen klugen Streich wurden fast alle Odrysen vom Vologeses abgezogen/ und blieb mit seinen Bessen alleine stehen. Daher setzte er bey der Stadt Zernis über Hals und Kopf über den Hebrus/ und so fort über den Berg Rhodope. Piso folgte den Bessen auf dem Fusse. Weil aber theils die Vortheilhaftigkeit des Gebürges/ theils die eingebildete Heiligkeit des Ortes sie zu behertzter Gegenwehr aufrichte/ büste Rhemetalces und Piso in ihrem Angriffe fünf tausend Thracier/ so viel Asiatische Völcker und über tausend Römer ein. Dieser Sieg hätte dem Aberglauben abermals ein groß Gewichte beygelegt/ und entweder Vologesens Kräfften zur Gegenwehr verstärcket/ oder ihm zum minsten einen noch vortheilhaftigen Frieden zu wege gebracht/ wenn nicht Vologeses aus Beysorge: es möchten ihm im Gebürge die Lebens-Mittel gebrechen/ und von Odrysen der Rückweg an dem Flusse Tarus verlegt werden/ an sich selbst und seinem Glücke am ersten verzweifelt wäre. So aber verfolgte er seinen Sieg nicht allein gar nicht/ sondern er eilte gleich einem Flüchtigen nach der Stadt Brendica. Rhymetalces und Piso folgten ihm auf das Gebürge Rhodope/ und wolte jener auf das grosse Bild des Bacchus den Kopf des Käysers setzen/ auch seinen Tempel wieder erbauen lassen; dieser aber kriegte vom August Befehl solches zu hindern; entweder weil er das neue Staats-Geheimnüs von Vergötterung der Römischen Käyser nicht allzu gemein zu machen/ oder sein Bild in Gefahr noch einer Verunehrung des Bacchus Bild ohne neue Beunruhigung der abergläubigen Thracier zu zermalmen nicht getraute; Gleichwol aber durch selbtes dem Volcke kein Gedächtnüs-Maal ihres Auffstandes/ und daß es seinem Könige überlegen sey/ oder auch gar als eine Schutz-Seule der Freyheit in aller Augen stehen zu lassen/ für gut befand/ ließ er selbtes abnehmen/ und für den Tempel des Bacchus nach Oresta setzen/ den Grund aber ins geheim untergraben: daß sie bey hellem Mittage gleichsam von sich selbst von dem hohen Fusse abstürtzte/ und das Volck beredet ward/ gleich als wenn die daselbst wohnende Gottheit ein solch mißbrauchtes Bild nicht leiden wolte. Unterdessen

aber gieng Piso und Rhymetalces selbst den Bessen und Vologesen auf den Hals/ schlug selbten aus dem Felde/ und eroberte theils mit Zwange/ theils durch gütige Ergebung das gantze Bessische Gebiete. Vologeses aber/ welcher in keinem Heiligthume eine sichere Freystatt zu finden getraute/ versteckte sich mit seinen Vertrautesten im Pangäischen Gebürge in verborgene Hölen. Also erlangte Rhymetalces sein Königreich wieder; Piso aber die Ehre des Sieges und ein Siegs-Gepränge. Alleine diese Freude verschwand Rhymetalceen schier ehe als ein Traum. Denn wenig Tage hernach stürtzte er auf der Jagt mit dem Pferde/ starb und verließ zwey Söhne/ Rhymetalceen und Rhascuporis meinen Vater/ jenem die Krone/ diesem das oberste Priesterthum. Rhymetalces/ weil er den Römern die Wieder-Erlangung seines Königreichs zu dancken hatte/ erwieß sich auch als derselben treusten Bunds-Genossen. Denn als Bato Dysidiatus die Dalmatier und Pannonier wieder die Römer in Harnisch brachte/ Syrmium belägerte/ an dem Jonischen Meere alles/ bis an Apollonia unter seine Gewalt brachte/ den Messalinus aus dem Felde schlug/ und nunmehr gar in Italien einzubrechen dräute/ setzte Rhymetalces mit seinen Thraciern über die Sau/ jagte den Bato von Syrmium weg/ ereilte ihn am Flusse Bacuntius unter dem Almischen Gebürge/ welches er gleichsam zu seinem Krieges-Schlosse erkieset hatte/ und versetzte sowol ihm als seinem Bund-Genossen dem Breucischen Bato einen gewaltigen Streich; an welchem der Mösische Land-Vogt Severus ihm nicht wenig den Kopf zerstieß. Als auch Severus gegen die einfallenden Mösier und Sarmater gegen dem güldenen Berge eilen muste/ und die Dalmatier in Macedonien einbrachen/ begegnete ihnen König Rhymetalces und sein Bruder Rhascuporis/ schlugen sie aufs Haupt; also daß die wenige Uberbleibung sich in die Stein-Klippen des Berges Scardus und Ardius verkriechen musten. Ja die Thracischen Waffen waren unwidersprechlich die fürnehmsten Werckzeuge des Tiberius und Germanicus zu Erlangung der Pannonischen Siege. Fürnemlich aber kan ich sonder eitelen Ruhm dis/ was ich bey meiner ersten Kriegs-Ubung daselbst mit meinen Augen gesehen/ wol sagen: daß sonder meines Vaters Rhascuporis Zuthat weder Tiberius die Festung Anderium/ noch auch Germanicus das Schloß Arduba erobert/ und dem weit aussehenden Kriege so geschwinde ein Loch gemacht haben würde. Wolte Gott! aber/ Rhascuporis hätte so wol sich und die Begierden seiner Gemahlin/ als geharnischte Feinde zu überwinden gewüst! Alleine meine Zunge fänget mir an zu stammeln/ indem ich so viel verkleinerliches von meinem Vater erzehlen soll/ dem ich mein gantzes Wesen/ und also mehr als keinem Menschen in der Welt zu dancken habe; also daß kein Vater so lasterhafft seyn kan/ dessen Leben oder Ehre anzutasten ein Sohn berechtiget ist. Daher ich besorgen muß/ wenn ich hier nicht meine Erzehlung abbräche/ diese tugendhafte Versammlung würde mich und meine Thracier unter die Triballen und Scythen rechen/ welche ihre Eltern zu opfern für Andacht/ und im Alter sie zu erwürgen für Barmhertzigkeit halten. Rhemetalces stockte/ und niemand wolte ihn auch bereden/ die Schande seines eigenen Hauses zu entdecken. Nach einer kurtzen Erholung aber/ fieng Rhemetalces wieder an: Ich erinnere mich: daß der Vater-Mörder Saturn als ein Schutz-Gott der Warheit angebetet werde; weiß also nicht: ob ich hieraus ohne Laster diesen Schluß machen darf: die Liebe der Warheit solle auch der Kindlichen überlegen seyn. Fürnemlich aber kan ich mich schwerlich bereden: daß in Deutschland/ wie in der gantzen Welt/ mein Vater schwärtzer abgemahlt sey/ als er wahrhafftig ist. Daher ich mehr für meiner kindli-

kindlichen Liebe Pflicht/ als für derselben Versehrung halte/ wenn ich ans Licht bringe: daß der ihm zugeschriebene Schandfleck nur ein von seiner Gemahlin auf ihn fallender Schatten sey. König Rhymetalces heyrathete noch bey Lebzeiten seines Vaters Rhymetalces/ des Parthischen Königes Phraatens mit Jotapen erzeugete Tochter Parysatis/ eine Fürstin/ in welcher die Tugenden und Laster mit einander umb die Oberhand kämpften/ zeugte auch mit ihr einen Sohn Cotys/ welcher Fürst mit Warheit von seinen Eltern alle Tugenden/ aber kein Laster geerbet hat. Mein Vater Rhascuporis eblichte anfangs des Getischen Königs Zyraxes mit der Kwadischen Fürstin Vannia erzeugete Tochter Roxana/ meine Mutter. Als diese aber kurtz nach meiner Geburt entseelet ward/ vermählte er sich nach dreyen Jahren mit der Fürstin Ada/ des Comagenischen Königes Antiochus Tochter/ dessen unglückseeligen Vater der Käyser August zu Rom enthaupten ließ. Wer in Zweiffel zu ziehen vermeinet: daß Laster und Unglück in gewissen Stämmen erblich sind/ findet an dieser boßhaftigen Ada/ an diesem Unglücks-Sterne/ als vielmehr an dieser Unholdin Thraciens ein allzu sichtbares Beyspiel. Gleichwol aber wird die Nachwelt kaum glauben/ daß das mit einander selbst streitende Gifft aller widrigen Laster in dem engen Hertzen der ungeheuren Ada Raum gehabt/ und sich noch darzu mit einander wol vertragen habe. Sintemal alle diese sich der Herrschenssucht zu Mägden gewiedmet hatten/ und ihr als einer vollmächtig-gebietenden Königin auf einen Winck gehorsameten. Ich erschrecke/ wenn ich an dieses Stief-Kind der Natur/ und an sie/ nicht so wol meine/ als meines Vaterlandes Stief-Mutter gedencke; ja gantz Thracien hat ihrentwegen nunmehr glauben lernen: daß die Tugenden der Weiber der gemeinen Wolfahrt so nütze/ als die der Männer/ ihre Laster aber unvergleichlich schädlicher sind. Die Königin Erato fiel unter dem Vorwand: daß der beredte Rhemetalces nöthig hätte ein wenig zu verblasen/ ihm ein: Das Weibliche Geschlechte wäre ins gemein so vergällt in der Welt: daß ein Scythisches Volck auch den blossen Nahmen eines Weibes für garstig hielte/ und deßwegen im Reden sich einer umbschweiffenden Beschreibung brauchte: daß viel Syrier von keinem Weiblichen Vieh/ als einem giftigen Dinge nicht einmal das Fleisch essen wolten/ ja einige gar die Weiber nicht für Menschen hielten/ und jener beym Sturme und nöthiger Erleichterung des Schiffes sein Weib als das beschwerlichste Ding ins Meer zu werffen entschlossen war. Dis wäre auch nicht nur eine unbedachtsame Lästerung des albern Pöfels; sondern der so weise Democritus hielte sie für ein Monden-Thier/ welches so vielen Veränderungen und Schwachheiten im Leibe und Gemüthe/ als dieses Gestirne unterworffen wäre/ ungeachtet es den Glantz der Sonne im Gesichte hätte. Ein ander Weiser nennte sie eine Schatz-Kammer alles Bösen/ und ein Zeughauß aller Laster/ mit welcher Jupiter die Welt wegen des vom Prometheus gestohlnen Feuers bestrafft hätte. Daher dörfte sie sich nicht unterstehen/ denen Lastern ihres Geschlechtes das Wort zu reden: daß sie weniger schädlich als der Männer wären; sonderlich/ wenn sie die Augen nur ein wenig in der Welt herumb schweiffen liesse/ und gewahr würde: daß ein geiles Weib Troja eingeäschert; in der einigen Stadt Corinth gantz Griechenland beflecket/ Persepolis angezündet/ Egypten dienstbar gemacht hätte; ja kein Königreich wäre/ welches nicht über eine Helena zu seufzen/ und mit seinen Thränen die glüenden Brände des Vaterlandes auszuleschen hätte. Ihre Bescheidenheit aber/ und das Erkäntnüs ihrer eigenen Schwachheiten nöthigte sie gleichsam dem ersten zu widersprechen: daß der Weiber Tugend so viel als die der

Männer

Männer zum gemeinen Wesen beytragen solle; es wäre denn in einem gantz verkehrten Reiche/ wie der alten Egyptier und der Gelonen in Meden gewesen ist; da die Männer in Häusern spaanen/ neheten/ würckten/ sich schminckten/ badeten/ und in so viel Wollüsten/ als Oel und Balsam schwammen/ die Weiber aber das Feld baueten/ Gerichte hegten / und Krieg führten/ oder in Mohrenlande/ da die Weiber von undencklicher Zeit Zepter und Krone getragen haben. Nachdem aber in der gantzen Welt/ wo die Ordnung der Natur nicht verdrehet stünde/ die Männer das Haupt/ dieses aber alleine des Gehirnes benöthigt wären/ Armen/ Hände und Füsse aber an der Ehre des Gehorsams sich zu vergnügen hätten/ könte selbst kein vernünftiges Weib die grössere Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Männlichen Tugend widersprechen/ welche nicht einen Bots-Knecht / und einen gemeinen Soldaten klüger als den Steuermann und den Heerführer achten wolte; da doch die Staats-Klugen ein Landvoll mit einem weisen Vorsteher versorgte Blödsinnige einem Reiche / wo ein Thore Weltweisen zu gebieten hatte/ und eine von einem Löwen geführtes Heer Hirschen / und einem Heere Löwen/ das ein Hirsch führete/ weit fürzügen. Wenn Weiber mit ihren Tugenden den Gipfel erreichten / und ihr eigen Geschlechte überstiegen hätten / schaffen sie selten außer dem Gefängnüsse ihres Zimmers/ in welche Einsamkeit die meisten versperrt wären/ mit ihrer versitzenden oder gar erstickenden Tugend kaum so viel gutes/ als eine grosse Fackel in einer engen Höle/ als Ampeln in einem wüsten Tempel/ und die Sud-Gestirne/ welche von niemanden gesehen würden/ ihre Würckung auch nur auf dem gefrornen Meere oder in unbekandten Wüsteneyen hätten. Die Tugend des Männlichen Geschlechtes hingegen gleichete sich der Sonne/ welche durch alle Kreise der Königlichen Palläste/ der Heiligthümer/ der Raths-Häuser/ der Richter-Stüle/ und der gemeinen Häuser ihren Gang hätte/ allen Ständen nützete/ und also als ein allgemeines Gut das einzele der Weiblichen Tugend/ wie das grosse Auge der Welt die Sternen der sechsten Grösse verdüsterte. Uberdis wäre die Tugend kein Werck der blossen Einbildung und eines tieffen Nachdenckens / sondern ihr Wesen bestünde in der Thätligkeit / also wäre nicht wenig an der Güte des benötigten Werckzeuges gelegen. Denn eine Ameiße hätte zwar eine grössere Fertigkeit als ein Ochse/ eine Biene mehr Witz als ein Kameel / und mehr Hertze als ein Pferd; Gleichwol aber machte die Stärcke diese Thiere zum gemeinen Nutzen viel geschickter/ als die Geschickten. Weil nun das Weibliche Geschlechte ins gemein zarter Glieder/ schwachen Verstandes/ veränderlichen Gemüthes und furchtsamen Hertzens/ die Männer aber starck/ klug/ gesetzt/ hertzhaft und thätig wären/ würde es eine Vermässenheit seyn/ wenn ihr Zwerg-Geschlechte sich gegen diese Riesen zu mässen unterstünde. In welchem Absehen denn der kluge Gesetz-Geber zu Sparta Lycurgus zwar für die Männer viel heilsame Richtschnuren geschrieben/ die gleichsam unnützen Weiber ihrem eigenen Willen überlassen hätte. Hertzog Jubil begegnete ihr: Er nehme zwar der Königin Einwurff für eine bescheidene Demuth auf/ sie würde aber bey Zeite zu sorgen haben: daß es ihr Geschlechte für keine Verachtung ausdeutete; welches noch nie völlig dem Männlichen das Vorrecht enträumet hätte. Unter den Menschen wären die Frauen schöner / und bey den meisten Völckern in grösserm Ansehen. Niemand wäre so bäurisch/ der nicht einer Frauen Ehrerbietigkeit bezeigte; Und zu Rom dörfte kein Mann / als neben seinem Eheweibe zu Wagen fahren. Unter den wilden Thieren wären die meisten Weiblichen sorgfältiger und zahmer als die Männlichen. Daher hätte

Solen

Solon in seinen Gesätzen auf eines Wolffes eingebrachten Kopf fünf/ auf einer Wolffin nur einen Schilling zum Preiß ausgesetzt. Unter denen Pflantzen waren meist die Weiblichen die kräfftigsten/ die Früchte der Männlichen Zitron-Bäume die herbesten/ die süssesten aber Weiblich. Am wenigsten aber wäre die Tugend mehr eines als des andern Geschlechtes Eigenthum. Denn diese wäre ein Schatz der Seele/ welche als ein Geist vom Unterschiede des Geschlechts nichts wüste. Daher entzüge mehr die Gewonheit als das Recht dem Weiblichen die Bothmäßigkeit in der Welt/ wie den Weiblichen Thieren den Stand in den Tempeln der Cybele. Denn/ wenn wegen ein oder der andern Herrscherin Fehler alle verwerflich seyn solten/ würden eben so wol die so oft irrenden Männer sich des Gebietens enteusern müssen. Viel gekrönte Frauen hätten es grossen Königen zuvor gethan; und es wäre schwerlich ein Volck das nicht seine Heldinnen und Amazonen aufzuführen hätte; und nicht nur das kurtze Griechenland/ sondern die gantze Welt hielten die Weißheit für eine anständige Gemahlin des Weiblichen Geschlechtes. Sintemal nicht die breiten Achseln der Träger/ die starcken Armen der Fechter/ die abgehärteten Füsse der Läuffer/ sondern Verstand und Hertzhaftigkeit die Maus und Spann-Ader der Seele/ und die Werckzeuge der Tugend wären. Jedes Haußwesen bildete einen kleinen Staat ab/ und aus derselben Vielheit bestünden alle Grosse. Jener gute Verfassung wäre die Grund-Seule der gemeinen Wolfahrt; in selbten aber müsten die Haus-Mütter/ sonderlich bey Erziehung der Kinder/ bey Bändigung der Dienstbothen das beste thun. Also arbeiteten die Frauen die knörnrichten Hölzer und rauen Steine zu tauglichen Bildern aufs Rathhauß/ und in die Tempel aus. Zugeschweigen; daß den Kindern mehr die Eigenschafften ihrer klugen oder albern Mütter/ als ihrer Väter angeboren werden; und hat man selten einen klugen Sohn eines scharffsinnigen Vaters/ und einer thörichten Mutter/ aber viel kluge Söhne kluger Mütter/ und alberer Väter gesehen. Denn wären gleich die Väter die erste Ursache ihrer Kinder/ wie die Sonne der Pflantzen/ so wären doch die Mütter wie die Erde/ die nechsten und kräftigsten. Von dieser letzten rührte her: daß in Arabien Weyrauch/ in Syrien Balsam/ auf Zocotera Aloe/ in Dacien Gold/ in Indien Perlen/ Edelgesteine und Gewürtze/ anderwerts aber dürre Heyde/ Schleen/ Eisen und Bley wüchse. Die Tugenden und Laster der Mütter aber würden in den Adern den Kindern eingepflantzt/ und mit der Mutter-Milch eingeflößt. Ohne diese wäre der Lehrmeister Bemühung verlohrne Arbeit. Denn der Thon würde auch unter eines Phidias Hand nicht zu Marmel/ und das Eisen ins Praxiteles Werckstadt nicht zu Golde. Dis Marck der Erde käme aus den köstlichsten Ertz-Adern/ und tapfere Leute aus Mutter-Leibe. Ja ein Funcken eingepflantzten Mutter-Witzes wäre ein nützlicher Licht des Lebens/ als viel scheinbare Wissenschafften der Schulen/ welche oft so viel Irrthum/ als grosse Brände Rauch an sich haben. Wenn aber auch die Auferziehung zur Tugend was helffen könte/ müsten die Mütter hierbey das beste thun/ und ihre Kinder wie die Bären ihrem ungestalten Brutte mit ihrer leckenden Zunge allererst eine Gestalt geben. Ihre Anmuth hätte an sich eine lockende Eigenschafft/ welche kräftiger würckte/ als die gewaltsame Antreibung der ernsthafften Väter. Nichts weniger hätten kluge Frauen ihrer Männer Hertzen in Händen/ und die/ welche allen andern zugebieten hätten/ schämten sich nicht denen weisen Erinnerungen ihrer Gemahlinnen Folge zu leisten. Derogestalt wären sie gleichsam die erste/ wiewol unsichtbare Bewegung in dem Rade des gemeinen Wesens;

Und Käyser August würde mehr als einmal über die Schnure gehauen haben/ wenn ihn nicht mehrmals die verschmitzte Livia im Schrancken gehalten hätte. Rhemetalces brach ein: Hertzog Jubil redete mit so guten Gründen der Weiblichen Tugend das Wort: daß aus der Eigenschafft der widrigen Dinge ihre Laster durch das gröste Gift des gemeinen Heiles seyn/ und dem Drachen-Gestirne gleichen müste/ dessen Schwantz alles gute verschlimmerte/ der Kopf alles böse vergrösserte. Mein Erbarmens-würdiges Thracien hat leider! dis an dem schädlichen Schwantz-Sterne der Fürstin Ada mit unverwindlichem Schaden erfahren. Ihre Mutter war eines Bildhauers Tochter zu Ephesus gewest/ und hatte ihrer Tochter Ada alle Schwachheiten des Pöfels in der Geburt/ denen ohne dis weichen Comagenern aber durch ihre Lebens-Art alle Laster der wollüstigen Lydier mitgetheilet. Insonderheit aber führete sie zu Samosata die vom Lydischen Könige Andramytas eingeführte Verstimmlung der Weiber ein/ und besetzte fast alle Aempter des Hofes mit Verschnittenen. Sie zohe die gemeinsten Leute aus einer angebornen Neigung zu der Niedrigkeit/ wie die aufgehende Soñe die Feuchtigkeiten der Sümpfe hoch empor/ und drückte den Comagenischen Adel als einen ihren neuen Glantz verdüsternden Nebel zu Bodem. Ihre schnelle Erhöhung blendete ihre Vernunfft/ wie übermäßiges Licht das Gesichte; also daß sie ihre ungewohnte Würde nicht begreiffen/ weniger ihre sich aufblähende Gemüths-Regungen mäßigen konte; sondern ihren Ehherren zu eitel eusersten und daher gefährlichen Entschlüssungen verleitete. Alles dieses lief auf Comagenens Unglück / und auf des Antiochus Untergang aus; zu einer merckwürdigen Warnigung: daß wie die Granat-Aepfel-Bäume keine Früchte ohne Kronen/ also Königliche Ehbette keine andere Gemahlinnen als Fürstinnen vertragen sollen; und daß edles Geblüte mit dem des Pöfels sich so schwer als Oel und Wasser vermischen lasse. Alleine ihre viel ärgere Tochter Ada spiegelte sich weder an dem blutigen Tode ihres Vaters; noch an der Verfluchung ihrer Lasterhaften Mutter. Mit ihr segelten gleichsam alle Asiatische Wollüste und Verschwendungen in das noch unschuldige Thracien. Denn ob zwar das benachbarte Griechenland darinnen lange vorher dergestalt zerfloß: daß die Persen aus unersättlicher Begierde ihre überdrüßige Wollüste mit neuen zu verzuckern über den Hellespont setzten/ die Etolier auch durch Verschwendungen arm/ die Macedonier gar in Persien darmit angesteckt worden waren/ hatten doch die alten Sitten der Thracier sich bis dahin eben so wenig/ als der strenge Rhodan mit dem Wasser des Lemannischen Sees vermischen lassen. Ihr Frauen-Zimmer bestand meist in verschnittenen Weibern/ aus Lydien/ oder welche unter dem Vorwand ihrer zu der Göttin Anaitis tragender Andacht ihre Jungfrauschafft an Nagel gehenckt hatten. Ada ließ sich auch meist mit entmannten Knaben bedienen; wartete auch nur des Syrischen Gottesdienstes ab; darzu sie hundert Priester mitbrachte/ und am Flusse Hebrus unter dem Berge Rhodope der Anaitis ein Heiligthum bauete. Die Thracier schöpften hierüber einen so viel grössern Unwillen/ weil sie eine Gemahlin des obersten Priesters war/ dessen Ampt erforderte die Einführung frembden und neuen Gottesdienstes zu verhindern. Sie strich dieser Andacht aber durch Erkiesung des lustigsten Ortes in Thracien/ durch Erbauung der kostbarsten Lust-Gärte/ warmer Bäder und Schau-Plätze/ oder vielmehr der Wollust durch einen scheinheiligen Gottesdienst eine so schöne Farbe an: daß die ernsten Thracier/ welche anfangs alles dis anstanck/ durch Gewonheit selbte vertrugen/ hernach selbst mitmachten/ und diese Verderbnüsse

des Menschlichen Leibes und Gemüthes endlich eifriger liebten / als sie sie anfangs gehabt hatten. Männer und Weiber badeten daselbst des Tages nackt; und des Nachts sassen sie in den Schauplätzen vermischt unter einander; gleich als wenn die daselbst wohnende Gottheit sich der Schamhaftigkeit schämte / und den zwischen dem Männ- und Weiblichen Geschlechte gemachten Unterschied aufgehoben hätte. Die Fürstin Ada gieng täglich / ihr Frauen-Zimmer aber in Feyertagen in gantz seidenen Kleidern; da vorhin die Thracischen Königinnen nur halbseidene Zeuge mit leinenen Bödemen getragen hatten. Und überdis muste der Kern dieses aus Persien / oder von den Seren gebrachten Wurm-Gespinstes nach der Tyrier Erfindung zweymal aus Schnecken-Blute gefärbt / und / weil dis in gleichem Gewichte gegen Golde abgewogen und bezahlet wird / theils die Unterthanen ihren Schweiß / theils die im Alterthume gestiffteten und sorgfältig gesammleten Kirchen-Güter darzu verschwendet werden. Denn ob zwar die in Indien und Persien auf den Maulbeer-Bäumen spinnenden Seiden-Würmer für einiger Zeit auch auf das Eyland Co gebracht worden sind / und nunmehr auch in Griechenland ihre Seide / welche unsere Vorfahren irrig für Baumwolle gehalten / gewebt wird; so war doch dieser Zeug der Ada gar zu geringe / weil er einheimisch und zu wolfeil war / sondern sie bestellte diese Zeuge alle / und zwar nur geblümte / und in die gantze Landschafften und Geschichte künstlich mit der Nadel genehet waren / durch Arabische Kaufleute von Rhagis und Babylon denen zweyen Parthischen Haupt-Städten. Wenn sich Ada aber offentlich sehen ließ / schlepte sie den mit dichten güldenen Blumen gestickten Purpur / als ein geringes Unterkleid auf der Erde und im Staube herumb; ihre von güldenen Fädemen hocherhaben-gestickte Ober-Kleider aber starreten von Diamanten und Rubinen; also daß ein einiges Kleid dieser Priesterin so viel und mehr kostete / als vor Zeiten aller Thracier. Dazumal unsere Könige eben so wol als die Römischen Frauen selten mehr als sechs Untzen eingewürcktes Gold in einem Kleide / und zwar nur in dem Haupt-Schleyer / oder im Leibstücke des Rockes / oder auch nur auf den Aufschlägen der Mäntel / und an den Säumen der Röcke trugen. Ja unsere sparsame Könige unterhielten auch gewisse Goldschlager / welche auf eine anderwerts gantz unbekandte Art das Silber wie das Gold zu Fädemen machten / und dardurch in verschwenderischen Augen zwar eine ansehliche / aber in Ausgaben eine wenig kostbare Pracht zeigeten. Endlich kriegte auch Ada über Seide / Purpur / Gold und Edelgesteinen / als über allenthalben bekandten Sachen einen Uberdruß. Daher ließ sie ihr aus dem grossen Morgenländischen Meere die härichten Perlen-Muscheln bringen / welche die Indianer Berbert und des Meeres Blumen heissen; daraus ließ sie die goldgelbe Wolle / welcher Farbe weder Schnecken-Blut noch andere Kunst beykommt / der Zärtligkeit aber das Gewebe der Spinnen und Seiden-Würmer nicht gleichet / zusammen kommen / und vermischte selbte nicht nur mit ihren Haarlocken / sondern ließ auch Tücher davon würcken / und das Werck davon an statt des Cedern-Maaßes und Baumwolle in ihren Ampeln als Tachter verbrennen. An statt des Zeither aus gedörtem und im Fluß-Wasser lange abgewaschenem Baum-Mooße oder aus gefeiltem Helffenbeine gebrauchten Haar-Staubes / stäubete die Fürstin Ada ihr nach dem Beyspiele der Persischen Könige mit Narden-Wasser und Myrrhen-Oele angefeuchtetes / wie auch nach Phrygischer Art mit heissen Eisen gekräuseltes Haar mit gemahlenem Golde ein. Ihren Hals / Haupt und Armen berührte kein ander Schmuck / als Kugel-runde / Bonen-grosse / und das edelste Wasser habende Perlen. Ihre Brüste trug sie allezeit gantz bloß / und ihre Unter-Röcke waren von so dünnem seidenen Flore: daß sie mit diesem

mehr gewebten Winde als Kleide weniger/ als eine Ehbrecherin ihrem Buhlen im Bette verdeckte. Ihr Futterwerck zu den Winter-Kleidern war nichts anders/ als von der eusersten Nord-Spitze hergebrachte Zobeln und Hermelin/ welches noch darzu mit flüssendem Golde/ welches sie auch zu ihrer Tinte brauchte/ und damit auf gepurperten Pergament schrieb/ an den Spitzen vergüldet. Ihre blauen Trauer-Kleider aber waren mit eitel aus Lasur-Steine oder aufgelösetem Silber gemachter Farbe gemahlet. Ihre Zimmer ließ sie am Bodeme mit Sardischen Teppichten/ an Seiden mit Goldstück bekleiden/ die Decken mit Helffenbein austäffeln/ durch welche aus unsichtbaren silbernen Röhren die aus Rosen/ Jesmin und Musch bereiteten Salben abtröpfelten/ oder vielmehr verrauchten. In die Ampeln in ihrem Zimmer und in ihre eine Stunde für der Abend-Mahlzeit allzeit gebrauchte Bäder goß sie den allein bey Jericho in zwey Königlichen Gärten sparsam wachsenden Balsam/ welchen man zu des grossen Alexanders Zeiten zwar gegen zweymal so schweres Silber verkauffte/ die Uppigkeit aber nunmehr dem Golde gleich gemacht/ und bey nahe gar vertilget hat. Sie tranck kein Wasser/ als welches aus einem Brunnen bey Samosata hergebracht ward/ und keinen Wein als Chalybonischen von Damascus/ umb sich nur den Persischen Königen zu vergleichen/ welche nur eben diesen Wein/ und aus siebzig ihnen alleine gewiedmeten Brunnen-Wasser trancken; ungeachtet der edle Wein von Jessa/ Chius/ Thasus und Leucas/ wie auch der nach Veilgen und Hyacinthen schmeckende Sapische Reben-Safft jenen weit übertraf/ aber/ weil er näher und wolfeyler/ dieser Verschwenderin verächtlich war. Ihrer Taffel muste das Sicanische Meer die Fische/ Colchis das Geflügel/ Syrien und Athen die Salben/ Thessalien die Salaten/ Böotien die Aale/ Sicilien Käse/ Cipern Senf/ Miletus die Brunn-Kresse/ Samothracien Zwiebeln/ ja fast jedes Land was besonderes herschaffen. Alle Speisen ließ sie mit wolrüchendem Ambra und brennenden Gewürtzen/ als einem rechten Zunder der Geilheit anmachen; und nicht nur mit Casia oder der gemeinen Zimmetrinde/ welche doch von Phönicischen Kaufleuten gegen Silber abgewogen wird/ sondern mit denen zweymal so kräftig und theuren Sprossen der jungen Zimmet-Stauden bestreuen/ welche für weniger Zeit noch in diesen Landen nie gesehen/ oder in Königlichen Schatz-Kammern als eine sonderbare Seltzamkeit aufgehoben wurden/ welche die Vögel entweder aus unbekandten Morgenländischen Eylanden in Arabien brächten/ oder die Indianer von denen daraus auf fast Himmel-hohe Bäume bereiteten Nestern der Phönix oder Zimmet-Vögel mit bleyernen Pfeilen abschüssen müsten/ wie die Gewinnsüchtigen Phönicier dis der einfältigen Welt Zeither angebunden haben. Ihre eigene Gerichte ließ sie/ wie die Sabeer in ihrem Lande/ mit eitel Weyrauch-Holtze braten. Bey der Mahlzeit ließ sie sich von zwölf verschnittenen Edel-Knaben/ welche Wechsels-weise in die annehmlichsten Säiten-Spiele sangen/ ihren Gemahl den Fürsten Rhascuporis aber meist mit zwölf nackten Jungfrauen bedienen. Ada fuhr auch auf keinem andern/ als im Feuer vergüldeten/ oder Helffenbeinernen Wagen/ welche nach Art der Siegs-Wagen gemacht/ und von Perlen-farbenen Pferden gezogen wurden. Sie gieng niemals in die Lufft/ als unter einem über ihrem Haupte getragenen Sonnen-Schirme. Im Winter schlief sie auf seidenen mit Eis-Vogel-Federn gefüllten Damasten/ im Sommer nach Art der Sybariten auf Rosen-Blättern; und ich glaube: daß sie mehrmals wie Smindyrides über Rückenweh geklagt haben werde/ wenn sich etwan ein Rosen-Blat gerunzelt/ oder ihrer etliche sich zusammen werden gefaltet haben. Alle ein Geräusche machende Handwercker musten von ihrem Pallaste weit entfernet seyn. Ja sie litt keinen Hahn in der Nähe/ damit er sie nicht mit seiner unzeitigen Wachsamkeit im

Schlaffe störte. Weil sie aber nicht allzu schön/ deßhalben aber es zu seyn so viel begieriger war/ verschrieb sie ihr aus Persien von Cyrene/ von Rom und aus der halben Welt nicht nur allerhand Schmincken/ sondern auch besondere Meister da-zu; welche die berühmten Balsammacher Plan-gon/ Peron und Dinias für einfältige Leute hielten/ und die aus Myrabolanen/ heydnischem Wundkraute/ Amomum/ Zimmet/ Hagäpfeln/ Paradiß-Körnern/ Narden/ Myrrhen/ Gum-mi/ Indischem Balsam/ Saffran und andern Köstligkeiten gemachte Salben noch kostbar verbesserten. Ich bin auch versichert: daß Alexander so viel Sorten köstlicher Balsame nicht in dem berühmten Schreine des Königes Darius gefunden habe/ als ihrer Ada in ihrem Schrein verwahrte. Jedes Glied hatte seine absonderlich ihm zugeeignete. Mit der Egy-ptischen Salbe aus dem Kraute der so genann-ten Frauen-Handschuch balsamte sie die Füsse und Schienbeine; mit der Cyprischen aus wil-den Wein-Trauben die Schuh/ mit der Lydi-schen aus Quendel die Knie/ mit Sidonischer aus Brunn-Kresse die Armen/ mit der Cyziki-schen aus blauen Lilgen den Bauch/ mit der Phaselischen aus Cyrenischen Rosen die Brü-ste/ mit der Cilicischen aus Saffran den Rücken/ mit der Rhodischen aus Narden den Hals/ mit der Phönicischen aus Myrrhen den Mund/ mit der Coischen aus Quitten-Blühe die Wan-gen/ mit der Adramytischen aus Amaranthen die Haare und Augenbrauen/ mit der Sardia-nischen aus Haupt-stärckenden Gewürtzen die Stirne und Schläfe ein; wenn sie vorher sich mit gepreßtem Saffte aus dem Bären-Klau-Kraute über den gantzen Leib eingeschmieret/ und selbten darmit weiß gemacht hatte. Her-nach machte sie ihre Zähne durch ein gewisses mit Scheide-Wasser gehränicktes Wachs weiß/ röthete ihre Lippen allererst mit der Syrischen Röthe-Wurtzel/ oder mit einer aus der rothen Wurtzel der stinckenden Hunds-Zunge gemach-ten Schmincke; gleich als wenn eines so ge-mahlten Weibes Athem darmit vergifftet wer-den müste; die Wangen aber färbte sie aus ei-ner von rothem Meer-Schilffe und Egypti-schen Dornen bereiteten Salbe; zuweilen auch mit dem Blute gewisser aus Indien gebrachter und zerquetschter Würme; und das Wachs-thum der Augenbrauen zwang sie mit einem aus Spiß-Glase gerauchetem Rusße rund her-umb in die Höhe/ und die unnützen Haare beitzte sie mit Salamander-Speichel weg. Sie ließ sich täglich etliche mal mit zerkäueten Indischen Nelcken anhauchen/ umb ihre graue Augen zu schwärtzen; und wormit sie nicht wäßricht würden/ aaß sie/ wie die Albanischen Weiber/ welche die schönsten Augen in der Welt haben/ in den Speisen kein Körnlein/ und also weniger Saltz als die Priester der Jsis/ sondern brauchte an dessen Stelle zerstossene Kohlen. Denn wie sehr sie gleich durch niedli-che Speisen verwehnet war/ wolte sie doch lieb-reicherm Geschmacke/ als ihrer Gestalt etwas abbrechen. Besonders da die Runtzeln sich zwar mit dem Schnee der Schminck-Balsam ausgleichen/ triefende Augen aber nicht ausklä-ren lassen; ein frisches Antlitz aber mit todten Augen sich übel paaren läßt. Die schmalen Hüfften vergrösserte sie mit untergebundenen Küssen; die rothen Augen-Wimpern bräunte sie; die Wartzen an Brüsten überpurperte/ die Nägel vergüldete/ die Haare bestäubte sie; Ja es würde iemanden schwer gefallen seyn/ ir-gendswo eine Nadel-Spitze anzusetzen/ wo sie nicht gemahlet war. Also machte sie Erde und Meer/ ja schier alle Länder der Welt zu Abgöttern/ ihren Leib aber zum Götzen/ wel-chen sie täglich salben und mahlen musten. Sie hatte ihre aus der Fremde verschriebene Schönheit in Büchsen verschlossen/ und den Früling mit seinen Rosen und Lilgen bey allen Jahrs-Zeiten in ihrem Schrancken; und gleich-wohl niemals ihr eigenes Antlitz; so daß/ ob wohl der gleichsam bezauberte Rhascuporis nur seine Ada anbetete/ und nicht mehr Wittiber

ward/ er dennoch täglich ein ander Weib heyrathete/ und ein neues Weib küste. Weil die Wollust aber unersättlich/ gleichwohl aber einerley Uppigkeiten bald überdrüssig ward/ erfand sie eine neue Art in gantzen alabasternen Wannen voller Balsams/ bald kalt/ bald warm zu baden; da sie vorhin nur die Wände der Badstuben damit bespritzt hatte; nunmehr aber in einem Bade zwölfftehalb hundert Pfund Balsam/ und dardurch auf einmal eine halbe Tonne Goldes verschwendete. So sorgfältig war meine Stiefmutter um ihre äuserliche Gestalt aufzuputzen/ nur daß sie ihr zu Verstellung ihrer besudelten Seele so vielmehr behülfflich seyn solte. Die Fürstin Adelmunde fiel hier lächelnde ein: Wenn Hertzog Rhemetalces die Kunst sich schöner zu bilden nicht so sehr verdamte/ hätte er durch seine umbständliche Erzehlung ihr und allem nicht schönen Frauen-Zimmer einen so guten Lehrmeister die Gebrechen der Gestalt zu ersetzen abgegeben/ als die Fürstin Ada selbst schwerlich unter ihren Wollust-Meistern am Hofe gehabt hätte. So aber würde sie genöthigt/ lieber ungestalt und ohne Schandfleck zu bleiben/ als schöner und ihre selbsteigene Verfälscherin zu werden. Inzwischen wäre kein geringes Merckmal einer grossen Fähigkeit: daß ein so schöner Fürst/ als Rhemetalces wäre/ und welcher zu seiner Vollkommenheit keines Aufputzes bedörffte/ in einer ihm so verhaßten Kunst so viel Geheimnüsse begriffen und behalten hätte. Rhemetalces fühlte diesen Stich wohl; nahm sich aber der wenigsten Empfindligkeit an; sondern versetzte: Er wüntschte: daß er so wenig von dieser verächtlichen Wissenschafft gelernet/ als sonst Gutes von seiner Stiefmutter genossen hätte. So aber hätte sie bald nach ihrer Heyrath durch ihre ihm erwiesene Heuchelung das Hertze seines Vaters gestohlen/ ihn im Frauenzimmer auf weibische Art erzogen und gefirnset/ und durch ihre Verzärtelung ihn mit allem Fleisse zu einem untüchtigen Fürsten zu machen/ und dardurch ihren Kindern so viel mehr den Weg zur Nachfolge zu bähnen sich bearbeitet. Ich würde auch ausser Zweifel noch weibischer/ als der entmannte Ninyas/ als der Sammet-scherende Sardanapal/ und das Weib Androcotus in Phrygien worden seyn/ wenn mich nicht ein glücklicher Unstern dieser zauberischen Mahlerin hold und zugleich dem Verderben entrissen hätte; welche mir zwar täglich die Wangen mit Zinober überfirnßte/ aber mein innerstes in was heßlichers/ als in Vieh zu verstellen dachte. Erato brach allhier ein: Ich verfluche das letztere/ und erkläre mich für eine offene Feindin der Laster; gleichwohl aber werde ich wegen des ersten genöthigt mein Vaterland und alle Morgenländer zu vertheidigen/ welche durchgehends sich der Balsame/ Salbe und Schmincke gebrauchen. Ich kan mich leichte bescheiden: daß weder Adelmunde noch Rhemetalces die der Gesundheit halben geschehende Salbung ohne diß nicht verwerffen werde. Sintemal wie im Sommer die Bäder/ also im Winter die Einbalsamung die Müdigkeit ausziehe/ das Oel so wohl die Glieder erwärme und gezüge mache/ auch so wohl den Leib als die Farben/ oder der Firnß das Holtz für Fäule und Würmern erhalte/ der Saffran die Haut und das Fleisch stärcke; wie nicht minder die Salben die Aufdämpfungen des Weines ins Haupt/ verhindern; die Feuchtigkeiten aber austrocknen. Weßwegen die Persen/ Syrier und Griechen auf ihren Gastmahlen ihrer Gäste Häupter zu bekräntzen und einzusalben pflegen. Gleicher gestalt ist die Einölung den tapfern Ringern in den Kampff-Plätzen dienlich/und in andern Fällen nöthig; weßwegen der weise Socrates gewisse Einbalsamungen wie die Kleider nur den Weibern/ andere aber auch den Männern anständig hält/ und diese ist in dem noch so mässigen Rom unter den Tarquiniern nicht verwerfflich gewest. Ja gewisse täglich die gesündeste unter den Speisen/ nemlich Honig-essende/

un-

und den Leib äuserlich einölende Leute sind 2. biß 300. Jahr alt worden. Allein ich bin auch der Meynung: daß dem Frauenzimmer durch Balsame und andere Schmincken ihre Schönheit zu erhalten/ oder ihren Abgang zu ersetzen eben so wenig/ als den Männern durch stete Ubung/ oder auch durch Artzneyen dem Abgang der Stärcke zu wehrē/ weniger für ein Laster zu rechnē sey. Sintemal die Gestalt unserm Geschlechte diß/ was den Männern die Stärcke ist. Und darumb hat die Natur/ welche sonst das männliche aller Thiere viel schöner als das weibliche bildet/ bloß und allein unter den Menschen das Frauenzimmer an Schönheit weit über die Männer gesetzt. Diese nichts minder weise als gütige Mutter erkennet selbst die Kunst für ihre Schwester / und brauchet sich unzehlbare mal ihres Pinsels / wenn sie die grauen Wolcken mit dem Purper der Morgen- und Abend-Röthe und dem Golde der Sonnen-Strahlen mahlet; den wäßrichten Regenbogen mit fast allen Edelgesteinen versetzet / den blassen Monden mit einem lichten Hofe sichtbar macht; ja dem grossen Auge der Welt/ welches sonst alle Dinge sichtbar macht / sich aber selbst eigentlich schauen zu lassen viel zu eiversüchtig ist; und dem gestirnten Himmel in dem Spiegel des blauen Meeres durch den Gegenschein sein Ebenbild zeiget/ und deregestalt dem Wasser eine falsche Schönheit zueignet. Uber diß ist die Natur an sich selbst nicht nur in der Gestalt / sondern auch in der Seele/ und in ihren andern Wercken eine Bäuerin / und darff zu ihrer Vollkommenheit die Hand des Künstlers. Der Verstand muß nichts weniger/ als raube Diamanten geschliffen/ das Gedächtnüß so wohl als die Glieder zur Hurtigkeit geübet; ja Tugend und Wissenschafften so wohl ins Gemüthe/ als süsse Früchte auf wilde Stämme gepfropfet werden. Man benimt den Stauden die unnützen Räuber; man schabet von Bäumen die Knörner und heßliche Rinde; man zwingt die Stämme zum geraden Wachsthume: durch Einflössung gewisser Säfte die Tulipanen-Zwiebeln: daß sie schönere Blumen tragen. Die Löwen machen durch Schütterung ihrer Mähnen; die Pfauen durch Ausbreitung ihres spieglichten Schwantzes; die Tauben und Fasanen durch Spreissung ihrer gläntzenden Hälse sich ansehlicher. Die Adler verjüngen/ die Füchse hären sich; die Schlangen und Heydechsen ziehen ihnen ihre alte runtzlichte Haut ab / umb mit einer schönern zu gläntzen. Was hat denn das Frauenzimmer/ welches ohne diß den eckelen Männern niemals schön genung ist/ verschuldet: daß es seiner Gestalt nicht mit einem Beysatze/ wie der Künstler so gar auch dem edelsten Ertzte mit einem doch nur aus Glase bestehenden Schmeltze helffen darff? Das Völcker-Recht/ weil es die meisten/ und zwar nicht nur die Morgen- sondern auch die West-Sud- und Nordländer / ja auch die Männer selbst thun / steht so viel mehr auf mein und meines Geschlechtes Seite; die Africanischen Araber mahlen ihren gantzen Leib mit himmel-blauer/ die Egyptier und die Einwohner der Glücks-Inseln ihre Glieder mit gelber/ die in dem Atlantischen Eylande ihre Antlitzer mit Purper-Farbe; die Masagetischen Mohren mit Röthe/ die Britannier mit Weid; und die Indier färben auch mit steter Käuung eines gewissen Krautes ihre Zähne roth / ja schmincken se gar ihre Bärte. Die Dacischen Weiber lassen ihnen zur Zierde allerhand Bildungen in die Haut hacken. Die in Gallien kleiben schwartzseidene Fliegen auf ihre Wangen und Stirne umb ihre schnee-weisse Haut so viel scheinbarer zu zeigen; ja für etlichen hundert Jahren haben schon die Thracischen Frauen so wohl ihre Leiber gemahlet/ die Augbraunen geschwärtzet/ als ihre Glieder mit Spangen und Gürteln geschmückt. Ist die Schmincke der Antlitzer verwerfflich; warumb nicht auch der Edel-

Ge-

Gesteine und Perlen-Schmuck? welcher doch mit der Gestalt selbst sich nicht wie jene verschwistert. Ist der Balsam und das Einsalben verbothen/ warumb nicht auch das Wasser und waschen? sintemal beydes einerley Zweck anzielet. Ist es unrecht die Haut weich und klar zu machen/ und die Antlitzer schmincken/ warum kleidet sich die Welt in weiche Wolle und Seyde; und in die gefärbten Tücher? Sintemal die Cretische Farbe/ ja der Purpur selbst nichts bessers als eine Schmincke des Meeres/ Bleyweiß und Zinober aber der Erde ist. Stehet der annehmliche Geruch dem Frauenzimmer nicht an/ warumb hat ihn GOtt den Blumen/ den Gewürtzen und andern Gewächsen/ den Panthern und Zibeth-Katzen eingepflantzet? Ist die Schönheit an ihr selbst ein Geschencke der Götter/ ein Schatz der Natur/ ein Band der Liebe: warumb verwirfft man denn ihre Handlangerin die Kunst/ und ihr Kraut und Loth die Schmincken? Ist die Schönheit nun unscheltbar; was hat es denn zu bedeuten/ ob sie ein Kind der Natur/ oder der Kunst/ ob sie angebohren/ oder ein Meister-Stücke gelehrter Hände sey? Ist es unverwehrt mit den Kleidern abzuwechseln/ und tadelt niemand die Sonne: daß sie keinen unaufhörlichen Tag macht/ sondern nach der Nacht ihn wieder gebiehret; warumb soll es denn die verschwundene Schönheit nicht wieder zu ergäntzen verstattet seyn? Ist die gemachte Gestalt aber auch gleich keine Wahrheit/ so ist sie zum minsten ein schönes Getichte. Sind die Getichte der Vernunfft nun nicht schlechterdings zu verwerffen/ sondern mehrmals heilsame Gemächte der weisesten Leute; warumb sollen denn die des Leibes so gar verwerfflich seyn? die Römer balsamen in Feyertagen ihre staubichte Sieges-Zeichen die Adler ein. Die Parther legen ihren Pferden güldene Halsbänder umb/ und Geldstücke auf. Man vergüldet denen zum Opfer bestim̃ten Ochsen die Hörner/ kräntzet die Stiere mit Rosen. Die Mohren mahlen nicht nur ihre Könige/ die Römer ihre Sieger/ und beyde ihre Götter mit Zinober; und die Cyrenischen Priester baden/ salben und zieren das Bild ihres Ammons/ wie die Römer ihre Bräute; wegen welcher die Göttin Juno selbst sich nicht schämet den Nahmen einer Salberin zu führen; oder auch sich selbst ihrem lüsternen Jupiter zu Liebe anzustreichen. Venus hätte dem willigen Phaon an statt des Schiffer-Lohns eine Schachtel voll köstlicher Schmincke verehret/ durch die er der schönste Mensch in Lesbos worden/ und nicht nur die gelehrte Sappho/ sondern alles Frauenzimmer gegen ihn in Liebe entzündet worden wäre. Wie soll denn beym Frauenzimmer ein so grosses Laster seyn/ was die Götter selbst thun/ oder befördern? und womit die Natur selbst mehrmals im Menschen spielet? Weil das Verhängnüß so unbarmhertzig/ die angebohrne Schönheit so flüchtig ist/ Zeit und Männer aber so ungerecht mit ihr handeln/ indem jene das weibliche Geschlecht ehe als das männliche veraltern läst/ diese aber wohl an eine gewesene Schönheit dencken/ sie aber nicht lieben/ ja auch gar der noch in frischer Blüthe stehenden überdrüssig werden. Daher es wegen der Männer eine fast unvermeidliche Nothwendigkeit/ wider die Zeit aber eine unverantwortliche Rache zu seyn scheinet/ wenn man dem Antlitze seine Jugend/ der Gestalt ihre Kindheit/ durch eine kluge Erfindung wieder gibt; ja nicht ohne Wunderwerck den Raub dreissig und mehrer Jahre gleichsam in einem Augenblicke gut machet. Oder wie der Sonnen-Vogel sich selbst/ also eine Frau ihre veralterte Schönheit aus ihrer Asche wieder ans Licht bringt. Daher nur zu wüntschen wäre: daß die Salben/ welche die Kranckheit eines sechzig-jährigen Alters im Ansehen heilen/ solchen auch in den Adern und Beinen abzuhelffen kräfftig wären. Die Natur selber

selber weiset uns hierinnen den Weg/ und führet uns die Hand. Der Rosen-Strauch ersetzet alle Morgē den Abgang seiner schönen Blumē/weil ihr Alter mit dem Tage einerley Länge hat. Der Monde und die meisten Sternen prangen nur mit dem von der Sonne geborgten Lichte. Ja die Sonne selbst mahlet sich wie das sich schminckende Frauenzimmer alle Tage im Meere/ und in Wolcken. Ja auch im Menschen verwandelt die Natur für sich selbst mehr als einmal die Heßligkeit in Schönheit. Des Königs Aristons Gemahlin war anfangs die greulichste Jungfrau/ hernach die schönste Frau in Sparta; so gar/ daß dieser erste Verwürffling hernach Helenen an die Seite gesetzt/ und diese Veränderung für ein Göttliches Wunder gehalten ward/ besonders da ihre Amme sie in ihrer Kindheit alle Morgen in Helenens Tempel getragen/ und die Göttin umb eine bessere Gestalt angeflehet hätte. Und zu Rom hat man mich versichert: daß die wunder-schöne Schwester des Germanicus Livia in jüngern Jahren beynahe die heßlichste in Rom gewesen/ und Drusus deßwegen schwer an ihre Heyrath kommen sey. Ja die Tugend selbst gebrauchet sich einer gewissen Schmincke/ nemlich der Scham-Röthe/ welche die Weisen gar billich die Farbe/ das Saltz und die Morgen-Röthe der aufgehenden Tugend nennen/ weil sie nur aus einem keuschen Hertzen ins Antlitz steigt/ und daher kein ander Thier als der Mensch damit gefärbt wird. Diese Schmincke nennet Menander die Scham-Röthe gar die gröste Göttin; und so wohl Athen als der weise Epimenides baute ihr ein Altar; Plato aber rieth den Eltern: daß sie ihren Kindern mehr dieses edlen Purpurs/ als Goldes zur Mitgift mitzugeben beflissen seyn solten. Die lebhafte Hertzhaftigkeit färbet eben so wohl das Antlitz der Helden; daher bitte ich für die Sitten meines Vaterlandes und für mich/ die ich mich sonst auch selbst meiner selbsteigenen Verfälschung werde schuldig geben müssen/ von so viel anwesenden Schönheiten ein gütiger Urtheil. Die Fürstin Adelmunde fühlte und färbte sich über der Königin Erato Worten und Bekentnüsse; gleich als wolte sie durch diese untadelhafte Schmincke ihre unvorsichtige Verachtung der andern entschuldigen. Weil sie aber ohne Heucheley und eigen-Schande ihr voriges Wort nicht zurücke nehmen konte/ fing sie an: Die Königin Erato wäre ein so vollkommenes Meister-Stücke der Natur: daß weder Balsam noch Farben/ noch ihre eigene Hände was Werckes darbey haben dörfften. Ihre Gestalt wäre so edel; daß aller Beysatz nichts anders als seine Geringschätzigkeit gegen ihrer unvergleichlichen Schönheit an Tag geben könte: und daß kein Gemählde/ ausser dem heßlichen/ dem gemahlten Dinge gleich werde. Liebe die Schmincke auch gleich den Greulichen eine Schönheit/ so wäre es doch nur ein scheinbarer Schatten davon/ welcher nur von ferne/ nicht in der Nähe sein Ansehen behielte; sie machte die Gemahlten aber nicht schön; sondern diese verkriechen sich nur hinter ihr neues Antlitz. Daher glaubte sie vielmehr: Die Königin hätte durch ihre Rede nicht so wohl die Schmincke zu loben/ als die Krafft ihrer Beredsamkeit zu zeigen angezielt/ welche allerdinges selbst die Heßligkeit/ wenn sie ihr eine Farbe anstreichen wolte/ annehmlich zu machen mächtig wäre. Wenn aber auch gleich Erato jemals sich einiger Schmincke gebraucht hätte/ könte es aus keinem Absehen/ sich mit einer geborgten Schönheit ansehlicher zu machen/ oder darüber das Urthel frembder Augen zu betrügen/ sondern nur aus Gewohnheit ihrer Landes-Art/ oder aus einem zuläßlichen Vorwitze und zum Zeit-Vertreibe geschehen seyn; vielleicht zu versuchen: ob es möglich sey: daß einem der Betrug besser als die Wahrheit anstehe/ oder ob es mehr Kunst dörffte ein redendes und vernünftiges/ als ein todtes Bild zu

zu machen / ja man zugleich Werck und Werckmeister / Mahler / gemahltes und Gemählde seyn könte? Welchem Beginnen ihre Einfalt/ da man in Deutschland von keiner andern Schmincke / als reinem Brunn- oder Thau-Wasser wüste/ einige Verfälschung beyzumässen nie gemeynt gewest wäre. noch ihr Urthel es zum Laster zu machen vermöchte. Sintemal eine tugendhafte Frau auf gewisse Art so wohl der Schmincken/ als ein ehrlicher Mann sich falscher Müntze/ unschuldig gebrauchen könte. Denn auch die wesentliche Schönheit wäre ausser ihrer rechten Anwehrung ein böses Gut / und schädlicher als keine Schmincke. Die Nattern glänzten mit Gold und himmel-blau/ denen zwey annehmlichsten Farben der Welt / und die giftigste Wolffs-Milch blühete schöner/ als die heilsamsten Kräuter. Und die seltzamsten Schönheiten hätten in der Welt den grösten Schaden gethan; welche / wenn sie Tugend und Keuschheit nicht zum Grunde hätten / nichts bessers/ als eine betrügliche Schmincke; ja auch in ihrer Unschuld offt wie die sonst so heilsame Gestirne der Monde schädlich wären/ in dem beyde zu gewisser Zeit durch ihre Strahlen eine unzehlbare Menge Narren und Krancke machten. Uber diß wäre das schöne nicht so wohl schön: als was einem ieden gefiele. Die flachnäsichten Weiber wären bey den Mohren/ die gemahlten auf dem Atlantischen Eylande/ die fettesten in Egypten die schönsten. In Africa und auf der Insel Thule würde die höchste Schwärtze der schneeweissen Farbe weit fürgezogen. In welchem Ansehen denn bey Corinth/ in Arcadien/ und in der Stadt Thespia der schwartzen Venus-Tempel wären gebauet worden. Also gienge es den Schönheiten wie den Blumen und Balsamen. Was einem stincke / rüche dem andern wohl; ja die blosse Veränderung des Ortes machte mehrmals was annehmlich/ was anderwerts Eckel verursachte. In des Cicero Grabe könte man die köstlichen Saffran-Salben nicht vertragen; hingegen rüchen daselbst dieselben wohl / die den beschwerlichen Geruch der Erde hätten. Daher rechtfertigte eine eingewurtzelte Meynung/ und die Sitten eines Volckes alles/ was Frembden gleich häßlich oder ärgerlich verkäme; wenn es nur an sich selbst nicht lasterhafft wäre. Massen denn hiermit das Armenische Frauenzimmer/ so wohl ihre Schmincken/ als das Deutsche ihre Blösse entschuldigen könte; in dem in vielen Landschaften das meiste noch finger-nackt/ das reichste aber in leinenen Kitteln / iedoch mit blossen Brüsten und Armen aufzüge / und unter den Männern in Flüssen ungescheut badete. Hertzog Flavius brach ein: Ich entschütte zwar auch die schönste Erato alles Fehlers/ und glaube: daß eine solche Vollkommenheit von Schmincke wohl verstellet / aber nicht gezieret werden könne. Alleine darinnen thut die Fürstin Adelmunde ihrem Vaterlande zu weh/ daß sie die Gewohnheit nackt zu gehen mit der Mahlerey lebender Menschen vergleichet. Diese stellt nicht ohne Vermässenheit der Natur durch unzeitige Verbesserung Mängel aus; sie leschet die Merckmale der Zeit aus/ wenn sie die nicht ohne Ursache mit dem Alter sich findenden Runtzeln verschmiert/ und die mit Ehrerbietigkeit zu verehren würdigen grauen Haare vertunckelt. Die Blösse aber zeigt die Geschöpfe der Natur in ihrem unverfälschten Wesen / ohne Schmincke und beschwerliches Gepränge. Diese wäre der ersten Menschen unschuldiges/ und noch der meisten Völcker Kleid; welches etlicher Meynung nach/ in kalten Ländern zwar die Noth/ mit Bär- und andern Häuten/ in warmen aber mehr die Hoffart/ als die Erbarkeit mit Seide und Wolle verwechselt hat. Denn die Erfahrung erhärtet: daß die Haut des Menschen sich so wohl als das Leder wilder Thiere wider Hitze und Frost abhärten läßt; ja die von Kind-auf angewöhnte

Blösse der Gesund- und Tauerhaftigkeit mehr vorträg- als schädlich sey. Daher nach einer blutigen Schlacht zwischen den Persen und Egyptiern jener Hirnschädel gantz mürbe/ dieser aber stein-harte befunden worden/ weil die Persen mit blossen/ die Egyptier mit bedeckten Häuptern zu gehen gewohnt sind. Zu geschweigen: daß zu denen Spartanischen Kämpfen/ und den Olympischen Schau-Spielen/ alle/ die einen Preiß zu erlangen meynten/ mit ihren Lehrmeistern nackt in den Schrancken erscheinen musten. In dem Eylande Chius ringen jährlich die Knaben und Mägdlein nackt mit einander. Ja bey vielen Völckern kan der Gottes-Dienst nicht ohne gewisse Entblössung verrichtet werden. In den Tempel der Vesta müssen die Frauen/ und wenn man dem Jupiter umb Verleibung Regens opfert/ muß gantz Rom baarfüssig gehen. In dem Elevsinischen Feyer werden die verborgensten Heimligkeiten entblösset/ und in Indien glauben die nackte Weisen: daß Gott von Angekleideten nicht andächtig verehret werden könne. Ich weiß wohl: daß die Entblössung ins gemein für ein Kennzeichen unverschämter Seelen/ und für einen Zunder der Geilheit beruffen wird; ich bin auch nicht der Meynung: daß die einmal eingeführten Kleidungen an solchen Orten ohne Aergernüß abgeschafft werden können; wiewohl die sonst so strengen und ernsthaften Spartaner ohn einiges Bedencken ihre Jungfrauen frembden Gästen entblöst zeigeten. Allein mein eigenes Vaterland/ darinnen mein Geschlechte dem weiblichen/ und diß jenem alle Tage gantz nackt ohne geile Regungen für den Augen herumb geht/ und man selten von einigem Ehbruche hört/ welch Laster doch in dem grösten Theile der Welt nunmehr den Nahmen einer lebhaften Höffligkeit führt/ ist Beweises genung: daß ein nacktes Weib ehe Eckel als Begierden verursacht; und die gäntzliche Blösse ein sicheres Genesungs-Mittel unkeuscher Begierden ist. Denn die Blösse ist entweder an ihr selbst heßlich/ oder sie hat zum minsten die Schamhaftigkeit zu ihrer Gefärthin; weßwegen die Geilheit gleichsam ihrer Eigenschafft nach eben so wohl als die Nacht-Eule Hölen und Finsternüß sucht. Ein überschwemmender Strom leschet nicht den Durst/ sondern ersäuffet/ und die sich selbst feilbittende Ubermaaß der Wollust hat den wenigsten Zug. Denn wir sind geneigt nach nichts mehr/ als nach der Unmögligkeit zu seufzen/ und das erlangte/ oder uns zum Genuß aufgetragene zu verschmähen; ja wenn es schon Wein und Himmel-Brodt ist/ verwandelt es sich auf der Lippe in Wasser und Bitterkeit. Daß diß auch nicht nur mein und der gefrornen Deutschen Glaube/ sondern auch der hitzigsten Eigenschafft sey/ habe ich zu Rom bey einem Gastmahle des Sestius Gallus erfahren. Die Zimmer waren mit den geilesten Gemählden/ die Taffel mit reitzenden Speisen und mit keinem Geschirre besetzt/ welches nicht einen Ehbruch in die Augen warff. In die Seitenspiele wurden die üppigsten Lieder gesungen; und zur Taffel bediente die Gäste eitel nacktes Frauenzimmer; gleich als wenn die Schwelgerey an ihr selbst allzu wenigen Trieb hätte. Gleichwohl aber ward der Meister der Wollust Tiberius dieser nackten Dirnen so bald als ich überdrüssig/ und muste Gallus den lüsternen Tiberius mit andern Weibern vergnügen/ welche weder alles weisten/ noch verbargen. Denn ein gantz nacktes Weib gleicht einer Biene/ welche mit dem ersten Stiche ihren Stachel eingebüst hat. Hingegen ist die Liebe nach nichts lüsterner/ als was nicht gar/ doch grösten theils für den begierigen Augen verhölet wird. Und der wollüstige Tiberius pflegte zu sagen: Ihn vergnügte weder eine geschleyerte Vesta/ noch eine nackte Venus. Denn jene weiste der Wollust zu wenig/ diese zu viel. Eine nackende Kehle schärffet ihren Hunger/

den ein nackter Bauch übermässig sättigt; und man hat mehr Beyspiele: daß einen ein nackter Fuß / als ein gantzes Gemach voll nackend badender Weiber verliebt gemacht habe. Denn weil die Einbildung alles vergrössert / das Gesichte verkleinert; lassen sich unsichtbare Dinge leichter zum Abgotte machen; und was das Auge noch nie in einem engen Kreisse beschlossen / gar schwer aus dem Hertzen verbannen; so gar: daß auch selbst die Sonne / umb ihr Ansehen zu behalten / sich des Jahres unter die Erde und hinter die Wolcken mehr verbirgt als zeiget / und über diß mit ihren Strahlen verhindert: daß man ihre feurige Berge und Seen nicht eigendlich schauen kan. Rhemetalces fiel dem Flavius bey / und meldete: daß seine Stiefmutter Ada / welche mit Rechte der Wollust oberste Priesterin seyn könte / bey ihren unkeuschen Gastmahlen endlich selbst die Aufwartung nackter Dirne abgestellt hätte / weil sie dardurch weniger gewürcket / als ihre Einbildung ihr anfangs Vertröstung gemacht hatte. Denn die Blösse ist ein Verräther der Ungeschickligkeit / und aller Mahle / welche so wohl den schönsten Frauen / als die Flecken den grösten Gestirnen ankleben: also daß offt für die Serischen Könige / welche aus einem thörichten Aberglauben kein Weib mit einem Mahle heyrathen dörffen / in seinem das Römische Reich an Weite übersteigenden Gebiete / kaum eine soll aufgefunden werden können. Die Schmünckung hergegen ist so viel schädlicher gegen der Entblössung / als die Heucheley gegen dem Neide. Denn wie dieser die trockne Wahrheit sagt / jene die Laster zu Tugenden macht; also hält diese schädliche Mahlerey der Heßligkeit eine Larve der Schönheit für; und läst sie ihre abgöttische Liebhaber als eine Gottheit anbethen. Sie stielet dem Alter die Jahre / wenn sie ein funfzig-jähriges Weib als eine zwantzig-jährige Dirne aufstellt; also daß sie des Nachts nach abgewaschener Farbe ihre selbsteigene Groß-Mutter seyn könte; folgenden Tag aber wieder ein kaum etliche Stunden altes Antlitz zu zeigen hat. Auf solche Art macht sie die Zähne der Zeit / welche doch Eisen und Kiesel zermalmen / stumpf. Weder Kälte noch Hitze weiß ihre Rosen und Lilgen bleich zu machen; weil der Pinsel alle Morgen erstattet / was der vergangene Tag verzehret hat / und sie den Verlust ihrer jungen Jahre aus einem alabasternen Nabbe wieder herfür sucht; ja die Unmögligkeit / nemlich in einem Jahre das greise Alter und die blühende Jugend zu vermählen überwindet. Sie macht ihr eigenes Antlitz zu einer Leiche / welches sie in den Gestanck der todten Farben vergräbet. Denn so tiefsinnig gleich der geschminckten Anmuth ist: kan sie doch für nichts bessers / als für eine scheinbare und tägliche Beerdigung der Verblichenen Schönheit gehalten werden. Ja die / welche an solcher Färberey Belieben trägt / macht die Annehmligkeit das kostbare Geschmncke der Natur unter einer falschen Waare im Kramladen feil; gleich als wenn blaue Lippen / bleiche Wangen und ein gelber Hals sich durch den sonst den Todten zum ersten gewiedmeten Balsam so wohl lebhafft machen / als die Leichen für Fäulnüß erhalten / und durch Artzney ein Feber vertreiben liesse; oder die Schönheit ein Gemächte heßlicher Hände seyn könte. Gleichwol aber dringet sie diß ihr eigenes Geschöpfe nicht nur ihren Anschauern / sondern ihr selbst zum Abgotte auf / wenn sie ihr bey ihrer Bespiegelung so sehr gefällt / und auf einmal Buhler und Buhlschafft abgiebt. Kein Vermögen wird durch einige Verschwendung von iemanden liederlicher weggeworffen / als von Weibern / derer begierige Schönheit noch gestern in einer Krause steckte / die alle Tage ihnen ein neu Gesichte kauffen / und zahlen müssen. Sie vereinbaren ihre alte Jahre mit der Jugend / und mit einem dem Alter sonst so verhaßten

Laster

Laster der Jugend/ nemlich der Verschwendung. Denn keine Schmincke ist einem alten Weibe zu theuer/ die gerne jung zu seyn schiene/ wie geschwinde gleich dieses Mahlwerck abgehet. Kostbare Kleider währen noch etzliche Zeit/ Perlen und Edelgesteine verläßt man den Erben; Salben aber verrauchen augenblicks in die Lufft/ sind ein todtes Wesen; haben auch wenig andere Güte an sich; als daß sie der Verschwender nicht alleine/ ja/ weil der durchziehende Geruch bald unempfindlich wird/ am wenigsten geneußt; keine Mißgunst aber ihren besten Genüß seinen Nachbarn entziehen kan. Dahero Lycurgus die so kostbaren und leicht entbehrlichen Balsam-Krämer als verschmitzte Diebe/ und Vertreiber guter Sitten aus Sparta/ Licius Craßus und Lucius Julius Cäsar sie aus Rom zu jagen erhebliche Ursache gehabt haben; wiewol meinem Bedüncken nach/ alle Verjagte gegen meiner verschwenderischen Stief-Mutter Kinder gewesen sind/ welche einem Syrier sechs Talent für das Geheimnüs aus Wallfisch-Saamen und Bohnen-Wasser eine das Antlitz verzärtelnde Salbe zu machen gab/ und oft eine Schachtel-voll Schmincke mit zweymal so viel wiegendem Gelde bezahlte/ ja selbst gestand/ oder sich vielmehr selbst rühmte; daß sie durch ihre Balsame Jährlich mehr/ als gantz Assyrien und Africa ihrer Göttin der Lufft opferte/ und zu ihren Schmincken mehr/ als ihr Gemahl des Bacchus oberster Priester zu allen Opfern/ und der König Rhemetalces zu Besoldung seiner starcken Leibwache verwendete. Salonine fieng an: Es ist glaublich/ und traute ich mir selbst diese Ausgabe zimlich hoch zu bringen/ nach dem ich einer Frauen Rechnung gesehen/ welche bey fünf hundert trächtige Eselinnen Jahr aus/ Jahr ein unterhielt; daß sie sich täglich in ihrer Milch badete/ weil sie die Haut weiß und gezüge machte. Flavius fiel ein: diese Ausgabe gienge noch hin; dis aber wäre eine verfluchte Verschwendung: daß die Käyserin Livia aus Deutschland/ Gallien und Pannonien etliche tausend säugende Frauen auffangen/ und nach Rom bringen/ diese aber aus den Brüsten die ihren Kindern geraubte Mutter-milch in silberne Wañen spritzen lassen/ daraus sie sich/ in Meinung: diese Milch würde weisser/ als Esels-Milch machen/ mit andern unzüchtigen Römerinnen hernach gebadet hätte. Rhemetalces fiel ein: Es ist dis keine Römische Erfindung/ sondern die Fürstin Ada brachte dieses Milch-Bad/ als was altes/ aus Comagene/ und zwar noch mit dieser Verbesserung mit: daß kein ihre Milch zinsendes Weib über fünf und zwantzig Jahr alt seyn dorfte/ alle aber weisse Haare haben musten. Hertzog Zeno fieng hierüber laut anzulachen/ und sagte Rhemetalcen ins Ohr: Ich weiß wol: daß die alten Griechen aber irrig gegläubt: es hätten die hitzigen Mohren und Indianer wie schwartze Nägel/ also auch schwartze Zeugungs-Krafft. Sintemal sie nicht nachgedacht: daß diese ein Schaum/ aller Schaum aber weiß sey/ noch auch an den Mohren die allerweissesten Zähne wahrgenommen haben. Dis aber habe ich noch nicht gehöret: daß ausser der Fürstin Ada jemand der schwartzhärichten Weiber Milch für schwärtzer/ als der weißköpfichten gehalten hat. Rhemetalces versetzte gegen dem Zeno: Unsere Bäuerinnen rühmen vielmehr die Milch der schwärtzesten Kühe für die weisseste; und fuhr fort: Meine Stief-Mutter Ada aber bereitete nach der Zeit ein abscheuliches Purpur-Bad. Denn als ihr erstgebohrnes Kind zwey Jahr alt ward/ ließ es die gerechte Göttliche Rache in eine heftige Kranckheit fallen/ welches etliche Aertzte für den Aussatz hielten; Uberdis schlug noch die hinfallende Sucht zu/ umb vielleicht dieses wollüstige Weib zu prüfen: ob es so wenig Mütterliches/ als Menschliches an sich habe. Alle Artzneyen wurden ohne Frucht angewehrt/ und daher wolte Ada verzweifeln; riß ihr also

die Haare aus dem Kopfe/ lief mit dem Kopfe wider die Wände/ und vergaß zu grossem Wunder auch so gar sich zu schmincken; also daß vielleicht Rhascuporis dismal das erstemal das kleine Licht ihres Antlitzes zu sehen bekam/ weil er vorher nur seine schöne Laterne gesehen/ und an seiner Gemahlin niemals vorher zwey-mal einerley Mund geküßt hatte. Daher nam Ada zu allerhand abergläubischen und zauberischen Mitteln ihre Zuflucht. Alle Jäger und Förster in Thracien wurden befehlicht eine abgescheelete Haut von einer sprencklichten Heydechse/ als ein unfehlbares Genesungs-Mittel zu verschaffen; weil aber dieses schlaue Thier solche Haut/ nachdem es sie abgeworffen hat/ eben so bald/ als die Stutten das mit dem Füllin gebohrne Stücke giftigen Fleisches verschlingen soll/ war keine nirgends zu finden. Endlich rieth ein Artzt: Man solte von einem zum Tode verdammten dem Kinde Menschen-Blut/ oder den daraus gebrennten Geist einflössen. Ein Comagenischer Verschnittener aber meinte: Es wäre rathsamer: daß es im Blute junger Knaben gebadet würde. Ob nun zwar ihrer viel diese grausame Artzney widerriethen/ muste doch der Fürstin Ada Befehl/ welche ihrer Vergnügung halber alle Thracier geschlachtet hätte/ vollzogen/ etliche hundert Kinder-Räuber ausgeschickt/ welche etliche hundert Kinder denen bestürtzten Müttern aus ihrer Schoos und von den Brüsten raubten/ hernach ihnen die Adern schlugen; und derogestalt zwar die meisten jämmerlich umbs Leben brachten/ dem darinnen gebadeten Sohne der Ada aber seines dardurch nicht erhalten konten. Wolte GOtt aber! daß dieser unglückliche Gebrauch der Blut-Bäder ihr eine Abscheu für mehrern gemacht hätte/ oder daß dis das gröste gewest wäre. So aber fieng ihre Grausamkeit/ die gemeine Schwester der Wollüste/ als ein Kind an den Kindern an; daß sie bey ihrer Mannbarkeit hernach in Abschlachtung der Männer so viel besser fortkäme. Maßen sie denn leider! gantz Thracien mit einem so rothen Meere überschwemmet hat: daß es noch nicht heraus schwimmen kan. Es wäre genung gewest: daß sie nicht nur den Thracischen Hof/ in welchem viel Wollüste noch nicht Bürgerrecht gewonnen hatten/ oder doch noch mit der Einfalt in Verträgligkeit lebten/ sondern auch das ernste Thracien mit tausenderley neuen Uppigkeiten ansteckte. Denn weil das Volck ihm für Ehre schätzt ein Affe seines Fürsten zu seyn/ thut es ihm seine Ungebehrden begierig nach; weil es irrig glaubt: daß der Diamant dem Gifte; und hoher Stand den Lastern seine Schädligkeit benehme. Die Neuigkeit strich ihnen eine so schöne Farbe/ als Ada ihren Wangen an; also daß sie die Tugend/ wie der aus Kupfer gemachte Glantz-Firnis das Gold beschämete; und die einfältigen Thracier sich über ihrem Verterben ergetzten/ auch nunmehr allererst/ wie die zur Zeit des vom Jupiter entthroneten Saturns lebten/ den Anfang der doch gleich verschwindenden güldenen Zeit erlebt zu haben vermeinten. Denn weil alle Veränderung beliebt ist/ haben alle neue Dinge eine ansehliche Stirne/ und einen köstlichen Geschmack. Die Früh-Aepfel schmecken/ die Winter-Rosen rüchen am süssesten/ und den verwehnten Nasen der Araber reucht ihr herrlicher Weyrauch/ Myrrhen/ und Aloe nicht so wol/ als dem schlechten Syrischen Gummi/ den sie in Bockhäuten verbrennen/ und darmit einen fast unerträglichen Gestanck erregen. Bey welcher Bewandnüs sich nicht zu verwundern ist: daß die guten Thracier auch ihnen die mit einer sonderbaren Leutseeligkeit und Freygebigkeit vermumten Laster von der Priesterin Ada aufdringen liessen; welche nicht selten den Tugenden so ähnlich sind: daß Socrates beyder Unterscheidung für den Kern der Weißheit gepriesen hat. Im Fall aber die Wissenschaft der Laster den Namen

einer

einer Weißheit verdienet; ist für meiner Stief-Mutter kein Weltweiser in der Welt gewest. Denn sie hatte durch ihre Scharffsinnigkeit und Ubung alle ihre Geheimnüsse durchkrochen; Ihre Eigenschaften und Kräften wuste sie vom höchsten zum kleinsten/ wie Salomon aller Gewächse von der Ceder an/ bis zu dem an der Wand wachsenden Mooße auf einen Nagel. Der Ehrsüchtigen Herrschsucht/ welche wie der Krocodil niemals zu wachsen aufhört/ räumte sie als einer Königin eine unverschrenckte Bothmäßigkeit über ihr Gemüthe ein; also/ daß die andern Laster dieser als schlechte Mägde blinden Gehorsam leisten musten/ und von ihr als Leibeigene an der Kette geführt wurden. Diesemnach demüthigte sie ihre im Hertzen steckende Hoffart zu deren demüthigsten Ehrerbietungen anfangs gegen ihren Gemahl Rhascuporis/ hernach gegen dem Könige Rhymetalces/ und der Königin Parysatis. Als sie aller dieser Gewogenheit erworben/ trachtete sie nunmehr über sie und gantz Thracien den Meister zu spielen. Denn sie meinte durch ihre Heucheley der Tugend schon so ferne zu Kopfe gewachsen zu seyn: daß sie ohne Argwohn böses thun könte. Sie stand lange Zeit im Zweifel: ob sie ihre Herrschafft auf Rhemetalcen/ oder den Rhascuporis gründen/ und also diesem oder jenem das Licht ausleschen solte. Darinnen aber ward sie bald mit ihr selbst eines: daß auf beyde Fälle Parysatis gestürtzt; und weil zu diesem Gewebe viel Fädeme abzuspinnen seyn/ keine Zeit/ als der theuerste Verlust versäumet werden müste. Gifft schien ihrer Mord-Lust das geschwindeste und sicherste Mittel zu seyn. Daher ließ sie durch einen Comagenischen Verschnittenen der Königin Sattel-Knopf auf ihrem Zelter vergifften/ darauf sie mit dem Könige auf die Jagt ritt. Weil aber selbter mit einer seidenen Decke belegt ward/ Parysatis auch ihre Handschuch nicht auszoh/ und den Sattel-Knopf mit blosser Haut nicht berührte/ ward dieser Anschlag krebsgängig. Dieser Verschnittene bereitete hierauf ein paar Handschuch; aber Ada hielt diese Art zu gemein; und/ weil sie sowol mit Einbisamung umbzugehen wuste/ allzu verdächtig. Wenig Tage hernach fiel das Feyer des Taygetischen Bacchus ein/ an welchem alleine die Priesterinnen den Gottesdienst verrichten/ und kein Mann/ ja der hohe Priester selbst nicht in Tempel kommen darf. Weil nun den Lastern nichts/ als die Andacht einen scheinbaren Firnüs anstreicht/ ward sie schlüßig/ den gesegneten Wein zu vergifften/ welcher auf diesem Feyer des Bacchus denen Opfernden in Crystallene Schalen aus einer zimlichen Menge silberner Krüge/ derer jeder zwölf Schalen füllt/ eingeschencket wird. Zu diesem Ende ließ sie darunter einen silbernen Krug mit einem Unterschiede fertigen; also/ daß man daraus nach Belieben und ohne einige Vermischung zweyerley Wein einschencken konte. Sie selbst/ als oberste Priesterin hatte dieses Ampt zu verrichten/ und konte also darmit nach Belieben verfahren/ sonder/ daß einem andern Menschen das mindeste hiervon vertraut werden dorffte. Sie selbst goß eigenhändig den vergiffteten und andern Wein in den Krug/ und setzte ihn an den gewöhnlichen Ort neben das Altar. Als Ada aber mit Anzündung des Opfers und Beschauung der Eingeweide beschäfftiget war/ sprang eine glüende Kohle vom Brand-Altar auf den Tisch/ neben den gesegneten Wein. Weil nun das den Tisch bedeckende seidene Tuch zu glimmen anfieng/ gieng ohne Anmerckung der Ada eine Priesterin dahin den Brand zu leschen; und damit verwechselte sie den ersten silbernen Krug; also daß Ada nach dem Opfer der Königin Parysatis und allen andern grossen Frauen des Hofes vom guten Weine in die dazu bereitete Schalen einschenckte. Die andern Krüge verschenckten die übrigen Priesterinnen/ und traf das Unglück selbst

sechs

sechs Comagenische Dirnen aus der Ada Frauen-Zimmer; welche/ weil das mit Fleiß zu langsamer Würckung bereitete Gifft erst auf die folgende Nacht zu würcken anfieng/ folgenden Morgen todt im Bette gefunden wurden. Ada erschrack nicht so wol über dieser ihrer Getreuen erbärmlicher Hinrichtung/ als sie dieser unbegreifliche Irrthum verdroß. Denn die Boßheit ist sowol der Freundschafft/ als des Mitleidens unfähig/ und die Narben ihres oft verletzten Gewissens waren mit einem solchen Knorpel überwachsen: daß sie so wenig im Hertzen Fühle/ als in ihrem Gesichte Schamröthe hatte. Ob sie nun zwar in ihrem Frauen-Zimmer eine mit Napel und anderm Giffte auferzogene Dirne hatte/ welche wie jene giftige Indianerin bey nahe dem grossen Alexander gethan/ ihr zu Dienste schon etliche Höflinge mit ihrem Atheme getödtet hatte/ so ließ sich doch diß der Königin schwer anbringen/ und Ada selbst hielt nicht für rathsam ein zweymal fehlendes Mittel das drittemal zu versuchen. Ihre Laster aber/ daraus sie für längst ein Handwerck gemacht hatte/ gaben ihr viel ein schlimmers ein; als wordurch sie nicht nur das Leben und die Ehre der Königin Parysatis/ sondern auch ihres eigenen Gemahles Rhasceuporis auf die Spitze setzte/ und noch darzu in ihrer Seele die heftigste der Weiblichen Regungen/ nemlich die Eyversucht tödten muste; welche doch allen Menschen/ ja so gar auch unvernünftigen Thieren angebohren ist/ und die eyversüchtigen Hirschen so quälet: daß ihnen davon Würmer in ihren Geweyhen wachsen. Es war in der Königin Frauen-Zimmer eine edle Albanierin/ welche ihrer Schönheit halber gleichsam ein Begrif aller Vollkommenheiten genennet werden konte. Denn sie hatte schneeweisse Haut/ Zähne und Nägel/ schwartz braune Augen und Augenbrauen/ rothe Lippen/ Wangen und Haut unter den Nägeln/ lange krause Haare/ Hände und einen gestreckten Leib/ einen kurtzen Bauch/ erhobene Backen/ niedrige Zähne und Ohren; eine breite Stirne und Schultern; einen engen Mund/ und aufgelauffene Lefzen/ die Augenbrauen von einander unterschieden; länglicht rundte Finger/ eine dünne Nase/ einen kleinen Kopf/ Füsse/ und kleine rundte Brüste. Dieser seltzamen Gestalt halber war sie am gantzen Hofe hoch gesehen; insonderheit aber hatte sie das Hertze der Königin Parysatis gewonnen: daß sie nichts ohne sie thät/ sondern alle ihre Geheimnüsse gleichsam in Verwahrung hatte. Weil nun der Priesterin Ada zu ihrem Anschlage an derselben Wissenschafft nicht wenig gelegen war/ und sie durch keinen geschicktern Werckzeug/ als Eriphylen die Königin zu leiten getraute/ bewarb sie sich durch Geschencke und Liebkosungen aufs eyfrigste umb Eriphylens Freundschafft; nam sie dardurch auch so ein: daß sie von Hofe täglich in Tempel/ und daraus zur Ada kam. Beyder Verträuligkeit ward mit der Zeit so groß/ als sie kaum zwischen Schwestern hätte seyn können. Bey dieser Gelegenheit warf Rhasceuporis auf Eriphylen ein Auge/ und Ada selbst/ welche ihre Schönheit und Gemüths-Gaben nie genung gegen ihrem Gemahl herauszustreichen wuste/ trug selbst embsigst Holtz zu diesem Feuer; welches endlich so sehr zu Schwunge kam: daß Rhasceuporis unterschiedene mal mit allen Versuchungen/ damit ein Weiblich Hertze überwunden werden kan/ an sie setzte; welche aber entweder aus Furcht für seiner Gemahlin Ada/ oder weil sie ihre Wolthäterin durch diese Untreue zu beleidigen für ein zu grosses Laster hielt/ auf solch Eis nicht trauen wolte/ sondern diß Anmuthen endlich der Ada selbst entdeckte/ und umb Erlaubnüs sich ihres Hofes zu entschlagen anhielt. Eriphyle/ anstatt/ daß sie von der Ada einen grossen Danck und Ruhm erwartete/ ward von ihr mit einem Gelächter bewillkommt. Sie schalt ihr Bedencken eine Alberkeit/

und

und ihre Weigerung einen Hochmuth/ weil sie nicht nur sich der Süßigkeiten der Liebe beraubte/ sondern auch einem zu gebieten Macht habenden Fürsten so billiges Verlangen abschlüge. Ohne den Geschmack der Wollust wäre alle Empfindligkeit des Menschen stumpf/ im Frauen-Zimmer aber gar todt; welche in allem andern den Männern nachgäben/ in dieser Ergötzligkeit aber alleine überlegen wären. Diesemnach wäre die nicht recht bey Sinnen/ die der Zeit/ der Gelegenheit/ und dieses Vortheils sich nicht bediente. Wenn aber ja die Beliebung der Liebe eine Thorheit seyn solte/ wäre es die geringste. Denn man wäre darmit nur ihm selbst nicht klug/ gleichwol aber nicht gram/ worinnen die gröste Thorheit bestünde; Andern aber klug seyn/ wäre schon eine auskommentliche Weißheit. Uberdis verhinge das Glücke über uns auch in der Liebe so seltzame Tage und Zufälle/ aus denen die Tugend sich selbst nicht auszuflüchten wüste. Unter diesen aber wären dis die wichtigsten: wenn Fürsten über uns was gebäthen. Denn weil diese über unsere Güter/ Ehre und Leben/ Gewalt/ und aller Dinge oberstes Eigenthum hätten/ gehörete ihnen auch der Gebrauch unsers Leibes. Königlich Geblüte hätte Verwand- und Eigenschafft mit dem der Purpur-Schnecken/ welche wol färbten/ aber nicht fleckten. Weßwegen ihnen was versagen keine Keuschheit/ sondern ein Frost der Seele/ ja gar ein Laster wäre. Daher/ im Fall Eriphyle sie liebte/ und ihre gegen sie Zeither betheuerte Neigung nicht das Ansehen einer Heucheley bekommen/ sondern den Strich der Treue und die Farbe unverfälschter Freundschafft halber halten solte/ müste sie dem Rhascuporis keinmal mehr ungehorsam seyn; hierdurch aber ihre gegen Eriphylen tragende Gewogenheit nicht für geringer schätzen/ als welche Cato dem Hortensius durch Abtretung seiner Marcia bezeuget hätte. Eryphile hörte dieser Fürstin mit so grosser Befrembdung zu: daß sie für Verwunderung hätte zum Steine werden mögen. Sie sahe sie mit einem langen Stillschweigen starr an/ umb aus ihren Gebehrden die Auslegung ihrer unbegreiflichen Worte zu nehmen. Denn sie könte ihr nichts wenigers einbilden; als daß sie nicht nur zu ihres Gemahls frembder Liebe eine Auge zudrücken/ sondern seine selbst-eigene Kuplerin seyn solte. Daher bildete sie ihr festiglich ein: Ada wolte nur ihr Gemüth ausholen/ und ihre Treue prüfen; antwortete sie ihr also: Sie möchte ihr nichts zumuthen/ wordurch sie zugleich ihre Keuschheit als Wolthäterin beleidigte. Je höher der Stand und die Sterne/ je sichtbarer wären die Laster und Flecken. Ja kein Gestirne schwärtzte mehr/ als die Sonne/ das wahre Ebenbild der Fürsten. Daher säncken die vom Thaue trächtigen Muscheln nach ihrer Empfängnis sich in die Tieffe des Meeres bis auf den Grund/ womit ihre Perlen nicht von den Sonnen-Strahlen fleckicht würden. Diese keusche Muscheln wären die edelsten Lehrmeisterinnen keuscher Seelen/ wie sie für den Sonnen dieser Welt sich anstellen/ und sich die ins gemein in bittern Haß ausschlagende Hold auf keinen Irrweg selten verleiten lassen. Alleine Ada wuste Eriphylen die Wollust so zu verzuckern: daß sie ihr selbte für das Saltz des Lebens/ und für eine solche Süßigkeit einredete/ ohne welcher Genüß jeder vergebender Tag dem Leben abgestohlen würde. Die von ihr besorgte Eyversucht redete sie durch viel Betheuerungen und vorgebildete Schuldigkeit der Ehfrauen aus/ welche ihre Männer nicht nur mit ihrem eigenen Leibe/ sondern auch mit frembden Schönheiten zu vergnügen; ja ihnen zu Liebe alle Verdrüßligkeit gefallen zu lassen/ und aus dem selbst-ständigen Eckel wie die Bienen aus herben Kräutern süssen Honig saugen solten. Denn ein Weib solte von keiner andern Wollust wissen/ als die ihr Man̄ genüsse.

genüsse. Daher müste sie dem Fürsten Rhascuporis/ oder vielmehr ihr selbst die Ergötzligkeit nicht entziehen/ welche ihr durch das Röhr ihres Gemahls in das empfindlichste ihrer Seele flössen würde; wo sie nicht anders durch thörichte Hartneckigkeit das Glücke mit Füssen von sich stossen/ des Fürsten Rache/ und ihre Ungenade mit den Haaren zu sich ziehen wolte. Mit einem Worte: Eriphyle ward überredet oder gezwungen in des Rhascuporis Willen zu kommen; Und weil die Wollüste denen am süssesten schmecken/ denen zum ersten am meisten dafür geeckelt hat; ja frembdes Wasser meist besser/ als eigener Wein schmeckt; verknüpfte die Liebe beyde so feste zusammen: daß eines ohne das ander nicht länger zuleben getraute. Weil nun die anfangs behutsamen Laster endlich sicher/ und damit unvorsichtig werden/ merckte der gantze Hof dieses Geheimnüs/ nur allein Ada war mit sehenden Augen blind. Sie liebkosete dem Rhascuporis mehr als jemals vorher/ und wormit sie gleichwol seine anderwerts hin gewiedmete Kräften nicht auf ihren Acker leitete/ nam sie sich eines Gelübdes an/ ein gantz Jahr lang des Thesmophorischen Gottesdienstes abzuwarten; welche Andacht nur von Frauen/ die sich ihrer Männer enteuserten/ wie die Elevsinische von derogestalt lebenden Männern vollzogen werden konte. Sie schlief deßhalben auch mehrentheils im Tempel der Ceres auf gewissen Kräutern/ welche der Geilheit widerstehen/ und zur Keuschheit dienlich seyn sollen. Hingegen ließ sie bey allen Mahlzeiten dem Rhascuporis und Eriphylen in Pasteten Fleisch von denen Egyptischen und dem Crocodil ähnlichen Heydechsen mit unterbacken/ und die daraus gezogene Krafft mit dem schmeckenden Weine aus Chius vermischen/ welche allen andern Zunder der Geilheit übertreffen soll. Wenn auch Eriphyle ihre Begierden mit dem Rhascuporis abgekühlet hatte/ empfieng sie Ada mit höchster Freude und Freundligkeit/ umbarmete/ halsete und küßte sie; und danckte ihr für die ihrem Gemahl geschaffte Vergnügung. Sie nöthigte Eriphylen in ihr Bette/ nennte sie ihre Buhlschafft/ und brachte sie durch ihre Liebkosungen so weit: daß sie ihr allemal die gepflegenen Geilheiten umbständlich erzehlen muste. Darüber schöpfte Ada/ ihrem Vorgeben nach/ mehr Ergötzligkeit/ als Eriphyle in der eigenen Wollust. Denn sagte sie: dein Leib alleine hat des Rhascuporis genossen/ ich aber genüsse sein in der Seele durch eine kräftige Einbildung; und du selbst wirst empfinden: daß die Wollust ein flüchtiger Schatten sey/ wenn sie nicht vorher durch den Vorschmack des Verlangens/ hernach durch süsses Andencken des genossenen tauerhafft gemacht; und ihr empfangenes Himmelbrod nach dem Genüsse durch Einbildung gleichsam gekäuet/ und in Safft und Blut des Gemüthes verwandelt wird. Die Natur lehret uns selbst diesen geistigen Gebrauch der Wollüste/ wenn sie sie uns in Träumen oft kräftiger eindrucket/ und mit häuffigerm Uberflusse überschüttet/ als wenn wir uns wesentlich mit ihr begatten. Derogestalt brachten Ada und Eriphyle mit ihren unkeuschen Erzehlungen manche gantze Nächte und halbe Tage zu; und ihre geile Betastungen waren gleichsam die Nachgemählde oder der Widerschall der vorher begangenen Ehbrüche; nur daß Eriphyle beym Rhascuporis sich selbst/ bey der Ada den Rhascuporis fürstellte; welche jener noch täglich neu ausgedachte Arten der Geilheiten an die Hand zu geben sich befließ. Atalanta hingegen der Ada Hofemeisterin hätte für Ungedult zerbersten mögen/ als sie Eriphylen zur Gemahlin/ die Fürstin Ada aber zu einem unempfindlichen Steine werden sahe. Denn weil eine aus dem Bette verstossene Frau ins gemein vorher schon aus dem Hertzen verbannet ist/ hernach auch das Haus räumen muß/ stellte

ihr Atalanta mit der Fürstin Ada Untergange schon ihren eigenen Schiffbruch für Augen. Bey diesem Unmuthe erkühnte sie sich die Ada zu fragen: ob sie bezaubert wäre: daß sie Eriphylen ihre ärgste Feindin/ den Raubvogel ihrer Ehre/ die Vergällerin ihrer Vergnügung noch auf den Händen trüge; und durch ihre mehr/ als knechtische Gedult einer Ehbrecherin den Weg zur Herrschafft/ ihr selbst aber zum Grabe bähnte? Ada antwortete ihr lächelnde: Ich sehe wol/ Atalanta/ daß du dem Fürsten Rhascuporis gramer bist/ als jene Atalanta dem Arcadischen wilden Schweine/ welches sie mit eigener Faust erlegte. Ich weiß aber nicht: ob du mir damit mehr wol/ als übel wilst. Du bildest dir ein: Rhascuporis liebe Eriphylen. Vielleicht ist es eine blosse Einbildung. Die Eyversucht siehet mehr als wahr ist; wie die Liebe weniger. Sie hat Mißtrauen gegen die im Zimmer schleichenden Mäuse; und wünschet: daß alles aus ihr/ ja die Flöhe selbst verschnitten wären. Sie machet die Tapezereyen zu ihren Neben-Buhlern/ und glaubet: daß ihr Ehmann sich in die darein gestickte Bilder verliebt habe. Daher ihr auch eine marmelne Diana/ wie keusch und kalt sie ist/ den Schlaff verstöret/ wenn er sie den Tag vorher eigen angesehen hat. Atalanta fieng hierüber anzuruffen: Ihr Götter! hat die sonst so scharffsinnige Ada alleine Maulwurfs-Augen: daß sie nicht sehe/ was gantz Thracien mit Händen greifft? daß sie nicht glaubt/ was der Pöfel auf den Gassen singt/ und woraus der üppige Hof ein Gelächter macht? Meinet sie: daß wenn Eriphyle mit dem Fürsten Rhascuporis auf die Jagt fährt/ und Ada zu Hause nähet/ sie mehr mit den Hunden das Wild/ als mit ihren Begierden ihren Wunsch verfolgen? Glaubt sie Einfältige: daß/ wenn sie vom Morgen bis in die Nacht sich in die Einsamkeit eines Lusthauses versperren/ sie einander in der Welt-Weißheit unterrichten? Einfältige! die Gelegenheit unterrichtet unwissende Kinder/ verführet die Unschuldigsten auf den gebähnten Weg der schlüpfrigen Wollüste; und die Einsamkeit/ welche sonst keinen andern Gefärthen verträgt/ halset und küsset sich mit der Liebe/ als einer behäglichen Einsiedlerin. Sie ist eine so gefährliche Gefärthin: daß ihr die Natur selbst mißtrauet/ und in Mutter-Leibe die Zwillinge ungleichen Geschlechtes von einander absondert. Ada versetzte: Ich sehe wol/ Atalanta: du habest dich mit deinem Argwohne so vermählt: daß du die Warheit selbst für ein Kebs-Weib halten würdest. Denn die Eyversucht ist nicht weniger hartneckicht/ als leichtgläubig. Ihre umb das Haupt hängende Schlangen zischen ihr unaufhörlich neue Mähre in die Ohren/ und Argwohn ins Hertze. Sie schäumen ihr Gifft auf die reinesten Lilgen/ und Galle in die ruhigsten Gemüther. Sie beissen mit ihren Zähnen die festesten Bänder der Hertzen entzwey/ und zertrennen den unzertrennlichen Ehstand. Die Eyversucht schwärtzet mit dem Rauche ihrer höllischen Fackel den guten Nahmen/ und vertunckelt die vollkommenste Tugend. Ihre Flamme ängstigt den Leib mit einem nie aufhörenden hitzigen Feber/ und das süsseste Leben verwandelt sie in einen Brand der verzweifelnden Unholden. Ihr blutiges Schwerdt sencket sie in ihre eigene oder dessen Eingeweide/ den sie vor am eifrigsten geliebt hat; braucht es aber hernach zum Spiegel seines abscheulichen Lasters; besiehet darinnen die Wunden ihres Hertzens/ und die Flecken ihrer Seele. Ja sein falscher Widerschein stellet ihr den gestrigen Abgott heute als ihren Hencker/ du aber meinen Rhascuporis als meinen Feind für/ welchen ich nicht ohne Grund als meinen Gemahl und Liebhaber verehre. Nein! nein! Atalanta/ störe nicht die Ruhe meines Gemüthes/ und vergälle nicht die Süßigkeit meines Ehstandes mit der entweder unnöthigen oder unnützen

Eyversucht; welche nicht in meiner zarten Seele/ sondern nur in einem unmenschlichen Hertzen/ wie das den grossen Alexander tödtende Gifft in Pferde-Huf beherberget werden kan. Hilf Himmel! rief Atalanta. Hat die scharffsinnige und empfindliche Fürstin Ada nun nicht nur das Gesichte/ sondern auch die Fühle verlohren; welch letzter Sinn doch allen Thieren gemein ist/ und dem kleinsten Gewürme nicht fehlet? Hältest du für keinen Verlust: daß Eriphyle den Kern der Liebe vom Rhascuperis einerndtet/ dir aber leere Hülsen läßt? Schätzest du für keinen Verlust der Ehre: daß dein Gemahl dich als eine Unwürdige einer Magd nachsetzt; der Pöfel aber als auf eine Verschmähte mit den Fingern weist? Ada begegnete ihr: du selbst steckst in einem grossen Irrthume/ Atalanta/ wenn du meinest: daß eine Gemahlin der Geilheit halber/ nicht wegen Fortpflantzung der Geschlechter geheyrathet werde; und daß unsere Ehre des Pöfels oder eines andern Willkühr unterworffen sey. Frembde Laster können uns wol weh thun/ aber nicht unehrlich machen; wie man aus eines andern Tugend wol Freude/ aber keinen Ruhm schöpfen kan. Atalanta brach ein: Die grossen Gestirne werden zwar auch wahrhafftig nicht verfinstert; gleichwol aber verstellet der Schatten der Erde den Monden/ und die Darzwischen-Tretung des Monden die Sonne in unsern Augen. Die Verläumbdung halset einem nur ertichtete/ nicht wahre Laster auf; Gleichwol aber wird diese als eine Beschimpfung mit Rechte geanthet/ und mit Eyver gerochen. Ist das Beginnen des Rhascuperis und Eriphylens nun nicht mehr/ als eine wörtliche Verunehrung? Man gäb es aber nach: daß ein Ehbrecher seiner Gemahlin keinen Schandfleck anbrenne; was kan ihrer Seele mehr Unlust/ als eine solche Verachtung/ und ihrem Leben mehr Bitterkeit/ als die Verzückung einer geilen Dirne/ verursachen? Ada antwortete; Meine liebe Atalanta; du hast eine empfindlichere Fühle/ als die Spinnen; und siehst in denen Gedancken: daß die aus einem vergällten Hertzen entspringende Regungen/ wie das aus unreiffen und bitteren Oliven gepreßte Oel/ die besten/ die linden Entschlüpfungen aber wie die reiffen Oliven die schlimmsten sind. Weist du aber nicht: daß die Verhölung der Wunden keine geringe Weißheit/ und die Verdrückung empfangenen Unrechts die klügste Rache sey! Bildest du dir ein: daß den Männern die Keuschheit so sehr/ als den Weibern obliege? Wer hat ihnen die Gesetze geschrieben? Erlaubet ihnen nicht das Recht der meisten Völcker die zahl ihrer Ehfrauen nach ihrer Willkühr/ oder zum minsten nach ihrem Vermögen zu bestimmen? Ihres Amtes ist es vielmehr klug und behertzt/ unsers aber keusch und verschämt zu seyn. Die Natur selbst und der gemeine Welstand verbindet uns hierzu: daß wir durch unsere Geilheit nicht unsern Ehgatten frembde Eyer auszubriten unterlegen/ oder die Väterliche Gewalt zweifelhaftig/ und die nöthige Erziehung der Kinder kaltsinnig machen. Derer keines aber ereignet sich/ wenn schon ein Mann über die Schnure hauet. Was würdest du mir/ Atalanta/ einzuhalten haben/ wenn ich des Persischen Königes Gemahlin wäre. Was würde ich gegen meine vier hundert/ neun und neunzig Neben-Buhlerinnen fürzunehmen haben; da ich mit der einigen Eriphyle so scharf eyfern soll? welche beym Rhascuporis zwar wol einen Stein im Brete haben mag/ mich aber doch/ als ihre Frau/ und als ihre Fürstin verehret; und wo nicht im Bette/ doch in der Würde die erste bleiben läßt. Dergestalt bin ich glücklicher/ als keine Königin in Asien; und ich selbst bescheide mich: daß eine Frau nicht nur ihren Leib/ sondern auch ihren Willen/ ja ihre eigene Welfahrt

Wolfahrt zu Vergnügung ihres Mannes aufzuopffern schuldig sey. Ich glaube / sagte Atalanta: daß sie bereit auf der Schippe stehe. Sintemal sich Eriphyle nicht an der Herrschafft über des Rhascuporis Hertze vergnügen / sondern auch Infel und Priesterthum an sich reissen wird. Maßen Rhascuporis / welchen sie an dem güldenen Seile der Liebe / als einen Tantz-Bär leitet / ihrer Lüsternheit nichts zu versagen mächtig ist. Ich weiß nicht / was ich dencken / weniger was ich sagen soll: daß sie so embsig ist Eriphylen ihr Glücke / ihr selbst aber die Grufft zu bauen? Bildet sie ihr ein: daß man die von uns empor gehobene Menschen wie die erhöheten Thürme nach Belieben wieder erniedrigen könne? Meinet sie nicht: daß wenn einer nicht gar ein todter Kloß ist / ihm selbst noch mehr empor zu klimmen die Hülffe gabe; und also die / welche wir groß / jedoch kleiner als uns zu machen vorhaben / unsere Grösse unvermerckt übersteigen; ja uns / wie der Rauch das ihm gebährende Feuer erstecken? denn / weil weder die Welt ein endliches Ziel / noch die Begierden einen richtigen Maas-Stab haben; sind die Menschen durchgehends unersättlich; und das erreichte Ziel wird zum Mittel weiter hinaus zu sehen. Dahero scheinet dem / der nichts hat / ein kleines Eigenthum viel; nach dem er aber etwas erlangt / viel ein weniges; ja endlich alles nicht genung zu seyn. Ada lachte und antwortete: Ich bin dir verbunden / Atalanta; daß du so sehr für mich sorgest / und zum Zeichen deiner gegen mich tragenden Liebe / so bekümmerst für mich eiferst. Alleine lasse dich diese Larven der Einbildungen auf keinen Irrweg leiten / welche ihnen Furcht und Eyversucht träumen lassen / oder fürs Gesichte mahlen / wormit sie mit etwas / wie der in die Hölle kommende Eneas mit Gespenstern zu fechten haben. Kanst du nicht begreiffen: daß eine zu ihres Ehmannes Fehlern ein Auge zudrückende Frau nach und nach selbst das Hefft und die Herrschafft über ihn behaupte: so betrachte Livien; welche durch diese Gedult dem Käyser August mit mehrerm Nachdruck / als er der Welt gebeut. Denn niemand ist demüthiger / und zur Dienstbarkeit geneigter / als der ihm übel bewust ist. Gleichwol aber / sagte Atalanta / hasset man niemanden mehr / als den man beleidiget hat. Ada setzte entgegen: welch Ehmann meinet: daß er mit Umbarmung frembder Buhlschafften seine Frau beleidige? Ist es aber auch gleich eine Beleidigung / so ist sie von keiner so grossen Wichtigkeit: daß sie des Beleidigers Hertze noch darzu so vergällen solte. Hingegen thut der ehlichen Liebe nichts mehr Abbruch / als eine tägliche Beywohnung. Die Abwechselung aber ist das Saltz der Liebe / und die Mutter der Wollust. Diesemnach denn die von den heftigen Begierden beunruhigte Magnet-Nadel der Liebe / nach einer langen Umbwallung doch endlich wieder auf dem Nord-Striche gegen seiner Gemahlin / als dem rechten Angel-Sterne stille stehen bleibt / und ein Mann nach langer Enthaltung oder Abwesenheit seine Frau so viel inbrünstiger lieb gewinnt. Welchen Vortheil die eyversüchtigen Weiber nicht zu hoffen haben / die aus ihrem Hertzen gegen ihn nichts als Galle / und von ihrer Zunge nur Wermuth ausschütten; welche allen seinen Tritten auf der Ferse argwöhnisch nachschleichen / und ihre verdrüßliche Seele mit seiner ausgespürten Untreue begierig speisen. Warlich / diese Thörichten giessen Gifft in ihre Wunden / und beleidigen sich selbst mehr / als sie von ihren Ehmännern beleidiget werden. Am wenigsten schaffen sie ihnen durch ihre Mißgunst einigen Vortheil / dardurch sie nur ihrer Ehmänner Lust verstören; sind also wie die Hirschen / welche ihr abgeworffenes rechtes Geweyh verscharren; und wie

die Heydechsen / die ihre abgestreiffte Haut verschlingen / nur daß beyde den Menschen nicht zur Artzney dienen sollen. Ist also die Eyversucht durchgehends eine unnütze Schwachheit / bey den Weibern aber eine gäntzliche Ohnmacht. Der Männer Empfindligkeit / welche ihrer Weiber Vergehung noch mit Blute zu rächen Kräffte haben / scheinet noch etlicher massen zu entschuldigen zu seyn; ungeachtet die grösten Helden hierinnen sich selbst überwunden / und König Philipp an Olympien / Ptolomäus an Cleopatren / Agamemnon an Clytemnestern / Menelaus an Helenen / Minos an Pasiphaen / Theseus an der Phädra ihre Untreue nicht gerechen / sondern sie fremder oder ihrer eigenen Rache überlassen. Was soll denn ein ohnmächtiges Weib gegen einen stärckern / auch weniger Verbrechenden für Rache ausüben? Die verbitterte Medea hat den durch ihre blinde Eiversucht erregten Brand mit vielen Thränen ausgelescht; und durch Ermerdung ihrer Kinder ihr weher / als dem Jason gethan. Nichts ist daher der Tugend gemässer / dem Gemüthe verträglicher / dem Leben sicherer / als leiden und schweigen. Sintemal die Juno selbst keine andere Frucht ihrer unmässigen Eiversucht eingeerndtet / als daß Jupiter im Leben die irrdischen Buhlschafften einer Göttin vorgezogen / nach dem Tode aber unter die Sternen gesetzt. Gleichwohl aber / versetzte Atalanta / blieb Juno bey solchem Ansehen: daß Jupiter nur ins geheim fremde Liebe stehlen dorfte; ja Europen in einen Ochsen / die Calisto in eine Bär verstellete. Allhier aber hat Eriphyle schon alle Scham / und Rhascuporis so gar die Larve seiner zu ihr tragenden Liebe abgelegt; und die Gewohnheit dem Ehbruche alle Heßligkeit des Lasters abgewischt. Daher habe ich mir fürgesetzt meiner Fürstin Unrecht entweder mit meinem oder Eriphylens Blute abzuwaschen / oder durch Gifft ihr und ihrer tollen Brunst das Licht auszuleschen. Ich beschwere dich / Atalanta / sagte Ada mit ernsthafter Geberdung / daß du dich Eriphylen / welcher ich darumb daß sie den Rhascuporis liebt / nicht gram seyn kan / nicht versehrest / wo du mich nicht selbst versehren / und meinen unversöhnlichen Zorn dir auf den Hals ziehen wilst. Atalanta erstaunete über diesen Worten; ihre Augen wurden wäßricht; und sie gieng mit Seuftzen aus der unempfindlichen Ada Zimmer. Diesem Gespräche hatte hinter den Tapeten Andronice / eine aus der Ada Frauenzimmer zugehöret / welche ins geheim Eriphylen / als einer neu-aufgehenden Sonne / mehr / als ihrer eigenen Fürstin zugethan war / und daher wie alles / also auch diß Eriphylen verkundschaftete. Eriphyle schöpfte hierüber gegen die Atalanta eine Tod-Feindschafft; und ehe drey Tage hin waren / erkaltete Atalanta durch beygebrachtes Gifft. Ungeachtet nun Eriphyle der Fürstin Ada mehr als vorhin Pflaumen strich; und / weil sie diß Gespräche so viel sicherer machte / ihrer Geilheit vollends den Zügel schüssen ließ / gieng doch Ada Atalantens Fall tieff zu Hertzen / und Gemüthe; also: daß sie nunmehr gleichsam stets mit dem Bleymaasse in der Hand verfuhr / und den Zweck ihres Anschlages zu beschleunigen fürnahm. Wie nun Eriphyle abermals bey der Ada im Bette ihre mit dem Rhascuporis verübte Geilheiten abmahlete; fing endlich Ada an: Eriphyle / dieses alles sind wol Kennzeichen deiner gegen dem Rhascuporis tragenden Liebe; aber noch lange keine solche: daß du ihn so sehr / als ich liebest. Eriphyle fragte: Was sie denn ihrer Liebe für Vollkommenheit beyzusetzen für nöthig hielte? Diese / antwortete Ada: daß du den Rhascuporis / wie ich / mehr als dich selbst liebest? Ich glaube / sagte Eriphyle: daß meine Liebe schon auf diese Staffel gestiegen sey. Wolan / versetzte Ada: so bewähre diß mit einer solchen Würcklichkeit /

als

als ich zeither es bewehret habe. Eriphyle versetzte: Ich wil deine Prüfung auch mit Aufopferung meines Blutes für meinen geliebten Rhascuporis bestätigen. Es ist diß noch zu wenig/ fing Ada an. Eriphyle hingegen: Was hat denn ein Weib wichtigers/ wormit sie ihre Liebe besiegeln könne? Ada sagte: Die Uberwindung ihrer eigenen Liebe/ welche stärcker als der Tod ist. Eriphyle fragte: Wormit soll ich sie denn überwinden? Ada gab zur Antwort: Damit/ daß du dich des Genüsses deiner Liebe entäuserst; wormit Rhascuporis aus seiner Liebe noch mehr Vergnügung schöpfe. Eriphyle/ welche meynte: daß Ada wieder nach des Rhascuporis Umbarmung seufzete/ erklärte sich: Ich muß mich bescheiden: daß ich/ als ein düsteres Nacht-Gestirne/ und als der Fürstin unwürdige Vertreterin ihr/ als der Sonne zu weichen schuldig bin. Du irrest/ fing Ada an/ wo du dir einbildest: daß meine Begierden deiner Liebe einigen Eintrag zu thun verlangen. Rhascuporis seufzet nach mir nicht; und wenn ich die ihm angenehmere Eriphyle verdringen wolte/ liebte ich ihn nicht/ oder mich mehr als ihn. Ich und du aber kennen die allzu wohl/ nach welcher seine Seele lechset/ und in deinen Händen beruhet/ ihn durch dieselbe zu beglückseligen. Eriphyle bat: Ada möchte ihr nicht nur diß Rätzel auflösen/ sondern ihr nur befehlen. Denn die Ehre des Gehorsams wäre ihr gröster Vorzug. Ada nam das Wort von ihr/ und fing an: Ich bin vergnügt/ Eriphyle. Liefere diesemnach die Königin Parysatis in Rhascuporis Armen. Die Königin? fragte Eriphyle. Keine andere/ antwortete Ada; weil Rhascuporis sonst keine lieb hat. Eriphyle fuhr fort: Woher weiß sie denn diß letzte Geheimnüß? Daher/ versetzte Ada: daß sie eine Königin ist; alle grosse Frauen aber schön/ und alle Fürsten kluge Leute sind. Eriphyle machte hierüber/ als einem allzu weit gesuchten Schlusse Schwerigkeit; zweifels frey/ weil sie bey Uberleging fremden Glückes ihr eigenes mit in die Rathschläge einwickelte. Aber Ada fuhr fort: Einfältige Eriphyle! Meynest du: daß die Schönheit die einige Mutter der Liebe sey? Ist es doch noch lange nicht ausgemacht/ worinnen die Schönheit bestehet. Denn wie nicht allen Menschen alle Speisen schmecken; also gefällt auch die Venus selbst nicht allen. Wie viel Köpfe/ so viel Sinnen; wie viel Augen/ so viel Schönheiten. Gantze Völcker zancken sich hierüber. Die Griechen halten es mit den fleischichten/ und welche voll Saftes sind/ wie Helena war; die Phrygier mit den schlancken und zarten; weßwegen sie ihr Frauenzimmer in Harnische einschraubten/ ja ihnen nicht satt zu essen/ und offt Essig zu trincken gaben. Dahingegen die Nordlichen Völcker ein mageres Weib für ein lebendiges Bild einer todten Venus halten/ und ihre Liebhaber dem Corinthischẽ Fürsten Periander vergleichẽ/ welcher seines Weibes Leiche beywohnte. Jupiter liebte Alimenẽ/ weil sie eine Riesen-Grösse; Artaxerxes Aspasien/ weil sie weisse Haare hatte; Perseus Andromeden/ weil sie schwartzbraun; Tyndarus Leden/ weil sie schneeweiß war; Achilles ward von der Chryseis schwartzen Augen entzündet; Pallas prangte mit ihren blauen/ und Juno mit grossen Ochsen-Augen. Du bist bräunlicht/ wie die berühmte Cleopatra war; Parysatis aber gibt der Mylchernen Cydippe nichts nach. Ins gemein aber fällt die Liebe der Wechsel-begierigen Männer von einer Farbe auf die andere. Was mag aber für ein besserer Liebes-Zunder seyn/ als die Königliche Würde? Aegisthus versahe sich so sehr nicht an der schönen Helena/ als an ihrer Schwester der Königin Clytemnestra/ welche eine grössere Frau war/ aber an Gestalt jener nicht das Wasser reichte. Denn der Purper wirfft einen so annehmlichen Wiederschein auf die blasse Lippen/ gelbe Wangen/ und todte Augen: daß sie wie Regenbogen den

beständigen Glantz der Edelgesteine beschämen. Oder der Vorwitz bildet ihm mit den Persiern ein: daß der Brunn/ woraus der König trinckt/ besser als andere in der Welt sind. Uber diß ist Parysatis so schön: daß wenn sie auch keine Fürstin wäre / geliebt zu werden verdiente. Diesemnach du mich durch kein ander Wunderwerck überreden wirst: daß du den Fürsten Rhascuporis liebest/ wo du nicht machst/ daß er von der Parysatis geliebt werde. Eriphyle fiel ein: Wenn ich nun gleich versichert wäre: daß Rhascuporis nach der Parysatis seufzete; durch was für eine Zauberey werde ich ihr eben das Verlangen nach ihm einpflantzen? Ada versetzte: Durch keine andere/ als wordurch du dich dem Rhascuporis zu einem Abgotte/ und der Parysatis zur geheimen Siegel-Verwahrerin ihres Hertzens gemacht hast; welche letztere Wissenschafft dir schon für sich selbst an die Hand geben wird/ durch was für eine Pforte du den Fürsten Rhascuporis in das innerste Gemach ihrer Seele einleiten sollst. Denn Parysatis ist zu schön und zu lebhafft: daß ich glauben solte: Es hätte niemand als ihr Gemahl Rhymetalces an ihr Theil gehabt. Mit einem Worte: Rühme der Parysatis des Rhascuporis Thätigkeit; dem Rhascuporis der Parysatis Anmuth; so wirst du befinden: daß beyde ehe und fester / als Eisen und Magnet an einander kleben werden. Eriphyle befand sich nunmehr durch diß Garn dergestalt bestrickt: daß sie nichts anders thun / als versprechen muste/ bey beyden das beste zu thun; und weil sie dadurch ihr den Fürsten Rhascuporis so viel mehr zu verbinden meynte/ von der Parysatis aber/ als einer Königin/ welche durch den Rhascuporis nicht grösser werden konte/ sich keiner gäntzlichen Verdringung zu besorgen hatte/ ließ sie ihr die Kuppleren zwischen dem Rhascuporis und Parysatis mit Ernst angelegen seyn. Es dorffte an beyden Orten so wenig Müh/ als Schwefel in Brand zu bringen. Eriphyle wuste umb alle geheime Buhlschafften der lüsternen Parysatis/ und diß einige Versprechen: Sie würde an dem lebhaften Rhascuporis befinden: daß sie vorher nur bey Leichen gelegen/ war schon genung/ sie in voller Flamme zu sehen. Rhascuporis war gleichfalls von Eriphylen so eingenommen: daß er nach der Parysatis / wie ein dürstender Hirsch nach frischer Kühlung lechsete. Mit diesen Neigungen brachte Eriphyle beyde auf einem Lusthause des Rhascuporis zusammen / allwo sie biß auf den späten Abend den Tag dergestalt hinlegten: daß sie sich so vergnügt/ als Hercules und Omphale mit einander gelebt zu haben rühmeten. Eriphyle brachte der Ada auf unverwendetem Fusse die Zeitung hiervon/ und ward deßhalben von ihr mit so vielen Liebkosungen/ als niemals vorher bewillkomt; also veranlaßt den Rhascuporis und die Parysatis noch immer mehr zu Abspinnung ihres Liebes-Rockens aufzumuntern. Parysatis ward durch ihr öffteres Laster eben so kirre / als Eriphyle; sintemal sie nicht nur in dem Pallaste / darinnen Ada zugleich wohnte / zum Rhascuporis sich einfand/ sondern so gar in Anwesenheit Eriphylens mit ihm zuhielt. Diese Nachricht gab der Ada an die Hand / Eriphylen weiß zu machen: Sie wäre aufs äuserste lüstern die Parysatis unvermerckt in Rhascuporis Armen zu sehen. Eriphyle faßte hierüber zwar einigen Argwohn; als aber Ada hoch betheuerte: Sie könte ohne den Genüß dieser Vergnügung ihr Gemüthe nicht besänftigen / und sie wolte lieber über die zwey Verliebten Rosen streuen/ als ihrer Liebe den geringsten Eintrag thun/ händigte ihr Eriphyle zu des Rhascuporis Gemache den Schlüssel ein; neben welchem sie mit einander verschlossen lagen. Ada ging mit höchst-verwirrtem Gemüthe / aber mit einem aufgeräumten Antlitze dahin. Sie ward aber durch wenige Eröffnung der für der Thür des Schlaf-Gemachs hängenden Tapeten gewahr: daß

beyde

beyde beysammen liegende in einen tieffen Schlaf verfallen waren. Diß machte sie so keck / daß sie selbst ins Schlaff-Gemach ging/ und die nackte Parysatis von der Scheitel biß auf die Fuß-Sohle aufs genaueste betrachtete. Diese Betrachtung schwellte in ihrem Hertzen die zeither verblümte Eyversucht mit siedendem Zorn und Rache so hoch empor: daß sie ihren bey sich habenden Dolch zückte und selbten der Parysatis zwischen die Brüste zu stossen aufhob. Die sich in einem Augenblicke erholende Vernunft aber machte ihren Schluß zweifelhafft; und nachdem sie erwoge: daß sie durch diesen Eyver ihr gantzes Glück verspielen / und auf einen Streich ihre so empfindliche Anstalt des so wichtigen Anschlages zernichten würde/ schlug sie diese hitzige Aufdampfungen vollends gantz zu Boden. Gleichwohl aber schnitt sie der Parysatis ein am Halse hängendes Hertze von Diamant ab / welches mit güldenen Sternen besämt/ für ein unschätzbares Kleinod gehalten/ und von Rhymetalcen der Parysatis verehret worden war. Mit dieser Beute/ welche sie ihr wohl zu Nutze zu machen im Schilde führte/ vergnügte sich Ada dißmal an statt des ihr abwendig gemachten Gemahls. Parysatis erwachte nicht so bald / als sie den Verlust ihres Hertzens wahrnahm; welchen sie so viel mehr empfand/ weil ihr geträumet hätte: man schnitte ihr das Hertze aus dem Leibe; und weil die hierumb befragte Eryphyle weder von diesem Kleinode was wissen wolte / noch den der Ada verlaubten Eintritt bekennen dorffte. Parysatis hätte gern dieses kostbaren Kleinodes vergessen/ wenn sie nur ihren Gemahl deßhalben zu bestillen ein Mittel gewüst hätte. Sie gab etlichen Künstlern/ welche nach Erfindung der Indianer/ aus gefärbtem Cristall falsche Edelgesteine nachzumachen wusten / dergleichen Hertz an/ weil kein so grosser Diamant irgendswo zu erfragen war. Aber die Kunst litt gegen der Natur hierinnen Schiffbruch/ weil die güldenen Sternen darein nicht gebracht werdē konten. Als sich Parysatis etliche Tage darüber gegrämet/ und den Verlust zu verhölen kranck gemacht hatte/ kam Ada sie heim zu suchen. Wie sie nun gantz einsam beysammen waren/ bückte sich Ada mit Fleiß unter einem andern Scheine über der Parysatis Bette/ damit das zwischē ihre Brüsten hängende Hertze von Diamant hervor/ und der Parysatis ins Gesichte fiel. Diese fing Augenblicks an zu ruffen: Hilf Himmel! Liebste Schwester/ wie ist mein Kleinod in ihre Hände verfallē? Ada lächelte/ und nahm diese Ansprache für einē blossen Schertz an / mit Vermeldung: daß diß unmöglich das ihrige seyn könte. Parysatis aber ließ sich es nicht ausreden/ und betheuerte: daß kein gleiches in der Welt zu finden wäre. Nachdem aber Ada eben so wenig sich eines andern bereden lassen wolte / fragte Parysatis: Ob sie denn das gegenwärtige lange Zeit besessen/ und woher sie es überkommen hätte? Hierauf brach Ada herfür: Es kan der Königin unmöglich seyn; denn ich habe es für 5. Tage einer in meines Gemahls Armen schlaffenden Ehebrecherin vom Halse genommen. Parysatis konte über diesen Worten die sichtbare Merckmale ihrer hefftigen Bestürtzung nicht verhölen; Ada aber fuhr fort: Dieselbe/ welche sich zum Eigenthume dieses diamantenen Hertzens mit Rechte ziehen wil/ muß mir einen Finger breit unter dem Nabel ein braunes Maal in Gestalt eines Käfers zeigen. Parysatis erblaßte und verstummete über dieser Nachricht. Denn sie glaubte nunmehr: daß Ada ein selbstäugichter Zeuge ihres Verbrechens gewesen sey. Wormit aber Ada sie so viel mehr verwirrte/ redete sie ferner: Ich mag aber mit meiner Schande nicht wuchern. Denn sonst würde ich eine Huren-Wirthin fürstellen. Ich bin hieher kommen dem Könige dieses kundbare Kleinod zu überliefern/ und die ausgeforschte Ehebrecherin zu bestraffen. Parysatis sprang hierüber aus dem Bette / und eilte einem Schreibe-Tische zu; daraus sie ein

gewisses Glaß nahm/und den darinn verwahrten Safft austrincken wolte. Aber Ada muthmaßte nicht unbillich: daß es Gifft wäre; daher schlug sie es ihr mit Fleiß in Stücke. Als Parysatis diese verzweifelte Hoffnung zu Wasser werden/ und auf dem Bodem schwimmen sah/ fiel sie für der Ada nieder/und bat mit gleichsam röchelnder Stimme: Sie möchte selbst an ihr mit Verspritzung ihres Blutes Rache ausüben/ nur aber nicht durch Angebung ihres Lasters beym Könige ein Blut-Urtheil/ beym Volcke aber eine ewige Verfluchung ihr auf den Hals ziehen. Auf diese trockene Bitte folgte ein rechter Platz-Regen unzehlbarer ihr aus den Augen schüssender Thränen/ mit welchen Parysatis die Ada bey dem Haupte des Rhascuporis/ bey der ihm ewig gelobter Treue/ bey der von den Thracischen und Comagenischen Göttern erwarteter Erbarmnüß beschwor: Sie möchte selbst/nicht durch den König an ihr Rache ausüben: aber der Anspinnerin dieses Unglücks der boßhaften Eriphyle die verdiente Straffe nicht schencken. Ada hörte sie wohl aus/sahe sie mit unverwendeten aber grimmigen Augen an/ ließ sie also unbeantwortet eine ziemliche Zeit am Creutze stehen/und für ihren Füssen liegen. Endlich öffnete sie ihren Mund/ und fieng an: Du hältest mich für grausamer/als ein Weib seyn soll. Meynest du daß/ da ich von deiner Geilheit besudelt bin/ ich mich nun vollends mit deinem Blute beflecken solle? Trauest du mir die Mäßigung nicht zu: daß ich meine Rache über die mir angefügte Beleidigung nicht ausstrecken werde? Mit einem Worte: Es ist kein gerechter Gesetze als das des Pythagoras: du must aus dem Vergeltungs-Becher des Rhadamanthus trincken/ nemlich leiden/ was du einem andern gethan hast. Erkiese dir demnach nur kurtz eines aus beyden/ entweder den König zu meinem Richter/oder zu meinem Liebhaber. Die mehr todte als lebendige Parysatis hätte gerne noch mehr gewilliget/ wenn Ada nur mehr gefordert hätte. Daher erklärte sie sich in ihren Willen auf alle Weise zu kommen: Ada möchte ihr nur selbst das Mittel ihren Wunsch zu erlangen an die Hand geben. Ada sagte: Eine geheime Einräumung deiner Lagerstatt kan uns beyde versöhnen/ und so wohl zu mein als deiner Vergnügung helffen; weil ich auf solchen Fall dir alle mein Recht auf den Rhascuporis abtrete. Durch diese Vermittelung verwandelte sich dieser geilen Weiber Zwist in grosse Verträuligkeit. Parysatis legte ihre angenommene Kranckheit ab/ und räumte noch selbige Nacht der Fürstin Ada ihr Bette ein. Sie aber schlief oder wachte vielmehr aus Kummer des Ausschlages im Neben-Gemache. Kaum eine Stunde darnach kam der König/und ward von dieser Priesterin nicht so wohl des Bacchus/ als der Liebe mit offenen Armen empfangen. Beyde opferten einander/ was die Wollust in ihrem Köcher vermag/ und zwar mit solcher Vergnügung des Königs: daß er bey seinem nach Mitternacht genommenen Abschiede seiner vermeynten Gemahlin nachrühmte: Sie hätte sich diese Nacht nicht als ein Weib/ sondern männlich gehalten. Ada war ebenfalls vergnügter/als sie noch zur Zeit sagen dorfte/ sonderlich weil ihre Wollust damit für der des Rhascuporis gewürtzt war: daß sie wissendlich einen fremden Buhler und zwar den König genossen hatte. Auf diese Art wurden drey Nächte nach einander verbracht/ ohn daß Rhymetalces ihme träumen ließ: daß er so vielmal eine fremde Frau umbarmet hatte. Gleichwohl aber ward er gegen seiner Gemahlin lüsterner/ als iemals vorher; also daß die Süßigkeit wahrhaftig in fremdem Wasser/ und nicht nur in der Einbildung stecket. Parysatis genaaß deshalben noch des Tages unterschiedene mal die Strahlen ihrer Sonne/welche sie einem andern Nacht-Lichte abtreten muste. Weil aber diese Wenigkeit für sie kein Auskommen war/ sehnte sie sich auch des Nachts so warm/ als Ada zu

schla-

schlafen/ und daher diese folgende Nacht beym Rhascuporis zu vertreten. Welches denn auch durch die Verwechselung dieser beyden unzüchtigen Weiber so glücklich bewerckstelliget ward: daß man folgende Nacht zu gleichmässigem Betruge erkiesete. Eriphyle kriegte noch selbige Nacht dieser Verwechselung halber von der Parysatis geheimster Kammer-Jungfrau Wind. Weil sie nun die für ihr geschehene Verhölung dieses Geheimnüsses für eine Verschmähung/ oder zum wenigsten für ein Mißtrauen gegen ihr aufnahm/ sich auch durch die Königin Parysatis schier gantz verdrungen sah/ da sie doch aus einer süssen Einbildung den Rhascuporis gleichsam für ihr Eigenthum hielt/ schöpfte sie gegen ihr eine grössere Eversucht/ als wenn sie selbst seine Gemahlin gewest wäre. Aus dieser Regung fand sie Gelegenheit dem Könige über der Taffel einen versiegelten Zettel unter den Teller zu spielen/ darauf geschrieben war: Parysatis hätte vorhergehende gantze Nacht in den Armen des obersten Priesters des Bacchus geschlafen/ würde auch folgende Nacht keine andern umbarmen. Rhometalces fand diese Schrifft bey Weggebung des ersten Tellers/ eröffnete und laß sie mit der heftigsten Veränderung seines Gemüthes; also: daß Parysatis ihm an der Stirne lesen konte; es müste was grosses/ und zwar/ weil er seiner Gewohnheit nach/ ihr nichts davon entdeckte/ etwas sie selbst angehendes seyn. Denn ein böses Gewissen ist niemals von Furcht und Argwohn entfernet. Diese waren Ursache: daß die schlaue Parysatis der hierzu nicht gar willigen Ada ihre Stelle und Lager-Statt folgende Nacht nicht vertreten lassen/sondern den vermuthlich gewarnigten König selbst erwarten wolte. Rhymetalces/ welcher sich den gantzen Tag mit allerhand seltzamen Gedancken geschlagen hatte; und/ weil er seiner Einbildung nach/ vorige Nacht seine Gemahlin in seinen eigenen Armen gehabt/ wuste das Rätzel des Zettels nicht auszulegen. Jedoch meynte er/ folgende Nacht solte dem vorhergehenden düsternen Tage ein Licht aufstecken. Diesemnach kam er umb Mitternacht/ und zwar mit brennendem Lichte für der Königin Bette/welche bey ihrer Wachsamkeit und erblicktem Lichte nunmehr an der Wahrheit dessen/ was sie geargwohnt hatte/ nicht mehr zweifelte/ sich also feste schlafend anstellte. Nachdem Rhometalces sie wohl und eigentlich betrachtet/ leschte er das Licht aus/ erweckte die Königin/ und lag/ biß es lichter Tag war/ bey ihr. Beym aufstehen küste er sie so heftig auf die Lippen: daß das Blut heraus gieng; sagte hierauf: Sihest du/ Parysatis/ ich habe geschworen/ du soltest mir das angethane Unrecht mit deinem Blute bezahlen. Hiermit gab er ihr den empfangenen Zettel zu lesen/ und ließ sie allein. Parysatis wuste nicht: ob sie sich über der Verrathung ihres Ehbruchs mehr bekümmern/ als über ihrem glücklichen Betruge mehr erfreuen solte. Sie nahm ihr aber nicht Zeit sich völlig anzukleiden/ sondern folgte dem Könige auf dem Fusse in sein Gemach/ und wuste die Farbe der Unschuld/ nemlich ein freudig Gesichte so meisterlich anzunehmen: daß Rhymetalces sie aus blosser Anschauung ihres Antlitzes aller Laster frey gesprochen hätte. Weil aber Parysatis wohl wuste: daß auch der allerunscheinbarste Argwohn so schwer aus einem Gemüthe/ als Dörner aus Aeckern zu rotten sind/ sagte sie zum Könige: Es befremdete sie: daß Rhymetalces aus etwas/ welches sie für keine Verläumdung/ sondern einen tieffsinnigen Schertz hielte/ gegen ihr den wenigsten Verdacht schöpfen/ weniger es mit ihrem Blute zu rächen sich entschlüssen mögen. Sintemal in beyden der Zettel wahrredete/ nach dem wahrhaftig/ und nach den alten Grund-Gesetzen der Odrysen niemand anders/ als der König in Thracien/ der allerobersie Priester des Bacchus wäre/ ein ander aber nur sein Ampt verwaltete. Rhymetalces ließ sich durch diese verschmitzte

Auslegung verleiten / der Parysatis gäntzlich beyzustim̃en / ja sich zu erkläre: Er müste gestehen: daß er ohne Ursache eyversüchtig gewest wäre; er wolte es aber einmal nicht seyn / wenn er Ursache dazu haben würde. Parysatis lächelte / und fing an: Sie nehme diese Erklärung für bekant an / und wolte sie ihn prüfen: ob sein Gedächtnüß nichts vergessen / und sein Gemüthe was verschmertzen könte. Hierauf fuhr sie zur Ada in Tempel des Bacchus / erzehlte ihr ihre Begebnüß / und wieß ihm den gefährlichen Zettel. Ehe ihn aber Ada noch sahe / urtheilte sie: Diß könte keine andere Seele / als Eriphyle verrathen haben; hernach erkennte sie selbten auch alsofort für ihre eigene Handschrifft / und damit sprach sie ihr zugleich das Leben ab. Parysatis wolte wider diesen Schluß noch einige Schwerigkeiten machen; aber Ada fing an: Wil sie noch der das Wort reden / welche nicht mich / sondern sie und meinen Gemahl beleidiget hat? Soll die leben / welche ihr Netze des Todes gestellet hat? Ein vertrautes Geheimniß entdecken ist schon ein sterbens-würdiges Laster; weil der / der solches annim̃t / sich unsern Freund erkläret; und uns unter diesem heiligen Mantel zu verterben sucht. Keine andere Züchtigung würde auch Eriphylen bessern. Denn wer schon einmal gegen seinen Fürsten die schuldige Ehrerbietigkeit verliert / kan nicht aufhören sie gar zu stürtzen. Denn die Boßheit ist anfangs blind / hernach taub / läst sich also in ihrem Rennen nicht aufhalten. Ihre Gehäge sind betrügliche Irrgärte. Der Eingang ist leicht / der Ausgang aber gar nicht zu finden. Dieses aber ist der Verräther verdienter Lohn: daß sie in dem Gedränge ihrer Fallgatter selbst ersticken / und ehe sich / als andere betrügen. Sie lasse daher Eriphylen verrecken. Denn sie wird es doch nimmermehr mit der Königin gut meynen; weil sie unmöglich glauben kan: daß es die beleidigte Parysatis mit ihr iemals gut meynen könne. Wo man aber beleidigt worden / und daher sich mehr keiner Freundschafft zu getrösten hat / weiß die Klugheit von keinem andern Hülffs-Mittel / als einer ungesäumten Rache / wo uns unsere Feinde nicht in unserm Untergange / wie vorher mit ihrer Beleidigung sellen zuvor kommen. Mit dem Atheme dieser Worte leschte Ada vollends die noch übrigen Liebes-Funcken in dem Hertzen der Parysatis aus / mit welcher Eriphyle vorher einerley Zunge in zweyen Münden / und eine Seele unter vier Brüsten beherberget hatten. Ihr Todes-Urtheil ward mit beyder Enden versiegelt; und wormit die Zeit nicht etwan die feurigsten Gemüths-Regungen laulich machte / den nechstfolgenden Tag derogestalt vollzogen. Die Königin kam sonder einige Begleitung / und mit abgenommenen Flecken für der Ada Pallast / und ersuchte sie umb eine kurtze Begleitung an dem Flusse Hebrus frische Lufft zu schöpfen. Ada hatte kurtz vorher Eriphylen unter einem andern Vorwand zu sich gelocket; also fiel das Looß auf sie eine Gefertin mit abzugeben. Ada und Parysatis liebkoseten ihr wie vorhin / oder auch mehr; zanckten sich auch mit einander: Ob Eriphyle der Natur / oder dem Glücke mehr zu dancken hätte. Nach zweyen Stunden kamen sie auf ein Lusthaus des Rhascuporis. Die Einsamkeit schien in selbtem selbst zu wohnen; gleichwohl aber fanden sie eine aufs köstlichste bereitete / und mit den kräfftigsten Erfrischungen versehene Taffel. Sie bedienten sich unter einander selbst / und zwar so vertraulich: daß niemand fremdes unter diesen dreyen die Königin hätte heraus zu lesen gewüst. Als sie derogestalt sich gleichsam mit vielen Kurtzweilen in Freude ausschütteten / öffnete sich die Thür des Nebenzim̃ers / daraus drey vermum̃te Unholden mit grausamer Ungeberdung herfür sprangen. Die erste trug einen Topf / die andere drey Zettel / die dritte ein blosses Messer.

Diese

Diese letztere sagte: Sie wären Bothen und zugleich Scharfrichter der Götter; welche eine unter ihnen zum blutigen Sühn-Opfer verlangten. Also solten sie loosen/ welche das Verhängnis entweder zum Leben oder Tode bestimmt hätte. Eriphyle bezeugte sich unter allen am hertzhafftesten/ weil sie diese Begebnis für eine zur Kurtzweil angesehene Anstellung hielt; dahingegen Parysatis und Ada für angenom̃ener Furcht bebten. Hierauf drang die den Loßtopf haltende Unholdin/ darein die andere ihre Zettel geworffen hatte/ mit Ungestüm auf die Herausnehmung. Parysatis und Ada griffen zum ersten/ Eriphyle mit Lachen am letzten. Als sie aber ihren Zettel aufmachte/ und gewahr ward: daß es eben derselbe war/ den sie dem Könige den Tag vorher geschrieben hatte/ erstarrete sie wie ein Scheit. Sehet ihrs! fieng die andere Unholdin an: daß die Götter niemanden straffen/ den nicht vorher sein Gewissen verdammt hat. Verrätherische Eriphyle/ du must sterben! Kennst du mich nicht? Ich bin der Geist der durch dein Blut erblicheten Atalanta. Hiermit riß sie ihrer abscheulichen Gespielin das Messer aus; gleich als wenn sie ihr die Kehle abschneiden wolte; fieng aber an: Nein/ nein/ Eriphyle! dis wäre viel ein zu leichter Tod für eine Magd/ welche zwey Fürstliche Bette besudelt; einer Königin und obersten Priesterin nicht nur zu Kopfe gewachsen/ sondern auch ihren Tod mord-begierig bestimmet hat. Hiermit fielen alle drey Unholdinnen die verzweiffelnde wie wütende Tyger an/ rissen ihr alle Kleider/ ja auch das Hembde vom Halse/ banden ihre Hände und Füsse/ und stachen mit spitzigen Pfriemern in ihre Armen und Beine alle Worte/ die sie dem Könige Rhymetalces zugeschrieben hatte. Eriphyle stieß gegen sie anfangs die grausamsten Flüche aus; die Schmertzen aber überwanden ihre Ungedult: daß sie wehmüthigst zu bitten anfieng/ umb nur schleunig abgeschlachtet zu werden. Alleine sie bekam diesen leidigen Trost zur Antwort: diese Kitzelung würde sich bald in Ernst verwandeln. Nach vollendeter blutigen Schrifft reichte die Unholdin der Ada das Messer mit dem Befehle: Sie solte die Henckerin ihrer Seele nunmehr an ihren Gliedern henckern. Ada verwandelte hierüber ihre gantze Gestalt/ welche bis dahin mehr/ als die Unholdin vermummt gewesen war. Denn sie ergrif das Messer mit freudiger Gebehrdung: die Mord-Lust aber guckte ihr aus den Augen herfür. Hierauf schnitt sie der bey nunmehr entdeckter Verstellung rasenden Eriphyle mit diesen beygesetzten Worten die Brüste ab: Gebet mehr Lockvögel den Fürsten/ und dem Rhascuporis ein Haupt-Küssen ab! darnach spaltete sie der Verzweifelten das Brustbein von sammen/ grief mit dem Arme hinein/ und riß ihr das zitternde Hertz heraus/ welches ihr Parysatis/ ehe sie noch die Augen schloß/ auf der Ada Veranlassung um das Maul schlug. Ada schnitt ihr so denn vollends den Kopf ab/ und wolte ihr Fleisch nach dem Beyspiele des grimmigen Diomedes den Pferden zu fressen geben/ aus ihrem Hirnschädel aber ein Trinck-Geschirre machen; aber Parysatis beredete sie noch: daß ihre zerfleischte Leiche in den unter selbigem Zimmer flüssenden Hebrus geworffen ward. Dieses von der Ada angestifftete und von der Parysatis gebilligte Laster war ein neuer Leim dieser zweyer boßhafften Weiber Gemüther an einander zu verknüpfen; also/ daß wo der Lasterhafften verträuliche Zusammenstimmung den Nahmen einer Freundschafft verdienet/ den Alten kein Irrthum aufgebürdet werden kan: daß Freundschafft und Betrug Schwestern/ und einer schwartzen Mutter/ nemlich der Nacht Kinder sind. Ja/ weil Parysatis und Ada nunmehr ein endliches Bündnis mit einander aufrichteten: daß jede ihren Gemahl der andern/ wie Menedemus dem Asclepiades

sein Ehweib ohne Eintrag abtreten und zu genüssen verstatten wolte/ gewaan es schier den Schein: daß wie mehrmals ein wildes Kraut heilsamer/ als viel kostbare Balsame sind; also die auf Laster gebaute Freundschafft auf festerm Fusse stünde/ als die auf Tugend gegründete. Sintemal ins gemein die als Demant-fest-verknüpften Verbindnüsse der Gemüther an dem Felsen eines kleinen Eigen-Nutzes zu scheitern geben; und zwar niemand der Cyrenischen Welt-weisen Lehre: daß ein kluger Mann nur sein/ oder zum wenigsten sein bester Freund seyn solle/ lobet/ jedermann aber doch nach selbter lebet. Hingegen lebten Parysatis und Ada in ihren Ehbetten/ wie Polistratus und Hippoclides in getheilten Gütern ohne Zwytracht/ und ohne Beschwerde: daß ihre Freundin ihres Eigenthums mehr/ als sie selbst genüsse. Dieser Männer-Tausch gieng aufs neue wol siebenmal glücklich von statten; sonder daß Rhymetalces das wenigste hiervon argwohnete. Alleine Ada ward nunmehr selbst überdrüßig mit dem Könige dergestalt länger der blinden Kuh zu spielen. Denn/ wenn die Geilheit zum höchsten Gipfel kommt/ schmeckt ihr die Wollust nicht mehr süsse; wenn nicht andere von ihren Lastern wissen: gleich als wenn ihr bester Geschmack in einem frembden Munde bestünde/ oder man auch durch Laster sich berühmt machen könte. Oder es war vielmehr der ehrsüchtigen Ada mehr umb die Königliche Herrschafft/ als umb die Wollust zu thun. Daher ward sie/ nach dem sie sich selbst lange mit ihren Gedancken geschlagen hatte/ schlüßig: daß sie sich dem Könige/ wenn er in der grösten Brunst seyn würde/ zu erkennen geben wolte. Sie bewerckstelligte solches auch folgende Nacht/ und zwar zu einer solchen Zeit/ und bey dergleichen Begebnüs/ da der König sich zum Knechte seiner Begierden gemacht/ und sich seiner Vernunfft zu gebrauchen keine Gewalt hatte. Gleichwol kam ihm dis Ebentheuer seines Bruders Gemahlin in seinen Armen zu finden/ so befrembdet für: daß er es anfangs mehr für einen Traum/ als eine Warheit hielt. Die nunmehr unverbrochene und ihm allzu kendliche Sprache aber benam ihm bey Zeiten [illegible]n Zweifel. Er fragte: Wer sie denn in dis sein Bette geleitet hätte? Weil sie aber mit ihren Geheimnüssen noch hinter dem Berge zu halten für nöthig hielt/ antwortete sie: die Liebe der Leitstern aller zarten Seelen. Und weil Rhymetalces hierüber gleichsam unbeweglich war/ raffte sie alle ihre Kräfften zusammen/ ihn durch schmeichelnde Liebkosungen/ geile Küsse und andere Reizungen zu beseelen. Menschliche Hertzen haben einen hefftigern Zug zur Wollust/ als das Eisen zum Magnet-Steine; also war es dem Könige eben so wenig möglich/ sich aus den Armen der schönen und liebreitzenden Ada/ als einem Bezauberten aus dem Kreisse einer gleichsam Himmel und Erde versteinernden Circe loßzumachen. Er tranck also aus dem ihm gleichsam eingenötigten Becher der Wollust so lange/ als seine Kräfften zulangten/ und so begierig/ gleich als wenn es einerley wäre/ in dem Meere einer solchen Schönheit Schifbruch leiden/ und in den Hafen der Vergnügung einlauffen. Die einmal geschmeckte Wollust angelte Rhymetalcen an die geile Ada so feste an: daß er ihrer beyder Verlaß nach die folgende Nacht nicht erwarten konte/ sondern den Tag ohne sie gleichsam nicht zu überleben getraute/ und in ihrer Abwesenheit so wenig lebhafft/ als der Monde ohne Genüssung der Sonnen-Strahlen lichte zu seyn schien. Er berief sie daher gegen den Mittag in den Lust-Garten/ darinnen diese Meisterin in der Liebe ihm vollends das Hertze aus seiner Brust stahl; und es zu ihrem Sclaven machte. Denn das Licht zeigte nunmehr allererst ihm den reichen Vorrath ihrer Schönheiten; welche vorher das Tuch der Finsternüs verdeckt hatte/ und bewährte

währte damit: daß der Tag mehr als die Nacht der reiffen Liebe Herbst/ und das Fühlen zwar der zärteste Sinn der Wollust/ das Gesichte aber die warhaffte Mutter der Liebe sey. Rhymetalces war hierdurch derogestalt außer sich gesetzt: daß er sich nicht einst weiter bekümmerte/ wie Ada vorige Nacht seiner Gemahlin Bette in Besitz bekommen hätte; bis er nun durch Geilheit sich erschöpft befand/ und beym Abschiede zweifelhaft ward: was für Zeit und Ort er seiner neuen Buhlschafft zu ihrer Wieder-Ersehung bestimmen solte. Ada merckte dis; und weil sie das noch glüende Eisen der Liebe zu schmieden nicht zu versäumen rathsam hielt/ fieng sie an: Er hätte sich vor seiner Gemahlin Parysatis nicht zu scheuen. Denn weil sie niemanden weniger/ als ihn liebte/ hegte sie in ihrem Hertzen nicht nur keine Eyversucht/ sondern sie bewürbe sich selbst umb frembde Buhlschafften für den König/ wormit sie inzwischen Lufft hätte/ anderwerts ihre Begierden zu kühlen. Hiermit zohe sie der Königin Schmaragdenes Hertze herfür/ mit Bericht: daß es Parysatis bey ihrer ausgespürten Zuneigung gegen dem Könige ihr zu tragen eingehändigt/ ja sie selbst in ihr Bette geleitet hätte/ umb mit diesem auch im tunckeln spielenden Kennzeichen bey finsterer Nacht desto glaubhaffter in Rhymetalces Augen und Bette ihre Stelle zu vertreten. Daher möchte er nur folgende Nacht ihr sicher beywohnen. Sintemal keine Parysatis in ihrem Zimmer/ noch in dem Königlichen Schlosse zu finden/ sondern beym tagenden Morgen zu schauen seyn würde/ wie sie nach gebüßter Lust durch eben diesen Lust-Garten/ und die verborgene Stiege sich heimlich in ihr Zimmer spielen würde. Rhymetalces erstarrte wie ein Scheit über dieser Nachricht; denn Zorn/ Eyversucht und Liebe überwarffen sich in seinem Hertzen mit einander so hefftig: daß es keinem Gliede mit dem Blute seine Bewegung zutheilen konten/ außer das Feuer der Rache sahe ihm aus den Augen. Nach einer guten Weil fragte er: ob er allem erzehlten Glauben geben solte? Ada antwortete: Er würde alles mit seinen Augen sehen/ wenn er folgenden Abend durch das Schlüssel-Loch in der Ada Schlaf-Gemach zu schauen; für Tage aber in dem Lust-Hause den von der kleinern Garten-Thüre gegen dem Frauenzimmer führenden Gang zu beobachten ihm nicht wolte beschwerlich seyn lassen. Rhymetalces verließ es mit ihr dieser Anleitung nachzukommen; Ada hingegen veranlaßte folgenden Abend die Parysatis zu dem gewohnten Männer-Wechsel; hielt sie aber in ihrem Schlaf-Gemache mit allerhand Schertz-Reden auf; insonderheit aber gab sie Anlaß zu einem Wort-Streite: welche unter ihnen diese Nacht vergnügter hinlegen würde? da denn Parysatis/ nachdem sie der entkleideten Ada selbst die Vorhänge am Bette wegzoh/ und sie küssende gesegnet hatte/ zu allem Unglücke lachende diese Worte ausstieß: Sie hätte mit der Ada ein Mitleiden: daß sie die Nacht einen ältern und abgematteten Mann wärmen solte/ da sie/ Parysatis/ mit einem jüngern und kräfftigern angezündet zu werden hoffte. Rhymetalces sahe und hörete allem dem mit der euserſten Gemüths-Verbitterung zu; hätte sich auch schwerlich enthalten ins Zimmer einzubrechen/ und an Parysatis sich zu rächen/ wenn er sich von so hefftigen Regungen nicht gantz entkräfftet gefühlt; die Parysatis auch mit ihrem letzten Worte aus dem Schlaf-Gemache fortgeeilet hätte. Gleichwol aber schloß er das Zimmer alsofort auf/ und zeigte sich der Ada mit allen Ungebehrden/ die ein Zorniger jemals haben kan. Denn die Rachgier machte sein Geblüte kochend/ seine Sinnen verwirrt/ sein Gemüthe verdüstert. Die Adern strotzten für aufgeschwollenem Blute; das Hertze schlug ihm wie eine sich übereilende Uhr; ja der Tod selbst sahe ihm aus den Augen; also daß Ada

selbst

selbst sich über seiner Gestalt nicht wenig entsetzte/ bis seine Zunge ihr die Auslegung machte: daß seine Hände zu eigenen Henckern der Parysatis werden solten. Ada freute sich hierauf mehr über dieser Entschlüssung/ als sie solche bekümmerte. Denn ob sie wol eben dis/ was Parysatis verbrach/ beredete sie doch ihre Eigen-Liebe: daß dis/ was an dieser ein Laster/ an ihr ein Werck eines aufgeweckten Geistes wäre. Ja ihr unverschämter Mund lobte des Königes Vorsatz der Rache/ welche ihrer Glückseeligkeit auch selbst den Tod einweihet/ und aus anderer Einäscherung ihre Vergnügung baut. Daß aber Rhymetalces selbst an seine Gemahlin Hand anlegen solte/ widerrieth sie ihm nicht so wol aus Abscheu für solcher Grausamkeit/ als daß sie besorgte: die den Tod für Augen sehende Parysatis dörfte von ihr/ ihrem Gemahl und der ermordeten Eriphyle alle Geheimnüsse entdecken/ und durch ihre Liebe und Anschläge einen Strich machen. Welchem Rathe sich denn auch Rhymetalces unterwarf/ und durch zwey verstumte Stummen sie bey ihrer frühen Rückkehr im Garten hinrichten zu lassen schlüßig ward; Inzwischen aber das Feuer seines Grimmes in die Flammen der Wollüste mit der geilen Ada verscharrte. Als er bis nach Mitternacht sich mehr geschwächt als gesättiget hatte/ ertheilte er den Stummen den Befehl/ und legte sich selbst in ein Fenster sich an dem bestimmten Trauer-Spiele zu belustigen; Ada aber wolte selbst eine spielende Person dabey seyn. Daher zohe sie dem Könige seinen Dolch von der Seiten weg/ verbarg sich hinter einen Myrten-Gang; und als die beym tagenden Morgen in den Garten zurück kommende Parysatis bald beym Eingange von zweyen Stummen angefallen/ zu Boden gerissen/ und mit zweyen Stichen verwundet ward/ sprang die grausame Ada mit dem blossen Dolche herzu/ und stach selben bis ans Hefft der Parysatis zwischen die Brüste/ mit beygesetzten Worten: Kennst du mich auch/ ehbrecherische Parysatis? Ich bin Ada/ oder vielmehr die selbst-ständige Eyversucht/ welche sich schwerer ohne Menschen-Blut versöhnen/ als der Diamant mit Bocks-Blute weich machen läst. Die sterbende Parysatis bließ mit ihrer Seele noch nicht ihre verbitterte Rache aus/ sondern fuhr mit ihrem Munde gegen der sie tödtenden Hand/ und biß mit ihren giftigen Zähnen bey nahe ein Glied vom kleinen Finger hinweg. Worauf ihr die verbitterte Ada noch einen Stich in den mit Fleiß entblösten Bauch unter den Nabel versetzte/ die Stummen aber die noch athmende Leiche in den/ den Garten anströmenden Hebrus warffen. Nach vollbrachtem Morde befahl Rhymetalces auf der Ada Anstifftung etlichen von der Leibwache diese zwey stummen Werckzeuge seiner Grausamkeit gleichfalls ins Wasser zu stürtzen/ umb diese Mord-That so viel gewisser zu vertuschen. Rhymetalces sprengte hierauf in Oresta aus: Parysatis wäre am Schlage gestorben; machte ihr ein prächtig Begräbnüs/ und befahl ihr ein kostbares Grabmahl zu bauen. Aber der Fluß Hebrus achtete sich viel zu heilig/ neben dem Haupte des Orpheus eines so geilen Weibes stinckende Leiche zu beherbergen/ oder das an ihr verübte Laster zu verdrücken. Daher warf er sie eine Meile unterhalb der Stadt bey einer dem Hyettus zum Gedächtnüs aufgerichteten Marmel-Seule ans Ufer/ welcher in Griechenland zum ersten den Ehbruch mit dem Tode bestrafft haben soll. Die einfältigen Fischer brachten diese allzu kentliche Leiche eben an ihrem Begräbnüs-Tage nach Oresta; und zeigten sie dem auf dem grossen Platze für dem Tempel des Bacchus versammleten Volcke; welches dem Könige offentlich anmuthete/ die Mörder der Königin zu erforschen und zu straffen. Weil aber Rhymetalces widersprach: daß es der Königin Leiche wäre/ und die Fischer

ins Gefängnüs zu werffen befahl; machte ihr Argwohn ihn selbst zum Weiber-Mörder; welcher Verdacht für eine ungezweifelte Warheit angenommen ward; als sie die Königliche Baare mit Gewalt öfneten statt der Leiche nur etliche Stücke Bley darinnen funden/ und den aus der Parysatis Brüsten gezogenen Dolch aus dem darauf geetzten Zeichen des Kriegs-Gottes für den Königlichen erkennten. Hierüber erwuchs ein offentlicher Aufstand/ welcher weder durch Einredung der Königlich Gesinten noch durch der gewafneten Leibwache Dräuung zu stillen war/ sondern wenn das Volck an einem Orte sich besänfftigte/ am andern desto ungestümer zu wüten anfieng; also daß Rhymetalces mit genauer Noth durch Hülffe seiner Leiche in Tempel des Bacchus entrann. Denn die Menge ist gleich einer rasenden See/ welche die Winde der Unvergnügligkeit/ der Furcht und Rache mit tausend Wellen beunruhigen/ derer immer eine sich erhebet/ wenn die andere sich leget. Niemals aber ist der Pöfel verwegener/ als wenn er sich gefürchtet sieht. Daher dräuten sie dem Rhymetalces offentlich den Tod/ und seinen Kindern die gäntzliche Ausrottung. Der Parysatis Leiche aber liessen sie aufs köstlichste einbalsamen/ und setzten diesen stinckenden Laster und Maden-Sack mit unbeschreiblichem Wehklagen in der Königlichen Grufft bey. Inzwischen hatte Ada umb dem Rhascuporis der Königin Tod ein wenig zu verbergen sich folgende Nacht unter dem Scheine der Parysatis in sein Bette gespielet; und weil des Rhascuporis Einbildung/ durch welche er mit seiner eigenen Gemahlin Ehbruch trieb/ seine Brunst schärfte/ Ada aber übers Jahr ihres Ehherrens nicht genossen hatte/ fand sie wider die gemeine Gewonheit in ihrem eigenen Bette mehr Vergnügung/ als im Königlichen; also daß die Geilheit in ihrem Hertzen nunmehr für ihren Rhascuporis gegen die für den Rhymetalces fechtende Ehrsucht zu kämpfen anfieng. Hingegen war über der ausbrechenden Ermordung der Parysatis niemand mehr ergrimmet/ als Rhascuporis; also: daß er seinem Bruder dem Rhymetalces sagen ließ: Er möchte seine Sicherheit anderwerts suchen; denn der Tempel des Bacchus wäre keine Freystadt eines Weiber-Mörders. Als aber Rhymetalces die Unmögligkeit sahe dem empörten Volcke die Tödtung der Parysatis auszureden/ und daher sich dardurch zu vertheidigen suchte: daß sie wegen Ehbruchs seine Liebe und ihr Leben verlohren hätte; bildete ihm der sich schuldig-wissende Rhascuporis ein: Rhymetalces hätte seine mit der Parysatis gepflogene Buhlschaft ergründet/ und würde ihn als den Ehbrecher angeben. Hierüber gerieth er in die euserste Bestürtzung; ließ auch den Rhymetalces mit Gewalt aus dem Tempel ziehen/ und in ein einsames Zimmer einsperren; ungeachtet der König sich auf die Unversehrligkeit seiner Königlichen Hoheit und des Tempels bezohe/ welcher grössere Freyheiten als der Aleischen Minerva Tempel im Peloponesus/ und das Heiligthum der Phliasischen Hebe hätte/ darinnen doch Vater- und Mutter-Mörder unversehrt blieben wären. Wie nun Ada sich das Blat derogestalt wenden sah/ sie auch Rhymetalcens schon überdrüßig worden war/ hielt sie es nunmehr auch für rathsam mit des Königes Glücke ihre Liebe zu verändern. Sie kam daher zum Rhascuporis aufs üppigste angeputzt/ redete ihn dieses Inhalts an: Es ist nunmehr Zeit Rhascuporis deine Liebe unschuldig/ und deinen Stand grösser zu machen. Du hast Ursache deine Ada wieder ins Bette zu nehmen/ welche dich niemals aus ihrem Hertzen gelassen/ ja sich übers Jahr aller Wollust enteusert hat/ nur daß du genung mit der Parysatis deine Lust büssen möchtest. Meine übermäßige Liebe hat mir die Bitterkeiten der Eyversucht versüßet/ aber auch deinem Irrthum abgeholffen/ welcher deiner Gemahlin

Anmuth für unschmackbares Wasser/ der Parysatis Geilheit aber für Himmel-Brod und Nectar einlebte. Du selbst hast dich überzeuget/ als du die letzte Nacht mich statt der eingebildeten aber schon todten Parysatis umbarmetest/ und mir gestandest: sie hätte dich niemals vergnügter aus ihren Armen gelassen. Würdige deßhalben nur auch wieder im Wercke dieselbe deiner Liebe/ die du unwissende für würdig erkläret hast/ und geneuß meiner reinen Flammen/ welche wie die der Parysatis/ dich mit keinem Rauche eines Lasters schwärtzen/ an welcher der Himmel seine Rache ausgeübt hat/ umb mich glückseelig/ dich aber unschuldig und grösser zu machen. Rhascuporis fiel seiner scheinheiligen Ada umb den Hals/ küssete und benetzte sie mit vielen Thränen/ bath sie demüthigst umb Verzeihung seines Verbrechens/ und gelobte sie hinfort als seine eigene Sonne zu lieben und zu verehren. Ada ward hierüber hertzlich erfreuet/ und fuhr fort: Meine Gedult hat meine Treue zwar hoffentlich genung bewehret; ich wil sie aber noch mit Eröfnung eines wichtigen Geheimnüsses besiegeln. Rhymetalces hat mir selbst Anlaß gegeben/ und ich wil dir im Garten den mit Blut bespritzten Ort zeigen/ wo er die aus deinem Bette zurück kommende Parysatis eigenhändig ermordet hat; weil ihm ihre mit dir gepflogene Liebe verrathen worden. Auf eben selbiger Stelle schwur er dir den Tod/ und mir die Ehe/ da ich durch dis mir zugestellte Gifft an dir seine und meine Schande rächen wolte. Ich erstaunete für so grausamen Anmuthen; und verdammete in meinem Hertzen eine Krone/ meine dir geschworne Treue aber hindan zu setzen. Weil aber Rhymetalcens Gemüthe unversöhnlich/ sein Gelübde unwiderruflich war/ zwang mich die Liebe den Todes-Befehl zum Scheine zu übernehmen/ nur/ daß er dir nicht durch andere Werckzeuge das Licht ausleschen liesse. Ich habe mich nun drey Tage gequälet; ob ich durch Offenbarung so grausamen Schlusses zwey Brüder zu Tod-Feinden machen solte. Nach dem ich aber kein ander Mittel zu deiner Sicherheit aufzufinden gewüst/ muß ich dir entdecken/ was ich ohne Meineid und ohne Beförderung deines und meines Untergangs nicht verschweigen kan. Hier ist das Gifft/ das ich aus seiner Hand mit Schrecken annehmen müssen. Urtheile/ wohin es zu verbrauchen ist? und was dich gegenwärtiger Zustand vortheilhafftig entschlüssen heist. Der aufs neue bezauberte Rhascuporis erinnerte sich nicht: daß die Waffen der Weiber Arglist/ ihre Siege Betrügereyen wären; nam also alles für ungezweifelte Warheit auf; und weil seine dem Rhymetalces durch Schändung seiner Gemahlin angefügte Beleidigung sein Gemüthe schon von Brüderlicher Liebe abwendig gemacht hatte/ gab seine nunmehr angezündete Rachgier so viel leichter diesen Ausschlag: daß Rhymetalces durch sein eigenes Gifft sterben/ und das Rache verlangende Volck damit versöhnet werden solte. Ada zohe hierüber die Achseln ein/ mit Vermelden: Sie wünschte wol ein linderes Mittel sich außer Gefahr zu setzen; aber Rhymetalces hätte das Band der Brüderlichen Liebe schon selbst zerrissen. Das Recht der Natur und Völcker billigte einem jeden anzuthun/ was er vor einem andern befürchtet hätte. Ihnen und Thracien wäre nun nicht anders als mit Rhymetalcens Tode zu rathen. In einem solchen Absehen hätte der tapfere Timoleon ihm kein Gewissen gemacht/ seines herrschsüchtigen Bruders Tod durch seine Rathschläge zu befördern. Die tugendhaffte Aretaphile zu Cyrene hätte es für einen herrlichen Sieg geachtet/ als sie Leandern zu Hinrichtung seines Bruders Nicarates ihres eigenen Ehmannes beredet. Diesemnach hätte sie kein Bedencken sein Urthel an Rhymetalcen selbst zu vollziehen. Wormit sich Ada aber zu einem rechten Sinnbilde der Untreue machte/

verfügte

verfügte sie sich selbst zum Rhymetalces/ welcher aus besorgtem Gifte anderthalb Tage keine Speise zu sich nehmen wolte/ verfluchte die gegen ihn verübte Unbarmhertzigkeit seines Bruders/ vertröstete ihn ihm aus dem Gefängnüsse und den Händen des rasenden Volckes zu helffen; und versicherte ihn: daß er sich in den Speisen/ welche sie selbst mit genüssen wolte/ keines Argen zu besorgen hätte. Sie hatte aber wie Parysatis des Xerxes Tochter des Darius Gemahlin zu Hinrichtung der ihrem Sohne vermählten Statira/ die eine Seite ihres Messers vergifften lassen/ mit welchem sie die auffgetragenen Vögel und Früchte zertheilte/ und die vergifftete Helffte dem Könige vorlegte; durch solche Zertheil- und Mitspeisung aber so viel leichter ihn seinen Tod zu essen verleitete. Nachdem sie ihm nun genung zum sterben eingegeben zu haben vermeinte/ ließ sie Rhymetalcen nebst einem Gefärthen/ der ihn auf den Hebrus nach Zernis in Sicherheit bringen solte/ über die Zinnen des Tempels in einen Nachen; welcher aber unferne davon von des auffrührischen Volckes auf solche Auffsicht mit Fleiß bestellter Wache angehalten/ und der erkennte König von dem rasenden Pöfel erschlagen ward/ ehe er noch aus Würckung des Gifftes erfuhr: daß sich Ada aus einer Buhlschafft in eine vergifftende Schlange verwandelt hätte. Dieser Tod kam nicht so geschwinde der Ada zu Ohren/ als sie ihren Gemahl erinnerte; es wäre nunmehro Zeit nebst der Insel Kron und Zepter zu umbfassen/ ohne welche alle Würde Stückwerck/ alles Glücke Eitelkeit wäre. Gemeine Leute könten alle Tage/ Fürsten aber nur bey grossen Veränderungen sich mit ihrer Fähigkeit sehen lassen. In keines Fürsten Macht stünde es zwar/ alles thun; aber gar nichts wichtiges ausrichten/ wäre eines Fürsten ärgster Schandfleck. Der todte Rhymetalces hätte seinem Sohne Cotys selbst dardurch das Erbrecht zum Thracischen Reiche abgesprechen/ da er seine Mutter Parysatis als eine Ehbrecherin getödtet hätte. Daher wäre Rhascuporis nicht nur berechtiget sich für den König ausruffen zu lassen/ sondern auch den jungen Cotys als ein Opfer der gemeinen Ruh abzuschlachten. Ob nun zwar Rhascuporis hierüber anstand/ und den Fürsten Cotys als ein Huren-Kind zu verstossen hunderterley Bedencken hatte; so wuste doch Ada ihrer Herrschsucht/ und Einrathung unter dem Scheine des uhralten Thracischen Erbrechtes eine schöne Farbe einzustreichen; als welches eben so wol als in Numidien und Arabien des verstorbenen Königs Bruder für seinen jüngern Söhnen zum Reichs-Erben angenommen hätte; weil einem Reiche vorzustehen kein Werck der schlipfrigen Jugend/ sondern des erfahrnen Alters wäre. Hiermit gewaan Ada nicht nur das Gemüthe des seinem eigenen Aufnehmen leicht beyfallenden Rhascuporis/ sondern sie spielte es auch durch Bestechung der Grossen/ und durch Bethörung des Volckes/ welches nach seinem Augenmaaße nicht mit dem Verstande urtheilt/ und daher jede Scheinbarkeit sich blenden läßt/ dahin: daß Rhascuporis zu Oresta für den König in Thracien ausgeruffen ward. Ich/ sagte Fürst Rhemetalces/ kam eben selbigen Tag aus dem Pannonischen Kriege/ da ich den Römern zum besten fünf-tausend Thracier geführt hatte/ nach Oresta; jedoch bekümmerte mich meines Vaters Rhascuporis Königliche Würde/ und die Thracische Veränderung mehr/ als die Ehrsucht mich darüber zu erfreuen verleiten konte. Denn ich hatte in Pannonien mit dem Fürsten Cotys eine grössere Freundschafft gemacht/ als so nahe Bluts-Freundschafft auch unter gemeinen Leuten stifften/ oder die Begierde zu herrschen sonst unter Fürsten vertragen kan. Uberdis kam mir das übermäßige Glücke so verdächtig für/ als meiner lasterhafften Stiefmutter Liebkosungen/ damit sie nichts minder

mich/ als das Volck zu bethören trachtete/ und meinen Vater Rhascuporis aufs neue gantz bezaubert hatte. Diese Ursachen bewegten mich meinen Vater mit Bescheidenheit die Gefahr seiner gefasten Entschlüssung für Augen zu stellen; weil doch die letztere Art der Thracischen Reichsfolge für den Fürsten Cotys/ das veränderliche Volck aber selten auf seiner ersten Wahl feste/ ja es nicht in der einigen Stadt Oresta/ sondern in des gantzen Reichs Erklärung bestünde/ wer zur Herrschafft das beste Recht hätte. Cotys wäre ein Herr von grossen Tugenden/ und grösserer Hoffnung. Die mächtigen Römer würden ihm mit Hülffe nicht entfallen sein Väterlich Reich zu behaupten/ derer Freundschafft er durch seine Tapferkeit im Pannonischen Kriege nichts minder verdient/ als erworben hätte. Diesemnach könte Rhascuporis nichts großmüthigers noch sicherers entschlüssen/ als wenn er dem in Pannonien abwesenden Fürsten Cotys die Helffte des mehrmals getheilt-gewesten Thraciens antrüge/ welches auch nach seiner Zerspaltung den meisten benachbarten Königreichen überlegen seyn/ und den edlen Cotys ihm aufs höchste verknüpfen würde. Mittelmäßige Reiche wären ins gemein tauerhaffter/ als allzu grosse. Jene würden durch gewohnte Wachsamkeit ihrer das wenige zu bestreiten mächtiger Fürsten erhalten; diese durch Sicherheit ihrer Häupter/ durch den Neid ihrer Nachbarn/ durch die Uppigkeit ihrer Einwohner zu Grunde gerichtet. Die Römer würden das zertheilte Thracien nicht mehr mit so schälen Augen/ als Zeither das vereinbarte anschauen; ja der Himmel selbst ein geneigterer Beschirmer eines gerechten/ als eines gewaltigen Reiches seyn. Durch diese Einredung brachte ich meinen Vater so weit: daß er meine Meinung billigte/ und zu vollstrecken im Werck begriffen war. Aber die unersättliche Ada warf auf einmal alles über einen Hauffen/ indem sie für eine Thorheit eines furchtsamen Hertzens schalt; wenn es sich mit einem halben Reiche vergnügte/ das es gantz besitzen könte. Kreiße und Cronen hätten nur einen Mittelpunct. Der Himmel vertrüge nur eine Sonne/ Thracien nur einen König; und ein zwey-köpfichtes Reich wäre eine so ungeschickte Mißgeburt/ als ein so viel-köpfichter Mensch. Fürsten wären dieses Nahmens nicht werth/ welche ihr Gebiethe zu vermindern ihnen träumen liessen/ nicht aber ihre Gewalt zu vergrössern alle euserste Kräfften angewehretent. Denn ein nicht mehr steigendes Reich sincke wie ein empor geschossener Pfeil augenblicks zu Bodem; und die Römische Herrschsucht/ welcher der noch vereinbarte Thracische Reichs-Apfel zu verschlingen zu groß gewest/ würde alsofort seine Stücke ohne weniger Müh/ als König Philipp verdrückt haben/ als Thracien zwischen dem Cersobleptes/ Berisades und Amadocus wäre zertheilt worden. Des Rhascuporis Ahnen hätten durch ihre Klugheit und Tugend die Thracier unter einen Hut gebracht; also solte er durch ihre Zergliederung sich nicht unwürdig machen ihr Enckel/ der Thracier König/ und der behertzten Ada Ehmann zu seyn. Auf diese Art verleitete Ada nicht alleine meinen Vater/ sondern sie faste auch gegen mir wegen meines widrigen Einrathens eine mehr als Stiefmütterliche Todfeindschafft; wiewol sie selbte mit mehr als Mütterlichen Gebehrdungen verhüllete. Rhascuporis nam die allerheftigsten Entschlüssungen wider die ihn nicht anbetenden Thracier für/ verbannte den Cotys als einen durch Ehbruch unwürdig-eingepfropfften Zweig in den Königlichen Stamm-Baum. Mit einem Worte: die Ehrsucht und Grausamkeit der Ada brachte nichts so schlimmes auf die Bahn/ was Rhascuporis nicht billigte; ich und andere aber riethen nichts so gutes/ was nicht beyde verwarffen;

entweder weil eines geilen Weibes Worte/ wie der Nil-Fall die benachbarten Mohren dergestalt betäuben/ daß sie nichts bessers hören können; oder weil ihm Rhaſcuporis nicht die Gedult nahm das Quell-Wasser guter Rathschläge aus dem tieffen Brunnen der Wahrheit herauf zu schöpffen/ sondern sich den aus dem Munde der falschen Ada über das Wehr der heftigsten Begierden abschüssenden Strom/ wohin sie wolten/ fortreissen ließ. Wiewohl es ein gemeiner Fehler auch uneingenommener Fürsten ist/ kühne und ruhmsüchtige Fürschläge nützlichen vorzuziehen. Denn Rathschläge haben einerley Verhängnüß mit den Gesichtern: daß die schönen allein gefallen. Rhaſcuporis fussete auch so viel mehr auf der Ada Vorschläge/ weil die Agrianes/ Agathyrsen/ ja fast alle Odrysische Landschafften ihn mit Frolocken für ihren König ausrufften; nicht so wohl: daß sie ihn für dem Cotys liebten/ als weil das Volck nach Art der schwärmenden Bienen auf ieder Hecke/ die ihnen zum ersten fürkomt/ ihren Sitz und Beruhigung sucht. Unterdessen kochte Ada wider mich unter dem freundlichsten Anblicke eitel Gift und Galle/ theils weil sie sich durch meine Redligkeit beleidigt zu seyn glaubte; theils weil sie ihren mit dem Rhaſcuporis gezeugten Sohn Tarnes schon zum Erben eines Reichs bestimmete/ dessen sie selbst noch nicht mächtig war. Ich hatte bey meinen neunzehn Jahren gleichwohl gelernet der Stiefmütter Liebe verdächtig zu halten/ und die Verwarnigung Hegesipylens einer in der Königin Frauenzimmer sich befindenden edlen Thracierin erhielt mich an einem Abende am Leben/ weil sie mir bey einem Tantze nur diß ins Ohr sagte: Wie schade ist es für einen solchen Fürsten/ daß er in seinem Hertzen nicht so viel Argwohn/ als Tugend hat! Wie jammert es mich: daß er heute mit einer Comagenischen Dirne sich zu Tode tantzen soll. Als ich mich kaum Hegesipylens entledigt hatte/ kam die Königin mit ihrer gewohnten Liebkosung/ und lobte mir eine ihrer Comagenischen Jungfrauen als ein Meisterstücke der Natur/ und als ein Kleinod/ welches sie alleine für mich verschrieben/ und zu meiner Vergnügung biß auf selbige Nacht aufgehoben hätte. Der mir von Hegesipylen ins Ohr gesetzte Floh erinnerte mich: daß man bey so süssen Lockliedern den gefährlichen Schiff-Bruchs-Klippen am nechsten sey/ und den zermalmenden Blitz über der Scheitel habe/ wenn falsche Hertzen so schön Wetter machen. Diesemnach vergalt ich zwar meiner Stiefmutter Freundligkeit mit grosser Ehrerbietung; ich stellte mich aber bald darauf kranck/ und zohe mich in mein Zimmer zurücke. Früh/ als ich in Tempel gieng/ drückte mir ein fremder Knabe einen Zettel in die Hand/ und gab mir mit selbtem die Nachricht: daß die neue Comagenerin von giftigen Speisen von langer Zeit durchwürcket/ und mit ihrem Atheme/ ja mit der Wärmbde ihrer Hand andere zu tödten mächtig wäre. Ich erschrack über so grausamen Erfindungen/ und weil ich weder meines Lebens sicher war/ noch meines Vaters Befehl nach/ wider den zu Philippopolis angekommenen Fürsten Cotys ins Feld zu ziehen Lust hatte/ ward ich schlüssig von Oresta weg/ und nach Athen zu ziehen/ umb dem über Thracien aufziehenden Ungewitter auszuweichen. Meinen Schluß zu beschleunigen nöthigte mich eine neue und abscheuliche Anfechtung der Stiefmutter/ welche mir eben das grausame Laster/ was Phödra dem Hippolytus zuzumuthen sich nicht entröthete. Ich erstaunete hierüber anfangs als ein Stein; weil ich aber für eine halbe Genehmhab- und Anleitung zu mehren Versuchungen hielt/ über einer so schändlichen Versuchung keine Empfindligkeit zeigen/ schlug ich auf das Heft meines Degens/ und sagte der Ada unter Augen: Diß kalte Eisen solte ihre Brunst kühlen/ wenn sie mich mehr auf solche Art zu versuchen sich gelüsten lassen würde. Die schlaue Ada lachte hier-

hierzu/ und machte von meiner Tugend grosse Lob-Sprüche; weil ich auch einen wider die Erbarkeit lauffenden Schertz/ dardurch sie mein Gemüthe hätte prüfen wollen/ nicht vertragen könte. Weil ich aber so wohl das scheinheilige als rachgierige Hertze meiner Stiefmutter allzu wohl kennte/ machte ich mich noch selbigen Abend/ aber zu meinem Unglücke aus der Stadt. Denn den Morgen darauf lieff ein Brieff an mich vom Fürsten Cotys von Philippopolis ein; darinnen er mich meiner alten Freundschafft/ und seines zu der Thracischen Krone habenden Erb-Rechtes beweglich erinnerte/ der von den Römern ihm versprochenen Hülffe sein Reich zu erobern versicherte/ die daraus Thracien auf den Hals wachsende Dienstbarkeit für Augen stellte/ und mich bey allen Thracischen Göttern beschwur: daß ich meinen Vater von seinem Beginnen ableiten/ hierfür aber das zwischen dem Berge Hämus/ Gamaides/ dem Fluß Agrianes und dem Euxinischen Meere liegendes Thracien versprechen/ für mich aber die Landschafften Sardica und Usdicesica haben solte. Weil ich nicht zu finden war/ und bey Hofe alles durch der Ada Hände gehen muste/ ehe es an den König kam/ gerieth dieser Brief auch zur Ada. Das Königliche Thracische Siegel war ihr Argwohns genung selbtem zu öffnen/ und der Innhalt ein erfreuliches Wesen/ woraus diese Spinne mich zu tödten Gifft saugen konte. Sie verdrückte diesen Brief/ biß sie vorher meiner Entweichung gewiß war/ und durch ihre Werckzeuge dem Rhascuporis gegen mich allerhand Verdacht hatte einpregen lassen/ worzu ihnen meine von Kind auf mit dem Fürsten Cotys gepflogene Vertrauligkeit/ und die Widerrathung seiner gäntzlichen Verstossung genungsamen Zunder darreichte. Hierauf zoh Ada allererst des Cotys Brief herfür/ woraus alle Räthe/ welche Ada an ihrem Seile führte/ mir ein mit dem Cotys gemachtes geheimes Bündnüß auf dran-gen/ meine Entfernung aber für eine Flucht zum Cotys auslegten/ also meinen Vater bewegten: daß er nicht nur alle Heimligkeiten meines Zimmers durchsuchen/ sondern auch meine hinterlassene Bediente in Kercker werffen/ peinlich über mein Vorhaben befragen/ mir aber auf allen Strassen nachsetzen/ ja denen/ welche mich zu nöthiger Hafft anzeigen würden/ zehn Talent zur Vergeltung durch offentliche Herolden versprechen ließ. Olerus ein Odrysischer Ritter/ welchem ich alleine meine Abreise vertraut hatte/ kriegte davon bey Hofe zeitlich Wind/ kam mir nach/ und ereilte mich bey der Stadt Zernis mit der Verwarnigung keinen Augenblick mich aufzuhalten/ biß ich in das Römische Gebiete des Chersonesus entkommen wäre. Ob ich nun zwar selbst bey meiner Verstrickung keine andere Rechnung als des Todes zu machen hatte/ so ward ich doch schlüssig zurück nach Oresta zu kehren/ um lieber zu sterbē/ als durch meine Flucht mich einer Verrätherey gegen meinen Vater verdächtig zu machen. Olerus widerrieth es mir aufs äuserste und mit Thränē weil Ada ohn mein Blut unversöhnlich/ mein Untergang ihr so verträglich wäre/ und ich mich bescheiden könte: daß eines verbitterten Vaters Haß sich so viel mehr vergrösserte/ als sein Blut näher käme. Denn ie mehr eine Gemüths-Bewegung unnatürlich wäre/ ie heftiger rasete sie. Frembde Feindschafft wäre ein-der Brüder zweyfach; der Eltern aber hätte so wenig/ als ihre Liebe/ einen Maaß-Stab. Die Zeit/ und meine fürgesetzte Lebens-Art zu Athen würde mich von allen Beschmutzungen der Lästerer weiß brennen; und da es mit des Rhascuporis Beginnen einen besorglich übeln Ausschlag gewinnen solte/ mir des Cotys Gewogenheit meines Vaters Güter und Würden unversehrt behalten. Dessen ungeachtet blieb ich aus einer gewissen Hartnäckigkeit/ oder aus einem besondern Triebe des Verhängnüsses auf meinem Kopfe/ spielte mich auch

mit dem Olorus durch das Agathyrsische Gebiete so verborgen in Oresta an: daß meiner kein Mensch gewahr ward / als biß ich in das Königliche Schloß eintrit; und meinem auf der Rennebahn befindlichen Vater unerschrockt unter Augen trat. Alle Anwesenden erschracken für mir; zweifels-frey / weil ieder zu meinem Verderben einen Stein getragen hatte; am meisten aber der König / welcher mich alsofort / woher ich käme / und was ich verlangte / rechtfertigte. Ich antwortete / iedoch mit kindlicher Demut und Ehrerbietung: Ich stellte mich eigenbeweglich ein umb den auf mich gesetzten Preiß der 10. Talent selbst zu verdienen / und über die Verläumder / welche mich einer Verrätherey beschuldigt hätten / Rache zu fordern. Rhascuporis stutzte hierüber / und befahl: daß ich ihm auf dem Fusse in sein Zimmer folgen solte. Daselbst forschte er von mir: Was ich für heimliche Briefwechselung mit dem feindlichen Cotys unterhielte? Aus was Absehn ich mich ohne sein Erlaubniß des Hofes entbrechen / und wohin ich mein Absehen gerichtet hätte? Ich entschuldigte das letztere so gut ich konte / weil ich die mir geschehene Nachstellung / ohne die treue Hegesipyla in Gefahr zu stürtzen nicht erweisen konte. Das erstere verneinte ich schlechter Dinges; als mir aber mein Vater des Cotys Brief fürhielt / betheuerte ich: daß ich von selbtem nichts wüste; es auch in meiner Gewalt nicht gestanden hätte dem Cotys sein schreiben zu verwehren / welches zwar einige bedenckliche Anmuthungen in sich begriffe / aber weder von einem mir zuschreiblichen Anlasse / noch von meiner Genehmhabung einig Wort in sich hielte. Mit einem Worte: Ich vertheidigte meine Unschuld derogestalt; daß dem Rhascuporis dadurch der Dorn seines Verdachtes aus dem Fusse gezogen zu seyn schien / und er mir allein befahl / bey Verlust meines Halses aus Oresta nicht zu weichen. Die diß bald erfahrende Ada wolte über dieser unvermutheten Gelindigkeit meines Vaters für Ungedult von Sinnen kommen; und weil sie ihren Anschlag gegen mich zu Wasser werden sah / ward ihre Verbitterung gegen mich so viel feuriger. Sintemal der Haß ohne diß die Eigenschafft des Weines in sich hat: ie älter / ie stärcker. Weil sie aber das vergällte Hertze des Rhascuporis so geschwinde seine natürliche Eigenschaft wieder bekommen sah / getraute sie nicht ohne neue Beschuldigungs-Gründe ihn aufs neue gegen mich zu verhetzen; sondern verbarg vielmehr gegen ihm ihren Groll mit einer äuserlichen Freude: daß ich allen Verdacht so vernünftig abzulehnen gewüst hätte; bat auch selbst mir nach Belieben aus Oresta zu reisen die völlige Freyheit aus. Unterdessen schmiedete sie unter meinem Nahmen eine Antwort auf des Cotys Brief / des Innhalts: Ich wäre schon auf dem Wege gewest / über das Egeische Meer in Macedonien / von dar mich zum Cotys zu verfügẽ / und ihm allerhand heilsame Anschläge zu Eroberung seines väterlichen Reiches zu geben; von welchem ich ohne diß kein Theil / sondern alles mein von der Ada geborner Halb-Bruder Taxiles zu erwarten hätte. Weil aber inzwischen des Cotys Brief aufgefangen / und er umb der Bestrickung zu entkommen / nach Oresta wieder zu kehren genöthigt worden wäre / darinnen als ein halber Gefangener gehalten würde / und als ein Verdächtiger wenig zu seinem Vortheil thun / weniger meinen Vater zum verlangten Vergleiche bewegen könte; dörffte er seiner gerechten Sache mehr kein Bedencken tragen sich der Römischen Macht zu bedienen. Mein Rath wäre / Cotys solte das Feuer in der Asche suchen / und in der Haupt-Stadt Oresta die Urheberin alles Ubels Ada erdrücken; welche den Rhascuporis zu so ehrsüchtigen Entschlüssungen verleitet hätte. Wenn er diesem das Leben mit dem Priester-Ampte zu lassen / mir aber das meinem Vater angebothene Theil von Thrazien abzutreten verspräche / wolte ich unterdeß selbst nicht alleine die verfluchte

Ada den höllischen Göttern aufzuopfern/ sondern auch se denn dem Cotys die Pforten der Haupt-Stadt durch Hülffe seiner vertrauten Freunde zu öffnen bemüht seyn. Diesen ihren eigenen Aufsatz ließ Ada einen ihrer geheimen Schreiber/ der alle Hände nachmahlen konte/ abschreiben/ und schickte selbten durch einen wohl abgerichteten Griechen dem Cotys/ welchem dieser schlaue Bothe noch ein und ander scheinbares mündlich beyzusetzen/ und vom Cotys folgende Antwort an mich auszulocken wuste: Es hätte Sylvanus der Römische Feldhauptmann nach überwundenen Breuzen und dem aus Pannonien verjagten Bato/ mit der gantzen Römischen Macht ihm beyzuspringen angebothen/ die Hoffnung aber/ es würde sich Rhascuporis durch mich zum Vergleiche bewegen lassen/ hätte ihn fremde Hülffe ins Hertze Thraciens zu führen noch zurücke gehalten. Nachdem er aber von mir des Rhascuporis Hartnäckigkeit/ der Ada Verhetzung/ und noch täglich wachsende Herrschsucht vernähme/ würde er genöthigt/ wie schwer er daran käme/ alle äuserste Mittel zu brauchen/ die unter dem Berge Skodrus fertig stehende Römer zu beruffen/ und seinem Rathe nach gerade für Oresta zu rücken. Könte ich unterdessen der schlauen Ada vom Brodte helffen/ würde ich beyder Glücke auf viel festern Fuß setzen; wiewol diese Unholdin für der gantzen Welt ein Schauspiel grausamer Rache fürzustellen verdiente. Ich solte inzwischen mein wohl wahrnehmen/ in Oresta mir ein Ansehen zu machen bemüht/ und nach seinem Obsiege wegen des über dem Flusse Agrianes gelegenen Thraciens versichert seyn. Inzwischen bestellte sie bey der Uberfahrt des Flusses Pontus zwey Odrysen/ welche sich bey seiner Rückkehr zu diesem Griechen gesellten/ ihn erschlugen/ und den ihm abgenommenen Brief des Cotys dem Rhascuporis als eine wichtige dem Feinde abgeschlagene Beute überbrachten. Rhascuporis ward über dem Innhalte äuserst bestürtzt/ zeigte ihn alsofort seiner Gemahlin/ und wolte mich Augenblicks in Hafft nehmen lassen. Die schlaue Ada aber/ die durch diß Netze mich noch nicht genung zu überweisen getraute/ machte hierwider allerhand Schwerigkeit; insonderheit ob diß auch eigentlich des Cotys/ oder ein untergesteckter Brief; oder vielmehr gar des arglistigen Cotys Erfindung wäre/ zwischen Vater und Sohn Zwytracht zu stifften/ und mir dem gemeinen Wesen zu Schaden ein Bein unterzuschlagen. Daher solte er sich nichts mercken lassen/ sondern die Wahrheit oder Falschheit der Verrätherey nach und nach daraus erkiesen: Ob Cotys des Sylvanus Völcker an sich/ und gegen Oresta ziehen/ ich aber was wider die Ada anspinnen würde/ darauf sie ein genaues Auge haben wolte. Inzwischen ward dieser Brief gegen des Cotys ersten/ und andere seine Handschrifften gehalten/ und so wohl Siegel als Schrifft für richtig erkennet. Nach wenigen Wochen kam die Nachricht ein: daß Sylvanus mit seinem Pannonischen Heere aus Dardanien über das Hämische Gebürge gesetzt hätte/ und an dem Flusse Suemus herab käme. Drey Tage darnach ließ der Landvogt zu Bessapara den Rhascuporis wissen: daß das Römische Heer gerade gegen selbige Stadt/ Cotys aber mit seinem Kriegsvolcke an der rechten Seite des Hebrus herab züge; also jenes vermuthlich auf Bessapara/ dieses auf Brisica angesehen wäre. Aber fünf Tage darauf brachten alle Posten: Die Feinde liessen alle Städte auf der Seite liegen/ und giengen gerade auff die Haupt-Stadt loß. Wordurch der Cotys Brief wahr gemacht/ Rhascuporis/ dessen Heer bey Cille ein Lager geschlagen hatte/ solches über Hals und Kopf theils an den Fluß Pontus/ theils an Strom Artiscus zu rücken befehlichte/ mich aber als einen der Verrätherey genungsam überwiesenen ins Gefängniß werffen/ und meine Zimmer aufs neue genau untersu-

chen

chen zu lassen / mit der Ada schlüssig ward. Zu allem Unglücke kam ich zu meinem Vater/ und both mich an in seinem Heere wider seine Feinde/ als ein gemeiner Kriegs-Knecht zu dienen/ wenn er mir was höhers zu vertrauen Bedencken trüge. Denn ich könte ohne Schande die Hände nicht in die Schoß legen/ wenn es umb des Vaters Krone/ und Thraciens Freyheit zu thun wäre. Denn ob er zwar nicht leugnete: daß er des Cotys Freund gewest wäre / so müste ich doch das Band der Freundschafft mit ihm zerbrechen; nachdem er Thracien so muthwillig den Römern in die Hände spielte/ und lieber ihr Sclave als seines Vetters Freund seyn wolte. Rhascuporis nahm diesen Vortrag für nichts bessers/ als für eine Ausübung meiner mit dem Cotys abgeredeten Verrätherey auf / gab mir also einen grausamen Blick / und fuhr mich mit diesen schrecklichen Worten an: Verräther! wagst du dich noch deinem Vater unter Augen zu treten/ dessen Untergang du sorgfältiger / als keiner seiner Tod-Feinde sucht! Ich verstummte für Schrecken; er aber gab ein Zeichen: daß ein Hauptmann von der Galatischen Leibwache ins Gemach trat/ und den Degen von mir zu geben befahl. Wie schmertzhaft mir es fiel/ mir auch der erste Eifer selbten zu zücken rieth/ widerlegte doch mein ferneres Nachdencken diese unnütze Ubereilung / weil ich durch solche Widersetzligkeit nur meine Unschuld zu verdächtigen schien. Daher legte ich den Degen zu meines Vaters Füssen/ kniete nieder/ und öffnete die Brust mit den Worten: Nicht nur den Degen / welchen ich für meines Vaters Wolfarth und Thraciens Freyheit gewiedmet habe/ sondern auch diß Hertze liefere ich dir/ Rhascuporis. Oeffne es mit dieser Klinge; so wirst du darinnen nichts als Liebe meines Vaters/ und meiner Mutter/ nemlich des Vaterlandes; ja in meinem gantzen Leibe keine falsche Ader finden. Rhascuporis warff für Ungeduld mir des Cotys Brief für die Füsse und fing an: Unverschämter! wagst du so Sonnen-klare Zeugnüsse widersprechen? Ich überlaß den Brief nicht ohne höchste Verwirrung und fing an: Cotys hat entweder diß gar nicht / oder als ein Unwahrhafter geschrieben / oder ist durch einen auf meinen Schlag gemachten Brief fälschlich verleitet worden. Er ist dein Feind / also vermuthlich auch deiner Söhne/ und daher wider mich kein tüchtiger Zeuge. Das Recht wird es geben/ antwortete Rhascuporis; und befahl mich in einem Gefängnüsse aufs schärffste zu verwachen. Unterdessen hatte man meine Zimmer erbrochen; und ließ Ada alle Schrifften und Kleinigkeiten aufs genaueste untersuchen. Weil nun etliche meiner Knechte Aertzte waren/ welche mir für dem von meiner Stiefmutter besorgten Gifte zu verwahren nach des Königs Mithridates Erfindung ein bewährtes Gegen-Gift bereiteten; fand man in ihren Werckstätten eine ziemliche Anzahl theils eingesperrter Nattern und Schlangen; theils ihres zum jähren eingelegten Fleisches. So bald Ada diß erfuhr/ überredete sie den Rhascuporis: daß ich diese giftige Waare zu nichts anderm/ als ihm und ihr zu vergeben im Vorrathe gehalten hätte. Alle meine Knechte wurden deßhalben in die garstigsten Kercker angepflöckt/ und zu was Ende sie Gift bereitet hätten/ aufs schärffste befragt. Ob sie nun zwar einstimmig aussagten: daß sie daraus Artzney / kein Gift bereitet hätten/ ja keines bereiten könten; weil die Nattern weder in Zähnen/ noch in dem Schwantze/ noch in der Galle/ sondern nur in zweyen die Zähne bedeckenden/ und bey ihrem Bisse sich öffnenden Bläslein ein gelbes Gift beherbergten/ wormit man aber niemandē vergebē könte/ sondern weil es nur in offenen Wundē bey Vermischung mit dem Blute vergiftete/ in grosser Menge ohne Schaden in Leib verbraucht/ ja der von Nattern gestochener Thiere Fleisch/ so wol als ihr eigenes sicher verspeiset/ der Wein/ darinnē die Nattern

ersäufft/getruncken/und ihr Gifft aus den Wunden von iedermann so wohl als von den Psyllen ausgesogen werden könte: so ward doch ihr wahrhaffter Bericht als eine unglaubliche Falschheit verworffen/ und etliche biß auf den Tod gepeinigt/ weil sie wider mich nichts verfängliches bekennen wolten oder konten. Dessen ungeachtet wagte sich kein Mensch der Ada zu widersprechen: daß ich nicht ein Gifft-Kocher wäre. Die noch übrigen kaum athmenden Knechte wurden zu einer neuen Quaal aufgehoben und erquicket. Des Cotys Schreiben ward im peinlichen Hals-Gerichte überlegt/ und die meisten Richter von der Ada bestochen oder durch Dräuen gezwungen mich des Halses verlustig zu erkennen. Es war Ort und Zeit schon bestimmt mich auf einer Schaubühne als einen Verräther abzuthun: als einer meiner Knechte/ welchen ich viel tausend Edlen in der Welt vorzuziehen habe/ durch eine nachdenckliche Erfindung die Vollziehung meines Todes-Urtheils hemmete. Denn als er noch einmal über der Gifft-Bereitung in die scharffe Frage gezogen ward/ bekennte er: es wäre wahr: daß ich der Ada von einem Meer-Hasen Gifft beybracht hätte. Dieses aber hätte weder er noch andere Knechte bereitet/ sondern Cotys mir zugeschickt. Diß aber hätte diese seltzame Eigenschafft: daß es dem/ der es empfangen/ nicht ehe schadete/ als biß der Meer-Hase getödtet würde. Weil nun es der Königin noch nichts geschadet hätte/ müste Cotys diesen Fisch noch unversehrt aufhalten. Uber dieser Aussage hielt der Knecht drey grausame Züge/ und das Brennen mit Schwefel beständig aus/ verursachte also: daß Ada in Beysorge/ es würde Cotys nach meiner vernommenen Hinrichtung den Meer-Hasen/ und hiermit auch sie alsobald tödten/ nunmehr meinen so eivrig verlangten Tod wider Willen hintertreiben muste; und derogestalt der Eiver ihrer in ihrem Hertzen kochenden Rache mich eben so wenig/ als der siedende Traan von den Wallfischen die darein gesteckten Hände zu verbrennen Gewalt hatte. Unterdessen gieng schier keine Stunde vorbey: daß nicht Rhascuporis und Ada mit bösen Zeitungē erschreckt ward. Denn die mächtigē Städte Brisica und Zerius schickten dem Cotys die Schlüssel viel Meilen entgegen; die gantze Landschafft Rhodope zwischen den Flüssen Hebrus und Arzus liessen ihn für ihren rechtmäßigen König ausruffen; und was von dar an/ biß an den Fluß Strymon zwischen dem Egeischen Meere und dem Gebürge Rhodope liegt/ fing gleicher gestalt an zu wancken. Die Bürgerschafft in Oresta selbst schöpfte über der wollüstigen Ada Mord-Stifftungen und meiner Gefängnüß Unwillen; also daß Rhascuporis sich nicht aus seinem Sitze zum Heere dem Feinde den Kopf zu bieten wagen durfte; ja endlich als Sylvan über den Fluß Artiscus drang/ und es sich alles zum Auffstande in Oresta ansehen ließ/ beyde Heere biß an diese Haupt-Stadt zurück ziehen muste. Cotys aber fiel mit seiner Reiterey in den Nachzug ein/ erlegte etliche tausend/ und kam so nahe: daß Ada seine Siegs-Fahnen von dem Tempel des Bacchus erkiesen konte. Sie erfuhr nunmehr: daß das Kriegs-Looß zwar von ehrsüchtigen Menschen geworffen werde/ aber selten nach ihrer Einbildung/ und stets nach der Maaßgebung des unerforschlichen Verhängnisses falle. Weil nun einer sicheren Hoffart die Furcht/ und der Untreue das Mißtrauen auf dem Fusse folgt; Rhascuporis auch seinen in Verwerffung meines Rathes begangenen Irrthum bereuete; gerieth Ada in höchstes Schrecken und Verwirrung. Sie schöpfte Argwohn gegen den Rhascuporis; als wenn er sie als die Uhrheberin alles Unglücks über Achsel anschauete. Ja weil ihr Gewissen ihr nichts gutes wahrsagte/ ward sie gegen sich selbst fälschlich gegen ihre Meinungen mißträulich/ und erwehlte auch das nicht/ dem sie ohne Verdacht trauen dorffte. Weil

Bessa-

Bessapara und Eille sich vollends auch ergaben/ rieth sie in allen andern Festungen die treusten Befehlhaber zu verändern/ wordurch entweder Heuchler aus Bret kamen/ oder auch die Redlichen dem Rhascuporis und der Ada nichts gutes zuzutrauen/ und also sich auf allen Fall nach einem andern Schutz-Gotte umbzusehen gleichsam gezwungen wurden. Also ist das Mißtrauen offt ein Fußeisen der Klugheit/ in welches der Leger so bald tritt/ als der/ dem es geleget wird. Die am Flusse Tarus nahe bey Oresta gelegene Stadt Zerva gieng darmit verlohren; und die dardurch fast aller Zufuhr beraubte Haupt-Stadt ward schwierig/ und zwang den Rhascuporis einen gefährlichen Streich zu wagen; weil das Volck wegen abgehender Lebens-Mittel und ihres Königs Kleinmüthigkeit schon mit dem Cotys ein heimlich Verständnüß machte. Er fiel daher umb Mitternacht das an beyden Seitē des Tarus geschlagene Läger des Cotys an/ und schickte zugleich in möglicher Stille 20. gerüstete Schiffe dē Fluß Hebrus hinab/ welche die Schiffbrücke anzündē/ und darmit den Römern/ welchen er zugleich an dreyen Orten blinden Lermen machte/ die Gelegenheit dem Cotys zu Hülffe zu kommen abschneiden solten. Der Anfang gieng glücklich von statten; die Brücke gerieth fast ehe in Brand/ als man einen Feind merckte. Rhascuporis drang mit den Odrysen über des Cotys Wall/ hieb die Wache nieder; und weil die Römer ihre eigene Posten beobachten musten/ gerieth des Cotys gantzes Läger in Verwirrung. Cotys selbst ward verwundet/ als er sein Volck in Ordnung zu stellen bemüht war. Nachdem aber Sylvan gewahr ward: daß die gegen ihn gemachte Lermen Wolcken ohne Blitz waren/ und aus der angezündeten Schiffbrücke leicht urtheilte: daß diß Ungewitter auf den Cotys allein gemüntzt war/ befahl er einer Legion Römern/ und der Macedonischen Reiterey auf der oberhalb Oresta gebauten Brücke und mit denen verhandenen Nachen über den Hebrus dem Cotys zu Hülffe zu eilen. Alleine die Brücke gieng von dem Gedränge/ oder weil etliche erkauffte Schiffleute die Ancker-Tauen zerschnitten hatten/ bald anfangs von sammen. Weil nun Rhascuporis schon im gantzen Lager den Meister spielte/ war es weder möglich noch rathsam den nothleidenden Cotys mit Nachen zu entsetzen. Diesemnach machte er aus der Noth eine Tugend/ fiel mit seinem gantzen Heere an unterschiedenen Orten Oresta stürmender Hand an; und weil sich niemand dessen versehen/ auch wenig Mannschafft in der Stadt blieben war/ eroberten die Römer das auf der lincken Seiten des Flusses Hebrus liegende Theil der Stadt/ und das darinnen gelegene Königliche Schloß/ darinnen ich eingekerckert war. Ada kam mit genauer Noth über die Brücke/ in den festen Tempel des Bacchus; und der hiervon benachrichtigte Rhascuporis muste die Verfolgung seines Sieges mit Unwillen verlassen/ umb der in Gefahr stehenden Stadt zuzulauffen. Cotys kam hierdurch aus äuserster Noth wieder zurechte/ folgenden Morgen in Oresta zum Sylvan/ und zu mir selbst ins Gefängnüß/ umbarmte mich daselbst voller Freuden/ und bezeugte darmit: daß die Veränderung unsers beyderseitigen Glückes die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft zu verändern zwar über die meisten Menschen/ aber nicht über sein Gemüthe Gewalt hätte. Also erlangte ich von meines Vaters Feinde die völlige Freyheit; Rhascuporis und Ada aber kamen mit dem andern Theile der Stadt immer mehr ins Gedrange/ und ich in gröste Bekümmernis/ weil ich den Untergang meines Vaters und Vaterlandes mit geschlossenen Händen zuschauen muste/ Cotys und Sylvan bemeisterten sich durch Hülffe der Bürgerschafft in einem nächtlichen Uberfalle vollends der andern Helffte der Stadt; und weil der Tempel des Bac-

chus fast für unüberwindlich gehalten ward/ brachten sie allerhand wunderſame Werckzeuge herbey solchen einzuäschern. Unter andern gab sich ein Gallier mit einem stählernen vierdtehalb Schuch breiten Brenn-Spiegel an/ welcher mit denen zurück-prellenden Sonnen-Strahlen funfzehn Schritte weit das grüneste Holtz im Augenblicke anzündete/ in weniger Zeit Eisen und Ertzt zerschmeltzte/ die härtesten Marmel wie Kalcksteine zersprengte; und/ wenn man des Nachtes ein schlichtes Licht darfür setzte/ an dem Orte/ wohin der Widerstrahl fiel/ auf zweyhundert und mehr Schritte weit alles gelesen werden konte. Mit diesem erforschten Cotys und Sylvan nicht allein alles/ was des Nachtes zur Gegenwehr an der Festung für Anstalt gemacht ward/ sondern sie beschlossen auch durch die gesteigerten Sonnen-Strahlen diesen alten und unschätzbaren Tempel zu zernichten. Die Noth machte mich verwegen meinen Kummer mir vom Hertzen zu weltzen/ und den Cotys von diesen eusersten Entschlüssungen durch diesen Einhalt abwendig zu machen: Er hätte zwar genungsame Ursache den Rhascuporis bis auf den Tod zu verfolgen/ und das Recht des Krieges rechtfertigte die grimmigsten Entschlüssungen; beraubte auch die Heiligthümer ihrer Freyheit. Aber nicht alles zuläßliche wäre löblich/ noch alles euserste sicher. Die Hartneckigkeit des Rhascuporis/ die Furcht der verzweifelten Ada/ und der Aberglaube des den Tempel beschützenden Krieges-Volckes würde noch viel Ströme Thracischen Blutes kosten; welches die Römer Zeither gefürchtet hätten/ Sylvan aber mit gröster Vergnügung durch diesen Bürger-Krieg so liederlich verschwendet sehe; und unter dem Schatten seiner Hülffs-Flügel der Römischen Adler herrschsüchtige Klauen versteckte/ welche Thraciens so wenig/ als anderer dienstbaren Nachbarn schonen würde. Jemehr Cotys Thracier erlegte; je weniger würden ihm zu gehorsamen/ und er seinen Feinden künfftig entgegen zu setzen haben. Unsere Siege hätten die Eigenschafften der Artzneyen/ welche mit den Kranckheiten auch allezeit etwas von unsern Lebens-Kräfften wegnähmen. Ja in Schlachten und Stürmen blieben die am ersten/ derer Tugend sich für andern hervorzückte. Das Kriegs-Glücke veränderte sich fast mit jedem Morgen/ wie Cotys bey des Rhascuporis glücklichem Ausfalle schon erfahren hätte/ welchem noch das Nordliche Thracien beständig anhienge/ und bey der Stadt Cabyla für ihn ein mächtiges Heer versammlete. Ein einiger Zufall wäre fähig die beste Verfassung zu verrücken/ und ein Fehler einem Fürsten den Ruhm und die Frucht aller tapferer Thaten zu rauben. Kein Thracischer Fürst hätte noch an den Tempel des Bacchus Hand angeleget/ von welchem nicht gantz Thracien sein Gemüthe abgewendet/ er aber ihm die schwere Hand Göttlicher Rache auf den Hals gezogen hätte. Das Mittelmaaß einer mit gutem Willen behaupteter Herrschafft wäre auch beständiger/ als eine erzwungene Bothmäßigkeit über die halbe Welt; Rhascuporis aber nunmehr in solchem Zustande: daß er keine ihm nachtheilige Bedingungen ausschlagen würde/ nach dem ihn vorher der Sonnenschein des Glückes so verblendet hätte: daß er auch die vortheilhaften verworffen. Cotys hörte mich nicht allein mit Gedult/ sondern nach einem tieffsinnigen Stillschweigen fieng er an: Rhascuporis hätte es weder umb ihn verdienet/ noch auch wäre er in solcher Verfassung: daß er ihm einen Fuß-breit Erde von Thracien zu lassen Ursach hätte. Seine mit mir gemachte Freundschafft aber verbinde ihn mit mir das Reich zu theilen/ als mit welchem er fürlängst das Hertz getheilet hätte. Wenn ich nun mit dem zwischen dem Flusse Artiscus und dem Euxinischen Meere gelegenen/ und von dem

Gebürge

Gebürge Rhodope abgetheilten Thracien vorlieb nehme/ würde er mit der übrigen Helffte vergnügter leben/ als ohne meine Beruhigung mit dem gantzen. Ich ward beschämt über dieser großmüthigen Freygebigkeit des Fürsten Cotys; daher ich seine Knie mit geziemender Ehrerbietung umbfaßte; und mit dem dritten Theile seines Königlichen Geschenckes vergnügt zu seyn mich erklärte/ wenn mir meinen Vater damit zu bestillen freye Hand gelassen würde. Cotys antwortete: das Geschenckte wäre mein völliges Eigenthum/ und also wäre meine Gewalt darüber zwar keiner Umbschrenckung unterworffen/ aber dis dingte er ihm aus/ und dis muste Rhascuporis verschreiben: daß nach seinem Tode an dem Erbe Thraciens niemand als ich theil haben solte. Denn der boßhafften Ada Kinder wären nicht werth über die Thracier zu gebieten; weil die Laster in diesem Weibe am höchsten kommen/ solche Untugend aber eine erbliche Kranckheit wäre/ welche sich mit dem Geblüte fortpflantzte. Nach dem es mir nun nicht anständig war/ der Freygebigkeit Ziel und Maas fürzuschreiben/ das Thracische Recht der Erstgeburt mir auch ohne dis die Reichsfolge alleine zueignete/ überdis es Ada umb mich nicht verdienet hatte/ mich ihren Kindern zu Liebe wider die Väterlichen Gesätze und des Cotys Willen zu setzen/ ließ ich mir alles gefallen. Dieser that dem Rhascuporis die mir verwilligte Abtretung des Ost-Nordlichen Thraciens/ ich aber ihm meine freywillige Enteuserung schrifftlich zu wissen. Der damit abgeschickte Ritter erklärte hierbey des Cotys angehenckte Bedingung/ und redete bey meinem Vater für mich mehr/ als ich verdient hatte. Rhascuporis/ der sich eines so verträglichen Vergleichs nie weniger versehen hatte/ nam es nicht nur mit beyden Händen an/ sondern auch die ehrsüchtige Ada/ der die Ausschlüßung ihrer Kinder ein Hertzens-Stich war/ muste in einen sauern Apfel beissen/ und des Cotys angetragenen Frieden durchgehends billigen. Sylvan ward von beyden Thracischen Königen theils durch ihre geschwinde Eintracht/ theils durch reiche Geschencke gewonnen: daß er nicht allein diese Reichs-Theilung ihm gefallen ließ/ und nach derselben würcklichen Vollziehung mit dem Römischen Heere zurück in Dardanien rückte/ sondern auch darüber des Käysers Augustus Genehmhabung zu wege brachte; weil man durch diese Theilung die Kräfften der Thracier mehr/ als durch einen zehn-jährigen Krieg geschwächt zu seyn glaubte. Derogestalt ward die Ruhe zwar in Thracien/ aber nicht in meinem und der Ada Gemüthe befestiget. Denn ungeachtet sie mir zu dancken hatte: daß sie eine Königin blieb/ so erregte doch die unverdäuliche Ausschlüßung ihrer Kinder von der Herrschafft in ihrem Hertzen eitel Galle/ und ich war der verdrüßlichste Dorn in ihren Augen. Ob sie nun zwar diese Unhold so viel mehr zu verdrücken Ursach hatte/ weil mein Vater nach meiner geprüften Treue gegen mir mehr Zuneigung/ als jemals vorher blicken ließ; so war doch ihre Verbitterung so groß: daß sie sich durch keine Larve verdecken ließ; und mich daher alle Wolwollende warnigten: Ich möchte der Freundligkeit ihres verbitterten Hertzen nicht trauen/ sondern mich vorschauen: daß nach dem ich dem Sturme entgangen/ mich nicht einiger Nachregen ersäuffen möge. Denn ein unglücklicher Ausschlag arger Rathschläge machte die Bösen wol arglistiger/ aber nicht gütiger. Weil es nun theils meine Sicherheit/ theils mein guter Nahme erforderte: daß ich zu Hause nicht im Müßiggange verläge/ und ich meiner schlauen Stiefmutter halber für nöthig befand der Römer Gewogenheit durch fernere Kriegs-Dienste zu erhalten; darzu mir des Bato in Dalmatien geschehener neue Einfall und der daraus erwachsende Krieg Anlaß gab; weil dieser unruhige Kopf ohne dis nicht so wol der Pannonier

Freyheit zu beschirmen/ als durch Raubereyen sich zu bereichern im Schilde führete. Diesemnach reisete ich mit fünf-hundert Thracischen Edelleuten von Oresta weg/ und ward in Dalmatien vom Germanicus desto freundlicher bewillkommt/ weil die Römer etliche Tage vorher in der Stadt Rhetium durch einen arglistigen Brand etliche tausend Mann eingebüßt hatten. Diese Scharte auszuwetzen rückte Germanicus für Seretium/ eroberte selbtes mit Gewalt/ und ließ alles/ was Waffen tragen konte/ über die Klinge springen. Weil aber die Dalmatier hierdurch mehr verbittert/ als gedemüthiget wurden/ schickte der Käyser den Tiberius mit einem mächtigen Heere in Dalmatien; welches dieser in drey Theil absonderte/ eines dem Silan/ das ander dem Lepidus anvertraute; mit dem dritten aber den Bato allenthalben verfolgte/ und ihn endlich zwischen dem Flusse Jader und Tillurus in dem Berg-Schlosse Anderium einschloß/ und dis so wol/ als Germanicus Arduba einnahm; den Bato aber sich zu ergeben nöthigte/ und damit diesem Kriege ein Ende machte. Weil nun Germanicus meiner geleisteten Kriegs-Dienste halber eine sonderbare Gewogenheit auf mich warf/ zohe ich mit selbtem nach Rom/ und genaaß vom Käyser/ bey dem er mir gut in Worten war/ allerhand Gnaden-Bezeigungen. Die Kriegs-Lust aber/ die ich in Dalmatien durch Ausübung etlicher glücklichen Streiche gewonnen/ versaltzte mir die Wollüste des Römischen Hofes/ und die zwischen den Deutschen und Thraciern befundene Gleichheit der Sprache und Sitten; wie auch ihre in Dalmatien ausgeübte Helden-Thaten machten mich lüstern das edle Deutschland zu besuchen. Der Käyser selbst gab mir Schreiben an Varus mit/ und befahl ihm mir alle Beförderung zu verschaffen. Ich kam in das deutsche Läger allererst den Abend für der grossen Niederlage/ welches folgende Nacht durch Segesthens Schreiben in gröste Verwirrung gerieth/ bey welcher mir denn Varus ein grösser Kriegs-Ampt anvertraute/ als ich/ wie der Ausschlag gewiesen/ zu verwalten geschickt gewest. Jedoch darf ich mich ein Uberwundener zu seyn nicht schämen; nachdem ich in so edler Uberwinder Hände gefallen/ welche mir nunmehr eiveriger durch ihre wolthätige Gütigkeit/ als vorher durch Tapferkeit überlegen zu seyn bemühet sind. Daher ich aus dieser Begebnüs gelernet habe: daß die blinden Menschen zwar offt in ihr eigenes Unglück auf der Post rennen; das gütige Verhängnüs aber so leicht/ als man eine Hand umbdrehet/ das ärgste zum besten wende.

Alle anwesenden Zuhörer bezeigten über des Fürsten Rhemetalcens Erzehlung eine sonderbare Vergnügung. Sein Ansehn wuchs auch in aller Augen; nicht allein/ weil sie ihn hierdurch für den anwartenden Erb-Fürsten des halben Thraciens/ sondern auch für ein Muster eines nicht minder tugendhafften als streitbaren Heldens erkenneten. Die weise Thusnelda konte sich auch nicht enthalten ihn durch diesen Lobspruch zu beehren: Sie lernte nunmehr aus Rhemetalcens und des Hercules Beyspiele: daß junge Fürsten besser unter den giftigen Schlangen einer gehäßigen Stief- als in den liebkosenden Armen einer verhätschelnden rechten Mutter geriethen. Rhemetalces begegnete ihr mit tieffer Ehrerbietung/ und versetzte: wenn die Tugend einer so strengen Auferziehung von nöthen hätte/ wäre sich nicht zu verwundern: warumb das Verhängnüs sie so geschwinde ihrer Mutter beraubet/ und durch die Künste ihrer Stiefmutter Sentia ihr auch Segesthen zum Stiefvater gemacht hätte. Die meiste Empfindligkeit aber regte sich in dem Hertzen der Marsingischen Fürstin Zirolane; welche Zeither Rhemetalcen und den umb ihre Gewogenheit sich bewerbenden Fürsten Siegemund mit gantz gleichem Auge angesehen/ und dardurch beyde so zwei-

felhaft gemacht hatte: daß ihm keiner für dem andern das geringste Vorrecht einbilden konte. Nunmehr aber schlug die Wage in Zirolanens Hertze gegen Rhemetalcen umb ein gutes Theil über/ wiewol sie dis Geheimnis noch aufs möglichste zu verbergen bemüht war. Die Hertzogin Thußnelda hatte in ihrem Vorgemache eine köstliche Taffel bereiten lassen/ bey welcher sie ihre Gäste mit denen niedlichsten Speisen/ mehr aber mit ihrer Holdseligkeit bis in die sinckende Nacht annehmlichst bewirthete. Bey dieser Mahlzeit hatte Thusnelde umb wegen des Vorsitzes alle Schwerigkeit zu verhüten bey einer rundten Taffel eine bundte Reye zu machen Anlaß gegeben; da denn Zeno mehr ungefehr/ als aus Vorbedacht die Fürstin Jsmene zu seiner Gefärthin erwehlet hatte. Jsmene/ welche aus ihres Bruders Flavius Zuredung unvermerckt viel behertzter worden war/ auch nach Gewohnheit der Verliebten aus dieser Erkiesung ihr vielleicht eine Rechnung machte/ daran Zeno nie gedacht hatte/ unterließ nicht ihn mit annehmlichen Bezeugungen und Gesprächen zu unterhalten. Die Höfligkeit war ihm schon Gesetzes genung sich zu bemühen: daß er dieser Freundligkeit nicht unannehmlicher begegnete. Welches in Jsmenens Hertze einen noch grössern Zunder der Hofnung anzündete/ und nicht nur so viel muthiger/ sondern auch unvorsichtiger machte die Blösse ihrer Neigung zu zeigen; also daß die scharfsichtige Erato bey zeiten in den unruhigen Augen Jsmenens die Bewegung ihrer Seele lesen konte. Dieses würckte in ihr anfangs nur einen Vorwitz/ welcher stets auf Jsmenens Thun ein Auge hatte/ und sich an ihrem Feuer belustigte. Nach dem sich aber/ ihrem Bedüncken nach/ Zeno durch Jsmenens Lebhaftigkeit reger machen ließ/ und was mehr/ als unpartheyische Begegnungen gegen sie bezeugte/ fühlte sie in ihrem Gemüthe eine kleine Schwachheit aufwallen; als wenn nicht nur Jsmene ihrer Liebe unrechtmäßigen Eintrag thäte; sondern auch Zeno mehr enträumte/ als ihrer beyder Liebe erlaubte. Flavius/ welcher nebst der Königin Erato den Sitz zu haben sich sorgfältig bemühet hatte/ war so übersichtig nicht; daß nach dem er Jsmenens Gedancken vorher wuste/ und also über ihre Regungen sichere Auslegung machen konte/ nicht auch einen Blick in der Erato Hertz that. Denn die Eyversucht/ wenn sie gleich noch in Windeln liegt/ ist sichtbarer/ als die schon ziemlich erwachsene Liebe. Weil dis nun Wasser auf seine Mühle war/ hielt er für rathsam den Strom des Argwohns auf alle Weise zu vergrössern. Daher kritzelte er mit dem Messer auf den Teller: die Augen sind unverdächtigere Dolmetscher der Seelen/ als die Zunge. Hierüber leschte eine auf der Taffel stehende Wachskertze von sich selbst aus/ welches einige für ein Unglücks-Zeichen auslegten/ die kluge Thußnelde aber gab ein Lachen drein/ und urtheilte vernünftig: daß das übel bereitete Wachs nicht klüger als ein künftiger Dinge unwissender Wachs-Zieher seyn könne. Hingegen machte ihm Flavius dis gegen der Königin Erato wol nütze. Denn nach dem er der erste war/ der das ausleschende Licht ergrif/ von der Taffel warf/ und ein anders ihm von einem Edelmanne gereichtes an die Stelle setzte; fieng er gegen der Königin an: Wolte GOtt! Jedermann sehe sein Licht verleschen; und bekümmerte sich bey zeiten umb ein anders. Erato fühlte sich/ und versetzte: Weil man von einem andern nicht versichert ist: daß es besser brennen werde/ ist es rathsamer das glimmende wieder zu erfrischen/ als wegzuwerffen. Seine Erholung ist so denn desto angenehmer. Denn auch das Tage-Licht würde unsern Augen nicht so liebkosen/ wenn es unaufhörlich schiene/ und nicht alle Abende in der Nacht stürbe. Flavius antwortete: Es ist klug geurtheilt. Denn keine Anmuth ist beständig/ welche von gar

keiner Umbwechselung weiß. Die beständige Tauerung der besten Dinge verursacht endlich Eckel; ja nichts ist als wir selbst/ dessen wir nicht überdrüßig werden. Hingegen klebt der Umbwechselung eine solche Süßigkeit an; daß sie weder die Untermischung nicht allerdings guter Zufälle/noch auch die Eintauschung Meßings für Gold herbe machen kan. Erato begegnete ihm: die Anmuth der Umbwechselung ist eben so wol als die Umbwechselung vergänglich. Die aber/ welche aus der Beständigkeit gesogen wird/ bleibet wie die unbeweglichen Angelsternen/ allezeit unverrücket. Uberdis ist die Umbwechselung nur eine Ergötzligkeit des Leibes; wie die Veränderung eine Eigenschafft irrdischer Dinge. Weil die Seele des Menschen aber himmlischer Art ist/ soll ihr Beginnen so beständig seyn/ als ihr Wesen unveränderlich ist. Flavius lächelte und versetzte: Was ist der Umwechselung mehr als der Himmel unterworffen? ja diese ist so gar die Ursache der irrdischen Veränderungen. Der Tag- und Nacht-/der Sommer- und Winter-Wechsel rühret von der Unbeständigkeit der zwey grossen Gestirne her. Zu dem besteht das Wesen unser Seele in unaufhörlichem Nachdencken/ wie des Leibes in seiner Ausdehnung. Wie nun dieser niemals seine würckliche Grösse ablegt; also muß die Seele auch unaufhörlich was dencken; also daß wenn sie sich auch der Gedancken entschlagen wil/ eben damit etwas dencket. Dieses Nachdencken aber ist eine niemals stillstehende Unruh/ welche stets einen neuen Gegensatz/ mit dem sie sich weltze/ wie das Feuer einen neuen Zunder verlanget; und also/ weil man nicht immer einerley dencket/ in nichts/ als an der Veränderung sein Vergnügen findet. Erato versetzte: die Veränderung des Himmels und einer wolgesetzten Seele befinde in der vollkommensten Ordnung/ und zielte auf eine gleichstimmige Beständigkeit; und liesse sich eines so wenig als das andere in seinem vorgesetzten Lauffe aufhalten oder irre machen. Die Sonne und der Monde hätten den gestirnten Thier-Kreiß/die Vernunfft aber die Tugend zu ihrer Rennebahn; derer Schrancken keines überschritte. Wie diese Gestirne niemals an einigen Ort fortrückten; indem sie nicht vorhin ihren Stand gehabt; also wolte ein gutes Gemüthe auch beständig dis/ was es einmal vernünfftig gewolt. Denn einerley wollen und nicht wollen/ wäre der Kern der Weißheit; weil einem nichts/ als was gutes/ allemal gefallen könte. Wenn einen aber entweder der gemeine Irthum/ oder eine durch frembde Verführung begangene Schwachheit auf einen Abweg verleitet hätte/ ist die andere Staffel der Weißheit seine Diechsel/ nach der Wegweisung des gestirnten Bäres/ wieder dahin wenden/ woven man unvorsichtig abgelenckt hat/und insonderheit alle Neuigkeit so viel mehr verdächtig halten/ als sie durch ihre Scheinbarkeit einen zu verblenden geschickt ist. Unterschiedene der Beysitzenden nahmen zwar unter denen hin und wieder verwechselten Reden dieses Gespräches wahr/ aber es war allen außer dem Flavius und der Königin verborgene Rätzel. Jedoch ergieng es hierinnen dieser vorsichtigen Fürstin wie denen schon erleuchteten Cörpern/welche/ wenn sie das zweyte Licht bestrahlt/ nicht nur davon nicht heller/ sondern düsterer werden. Denn nach dem Erato mit ihren Augen schon genungsames Licht aus Ismenens Blicken von ihrem Feuer bekommen hatte/ Flavius aber durch seine Auslegung ihr es noch heller an Tag legen wolte/ ward ihr Verstand darüber so verblendet: daß sie sich nicht ohne merckliche Veränderung aus seinem Gespräche ausflechten konte/ und darzu noch folgende Nacht kein Auge zuthat; weil sie bey dieser heilsamen Finsternüs auch das geheimnüs in ihres Zeno Hertze zu erkiesen sorgfältig war. Denn ungeachtet sie wol so klug war: daß sie

sie des verliebten Flavius Ausdeutungen für verdächtig halten solte; so redete doch ihm ihr eigenes Auge das Wort/ welches dem Zeno gar zu viel gegen Ismenen bezeugter Liebkosungen zuschrieb; durch welches falsche Licht sich denn ihr anfangs geringer Argwohn in eine Eyversucht zu verwandeln begonte; da sie doch ihrer hohen Vernunfft nach/ wol zu unterscheiden gehabt hatte: daß zwar durch Anfühlung eines Blinden sich der Farben Unterscheid nicht aber von schlechter Anmerckung euserlichen Gebehrden die Farbe des Gemüthes prüfen lasse. Denn dort kriegt ein Ding die Farbe/ nach dem es liegt/ oder nach dem seine eusersten Theile mit einander vereinbaret sind; die Gestalt des Hertzens aber müssen auch die Vorsichtigen im Grunde suchen. Wiewol man hierüber nicht so viel Wercks oder Wunderns zu machen hat. Denn die kleinste Schwachheit ist die Handhabe einer grössern; und die einmal verterbte Vernunfft urtheilet schlimmer/ als die Unvernunfft selber. Folgenden Tag ward der auf alle Tritte der Königin Erato gleichsam acht habende Flavius innen: daß sie in dem Lust-Garten gantz einsam herumb gieng. Daher er diese Gelegenheit nicht versäumen wolte seine Liebes-Werbung mit allem Eyver zu verfolgen; verfügte sich also zu ihr unter dem Scheine einer zufälligen Begegnung. Sintemal er entweder aus Besorge: daß seine öfftere Uberlauffung ihr verdrüßlich fallen möchte; oder/ weil auch die hefftigste Liebe in Gegenwart dessen/ was sie verehret/ blöde wird/ nicht den Schein einer vorsetzlichen Nachgehung von sich geben wolte. Nach ihrer höflichsten Begrüßung gab ihre Einsamkeit/ und die ihr aus den Augen sehende Bekümmernüs ihm genungsamen Anlaß ihr an den Puls ihres Hertzens zu fühlen: ob sie gegen dem Fürsten Zeno den Abend vorher/ seinem Bedüncken nach/ einige Eyversucht geschöpfft hätte. Daher fragte er: ob ihre Traurigkeit von ihrer allzu grossen/ oder des Zeno allzu kalt-sinniger Liebe den Ursprung nehme? Erato antwortete: Weil sie ihre Unvollkommenheit bescheidete: daß Hertzog Flavius sie nicht so sehr lieben könte; die Treue des Fürsten Zeno aber sie versicherte: daß er sie mehr liebte/ als sie verdiente; dörffte sie weder wegen eines/ als des andern Ursach bekümmert seyn. Der Himmel müste zuweilen wölckicht/ und das freudigste Gemüthe traurig seyn. Flavius versetzte: dieses aber könte so wenig als jenes ohne euserliche Ursache erfolgen. Erato hingegen: die Einsamkeit wäre vielen Menschen wie dem wilden Schweine und der Amsel angebohren/ und diese gebe ihnen so viel Vergnügung/ als andern die auserlesenste Gemeinschafft. Unter diese möchte sie sich auch rechnen/ weil sie zwar mit ihren Gedancken sich zu schlagen einen Zug/ aber weder eine Laute zu Ermunterung ihres schläfrigen Gemüthes/ noch eines Schwammes ihre Thränen abzuwischen von nöthen hätte. Flavius fiel ein: die so lange getauerte Flamme der gegen den Fürsten Zeno gehegeten Liebe diente ihm gleichwol zu einer glaubhafften Nachricht: daß ihre Seele nicht nach des weisen Hippons Meinung einer so wäßrichten Eigenschafft sey. Erato antwortete: Ich wünschte wol selbst nicht unter derselben Zahl zu seyn/ welche anderer Lust zum Saamen ihrer Verdrüßligkeit angewehren. Denn diese sind wenig besser/ als die/ welche niemals als über anderer Unglück lachen. Allein ich habe mich bereden lassen: daß die Liebe mit der Einsamkeit in gutem Verständnüsse stehe; ja die zu einer mäßigen Traurigkeit geneigten Gemüther ihre beste Herberge sey. Sintemal diese zwar wie das kalte Eisen die Glut langsamer fangen/ aber auch/ wenn sie einmal glüend worden/ so viel länger behalten. Dahingegen alle schweflichte Dinge geschwinde brennen/ aber zeitlich verlodern. Flavius fiel ein: Ihm wäre leid: daß eine so vollkommene Fürstin den Absatz von der Eigenschafft ihres Geschlech-

Geschlechtes/ nemlich von der Unbeständigkeit/ für einen Vortheil hielte; da doch in der Eigenschafft jedes Dinges seine Vollkommenheit steckte/ und eine Frau/ welche ihr Hertze an einen Nagel so feste hienge/ sich zugleich der güldenen Freyheit enteuserte/ welche ohne freybehaltene neue Wahl zu Wasser würde. Ihre Wolfahrt und Vergnügung müste bey einem solchen Vorsatze eben so wol Schiffbruch leiden/ als alles in der Welt zu drümmern gehen würde/ wenn nicht der Himmel/ dessen vollständiges Nach-Gemächte/ und seiner Schönheiten Begrif Erato wäre/ in einer steten Unbeständigkeit sich herumb weltzte. Welchen Vortheil Fürst Zeno allem Ansehn nach besser wahrnehme; ungeachtet er gestehen müste: daß da er an der Königin eine ihres Gleichen nicht habende Sonne anzubeten das Glücke gehabt/ er sich nach keinem andern Sterne umbzusehen Ursach hätte. Erato erblaßte über diesen Worten. Denn alles Geblüte eilte dem hierdurch verwundeten Hertzen zu Hülffe; welches nicht anders als die Unruh in einer Uhr zu klopfen anfieng. Nach einer mit Noth erzwungenen Erholung fieng Erato an: Ach! Flavius. Was für eine Grausamkeit übt er wider mich Unschuldige durch Beleidigung meines Zeno aus? Nach was für einem Gestirne mag sich der umbsehen/ dessen Seele ich in meinem Hertzen besitze? Was für eine Sonne Deutschlandes wil meine Liebe und Glücke auf einmal verdüstern/ da es sonsten der Sonnen Eigenschafft ist/ alles zu erleuchten? Flavius holete alle Kräfften zusammen seinem erkühneten Vorhaben den letzten Nachdruck zu geben/ und fieng an: Fragt sie noch/ schönste Königin/ dessen vergewissert zu seyn/ worinnen sie ihre eigene Augen zu Zeugen hat. Warlich/ Erato: Ich würde meine eigene Schwester/ als eine Vermessene verdammen: daß sie sich erkühnet ihre Neben-Sonne und Mit-Buhlerin zu werden/ wenn nicht mein Heyl an ihres so unzertrennlich verknüpft wäre. Fürwar/ ich müste gestehen: daß kein Mensch jemals inbrünstiger/ als Ismene den Fürsten Zeno geliebt hätte; wenn nicht gegen meiner der unschätzbaren Erato gewiedmeten Liebe alle andere Flammen kalt Wasser wären. Sie verzeihe diesemnach ihrem Zeno: daß er von einer so heissen Glut glimmend wird; und sie verschmähe nicht das Opfer meiner bey nahe schon eingeäscherten Seele. Erato seufzete/ und brach in die Worte heraus: Ach! Flavius/ so du mich liebest/ warumb tödtest du mich? Beunruhige dich doch selbst nicht mit unfruchtbarer Liebe derselben/ welche deiner Zuneigung doch immer entgegen zu seyn durch ihre unauflößliche Treue gezwungen ist. Flavius antwortete: Es bestehet in meiner Gewalt so wenig sie nicht zu lieben/ als mich zu überreden: daß das Schöne zu verschmähen/ das Gute zu hassen sey. Ihre gedräute Widerstrebung vermag mich auch weder verzagt noch kälter zu machen/ sondern sie hebet meine Liebe wie die drückende Last die Palmen noch mehr empor. Aber/ unschätzbare Königin/ wer hat dem Weiblichen Geschlechte die Unauflößligkeit ihres Gelübdes zum Gesätze aufgehalset/ wenn die Männer sich des Ihrigen loßmachen? Erato fragte mit einer Heftigkeit: wer kan den Fürsten Zeno mit Grunde dieser Untreue überführen? Flavius versetzte: Ist es nicht genung: daß ihn Ismene liebet/ und daß er es ihm gefallen läßt? Ist es ihr zu wenig: daß er in ihrer Gegenwart durch seine Liebkosungen Ismenens Feuer mehr anzündet? daß er nicht nur aus ihrer Gestalt/ sondern aus allem ihrem Thun Wunder macht? Warlich/ Erato; was in den Augen mächtig ist/ Verwunderung zu gebähren/ ist viel mächtiger im Hertzen Begierden anzuzünden. Die Königin erstarrete über diesen Worten/ und fieng an zu sincken; also: daß Flavius gezwungen ward sie zu fassen und zu halten/ bis sie von der ihr zuhängenden

genden Ohnmacht sich ein wenig erholete. Hierauf fieng sie an: es ist genung für dismal gelitten. Gönne mir/ Flavius: daß ich die Bitterkeit unsers Gespräches in der mich nun allein erquickenden Einsamkeit verzuckern möge. Laß uns aber so ehrerbietig gegen uns selbst seyn: daß unser Geist nichts in seine Gedancken fasse/ dessen er sich hernach schämen/ oder es bereuen müsse. Mit diesen Worten wendete sie sich von ihm weg in einen Quergang/ und ließ den Flavius zweifelhaft: ob er bey dieser Gelegenheit etwas zu Vergnügung seiner Liebe gebaut/ oder an der seines Neben-Buhlers eingerissen hätte. Die gröste Würckung aber hatte diese Zusammenkunfft beiden unwissende in der Seele des Fürsten Zeno. Denn dieser war eine Stunde vorher in Garten kommen/ und hatte durch einen mit Wund-Weiden bewachsenen Gang der Königin und des Flavius Unterredung zugeschaut. Die Entfernung hatte ihm ihre Gebehrdungen viel anders fürgebildet/ als sie in Warheit/ fürnemlich an der tugendsamen Königin gewest waren. Welches so viel weniger zu verwundern; weil wir in unserer Weite auch den reinsten Sternen Flecken anzusehen uns bedüncken lassen. Fürnemlich aber hatte die sich in die heftigste Liebe am ersten einzuspielen gewohnte Eyversucht ihm die vom Flavius geschehene Umbfassung der Erato als ein so unfehlbares Kennzeichen ihrer beyder Liebe fürgebildet: daß er sich auf einmal mit allen Gedancken überschüttet befand/ welche die Verzweifelung einem an die Hand geben kan. Denn das siedend-heiß gewesene Wasser/ und übermäßige Liebe wird kälter als vorher/ und gefrieret am stärcksten. Bald war er willens den Flavius mit dem Degen anzutasten. Aber die Beysorge den Feldherrn zu beleidigen/ und den gantzen Hof wieder sich in Harnisch zu bringen/ hielt ihn von dieser Ubereilung zurücke. Bald warf er eine Gramschafft auf sich selbst; bald regte ihn eine Rachgier gegen die Königin Erato; bald aber schlug ihr ihm vorkommendes Bild in der Vorstellung ihrer angebohrnen Tugend und unverbrüchlichen Treue alle diese Aufdampfungen zu Boden. Aber/ ich weiß nicht/ was für ein Unstern es schickte: daß Erato so nahe bey dem den Fürsten Zeno deckenden Gesträuche vorbey gieng/ ihn gleichsam berührte/ und was entweder ihre Verwirrung oder des Zeno Einbildung ihrem Gesichte für eine verdächtige Gebehrdung eindrückte/ worvon er gantz außer sich selbst gesetzet ward. Denn er bildete ihm ein: Erato übersehe ihn mit Fleiß/ und kützelte sich noch in Gedancken über der Verschmähung seiner alten/ und dem Vorzuge ihrer neuen Liebe. So eitel ist unser Urthel/ und so verführerisch unsere Gedancken/ wenn man mehr seinen Augen als seiner Vernunfft folgt. Seine Ungedult schüttete anfangs diese Worte heraus: Thörichter! hast du deine Wolfahrt auf ein Weib/ auf das Vorbild der Unbeständigkeit geanckert? Hast du nicht noch als ein Kind gelernt: daß ihr Geschlechte nicht länger treu bleiben könne/ als bis es Gelegenheit kriegt/ aus der Untreue Vortheil zu ziehen? Einfältiger! hast du dir traumen lassen: daß Erato alleine den Wanckelmuth der Weiber abgelegt/ oder Zeno einen Vorzug über alle Männer/ nemlich von ihnen nicht hinters Licht geführet zu werden/ habe. Mit so heftiger Regung er nun derogestalt heraus fuhr/ so ohnmächtig ward hernach seine Zunge; viel verzweifelter aber sein Gemüthe. Welche Raserey so viel verwunderlicher war/ weil seine Liebe Zeither die Vernunfft zu ihrer Richtschnur und die Tugend zu ihrem Leitsterne gehabt hatte. Denn blinde und geile Liebe fasset zwar auf so schlüpfrigem Trübsande: daß ein kaltsinniger Blick/ eine geringe Verstellung einem Strick und Messer in die Hand giebt. Ein übel-verstandenes Wort räthet einem solchen Liebhaber in allen heilsamen

Kräutern den Tod/ und in einem ungleichen Tritte ein Laster zu suchen. Zweyer verdrüßlichen Zeilen halber setzt er mehr/ als mancher für Kron und Zepter in die Schantze. Aber allhier vergaß der kluge und behertzte Zeno seiner selbst/ und ward ihm selbst unähnlicher als kein Frembder; also: daß er für Verdruß zu leben seinen Degen zückte/ und nichts minder ihm selbst das Licht/ als seiner vorher so süssen Liebe den nunmehr rauchichten Zunder abzuleschen vorhatte. Ismene kam diesen Augenblick gleich eben in den Gang/ darinnen die Eyversucht diesen tapfern Fürsten so erbärmlich verstellte/ und zwar zu einem lehrsamen Beyspiele: daß die Göttliche Versehung umb uns unseres unvollkommenen Stückwercks zu erinnern/ unsere Kräfften der Seelen zwar ohnmächtig werden/ aber nicht vergehen lasse. Ismene fiel dem verzweifelnden Zeno ehe in die Armen/ ehe er gewahr ward: daß ein Mensch umb ihn wäre. Ist es möglich: daß ein durch so viel widrige Zufälle geprüfter Fürst in solchen Wahnwitz verfalle? Lässet sich ein durch so viel Hammerschläge des Unglücks abgehärtetes Hertze durch eine so schlechte Versuchung mirbe machen? Lohnet es für die Müh umb einen ersetzlichen Verlust dis zu verschwenden/ was man nur einmal verlieren kan? Weiß Zeno nicht: daß wer an sich selbst die Hand legt/ dem Verhängnüsse Gewalt anthue/ und/ da die Flucht aus uns angeschmiedeten Ketten ein halsbrüchiges Laster ist/ die gewaltsame Entreissung aus denen so sanfften Banden unsers Leibes was ärgers als viehisch sey? Denn kein Thier ist so thum/ daß es in seine eigene Eingeweide rase. Bedencke Zeno dich selbst/ und was du deiner Tugend für Abbruch/ deiner Ehre für Schande anthust. Enteusere dich dieser Zagheit/ und behertzige: daß wie die Hofnung eine Mutter der Tapferkeit/ also die Verzweifelung eine Tochter der Furcht sey/ welche einem Helden niemals in Gedancken/ weniger ins Hertze kommen soll. Bildet ihm Zeno ein: er könne ohne die Erato nicht leben? Wie wäre es: wenn sie niemals wäre gebohren/ oder nie wäre gekeñt worden? Traut er keiner andern Liebe das Vermögen ihr zu vergnügen zu? Diese Gedancken sind ein partheyisches Urthel eines sich übereilenden Richters/ und eine allzu vermessene Verwerffung vieler reiner Flammen zarter Seelen. Zeno sahe hierüber Ismenen mit unverwendeten Augen an; gleichwol starrete seine gezückte Hand hierüber nicht weniger/ als seine krafftlose Zunge. Ismene aber riß ihm den Degen aus der Hand/ und fuhr fort: Zeno/ wilst du gegen dir ja unbarmhertzig seyn/ so sey doch gegen der nicht so grausam/ die dich anbetet. Mißgönne deiner Erato nicht: daß sie mein Bruder liebet/ weil der Himmel dir ihren Verlust mit seiner Schwester erstattet. Hält Ismenens Schönheit der Erato nicht das Gewichte; so wird ihre unaufhörliche Treue den Abgang dergestalt zweyfältig ausgleichen. Ismene drückte diese Rede mit einer so durchdringenden Anmuth aus: daß sie dem Fürsten Zeno nicht nur das Hertze rührte; sondern seinen Geist gleichsam aus ihm verzückte. Er sahe sie eine Weile starr an/ und hernach sagte er: Ach! Ismene/ warumb mißgönnest du mir mit dem allen Menschen ja bestimmeten Tode nicht die Ruhe meiner Seele? Warumb mühest du dich mir den Ruhm zu rauben: daß meine unausleschliche Liebe gegen der undanckbaren Erato auch in meiner Todten-Asche glimmend blieben sey? Warumb lässest du mich nicht meine Treue mit meinem Blute besiegeln/ und hiermit der unbeständigen Erato eine Schamröthe anzustreichen? Ismene antwortete: Ist es Vernunfft oder Wahnwitz frembde Verbrechen am seinem Leibe straffen? Und bildet ihm Zeno ein/ aus einer Ohnmacht des Gemüthes Ruhm zu erjagen? Der Verdruß zu leben ist die gröste unter den Schwachheiten/

heiten/ und für Kummer sterben keine Groß-müthigkeit/ keine Artzney des Ubels/ sondern eine kleinmüthige Zärtligkeit/ und weich-hertzige Ungedult/ der Kinder Thorheit zu vergleichen/ welche sich an der Erden herumb weltzen/ und ihr Antlitz zerkratzen/ wenn man ihnen die Tocken nimt. Zeno kan nicht den Verlust eines Weibes verschmertzen/ und bemühet sich sein eigenes Leben zu verschwenden. Ist dis nicht eben so viel/ als sich ins Feuer stürtzen/ umb nicht zu berauchen/ und in Degen zu lauffen/ umb sich in keinen Dorn zu stechen? Hat Zeno noch nicht gelernet: daß ein Helden-Geist nicht nur gewaltsamen Dräuungen/ sondern auch schleichenden Anfechtungen die Stirne bieten müsse? Ich weiß wol: daß wie der Porphier/ welcher weder dem Hammer noch dem Eisen nachgiebt/ vom Regen durchfressen wird; also ihrer viel gegen dem Krachen der Waffen und des Donners kein Auge verwenden/ ein empfangenes Unrecht nicht verdeyen/ und einen Verlust nicht verbeissen können/ sonder sich selbst in die Erde zu scharren. Diese aber scheuen sich so sehr nicht für dem Tode/ als daß sie seine geschwinde Unempfindligkeit lieben; sie hassen nicht ihr Leben/ sondern nur seine wenige Beschwerligkeit/ und sind den thörichten Schiff-fahrenden gleich/ welche sich selbst im Meere ersäuffen: daß sie die verdrüßlichen Stöße der Welle nicht vertragen dörffen; gleich als wenn sie durch ihren Verlust dem widrigen Glücke/ oder dem Verhängnüsse keinen geringen Abbruch thäten. Eine nicht bessere Zärtligkeit ist auch das Fürhaben des sonst so tapferen Fürsten Zeno. Denn diese gehet nicht nur auf Blumen und Seide; sie handthieret nicht nur Perlen und Balsam; sondern sie greifft aus unleidlicher Ungedult auch in die schärffsten Klingen; sie verschlinget mit Sophonisben Gifft/ mit der Porcia glüende Kohlen/ und verbrennet sich mit dem üppigen Sardanapal in seinem lodernden Pallaste/ und mit der verliebten Dido auf dem Holtzstosse. Zu dieses ungedultigen Weibes Affen machet sich Zeno; wenn er wegen der ihn verschmähenden Erato stirbet. Das Gesätze der Natur und der Vernunfft befiehlet uns nach der Tugend nichts mehr/ als unser Leben zu lieben/ als ein von GOtt uns zu treuer Sorgfalt anvertrautes Gut/ darüber wir Rechenschafft zu geben schuldig sind. Hieraus folget nun: daß wir nichts mehr als den Tod nach den Lastern zu fürchten/ und solches wider Kranckheit/ Hunger/ Verzweifelung und Feinde aufs euserste zu vertheidigen haben. Dem köstlichen Kleinode des Lebens aber setzet Zeno ein schönes Antlitz eines veränderlichen Weibes für. Ja er thut seiner Ehre Abbruch/ umb nur die Eitelkeit einer beständigen Liebe zu besitzen. Denn es bringet so wenig Ruhm als Nutzen einen Wetterhahn für seinen Angelstern erkiesen? Opfert man doch keiner Gottheit einen Wider/ zu der wir uns keiner Gewogenheit und Hülffe versehen; und Zeno wil sich selbst einer Frauen abschlachten/ welche Augen und Hertze von ihm abgewendet hat. Er zwinget sich sein eigen Feind zu werden/ nur daß er derselben Freund sterbe/ welche vielleicht seine Freundschafft umb einen Apffel verkauffe. Warlich/ Zeno/ es ist nichts liebens werth/ was nicht wieder liebet: und es ist keine Untreue/ sondern Klugheit sich nach dem nicht sehnen/ was uns selbst den Rücken drehet. Zeno versetzte: die Untreue fänget bey mir an/ wenn ich an der Königin Erato Liebe zu zweifeln anfange. Der Verdacht/ weil er mehr auf den euserlichen Schein/ als auf den Grund siehet/ ist insgemein ein ungerechter Richter/ und ein gefährlicher Verleiter. Gesetzt aber/ meine Erato hätte einen Fadem an ihrer Liebe zerrissen/ so ist doch eine so tief eingewurtzelte Liebe leichtlich wieder ergäntzet/ wenn sie gleich gar verfallen zu seyn scheinet.

Eine vom Frauenzimmer empfangene Beleidigung / welche die Rache sonst in Stein oder Stahl / als unvergeßlich aufzeichnete / wird nur in Staub geschrieben / und mit einem liebreichen Seufzer verwebet. Ja die Liebe wird nach der Wieder-Vereinigung stärcker wie ein wolgeheilter Beinbruch. Ihre Gestalt ist so kräfftig: daß sie vergegangene Fehler und Schwachheiten zu was gutem macht / wo nicht in ihrem Wesen / doch in des Liebenden Einbildung. Ismene brach ein: Einfältiger Zeno / machest du Schwerigkeit diß zu glauben / was dir deine Augen fürhalten / und Erato dir selbst mit Fleiß zu verstehen gibt? Frage meinen Bruder Flavius / wie weit er mit seiner Liebe kommen sey; und urtheile: ob der Erato Verschwiegenheit / ob ihre Geberdung / ob ihre Vertragung seiner Liebe mit der deinigen eine Verträgligkeit habe? Ist die Liebe nicht eine Vereinbarung zweyer Hertzen / die Verhölung aber eines Geheimnüsses nicht ein Werck des Mißtrauens / und ein Kennzeichen der Trennung? Mißverständnüsse lassen sich unter Verliebten ja noch wohl aus dem Wege räumen; aber die durch fremde Liebe verfälschte Treue sich so wenig als ein zerbrochener Spiegel wieder ergäntzen. Dieser bildet so denn alles viel kleiner und unvollkommener ab; und ein treuer Liebhaber sihet so denn zwischen sich selbst und dem geliebten einen mercklichen Unterschied. Denn Treue und Untreue sind einander so sehr / als Tauben und Schlangen unähnlich. Die Aehnligkeit aber zwischen dem Liebenden und dem Geliebten ist der wahrhaffte Brunn / und der beständige Brunn der Liebe. Aus dieser Ursache lieben nicht nur die Mohren so sehr ihre versengte / als die Nordländer ihre schnee-weisse Buhlschafften / sondern die wilden Schweine / die gebeissigen Dachsen / die gifftigen Molche haben zu ihres gleichen keinen schwächern Zug / als die zahmen Pfauen / die friedsamen Schafe / und die holden Turtel-Tauben. Eine Gold- und Ertzt-Ader suchet die ander / und durchbohret zu dem Ende die Felsen. Der Epheu kreucht wie weit auf der Erden hin / biß er einen Baum mit einer ihm anständigen Rinde antrifft / daran er sich empor winde; und die Palmbäume strecken ihre Aeste und Armen nach ihres gleichen aus / ihre Blüthen werden auch nicht zu Datteln / wenn sie nicht mit dem männlichen Palmbaum vereinbaret / oder die männlichen Blüthen in ihren Stock eingespündet werden. Eine solche Aehnligkeit aber finde ich in der Gestalt / in den Sitten / und in dem Geiste des unvergleichlichen Zeno / als ich sie noch in keinem Manne gefunden habe / oder meine Tage finden werde. Mich düncket: ich sehe in seinem Antlitze das meinige / wie in einem Spiegel. Seine Geberden scheinen mir meiner / und meine Bewegungen seiner Nach-Gemächte zu seyn. Was er und ich thue / ist gleichsam nach einerley Richtschnur abgemässen. Was er vertheidiget / lobet und recht spricht; hat mein Hertze schon vorher gebilliget / und was er verdammet / längst zuvor verworffen. Mit einem Worte: Meine Seele hänget an seiner / wie das Eisen am Magnete / und mein Wille leistet seiner Neigung genauere Folge / als die Sonnen-Wende der Sonne. Hierüber stutzte und erblaßte sie / fuhr aber nach einem kurtzen Stillschweigen weiter fort: Ich habe mich dir / Zeno / so bloß gegeben: daß du das innerste meiner Seelen wohl sehen kanst. Weil du hingegen dich aber so gar gegen mich verschleust / verräthet mir dein Stillschweigen deine Empfindligkeit. Alleine deßhalben werde ich dich nicht aufhören zu lieben. Denn wenn du dich oder deine Hindernüsse nicht überwinden kanst mich zu lieben / begehre ich nicht einst von dir geliebt zu werden / sondern nur dein Erlaubnüß: daß ich dich lieben möge / dein Gehöre meiner Seufzer / und an statt meiner Heilung dein Mitleiden. Zeno ließ hierüber aufs neue seine ungemeine Verwirrung blicken; fieng endlich aber an: Ach! Ismene

Jsmene! du bezauberst mich mit deinen Augen/ und bethörest mich durch deine Liebkosungẽ. Du schüttest dein Hertze so aufrichtig gegẽ mich aus: daß ich mich von einer so aufrichtigen tugendhafften Fürstin geliebt zu werden unwürdig machte/ wenn ich an der Redligkeit deiner unschuldigen Zuneigung im geringsten zweifelte. Du mahlest meine Aehnligkeit so eigentlich ab: daß ich blind wäre/ wenn ich nicht an dir sähe/ was du an mir gefunden hast. Die Botmässigkeit aber/ welche dir die Natur oder das Verhängnüß über mich eingeräumet hat/ zwinget mir dis Bekäntnüß ab: daß an meinem Hertzen niemand als Jsmene Theil haben würde/ wenn es nicht der Erato Eigenthum wäre. Jsmene konte über dieser Erklärung ihre Freude nicht verdrücken; daher fuhr sie heraus: O glückselige Jsmene; O wohlthätiger Zeno! Jch bin vergnügt: daß du mich deiner Liebe würdig erklärest/ soltest du mich auch nimmermehr lieben. Aber/ wie ist es möglich/ uns gegen dem der Liebe zu enthalten/ den wir der Liebe werth achten? Diß letztere ist ja das Saltz/ der Kern und der Zunder der Liebe. Und wie ist es möglich/ daß Zeno/ an dem meine Seele fester/ als eine Klette anklebt/ sich meiner Liebe gäntzlich entschlagen könne. Denn diese ist ein gemeiner Geist zweyer Seelen/ und nichts minder das festeste als das köstliche Gummi der Welt; welches unser weiches Hertze eben so wohl mit einem unempfindlichen/ als die Schnecke mit dem harten Schnecken-Hause/ den Kalck mit dem kalten Marmel vereinbaret und gleichsam zusammen schmeltzt. Alleine/ unschätzbarer Zeno; ich würde dich nicht vollkommen lieben/ wenn ich dir weh/ und deiner Liebe Eintrag thäte. Jch bin vergnügt/ wenn du mich nur mit einer Brosame deiner Liebe betheilest! Meine Unwürdigkeit ist mir allzu wohl bewust: daß ich dir alleine mich mit dem vollen Maasse deiner Liebe zu überschütten anmuthen solte. Jch würde gegen dir das Laster des Geitzes/ gegen der Königin Erato des Neides/ du aber gegen mich die Schwachheit einer Verschwendung begeben. Liebe/ und geneuß deiner Erato/ wenn du dich mit einem Theile ihrer/ wie ich mich mit einem Strahle deiner Liebe sättigẽ/ vergnügen kanst. Denn ich weiche dieser Fürstin gerne an dem Verdienste geliebt zu werden/ rühme mich aber eines Vorzugs an Heftigkeit der Liebe. Gleichwohl aber schätze ich einen Funcken deiner Liebe für eine völlige Ausgleichung meiner unbegreifflichen Flamme. Zeno fühlte in seinem Hertzen schier über iedem Worte seine Schwachheit sich vergrössern/ und/ wiewohl er sich zwingen wolte nicht ferner/ als bißher geschehen/ bloß zu geben; verriethen doch seine Seufzer und Blicke seine Neigungẽ. Gleichwohl aber warff er Jsmenen ein: Berede mich nicht/ schlaue Jsmene: daß deine so heftige Liebe von mir ein so weniges verlange; noch auch/ daß die Liebe ohne ihren Untergang sich theilen lasse. Sie ist ein Feuer der Seelen/ und daher unersättlich. Die Vereinbarung ist ihr Thun; die Einigkeit ihr Zweck; und daher die zertheilte Liebe ein Wechselbalg; diß aber alleine die vollkommene/ wenn die liebende und die geliebte Seele zwey Helfften eines gantzen abgeben. Jsmene versetzte: Also läst es sich von Dingen gemeiner Art wohl urtheilen. Aber Zeno ist so wenig nach einem solchen Mäß-Stabe/ als die Sonne nach Spannen auszumässen. Diese als das Vorbild der vollkommensten/ und der Brunn der grösten Liebe ist keinmal müssig/ und steht keinen Augenblick stille unzehlbare Dinge mit ihrer Gewogenheit zu betheilen. Sie flösset den Sternen ihr Licht/ der Erde die Wärmbde/ den Gewächsen ihre Kräfften ein. Wie nun dieser keines dem andern seine Vergnügung mißgönnt/ noch die Sättigung des einen dem andern zum Abbruche gereichet; also werde ich der Erato Werthhaltung nicht beneiden/ und mit weniger Liebe des Fürsten Zeno vor lieb nehmen; ohne welche Vergnügung ich ihn nicht für diß/ was er ist/ nemlich für meine

Sonne erkennen würde. Ach! Jsmene/ fuhr Zeno heraus/ auf was leitest du mich für eine Schiffbruchs-Klippe/ an der meine beständige Treue zu scheitern gehen soll. Du verlangest einen Funcken meiner Liebe; weil du wohl weist: daß nicht mehr zu dem grösten Feuer/ und zu Anzündung der halben Welt von nöthen sey. Der Natter-Stich in die kleinere Zehe vergifftet den gantzen Leib biß zur Scheitel; und durch das Auge kömmet ein einiger Blick den Brand der Liebe biß ins Hertze. Du kennst dich selbst mehr denn allzu gut/ und weist wohl: daß wer deine Vollkommenheiten zu lieben anfängt/ seiner Liebe weder Maaß noch Ziel/ auch keine Neben-Sonne dir an die Seite zu setzen wisse. Ach! Jsmene/ sey gegen der unglücklichen Erato nicht so grausam! Mässige den mir aufgebürdeten Zwang; und wenn du mir ja nicht erlauben wilst/ sie länger zu lieben/ so nöthige mich doch nicht/ ihr gram zu werden. Zeno und Jsmene waren in ihrem Gespräche derogestalt vertieft/ oder vielmehr gegen einander verzückt: daß sie Saloninens nicht einst gewahr wurden/ welche wenig Schritte davon an der durch den Garten rauschenden Bach bey ihrer Ersehung stehen blieb/ und nicht eins von des Zeno letzten Worten/ welche ihr in ihren Ohren ein rechter Donnerschlag waren/ verhörete. Sie wolte deßwegen ihren Fuß zurücke setzen; es begegneten ihr aber an dem nechsten Quer-Gange die Hertzogin Thußnelda/ die Fürstin Catta/ Adelmunde/ Zirolane und Leitholde mit dem Hertzog Flavius/ Jubil/ Rhemetalces/ Melo und Sigismund; welche sie in ihre Gesellschafft zohen/ und durch ihre Unterredung den Fürsten Zeno und Jsmene mehr an dem Verfolg ihres Gesprächs/ als ihres Liebs-Kummers störete. Sie kamen dieser Erlauchten Gesellschafft entgegen/ und verstellten mit ihren Antlitzern zwar/ so viel möglich/ ihre Gedancken. Weil sich aber hefftige Gemüths-Regungen so schwer vermummen/ als grosse Maale des Antlitzes überfirnsen lassen/ sahen alle ihnen ihre Verstellung an/ und gaben sie beyden solches auch Schertzweise zu verstehen. Niemand aber sahe in das Geheim-Buch ihrer Gedancken tieffer/ als Flavius; welcher daher ihm Gelegenheit aussah Jsmenen auf die Seite zu ziehen/ und umb den Zustand ihrer Liebe zu fragen. Jsmene antwortete: Sie hätte diesen Morgen erfahren: daß das Glück in der Liebe mit der Verwegenheit in vertrauter Freundschafft stehe. Denn sie glaubte beym Fürsten Zeno nunmehr einen guten Stein im Brete und in seinem Hertzen nicht viel weniger/ als Erato Theil zu haben. Flavius schöpfte hieraus/ und aus darauf folgender Erzehlung nicht weniger Trost als Hoffnung/ und liebkosete nach Art aller Verliebten seiner Begierde: daß so viel Jsmene feurige Kohlen der Liebe in dem Hertzen des Zeno ausgeleschet hätte; so viel todte ihm zum besten im Hertzen der Erato angezündet werden würden. Thußnelde nahm die Bewegung des Flavius und Jsmenens wahr; und weil ihre Scharffsichtigkeit bereit ein wenig in des Flavius gegucket hatte/ nahm sie ihr Gelegenheit mit ihm alleine zu reden/ und seine Heimligkeit auszuholen. Es dorffte aber hierinnen keines Bleymasses. Denn weil Flavius von Natur offenhertzig war/ und Ursache zu glauben hatte: daß kein Mensch besser als die bey der Königin Erato so hoch angesehene Thußnelde ihm bey ihr besser in Worten seyn könte/ gestand er nicht allein seine Liebe/ sondern ersuchte auch Thußnelden ihm zu Erlangung seines Zweckes behülfflich zu seyn. Thußnelde aber schlug ihm sein Verlangen schlechterdings ab; weil sie die Störung anderer Liebe für ein mit der Tugend unverträgliches Beginnen; sich aber als einen Werckzeug darzu brauchen zu lassen für ein unverantwortliches Laster hielt. Flavius erschrack über dieser hertzhaffte Erklärung/ und wormit er seine Fehler eine Farbe anstriche/ versetzte er: Zwischen Freunde und Verliebte Zwytracht und Haß säen/ wäre/ auch

seiner

seiner Meynung nach/ ein verdamliches Verbrechen; aber das Recht sich selbst am meisten zu lieben rechtfertigte die Bemühung einem andern in der Liebe den Vortheil abzurennen. Thußnelde antwortete: Solch Beginnen gienge nur hin/ wenn die Liebe zu keiner Verbindligkeit kommen wäre. Weil sie aber so wohl als Flavius die Königin Erato mit dem Fürsten Zeno so unauflößlich verknüpft wüste/ wäre alles darwider gemachte Vorhaben etwas ärgers/ als die dadurch gesuchte Untreue/ welche zuweilen aus Irrthum und Mißverstande herrührte/ meist aber durch frembde Verläumbd- und Verleitung verursacht würde. Ja weil die Liebe ein himlischer Einfluß/ wie der Haß ein höllischer Dampf wäre/ stürmete solche Störung gleichsam selbst das Verhängnüß. Flavius erblaßte hierüber/ fiel aber ein: Er getröstete sich von Thußnelden eines gütigern Urtheils; wenn sie glauben könte: daß Zeno mehr Ismenen als die Erato liebte/ und also dieser/ nicht er das Verbündnüß zerrissen hätte. Thußnelde fragte: Ob sie sich auf diesen Bericht sicher verlassen möchte? An statt der Antwort wendete sich Flavius gegen der nur wenige Schritte hinter ihnen folgenden Ismenen/ und redete sie an: Ist es nicht wahr/ liebste Schwester: daß sie den Fürsten Zeno und er sie liebe? Ismene färbte sich über dieser unvermutheten Rechtfertigung; und ob es wohl der Liebe Eigenschafft ist: daß sie leichter sich ins Hertze spielet/ als vom Munde gehet/ so sahe Ismene doch weder Ausflucht noch Vortheil in Verhölung ihrer Liebe; sondern sagte: Sie könte sich nicht schämẽ zu gestehẽ/ was sie sich nicht geschämet zu thun. Es wäre wahr: Sie liebte den Fürsten Zeno. Wäre diß an ihr ein Fehler; so würde er der Verzeihung oder des Mitleidens würdig seyn. Denn die Liebe wäre die gemeinste Schwachheit der edelsten Gemüther; ihre aber so viel leichter zu entschuldigen/ weil sie zeither mit so viel Verliebten hätte umbgehen müssen/ die Liebe aber/ wenn sie schon nicht auf uns zielte/ uns doch anfeuerte und anfällig wäre. Uber diß liebte sie nichts als was eine so kluge Hertzogin sonder Zweifel für Liebens werth erkennen würde. Daß Fürst Zeno aber sie wieder liebte/ hätte sie mehr zu wünschen/ als sich mit Vermessenheit zu rühmen. Gleichwohl aber hätte sie zu ihm nicht weniger Hoffnung/ als ein gutes Hertze. Denn diese wäre das Hertzblat der Liebe/ ohne welches sie selbst bald verdorren müste. Flavius nahm das Wort alsofort von Ismenen/ und sagte gegen Thußnelden: Ismenens Bekäntnüß wäre die beste Schutz-Rede seiner Liebe/ und daher könte eine so liebreiche Fürstin einen/ der ihrer Hülffe so benöthiget wäre/ sich schwerlich überwinden/ seiner Bitte zu entfallen. Thußnelde antwortete: Ich habe von der Beständigkeit so viel Gutes genossen: daß ich mich von ihr einer gerechten Rache besorgte; wenn ich sie im Hertzen der Erato von ihrem Fusse zu stossen mich bearbeitete. Denn da Fürst Zeno von ihr abgesetzt hat/ verdienet die beständige Liebe der Erato als eine hertzhafte Märterin einen desto herrlichern Sieges-Krantz. Sintemal die Liebe eines wieder-liebenden mehr ein Wucher-Gewerbe/ einen Todten noch lieben eine vollkommene Tugend/ einen Ungetreuen aber treu bleiben noch was köstlichers als Liebe und Tugend ist. Flavius rieff hierüber: O der unglücklichen Köstligkeit! Mich bedünckt: es verwandele sich die Beständigkeit in eine Hartnäckigkeit/ wenn sie sich von dem nicht trennen läst/ was sie hast/ oder hassens werth ist. Ist die Liebe eine Tugend/ so kan sie der Klugheit nicht entrathen/ welche Untreue als ein Laster zu lieben nicht verstattet. Ja es ist eine Unbarmhertzigkeit gegen sich selbst/ wenn man seiner Seele die Anbethung eines so unwürdigen Abgotts aufdringet. Wer also liebt/ ist aus einer eiteln Ruhmsucht ihm selbst gram/ ein Verschwender seiner Liebe/ und den Thörichten zu vergleichen/ die all ihr Feuer dem Nachbar mittheilen/ und für sich nichts als die Asche behalten. Thußnelde

nelde antwortete: Wenn das höchste Gut des Menschen in der Gemächligkeit und kitzelnden Wollust bestünde/ würden wir sehr alber thun/ wenn wir nicht auch andere Flacken aufsteckte/ wenn unsere Freunde ihr Gemüthe ändern. So aber bestehet es in der Tugend/ welche so selten ohne Beschwerligkeit/ als die Rose ohne Dornen zu sehen ist. Denn das Glücke zeuget eben so wohl als die Natur mehr Heyde/ als Jasmin; und die stachlichten Kasten-Nüsse sind gemeiner als Datteln. Die Tugend hat insgemein Schweiß und Mühe zu ihrem Wegweiser/ Verdrüßligkeit zu ihrer Gefärthin/ Haß und Neid zu ihren Nachtretern; daher muß die Gedult die Mässigung/ und die Beständigkeit sie auf ihrem Fusse und in Ansehn erhalten. Diese liebet niemals die Untreue/ ungeachtet sie dem Untreuen hold bleibt; und wie die Sanftmuth die wildesten Thiere kirret/ eine heftige Liebe auch steinerne Hertzen erweichet/ also leitet die unabsetzliche Treue mehrmals die irrenden auf den Weg/ und machet das ausgeloschene Feuer der alten Liebe wieder rege. Also würde ich dieser Tugend zu nahe treten/ und ihre gute Würckungen hindern/ wenn ich bey der Königin Erato das Wasser ihrer Gewogenheit auff eine andere Mühle/ als dem vielleicht bald wieder zu bessern Gedancken kommenden Zeno zuleiten solte. Flavius versetzte: Ach! allzu gerechte Thußnelde! die Liebe verträgt keine so strenge Richter/ und siehet es denn der Freundschafft nicht zu einen kleinen Abweg von der Strasse der Tugend machen. Der grosse Weltweise Chilo hat diß ja für eine Schuldigkeit eines Freundes gehalten/ und umb seinem Vertrauten zu helffen einem andern selbst einen schädlichen Rath mitgetheilet. Thußnelde begegnete ihm: Diß mag ein Irrthum des Chilo/ aber keine Lehre eines Weisen gewesen seyn/ welchen Fehler er auch auf seinem Tod-Bette bereuet hat. Denn der wenigste Absatz ausser den Gräntzen der Tugend ist ein Tritt in das Gebiete der Laster; welches die Freundschafft so wenig zuläßlich machen/ als die Sonne den Mohren weiß bleichen kan. Daher der streitbare Pericles einem seiner ihm etwas ungleiches zumuthenden Freunde weiser als Chilo antwortete: Freunden müste man zwar willfahren/ aber den Göttern damit nicht zu nahe kommen. Flavius ward hierüber nicht wenig bekümmert. Daher er denn mit einer sonderbaren Bewegligkeit Thußnelden ersuchte: Sie möchte doch mit seiner Liebe ein Mitleiden haben/ und wo nicht ihm/ doch der hierunter zugleich leidenden Ismene zu Liebe hierinnen kein widriges Gestirne abgeben; wenn sie ja ihren Einfluß zu ihrer Vergnügung zu geben Bedencken trüge. Thußnelde erklärte sich: Es könten ihr keine zwey grössere Freuden begegnen/ als wenn Flavius mit des Fürsten Zeno Willen die Königin Erato eigenthümlich besitzen solte. Ob aber der Feldherr Ismenen erlauben würde einen Ausländer/ der von seinem Ursprunge selbst nichts gewisses zu sagen wüste/ zu lieben/ wäre eine ihr Urtheil übersteigende Wichtigkeit. Hiermit wendete sie sich zu der andern Gesellschafft; verfügte sich aber noch selbigen Tag in der Königin Erato Zimmer/ in Meynung die Geheimnüsse dieser neuen Liebes-Verwechselungen vollends auszuspüren. Sie traff aber die Königin Erato in so einem erbärmlichen Zustande an: daß sie gezwungen ward ihren Vorwitz in ein hertzliches Mileiden zu verwandeln. Denn Salonine hatte über des Zeno gegen der Ismene herausgelassenen Worten mehr Eifersucht gefangen/ als wenn sie seine selbsteigene Buhlschafft gewest wäre. Weil nun diese Gemüths-Regung nichts mässiges räthet/ hatte sich Salonine übereilet/ und nicht nur ihrer Königin alles Haar-klein erzehlet/ sondern über des Zeno Treu alle Empfindligkeit eines zarten Hertzen ausgeschüttet.

Massen

Massen es denn an sich selbst wenig Kunst brauchte den Fürsten Zeno als den undanckbarsten Menschen in der Welt abzumahlen/ weil er so leicht eine Fürstin in die Schantze schlagen/ an welcher Natur und Tugend ein Meisterstücke auszuarbeiten keinen Fleiß gesparet/ und die ihm zu Liebe Zepter und Krone mit Füssen von sich gestossen hatte. Diesemnach es denn wenig wunderns bedurffte: daß Erato ihr Antlitz gleichsam in Thränen badete/ die Hände wand/ über dem Kopfe schlug/ ihr die Haare ausrauffte/ und ein trauriges Ebenbild einer verzweifelnden fürstellte. Salonine erkennte aber zu spat ihre Ubereilung; indem man zarten Seelen so heftige Zufälle nach und nach/ und wie kluge Aertzte ihre bittere Säffte nur Tropfen-weise beybringen/ und die Pillen entweder überzuckern oder vergülden muß/ wenn man beyde nicht tödten wil. Aber ihr Erkäntnüß war nun zu spat/ und sie zu schwach dem von ihr verursachten Ubel abzuhelffen. Daher sie die Hertzogin Thußnelde so bald nicht ins Zimmer treten sah/ als sie selbte als eine vom Himmel geschickte Helfferin mit ihrem stummen Munde/ aber ihr Elend deutlich genung ausdrückenden Augen umb Beystand anflehete. Erato befand sich bey Thußneldens Eintritte noch in der ärgsten Verstellung/ und in einer Unfähigkeit ein kluges Wort fürzubringen. Das Ansehen dieser Hertzogin würckte gleichwohl in der Königin ein Erkäntnüß ihrer Ungeberdung/ und ihr holder Anblick besänftigte die stürmerische Unruh ihres Gemüthes so weit: daß sie ihr wölckichtes Antlitz etwas auszuklären/ und ihren äuserlichen Unmuth zu verstellen bedacht war. Ihre wieder zu reden beginnende Zunge wuste gleichwohl nichts hertzhafters auszusprechen/ als: Sie hätte alle Bitterkeiten des Lebens geschmeckt zu haben vermeynt; nunmehr aber fühlte sie etwas / gegen welchem alle vorige Galle und Wermuth für Süßigkeit zu halten wäre. Sie würde von einem solchen Schmertz gequälet / den kein Mensch / ausser ihr / niemals gefühlt hätte. Denn sie hätte mit dem Zeno die höchste Glückseligkeit der Welt zu besitzen gemeynt; also müste sie mit seinem Verluste/ und zwar seiner so herben Entbrechung sich auch für die Unglückseligste aller Sterblichen achten. Die mitleidende Hertzogin Thußnelde ward hierüber zwar wehmüthig / weil sie aber wohl verstand: daß so gewaltsame Gemüths-Regungen eben so wohl als heftige Leibes-Kranckheiten mit scharffen Artzneyen geheilet werden müsten / redete mit einem ernsthaften Antlitze sie an: Sie hätte die Königin für eine großmüthige Heldin zeither verehret; sie sähe sich aber betrogen / und sie als eines der weichhertzigsten Weiber an. Hätte ihre Vernunfft / ja ihre Erfahrung sie noch nicht gelehrt: daß man so wenig in der Liebe als im Leben vollkommen und immer glückselig seyn könte? Im Himmel gäbe es mehr fest-stehende als irrende Sternen; in der Welt aber mehr veränderliche als standhafte Gemüther. Daher müste man wider Falschheit und Untreue sein Hertz / wie ein kluger Schiffer wider den umbschlagenden Wind seinen Mast befestigen. Wenn das Glücke ihr noch nie seine schlüpfrigen Füsse/ und seine Flüchtigkeit gewiesen hätte/ wäre ihr ihre Unwissenheit und Einbildung so sehr nicht zu verargen: daß es bey keinem Menschen festen Fuß setzte. So aber hätte sie/ Saloninens Erzehlung nach/ so wohl die Tücken des Glückes zu Artaxata / als die Bitterkeiten der Liebe zu Sinope genungsam geprüfet. Sie möchte sich erinnern / was sie zu Athen in dem Tempel des guten Glückes der Hoffnung / als einer Abhelfferin alles Unheils für ein Gelübde gethan hätte; welches sie nun ent-

entweder bräche/ oder diese ihre Abgöttin für eine Betrügerin halten müste. Wäre ihr entfallen / was sie unter dem Gordinischen Gebürge mit Saloninen über der dem Fürsten Zeno zu Liebe geschehenen Verstossung der Armenischen Krone für Süssigkeit geschmeckt; und wie sie Saloninens Zweifel mit der im Phririschen Tempel empfangenen Weissagung so hertzhafft abgelehnet hätte? Was für Kleinmüthigkeit wäre es nun an dem glücklichen Ausschlage des Verhängnüsses zu zweifeln/ welches in allen ihr ertheilten Wahrsagungen so eigentlich eingetroffen hätte? Ja wenn auch alle Hoffnung ihren Zeno zu erhalten verschwunden wäre/ stünde einer solchen Heldin derogleichen Geberdung nicht an. Denn da wir in gewissen Fällen unser eigenes Leben zu verspielen für Gewinn achten müsten/ stünde niemanden zu/ der Vernunfft und Hertzhafftigkeit hätte / sich mit dem Verluste einigen andern Dinges sich selbst durch Kleinmuth zu verlieren. Erato hörete Thußnelden mit Gedult zu/ und nach unterschiedenen Seufzern fing sie ein: Ich erkenne meine Schwachheit/ leider! so wohl als mein Unglück; aber es steht in meiner Gewalt so wenig klug als glücklich zu seyn. Unterdessen tröst ich mich: daß meine Unvernunfft ein Zeugnüß meiner unverfälschten Liebe ist. Wenn mich nicht so wohl Zeno/ als mein Glücke verliesse/ oder mich nicht sein Vorsatz / sondern ein Zufall seiner beraubte/ traute ich alle seine Stösse/ und alle Verfolgungen des Verhängnüsses auszutauern; so aber werde ich durch seinen Verlust nicht nur verunglückt / sondern durch seine Untreue/ als eine seiner nicht würdige Liebhaberin beschimpfet. Thußnelde begegnete ihr: Es ist das letztere freylich wohl schmertzhafter. Alleine / wenn Zeno schon an ihr derogestalt mißhandelte/ würde ihr doch so wenig verkleinerliches/ als den Mohren die Schuld beyzumessen seyn: daß sie von der Sonne geschwärtzt werden. Tugend hat nicht nur mit dem blitzenden Himmel/ mit der lebenden Erde und dem liederlichen Glücke/ sondern auch mit den Lastern und Fehlern der Menschen zu kämpfen. Und wir müssen bey Verläumdung unserer Neider/ bey Verachtung des Pöfels uns mit unserer Unschuld und des Verhängnüsses Schickung trösten: daß es zwar bey uns stehe tugendhaft zu seyn/ deregleichen Meynung aber von uns zu haben nicht allen aufdringen können. Wir machen uns aber in solchen Fällen niemals mehr verdächtig/ als durch Ungedult; und beschämen Neid und Verachtung durch nichts besser/ als wie verfinsterte Gestirne durch richtige Verfolgung unserer Bahn. Ja die/ welche uns zu beflecken gemeynet/ verehren uns hernach so viel mehr beym Erkäntnüsse ihres Irrthums; und die mehrmals für verloschen gehaltene Liebe komt hernach/ wie die Wolcken und Nebel zertreibende Sonne/ mit desto hellerm Lichte wieder herfür. Erato antwortete: Ich erkenne zu Danck: daß die vollkommenste Liebhaberin der Welt aus Mitleiden mich von der Irre-Bahn auf den rechten Weg leiten wil. Aber die Barmhertzigkeit einen mit leerer Hoffnung zu speisen hat mehr Grausamkeit in sich/ als einen/ der erhungern soll/ mit dem nährenden Geruche fürgesetzter Gerichte aufhalten. Gleichwol aber ist der Himmel gegen mir noch viel grausamer. Denn er bekrieget mich durch die Liebe eines andern/ welchen ich lieben müste/ wenn ich den Zeno nie geliebt hätte/ und mein Gemüthe so wanckelmüthig als Zeno wäre. O ihr Götter! wie unbarmhertzig handelt ihr gegen mich durch Verlängerung meines Lebens / oder vielmehr ihr grausamen Menschen / die ihr mich an der Freyheit zu sterben hindert! nur damit ich entweder über der Untreue des Fürsten Zeno unaufhörlich seufzen / oder durch

eines andern Liebe seine Veränderung rechtfertigen müsse. Die tiefsinnige Fürstin Thußnelda fühlte an den letzten Worten so wol ihre Liebes-Schwäche gegen den Flavius / als die Aerzte die Kranckheiten an dem Pulse. Weil sie nun aus diesem Feuer allerhand Rauch besorgte / wünschte sie bey zeiten solches in der Königin Herzen zu dämpfen. Daher sie zwar nichts wenigers / als ihre und des Flavius Liebe ausgespürt zu haben anstellte; gleichwol aber ihr einhielt: es wäre freylich nichts unglücklichers / als wenn wir durch unsern nachfolgenden Fehler eines andern vorgehendes Laster rein brennten; zur Störung unserer Gemüths-Ruh aber nichts schädlicher / als eine zweifelhafte Theilung unsers Hertzens. Denn eine Seele vertrüge so wenig zweyerley Liebe / als ein Kreiß zwey Mittelpuncte / und die Welt zwey Sonnen. Daher müsten die / welche ruhig und glücklich seyn wolten / ihrer Liebe enge Schrancken setzen / und die Augen für neuen Reitzungen niederschlagen. Sintemal eine zertheilte Liebe die Lebens-Geister zerstückte / und ihr eigenes Hertze durch tausenderley Quaal zerfleische. Weil die Liebe uns mit dem Geliebten vereinbarte / fühlte man alle Wunden und Kranckheiten wormit diese befallen würden. Und derogestalt wäre mehrmals unsere empfindliche Seele auf eine Zeit der Hitze und Kälte / dem Donner / und dem Schifbruche auf der See / der Heucheley und der Verläumbdung unterworffen. Ja man stürbe nicht selten stückweise / und würde mit dem Untergange dessen / was uns lieb ist / bald dar bald dort ein Theil unsers Hertzens mit begraben. Welch Leben denn eine stete Folter-Banck / ja ein täglicher Tod wäre / dessen unerträgliche Marter die Königin vernünftig aus ihrer itzigen Empfindligkeit zu schöpfen hätte / die sie aus dem besorgten Verluste des von ihr einig-geliebten Zeno schöpfte. Nach diesen und etlichen andern sanffteren Einredungen nam Thußnelda von der Erato Urlaub / in Meinung: daß der Königin Gemüthe zu seiner Beruhigung wie getrübtes Wasser zu seiner Ausklärung mehr Zeit als Arbeit vonnöthen hätte. Salonine aber welche Thußnelden allzu wol verstand / aber alle Hoffnung verlohren hatte den Fürsten Zeno von Ismenen abwendig zu machen / und die mit der Königin abgebrochene Treue zu ergäntzen / liebkosete der Königin neuen Neigung derogestalt: bey vieler Dinge Besitzthume liesse sich eines ohne sonderbare Empfindligkeit einbüssen / aber der Verlust dessen / was man nur allein hat / wäre auch dem allerhertzhaftesten unverschmertzlich. Worinnen ihr Erato itzt ein trauriges Beyspiel abgebe. Also wüste sie nicht: ob es mehr Schwachheit als Klugheit wäre sein Hertz einem alleine zum Leibeigenen machen. Wer seinen Schatz an unterschiedene Orte vergrübe / oder seine Waaren auf viel Schiffe vertheilte / den könte weder Arglist noch Ungewitter auf einmal arm machen. Am allerwenigsten aber könte sie in der Liebe und andern Dinge wol oder klug gethan rühmen / wenn man seine erste Einbildung ihm zum Götzen machte / und seinem freyen Willen den unveränderlichen Vorsatz oder vielmehr die Dienstbarkeit / selbten durch keine neue Wahl zu verbessern / aufdringe. Denn weil Wesen und Schein / Liebe und Heucheley von sammen schwerer als gute und falsche Edelgesteine von einander zu unterscheiden wären / wäre nichts gemeiners / als in der vorsichtigsten Wahl dennoch fehlen; ja die Menschen verwandelten sich eben so greulich als die Seiden-Würmer in geflügelte Raupen / und würden niemanden unähnlicher / als ihnen selbst. Durch diesen und anderen Einhalt ward Erato so verwirret und zweifelhafft: daß sie weder einigen Trost zu schöpfen / noch was gewisses zu entschlüssen vermochte / sondern als ein Ruder-loses

Schif von den Wellen ihrer eigenen und anderer Regungen bald dar bald dorthin verschlagen ward.

In nicht viel besserem Zustande befand sich Ismene/ weil sie der Hertzogin Thußnelde letztern Worte auf der Seite gar genau gefaßt hatte/ welche ihrer/ gegen einen unbekandten Ausländer geschöpften Neigung wenig geneigt zu seyn schienen. Sie beschwerte sich in ihren Gedancken: daß Flavius Thußnelden ihre Liebe entdeckt; noch viel grössere Schuld aber gab sie ihr selbst: daß sie aus übermäßiger Verträuligkeit sich gegen ihre Schwägerin so bloß gegeben hatte. Denn ob es zwar nicht thulich wäre/ seinen Freunden alle sein Anliegen verschweigen; so wäre es doch noch viel gefährlicher für ihnen niemals etwas geheim halten. Auf diesen vorspielenden Blitz aber folgete wenig Tage darnach ein viel grausamer Donner-Wetter. Denn weil Hertzog Herrmann ihm nichts mehr angelegen seyn ließ/ als die Wurtzel der zwischen den Cheruskern und Catten eingewurtzelten Feindschafft mit Strumpf und Stiel auszurotten/ die neue Eintracht aber/ und mit dieser die Wolfarth Deutschlandes durch alle nur ersinnliche Verbindnüsse zu befestigen; hatte der Feldherr durch den obersten Priester Libys die Heyrath seiner Schwester Ismene mit dem Fürsten Catumer/ und des Hermundurischen Fürsten Jubils mit der Fürstin Catta/ und des Casuarischen Fürsten Siegmunds mit der Chaucischen Fürstin Adelmunde dem Hertzoge Arpus und Ganasch fürschlagen lassen. Das in Deutschland ungemeine Ansehen des Priesterthums und die Klugheit des frommen Libys hatte es beym Hertzoge Arpus auch schon beyder Heyrathen Einwilligung zuwege gebracht; und wegen Hertzog Jubils bey dem Hertzog Ganasch einen guten Grund gelegt. Der Feldherr ward über dieser glücklichen Handlung aufs höchste erfreuet/ aber/ als er diesen Schluß durch seine Gemahlin Thußnelde Ismenen fürzutragen begehrte/ über ihrer Nachricht von Ismenens gegen den Fürsten Zeno angeglommener Liebe aufs höchste bekümmert. Nichts desto weniger ließ er sich dis an seinem Verhaben nichts hindern/ sondern entschloß vielmehr bey ihm feste mit seinem Ansehen durchzudringen/ und dahero seiner Schwester Ismenen selbst den Vortrag zu thun. Er kam daher den nechstfolgenden Morgen selbst in ihr Gemach; machte daselbst in seinem Fürtrage von dem Lobe ihrer Tugenden und Schönheit/ von seiner für sie tragenden Sorge den Eingang; lenckte hernach auf den Wolstand des gemeinen Wesens ab/ worzu das Weibliche Geschlechte eben so wol als das Männliche/ Werkzeuge abzugeben verbunden wären. Diese ihre Pflicht hätte Ismene durch freywillige Erkiesung der Waffen in der Schlacht mit dem Varus bewehret/ und es durch ihre Tapferkeit vielen Helden zuvor gethan. Daher zweifelte er an nichts weniger/ als an ihrem guten Verfolg ihres so herrlichen Anfangs. Gleichwol aber hätte seine Brüderliche Gewogenheit ihm angelegen/ zwar durch einer so holdreichen Schwester Verehlichung dem Vaterlande eine Wolthat/ jedoch ihr dadurch kein Unvergnügen zu schaffen. Die meisten Fürstinnen wären dem unglücklichen Verhängnüsse unterworffen: daß sie ihres Standes/ oder gewisser Staats-Ursachen halber sich müsten niegesehenen Fürsten/ und derogestalt oft Kriepeln und Mißgeburten verloben lassen. Aber ihm solte leid seyn über Ismenen eine so grausame Gothmäßigkeit zu üben. Eines seiner Augen hätte zwar auf Deutschlandes Heil/ das andere aber auf Ismenens Vergnügung sein unverrücktes Absehen gerichtet/ und er ihr daher einen solchen Bräutigam ausgesonnen/ der am Stande ihr gleich; dessen gute Bildung ihr für Augen/

ja sie seiner Tapferkeit eine Zuschauerin gewest wäre. Dieses aber wäre Catumer der Catten Erb-Fürst/ ein Herr/ an dem die Natur nichts vergessen/ und der Neid nichts zu tadeln hätte. Ismenens Hertze fieng an über dem ersten einer Verlobung erwehnenden Worte so sehr/ als einer/ der über sein Leben und Tod ein ungewisses Urthel anhöret/ zu beben; jedoch verstellte sie ihre Verwirrung bis auf den letzten Schluß/ welcher als ein Donnerschlag alle zu ihrer Vermummung gemachte Anstalt über einen Hauffen warf. Alle Bemühungen sich zu erholen waren zu schwach ihre Gemüchs-Regungen zu verdrücken/ und der Feldherr laaß ihre Entschuldigung zeitlicher an ihrer Stirne/ als ihre Zunge mächtig war solche fürzubringen. Sie rühmte seine Brüderliche Liebe/ bedanckte sich für die Väterliche Vorsorge; strich die Vollkommenheit des Fürsten Catumers heraus/ und wünschte das geringste Werckzeug bey Beförderung gemeiner Sicherheit zu seyn. Hierauf aber wendete sie das Blat/ und weil sie nicht zweifelte: Thußnelde würde dem Feldherrn die in ihrem Hertzen angeglommene Liebe entdeckt haben; ja diesen neuen Heyraths-Fürschlag für ein von der Thußnelde an die Hand gegebenes Mittel hielt/ dem Zeno im Lichten zu stehen/ und ihrer Liebe den Riegel fürzuschieben/ getraute sie nicht sich auf eine Abneigung vom Heyrathen zu beziehen/ sondern sie gründete sich auf die bey den Deutschen gewohnte Freyheit/ welche denen Fürstlichen Fräulein so wol/ als gemeinen Jungfrauen ihren Bräutigam nach ihrer Willkühr zu erwehlen erlaubte. Daher versehe sie sich zu einem so gütigen und gerechten Bruder/ er würde sie/ welche durch keine Mißgeburt des gemeinen Rechtes verlustig gemacht/ nach der Neigung ihres Hertzens/ und nach Eingebung des Himmels sie sich verehlichen lassen. Der Feldherr antwortete: Der Pöfel möchte nach dem blinden Triebe ihrer ersten Regungen/ Fürsten aber nach Gesätzen der Staats-Klugheit heyrathen. Weil man dem Vaterlande mehr als sich selbst gebohren wäre/ drückte die gemeine Wolfahrt alle andere Absehn unter sich. Daher müsten Fürsten ihnen den lüsternen Zahn/ in der Liebe nur ihre Vergnügung zu suchen/ ausschlagen/ und gedencken: daß diese Beschwerligkeit durch ihr hohes Ansehen und durch die so süsse Herrschafft über gantze Völcker reichlich ersetzt würde. Wer in allem nach Belieben zu thun ungebundene Hände hätte/ könte unschwer in der Liebe eine mäßige Dienstbarkeit vertragen. Dieses Gesätze erstreckte sich so weit als die Herrschafften/ und daher auch über Deutschland/ welchem sie als eine treue Tochter des Vaterlandes nicht zu wider leben könte/ sondern ihre Neigungen für seine Wolfahrt desto williger aufopfern würde/ weil sie ja in der Schlacht schon ihr Blut dafür zu verspritzen den Anfang gemacht hätte. Ismene fiel ein: sie erinnerte sich keines Beyspiels: daß im Cheruskischen Hause einige Fürsten ihren Töchtern/ weniger Brüder ihren Schwestern aus diesem Grunde Männer aufgezwungen hätten. Von andern der Dienstbarkeit gewohnten Völckern liesse sich auf die Deutschen/ welche so wenig ohne Freyheit als Athem leben könten/ keinen Schluß machen; und würde dieser denen Jungfrauen unerträgliches Joch aufhalsen/ wenn die/ welche nur einmal ihr Lebtage heyrathen dörffen/ in ihrer einigen Vermählung kein Wahlrecht hätten. Sintemal der Zwang einen wider Willen zu ehlichen grausamer als das Verbot gar nicht zu heyrathen wäre. Der Feldherr begegnete ihr: Er könte diese Meinung gelten lassen/ wenn eine Fürstin zu unanständiger Vermählung gezwungen würde; wie in Sarmatien/ da man Königliche Töchter keinem Fürsten/ umb allen Anspruch an das Reich zu verhüten/ sondern nur wenigen Geist habenden Dienern vermählte; oder sie/ wie Käyser August

seine

seine dem Antonius vertraute Schwester Octavia nur zu seines Feindes Fallbrete / oder gar nach ihnen angekünstelter Unfruchtbarkeit sie zu Vertilgung anderer Fürstlicher Häuser mißbrauchte. So aber hätte er durch Erwehlung des tapferen Fürsten Catumers Ismenens Vergnügung nichts abgebrochen; indem niemand/ der nicht von einer andern Einbildung schon eingenommen wäre/ ihn als nicht Liebens-werth verachten konte. Ismene fiel ein: sie wäre zu wenig diesem vollkommenen Fürsten Mängel auszustellen; aber dis wäre doch wahr: daß er aus dem Cattischen Hause wäre / dieses aber mit den Cheruskern eine ewige und so heftige Feindschafft gehegt hätte: daß man glaubte: beyder Geblüte liesse sich so schwer/als Hartzt und Wasser mit einander vermischen. Wie solte sie nun mit einem Catten eine unzertrennliche Gemeinschafft des Leibes und des Gemüthes eingehen? oder deutscher zu sagen/ ihn so werth achten/ als wenn es keinen Mann mehr in der Welt hätte/ und mit ihm nicht nur sein gegenwärtig und künftiges Glücke übernehmen / sondern auch seine Neigungen und Begierden in mich saugen. Werde ich soden/ wenn das Wetter und der Catten Freundschaft umbschlagen wird / auch mit Catumern wider meine Cherusker eine Todfeindschafft hegen/ und wie die dem Theseus vermählte Hippolyte wider die ihr verschwisterten Amazonen die Waffen führen müssen? denn die Erfahrung hätte bewehret: daß die Zusammenheyrathung zweyer widriger Geschlechter den dardurch auszuleschen vermeinten Groll wie die in das brennende Naphta der Susianischen Brunnen gegossene Fluth das Feuer nur rasender mache. Würde meinem hertzliebsten Bruder so denn nicht mit mir das Hertz bluten / wenn er mich sodenn zum Steine des Anstossens so wol der Cherusker und Catten gesezt/ und zwischen Thür und Angel eingeklemmt sehen würde? Sintemal der Ehstand ohne dis mehr Dörner als Blumen trägt/ und mehr Trauer- als Feyertage zehlet/ derer jede Stunde uns eben so wol zweymal so lang wird/ als jede Dornspitze zwey Wunden sticht/ weil man so wol seine eigene als seines Ehmanns Schmertzen fühlet. Würde ich sodenn nicht unbillich lebenslang über die/ welche mich in ein so strenges Gefängnüs verdammt hätten/ zu seufzen Ursach haben? Sintemal der/ welcher sein Geblüte einem Feinde vermählt/ unverantwortlicher als Lucius Valerius handelt; der seinen ärgsten Feind Cornelius Balbus zum Erben einsezte/ weil todtes Reichthum ja keine Fühle wie Menschen haben. Den Feldherrn bissen diese letzten Worte zwar im Hertzen; weil er aber wol wuste: daß wie das reinste Wasser von dem darein fallenden Regen Blasen macht / also auch die besten Gemüther/ wenn sie einmal in Verwirrung gerathen/ sich leicht zur Unbedachtsamkeit verleiten lassen/ und daß man mit Sturme in der Liebe mehr einreisse als baue/ verschmertzte sie; und begegnete Ismenen: Die zwischen den Cheruskern und Catten eine Zeitlang gewehrte Zwytracht wäre keine Mißgeburt gifftiger Hertzen/ sondern eine von beyder Völcker Tugend angezündete Flamme gewest. Denn sie hätten nicht umb schnöden Raub oder aus Haß und Begierden das andere zu unterdrücken/ sondern umb den Vorzug der Tapferkeit gefochten/ und als zwey Feuersteine sich an einander geprüfet. Die Ehre aber wäre von so hohem Werthe: daß nichts als sie solche Irthümer zu entschuldigen vermöchte. Denn ein herrlicher Nachruhm wäre das höchste unter allen Glückseligkeiten/ ja der Mensch hätte außer ihm nichts bessers GOtt dancktbarlich abzugewehren. Sein Glantz erleuchtete das Finsternis der schon verschimmelten Zeiten/ und sehe in das unbegreifliche Ende der Nachwelt hinaus. Ja die dem menschlichen Hertzen eingepflantzte Begierde nach dem Tode unvergessen zu seyn/ wäre ein herrliches Zeugnis

für

für die Unsterbligkeit ihrer Seelen; ohne welcher Verschmack sie sich nimmermehr so eivrig umb ein gutes Gedächtnüs bewerben würden. Weßwegen die Serer ihren Todten allererst so viel Ehren-Titel zueignen / die alten Griechen aber dem Saturn und der Ehre Bilder mit entblösten Häuptern aufgerichtet / und beyden als zweyen keiner Verfinsterung unterwürffigen Gottheiten geopffert haben. Bey welcher Bewandnis denn die Catten und Cherusker einander höher als kein ander Volck geschätzt / niemals aber einige Abscheu sich mit einander zu vermählen gehabt hätten. Hingegen aber wäre ungewiß: was Zeno für ein Landsmann / oder aus was für einem Geschlechte er wäre; welchen weder er / noch einiger ander deutscher Fürst sich mit dem Cheruskischen Geblüte würde vermischen lassen. Sintemal Ismene wol wisse: daß das Cheruskische niemals als mit uralten Fürsten sich verknüpft / und so wenig Enckel ohne Hertzogs-Hüte / als der Granat-Aepfel-Baum Aepfel ohne Kronen hätte. Und da Zeno sich für sich selbst nicht genungsam als einen Fürsten aufführen könte / würde Ismenens Vermählung ihn zu keinem nicht machen. Denn die Deutschen hielten es weder mit den Lyciern / wo ein Weib den Mann adelte; noch auch mit den Seren / und Parthen / wo eines Handwercksmannes Tochter durch edle Heyrath edel und zur Fürstin würde; eine einem Unedlen verlobte Fürstin aber nicht einst unter den niedrigen Adel ihre Stelle hätte. Daher möchte Ismene nur bey zeite ihre süße Gedancken aus dem Sinne schlagen / wo sie ihr anders einige vom Zeno hätte träumen lassen. Mit diesen Worten grief der Feldherr Ismenen ans Hertze / und tastete zugleich ihren Augapfel an / also: daß die milden Thränen ihr häuffig über die Wangen schossen / ihr klopfendes Hertz aber sich gleichsam aus ihrer Brust zu arbeiten suchte. Denn es geht der Liebe wie den Strömen / welche / wenn man ihren Lauff mit Währen oder Schleussen aufschwellet / sich über Ufer und Tämme ergiessen. Sie antwortete / jedoch mit zitternder Sprache: sie könte nicht leugnen: daß ich / oder vielmehr das Verhängnüs mein Hertze dem Zeno zugewendet habe. Denn meine Zuneigung / welche vorher niemals einigen kleinen Verschmack der Liebe genossen / ward gleichsam in einem Augenblicke wie eine vom Gebürge abstürtzende Bach so heftig dahin getrieben: daß ich alle meine Widersetzligkeit auf einmal übern Hauffen geworffen sahe. Die Liebe hat mich ehe bemeistert / als angesprengt / welcher man nicht wie der Schleichenden widerstehen kan. Denn sie raubet uns uns selbst / und entwaffnet so wol unsere Vernunft als Tapferkeit. Ich will nicht widersprechen: daß ich geirrt und gefehlet. Aber so viel grosse Beyspiele unsers Hauses reden doch für mich: daß Lieben ein Irrthum der Klugen und eine Schwachheit der Hertzhaftesten sey. Ich habe nicht nur die mir itzt gemachte / sondern auch die der Erato halber entgegen stehende Schwerigkeit gesehen. Denn weil er von dieser allein geliebt zu werden verlangte / schien kein Mittel übrig zu seyn / seine Liebe zu erwerben / als wenn man ihn nicht liebte. Allein die letztere Schwerigkeit hat die erste / und diese jene wie ein Nebel den andern verzehret. Denn weil sein Ursprung ungewiß / und sein Fürsten-Stand zweifelhaftig ist / kützelte sich meine Liebe so vielmehr mit ihrer vollkommenen Reinigkeit: daß sie den Zeno selbst / nicht seinen Stand und Glücke liebte. Weil aber eine so mächtige Königin des grossen Armeniens den Zeno nicht nur liebte / sondern ihm zu Liebe ihr Königreich weggeworffen hatte / war mir unglaublich: daß Erato was geringers als einen Fürsten lieben solte. Sein Fürstliches Ansehen / seine so wol an Hof als zum Kriege nöthige Tugenden redeten für ihn / und verdammten meinen daran habendẽ Zweifel als die schwärtzeste Verläumbdung. Und was machte mir seiner

am Wege stehen / da der kluge Hermann ihn als einen Fürsten verehrte / und unterschiedene Hertzoge ihm gar die Oberstelle einräumten. Der Feldherr setzte ihr entgegen: ich würde wider die Gesätze eines höflichen Wirthes gesündigt haben / wenn ich den / welchen ich für einen angenehmen Gast aufgenommen / seines Standes halber gerechtfertiget / oder ihm die von andern zugestandene Ehre strittig gemacht hätte. Bey Vermählung aber würde es eine schädliche Unversichtigkeit seyn / wenn man ohne vorhergehende Ergründung der Ankunfft auf oft betrügliche Muthmassung den Grund einer so hochwichtigen Verbindung bauen wolte. Des Zeno Tugenden wolte ich lieber einen Ehren-Krantz aufsetzen / als ein Blat von seinem verdienten Ruhme abbrechen. Alleine wie das so edle und mächtige Feuer nur unnütze Asche und greuliche Kohlen / das die Erde an Grösse übertreffende Meer nur Fichten einer Ellen lang / ein tapfer Fürst aber einen untüchtigen Sohn zeuget; also ist hingegen Unedlen so wenig der Weg zur Tugend / als den Schnee-Königen dem Adler gleiche in die Höhe zu fliegen verwehret. Daher läßt sich Tugend und Adel nicht stets an eine Schnure fädemen. Seine Gestalt hat auch freylich zwar das Ansehn eines Helden; aber euserlicher Schein ist ein betrüglicher Führer unsers Urthels und unser Begierden. Vollkommener Liebe Eigenschafft ist auch freylich die Person nicht ihre Anhänglinge werth halten; und Fürsten haben hierinnen kein besonder Recht. Eine Fürstliche Braut bringet in Deutschland eben so wol als eine gemeine ihrem Gemahl ein Joch Ochsen / ein gesatteltes Pferd / und eine volle Rüstung zu / umb anzudeuten: daß sie beym Friede in der Arbeit / im Kriege in der Gefahr / und wenn er aller seiner Hoheit entsetzt würde / auch hinter dem Pfluge seine treue Gefärthin bleiben wolle. Deßwegen aber ist eine Fürstin nicht befugt sich in einem Ackersmanne zu vergaffen / und als dem Pöfel ihre Vergnügung zu holen. Wenn man schon Wein / Balsam / Honig / Gum̃i / oder andere köstliche Säffte in die Muscheln tröpfet / wird doch keine Perle daraus / sondern der vom Himmel fallende Thau / nach welchem die Schnecken als nach ihrem Ehmanne dürsten / ist der allein sie schwängernde Saamen dieser theuern Muschel-Töchter. Also ist Tugend und Geschicklig keit in Deutschland zu Fortpflantzung hoher Geschlechter nicht genung / sondern sie müssen mit Fürstlichem Geblüte vermischt seyn. Wie / nach der Egyptier Lehre / von einem sterblichen Manne und einer unsterblichen Frauen nichts gezeuget werden kan / also zeugt bey den Deutschen kein Unedler mit einer Fürstin nicht einst einen Edelmann. Stand und Tugend aber ist im Fürsten Catumer / welcher sich vom Tuiscon her ausführen / und allen Helden der Welt die Wage halten könte / vollkommen vereinbaret. Da ihm nun gleich Zeno in beyden gleich käme / hat doch Ismene als eine deutsche Fürstin Catumern den Vorzug zu enträumen / weil er ein Deutscher / und der anwesende Erbherr über alle Catten ist / welche ihre siegreiche Waffen bis an die Seulen Hercules / und über den Phrat ausgebreitet / und von denen die bezwungenen Feinde zu sagen pflegen: daß die unsterblichen Götter für ihnen nicht stehen könten. Daher würde Ismene / wenn sie der Sache nur recht nachdächte / und nicht ihren ersten Irrthum ihr selbst zu einem Götzen aufnöthigte / zweifelsfrey wenig Bedencken haben zum Fürsten Catumer zu greiffen. Wie die meisten Stauden im Anfange am stärcksten schieben; also hat zwar auch die erste Liebe den heftigsten Trieb; unterdessen sind doch so wol dort die Zweige / als hier die Regungen an sich selbst am schwächsten; hernach aber härten sie sich alle Stunden / und vergrössern sich über Nacht. Daher solte sie dieser Schwachheit beyzeite begegnen. Denn die Eichen / welche gleichsam

gleichsam natürlich-wachsende Colossen vorbildeten/ liessen sich anfangs wie weidene Ruthen beugen. Uber die zuletzte sich in Meere verwandelnde und zu übersehen unmögliche Flüsse könte man bey ihrem Quell mit gleichen Füssen springen. Die Löwen wären bey ihrer Geburt so ungewafnet als die Hasen/ und die Elephanten nicht stärcker als junge Rehe. Nicht anders ist es mit unser Liebe und andern Regungen beschaffen. Ihr Ursprung rühret wie der Wolcken-Brüche von Tropfen her; ein Funcken und ein kaum sichtbares Saam-Korn ist eben sowol als gantze Städte fressender Flammen/ und hoher Cedern Saame ein Tropfen: sie werden aber hernach zu Strömen und unleschbaren Bränden. Sie haben anfangs weder Zähne noch Klauen/ welche weder Kette noch Kefich bändigen/ kein Mohnsafft der Klugheit einschläffern/ keine Beredsamkeit bezaubern kan. Man meint sodenn der Unmögligkeit Gewalt anzuthun/ und die Vernunfft zu trotzen. Man rennt sodenn gantz verblendet in sein eigen Verterben/ und unsere Neigungen halten sich sodenn wie Eppich an den umbwundenen Stock unauflöslich an/ wenn selbter gleich faul und wurmstichig ist/ und uns mit ihm unser Fall für Augen schwebt. Ismene seufzete hierüber/ und fieng an: Ach! es ist mit mir schon so weit kommen! meine Liebe hat niemals die Kleinigkeit eines Sandkorns/ sondern mit ihrer Geburt wie die Gebürge von Erschaffung der Welt an einerley Grösse gehabt; und sie kan so wenig als unser Berg Melibocus mehr wachsen. Was für Unehre würde mir auch nicht zuwachsen/ wenn man Ismenen nachredete: daß sie mit ihren Worten/ wie die Lufft mit den Blättern spielte? daß ihr Gemüthe wie die Echinischen Eylande bey Winde hin und her schwermen? daß sie nach so hohen Betheuerungen durch ihre Untreue den vollkommensten Fürsten Zeno so liederlich hinters Licht geführet/ und durch ihre Wanckelmuth sich aller hertzlichen Liebe unfähig gemacht hätte? der Feldherr brach ein: diese Gedancken wären alles Kitzelungen der Neuigkeit; welche ihr selbst geschriebenes Lob an der Stirne trägt/ und nicht nur mittelmäßigen Dingen/ sondern auch Africanischen Mißgeburten eine falsche Schönheit eindrücket/ und stählerne Spinnenweben für fester als Hanfene Schif-Tauen hält. Sie fühle nur was behertzter an ihre Ketten/ und entschlage sich eine Zeitlang des Zeno/ sie untersuche den Grund meiner bewehrten Einrathung/ und gebe den Ausschlag ihrer Entschlüßung nach dem/ was ihr aus ein oder der andern Heyrath für gutes oder böses erwachsen kan; so wird sie gewahr werden: daß die Fessel ihr von sich selbst vom Halse fallen werden. Die geschwinden Lieben sind ohne dis nicht so tauerhaft als die langsamen. Die bald Feuer-fangende Spreu verlodert in einem Augenblicke/ das kalte Eisen aber wird schwer/ bleibt aber lange glüend. Dieses ist der heilsamste Weg sich auch aus einem Felsen-Kerker durchzuarbeiten. Sie erwege dieses nicht nur überhin und einmal/ sondern oft und mit gutem Bedacht. Höhlen doch die weder Härte noch Bestand habenden Regentropfen den unter allen Steinen allein im Schmeltz-Ofen nicht zerflüssenden Marmel aus; der beseelte Staub der fühlenden Natur/ nemlich die Ameissen lassen auf den dem Stahle widerstrebenden Klippen eine Spur/ worüber sie offtmals nach ihrer Nahrung auslauffen. Wie soll nicht die tieffste Einbildung einem vernünftigen Vorsatze nachgeben? Nach erkenntem Irrthume aber ihn verlassen/ ist die andere Staffel der Klugheit/ an seiner Meinung aber/ wie der vielfüßichte Meer-Fisch an den mooßichten Klippen kleben/ eine scheltbare Hartneckigkeit; und eine der Gelbesucht gleiche Kranckheit/ welche unsere Augen bethöret: daß ihnen alle anders-gefärbte Dinge gelbe seyn müssen.

Schämet sich doch das Vorbild der Beständigkeit/ und die Richtschnur der allerordentlichsten Dinge nicht ihren Lauf zu verändern/ und zuweilen gleichsam zu wancken. Und was wil Ismene viel Wercks über Veränderung einer unbedachten Liebe zu machen? Die Schwäche ihres Geschlechtes entschuldiget ihre Schwachheit. Sintemal die gantze Welt weiß: daß das Frauenzimmer die Sonne in Augen/ den Monden im Hertzen hat. Ismene erblaßte hierüber/ und versetzte: Ich bin von Kind-auf bemüht gewest/ mich dieser Weibischen Gebrechligkeit zu entbrechen/ und den Diamantstein mir zu meinem Sinnbilde erkieset/ umb mich beyzeiten beständiger Entschlüßungen anzugewöhnen. Diese wird Fürst Catumer zweifelsfrey selbst höher halten/ als ein Gemüthe/ das wie ein vom Winde geregtes Rohr hin und her fähret. Ich kan mich nicht wol bereden: daß Catumer zu einer Seele grossen Zug haben soll/ die von einer andern Liebe schon eingenommen ist/ welche aus dem eingenommenen Hertzen schwerer als der Geruch aus einem mit Balsam durchzogenen Gefäße zu bringen ist. Der Feldherr brach ein: Liebe Schwester; sie mache ihr das Werck so schwer/ als sie wil; so heischt die Wolfahrt Deutschland: daß es geschehe. Der Schluß ist mit dem Hertzog Arpus gemacht/ welcher ohne Zerrüttung der allgemeinen Eintracht/ und ohne meinen eusersten Schimpf nicht zernichtet werden kan. Mit einem Worte: sie muß sich des Zeno entschlagen/ Catumern/ in dessen Liebe sie vergebliche Zweifels-Knoten sucht/ heyrathen/ wo sie meine liebe Schwester/ eine treue Tochter des Vaterlandes seyn/ den Haß der Cherusker und Catten/ und den Fluch der Nachwelt vermeiden wil. Mit diesen Worten gieng der Feldherr mit Bezeigung eines nicht gemeinen Unmuths aus dem Zimmer/ und ließ Ismenen in einer solchen Verwirrung/ welche ihr das Kentniß ihrer selbst benam/ und sie anfangs in Raserey und halbe Verzweifelung/ hernach aber in die tieffste Traurigkeit versetzte. Als Ismene nun lange in der verschlossensten Einsamkeit ihrem Kummer nachgehangen/ und durch desselben Verschweigung/ an statt/ daß sie ihn wie das verschlossene Feuer zu ersticken vermeinte/ nur mehr erreitzet hatte/ brachte doch endlich die mit ihr in höchster Verträuligkeit lebende Gräfin von Bentheim/ mit Versprechen die Helffte ihres Betrübnüsses auf sich zu laden/ ja mit ihrem Leben ihre Beruhigung zu kauffen: daß ihr Ismene nicht nur ihrer Traurigkeit Ursache/ sondern auch alle verzweifelte Entschlüssungen offenbarte/ die sie im Schilde führte/ und zu vollziehen nun gleichsam auf dem Sprunge war. Die Gräfin erkennte sich zwar viel zu ohnmächtig/ dis/ was die Grossen für gantz Deutschlandes Wolfahrt beschlossen hatten/ zu hindern: jedoch muste sie nach Gewonheit erfahrner Aertzte Ismenen ihre Kranckheit geringer machen/ als sie war; aber/ weil Ismene an der Genesung selbst gäntzlich verzweifelte/ ihr scheinbare Hülfs-Mittel fürschlagen. Darunter waren die fürnehmsten diese: Hertzog Jubil wäre in die Ascanische Fürstin Leitholde/ Catumer in die Chaucische Fürstin Adelmunde/ Malovend in die Catta/ Sigismund in Zirolanen verliebt; diese dem entdeckten Schlusse schnurstracks zu widerlauffende Lieben müste man nicht nur unterhalten/ sondern durch Vertragung alles nur ersinnlichen Zunders mehr anzustecken bemüht seyn. Hierdurch würde Ismene so viel Gehülffen/ als Verliebte wären/ bekommen/ die aus Hintertreibung dieses gewaltsamen Schlusses eine gemeine Sache machen müsten. Die Vollziehung dieses Werckes deuchtete sie auch so schwer nicht zu seyn/ weil der Liebe nichts so sehr als Zwang zuwider wäre. Sintemal die sich nach einander so sehr sehnende

Seelen

Seelen entweder selbst aus einem Gestirne entsprossen/ oder zum wenigsten die Liebe nichts anders als ein Feuer zweyer Hertzen wäre/ welche von den regen Funcken eines Sternes angezündet würden/ sich also nicht so leichte von kaltsinnigem Absehen der Staats-Klugheit ausleschen liesse. Ismene hörete der Gräfin Vorschläge mit mehr Begierde als Hoffnung an; warff also ein: Es wäre wohl wahr: daß die natürliche Zuneigung zweyer Seelen die kräfftigste und dauerhafftigste Ursache der Liebe/ am meisten aber der Ihrigen wäre. Denn/ als ihr Zeno das erste mal wäre ins Auge gefallen/ hätte sie gegen ihm einen solchen Zug im Hertzen gefühlet/ welchem zu widerstehen sie weder Kräffte noch Vorsatz hätte. Ob sie nun zwar die Lehre und eingebildete Wissenschafft/ welche die Menschen der grausamen Botmässigkeit des Gestirnes unterwirfft/ für eine Verläumderin der unschuldigen Sternen/ und für eine Betrügerin hielte/ welche mit ihrer genauesten Rechnung falsche Schlüsse machte/ und zu Verdunckelung ihrer Irrthümer und lügenhafften Wahrsagungen das Licht des Himmels mißbrauchte; so wüste sie doch freylich keine andere Ursache ihrer Regung zu ersinnen/ als den Einfluß des Himmels/ als welcher in alle Wege der einige Uhrheber aller wahrhafften Vereinbarungen und Ubereinstimmungen wäre. Wie sie denn auch glaubte: daß Gott den Erd-Kreiß in die Rundte eines Eyes deßhalben vereinbaret hätte/ damit der sie rings umbher beschlüssende Himmel sie nicht nur mit seinen Einflüssen vollkommen durchwürcken/ sondern er auch als ein Feind leerer und zertrennter Dinge mit seinen einträchtigen Bewegungen alles/ und dergestalt auch gewisse Seelen eben so wohl als Magnet und Eisen und gewisse Gewächse miteinander verknüpffte. Allein es gäbe so viel unächte Ursachen der Liebe/ als Irr-Gestirne und Irrlichter in der Welt/ welche die Vernunfft verblendeten/ das Geblüte entzündeten/ und ohne Kräuter oder Segensprechen die Seelen bezauberten. Unter diesen stellte die Staats-Klugheit und die Herrschsucht zwey gefährliche Circen für/ welche erstere aus ihrem Hertzen auch diß/ was das Verhängnüß durch die Würckungen des Gestirnes darein gedrückt hätten/ auszuleschen bemüht wäre. Die andere aber wäre eben so vermessen als mächtig. Sie erfüllte das Haupt mit kohlschwartzen Dünsten/ wischte in den Gemüthern die reinesten Bilder aus/ setzte darein falsche Gemählde/ und lobete denen Verliebten die schwärtzeste Untreue für einen Streich der tieffsinnigen Klugheit ein. Und da der Hof ja kein Himmel wäre/ an welchem unbewegliche Glücks-Sternen stünden/ solte ihr die Gräfin doch nicht einbilden: daß der bewegliche Liebes-Stern bey Hofe angenagelt wäre. Die Gräfin von Bentheim aber mühte sich Ismenen alle diese Schwerigkeiten nicht nur auszureden/ sondern/ weil sie denen Fürsten Jubil/ Catumer/ Malovend und Siegesmund etwas bessers als eine so fladdernde und seichte Liebe zutraute/ both sie sich selbst zum Werkzeuge an zu Ismenens besten zu arbeiten. Sie fand auch unschwer Gelegenheit an den ihr ohne diß nicht frembden Hertzog Jubil zu kommen; es fiel ihr auch so viel weniger schwer/ ihn auf die gegen der Ascanischen Fürstin geschöpfte Liebe zu leiten; weil er vorher sie mehrmals umb ihm bey Leitholden gut in Worten zu seyn ersucht hatte. Aber die Gräfin hatte ihm die Rechnung ohne den Wirth gemacht/ und ihr Anschlag hatte bereit die Uberfahrt versäumt; weil Hertzog Jubil schon dem Priester Libys und folgends dem Feldherrn selbst die Cattische Hertzogin zu heyrathen Mund und Hand gegeben hatte. Wie die Gräfin nun an diese Seite rührte/ hörte sie vom Fürsten Jubil diesen unvermutheten Klang: Das Verhängnüß hat uns genöthigt andere Flacken aufzustecken/ und der veränderte Wind unsere Segel auf eine

andere Seite zu schwencken. Ich bin ein Bräutigam mit der Cattischen Fürstin / und also ist mir verwehrt länger ein Liebhaber der schönen Leitholde zu seyn. Die Gräfin erschrack über dieser Nachricht; jedoch hielt sie für rathsam es für einen Schertz aufzunehmen / und zu melden: Sie glaubte nicht: daß Hertzog Jubil veränderlicher als das Bild der Unbeständigkeit nemlich der Monde seyn würde / weil seit der Zeit sein Gesichte unvermindert geblieben wäre / seit daß er noch von seiner heftigen Liebe gegen Leitholde gesagt hätte. Es ist wahr / antwortete Jubil / ich habe sie inniglich geliebt / und ich werde ihr nimmermehr gram werden; weil ich aber nunmehr die Fürstin Catta über alles andere lieben muß / Leitholde aber mehr als eine zertheilte Liebe verdienet / werde ich gezwungen einen Schritt zurück zu thun / umb dieser holdreichen Fürstin Vergnügung nicht im Lichte zu stehen. Hilff Himmel! fing die Gräfin an zu ruffen. Soll ichs für Ernst aufnehmen: daß der tapfere Hertzog der Hermundurer der Ascanischen Fürstin solch Unrecht anfüge? Ist es glaublich: daß er das seiner Wanckelmuth halber fast von iedermann verfluchte Glücke noch an Unbeständigkeit überlauffen wil? Sintemal seit der Zeit seiner noch lodernden Liebe das Glücke weder Leitholden was abgenommen / noch dem Hertzoge Jubil was zugesetzt hat. Höret auf ihr Sterblichen / das Glücke weder durch den süssen Geruch des ihm angezündeten Weyrauchs aufzuhalten / noch seinen Lauff zu hemmen / ihm Steine der Verläumbdung in Weg zu werffen. Denn / wenn auch Fürsten mit ihrer Liebe derogestalt zu spielen für verantwortlich halten / mag man der männlichen Treue die dem Glücke abgeknipste Flügel anheften / und sie auf ihre bewegliche Tugend stellen. Hertzog Jubil begegnete der Gräfin: Jede Gemüths-Veränderung verdienet so wenig den Nahmen der Untreue / als die Abwechselung des Gewitters den Fluch der Ackersleute. Nach den Maaßgebungen der Vernunfft die Farbe ändern ist mehr ein Werck der Klugheit / als der Leichtsinnigkeit; und die Fähigkeit der Verwandelung ist in natürlichen Dingen meist ein Merckmal ihrer Vollkommenheit. Die weisse Farbe / welche Himmel und Gestirne ihnen als die fürtrefflichste zueignen / wormit das Meer in seinen Perlen / die Erde in ihren schönsten Blumen prangt / ist allein geschickt alle andere Farben anzunehmen. Das unentbehrliche Wasser kan allein mit dem Geschmacke aller Gewächse und Würtzen angemacht werden; ja nichts ist veränderlicher / als das Antlitz des Himmels; und nichts weniger hartnäckicht / als ein aufgeräumter Geist. Die Gräfin brach ein: Ich bin zu wenig alle Veränderung schlechter dings zu schelten / sonderlich in der Liebe / welche ohne Veränderung der Gemüther nicht gebohren werden kan. Ja ich lobe vielmehr die Veränderung / wenn sie erhebliche Ursache zum Grunde / und nicht heftige Ubereilung / sondern behutsame Langsamkeit zu ihrem Wegweiser hat. Was aber hat denn der Hertzog für erhebliche Ursache Leitholden zu verstossen / und die Fürstin Catta zu erwehlen? Ich erinnere mich seiner Betheuerungen: daß Leitholde die schönste Fürstin der Welt wäre. Da nun in der Schönheit die Vollkommenheit der Natur und der Kunst bestehet; und beyde umb diesen Zweck zu finden sich mühen und schwitzen; da die Schönheit der Ursprung der Liebe ist / bin ich begierig zu vernehmen: Ob entweder Leitholde ihr schön Antlitz verlohren / oder die Schönheit an ihr selbst / wie die Trachten ein ander Maaß bekommen / und daher die gestern ungestaltere Catta heute schöner als Leitholde worden sey? Hertzog Jubil fing an: Es ist diß letztere nichts ungemeines noch wunderns werth: daß unsere Augen von einerley Gestalt zweyerley Urtheil fällen; sintemal auch so gar die Sonne uns einmal schöner zu seyn deuchtet / als das andere mal; und dem weisen Anaxagoras kömt der sonst iedermann weiß scheinende Schnee schwartz /

schwartz/ und einem andern die leichte Lufft so schwer als die Erde für. Ja kein Ding in der Welt scheinet mehr in der blossen Einbildung zu bestehen/ als die Schönheit. Denn da sie ein gewisses Wesen hat/ kan/ was in Mohrenland schön ist/ in Deutschland nicht heßlich seyn. So aber ist fast kein Volck mit dem andern hierüber einerley Meynung. Wo die Sonne den Einwohnern auf den Wirbel scheinet/ und sie schwärtzet/ sind die schönsten/ welche den Kohlen am ähnlichsten sind/ und bey der schneeichten Nord-Spitze für höllische Geister würden angesehen werden. Gleich als wenn der der Sonnen nechste Welt-Strich ein Aufenthalt rauchichter Gespenster/ und kein Antlitz/ das dem Eben-Holtze nachgäbe/ liebens-werth wäre. Ja sie wissen von keiner andern Schmincke/ als dem sie noch mehr schwärtzenden Oele/ darmit sie ihre Leiber einschmieren umb die Kohlen und Tinte zu beschämen. In Hispanien wird die Oliven-Farbe/ in Egypten die dem alten Helffenbein gleichende Aehnligkeit/ in Persien die Schwartzbräunligkeit für das schönste gehalten. Unsere Deutschen aber halten in der Haut eben die Wahl/ die man im Mehle und Perlen hält/ nemlich die weissesten für die besten. Bey denen Seren sind kleine Füsse und kleine Nasen/ bey denen Indianern die breiten/ bey den Griechen die länglichten Antlitze/ in Persien die dicken/ in Europa die schmalen Augenbrauen/ in Africa groß aufgeschwollene Lippen/ in Egypten grosse Brüste/ bey den Galliern und Albaniern blaue/ bey den Asiaten schwartze/ bey den Scythen kleine Augen/ sonst aber ins gemein grosse Augen die vollkommensten Schönheiten; ja es hat ein abergläubischer Verführer ihm aus der grossen Augen eingebildeter Vollkommenheit träumen lassen: daß die Einwohner des Himmels und der Gestirne mit grössern Augen/ als die Straussen-Eyer wären/ prangeten. Im Mohrenlande sind die weissen/ auf dem Eylande Jambeli die schwärtzesten/ in dem güldenen Chersonesus die rothen Zähne/ welche man durch Käuung des Bethel-Krautes mit Fleiß also färbte/ die beliebtesten. Gleich als wolten sie mit den Pferden eine gemeine Schönheit besitzen/ derer Zähne in der Jugend gelbe sind/ im Alter weiß werden. Ja über dem Flusse Ganges läßt ihm das Frauenzimmer entweder die Zähne vergolden/ oder die vier fördersten gar ausbrechen/ und entweder göldene oder diamantene hinein setzen. Alleine die unterschiedenen Völcker sind nicht nur/ sondern wir Deutschen selbst gantz widriger Meynung. Hertzog Herrmann hält die weisse und blau-äugichte Thußnelda/ sein eigener Bruder Flavius nunmehr die braune und schwartz-äugichte Erato für die schönste der Welt. Das Frauenzimmer in Italien mühet sich seine Haare mit Lauge und Kräutern gelbe zu beitzen; das Römische bezahlet die röthlichen Haare der Deutschen umb so viel wiegendes Gold/ umb mit dieser frembden Zierrath die kahlen Schläfe oder die Raben-Haare zu verdecken; die Syrischen streuen sie zu dem Ende mit Gold- die Gallier mit weissem Mooß-Staube ein; umb der ehrwürdigen Alten greise Haare noch bey frischen Jahren zu tragen; gleich als wenn die Zeit das beschwerliche Alter dem menschlichen Geschlechte nicht zeitlich genung über den Hals brächte. Andere schwüren/ die Kasten-braunen Haare wären die schönsten. Zu Rom hält man dem Käyser zu Liebe die zusammen-gehenden und keine Mittelscheidung habenden Augenbrauen für was sonderbares. Dahero könte mir die Gräfin auch schwerlich so gar übel auslegen/ wenn meine Einbildung die braune Catta der schneeweissen Leithelde vorzüge; wiewohl ich die Schönheit dieser Fürstin noch so hoch/ als einen Stern ohne Fleck halte; ungeachtet auch diese mehrmals den Blumen ähnlich ist/ welche eine purper- und güldene Gestalt haben/ aber heßlich nach dem Wercke stincken. Welch

Unrecht thut ein so kluger Fürst / versetzte die Gräfin / der unschätzbaren Schönheit an: daß er sie für kein wesentliches Gut / sondern für einen geringen Schatten der Gedancken / und für einen blinden Abgott thörichter Einbildung hält; daß ein Hertzog von so hohem Stamme dieser edlen Fürstin einen so unwürdigen / nemlich einen den eitelen Träumen und Gespenstern eigenen Ursprung zueignet. Denn ob sie zwar eine Beherrscherin über unsere Gedancken / und also über unsere im dencken eigentlich bestehende Seele ist; ob sie gleich unsere Hertzen reget und entzündet; hat sie doch eben so wohl / als die alles im Leibe durchdringende Gestirne / ausser unserer Einbildung ihr Wesen und Grundfeste. Die Einbildung blendet ja zuweilen wohl unsere Augen / und tastet unser Gemüthe an; sie stellt durch Hülffe der Finsternüß und der Ferne uns einen Irrwisch für einen Stern für; aber wenig Zeit und Licht entladet uns bald solches Irrthums: die Schönheit aber hat eine so kräfftige und beständige Würckung in unsern Augen und Seelen / als die Sonne in der Welt. Allen andern Sinnen hat die Natur einen wahrhaften und wesentlichen Gegen-Satz geschaffen; warumb solte denn der geistigste unter allen / nemlich das Sehen sich allein mit Träumen und Gespenstern ergetzen / und mit einem eingebildeten Undinge armen? So zweifele ich auch: daß der scharffsichtige Hertzog Jubil die abscheuliche Heßligkeit auch nur für ein geträumtes Nichts / und für einen eitelen Wahn halten werde / wenn die Vorwelt Thersiten nicht für so wol gemacht / als Achillen / den Esopus Alcibiaden gantz ungleiche / die einäugichten Cyclopen der weissen Galathea / die rauhen und Bock-füssichten Wald-Götter und halb-pferdichten Centauren für Miß-Geburten der Natur gegen der unvergleichlichen Helena angesehen hat. Da nun die Häßligkeit einen wesentlichen Grund hat / warumb soll die Schönheit ein Diamant mit einer falschen Folge seyn? Warlich! Gott / welcher der Brunn der Schönheit / ja die vollkommenste Schönheit ist / dessen Schatten und Nach-Gemählde alle andere Schönheiten sind / würde in unsere Hertzen keine so lebhafte und allgemeine Regung / der Schönheit aber keinen so kräfftigen Zug uns an sich zu locken eingepflantzt haben; ja wir müsten alle mit sehenden Augen blind seyn / wenn diese eine so geringe Schein-Waare wäre. Eintzele Menschen können fehlen / nicht alle; die weltweisen Lehrer sind irrigen Lehren unterworffen / nicht die Natur. Das Erkäntnüß der Schönheit aber lernen wir in keinen Schulen / aus keinen Büchern / sondern es wird unsern Augen und Hertzen angebohren. Die Kinder / so bald sie die Augen aufthun / greiffen nach Gold und Edelgesteinen / und werffen greuliche Tocken weg. Das unterschiedene Urtheil oder die Wahl der Menschen kan dem Wesen der Schönheit auch das minste benehmen. Jedes Volck hat seine gewisse Eigenschafften / wie seine besondere und den Nachbarn unverständliche Sprache. Giebt es doch Menschen / welche Eicheln essen / und Granat-Aepfel verschmähen / denen eine stinckende Muschel oder faule Auster besser als Fasanen und eingeamberte Gallerten schmeckt. Ja der Uberfluß macht: daß uns heute für der gestern seltzamen Speise eckelt / nach der wir die Finger leckten. Wie viel leben ihrer noch heute / welche des Marsyas Schilff-Pfeiffe für des Apollo Leyer den Preiß geben würden. Jener Schäfer hielt Verona für schöner / als Rom. Unsere Küh- und Ziegen-Hirten auf dem Berge Melibocus leben vergnügter als die Edlen am Käyserlichen Hofe. Wie wenig wissen eine vom Apelles oder einem Pfuscher gemahlte Taffel zu unterscheiden / und Zevxes muß aus Verdruß seinem Lehrlinge Miccius anbefehlen seine weibliche Hippocentaur einzuhüllen / weil alle Anschauer sich nur über der neuen Erfindung / nicht einer aus tausenden aber sich über der Kunst des Gemähldes verwunderten.

Ja der Aberglaube hat sich in die Häßligkeit so sehr vergafft: daß er dem Göttlichen Wesen Hüllen rauher Steine/ und Baumrinden umbgegeben/ und seinen alle Sternen beschämenden Glantz unter Schalen/ Haar und Hörner wilder Thiere versteckt hat. Dieser Irrthum aber giebt dem Fürsten Jubil keinen Vorwand/ weniger einigen Schirm/ welcher die Schönheit allzuwol kennet/ weil sie mit ihm selbst eine so nahe Verwandnis hat; und dessen scharffes Auge nicht nur die Fürstin Leitholde für der Catta zu unterscheiden/ sondern aus allen Schönheiten der Welt die vollkommenste auszulesen weiß. Daher lasse ich mich nicht bereden: daß Jubil an der Fürstin Catta was schöners als an der mit so grosser Vorsicht erkieseten Leitholde finde. Da sein Vortrag nicht mehr meine Versuch- als seine Entschlüssung ist/ muß ein ander Geheimnüs darunter verborgen seyn. Denn ich kenne den Fürsten Jubil so wol/ als Leitholden. Sein Gemüthe ist so gesetzt/ seine Treue stehet auf so festem Fusse: daß beydes kein leichter Wind wanckend machen kan. Seine Vernunfft/ welche sonst die Liebenden am ersten verlieren/ verstehet allzuwol: daß einem Helden-Gemüthe die Unbeständigkeit so unanständig ist/ als nach der gemeinen Meinung/ die Bewegung der Erdkugel natürlich. Argwohn und Mißtrauen kan auch hier nicht die erste Bewegungs-Ursache seyn. Deñ diese werden nur in kalten und wenig Liebe hegenden Hertzen/ wie die Donnerkeile in der dritten Gegend der kältesten Lufft gezeugt. Ihr Hertze nähret mehr Tugend als Geblüte/ ihre Seele hegt eine so zarte Empfindligkeit: daß sie durch nichts unanständiges/ weniger durch einige Beleidigung sich seiner Liebe unwehrt gemacht haben kan. Woher rührt denn nun seine Veränderung? Mit was wil er ihr einen so unerträglichen Verlust erstatten/ ohne welche Ergäntzung Hertzog Jubil nicht wenig von seiner Ruh und Ruhme einbüßen muß. Mit diesen Worten rührte die Gräfin ihm so sehr das Hertze: daß er etliche der tieffsten Seufzer nicht verschlucken konte/ und nach einem gezwungenen Stillschweigen heraus brach: Ach! warumb rühret sie so unbarmhertzig meine von sich selbst schon blutende Wunden an? Warumb versaltzet sie mir meine neue Glückseeligkeit mit einer solchen Schärffe: daß ich mich sehnen muß unglücklich zu seyn? Es ist wahr: daß Leitholde umb die Erde zu bereichern dem Himmel gleichsam alle Schönheit wie Prometheus das Feuer entwendet hat. Aber ach! ist ihr unverborgen: daß das Verhängnüs keine schwächere Bothmäßigkeit über unsere Liebe/ als über unser Glück habe? Weiß sie nicht: daß das Gute das erste/ die Schönheit aber erst das andere Augen-Ziel der Liebe/ dis aber das beste unserer Güter sey/ was uns am anständigsten ist. In der Zusammenschickung bestehet die Seele eines jeden Gutes; nicht an seiner besondern Köstligkeit. Die Natur treibt den Stahl nicht in die Gold-Adern; der Mah wächst auf keinem Rosenstocke/ keine Mispel auf Dattel-Bäumen; ungeachtet diese viel edlere Quellen sind/ als jene vonnöthen habē. Sondern die Vereinbarung heischt eine gleiche Verwandschafft. Das Wasser vermenget sich am leichtsten mit dem Wasser/ das Feuer mit Feuer/ und der nach des Epicurus Meinung alle Dinge ausmachende Sonnenstaub vereinbaret sich nur mit seines Gleichen/ der Rundte mit dem Rundten; der Höckrichte mit dem Höckrichten. Ja wie jeder Kreiß nur einen einigen Mittelpunct hat/ also hat jeder Sinn und ihre Seele in ihrer Regung auch ihre umschränckte Gräntzen. Das schärffste Gehöre/ der beste Geschmack ist gegen die seltzamsten Schönheiten unempfindlich/ auf welche die Augen als ein Blitz fallen. Also muß ich leider! nur gedencken: daß mein Hertz entweder keine würdige Ader hat/ worein die unvergleichliche Fürstin Leitholde ihre Liebe einflössen dörffe;

oder daß mein Unstern des Glückes mich nunmehr in einen solchen Kreiß verdrungen habe/ darein auch ihre kräfftigste Einflüsse kein Vermögen zu würcken haben. Die Gräfin antwortete: der Fürst verwirret mich mehr durch diese unverständliche Rätzel/ als er meine Unwissenheit unterrichtet/ und meinen Kummer erleichtert. Zeit und Abwesenheit sind ja wol mächtig eine laue oder seichte gewürtzelte Liebe nach und nach verrauchen zu lassen; aber das Verhängnüs hat über die in unserm Gemüthe wohnende Göttligkeit weniger Gewalt eine lodernde Neigung/ als die umb die brennenden Berge schäumenden Meer-Wellen das unterirrdische Feuer auszuleschen. Niemand hat auch über den Hertzog Jubil einige Botmäßigkeit außer GOtt; dessen Regung seine erste Liebe selbst angezündet hat. Die emnach auch ihm schwerlich ein einig ander Gut/ als Leitholdens Schönheit anständiger seyn kan; welche/ nach dem sie ihn einmal schon so beweglich gezogen hat/ eben so wenig als der Magnet seinen allezeit dauernden Zug zum Angelsterne ablegen kan. Ist die Güte die Frucht der Dinge/ so ist die Schönheit zum minsten die Blüte davon; und derogestalt Güte und Schönheit zwey Liebens würdige Geschwister und Töchter der Natur von einerley Adel. Ja die Schönheit hat noch mehr Licht/ Pracht und Thätigkeit als die Güte; welche den Liebhabern nicht so geschwinde unter Augen leuchtet/ sondern oft aus den besten Sachen/ wie heilsame Kerne aus harten Schalen/ mit Kunst oder Gewalt hervor gesucht werden muß. Sie hat deßhalben auch so viel mehr und andächtigere Verehrer. Der innerlichen Güte zündet nur die Hand der Weisen/ der Schönheit aber das gantze menschliche Geschlechte Weyrauch an. Man betet sie so wol in den Hölen der Einsiedler/ als in Königlichen Pallästen an; der karge Reiche macht sich nicht nur ihr zu Liebe zum Verschwender; sondern es ist auch niemand so arm/ der ihr nicht gerne sein eusersses/ nemlich die Seele wiedme. Weil nun Hertzog Jubil der unvergleichlichen Fürstin Leitholde die Güte der Schönheit/ die Freyheit seiner niemanden zu Gebote stehenden Willkühr zugesteht/ möchte ich ja gerne die Hindernüs ergründen/ welche das/ was Natur und Himmel billiget/ ungeschickt/ oder unanständig machen kan; welches ich für unmöglicher halte/ als dem Feuer seine Leichtigkeit/ dem Bleye seine Schwerde zu benehmen. Grausame Rechtfertigerin! versetzte Hertzog Jubil. Ihre Scharfsichtigkeit verwandelt sich in einen Wüterich/ wenn sie den/ den sie fallen sieht/ noch durch abgezwungenes Bekäntnüs seiner Schwachheit eine Schamröthe abjagt. Ich gebe mich gefangen: daß ich die Fürstin Leitholde zu verlassen weder Recht noch Hertze genung habe. Aber wie der mehr als ein Mensch ist/ dessen Hertze nicht seinen Augen Beyfall giebt/ bey Erblickung der Schönheit; also ist der nichts weniger als ein Fürst/ dessen vernünftiges Hertze nicht die sich vergehenden Augen zurück halten kan. Sie erwege: daß ich des Bojischen Königs/ des grossen Fürsten in Deutschland Sohn/ nunmehr aber bey nahe ein Herr ohne Land bin. Fürsten aber sonder Herrschafft sind was weniger als Leiber ohne Seele. Denn diese würdiget das Mitleiden auch frembder Leute der Beerdigung/ jener aber spottet der Feind/ die Nachbarn treten ihnen auf den Fuß/ und der Pöfel spielet mit ihnen/ wie die Hasen mit todten Löwen. Trauet nun wol Leitholde bey einem so ohnmächtigen Fürsten ihre Vergnügung zu finden; sintemal doch die Liebe der Fürsten nirgends als in einem Purpur-Bette sanfter Ruh genüßen kan. Denn diese verlanget zwar die Ergetzligkeit zum Unter-/ aber das Glücke zum Deckbette/ und die Würde zum Hauptküssen. Kan mir bey solcher Beschaffenheit jemand vernünftiges verargen/ wenn ich nach Eigenschafft des schwachen Epheu an dem Cattischen Stammbaume einen Pfeiler

zu

zu meiner Emporklimmung suche/ ohne welchen mächtigen Hauses Beystand ich mir nimmermehr träumen lassen darf die Bojische Krone auf meinem Haupte/ den Vater-Mörder Marbod unter meinen Füssen zu schauen. Die Gräfin brach ein: So höre ich wol: Hertzog Jubil liebe nicht so wol die vollkommene Fürstin Leitholde/ als seinen Vortheil; welcher Abgott freylich die meisten Hertzen zu seinen Anbetern hat/ und fast aus allen Händen der Welt angezündeten Weyrauch kriegt. Alleine die wahre und unverfälschte Liebe ist viel zu hochmüthig: daß sie für einem so niedrigen Absehen sich groß zu machen ihre Knie beugen solte/ und sie würde sich lieber in Koth treten lassen/ als sich mit dieser eitelen Abgötterey besudeln. Ihre einmal erkiesete Buhlschafft ist ihr Schatz und ihr Königreich; Eine tugendhaffte Seele gilt bey ihr mehr als alle güldene Berge der Welt/ und das Besitzthum eines treuen Hertzens vergnüget sie mehr/ als hundert Kronen auf dem Haupte. Dieses hält die Liebe für ihre Ehre und ihre Wollust/ welcher sie die gantze Welt/ und ihr eigenes Blut willig aufopfert; ja dem Tode lieber in die Armen rennt/ als das Geliebte aus seinem Hertzen läßt. Hertzog Jubil versetzte: Ach! ich Unglücklicher! gleichet man meine Liebe falschem Golde/ welches nicht den Stich hält? Machet man meine Liebe zu einer Larve/ welche auswendig nur scheinbaren Firns der Heucheley/ aber keinen Grund der Treue habe? Meine liebe Gräfin; sie spannet den Bogen der Liebe zu hoch. Sie wil auf der Erden keine Menschen/ sondern Götter/ kein irrdisches Feuer/ sondern eitel reine Glut der Sternen haben. Sie glaube mir aber: daß ob wol die aus Liebe geschehene Verachtung der Zepter mehr ein süsses Getichte der Vorwelt ist/ als einige wahrhaffte Beyspiel hat/ ich doch meine Ehrsucht zu überwinden und umb Leitholden zu besitzen mich eines Königreiches zu enteusern mächtig seyn würde. Alleine das Gedächtnüs meines enthaupteten Vaters/ ein einiger auf den Ertz-Mörder Marbod fallender Blick/ der Glantz seines unmäßigen Glückes schläget in meinem Hertzen wie ein Donnerstrahl alle andere aufsteigende Gemüths-Regungen zu Bodem. Der Geist meines erblichenen Vaters schwebet mir Tag und Nacht für Augen/ und ruffet mir unaufhörlich in die Ohren: daß GOtt/ welcher doch die Rache als ein für die Menschen allzu süsses Ding ihm alleine vorbehalten hätte/ mir durch die Finger zu sehen erbötig wäre/ ja an Marbods gerechter Straffe selbst Lust schöpfen würde/ wenn ich mich auch der geringsten Wieder-Vergeltung anzumaßen so viel Hertze/ als Recht hätte. Sie wundere sich aber nicht über diesem Gesichte. Hat doch ein jeder Tropfen unschuldig-vergossenen Blutes eine Zunge/ welche umb Rache ein so grosses Geschrey hält: daß es von der Erde durch die Wolcken/ wie der Donner aus den Wolcken bis zur Erde dringt. Umb die Rache ermordeter Fürsten aber ist der Himmel selbst derogestalt bekümmert: daß er die von den Mördern verwürckte Straffe auf derselben Häupter abweltzet; welche es zu rächen vermögen/ aber vergessen. Dieser Kummer ist die Ursache meiner gezwungenen Entschlüßung/ welcher mir so lange das Hertz fressen wird/ so lange ich dem Fürsten-Mörder seines nicht gefressen sehe. Weil ich aber weiß: daß die gutherzige Fürstin Leitholde mich auf eine andere als gemeine Art liebet/ die Gräfin aber mehr Verstand besitzet/ als ihr Geschlechte sonst zu haben gewohnet ist oder nöthig hat; beruhet es in ihrer Hand der Ascanischen Fürstin Gemüthe nicht nur zu besänften/ sondern auch mir bey ihr die eigenbewegliche Billigung meiner neuen Liebe zuwege zu bringen/ und mich/ wo nicht in ihrer Liebe/ doch in ihrer Freundschafft zu erhalten. Die Gräfin lächelte/ und begegnete ihm: Ich höre wol/ weil die Staats-Klugheit an keine Gesätze der Gerechtigkeit gebunden zu seyn meinet/ daß Hertzog Jubil bey

Ersehung seines Vortheils sie eben so wenig mit einigem Bande der Liebe fässeln zu lassen gedulden wil. Mir ist leider! auch allzu wol bewust/ und das Fürstliche Frauenzimmer/ welches hieriñen viel unglücklicher als der Pöfel ist/ hat es mit bitteren Thränen zu beweinen Ursache: daß die Staats-Klugheit der meisten Heyrathen Kuplerin/ aber auch die Verfälscherin der reinesten Liebe/ und das giftigste Scheidewasser der verknüpftesten Hertzen sey. Weil aber der Hiñel nichts minder der Urheber keuscher Flammen/ als ein Behaltnüs der unausleschlichen Lichter ist; machet er insgemein durch solche Staats-Streiche als durch eine falsche Rechnung einen Strich. Das Verhängnüs/ welches ihm durch irrdische Vorsichtigkeit sein Absehen nicht absehen/ weniger hindern lassen wil/ verblendet der allerweisesten Rathschläge/ schläget durch die unvermuthesten Zufälle unseren gewissesten Anschlägen ein Bein unter/ solte es auch gleich den ordentlichen Lauff der Natur umbzudrehen gezwungen werden. Alleine/ wenn auch gleich die Göttliche Versehung niemals in unsere Beginnen die Hand einschlüge/ meinet Hertzog Jubil durch Heyrathung der Fürstin Catta sich gewiß versichert: daß die Catten ihm zu Liebe den Degen wider den mächtigen König Marbod/ für welchem Rom selber zittert/ zücken werden? Weiß er nicht: daß die von der Staats-Klugheit ausgebeckte Liebe Schlangen-Eyer heckt/ welche zwar die Farbe der Tauben-Eyer/ inwendig aber giftige Würmer haben. Ihre Liebes-Früchte sind wie die Aepfel von Sodom euserlich Gold und Purper/ inwendig aber stinckende Asche. Sie sind auswendig mit Zucker überglasete Pomerantzen/ ihr Safft aber ist Gifft und Galle. Ich bin nicht gäntzlich in Abrede: daß die Staats-Heyrathen dem gemeinen Wesen zum besten etlicher maßen Mittel sind mit Ehren aus einem unanständigen Kriege zu kommen/ und einen Frieden zu versiegeln; daß kluge Gemahlinnen die Eyversucht oder Krieges-Lust ihres Gemahls gegen ihr Väterliches Haus zu sänftigen vermögen/ daß sie unter sich mit einander wolverstehenden Geschlechtern ein desto kräfftigers Freundschaffts-Band abgeben. Maßen denn die oftere Hin- und Wieder-Verehligung das Cheruskische und Cimbrische Haus etliche hundert Jahr so feste mit einander vereiniget hat: daß keine Staats-Räncke der Nachbarn sie jemals zu trennen versucht/ weniger vermocht haben. Allein es ist auf ihren scheinbaren Grund auch in diesen Absehen wenig beständiges/ am wenigsten aber auf die Tauer was sicheres zu bauen. Denn wenn das Feuer der Rache/ der Ehrsucht/ des Eigennutzes/ des Mißtrauens den geringsten Zunder sich anzuglimmen erreichet/ zerschmeltzet der Grund nemlich die vermeinte Liebe wie das vorhin geladene Wagen-tragende Eiß von der Sonne und den warmen Dünsten der Erde im Mertzen. Solche Heyrathen leschen die alten Neigungen in den Hertzen der Herrscher nicht aus/ sondern sie überfirnsen sie nur; gleich als wenn sie ein Vorrecht hätten aus ehlicher Liebe ihrem Gutbedüncken eine Gramschafft zu machen. Der Hertzog sehe sich ein wenig in unser Nachbarschafft umb/ oder in die Vorwelt zurücke. Hat nicht der Vasconer- und der Varduler König durch Ehlichung der Cantabrischen Fürstin und dem darbey auf dem Pyreneischen Gebürge beschwornen Frieden nicht nur seinen alten Haß und Herrschsucht vermäntelt/ sondern auch wegen ihrer Erstgeburt/ auf etliche Landschafften/ welche den Nahmen des Europeischen Indiens verdienen/ oder in Hofnung: daß der einige männliche Erbe nicht lebhaft seyn würde/ auf alle seine Reiche ein Erb-Recht zu erlangen angezielet; gleichwol aber durch Erkiesung anderer Cammer-Mägde/ und Entführung frembder Ehweiber seinem eigenen Antlitze die Larve abgezogen/ und durch Entmummung sich verrathen: daß Arglist

und

und Herrsucht unter dem Schein der Liebe seine Heyrath beschlossen habe? Der Sitoner Hertzog hätte mit Verlobung seiner Schwester der Svioner König sicher gemacht: daß seine und seiner Bunds-Genossen Krieges-Rüstung nicht wider ihn und zu Ergäntzung des alten Verlustes angesehen wären. Der glückseeligen Eylande Beherrscher hat zwar dem Hibernischen Könige seine aber vorher unfruchtbar gemachte Tochter vermählet; damit ihre Kinder mit der Zeit an sein Königreich keinen Anspruch machen konten. Ja ein Gothischer König legte lieber seine Gemahlin einem seiner Edelleute bey/ als er die Schande seines Unvermögens die Welt wissen/ seiner Schwester Söhne aber seine Herrschafft überkommen lassen wolte. Zu geschweigen: daß solche seichte Staats-Liebe nicht nur so bald als ein nie recht angezündetes Licht von einem kleinen Winde ausgewehet/ sondern in Verdruß/ Eyversucht und bittern Haß verwandelt wird. Uberdis zeiget GOtt selbst meistentheils durch verhängte Unfruchtbarkeit sein Mißfallen an solchen Blendungen der Liebe; wie der Sarmatische König Cimaris/ und der auf den glücklichen Eylanden Rodipe unglücklich erfahren/ derer jener seines verstorbenen/ dieser aber seines noch lebenden Bruders Gemahlin aus solchen Staats-Gründen ihm vermählte. Am allerwenigsten aber hat ein unglücklicher Fürst sich auf seines Schwehers oder Schwagers Hülffe zu verlassen. Deñ ein Unglücklicher hat keine Freunde/ und die Barmhertzigkeit ist ein grosser Gebrechen eines Fürsten. Dessen Hertzogs Jubils Vater König Britton ihm selbst ein trauriges Beyspiel gäbe/ für den seiner Gemahlin Bruder nie ein Pferd gesattelt/ sondern dem Bojischen Untergange als einem über Meer brennendem Feuer zugeschaut/ sein Sohn aber dem Hertzog Jubil selbst in seinem Lande den Auffenthalt verweigert hätte/ umb mit dem erschrecklichen Marbod nicht zu zerfallen. Hertzog Jubiln riß nunmehr die Gedult aus/ der Gräfin länger zuzuhören/ zweifelsfrey weil sie ihm gar zu nahe an das empfindlichste seines Hertzens kam. Er fieng daher seufzende an: Höret auf mich zu quälen/ und mein ohne dis unruhiges Hertze in einen innerlichen Krieg zu versetzen. Es ist wahr: daß die Staats-Heyrathen nicht allezeit gerathen und ihres Zwecks fehlen. Alleine wie viel tausend andere mißlingen auch/ und zerflüssen in nichts wie ausgegossenes Wasser/ welches die allerheftigste Liebe zusammen geschmeltzet hat. Die Sonne selbst ist nicht ohne Flecken/ und gebieret nicht nur Würmer auf Erden/ Geschmeiße in der Lufft/ Kröten in den Wolcken/ sondern auch Schwantz-Sterne im Himmel. Der für der Saate von der Spreu gereinigte Weitzen wächst doch niemals ohne Spreu; und die Liebe/ ja die Gestirne selbst haben ihren Rauch wie ander Feuer. Die nechste Bluts-Freundschafft ist zuweilen ein Zunder der Todfeindschafft/ und kein Haß brennet grausamer/ als welcher von den gedämpften Kohlen der Liebe sich ansteckt. Solte man deßwegen dieses heilige Band der Natur als unnütze oder gar als schädlich schelten. Eben so wenig sind die Ehen zu verdammen/ welche mehr die Liebe des Volckes/ welches der Fürsten fürnehmste Gemahlin ist/ als die blosse Selbst-Liebe geschlossen. Die Dienstbarkeit meiner weyland herrschenden Bojen gehet mir zu Hertzen/ und ich wäre nicht würdig ihres Geblütes/ weniger ihr Fürst zu seyn/ wenn ich einiges Mittel sie in vorige Freyheit und Ansehen zu setzen/ oder sie nebst denẽ Hermundurern vollends von ihrer gäntzlichen Ausrottung zu erretten vernachläßigte. Deñ wer schon/ wie Marbod/ so viel Menschen-Blut gekostet/ dürstet nach mehrerm so lange/ bis ihm sein eigenes entgeht. Es sey aber mit den Staats-Heyrathen beschaffen wie es wolle/ so ist meine Verlobung mit der Cattischen Fürstin eine schon geschehene Sache/ darzu man alles gute reden soll/ weil nur künftige Dinge der

Berathung unterworffen sind; Leitholde selbst Vernunfft genung zu meiner Schwachheit ein Auge zuzudrücken/ und Hertzhafftigkeit sich selbst zu überwinden. Sie versichere diese himmlische Seele auch: daß weil ich nicht so glückseelig seyn kan/ sie als meine Gemahlin zulieben/ ich sie nimmermehr als meinen Abgott zu verehren unterlassen werde. Hertzog Jubil wendete sich/ und gieng hiermit von der Gräfin weg/ wormit sie der aus seinen Augen schüssenden Wehmuths-Thränen nicht gewahr werden möchte. Die Gräfin aber/ ehe sie der Fürstin Leitholde ihre Verrichtung beybrachte/ verfügte sich zum Fürsten Adgandester/ und erzehlte ihm den zwischen dem Fürsten Catumer und Ismenen vom Feldherrn gemachten Heyraths-Schluß; weil sie wol wuste: daß Adgandester auf die Fürstin Ismene fürlängst ein Auge gehabt hatte. Wie behutsam sonst dieser Fürst hinter dem Berge zu halten/ und sein Gemüthe zu verschlüssen wuste/ so verrieth er doch seine heftige Regungen durch eine solche Ungebehrdung: daß die Gräfin meinte: er solte von Sinnen kommen. Die Gräfin erschrack hierüber nicht wenig/ und bereute ihre unbedachtsame Entdeckung dieser beschlossenen Eh/ welche sie itzt erst für ein grosses Geheimnüs zu halten anfieng/ nach dem Adgandester/ den man wegen grosser Verträuligkeit insgemein des Feldherrn Unterhembde hieß/ hiervon noch nichts wuste. Daher bemühte sie sich ihn zu besänftigen/ und ihm einzuhalten/ sie wunderte sich: daß ein so kluger Fürst in seiner Seele eine andere Frau als die Vernunft gebieten liesse. Sie sähe nunmehr/ daß die Fürstin Ismene desselben Abgott wäre/ welchen zeither seiner rühmlichen Thaten halber gantz Deutschland für einen Abgott gehalten hätte. Am seltzamsten aber wäre ihr: daß Adgandester sein Hertze von der Liebe einer so ohnmächtigen Regung aufschwellen liesse/ welcher Feuer selten Asche machte/ und ihre Verletzung niemals bis aufs Leben dringte. Diese Regung stünde niemanden übler an/ als einem so grossen Staatsmanne/ der von keiner andern Buhlschafft als seiner Ehre wissen/ und seine Gedancken nur mit der gemeinen Wolfahrt vermählen solte. Sie irret/ antwortete Adgandester/ wenn sie meine Ungedult einer thörichten Liebe zuschreibet; welche ihrer Blindheit halber gar recht mit verbundenen Augen gemahlet wird. Ich eyvere umb Ismenen so wenig ihrer Schönheit halber/ als jene neidischen Bubler/ welche ihre Buhlschafft in Stücke zerrissen/ und unter einander theilten. Meine Ehre/ welches sie selbst für mein fürnehmstes Augenmerck hält/ ist durch anderwärtige Verlobung Ismenens beleidiget; die ich nicht mehr als eine Tochter des Feldherrn Segimers/ und als eine Schwester des grossen Feldherrn zu lieben/ als Herrmann sie mir zu vermählen Ursache hat. Denn weiß sie jemanden in Deutschland/ dem meine grosse Dienste unbewust sind? Habe ich nicht den angebohrnen Haß meines Hauses gleichsam mit meiner ersten aus Mutterleibe gebrachten Haut abgelegt; und durch meine Treue mich mehr/ als wenn ich darinnen gebohren wäre/ in das Cheruskische eingepfropfft? Wie viel mal habe ich mein Leben für Herrmanns in die Schantze gesetzt/ welcher ohne mich weder dis/ noch die Feldhauptmannschafft/ noch Thusnelden besitzen würde. Aber/ einfältiger Adgandester/ hast du bey Verspritzung deines Blutes/ bey Verschwendung so vielen Schweisses/ bey Feilbietung deines Lebens nie daran gedacht: daß kleine Wolthaten Freunde/ grosse aber Feinde machen? daß kein strafbarer Laster sey/ als einen mit seinen Verdiensten bebürden/ und keine giftigere Todfeindschafft als derer/ welche sich empfangener und unvergoltener Wolthaten schämen müssen? Hast du noch nicht gelernet: daß wie die neidischen Spinnen die etwas bessers spinnenden Seiden-Würmer tödten/ also die schlimmsten Hofheuchler die getreu-

esten Werckzeuge des gemeinen Heiles durch ihre Vergällung schwartz und verhaßt machen? Unglücklicher Adgandester! kanst du dir nunmehr was anders / als deine gäntzliche Verstossung vorbilden / nachdem Jsmene einem Fürsten versprochen wird / welcher an Geblüte nicht besser / an Verdiensten gegen den Feldherrn viel geringer / als du / und an aufrichtiger Freundschafft gegen die Cherusker noch wenig oder gar nicht geprüfet ist? Sintemal die Gnade der Fürsten niemals als im Abgrunde / zu sincken / ihr einmal gefaßter Haß aber nur mit des verhaßten Tode zu wachsen aufhöret; ja auch wohl gegen die unschuldigen Kinder / oder die unempfindliche Leichen ausgeübet wird. Der Gräfin von Bentheim ward bey dieser Raserey ie länger / ie bänger / setzte daher ihm entgegẽ: Es wäre diese Heyrath ihr wohl so sehr / als vielleicht Adgandestern zuwider / weil sie so wohl die Neigungen Jsmenens selbst / als der Ascanische Fürstin Leitholde beleidigte. Aber darumb könte sie weder Bäume ausreissen / noch dem Feldherren so grosses Unrecht / weniger so schlimme Meynung beymässen. Dieser kluge und großmüthige Fürst suchte sonder Zweifel durch solche Heyrath der Cherusker und Catten alten Haß zu ersäuffen / und Deutschlande die hochnöthige Eintracht zu erwerben. Sein Gemüthe wäre viel zu edel / und sein Hertze viel zu aufrichtig: daß er Adgandestern / welcher vielleicht ihn nie umb Jsmenen angesprochen hätte / zu beleidigen / weniger seine Ungunst und Undanckbarkeit anzudeuten gemeynt seyn solte. Adgandester fiel ihr in die Rede: Bin ich denn nicht so wohl ein Cattischer Fürst als Catumer? also ich eben so wohl ein taugliches Werckzeug zwischen den Catten und Cheruskern Verträuligkeit zu stifften? Sind meine Verdienste nicht zulänglich den Abgang hundert Dörffer auszugleichen / mit derer Besitzthume mir allein Catumer überlegen ist? Hat mein so vieljähriger dem Feldherrn geleisteter Gehorsam / meine Bemühung ihm und seinẽ Hause alles zu Liebe zu thun / was ich ihnen an den Augen angesehen / meine gegen Jsmenen offtmals heraus gelassene Zuneigung nicht die Stelle einer bescheidenen Werbung zu vertreten / und dem scharffsichtigen Feldherren nicht an die Hand zu geben vermocht; daß ich ihn nur zu dem Ende nicht umb seine Schwester anspräche / wormit ihre mir geschehende Vermählung nicht das Ansehen eines eigenbeweglichen und unerbettelten Geschenckes einbüssete. Die Gräfin begegnete ihm: Mein lieber Adgandester / ist er so lange bey Hofe gewest / und ein so grosser Staats-Mann worden / hat aber wegen allzu grosser Gewogenheit seines Fürsten / und seines ihn überschüttenden Glückes nicht gelernet: daß grosse Herrscher keiner Verbindligkeit unterworffen / die Zahlung ihrer Schulden aber eine freywillige Begnadigung seyn solle? Sie wollen umb verdienten Sold / wie viel mehr aber umb so grosse Dinge / welche Diener ihnen zu Eydamen oder Schwägern machten / nicht anders als Götter umb den Thau / Regen und Einfluß des Gestirnes gebeten seyn. Sintemal sie ihnen ohne dis für verkleinerlich halten: daß sie iemanden anders als gekrönte oder solche Häupter / welche niemanden als Gott und den Degen für ihre Oberherren erkieseten / zu Verwandten haben sollen; gleich als wenn zwischen der Könige und anderm edeln Geblüte kein geringerer Unterschied / als zwischen dem Jüdischen Holtz-Balsam / und unserm Kieffer-Hartzte wäre. Jch kan / sagte Adgandester / mir von des Feldherren Meynung keine bessere Rechnung machen. Alleine meine gutwillige Erniedrigung ihm zu dienen hat er mit Billigkeit nicht für eine Enteusserung meines Standes anzunehmen / sondern sich vielmehr zu erinnern: daß ich ein so guter Fürst als Hertzog Herrmann bin / ungeachtet er ein grösserer Herr / iedoch nicht so mächtig als Käyser August ist;

ist; der ihm nicht für verkleinerlich geschätzt hat/ seine einige Tochter Julia seinem Diener dem unedlen Agrippa/ seine Enckelin Vipsania dem Asinius Gallus zu vermählen/ und zwar eigenbeweglich anzubieten. Die Gräfin brach ein: Wo dencket er hin/ Adgandester? oder auf was für einen gefährlichen Strudel läßt er sich den Sturm seiner Gemüths-Regungen verwerffen? Es ist zwar sonst Vorwitz oder vielmehr Vermessenheit/ bey mir aber eine hertzliche Wohlmeynung: daß ein unverständiges Weib einem so klugen Fürsten ein Licht anzünden/ oder selbten vom Irrwege zu rechteweisen soll. Aber er dencke nach: ob nicht diese Wände und Pfosten Ohren das geheimste zu hören/ und Zungen dem Fürsten alles zu verrathen haben? Unsere Einsamkeit und mein Schweigen ist nicht genung: daß der Feldherr morgen nicht wisse/ was wir hier so offenhertzig reden. Denn ich glaube: Fürsten haben gewisse Geister zu ihren Diensten/ welche nicht nur unsere Reden/ sondern auch unsere Gedancken ausspüren/ und ihnen zutragen. Daher muß ein kluger bey Hofe mehr dencken/ als sagen/ ja viel mehr thun als gedencken; Denn die trockene Wahrheit ist hier und in allen Höfen ein halsbrüchiges Laster; daher stiehlt sie sich nur mit Noth zuweilen durch die Fenster in Fürstliche Zimmer; ja ich glaube: daß ihr in manches Fürsten-Zimmer in funfzig Jahren nicht einmal der Eintritt erlaubt wird. Er verhülle daher lieber seine Verdienste/ als er sie durch Herausstreichung verächtlich/ sich aber verhaßt macht. Weiß er nicht: daß die Deutschē ohne diß nichts für heiliger halten/ als ihre tapfere Thaten ihrem Fürsten zuschreiben. Er versuche: ob ein Fadem in dem Gewebe dieser nur von der Staats-Klugheit zusammen gesponnenen Heyrathen durch seinen Witz zu zerreissen/ und also durch Auffädemung des gantzen Gewürckes so wol er und Ismene/ als die sich nach dem Fürsten Jubil sehnende Leitholde zu vergnügen sey. Adgandesters Heftigkeit fieng hierauf sich nach und nach abzukühlen/ und daher fragte er: ob er sich darauf zu verlassen hätte: daß der Ismene die Heyrath mit dem Fürsten Catumer zuwider wäre? Die Gräfin versicherte ihn: er hätte an nichts wenigerm zu zweifeln. Denn sie hasste Catumern/ weil sie den Fürsten Zeno inniglich liebte. Was würde ich denn gebessert seyn/ antwortete Adgandester/ wenn ich schon ihre Heyrath mit Catumern stöhrte/ und sie einem Ausländer zu Theile werden solte? Die Gräfin lächelte darüber/ sich wundernde: daß da er ihm die erste Schwerigkeit zu überwinden getraute/ er sich des Zeno halber Kummer machte/ welcher ihm kaum Ismenen zu heyrathen träumen lassen dörffte/ weil die Königin Erato an ihn nicht nur einen verrächtlichen Anspruch hätte/ sondern auch das gemeine Wesen Deutschlandes ihm tausend Steine des Hindernüsses in Weg zu werffen an die Hand geben würden. Adgandester ward hiermit gewahr: daß das schwächere Geschlecht in Künsten und Verwickelungen der Liebe es den Männern bey weitem zuvor thäte/ und daher saan er Tag und Nacht die Heyrath zwischen Catumern und Ismenen zu stören; ließ auch Ismenen durch die Gräfin vertrösten: daß er aus Mitleiden über ihrer Bedrängung sie nicht hülff-loß lassen wolte/ wenn sie nur so viel Muth als Ursache ihres Bruders Zwange sich zu widersetzen hätte. Sintemal nichts unüberwindlichers/ als die Liebe wäre/ und die nicht zu lieben wüsten/ welche über ihrem Vorsatze hielten/ und sich einen Bruder in denen unmittelbar ans Hertze gehenden Dingen zu widersprechen schämten/ worinnen auch einem Vater der Zwang nicht anstünde. Ihm selbst spielte sich eine gewüntschte Gelegenheit an die Hand Catumers und Ismenens Heyrath aufzuschieben. Der Verzug war das erste Pflaster für gefährliches Ubel. Denn es lieffen gewisse Nachrichten ein: daß nachdem der Käyser alle nur aufzubringen mögliche Macht zusammen gerafft hätte/ Germanicus schon

mit einer ziemlichen Macht zu Divodurum an der Mosel mit dreyen Legionen ankommen wäre/ daselbst der Gallier Hülffs-Völcker samlete/ Tiberius aber mit einer grössern Macht durch Noricum folgte. Weil nun die Umbstände muthmassen liessen: daß die Römer in der Catten Gebiete den Einbruch versuchen würden/ fiel es dem Fürsten Adgandester nicht schwer im Kriegs-Rathe es dahin zu bringen: daß Hertzog Melo an den Rhein gegen der Ubier Altare/ Catumer zu seinen Catten gegen Meyntz voran eilen/ und den Berg Taunus bewahren solte/ biß der Feldherr und Hertzog Arpus mit der grössern Macht folgten. Der Feldherr hätte zwar gerne die Vermählung seiner Schwester und Catumers vollzogen/ aber er fand allenthalben so viel Schwerigkeiten: daß Hertzog Arpus selbst die Verschiebung billigte. Jsmene schätzte sich durch seine Reise so sehr beglücket: daß sie ihre Freude mit genauer Noth bey seinem Abschiede verbergen konte. Leitholde hingegen war durch der Gräfin von Bentheim erzehlten schlechten Verrichtung beym Hertzoge Jubil mit Bekümmerniß so angefüllet: daß sie Tag und Nacht durch unaufhörliche Thränen ihr geängstigtes Hertz erleichtern muste. Alle Trost-Worte der Gräfin fielen in taube Ohren/ und an statt/ daß sonst der Schmertz mit der Zeit abnim̃t/ wuchs er in ihrer Seelen alle Stunden sichbar/ und näherte sich ie länger ie mehr der Verzweifelung. Jn etlichen Tag und Nächten schlief/ aaß und redete sie nichts; ausser diese verbrochenen Worte: Untreuer Jubil! fielen ihr zuweilen von der Zunge. Ungeachtet sie auch ihren Unwillen über der Gräfin steter Anwesenheit mercken ließ/ schätzte doch diese mitleidende Frau für unverantwortlich von dieser Fürstin einigen Fuß zu versetzen/ sondern wolte lieber mit ihrer Gegenwart verdrüßlich/ als mit ihrer Gefahr nach ihrem Willen leben. Sie ließ von denen Fürstinnen/ welche sie ersuchen wolten/ niemanden für sich/ entweder umb keine Zuschauer ihrer Schwachheiten zu haben/ oder weil alle Tröstungen ihr Leid mehr verbitterten. Endlich kam sie gar von Sinnen: daß sie die seltzamsten Reden ausschüttete/ und wie sie vor stets geweinet hatte/ nunmehr unaufhörlich lachte/ und sie gleichsam aus einem Heraclitus in einen Democritus verwandelt zu seyn schien. Wie wenig Kräfften sie gleich übrig hatte/ entkräftete sie sich doch noch mehr durch eine stete Bewegung/ biß sie endlich in einen tieffen Schlaf oder vielmehr Ohnmacht fiel. Nach 12. Stunden kam sie wieder zu sich/ und nachdem sie die für ihrem Bette sitzende und sich in Thränen badende Gräfin mit starren Augen eine gute Weile angesehen hatte/ fieng sie an: Vertrauteste Freundin/ Gott Lob! Jch bin von meiner Kranckheit und Liebe genesen. Sie sage dem Fürsten Jubil: Jch erlasse ihn alles Anspruches/ wormit er desto gewissenhafter die Catta ehlichen/ ich aber einer grössern Glückseligkeit genüssen könne/ die ich oder sonst iemals eine Frau in dem vergnüglichen Eh-Bette hätte finden mögen. Die Gräfin schätzte sich neugebohren; sonderlich da sie selbst die vorhin verschmäheten Artzneyen zu ihrer Stärckung/ als auch die Besuchung des vorhin abgewiesenen Frauenzimmers verlangte. Als sie aber wieder zu Kräfften kommen/ verlohr sie sich des Nachts mit einer einigen sie bedienenden Jungfrauen aus dem Zimmer und der Burg: daß kein Mensch durch die vom Feldherrn anbefohlene sorgfältigste Nachforschung ihr auf die Spur kommen konte/ und daher die meisten ihren Tod muthmasseten.

Gieng es nun in dem Hertzen der Königin Erato/ Jsmenens/ und Leitholdens trübe her/ so schien in des Cassuarischen Fürsten Siegemunds Hertze nicht die Sonne; welches nunmehr einer stürmenden See vollkommenes Ebenbild war. Denn so lange die Asianische Fürstin Zirolane Rhemetalcen kein geneigter Auge als ihm zeigte / wie sie denn so wohl die

Freundligkeit ohne diß zu ihrer steten Gespielin/ als die Klugheit zu ihrer Leiterin hatte; behielt Siegemund die Eiversucht gegen seinen Mitbuhler noch in seinem Hertzen verborgen/ und unter dem Zügel der Vernunft. Es hatte aber Zirolane bald von Anfang eine mehrere Empfindligkeit gegen Rhemetalcen/ als Siegemunden geschöpft/ ungeachtet des letztern nahen Verwandschafft mit der Hertzogin Thußnelde und andere wichtige Bedencken sie ihr Urtheil zu eröffnen über ein Virtel Jahr zurück gehalten hatte. Dieses lockte endlich Fürst Siegemund mit seiner Heftigkeit wider sich selbst heraus. Denn als der Hertzogin Thußnelde Geburts-Tag mit einem Turnier gefeyert ward/ und iedes Frauenzimmer ihr einen gewissen Ritter ihr zu Ehren und mit Führung ihres Sinnebildes zu stechen erkiesete/ bey Zirolanen aber Rhemetalces und Siegemund eivrig anhielten/ entschloß sie sich keinen unter beyden zu wehlen/ umb zwischen beyde Fürsten keinen Zanck-Apfel zu werffen. Rhemetalces gab sich mit Zirolanens Erklärung: daß kein ander Ritter unter ihrem Schirm in die Schrancken erscheinen solte/ zufrieden/ und ihr diese schertzhaffte Antwort: Er müste ihm nur seine Lüsternheit umb seinen Gehorsam zu zeigen/ vergeben lassen/ und sich trösten: daß man auch dem zahmen Viehe/ welches man doch mästen wolte/ das Geträncke entzüge/ das alle Thiere doch am beschwerlichsten entrathen könten. Siegemund aber bezeugte über Zirolanens Verweigerung eine ziemliche Ungedult; welche ihm Zirolane mit dieser nachdencklichen Frage verwieß: Ob er nicht wüste: daß Donner-Schläge die Empfängnüß der Perlen-Muscheln hinderte/ oder gar verursachten: daß die trächtigen gar ihre edle Frucht verschütteten? Ob nun zwar Fürst Siegemund wohl verstand/ daß Zirolane ihm damit so viel sagte/ er würde durch Sturm wenig seine Liebe befördern/ erkühnte er sich doch auf bestimmte Zeit mit einem Schilde/ darein der Marsingischen Fürsten uhraltes Sinne-Bild/ nemlich drey gekrönte Getreyde-Eeren gemahlt waren/ in dem Schrancken zu erscheinen. Diese Eeren führet das Marsingische Haus zum Gedächtnüsse: weil desselbten Uhrheber sich um die Sarmatier bey einer grossen Hungers-Noth durch freygebige Vorschüssung seines reichen Vorrathes für 900. oder gar 1000. Jahren so wohl verdient: daß sie ihm die Königliche Krone aufgesetzt haben. Zirolane ward über dem ersten Anblicke dieser sonst bey ihrem Geschlechte so hoch-geschätzten Eeren so verdrüßlich: daß/ weil sie ihr leicht an Fingern ausrechnen könte: es würde sich niemand als der ungedultige Siegemund dieses Kenzeichens zu mißbrauchen unterstanden haben/ und Rhemetalces sie einer dem Fürsten Siegemund geheimen Erlaubnüß halber in Verdacht ziehen würde/ sie aufstand von der Schaubühne weg zu gehen. Bey ihrer Umbwendung aber überreichte ihr ein unbekandter Edel-Knabe einen Zettel des Innhalts: Weil ein Ritter das Fürstliche Marsingische Sinnebild ihr zu Trotz mißbrauchte/ nöthigte ihn seine diesem Hause verbindliche Pflicht gegen ihn das ihr angefügte Unrecht offentlich zu rächen. Wormit nun Zirolane den zu erkiesen wüste/ welcher sich zu ihrem Dienste gewiedmet hätte/ schickte er ihr den Abriß seines Schildes/ welcher ihn nicht so wohl als ein einiger geneigter Strahl von ihren schönen Augen wider aller Welt Tapferkeit vertheidigen würde. Zirolane hüllete das beygelegte Blat auf/ und befand zu ihrer höchsten Verwunderung darauf ein Gemählde/ welches auf dem Meere eine aufgähnende Purper-Muschel/ über welche der Blitz hinfuhr/ fürbildete/ mit der Bey-Schrifft: **Viel Geschrey/ wenig Wolle; groß Gethöne/ kleine Perlen.** Weil nun Zirolane sich erinnerte: daß sie dieses Gleichnüß in keines Menschen Anwesenheit dem Fürsten Siegemund einge-

halten hatte; veränderte sie ihre erste Muthmassung/ und bildete ihr numehr festiglich ein: daß Rhemetalces sich der gekrönten Eeren brauchte / Siegemund aber der Ubersender dieses Gemähldes und Zettels wäre. Hierinnen ward sie so viel mehr bestärckt/ als sie noch einen Blick in die Schrancken that/ und das Pferd/ worauf der vermeynte Rhemetalces saß/ mit zweyen Buchstaben K. und S. welche die Griechen an alle gute Pferde zu brennen pflegen/ bezeichnet/ umb die gekrönten Eeren aber noch diese Uberschrifft beygesetzt sahe: **Verwegenheit krönt auch die schlechten Eeren.** Weil sie dem sonst so bescheidenen Rhemetalces nichts weniger als diese Vermessenheit zugetrauet/ ihr Hertze aber schon von ihm einen ziemlichen Zunder gefaßt hatte/ ward es mit so vielerley Gedancken/ als die aus Indien kommende Opalen Farben in sich haben/ erfüllet; also daß sie so wenig mit sich des Bleibens oder Weggehens halber einen Schluß zu machen wuste/ als man sagen kan/ welche Farbe in erwehntem Edel-Gesteine den Vorzug habe. Bey diesem währenden Zweifel näherte sich Thußnelde Zirolanen/ und zohe sie mit der Hand zu sich/ mit Bitte: Sie möchte ihr doch bey ihrem Freuden-Tage nichts mißfällig seyn lassen. Wordurch Zirolane zwar zu verharren gezwungen/ iedoch aufs neue verwirret/ und in Argwohn gesetzt ward: Ob nicht Thußneldens Bruder mit ihrer Einwilligung mit den Marsingischen Eeren seinen Schild gezieret hätte. Welch Blat ihrer Muthmassung sich aber bald wieder wendete/ als der Ritter mit der offenen Perlen-Muschel in die Schrancken ritt/ und Thußnelde nicht nur seinen Aufzug für andern rühmte/ sondern er auch nach deutscher Helden-Art eine wilde Schweinshaut über den Rücken herab hencken hatte. Die Hertzogin Thußnelde gab diesen Tag mit einem weissen Tuche/ welche die Deutschen durch die Bleiche weisser/ als die Griechen durch Mah-Safft zu bereiten wissen/ wie zu Rom auch die Stadt-Vögte/ das Zeichen zum Treffen; welches alle Augenblicke den Augen die vollkommensten Schauspiele der Tapferkeit und Geschickligkeit fürstellte. Sintemal alle Ritter diesen Freuden-Tag Ehre/ ihrer viel auch bey ihren Buhlschafften Gewogenheit zu erwerben das äuserste ihrer Kräfften angewehreten. Hertzog Flavius/ Jubil/ Zeno/ Marcomir/ Malovend/ und der Feldherr selbst verrichteten gleichsam eitel Wunderwercke/ und speiseten darmit/ als mit den höchsten Vergnügungen die Liebe der ihnen zugethanen Seelen; wiewohl/ weil darunter ihrer etliche gleichsam zertheilte Hertzen/ und darinnen verborgenes Feuer hatten/ Furcht/ Eifersucht und Mißgunst ihre Galle mit in so süsse Gerüchte einmischten. Zirolane schlug inzwischen sich so sehr mit ihren eignen Gedancken/ als die kämpfenden Ritter einander mit ihren Waffen; als sie aber den Ritter mit der Perle gegen den mit den gekrönten Eeren ausser der ihn treffenden Ordnung herfür rennen sahe/ fieng allererst ihr zitterndes Hertze an zu schlagen. Beyde Ritter brachen drey Lantzen mit einander/ sonder daß einer sich im Sattel beugte/ oder mit einem Fusse im Steigereiffen wanckte. Ob nun wohl hiermit die Zahl der Rennen erfüllt war/ und beyde ihren Ehren ein Genügen gethan hatten/ so schätzte doch beyder Eifersucht ihr für Schande ohn einen erlangten mercklichen Vortheil über den andern die Schrancken zu verlassen. Insonderheit aber war der verliebte Siegemund sehr verbittert/ weil er aus Zirolanens gegen ihn gebrauchten Worten feste glaubte: Sie hätte seinem Widersacher/ welchen er ungezweifelt für Rhemetalcen hielt/ sich der vom Blitz eröffneten Perle auf dem Schilde zu bedienen/ und dardurch ihm seine Heftigkeit zu verweisen angestiftet. Sie riessen daher die vierdte Lantze ihren Waffenträgern aus den Händen/ und renneten nicht anders

als zwey umbs Leben kämpfende Tod-Feinde gegen einander. Weil aber der Zorn ein übeler Rathgeber/und insgemein ein Vater der Fehler ist/versahe es der sonst keinem Ritter im Turnier was bevor gebende Ritter mit den gekröneten Aeren: daß der mit der Perle ihm die Lantze recht auf die Brust anbrachte/ und umb seinen gäntzlichen Fall zu verhüten/ des Pferdes Hals zu umbarmen nöthigte. Zirolane röthete sich über diesem Schimpfe; und weil sie ihr einbildete: daß ihr und dem Marsingischen Hause aus so unglücklicher Vertheidigung ihrer Aeren eine Verkleinerung zuwüchse/ fieng sie zu dem anwesenden Frauenzimmer an: Es möchte dieser Ritter seyn wer er wolte/ so erkennte sie ihn nicht für ihren Ritter; Sie würde sich auch bald anfangs aus den Schrancken weg begeben haben/ weil sie gesehen: daß einer ohne ihren Willen sich des Marsingischen Wappens gebrauchte; wenn nicht die Hertzogin Thußnelda als ihre vollmächtige Gebieterin ihr zu bleiben Befehl ertheilt hätte. Unter diesem Gespräche hatte der Ritter mit den Aeren schon eine andere Lantze erwischt/und den mit der Muschel sich zu wehren gezwungen. Es lieff aber diß Rennen nicht viel glücklicher aus/ indem jener zwar diesen so wohl faste: daß er einen Steige-Bügel verlohr; diesem aber von jenem der Helm gar vom Kopfe gerennt/ und er daher für den Fürsten Siegemund erkennet ward/ welcher für Verdruß hierüber über die Schrancken sprengte. Thußnelde und Zirolane wurden auf einmal von so unterschiedenen Gemüths-Regungen hierüber befallen: daß sie sie nicht zu unterscheiden/weniger zu dämpfen wusten. Thußnelde fürnemlich war beschämet ihres Bruders wegen/ nicht so wohl/ weil er im Lantzenbrechen durch seine unvergnügte Heftigkeit den Kürtzern gezogen: als weil sie nicht wuste: wer sein sich ebenfalls bald aus dem Kampf-Platze entfernender Obsieger wäre; und daß er wider Zirolanens Willen ihr Sinnebild gebraucht/ aber so unglücklich vertheidigt hätte. Zirolane sahe Thußnelden ihre Bekümmernüß an den Augen an; und weil sie nicht gerne sich oder Rhemetalcen aus ihrer Gewogenheit gesetzt wissen wolte/ sagte sie zu ihr: Fürst Siegemund wäre sicher nicht aus Mangel seiner Geschickligkeit/ sondern aus einer Straffe des Himmels verunglückt; weil er für ihre Unvollkommenheit die Lantze zu führen wider ihren Willen sich eingedrungen hätte. Thußnelde antwortete: Meines Bruders Schande soll seine geringste Straffe seyn/ und ungeachtet der Himmel zu des andern Ritters Tapferkeit und seinem Unfalle geholffen haben mag/ soll er deßhalben doch der Straffe der Menschen nicht entgehen. Zirolane zeigte hierüber nicht wenig Bestürtzung/ meldende: Wo der Himmel sich einmischte/hätte der Menschen Recht ein Ende. Zu dem könte sich niemand als sie durch den Fürsten Siegmund beleidiget halten/ also käme auch nur ihr die Rache zu; welche sie schon vergeben hätte. Thußnelde antwortete: Sie hätte Theil an Zirolanens Beleidigung/ und auch Frembde wären berechtiget/ den Verbrecher zu Vergnügung des Beleidigten anzustrengen. Sie wolte aber ihrem Bruder sich selbst zu straffen auflegen/ welches er so viel weniger würde verweigern können/ weil es andern ihre Beleidigung verzeihen zwar eine Tugend; seinen eigenen Fehlern aber heucheln eine Grausamkeit wäre. Zirolane begegnete ihr: Wenn Thußnelde eine so strenge Richterin seyn wolte/ müste sie ihr als einer Schwester das Befugnüß zu urtheilen strittig machen; besonders/ da es eine neue Beleidigung des Beleidigtẽ wäre/ wenn man ihm einen Nothzwang der Rache aufdringen wolte. Die Straffe aber/ welche der Beleidiger sich selbst unterwürffe/ könte sie so viel weniger billigẽ; weil edle Gemüther andern zwar viel/ ihnen selbst aber wenig oder nichts vergäben/ und niemanden härter/ als sich selbst bestrafften. Thußnelde fiel ein: Seine eigene Bestraffung soll zwar kleiner als sein Verbrechen/ ihm aber gleichwohl genungsam

ein=

empfindlich seyn; denn er soll sich nicht erkühnen weder Zirolanen noch mir mehr unter Augen zu koñen. Zirolane versetzte: So wenig sie vom Richter-Ampte verstünde/ deuchtete sie dis eine viel zu grosse Straffe für das ärgste Laster / wie vielmehr also für eine so kleine Schwachheit zu seyn? Ihre Augen wären kaum würdig so fürtrefliche Fürsten zu schauen; also nicht fähig: daß die Entfernung von ihnen den Nahmen einer Straffe verdienen solte. Thußneldens Antlitz aber schätzte sie nicht nur für so schön/ sondern auch für so gütig/ als der Himmel wäre; und also würde sie ihre Vorbitte so viel gelten lassen: daß sie einem so werthen Bruder dis nicht entzüge/ was der Himmel denen lasterhafftesten Menschen/ ja den wildesten Thieren nicht verhüllete; wo sie anders nicht besorgen solte: daß sie selbst Theil an Thußneldens Ungnade hätte/ und also ihre Vorbitte keiner Erhörung werth wäre. Hiermit und durch andere Höfligkeiten überwand sie endlich Thußnelden: daß Fürst Siegemund / ungeachtet sie seine Vergebung in der Seele schm ... te/ keine andere Straffe/ als welche Zirolane selbst aussetzen würde/ leiden solte. Siegemund schämte und scheute sich einen Monat lang wieder nach Hofe zu kommen/ bis er durch seine vertraute Freunde von Zirolanens/ Thußneldens und des Feldherrn Regungen/ und was diese seine Glücks-Sternen ihm für ein Gesichte zeugen möchten/ Nachricht bekam. Unterdessen ließ Rhemetalces sich nichts wenigers als seines wider den Fürsten Siegemund erlangten Vortheils mercken; maßen er denn auch sich so verborgen von dem Kampf-Platze entfernet hatte: daß ausser Zirolanen und dem Fürsten Siegemund selbst niemand zu muthmaßen wuste/ wer der Ritter mit der Perlen-Muschel gewest wäre. Ja gegen Zirolanen selbst machte es ihm Rhemetalces anfangs gantz frembde/ bis sie ihn bey der Aufrichtigkeit seiner Liebe beschwur ihr umbständlich die Warheit/ und wie er durch die Nachricht einer sie bedienenden Jungfrau das Gleichnis von der Muschel erfahren hätte/ zu erzehlen. Hiermit setzte Rhemetalces bey Zirolanen einen so guten Stein ins Bret des Glückes/ oder vielmehr eine Angel an ihr Hertze: daß sie nicht mehr ihre Gewogenheit gegen ihn versteckte/ sondern ihm umb seine Hofnung zu stärcken die Schwäche ihrer Seelen ihn durch allerhand holdseelige Bezeugungen zeigete. Fürst Siegemund hingegen kam zwar wieder nach Hofe; aber er kriegte von Thußnelden/ da er sich nicht ihrer von Zirolanen wieder erbetenen Gewogenheit wieder verlustig machen wolte/ zweyerley Gesätze/ nemlich sich der Straffe/ welche die beleidigte Zirolane ihm auflegen würde/ ohne einige Ausflucht zu unterwerffen/ und/ da er gleich den seine Vermessenheit straffenden Ritter mit der Perlen-Muschel wüste/ oder erführe/ sich gegen ihn einige Rache zu üben nicht gelüsten lassen solte. Siegemund muste nur klein zugeben/ die Achseln einziehen/ und Zirolanen selbst umb seine Bestraffung demüthig anflehen. Diese wuste mit den freundlichsten Worten ihm sein Verbrechen so lebhafft abzumahlen/ und so empfindlich ins Hertze zu reden: daß er nach der gemeinen Eigenschafft aller Fehlenden/ nunmehr allererst die Grösse seiner Schuld zu erkennen bekennte. Zur Straffe aber deutete sie ihm an: daß einige Liebe gegen sie ihm nicht ins Hertze/ und kein Wort hiervon zu gedencken ihm auf die Zunge koñen lassen solte. Siegemund fieng hierauf an überlaut zu ruffen: Grausamste Fürstin! unbarmhertzige Zirolane! warumb spricht sie mir nicht lieber das Leben ab/ als dis/ was mir lieber und süsser als tausend Leben ist? warumb hinterhält sie mir das Todes-Urthel/ da sie doch durch diesen Ausspruch mich durch lange Qual zu tödten vorhat? Ich befinde mich beschwert durch dis Urthel/ und beziehe mich hiermit an einen andern Richter. Zirolane fragte: wen er denn anders zum Richter

haben wolte? ob seine Schwester Thußnelde? weder eine noch die andere/ antwortete er; denn es scheinet: daß ihr beyde mit einander umb den Verzug in der Grausamkeit kämpfet. Ich begehre keinen andern Richter über mich/ als welche Gewalt über alle Welt zu urtheilen haben/ nemlich die Liebe oder den Tod. Dieser oder jene müssen durch Zirolanens Mund reden/ wo ich mich nicht über höchstes Unrecht beklagen soll. Meine Verdammung zum Tode aber wird mir süsse seyn/ weil ihre holdseelige Lippen auch die Bitterkeiten des Todes zu verzuckern vermögen. Ja ich werde mit Freuden und glückseelig sterben/ wenn Zirolane sich erbarmet mich mit eigenen Händen zu tödten. Mit diesen Worten sanck er nieder auf ein Knie/ reichte Zirolanen seinen entblösten Degen/ und fuhr fort: Mit diesem Eisen übe sie an mir aus ihre Rache/ wo sie nicht ewig die unbarmhertzige Zirolane heissen soll. Zirolane erkennte nun allererst die Heftigkeit seiner Liebe/ sahe ihn als mit einem etwas mitleidentlichern Hertzen an/ und sagte: Weder Liebe noch Tod kan hier über ihn urtheilen. Denn die erste ist nicht in meinem Hertzen/ der letztere nicht in meiner Gewalt/ das Lebẽ und die Glückseeligkeit beruhet wol in seinẽ eigenen Händen. Wolte Gott! erwiederte er/ es verhielte sich also/ so würde ich zu sterben nicht Noth haben/ und wo nicht glückselig seyn/ doch glückseelig zu werden nicht verzweifeln dörffen. Denn wäre keine Liebe in Zirolanens Hertzen/ und hätte der vom Verhängnüsse zu meinem Untergange ausgerüstete Ritter so wenig Perlen in dem Schatz-Kasten ihrer zarten Seele/ als in seiner leeren Muschel/ so könte ich noch der Zeit und dem Himmel vertrauen: daß ich nicht ewig aus ihrem Hertzen verbannet seyn/ sondern mein erbärmlicher Zustand sie zu Mitleiden bewegen/ und meine feurige Liebe das ihre Seele umbgebende Eiß zerschmeltzen würde. Zirolane antwortete: Mein lieber Siegemund/ er ist unbarmhertziger und kälter gegen sich selbst/ als er mir beymißt. Er selbst ist der Ursprung seiner Unvergnügung/ und brauchet mich nur zum Steine seines vorsetzlichen Anstossens. Daher gehet es mir nicht besser als der Sonne/ welcher man Finsternüsse antichtet/ umb den Irrthum unsers Gesichtes zu entschuldigen. Es ist nicht nur verlohrne Müh/ sondern eben so grosse Thorheit irgendswo Liebe/ da sie nicht ist/ als unserer Ost-See Perlen/ und in Africanischen Lachen oder in Indien von des Meleagers Hännen geweinten Agstein suchen. Daher schlage er beyzeiten ihm aus dem Sinne/ was er/ seinem eigenen Geständnüsse nach/ nicht zu hoffen hat. Das Hertze ist zwar das Behältnüs unserer Neigungen/ aber nicht die Richtschnur unseres Fürhabens. Unter allen Thieren stehet es dem Menschen allein auf der lincken Seiten/ umb uns zu erinnern: daß wir seine Leitungen allemal für verdächtig halten/ und seinem Reitze nicht so blind folgen sollen. Fürst Siegesmund seufzete/ und fieng an: Ach! es lässet sich in dieser Schule leichter lehren als lernen; und durchgehends leichter gebieten/ als gehorsamen. Der menschliche Wille ist keinem Zwange unterworffen/ sondern vielmehr ein Beherrscher unsers Thuns/ als welcher frey und zur Botmäßigkeit gebohren ist. Mit der Milch unserer verliebten Mütter wird uns der Saamen der Liebe eingeflößt/ und die Sternen selbst pflantzen uns einen kräftigen Zug zu gewissen/ und uns ähnlichen Schönheiten ein. Daher ist es so wenig möglich: daß eine edle Seele nicht liebe/ als daß das Feuer nicht brenne/ oder der Magnet kein Eisen ziehe. Zirolane begegnete ihm: Es ist dis die alte Art unsern Schwachheiten zu heucheln/ und unsern Irrthümern Pflaumen zu streichen. Der Wille ist allerdings ein Gebieter so wol im obern als niedrigerm Rathe der Seele; aber deßwegen doch so blind: daß er in seinem eigenen Hause sich verirret/ und wenn die Vernunfft ihm nicht vorgehet/ und Vorsicht ihn bey der Hand leitet/

leitet/ stolpert er über seine eigene Füsse; Er stürtzet über Hals und Kopf ins Verterben/ er verwundet sich mit seinem eigenen Messer/ weñ man ihm nicht das schädliche aus der Hand nimt und die Klugheit ihm zum guten den Weg weist. Die Natur freylich hat wie allen Thieren/ also dem Menschen die Liebe eingepflantzt/ weil sie ohne sie vergehen würde; aber niemanden hat sie an einen gewissen Menschen angepflöckt. Der Magnet zeucht nicht nur der Chalyber/ sondern alles Eisen/ und unsere deutsche Eichen und Buchen geben eben so wol/ als die Syrischen Cedern und die Arabischen Gummi-Sträuche einen Zunder dem Feuer ab. Fürst Siegesmund fiel ein: Ach! leider! nun erfahre ich: daß Zirolane noch von keiner Anfechtung der Liebe versucht worden sey/ weil sie die Liebe für eine Flamme hält/ welche sich an jedem Zunder sättige/ und nicht Balsam und Weyrauch zu seinem Opfer und Vergnügung verlange. Wie zwar alle Sternen die Erde fruchtbar zu machen geneigt sind/ jeder aber absonderlich einen gewissen Einfluß in dis oder jenes Gewächse hat; also reget die Liebe wol durchgehends ein Geschlechte zum andern/ alleine jeder Mensch hat doch nur eine Seele/ wie der Magnet nur einen Angelstern/ zu welcher ihn entweder die Gestirne oder sein Verhängnüs am kräftigsten zeucht. Dieser Zug wird uns schon bey unser Geburt/ oder bey unser Empfängnüs eingeflößt/ und unserer Seele das Bild eingepräget/ welches der Himmel zu unserer Liebe bestimmet/ und selbtem eine mit uns habende Aehnligkeit eingedrückt hat. Welches Band keiner Welt Macht/ keine Hindernüs der Mißgunst/ keine hartnäckichte Widersetzligkeit; ja unser eigener Wille oder das Verhängnüs selbst nicht zerreissen kan. Zirolane lächelte/ und sagte: Es ist dis: daß die Gestirne und die durch sie eingedrückte Aehnligkeit des Leibes und Gemüthes unsere Verknüpfungen verursachen solten/ ein alter aber verführischer Aberglauben. Denn wie komt es: daß die schwartzen meist weisse/ weisse aber meist schwartze lieben? Wie viel traurige sind ihrer wäßrichten Eigenschafft/ wie viel feurige ihrer Gallе und Farbe gram/ hingegen jene den freudigen/ diese denen eingeschlaffenen hold? die alten Greise spielen am liebsten mit den Kindern. Die Hunde sind den verhaßten Wölffen ähnlicher/ als den Schaafen/ die sie aus einer sondern Neigung beschirmen. Der gläntzende Stahl hat mit tunckelm Magnet- die Spreu mit dem Agsteine die wenigste Gleichheit und doch eine so nahe Verwandschafft. Uberdis finde ich zwischen uns beyden weder in der Gestalt noch in Regungen keine solche Gleichheit; oder da meine Augen auch gleich selbte zu erkiesen allzu übersichtig wären/ müste ich doch in mir gegen ihm einen Gegen-Zug finden/ wenn uns die Kräften der Gestirne zu einander versehen hätten. Grausame Zirolane! fieng Fürst Siegemund an zu ruffen: Hat es nicht Riesen gegeben/ die den Himmel gestürmet? Giebt es nicht Mohren/ die die Sonne verfluchen? Was ist sich zu verwundern: daß Menschen dem Reitze der Natur und den Leitungen der Gestirne widerstreben? Fühlet gleich sie noch nicht ihren Trieb; so wird doch der in ihr Blut eingeflößte Saamen noch rege werden/ wenn sie ihn nicht mit Gewalt selbst erstecket? In den Kieselsteinen stecket wol Feuer/ es muß aber durch Schläge des Stahles/ und die Gegen-Liebe durch Liebe heraus gebracht werden. Warlich! Zirolane; sie thut dem Himmel Unrecht/ wenn sie ihm die Ehre entzeucht: daß einige wahre Liebe in unsern Seelen glimme/ welche nicht von ihm hergethauet sey. Alle die den Ursprung aus der Erden bekommt/ hat die Schwerde der Kaltsinnigkeit an sich/ und ist mit dem Hütten-Rauche des Geitzes/ oder mit dem Dampfe der Ehrsucht besudelt. Das einige Beyspiel der Fürstin Odatis/ des Scythischen Königs Omartis Tochter/ welcher nicht geschwinder ein Traum

des Fürsten Zariadres Bildnüs in die Augen/ als das Siegel der Liebe in ihr Hertz drückte/ Alcidamens gegen der nie gesehenen Medontis von Abydus nur von ihrem Ruhm entzündete Flamme kan ihr allein wahr machen: daß es weder in unser Wahl noch Gewalt stehe die/ zu welcher uns der Himmel versehen/ nicht zu lieben. Und ob zwar der Liebenden Aehnligkeit nicht so leicht oder bald allen Augen sichtbar ist; so thut sie sich doch mit der Zeit/ welche allen Dingen ihre Farbe und Gestalt zu verändern vermag/ herfür; und ist in der Welt nichts gemeiners/ als daß man hernach mit eivrigster Brunst umarmet/ worfür man anfangs die gröste Abscheu gehabt hat. Zirolane brach ein: Wer auf diese Aenderung hoffet/ bauet Schlösser in die Lufft/ und ankert auf Triebsand. Glücket es einem/ so gehen hingegen tausend Absehen zu scheutern/ welche irgendswo Gegen-Liebe erzwingen wollen. Deñ dieser Zwang ist vielmehr dem Verhängnüsse zu wider/ welches durch die Sternen uns so wol die Ab- als Zuneigungen einflösset. Darumb/ wo ich glauben soll: daß er mich jemals geliebt habe/ so bestätige er es durch dis Merckmal: daß er mir von der Liebe nichts mehr sagt. Mein Urtheil füget ihm weder was unrechtes/ noch verkleinerliches an. Denn ich weiß wol: daß Fürst Siegemund Liebens-werth ist/ und es ihm an tausend Liebhaberiñen nicht fehlen kan. Alleine er kan diesen Zeil so wenig von mir/ als alles Frauenzimmer solchen von ihm mit Rechte fordern/ wenn er nicht über die gantze Welt die Bothmäßigkeit seiner Liebes-Regung erstrecken wil. Die Tentyriten hassen die Krokodile und stellen selbten als Todfeinde nach/ welchen die Einbiten in Egypten Göttliche Ehre anthun. Für dem Hundes-Sterne/ welchen bey seinem Aufgange die Africanischen Ziegen mit unverwendeten Augen anbeten/ schäumen die Meere/ erzittern die Seen/ vertrecknen die Gewächse/ und jären die Weine; wie soll ich denn nicht recht haben/ mein Hertze für ihm zuzuschlüssen/ ungeachtet er würdig ist: daß ihm tausend andere offen stehen. Mit einem Worte: Fürst Siegemund muß mir nichts mehr von seiner Liebe sagen/ oder ich werde mich in eine Verfassung setzen müssen: daß er mir hinfort gar nichts mehr sagen könne. Mit diesen Worten wendete sie sich umb/ in willens sich von ihm zu entfernen; Fürst Siegemund aber erwischte ihren Arm/ und fing an: Grausame Zirolane/ wil sie mich nun auch aus ihren Augen verbannen/ nachdem sie mich aus ihrem Hertzen verstossen hat? Ich wil ihrem Befehl gehorsamen/ und meiner Zunge Gewalt anthun: daß sie ihr nichts mehr von meiner Liebe sagen soll. Mit diesem theuern Zungen-Opfer/ wormit sich auch die erzürnten Götter versöhnen lassen/ wird sich hoffentlich auch Zirolane vergnügen; und über seine Mögligkeit ihm nicht die Vertilgung seiner Liebe im Hertzen aufdringen; welche er so wenig/ als der Sonne ihr Licht ausleschen könte. Zirolane sahe ihn mitleidig an/ und antwortete: Ich wil mich auf eine kurtze Zeit mit seinem Stillschweigen/ da er solchem treulich nachkommt/ vergnügen; weil ich wol weiß: daß Feuer und Liebe durch nichts bessers als ihre Einzwängung zu dämpfen sind; und daß sein Stillschweigen ihn in kurtzer Zeit als des Pythagoras Schüler weise machen werde. Siegemund versetzte: Ich weiß nicht Worte genung zu finden/ für diese Milterung ihres Urthels zu dancken/ gütigste Zirolane. Aber meiner Seele durch Seufzer Lufft zu machen wird mir ja unverwehrt seyn? In keinerley Weise/ begegnete ihm Zirolane. Denn in Seufzern maßet sich der Athem und die Augen des Amptes der Zungen an/ und also sind sie eine durchdringendere Sprache als die Rede/ wormit er mich mehr als mit diesen beleidigen würde. Mit diesen Worten verließ sie den Fürsten Siegemund; welcher aber ihr diese Worte nachseufzete: Ach unbarmhertziger

Ausspruch! welcher einem auch sein Unglück zu beseufzen verwehret! Weil er nun Rhemetalcen in völliger Gnade bey Zirolanen sah/ traute er ihm nicht so lange bey Hofe zu leben: daß er des Feldherrn bevorstehenden Aufbruch erwartet hätte/ sondern reisete zum Hertzoge Arpus/ umb im Kriege sein unfriedsames Gemüthe zu beruhigen; gleich als wenn die stürmerischen Waffen die Liebes-Regungen wie das Ungewitter Epp und Fluth des Meeres aufzuheben mächtig wären. Jedoch war nicht nur Fürst Siegesmund und andere/ welchen das Glück die Fersen kehrte/ und die Liebe über Achsel ansah/ unruhig/ sondern auch die/ welche von beyden auf den Händen getragen wurden/ fühlten in sich ihre Regungen.

Also giebet es auf der Welt so wenig Glückseeligkeiten ohne Beschwerde/ als in den Gebürgen Gold-Adern ohne Erde/ und im Himmel Sternen ohne Flecken. Die Sonne selbst/ welche doch alles lebend macht/ ist mit ihren annehmlichen Strahlen denen nahe an dem mittelsten Gürtel der Erd-Kugel liegenden Sud-Ländern mehrmals nicht wenig beschwerlich. Nicht anders gieng es der Hertzogin Thußnelde/ welche sich zu unermäßlichen Freuden Deutschlandes schon schwanger befand. Sie selbst legte GOtt alle Tage für diesen Seegen ein hundert-faches Danck-Opfer ab; und ihr Verlangen wuste ihren Wunsch nicht höher zu schwingen; als eine Wurtzel zu seyn/ aus welcher der Cheruskische Stamm sich in mehr als tausend Aeste ausbreiten möchte. Gleichwol aber war dieser so glückliche Zustand ihr deßhalben beschwerlich: daß er ein Hindernis seyn solte/ ihren Gemahl/ indem sie mehr/ als in sich selbst lebte/ an den Rhein und in den Krieg zu begleiten. Dieser versäumte keinen Augenblick in Zurüstung seines Heeres/ weil im Kriege der Vorsprung bey nahe ein halber Sieg ist; Thußnelde aber ihr das Trauerbild des bevorstehenden Abschiedes für den Augen zu haben. Ihre Vernunfft und Bescheidenheit hielten sie zwar zurücke: daß sie wider ihre vom Feldherrn gut befundene Zurückbleibung das wenigste einwarf/ gleichwol aber verschwendete sie insgeheim unzehlbare Thränen und Seufzer: daß ihr verwehret würde eine Gefärthin seiner Müh und Gefahr/ und eine Zuschauerin seines Glückes und Unglückes zu seyn; also beym Aufbruche die edlen und andere gemeinen Weiber Glückseeligkeit preisete/ welche ihre streitbaren Männer zu begleiten für ihr den Vorzug hatten. Gleichwol begleitete sie/ und das meiste Fürstliche Frauenzimmer den Feldherrn und andere Hertzoge über die Lippe bis zu denen dreyen Paderbrunnen/ welche auf der Stelle einen zimlich starcken Fluß machen; und wie der Brunn Arethusa zu Syracusa für eine Geburt des Flusses Alpheus/ also diese für drey Kinder eines zwey Meilen davon sich unter die Erde verkriechenden Flusses gehalten werden. Allhier verrichteten alle Fürsten ihre Andacht; wolwissende: daß der Sieg mehr ein Göttliches Geschencke/ als ein Werck der Tapferkeit sey. Die Hertzogin Thußnelde beschenckte beym Abschiede jeden Fürsten mit einem gerüsteten Pferde. Sie aber blieb mit der Königin Erato/ der Fürstin Ismene/ Catta/ Zirolane und andern alldar in steter Andachts-Ubung. Am fünften Tage darnach trat die Sonne in Widder; da denn die Deutschen den Anfang des Jahres machen/ welchen sie wegen Verjüngung der Natur mit besserem Rechte auf den Eintritt des Frühlings/ als die Egyptier und Griechen auf die Zeit der in den Krebs tretenden Sonne/ und die Römer zehn Tage nach dem kürtzesten Tage verlegt haben. Denn in diesem ersten Tage des Jahres/ an welchem auch die Egyptier dem Osiris/ die Griechen der Sonne prächtig opferten/ wolte sie nicht nur GOtt für den Seegen ihres Ehstandes nach Gewohnheit der schwangern Frauen ein gelobtes Opfer abliefern/ sondern muste auch alter

Gewohnheit nach als Cheruskische Hertzogin die Stelle der obersten Priesterin vertreten. Sintemal diese drey Brunnen mit dem darumb gehegten Eich- und Fichten-Walde das grösseste Heiligthum der Hertha ist. Es ist aber allhier weder Tempel noch ander Gebäu zu schauen/ gleich als wenn der Ort für menschliche Wercke viel zu heilig wäre/ ungeachtet sich allhier unter einer obersten Priesterin/ hundert Priesterinnen/ und noch viel andere edle Frauen und Jungfrauen aufhalten/ und in Hölen eines nicht weit entferneten Berges wohnen/ aus reichen Stifftungen der Vorwelt aber ihren wol auskommentlichen Auffenthalt haben. Die Fürstinnen suchten die oberste Priesterin nach abgewartetem Gottesdienste täglich zweymal in ihrer Höle heim/ und schöpften in dieser Einsamkeit ihre absondere Vergnügung; Wie denn keine war/ die nicht eine Erleichterung ihres Kummers fühlte. Maßen denn die Heiligthümer nothwendiger Weise von der Andacht eine heilsame Lufft und Krafft bekommen müssen/ weil durch grosse Ubelthaten gewisse Oerter vergifftet/ und der Bodem mit Vergiessung unschuldigen Blutes befleckt wird. Zu solcher Vergnügung aber half sehr viel die Leitseelig- und Bescheidenheit der obersten Priesterin/ welche eine Gräfin von Schwalenberg war/ und die Frauen von Buren/ Oesenberg/ und Vorrentrick zu ihren fürnehmen Vertreterinnen meist bey sich hatte. Die Königin Erato war als eine frembde bey denen annehmlichen Gesprächen die sorgfältigste ein und andere Geheimnüsse und Ursachen der Gebräuche zu erforschen; wiewol sie anfangs in Erwegung: daß man in denen den Gottesdienst angehenden Sachen ins gemein nicht gern alles eröfnet/ im Fragen gar furchtsam; aber die Höfligkeit der Priesterinnen machte sie bald kecker. Ihre erste Frage war: warumb die Priesterinnen in so finstern Hölen wohneten/ und sich nicht gemächlicher Häuser bedienten/ da sie ihren Gottesdienst unter freyem Himmel zu verrichten kein Bedencken trügen? die oberste Priesterin antwortete: Sie wunderte sich über ihre Befrembdung; weil sie ja in Asien und Griechenland würde gesehen haben/ wie viel schlechtere Hölen daselbst Tempel oder Wohnungen ihren Göttern abgeben. Ich/ sagte sie/ habe selbst oberhalb der Stadt Themisonium in einer grossen gewässerten Höle des Hercules/ Apollo und Mercur Bilder andächtig verehren gesehen; weil diese die Ionier wider die Galater beschirmt haben sollen. Am Flusse Lethe beten die Magneten in einer überaus grossen Höle den Apollo an/ welcher die von den höchsten Klippen stürtzende Menschen unbeschädigt erhalten/ und ihnen Kräffte die grösten Bäume auf der Achsel zu tragen geben soll. Unter dem Parnassus ist die berühmte Coryeische Höle des Pan/ in Phrygien die Höle Steunos der grossen Mutter/ welche wir Hertha nennen/ hochgeschätztes Heiligthum. Ja in dem Tängrischen Vergebürge ist des Neptun Tempel mit Fleiß als eine Höle gebauet. Warumb solten denn diese unsere meist von der Natur in die heiligen Felsen gebaute Hölen/ welche der Menschen erste Häuser gewest/ und eben so wol als die Gräber zu Gotteshäusern taugen/ uns nicht gut genung seyn? GOtt hat unserer himmlischen Seele zu grossem Nachdencken den stinckenden Maden-Sack des Leibes zum Hause eingeräumt/ umb uns das Geheimnüs zu entdecken: daß unsere irrdische und vermoderte Leiber in den Himmel zu erhöhen und mit der Seele/ welche sie nach Art der die Dünste der Erden in Wolcken verwandelnden Sonne sie an sich ziehen wird/ zu vereinbaren keine Unmögligkeit sey; warumb sollen denn diese hole Klippen/ welche von einer Gottheit erfüllet und bewohnet sind/ unsern schnöden Leibern nicht zur Wohnstatt taugen/ und mit ihrer Finsternüs unsere Geister erinnern: daß sie über der Sonnen ein viel helleres Licht durch himmlische Gedancken

suchen

suchen sollen. Diese tieffsinnigen Worte redete sie mit einer so feurigen Regung: daß Erato selbiges mal keine Erklärung darüber zu bitten sich wagte. Bey folgender Zusammenkunfft aber fieng sie ehrerbietig an: Ich habe von dem Priester Libys gelernt: daß die Deutschen nur ein einiges unsichtbares Göttliches Wesen anbeteten; nechsthin aber habe ich allhier verstanden: daß diese Hölen von einer absonderen Gottheit bewohnt würden/ und daß die allhier verehrte Hertha eben dieselbe Gottheit sey/ welche in Phrygien die grosse Mutter hiesse. Die Priesterin antwortete lächelnde: Es kan beydes ohne Widersprechung gar wol beysammen stehen. Denn unsere Hertha der Phrygier grosse Mutter Cybele/Berecynthia/der Römer Maja/ der Thracier Bendis/ der Samothracier Axieron/der Gallier Dis/der Scythen Apia/ der Colchier Phasiana/ der Cimmerier Cimmeris/der Syrier Biblia/Derceto und Adargatis/ der Lydier Rhea/ ist nichts anders als die Erde/ wie es dieser Völcker mit einander übereinstimmende Abbildung und andere Lehren genungsam erhärten. Sintemal sie an ihr die unterirdischen und mehrmals bebenden Hölen durch eine Drommel/ die Gebürge und Städte durch ein gethürmtes Haupt den durch den Ackerbau fruchtbar-werdenden Bodem durch einen von zahmen Löwen gezogenen Wagen/ der Saaten und Viehzucht durch einen Püschel Eeren/und einen Hirtenstab/ wie auch durch einen an eine Fichte angebundenen Wider und Ochsen/ ihr Blumwerck durch mit Feilgen gezierte Zweige ihr Gespinste durch das mit Wolle umbwundene Bild des Attis ihrer Feuchtigkeit einen Becher/ihre Unbewegligkeit durch gewisse Sitze umb sie her/ und durch eine Wage/ihre einträchtige Vereinbarung durch Pfeiffen und Heerhörner/ihr in sich nehrendes Feuer durch Fackeln/ihre Ertzgruben durch klingende Zimbeln abbilden/ und weil aus der Erde alles entspringet/ sie nicht nur für eine Mutter aller Dinge/ sondern so gar ihrer andern Götter anbeten/ insonderheit aber die Gallier eben so wol/ als die Athenienser sich aus der Erde gewachsen zu seyn rühmen. Ihren Gottesdienst aber haben die Griechen von unsern Nord-Völckern durch die der Diana beliebte Jungfrau Opis nach Delos bekommen/ von dar er sich schier weiter in die gantze Welt ausgebreitet/weil jeder Mensch zur Erde als einer Nährerin aller Thiere/ einer Mutter aller Reichthümer einen Zug hatte/ und daher die klügsten Weltweisen fürs erste Element/ für die älteste Göttin/ und des Himmels Ehweib erkennte; wiewol anfangs und auch noch bey vielen Völckern/insonderheit aber bey den Syrern unter dem Nahmen Adargatis/ bey den Egyptiern unter der Isis die gantze Natur verehret. Hernach aber dieser Gottesdienst in die Verehrung des Feuers/ welchem die Persen fürnemlich beygefallen/ und des Wassers/ den die Egyptier angenommen/ zerspaltet ward. Hierbey aber hat es der hinter einen blinden Eyver der Gottesfurcht sich zu verstecken gewohnte Aberglaube nicht bewenden lassen; sondern er hat den Bäumen/ den Wässern/ den Bergen/ den Aepfeln/ der Saate/ der Erndte/ dem Futter/ den Steinen/ ja so gar den Baum-Raubern/dem Miste und den Schlachten absondere Gottheiten zuzueignen sich nicht geschämet/ gleich als der allwissende und allmächtige GOtt allen besondern Dingen vorzustehen entweder zu unachtsam oder zu ohnmächtig wäre. Zu geschweigen: daß endlich nicht etwan die diesen Dingen fürstehenden Gottheiten und Schutz-Geister/ sondern so gar die todten Dinge selbst/ als der Berg Carmelus/ der Stein Elagabalus/die Stadt Rom für Götter angebetet worden. Alleine wir Deutschen sind nicht nur von diesem gantz unvernünftigen/ sondern auch von dem gemeinen Irrthume fast aller Völcker befreyet: daß Himmel und Erde von zweyerley/ zugeschweigen die Theile der Erde von absonderlichen

Gottheiten beseelet würden. Es ist ein GOtt/ ein allgemeiner durchdringender Geist/ welcher in die gantze Welt/ jedoch in jedes Theil auf besondere Weise einfleußt; also: daß der Himmel gleichsam eine Männliche/ die Erde eine weibliche Würckung bekommt/ welche erstere wir Tanfana/ die andere Hertha heissen. Woraus andere Völcker/ theils durch Mißverstand ihren Irrthum gesogen/ theils uns zu Unrechte beschuldigt haben: daß wir den Vulcan und den Mercur/ unter welchem letzten Nahmen auch die Samothracier der Erde opfern/ anbeteten. Welcher Aberglaube uns so viel weniger zuzutrauen ist; weil wir nicht einst derselben Weltweisen Meinung für vernünftig gelten lassen/ welche die Welt/ und die Erde für ein grosses Thier halten/ welches für Erscheinung neuer Schwantz-Gestirne erschrecke; über der schönen Gestalt des Himels sich erfreue/ schwitze/ weine und heule. Sintemal wir uns leicht bescheiden können: daß es wider die gesunde Vernunfft lauffe das anzubeten/ was wir mit Füssen treten/ mit unsern Pflugschaaren verwahren/ und unserm Unflate besudeln. Denn ob die Erde zwar unser Ursprung und unsere Säugamme ist/ so vergöttern wir doch nicht unsere Eltern; und wenn die Erde gleich auch ein beseeltes Thier wäre/ so ist doch der Mensch das edelste und herrlichste Theil der Welt/ ja ihr wunderwürdiger Begrief/ gleichwol aber höret er nicht auf selbst denen Ameißen ähnlicher/ als Göttern zu seyn. Erato hörete der Priesterin mit Begierde zu/ und pflichtete dem Glauben der Deutschen als dem Vernünftigsten je länger je mehr nicht weniger im Hertzen als mit dem Munde bey; freuete sich also auf das den nechsten Morgen vorstehende Feyer der Hertha/ welches zu Ehren des die Erde durch den Einfluß der Sterne befruchtenden GOttes gehalten wird;

Die hundert Priesterinnen hatten sich bald nach Mitternacht in einem Lerchen-Baum-Walde versamlet; welcher für so heilig gehalten wird: daß/ wer einen Baum darinnen umbhaut/ das Leben verwürgt hat; vermuthlich/ weil die einmal abgehauenen Lerchen-Bäume und Fichten nicht/ wie andere Bäume wieder auswachsen/ und die Fichten auch bey andern Völckern der grossen Mutter gewiedmet sind. Die Frau von Buren/ welche dem zwischen denen dreyen Brunnen versamleten Fürstlichen Frauenzimmer als eine Auslegerin des Feyers zugegeben war/ gab hiervon die Ursache: daß die edelste Art der Fichten/ nemlich der Lerchen-Baum/ der in Deutschland die Stelle der Zedern vertritt/ in sich so viel Oel/ worvon doch alle andere Bäume verderbt würden/ nehrte; sie auch keine andere Baum-Art in sich pfropfen oder einäugen liesse/ und wenn der schädliche Nord-Wind wehete/ Thränen vergieße/ gleichwol aber den gantzen Winter durch sein Laub unversehret behielte/ von keinem Wurme gefressen würde; also zugleich ein Bild der Fruchtbarkeit/ der Einfalt/ der Andacht und Unsterbligkeit wäre. Die Priesterinnen kamen mit aufgehender Sonne in vier Theile abgetheilet/ denen Brunnen zu. Im ersten Hauffen waren eitel Jungfrauen/ unter der Aufsicht der Fräulein von Riet-Beck. Sie waren alle mit roth-weissen langen Röcken angethan/ ein weisser Flor bedeckte ihr Antlitz/ ihre unaufgebundenen Haare waren von Salben gantz feuchte; das Haupt mit Fichten-Kräntzen bedeckt; sie spielten theils mit ertztenen Zimbeln/ theils auf ledernen Drommeln/ theils auf Pfeiffen von Buchs-Baum Holtze; umb damit gleichsam der Erde Fruchtbarkeit in Zeugung des Ertztes/ der Thiere und der Bäume zu preisen. Etliche unter ihnen aber trugen an Stangen ein von Blumen künstlich zusamen gesetzet/ und Augë/ Nase/ Stirne/ Wangen/ Mund/ Knie/ Brüste und andere Glieder artlich abbildendes Frauenzimer.

Die vorwitzige Erato fieng an: Ich sehe in diesem Aufzuge eine grosse Gleichheit mit dem Feyer/ welches in Phrygien die Priester der Rhea/ Cybele oder Berecynthia Curetes an dem Flusse Gallus jährlich begehen; aber auch grossen Unterschied. Die Curetes weinen und heulen/ diesen lächelnden Jungfrauen aber siehet mit der Anmuth auch die Freude aus den Augen. Jene schnitten ihnen nach Art der Traurenden die Haare glatt ab/ schlügen ihre Armen und verwundeten den Leib/ weil sie diese Göttin mit nichts besser als Menschen-Blute zu versöhnen glaubtẽ. Dieser Ungeberdung aber wolte sie sich von so holden Jungfrauen nicht versehen. Die Frau von Burk antwortete: Die Königin möchte ihr hierüber keinen Kummer machẽ; sie würde bald sehen: daß diese Priesterinnen über der Göttlichen Güte/ welche vermittelst der fruchtbaren Erde die Menschen genüssen/ sich so weniger Traurigkeit anmassen würden/ als sie darzu Ursach hätten; am wenigsten würden sie/ wie die Curetes/ rasend werden. Die Priesterinnen näherten sich inzwischen denen Brunnen/ tauchten ihr Blumen-Bild darein/ wuschen ihre Augen/ Hände und Füsse daraus/ hernach streueten sie eine Menge Blumen auf den Boden/ steckten das Bild in die Erde/ und hegten einen zierlichen Tantz darumb; worzu immer die Helffte Wechsels-weise diese Reymen darzu sang:

Schönster Lentz/ des Jahres Kindheit/
Vater der Ergetzigkeit/
Edler Ausbund bester Zeit/
Dessen Auge steckt voll Blindheit/
Wer auf dich nicht wohl gibt acht/
Wenn sich die Natur verjünget/
Hertha Blüth' und Blumen bringet/
Der Mohnde Perlen weint/ das Feld Schmaragden lacht.

Der hat ein gefroren Hertze/
In den Adern Schnee und Eiß/
Der von keiner Regung weiß/
Wenn die grosse Sonnen-Kertze
Mit dem Wider sich vermählt
Wenn der Himmel mit der Erden
Bräutigam verlangt zu werden.
Das Meer zum Spiegel ihm/ die Welt zur Braut erwehlt.

Wer nicht ietzt Gott sehen lernet/
Muß ein Unmensch und ein Stein/
Gott ihm selbst ein Unding seyn.
Denn weil Gott zwar nicht entfernet/
Aber uns unsichtbar ist/
Weil er muß sein Bild fürstellen/
Hat den Frühling zu Apellen/
Zum Pinsel ihm das Licht/ die Welt zur Mapp' erkiest.

Erato fieng hierüber an: Ich sehe wohl: daß in Deutschland nicht nur das Waschen/ sondern auch das Tantzen/ welches Theseus beym Delischen Altare zu ersten angestellt hat/ ein Theil des Gottes-Dienstes sey; aber was diß Blumen-Bild andeute/ verstehe ich noch nicht/ sintemal ich bereit so viel gelernet habe: daß in Deutschland die Römische Blumen-Göttin nicht verehret/ weniger ihr üppiges Feyer begangen werde/ an welchem die geilesten Weiber gleichsam alle Scham so schändlich aufopfern: daß sie einmal/ als Cato darzu kam/ in dieses tugendhaften Mannes Augen das Feyer zu halten sich nicht erkühnen wolten. Es ist wahr: antwortete die Priesterin; wir wissen von der unkeuschen Flora/ welche zu Rom durch Bescheidung ihres mit dem Leibe erworbenen Wuchers sich zur Göttin gemacht/ nichts; wohl aber von der Göttlichen Regung/ und der dem Erdbodem eingepflantzten Fähigkeit zu des Menschen Ergetzung Speise und Artzney das gantze Jahr durch/ fürnemlich aber im Frühling tausenderley schöne und heilsame Blumen zu gebähren. Dieser zu Ehren flechten die Priesterinnen/ welche noch die Blume unversehrter Jungfrauschafft besitzen/ dieses Bild zusammen/ aber nicht die zu mahlen unmögliche Gottheit/ sondern den Blumen-reichen Frühling abzubilden. Unter diesem Gespräche näherten sich der Priesterinnen ander Hauffen; welcher grün und gelbe bekleidet/ ihr aufgeflochtenes Haar mit Kräntzen aus Getreyde-Eeren und Mah-Häuptern beschattet war. In der

rechten Hand trugen sie Sicheln/ in der lincken brennende Wachs-Fackeln. Sie trugen ein aus Erd- und Acker-Früchten gemachtes Bild gleichfalls in der Mitte. So bald sie Erato von ferne erblickte/ fieng sie an: Ich kan mir aus vorigem Aufzuge leicht die Rechnung machen: daß diese Priesterinnen den Sommer fürbilden wollen; weil ich der Ceres gewiedmeten Eeren/ den Mah/ die Sichel und Fackeln erblicke. Es ist wohl wahr: versetzte die Frau von Buren; aber wir wissen von der Göttin Ceres nichts/ ausser daß unser Sommer eben so wohl der Zeit und Erde/ als jene des Saturn und Ops Tochter ist. Und wie diese Proserpinen zur Tochter gehabt haben soll; also ist die Erde auch die milde Mutter alles Ertztes/ des Schwefels/ des Quecksilbers/ der edlen Steine und aller Bergwercks-Früchte. Ihre Eeren und Sicheln bedeuten die fruchtbaren Saaten/ ihre Fackeln das unterirrdische Feuer/ welches andere Völcker unter dem Nahmen der irrdischen Venus/ der Vesta/ der Proserpina/ und des Pluto verehren/ der Mah auf der Erde Verschwisterung mit dem Wasser/ und ihre nöthige Kühlung; weßwegen Parmenides auch die Erde für das erste und höchste Kalte/ Thales aber es gar für den Ursprung aller Dinge gehalten hat. Unterdessen näherte sich dieser andere Hauffen der Priesterinnen mit allerhand vermischten Seiten-Spielen. Diesen führte die Hertzogin Thußnelde in der Tracht der obersten Priesterin. Nemlich sie hatte einen mit Golde/ Silber und Purper durchwirckten Unter-Rock an/ welchen ein grasegrüner zur Helffte bedeckte. Sie trug über ihren ausgebreiteten Haaren eine von Edelgesteinen/ Perlen/ Corallen reich-versetzte Krone; die doch aber mit Weitzen-Eeren durchflochten war; gleich als diß Geschencke Gottes jenen Schätzen zu vergleichen/ an Nutzbarkeit aber weit fürzuziehen wäre. In der Hand trug sie ein Rauch-Faß mit glimmenden Wacholder-Beeren/ und einen Weitzen-Püschel. Erato hatte Thußnelden so geschwinde nicht ersehen/ als sie voller Verwunderung anfieng: Ob denn in Deutschland vermählte Frauen Priesterinnen abgeben könten? Die Priesterin antwortete: Weil die Deutschen die Liebe für ein himlisches Feuer/ welches die Thiere wie die Wärmbde der Sonnen die gantze Erde fruchtbar machte/ und die ehliche Beywohnung für ein Gefäße Gottes hielten/ welcher die Natur ihre Ewigkeit zu dancken hätte/ weßwegen so viel Völcker auch die Liebe für die älteste Gottheit anbetheten/ hielten sie für abergläubisch verehlichte von der Priesterlichen Würde zu verstossen. Denn ob sie wol die Jungfrauschafft für ein heiliges Gelübde hielten/ so fern selbtes nicht gleichsam der Natur Gewalt anthäte; ihnen auch nicht unbewust wäre: daß in Böotien dem Thespischen Hercules/ zu Rom der Vesta/ in Asien der Taurischen Diana niemand anders als Jungfrauen/ welche ewige Keuschheit gelobten/ zu dienen fähig wären; ja daß der Pythische Apollo der Stadt Temessa ihm jährlich durch Opferung der schönsten Jungfrau wegen eines erschlagenen Gefärthens des Ulysses zu versöhnen/ wie auch der Delphische Apollo im Messenischen Kriege ihm aus dem Aepyditischen Geschlechte eine Jungfrau abzuschlachten anbefohlen; über diß Pausanias wegen der ermordeten Cleonice bey den Göttern sich dieses Jungfrauen-Mords halber durch kein Mittel nicht aussöhnen können; so wäre doch die Verheyrathung keines weges für eine Besudelung zu halten. Massen denn für des Deucalions Sünd-Fluth kein Mensch ewige Jungfrauschafft gelobt. Die Griechen zu Athen und Delphis ihn ewiges Feuer durch Frauen/ welche sich nur hernach des Ehstandes entschlagẽ wollen/ verwahret/ die Egyptier auch nur ihren Priestern mehr als ein Ehweib verwehret/ die Juden aber den Ihrigen eine Jungfrau zu heyrathen mit meist allen andern Völckern verstattet hätten. Warumb solte man

dem weiblichen Geschlechte übel anstehen/ was dem männlichen unverwehrt ist. Zumal jenes ehe als dieses die Regung dieses Feuers fühlte. Welches die Römer endlich zu erlaubē gezwungen hat: daß sie nach 30. Jahren des abgewarteten Gottes-Dienstes denen Vestalischen Jungfrauen die Freyheit zu heyrathen verstattet. Zu geschweigen: daß etliche Völcker die Gelobungen der Keuschheit für einen Greuel/ den Verlust der Jungfrauschaften aber für ein heiliges Thun gehalten/ und daher die Phönicier/ die Angilen in Africa/ ja ihre eigene Armenier ihre Bräute die erste Nacht in Tempeln ihren Priestern geliefert. Die an dem Ufer des Cyprischen Meeres sich feil bietenden Jungfrauen aber ihren schnöden Gewinn theils zum Heyrath-Gute/ theils zu heiligen Opfern der Venus angewendet hätten. Wie die Deutschen aber die Geilheit nicht nur aus ihren Heiligthümern / sondern auch aus ihren Eh-Betten verbanneten/ und daher das bey ihnen ungemeine Laster des Ehbruchs mit Abschneidung der Haare und Staupen-Schlägen/ oder auch gar mit Strick und Feuer straffen/ ja nicht einst den Frauen zweymal zu heyrathen erlaubten; also wäre bey ihnen die keusche Liebe nichts unheiliges. Sie machten daraus zwar nicht/ wie die Athenienser/ einen Traum/ oder eine blosse Ergetzligkeit der Gedancken/ und eine Feindin des weiblichen Geschlechtes; also gar: daß die ehliche Beywohnung nicht einst ihr Werck seyn solte; alleine sie hielten sie mit dem Zeno für eine Mutter der Freyheit / der Freundschafft und Eintracht; und für eine Gehülffin gemeiner Wohlfarth. Dahero/ wenn die Liebe eine Gottheit zu seyn verdiente/ ihr Bild zu Athen nicht unbillich in den Eingang der Academia gesetzt/ und nebst Minerven so wohl alldar/ als durchgehends bey Schlüssung der Bündnüsse/ bey den Spartanern für bevorstehender Schlacht verehret worden wäre. Die Thebaner hätten gleichfalls aus einer nachdencklichen Andacht eitel Liebende und Geliebte zu ihren fürnehmsten und heilig gehaltenen Kriegs-Hauffen erkieset/ und die Cretenser / wenn sie gleich treffen sollen/ die schönsten Bürger ausgelesen die Liebe umb Sieg anzuruffen. Die Königin Erato nahm der Priesterin Ausführung für vernünftig und begründet an/ unterdessen näherte sich auch dieser Hauffe der Priesterinnen / und badeten ihr Bild des Sommers in der Bach/ welche aus allen dreyen Brunnen daselbst zusammen laufft; gleich als wenn die Brunnen-Bilder der Jungfrauschafft/ Flüsse aber der Frauen/ und jene zwar beliebter/ diese aber nützlicher wären; oder weil der in dem Sommer gleichsam alle Köstligkeiten der andern Jahres-Zeiten vereinbaret wären. Hierauf hegten die Priesterinnen umb das in einen fruchtbaren Acker gepflantzte Sommer-Bild einen zierlichen Tantz/ worzu iedes mal die Helffte der ruhenden folgende Reymen sang:

Beliebter Sommer/ Kern der Zeit/
Des Jahres kräfft'ge Mannbarkeit/
Ausgeber der Natur/ des Uberflusses Horn/
Wer sonder Opfer Danck/ und Rauchwerck/ Weitz und Korn
Von wenig Saaten häuffig eradtet ein/
Der muß von Weyrauch arm/ und kalt von Andacht seyn.

Dein grosses Reichthum übertrifft
Vernunfft und alle Rechnungs-Schrifft/
Kein König hat zu zahln/ was nur der Sperling frißt.
Wie daß denn nur der Mensch undanckbar Gott vergißt?
Den stummes Vieh zu Gottes Preiß erweckt/
Dem Hülsʼ und Spreu so gut als uns das Mund-Mehl schmeckt.

Dafern die Zeit soll gülden seyn/
Und alle Schätze schlüssen ein/
So bist du/ Sommer/ mehr und güldener als Gold.
Die Erde fühlt in dir erst recht des Himmels hold/
Und da der Winter ist ein Bild der Nacht/
So hegt die Sommers-Zeit des Mittags Nutz und Pracht.

Mittler Zeit folgte der dritte von der Gräfin von Schwalenberg geführte Hauffen der verwittibten Priesterinnen. Sie waren alle mit gelblicht-fahlen den dürren Blättern gleichenden Ober- und blauen Unter-Röcken bekleidet. Ihre Haare waren in zwey Köpfe zusammen ge-

geflochten; das Haupt mit Oel-Zweigen und Wein-Beer-Laube bekräntzet; welches die Frau von Buren dahin auslegte: daß so wohl die Wein-Reben/ welche sich auf keinen andern Baum pfropfen liessen/ als die Oel-Bäume Sinnen-Bilder der fruchtbaren Keuschheit wären. Daher auch in Cilicien diese Bäume nur von Knaben gepflegt würden; und in Griechenland müsten alle/ die sie warteten/ oder die Frucht abnähmen/ wie diese Priesterinnen bey ihrer Einweihung schweren: daß sie niemals iemanden anders/ als ihren Ehegatten beygewohnt haben. Sintemal so denn die Oelbäume viel besser wüchsen/ und mehr trügen. Sie trugen in den Armen ein mit Wein-Trauben/ Oliven und allerhand Obste gefüllten Korb/ und pfiffen auf eitel Krum-Hörnern/ vielleicht weil sonst der Gott des Weines mit einem gehörnten Ochsen-Kopfe aufgeführet wird/ und so wohl die Deutschen als andere Völcker aus Ochsen-Hörnern zu trincken pflegen. Auf einer Stange ward das von eitel Herbst-Früchten artlich zusammen gemachtes Bild des Herbstes getragen; welches ungeachtet sonst der Herbst schon das sich abneigende Alter/ oder den Abend fürbildet; dennoch auf der einen Seite einen barthichten Jüngling/ auf der andern Seiten ein fruchtbares Weib fürstellte/ wie die Griechen auch ihren Wein-Gott mahlen. Nachdem diese Priesterinnen das Herbst-Bild im andern Brunnen gewaschen hatten/ stellten sie solches gleichfalls in die Mitte/ und hielten theils nach dem Gethöne ihrer Krum-Hörner/ theils nach dem Gesange folgender Reimen einen nicht ungeschickten Tantz darumb:

Schatzreicher Herbst/ des Jahres Speisemeister/
In dem ied weder Stern was gutes auf uns thaut/
Du machst die Erde voll/ den Himmel feister;
Du schaffst: daß die Natur/ die in dem Früling Braut/
Im Sommer Mutter wird/ im Winter gar versäugt/
Sich als Verschwenderin uns zeigt.

So Stand' als Kraut bringt ietzt Gesäm' und Früchte/
Iedweder Winckel scheint ein Sonnen-Tisch zu seyn.
Das Wasser zinst die niedlichsten Gerichte/
Dazu die leere Lufft scheint Flügel-Werck zu schnei'n/
Die Wälder sind nun auch von Thieren so erfüllt/
Als wandelte sichs Laub in Wild.

Wenn auch der Herbst sonst keine Gewächse hätte/
So wäre mehr als viel der süsse Trauben-Safft;
Weil er die Milch der Alten ist/ das Fette
Der Erd'/ das Oel und Marck der Welt/ der Schwachen Krafft;
Durch den Gott Mensch und Vieh hat unterscheiden wolln/
Ja den wir ihm selbst opfern solln.

Die Königin Erato nahm bey diesem Tantze allererst wahr: daß die sämtliche Priesterinnen weisse Holtz-Schuh trugen/ alle Schlingen der Kleider aufgelöset waren/ ihre Röcke allerhand färbichte Säume und bundte Streiffen/ ihre Führerinnen aber auch mit eingewürckte Gold-Fädeme hatten. Dahero fieng Erato an: Sie wüste wohl: daß auch der Egyptier/ der Griechen und anderer Völcker Priester keine ledernе Schuh/ am wenigsten von verrecktem Vieh tragen dörfften/ sondern entweder weisse von Papier oder Holtze anziehen/ und sich enger gebundener Kleider enthalten/ beym Gottes-Dienste die Schuh auflösen oder gar ausziehen müsten. Sie möchte aber wohl wissen: Ob die Zierath der vielfärbichten Streiffen/ derer fast keine mit der andern überein treffe/ sonst aber alles so gleiche wäre/ was sonderliches bedeutete? Die Frau von Buren antwortete: Es zeigten diese Streiffen nichts anders/ als wie bey den Römern die Monden auf den Schuhen/ und die güldenen Ringe/ bey den Scythen die grünen Hüte/ bey denen Daciern die Reiger-Federn/ bey den Persen die zweyfachen Stiefeln/ bey denen Arcadiern/ welche älter als der Monde seyn wolten/ das Kleinod auf der Brust/ und die helffenbeinernen Schuh-Schnellen/ bey den Egyptiern die Gever- oder Habichts-Flügel ihre Adeliche Ankunfft nicht aber wie die Hauben das Priesterthum ins gemein

mein/der leinene Schleyer das Priesterthum der Isis an. Denn weil der Adel fast nirgends in der Welt so hoch als in Deutschland und Gallien geachtet wäre / so gar daß die Unedlen/ welche gleich frey und nicht Knechte wären/ gleichsam für Leibeigen geachtet / in keinen Fürsten-Rath gezogen würden/ ohne Verlust ihrer Würde/ ja gar kaum ohne Gefahr ihres Lebens mit einer unedlen sich verheyrathen dörfften/trügen die Edlen in Deutschland auch gewisse Kennzeichen ihres Standes; und daher auch diese Priesterinnen; wiewohl weil kein Unedler in Deutschland das Priesterthum erlangen könte/ sie dergleichen Merckmaals nicht bedörfften. Die Königin Erato brach ein: Sie wäre unwürdig edel zu seyn/ wenn sie den bey den Deutschen gewohnten Vorzug des Adels nicht billigte. Denn weil der Edlen Vorfahren Tugend der Nachwelt lange Zeit hernach zu statten käme/ wäre diese auch wohl-verdienter Leute Nachkommen Ehrerbietung/ und nichts minder die abwesende als gegenwärtige Tugend hoch zu schätzen schuldig. Dahero gäben die Verdienste der Voreltern ihren Kindern eben so wohl/als die Sonne düstern Thälern ein gewisses Licht. Ja die Tugend selbst kriegt von dem Adel wie die Diamanten von den Folgen einen gewissen Glantz/ welche sonst vielleicht unter dem Schatten eines niedrigen Ursprungs wäre verdunckelt /wo nicht gar als eine ohnmächtige Bemühung erstecket bliebē. Weßwegen auch auf denen Olympischē Spielē denen Gewinnern/deren Ahnen schon vorher daselbst gesiegt hätten/herrlichere Preise ausgetheilet würdē. Kein Volck lebte unter der Soñe/das nicht zwischē Adel und Pöfel einē grossen Unterschied machte; etliches machte wohl gar in ihrem Lande achtzehnerley Stände und Würden. Ja die Araber untersuchten so gar die berühmten Geschlechter ihrer Pferde/und zahlten offt eines von schlechtem Ansehen theurer als hundert andere. Die über dem Caspischen Meer wohnenden Scythen hielten die aus einem gewissen Stamme gezeugten Pferde/ welche viel Tage von wenig Handvolln Heu leben/ und nie beschlagen werden dörfften/ so werth: daß sie für einen Kirchen-Raub hielten/ wenn iemand eines davon einem frembden verkauffte. Das Ertzt würde/ nachdem es aus diesem oder jenem Gebürge kommen/ und die Kräuter nach ihrem Vaterlande hochgehalten. Diesemnach wäre es nicht weniger vernünftig als recht: daß in Deutschland die Fürsten nur aus dem Adel erwehlt/ und nur alte Ritters-Leute zu Grafen und Gefärthen der Hertzoge und unter ihre Leibwache gezogen würden. Der Unedlen gäntzliche Ausschlüssung aber von denen geistlichen Würden und dem Priesterthume schiene ein allzu strenges Recht zu seyn. Denn wenn die Menschen ihren alleráltesten Ursprung untersuchten/ wären sie Kinder eines Vaters/ und aus einer Mutter Leibe entsprossen. Gott forderte seinen Dienst nicht nur von Fürsten oder Edlen/sondern von dem gantzen Geschlechte; und jene wären gegen seiner überschwenglichen Grösse so wohl als Leibeigene kleiner als Sonnen-Staub/und seine Knechte. Daher könte in Gottes Augen zwischen beyden schwerlich ein Unterscheid seyn; sonderlich da er denen geringsten Sclaven-Kindern eben so wohl als Fürstlichen eine vernünftige Seele/ und damit die Fähigkeit ihm andächtig zu dienen gegeben hätte. Weßwegen auch der vom Wahrsager-Geiste für den weisesten gerühmte Socrates/ ungeachtet sein Vater ein Steinbrecher/ die Mutter eine Heb-Amme gewest/und tausend seines Gleichen die Weltweißheit ihnen gleichsam eigen gemacht; welche eine nöthige Staffel zum Erkäntnüsse Gottes/ und ein Zunder/ ja ein Leit-Stern heiliger Andacht wäre. Aus welcher Ursache die Egyptier/ bey denen doch die Priesterliche Würde höher als nirgends anders

anders in der Welt geschätzt würde/ niemanden aus ihren Landes-Einwohnern hierzu für zu geringe achteten. Die Priesterin lächelte/ und versetzte: Kein Mensch wäre freylich wohl in der Welt so groß: daß er gegen dem unermäßlichen Gotte/ wie ein Sand-Korn gegen der Sonne zu vergleichen wäre. Und weil alle den Ameissen ähnlicher/ als Gotte wären; müste die Vergötterung der Sterblichen ein desto abscheulicher Greuel in seinen Augen seyn. Alleine Gott erniedrigte sich unbeschadet seiner Grösse durch seine Güte und Liebe zu dem Menschen so tieff: daß er seine Nieren prüfete/ seine Haare zehlete/ der Frommen Nahmen gleichsam zum steten Andencken in seine Hand zeichnete/ ja sie als sein Ebenbild oder als seinen Aug-Apfel werth hielte. Da er nun über diß gewisse Thiere zu seinen Opfern erkiesete/ andere als unrein verwürffe/ und derogestalt zwischen dem tummen Vieh bey seinem Gottes-Dienste Unterschied gehalten wissen wolte; warumb solte er nicht vielmehr aus denen ihm dienenden Menschen einen für den andern zu erwehlen belieben? Welte er ihm fette Ochsen/ nicht magere Kühe geopfert wissen; warumb solte er nicht auch den Kern eines Volckes zu seinen Priestern verlangen? Alle Völcker trügen Abscheu einen verschnittenen oder verstimmelten zum Priester zu dulden. Daher hätte Antigonus dem Hircan die Ohren abgeschnitten/ umb ihn zum Jüdischen Priesterthum unfähig zu machen. Ungeachtet Metellus im Brande des Vestalischen Priesterthums über Rettung des Palladium die Augen einbüste/ und Marcus Sergius durch seine grossen Dienste schwach worden war/ musten doch beyde das Priesterthum ablegen. Warumb solten denn nicht die Hefen des Pöfels von der Klarheit heiliger Würden ausgemustert werden? Die Andacht und der Gottes-Dienst wären zwar aller Menschen Schuldigkeit; das Priesterthum aber nicht iedermanns Thun/ und gleichsam was von der Vernunft unbegreiffliches; also daß die Geten ihren Priester und den Berg ihres Heiligthums für einen Gott hielten. Bey unterschiedenen Völckern wäre diß auf ein einiges Geschlechte gewiedmet; bey den Römern aber könten wegen der hohen Gewalt der Priester/ welche das Volck gleichsam an dem Finger leiteten/ihrer nicht zwey aus einem Geschlechte zu einerley Priesterthume erkieset/ aus denen Edlen aber nur vom Volcke die/ welche schon geweyhet/ darzu benennet werden. Ja die Weltweißheit zu lernen wäre bey den Sarmatern dem Pöfel verwehret; weil die Wissenschafft die Folge eines blinden Gehorsams hinderte/ und Unterthanen/ welche mehr als ihre Gebieter verstehen/ diesem schwerlich zu Gebote stehen könten. Die Egyptischen Priester hätten auch zwar ihre Landesleute/ welche sie alle für die ältesten und edelsten Menschen gehalten/ aber schwerlich einen ihrem Urthel nach unedlen Ausländer zu Lernung ihrer geheimen Weißheit/weniger zum Priesterthum gelassen. Daher hätte der von ihnen doch beschnitene Pythagoras zwar einen Vorschmack von ihrer Weißheit/ aber nichts weniger als ihr Priesterthum; und der göttliche Plato kaum die Schalen von den Geheimnüssen der Jüdischen Priester überkommen. Ja die Egyptischen Priester hätten aufs sorgfältigste sich von dem Thun des Pöfels abgesondert/ und durch die entäuserte Essung der Zwiebeln nichts anders als daß sie andere Leute nicht so gut als sich hielten/ zu verstehen gegeben/ weil die Zwiebel wider aller andern Gewächse Eigenschafft ihre Feuchtigkeit mit dem wachsenden Monden verminderte/ mit dem abnehmenden vermehrte. Was wunderte man sich aber über der Deutschen heilige Verfassung? Hätten doch in Epirus die Hirten der der Sonne gewiedmeten Schafe an dem Fluße Oricus aus den edelsten Geschlechtern seyn müssen. Nachdem auch die Königin Erato der Deutschen Gewohnheit billigte: daß sie

sie ihre Fürsten und Herrscher nur aus dem Adel erkieseten; könte ihr ja so viel weniger bedencklich fallen: daß das Priesterthum nur Edlen offen stünde. Sintemal ja bey den meisten Völckern die Priesterliche Würde mit der Königlichen Hoheit entweder unzertrennlich verknüpft wäre/oder die Könige nur aus den Priestern erwehlet würden. Also wären alle Könige in Egypten Priester gewest / und daher hätten sie auch nur eben so viel Wein trincken dörffen / als den Priestern das Maaß gesetzt war. Die Mohren wehleten allezeit einen ihrer Priester zum Könige; und die Spartaner hätten den Zepter mit des Jupiters Priesterthume vereinbaret. Nichts minder wären zu Rom so wohl die sieben Könige/ als ietzt die Käyser oberste Priester gewesen /ja als gleich mit dem stoltzen Tarquinius die Königliche Herrschafft ausgetilget worden/ hätte doch der hohe Priester den Nahmen eines Königes des Gottesdienstes behalten. Bey den Thraciern und Cappadociern aber müste der hohe Priester aus Königlichẽ Geblüte seyn/ wie er auch der nechste nach ihm an Ansehẽ und Gewalt wäre. Wie nun der Gottes-Dienst in den Händen des Pöfels gleichsam verächtlich würde; hingegen durch die Hoheit der Priester mehr Ansehen bekäme; weil man ins gemein mehr auf den Werckmeister als aufs Werk sähe; also erforderte auch die gemeine Wolfarth: daß in Deutschland nur Edle zum Priesterthum kämẽ/weil allhier eben so wohl der Adel und junge Fürsten ihren Priester / als in Persien ihre Weltweisen/ in Indien die Brachmanen zu ihren Lehrmeistern hätten. Sintemal die/ welche in sich selbst keine edle Regungen hätten/ sondern bey der Niedrigkeit ihres Standes niedrige Gedancken hegten/ auch nichts bessers als ihren Lehrlingen einflössen könten. Daher hätten Leonidas mit seinen niedrigen Schwachheiten auch das edelste Gemüthe des grossen Alexanders angesteckt / und hätten sie ihm sein Lebtage angehangen / auch zwischen seinen grossen Tugenden fürgeblickt / die ihm theils angebohren/ theils hernach vom Aristoteles des Heldens Machaons und Asclepiadens Enckel beygebracht worden. Welchen letztern Alexander selbst seinem Vater Philipp fürzoh/ weil dieser ihn durch seine Zeugung vom Himmel auf die Erde gebracht/ jener aber durch seine Lehren ihm den Weg von der Erde in Himmel zu steigen gewiesen hätte. Nichts minder hätte Achilles umb ein so grosser Held zu werden einen unsterblichen Götter-Sohn den Chiron zu seinem Lehrmeister haben müssen. Der Adel wäre auch nicht so willig einem gemeinen Manne/ als einem seines Gleichen Folge zu leisten; und machten sie es jenem offt nicht viel besser / als Hercules seinem Unterweiser Linus/ den er mit seiner ihm auf den Kopf geschlagenen Harffe getödtet. Insonderheit wüste der des gezwungenen Gehorsams gewohnte Pöfel über edle Gemüther die Schärffe ihres Zwanges selten zu mässigen / da doch diese meistentheils durch Lindigkeit leichter geführet/ wie das in starcker Glut harte haltende Gold durch ein mässiges Stroh-Feuer zerschmeltzt würde; und daher nachdencklich getichtet wäre: daß Chiron durch Honig und Aepfel Achillem gleichsam an einem Fadem geleitet hätte. Endlich liessen sich in Deutschland keine Unedlen weder zu solchen Lehrmeistern noch zu Priestern erkiesen / weil allein der Adel und Fürsten der Weißheit und guten Künsten obläge; der Pöfel aber zu Handwercken gewiedmet wäre/ also weder schreiben noch lesen könte; ob es schon in Deutschland nicht wie in Thracien für Schande gehalten würde/ wenn ein- oder ander beydes verstünde. Die Königin Erato fiel ein: Das erste wäre die ruhmwürdigste Gewohnheit; weil doch auch der Fürsten Kinder die Klugheit nicht mit auf die Welt brächten; derselben aber so viel/als hundert tausend andere

Menschen bedörffen. Das andere aber scheinet mir eine der grösten Grausamkeiten zu seyn: daß die Unedlen nichts von dem grösten Geschencke Gottes nemlich der Weltweißheit/ lernen/ andere nichts lehren/ und im Gottesdienst gleichsam mit blinden Augen sich behelffen solte. Ist diß nicht so viel/ als ihre Seelen in ein Land verbannen/ darinnen die Sonne nie aufgeht? Sintemal ausser der Sonne/ nichts in der Welt von sich selbst und seinem Ursprunge nach erleuchtet ist/ und des Menschen Gemüthe blinder als der Maul-Wurff in Augen gebohren wird/ und durch fleissige Unterweisung kaum einen wenigen Schimmer/ niemals aber ein vollkommenes Licht erlanget. Weßwegen die Griechen der Göttin der Weißheit gar nachdencklich die nur im finstern sehende Nacht Eule zugeeignet haben. Socrates hat wegen menschlicher Unwissenheit an ihm selbst gezweifelt: ob er ein Mensch oder ander Thier wäre; und Plato ist der Meynung gewest: die Eigenschafft unser Seele liesse sich so wenig/ als der stets mit Wellen und Schuppen bedeckte Meer Gott Glaucus/ eigentlich betrachten und sehen. Wenn aber ja die Unterweisung uns ein Stückwerck der für die uneingefleischten Geister vorenthaltenen Wahrheit und Weißheit beyzubringen vermag/ wie daran niemand mit Vernunfft zweifeln kan/ heißt es bey so gestalter Verschlüssung derselben nicht der Natur Gewalt anthun: daß der in die Seelen der Unedlen gestösste Saamen der Weißheit unter dem Schimmel aufgedrungener Unwissenheit ersticken müsse? Oder ist diese Aufhalsung der Unwissenheit nicht gar für einen Todschlag zu halten/ wo anders wahr ist: daß die Unwissenden ehe/ als sie sterben/ todt sind/ die Weisen aber/ wenn sie gleich gestorben/ doch leben? Denn da in andern Ländern so viel gemeine Mütter/ so viel Socrates/ Demosthenes und Euripides für die höchste Staffel der Klugen/ so viel Hestilier und Agathoclen zum Zepter/ so viel Perpennen zu Feldherren/ so viel nützliche Catonen fürs Rath-Haus gebohren; wer wolte zweifeln: daß unter dem deutschen Pöfel eitel unfruchtbare Mütter/ oder die Tugend nur eine unabtrennliche Gefärthin des Adels wäre? Die Priesterin versetzte: Meines Ortes wünschte ich: daß wie alle Deutschen weiß/ also auch weise wären. Ich wil es auch nicht leugnen: daß es einen Schein der Strengigkeit habe/ wenn man unserm Pöfel so wohl die Thüre zur Weißheit/ als zum Priesterthume verschleust; da doch jene wahrhaftig das Saltz des Lebens/ und das Gesichte der Seele ist. Alleine über diß/ daß es vielen/ welche diesen Schatz zu finden vermeynen/ wie denselben gehet/ welche statt Goldes Kohlen ausgraben; das ist/ sich in eine kohl-schwartze Finsternüß vertieffen; haben viel Weise der Unwissenheit mehr Lobes als der Weißheit zugeeignet. Heraclitus meynte: Viel Künste und Wissenschafften schwächten nur einen gutes Verstand. Hippon nennte sie Eitelkeiten; Anaxarchus hielt sie vor so schädlich als nützlich. Zu geschweigen: daß einige gar die Weltweißheit für eine Erfindung der höllischen Geister halten. Wie ich nun zwar das erstere für Irrthum/ das letztere für Verläumbdung halte/ und selbst der Weißheit meine meisten Tage des Lebens gewiedmet habe; also vermöge meines Gelübdes ihr Wort reden muß; so kan ich doch denselben Staats-Klugen vieler Völcker nicht gäntzlich ablegen/ welche Künste und Wissenschafften dem Pöfel für so wenig/ als die Luchs-Augen den Maulwürffen anständig/ und dem Mercur/ der bald ein gütig/ bald ein schädlich Gestirne abgibt/ nicht unähnlich/ oder sie doch zum wenigsten am Fürsten für Gold/ beym Adel für Silber/ am

Pöfel

Pöfel für Bley/ oder oft gar giftiges Spißglaß halten. Denn wie die Blindheit eine Mutter der Folge/ und der Gehorsam eine Tochter der Einfalt ist; also erwecket die Wissenschafft vieler Dinge im Menschen hohe Gedancken; und meinen Unterthanen: es geschehe ihnen Weh und Unrecht/ wenn sie einem/ der weniger/ oder kaum so viel als einer unter ihnen verstehet/ zu Gebote stehen sollen. Sie erkiesen sodenn unschwer alle Fehler ihrer Führer/ und wissen auch klugen Fürsten ihre Mängel auszustellen. In welchem Absehen die Natur nur denen zur Herrschafft erkieseten Adlern ein so scharffes Gesichte und das Vermögen in die Sonne zu sehen gegeben hat. Daher kein besser Mittel ist Unterthanen im Zaum zu halten/ als sie reich/ nicht allzu scharfsichtig werden lassen. Der blosse Unverstand/ woher der Sonne und des Monden Verfinsterung rühre/ hätte mehrmals gantze aufrührische Heere besänftigt. Ohne diese Unwissenheit ist der Pöfel nicht geschickt: daß man selbtem den zur beständigen Treue so nöthigen Aberglauben beybringe; welches doch der sicherste Kapzaum beweglicher und verwegener Gemüther ist. Daher jederzeit die Wissenschafft sich frembder Thorheit vortheilhafftig zu bedienen für keine gemeine Klugheit gehalten worden. Welches Streiches die Fürsten in Deutschland so viel mehr von nöthen haben/ so viel die Deutschen streitbarer und der Dienstbarkeit ungewohnter als andere Völcker sind; also: daß wenn nicht des Pöfels Einfalt eine Regungen mäßigte/ und die Priester den Fürsten an der Hand stünden/ sie schwerlich zu bändigen seyn würden/ nachdem sie jenen ohne dis mehr als diesen zu gehorsamen gewohnet sind. Wiewol in etlichen Ländern Deutschlandes/ wo insonderheit der Druyden Gottesdienst verfallen ist/ die Unedlen auch schon so weit durchgedrungen: daß man sie so wol zu Erlernung der Weltweißheit/ als zu der Würde des Priesterthums lassen muß. Die Königin Erato begegnete ihr: Ich kan endlich wol nachgeben: daß einfältige Unterthanen leichter zu beherrschen sind; ich weiß auch wol: daß viel kluge Gebieter sie durch Aberglauben nach ihrem Gefallen gleichsam wie an einem Seile geleitet haben; dis aber scheint mir noch unverantwortlich zu seyn: daß man aus irrdischem Absehen dem gemeinen Volcke die wahre Erkäntnüs GOttes verenthält/ und zu einem vergänglichen Vortheile selbtes gleichsam mit Fleiß zum Aberglauben verleitet; da doch der Mensch nur zu dem Ende von der Natur mit dem Kleinode der Vernunfft begabet worden: daß er die Warheit zu ergründen/ und GOtt zu erkennen sich bemühen solle. Die Priesterin konte hierüber ihre Empfindligkeit so sehr nicht verbergen: daß sie nicht etlicher maßen aus ihrem Gesicht hervor geblickt hätte/ sie setzte aber der Königin mit der leutseeligsten Bescheidenheit entgegen: Es könte kein grösser Laster erdacht werden/ als GOtt/ der die Warheit selbst wäre/ mit Fleiß fälschlich abbilden/ und statt des wahren Gottesdienstes das Volck zu Aberglauben verleiten. Dieser Betrug hätte zwar in der Welt bey nahe den Nahmen einer Klugheit bekommen/ und viel Völcker würden damit hinters Licht geführet/ wo man einen Gottesdienst einführte/ nicht wie er GOtt gefällig/ sondern den Herrschern verträglich ist. Diese Arglist aber ist von den Deutschen weit entfernet/ welche nicht nur den einigen und wahren GOtt/ so viel es ihnen die Kräfften der Natur und sein Spiegel die Natur verstattet/ zu erkennen/ sondern auch diese Erkäntnüs dem gemeinen Volcke nach dem Beyspiele der Terdulen in Hispanien/ des Linus in Griechenland/ und des uralten Lehrers Zoroasters durch öftere Fürsagung gewisser Reime mitzutheilen bemühet sind. Maßen denn unserer Barden Beredsamkeit keinen andern Zweck für sich hat/ als GOtt nach Mögligkeit zu offenbahren/ und die Tugend zu rühmen; also: daß ob wir uns wol beschri

bescheiden: unser Verstand und Einbildung könne so wenig GOttes Unbegreiflichkeit/ als die Zeit seine Ewigkeit/ kein Geitz seine Weißheit/ keine Tugend seine Güte/ kein Werck seine Allmacht abmässen/ dennoch GOtt unserm gemeinen Volcke bekandter/ als vielleicht anderer Völcker Weltweisen ist. Denn diese Reimen begreiffen in sich gar deutlich die Lehre von dem einigen/ ewigen/ gerechten und gütigen GOtt/ von der Unsterbligkeit der Seelen/ und daß deßhalben die Tugend zu üben/ die Laster zu meiden/ für jenes nach dem Tode Belohnung/ für dieses unendliche Straffe zugewarten wäre. Diesemnach denn unsern Priester nicht so wol aus Mißgunst oder aus Vorsatz andere in Irrthum zu leiten/ als daß es besser ist das Erkäntnüs GOttes im Gedächtnüsse/ denn auf der Rinde oder Leder zu haben/ nichts hiervon aufschreiben; außer dem aber mit der meisten Völcker Priestern nicht darfür halten: daß die Andacht schon den Gebrechen der Unwissenheit ersetze/ und das einem unbekandten GOtte gewiedmete blinde Gebete kräftig genung sey; sondern sie lehren vielmehr: daß ob zwar die blosse Erkäntnüs GOttes ohne Andacht keine Vereinbarung mit GOtte mache/ selbte dennoch ein heilig und nöthiges Ding/ die Unwissenheit aber eine schnöde und unheilige Finsternüs sey. Ja es würde der ärgste Greuel bey uns seyn/ wenn man von GOtt was falsches dem gemeinen Wesen zum besten jemanden was überreden wolte. Sintemal GOtt vielmehr abergläubische Anschläge krebsgängig/ und die ihn durch Abgötterey verunehrenden Reiche zu nichte macht; der wahre Gottesdienst aber ein viel fester Band zwischen Fürsten und Unterthanen seyn muß/ als der Aberglaube; wo anders das Wesen länger/ als ein betrüglicher Firnis-Farbe hält. Deßwegen aber ist es nicht der Nothdurfft: daß zwischen Priestern und gemeinem Volcke kein Unterschied seyn dörffe; oder daß in den Geheimnüssen des Gottesdienstes dieses so viel als jene wissen müsten. Denn wie GOtt das einfältigste Wesen ist/ also vergnügt er sich auch an einer andächtigen Einfalt der Menschen; ungeachtet er von denen ihm sich Lebenslang wiedmenden Priestern als Lehrern mit eben dem Rechte ein tägliches Nachsinnen/ und derogestalt ein mehrer Erkäntnüs/ als von der Sonne mehr Glantz denn von denen Sternen der Milch-Strasse erfordert. Nach dem auch unterschiedene Dinge so tieffsinnig sind: daß nicht alle Köpfe solche zu begreiffen fähig sind/ oder Zeit haben/ weil bey den Deutschen zwar nicht wie bey denẽ Brachmañen zu Anhörung dieser Weißheit sieben und dreißig/ doch wie bey den Galliern zwantzig Jahr erfordert werden; überdis solche Geheimnüsse vom ungelehrten Pöfel in ärgerlichen Mißverstand gedeutet werden können/ ohne welcher Wissenschafft selbter doch das Heil seiner Seele wahrnehmen kan; ist es mehr Klugheit als Sünde/ am wenigsten aber was ungewöhnliches solche Geheimnüsse dem gemeinen Volcke zu verhölen. Denn die Egyptier schreiben zwar ihre Lehren des Gottesdienstes aber mit einer niemanden als den Priestern verständliche Bilder-Schrifft auf/ daher sie auch zu Andeutung ihrer Rätzel für ihre Tempel einen Sphynx setzen. Die Syrier halten den Gottesdienst der Syrischen Göttin/ die Römer den des Saturnus so geheim: daß man in den innersten Heiligthümern/und auf den fürnehmsten Festen nichts davon ergründet. Die/welche der grossen Mutter in Griechenland beym Orpheus/ oder bey den Brachmannen in Indien sich einweihen lassen/ müssen die Eröfnung des geringsten Geheimnüsses abschweren. Ja Plato nöthigte seinem Timäus/ Pythagoras seinen Schülern in der Weltweißheit einen Eyd der Verschwiegenheit ab. Welches wir Deutschen doch so schlechter dinges nicht billigen/ noch der Griechen Vorhaben loben können/ da sie allen Gottesdienst hinter Larven der Getichte versteckt;

und weil der thumme Pöfel solch Schalen für den Kern annimt/ die Andacht in eine abscheuliche Abgötterey verwandelt haben. Hingegen bey unser Deutschen Einfalt die Anbetung des einigen GOttes gantz unversehret blieben ist/ und wir mit den spitzigen Atheniensern keinem unbekandten Gotte Altare zu bauen/ noch mit den andern Griechen unsere Andacht unter dreißig = tausend falsche Götter zu vertheilen haben. Die Königin hatte diesem eivrigen Gespräche der Priesterin etwas ferner entgegen zu setzen so wenig Hertze/ als Zeit. Denn endlich näherte sich denen Brunnen auch der vierdte Hauffen der Priesterinnen / welcher so langsam fortrückte/ als wenn alles an ihnen gefroren wäre. Sie waren alle in schneeweissen leinenen Zeug gekleidet/ welchen auch andere Völcker als den geschicktesten zur Priesterlichen Kleidung brauchen. Sie hatten alle die Haare theils in zierliche Knoten empor gebunden/theils mit heissen Haar-Nadeln aufgekrauset/und mit blauen Feilgen bekräntzet. In den lincken Händen trugen sie ertztene Rauch-Fässer mit glüenden Kohlen/darein sie nach und nach Agstein streueten; in den rechten eine eiserne Hacke/ und einen güldenen Pfeil. Das Bild/das sie trugen / war von allerhand Arten Ertzes zusammen gesetzet. Die Frau von Buren machte darüber die Auslegung: daß hierdurch die Wolthaten/ welche GOtt auch im Winter vermittelst der Erde zuwürffe/bedeutet würden. Sintemal/ wenn gleich sodenn die Natur gantz unfruchtbar / oder gleichsam gar todt zu seyn schiene/ sie dennoch in der unterirrdischen Hölen und Adern Gold / Silber/ Kupfer/ Zinn/ Eisen / Bley und Quecksilber kochte. Deßhalben wird sie anderwerts unter dem Nahmen des Pluto / der Pandora und Proserpina verehret/ mit welcher Rampsinitus aus Egypten in der Hölle auf dem Bretspiele gespielet/ und ein güldenes Handtuch zurück gebracht haben soll. In diesen Hauffen befinden sich eitel Jungfrauen / welche ewige Jungfrauschafft geloben; welches so wol Feuer/ als ihr getragenes Ertzt andeutet. Sintemal aus dem Feuer so wenig/ als aus der Jungfrauschafft gebohren werden kan; und ob wol das Ertzt nach etlicher Meinung lebet/ und in ein anders verwandelt werden kan/ so zeuget es doch eben so wenig als die Steine aus sich nichts mehrers seines gleichen; sondern seine Eltern sind Schwefel und Quecksilber/ungeachtet man ihr von einer Frauen in Gallien/ aber fast unglaublich erzehlet: daß ihre zwey Diamanten etliche Junge geheckt hätten. Aus diesem Absehen haben vielleicht auch die Phrygischen Priester der Berecynthia nicht nur ewige Keuschheit geleben/ sondern sich auch mit einem scharffen Samischen Steine gar entmannen lassen müssen. Bey diesem Unterrichte näherten sich die Priesterinnen/welche ein Fräulein von Dalberg führte. Nachdem sie ihr Bild des Winters aus dem dritten Brunnen gebadet hatten/ hegten sie umb selbtes nach ertztenen Hörnern einen zierlichen Tantz mit solcher Geschwindigkeit: daß es schien / sie wolten es denen dem Winter geeigneten Winden zuvorthun; darzu sie denn wechselsweise folgende Reymen absangen:

Du nöth'ge Ruh der Zeit/ des Jahres Alterthum/
Beliebter Winter dir gebührt so vielmehr Ruhm/
Als dich der Himmel blickt für andern Jahres-Zeiten
Mit mehr- und hellern Augen an.
Wir müssen Kräntze dir für andern zubereiten/
Denn unsre kalte Keuschheit kan
Nicht sanfter als auf Eise liegen/
Und nur der Schnee ihr Bild die Jungfrauschafft vergnügen.

Jedoch bist du gleichwol nicht ohne Nutz und Frucht/
Weil die Natur in dir sich zu erholen sucht;
Der Himmel sich kühlt ab/ die Erde sich durchwässert.
Die matten Pflantzen ruhen aus;
Gesäm' und Zwiebelwerck durchs liegen sich verbessert.
Die Welt würd' ohne dich in Graus
In Asch' und Dürfftigkeit gerathen/
Rhein/ Elbe/ Belt und Meer versetgen/ sieden/ braten.

Schläfft

Schläfft auch gleich die Natur/ und ruht der Geist der Welt/
In dessen was die Erd' in ihren Schalen hält/
So ist sie thätig doch im innersten Geäder.
Die unterird'sche Feuers-Glut
Kocht Schwefel/ Saltz und Ertzt/ und heitzt die warmen Bäder/
Flößt Brunnen ein des Meeres Fluht/
Im Bauch der Berge Gold und Eisen/
Damit die Ehrsucht raas't/ die Geitzigen sich speisen.

Die Königin Erato/ welche anfangs dieser Priesterinnen in Knoten gebundene gekrausete/ und doch noch so weit über die Schulter abhängende Haare für falsche gehalten hatte/ nam nunmehr wahr: daß sie ihre eigene wären. Daher sie sich nicht sattsam darüber verwundern konte/ und betheuerte: daß sie in keinem Lande bey einzelen Menschen so schöne Haare gesehen/ als die Deutschen durchgehends hätten. Sie fragte daher: durch was für Kunst sie sie so wachsend machten/ und ihnen die weisse Farbe erhielten? Ismene antwortete ihr: das deutsche Frauenzimmer hätte solche Haare von Natur/ und hielt es für Schande andern zu gefallen solche durch einige Kunst zu schmincken. Die Männer aber färbten ihre Haare roth/ und machten sie mit Seiffe und Lauge wie die Pferde-Haare harte/ nicht der Zierde halber/ sondern daß sie in Schlachten dem Blute ähnlich/ und mit ihren in die Höhe stehenden Haar-Püschen den Feinden desto schrecklicher fürkämen. Diese dorffen auch nicht eher ihnen einiges Haar abnehmen lassen/ biß sie einen Feind erlegt; und die Helden sind gewohnet ihr Haar zu verloben/ bis sie eine Schlacht gewonnen/ da sie sodenn allererst der Schere und dem Scher-Messer solches wieder unterwerffen. Sonst aber pflegt bey den Deutschen weder das männliche noch weibliche Geschlechte sein Haar aus Andacht abzuschneiden/ wie die Griechen und Römer es ihren Göttern zu wiedmen pflegen; sondern es muß vielmehr nach Einweihung der Priester und Priesterinnen solches gantz unversehrt verbleiben/ solches aufs sorgfältigste unterhalten/ und an heiligen Feyern/ sonderlich aber an gegenwärtigen zierlich aufgeputzt werden. Erato fiel ein: Es kommet diese Gewohnheit mit den Asiatischen Völckern/ den Griechen und Römern gantz überein/ wo allenthalben das Bild der Vesta und ihre Priester gekrausete/ von Salben und Balsame aber wolrüchende Haare trugen; ja zu Rom wäre unter denen sieben Geheimnüssen/ welche selbige Stadt unüberwindlich machen solten/ die Haar-Nadel der Vesta das fürnehmste/ die vier Pferde aus Thon das andere; welchen folgte der Vejenter Asche/ des Orestes Zepter/ das Trojanische Palladium und die Ancilischen Schilde. Die Priesterin fieng hierüber an: Es hätte dieser Aufputz der Haare seine geheime Bedeutung/ und würde der Kamm und das Kraus-Eisen so wenig von den Priesterinnen/ als andern keuschen Frauen zur eitelen Uppigkeit mißgebraucht. Der Gottesdienst hegte keine Unversöhnligkeit mit dem Gepränge; und da fast alle Völcker ihre Tempel und Altäre bekräntzten/ mit Gold und Edelgesteinen ziereten; ja der grosse Schöpfer das Gewölbe und den Fußbodem seines grossen Tempels der Welt/ nemlich Himmel und Erde so schön mit Sternen und Blumen gestickt hätte/ trüge GOtt auch an denen Zierathen der Priester kein Mißfallen/ wenn nur das Hertze einfältig und demüthig wäre. Die Haare aber an den Priesterinnen bildeten eben so wol als an den Bildern der Vesta die schönen Bäume/ Blumen und Gewächse der Erden ab/ welche warhafftig auch nichts anders/ als ihre wunderschönen Haarlocken wären; weßwegen man auch die schönen Haare der Hyacinthen-Blumen zu vergleichen pflegte.

Nach vollbrachtem Tantze näherten sich von denen vier Enden der Welt alle Priesterinnen denen Brunnen; unter denen etliche aus weiß-geflochtenen Körben vier weiß-gezogene Tücher nahmen/ und sie auf so viel zwischen den Brunnen gedeckte Taffeln deckten. In denselben

selben waren in vier anmuthigen Landschafften die vier Jahres-Zeiten so künstlich und sichtbar gewürckt: daß es der Königin Erato also fort nicht ohne Erregung einer Verwunderung in die Augen fiel. Sie sahe den Zeug anfangs für Seide/die Arbeit aber für was gar frembdes an/ und fragte: woher dieses seltzame Gewand gebracht würde? die Fürstin Zirolane antwortete lächelnde: Ihr einfältiges Vaterland wäre der Ursprung dieser Leinwand. Erato war entweder beschämet über ihrem Irrthume/ oder nam Zirolanens Antwort für Schertz auf; fragte daher: ob denn bey den Marsingern auch Seiden-Würmer/ wie in Griechenland gehegt/ oder die in Indien von ihnen gesponnene und hernach von den Bäumen abgekemmete Seide/ welche erst unter dem Käyser Julius nach Rom kommen wäre/ dahin gebracht und gewebet würde? Zirolane antwortete: wir wissen so wenig als andere von Seiden-Würmern und Seiden-Webung; wiewol das anfangs von den Seren in Indien/ von Indien in Persien/ hernach auf das Eyland Co/ worauf Pamphile das Gespinste der Seiden-Würmer zum ersten aufgewunden/ gezwirnet und gewürcket hat/ folgends in Griechenland und Italien gebrachte Seiden-Gespinste dem Rheine und der Donau so nahe gebracht worden ist: daß/ nach dem in Gallien und Pannonien solches schon gemein worden/unser Himmel sonder Zweifel auch diese unvernünftige aber künstliche Spinner vertragen würde. Erato brach ein: Ich wil endlich wol glauben: daß dieser Taffel-Zeug nicht wie der Serische gantz/ aber wol/ wie man in Griechenland und zu Rom nur noch hat/ halbseiden sey/ und die Werfte zwar von köstlicher Indischer Baum- oder der herrlichen Wolle aus Caramannien/welche die Schaafe im Früh-Jahre von sich selbst fahren lassen/ der Eintrag aber Seide seyn werde. Zirolane versicherte die Königin: daß kein Fadem Seide noch Wolle/ sondern nichts als Flachs bey diesem Gemächte wäre/ welcher durchgehends in Deutschland/ fürnemlich aber in grosser Vollkommenheit aus dem bey den Aestiern und Seiren geholeten Leine wüchse/ in dem Sudetischen Gebürge wunderklein gesponnen/ und also gewebet würde. Die Marsinger versorgten darmit nicht allein gantz Deutschland; daß sie weder der theuern Seide/von der jede Untze acht güldene Müntzen kostete/ und für weniger Zeit noch zu Rom nur edlen Weibern zu tragen erlaubt gewest wäre/ noch der rauchen Baum- oder andern theuern Wolle bedörffte. Die Königin Erato ward hierüber so begierig: daß sie alle Scheue geweihete Sachen anzurühren vergaß/ sondern sich der einen Taffel näherte/und das Tuch darauf sorgfältig besahe und betastete. Es ist wahr/ fieng sie hierauf an. Diese Leinwand ist zur edelsten Wolle zu glatt/und beschämet alles wöllene Gewand/ das gleich aufs beste gepresset ist/ und ob zwar nicht so weich/ aber so gläntzend als Seiden-Zeug. Ich muß auch gestehen: daß/ was ich vorhin Leinenes und zwar von dem besten Tarraconischen Flachse gemacht gesehen/ gegẽ diesem Hanffen nichts zu seyn scheinet; ungeachtet mit dieser Hispanischen Leinwand sich die Indischen Könige kleiden/ und sie der Seide fürziehen. Wiewol auch die Egyptier sich rühmen: daß ihr gegen Arabien an einem Stengel wachsende Flachs/ worvon alle Kleider ihrer Priester gewebt werden/ der weisseste und weicheste in der Welt sey/ die Indier aber ihre Baumwolle/ die sie von einem Baume samlen/ der im Stamme der Pappel/ in Blättern der Weide ähnlich ist/ ablesen/ wie auch ihren von sich selbst wachsenden und von Oele trieffenden/ die Achaier aber ihren bey Elis gepflantzten und vormals gegen gleichwichtiges Gold zu verwechseln gewohnten Flachs über alle andere heraus streichen/ so kan ich doch nicht leugnen: daß dieser deutsche Leinen-Zeug alle diese gelbe Gewächse/ ja den Schnee selbst übertreffe. Und weil die weisse Farbe zu Opfern/ Königlichen

Gastmahlen/ Bedienungen und Schauspielen gewiedmet ist/ zu allem dem gebraucht zu werden verdiene; wiewol ich hiermit meinem Vaterlande und Meden/ welche fast gantz Asien mit Schafen und Wolle versorgen/ nichts vergeben wil; und auch nicht weiß: warumb die von dem unschuldigsten Thiere genommene Wolle zu geistlichen Kleidern unheilig/ auch in Tempel und Grabstädte zu bringen unwürdiger als Flachs seyn solle/ dazumal Phyrus seinen Widder dem Jupiter zu wiedmen/ kein Volck Lämmer zu opfern/ auch etliche Götter selbst Schäfer abzugeben kein Bedencken gehabt hätten. Alleine/ wie dem allem ist/ bin ich begierig das Gewächse dieses Flachses wegen seiner so wunderschönen Farbe zu sehen. Zirolane fiel ein: Sie würde kein Merckmal einer solchen Weisse daran finden. Denn der Stengel wäre gantz grün/ die Blume Himmel-blau. So werden sie den Flachs gewiß/ sagte Erato/ durch den Heraclischen Mah so weiß machen. In keinerley Weise/ versetzte Zirolane; sondern/ nachdem die euserste Schale abgebrochen/ das Werg davon abgehechelt/ und das roh-gesponnene Garn gewebt worden/ hat die Sonne nebst unserm Bober-Neiß- und Loh-Wasser die Eigenschafft die Leinwand so weiß/ als der Schnee ist/ zu bleichen. Erato brach ein/ weil die Leinwand allererst/ nicht aber das Garn für der Webung gebleicht würde/ könte sie kaum begreiffen/ wie gleichwol dieser Zeug so dichte wäre/ und käme ihr deßhalben so viel weniger unglaublich für: daß Ajax und andere Helden schon im Trojanischen Kriege/ wie auch die Athenienser/ bey denen doch alle Männer sonst wöllene Kleider trugen/ Leinwandtene mit Saltz und Essig so feste zusammen gezwungene Brust-Harnische gehabt/ und noch hätten/ welche die schärfsten Waffen und spitzigste Zähne wilder Thiere aufhielten. Jedoch wäre der in dem heissesten Indien und auf den Carystischen Stein-Klippen wachsende und im Feuer unversehrliche Flachs noch wunderwürdiger/ daraus denen Indischen Königen ihre Sterbe-Kittel umb die Holtz- von der Leibes-Asche zu unterscheiden/ und die Tachte in die ein Jahr-lang brennende Lampe des Callimachus zu Athen gemacht würden. Zirolane versetzte: Der Deutschen Garn wäre zwar kein das Feuer verlachendes noch den Preiß der Edelgesteine übersteigendes Wunderwerck; es würde auch nicht wie das auf dem Eylande Amorgos wachsende Gespinnste mit Schnecken-Blute gefärbt; es wäre aber fester/ als das Egyptische und Indische/ und gleichwol das feinste und viel dünner als beyde. Erato begegnete ihr: dis letztere schiene ihr zweifelhafft; weil von dem Egyptischen Garne insgemein anderthalb-hundert Fädeme durch einen Finger-Ring giengen; ja das in dem Rhodischen Tempel Minervens aufgehobene Wamst des Königs Amasis wäre von so dünnem Garne gemacht/ daß jeder Fadem von dreyhundert fünf und sechzig Fädemen zusammen gezwirnet wäre. Zirolane lächelte/ und fieng an: dis gerühmte Garn würde bey ihren Marsingern nicht wol für Mittel-Garn gelten/ als wo von dem kleinsten ein vier-tausend acht-hundert Fädeme haltendes Stücke durch einen Finger-Ring gezogen werden kan. Die Königin Erato verstummte/ und wuste nichts zu antworten/ als daß die Fürstin Ismene Zirolanens warhaffte Erzehlung zu bestätigen/ und sie von allem Argwohne der Ubergrösserung zu befreyen veranlaßt ward. Erato entschuldigte ihr Stillschweigen: daß es aus Verwunderung/ nicht aber aus einigem Zweifel herrührte. Aber/ sagte sie/ was für zarte Finger spinnen denn solche die Spinnenweben selbst übertreffende Fädeme? Denn ich glaube nicht: daß die Erfinderin des Spinnens Arachne so dünne habe spinnen können. Zirolane antwortete: Unser Garn wird nicht nur von kaum kriechenden Kindern/ welche die Lust und Kunst zu spinnen gleichsam mit aus Mutter-Leibe bringen/

und

und Weibern/ welche sauber Leinwand für die schönste Kleidung halten/ sondern auch von grau-bärtichten Männern und ihren rauesten Händen gesponnen. Denn was sich nur im Sudetischen Gebürge reget/ ist gleichsam eine Spinne oder ein Flachs-Wurm/ und daher auch das Spinnen dem Männlichen Geschlechte keine Schande ist/ und in Deutschland nicht nur wie zu Rom den Bräuten ein angelegter Rocken mit der Spindel mitgegeben wird; sondern ihr gröstes Gut/ und meistes Thun bestehet bey den Marsingern im Gespinnste. Ja auch das Adeliche und Fürstliche Frauenzimmer schämet sich nicht an dem Rocken zu lecken. Erato fiel ein: Es hat sich niemand einer so nützlichen Arbeit zu schämen/ und habe ich mich zu Rom über nichts mehr verwundert/ als daß an einem Orte/ wo Glück und Uberfluß alle gute Sitten verderbet hat/ und schier alle Bemühung den Wollüsten gewiedmet wird/ das Spinnen gleichwol noch bey dem vornehmen Frauenzimmer so gemein ist/ und/ weil sie Ehre hieraus suchen/ solcher Arbeit in dem sichtbarsten Orte des Hauses/ nemlich im Vor-Saale obliegen; und die Pfosten mit gespoñener Wolle behängen. Ja ich habe die Käyserin Livia selbst vielmal spiñen sehen; und August hat nicht nur seine Tochter uñ Enckelinnen zum Spinnen fleissig angehalten/ sondern auch selten ein ander Kleid getragen/ als was seine Gemahlin/ Schwester oder Tochter gewebet. Zirolane versetzte: So dörffen meine Lands-Leute sich so viel weniger ihres Spinnens und Webens schämen/ zumalen der unglaubliche Nutzen dem Lande diese Arbeitsamkeit reichlich belohnet. Sintemal die Marsinger ihr gesponnenes Garn nicht nur in unsäglicher Menge denen Batavern/ Morinern und Atrebatern zum Weben zuschicken; sondern der Carthaginenser Schiffe haben auch die Marsingische Leinwand/ wie auch die wollüstigen Phöacer zu Ulyssens Zeiten schon vermuthlich aus Deutschland geholet; weil die Leinwand in Griechenland jederzeit sehr seltzam gewest ist. Jtzt aber verführen solche die Cimbrern/ Friesen und Britannier hauffenweise übers Meer in Africa/ Jndien und in die Atlantischen Eylande; ohne welche die Einwohner dieser heissen Länder meist nackt gehen müsten. Daher der Marsinger Gebiete/ ungeachtet es von der See weit entfernet ist/ die gröste Handlung in Deutschland hegt/ und schwerlich Egypten oder einig ander Land in der Welt so viel Gespinnste ausgiebt. Erato fiel ein: Es ist nichts würdiger übers Meer verführet zu werden/ als Leinwand/ als welche denen Schiffen ihre Flügel/ ja gleichsam die Seele giebt/ und ein Ende der Welt mit einander verbindet. Zirolane versetzte: Es verdienet die Leinwand/ ungeachtet der Flachs nicht wie die Baumwolle von sich selbst wächst/ oder wie die Seide von Würmern gesponnen wird/ sondern gesäet werden/ und mit unglaublicher Arbeit wol zwölfmal durch die Hände gehen muß/ wol diesen Preiß; und können wir Deutschen leichter der Serer Seide/ welche die Leiber mehr zu zeigen als zu bedecken fähig/ und zur Kleidung anfangs nur von Weibern mißbraucht worden/ nun aber auch die Männer damit zu verstellen verschwendet wird/ und der Jndier Baumwolle/ als sie unsers Gespinnstes entbehren. Daher unsere Vor-Eltern mit denen Pictonen diese heilsame Gewohnheit aufs genaueste beobachteten: daß niemand/ ja auch der Adel und die Fürsten kein außerhalb Deutschland gemachtes Gewand tragen dorffte. Sonst aber vertreibt Gallien mehr grobes Segel-Tuch als Deutschland/ weil unsere Leinwand nicht weniger als Cleopatrens Purpur-Gewand zu Segeln allzu köstlich ist. Erato konte inzwischen sich an dem Taffel-Zeuge nicht satt sehen/ und hob endlich an: der Zeug hierzu ist gewiß köstlich/ und weiß ich nicht: ob nicht die Frauen aus dem Geschlechte der Serraner zu Rom/ ihr Gelübde nichts leinenes zu tragen/ bey Anschauung dieses

Gespinnstes gebrechen haben würde/ aber ich weiß nicht: ob ich nicht die Arbeit daran noch für viel köstlicher halten soll? denn ob zwar das Würcken eine der ältesten Künste ist/ also: daß viel Völcker/ insonderheit aber die Indier/ Assyrier und Phrygier darinnen umbs Alterthum streiten/ die Lydier auch die Erfindung ihrer Arachne/ die Pamphylier des Laous auf das Eyland Co gezogener Tochter zueignen; diese Weberey auch hernach zu Babylon/ Salamis/ Sunum/ und in Griechenland hoch kommen/ und theils einander mit der Dichtigkeit/ theils mit der Zärtligkeit zu überwinden trachten/ und jene gleichsam Drat/ diese einen durchsichtigen Wind gewebet zu haben scheinen; so habe ich doch mein Lebtage nichts gewürcktes mit so vollkommenen Bildern gesehen. Die nichts minder berühmte Weberin als Königin Tanaquil hat zwar durch den ihrem Eheherrn Servius Tullius gewürckten Rock/ weil er gewässert gewest/ ein Meisterstücke gemacht zu haben vermeinet; also daß er auch hernach im Heiligthume des Glückes aufgehoben worden. Aber was ist das wenig künstliche von der klossen Einsprengung und der schweren Presse herrührendes Wässern gegen diesem gezogenen? Die Babylonier weben zwar in weisse seidene und Baum wollene Tücher gewisse Streiffen von Purper und Golde. Alleine/ wie dis letztere wegen seiner rauen Härte die Gewebe mehr unbrauchbar als zierlich macht; also ist beydes wol kostbar nicht künstlich; und das scheckichte Webewerck der Griechen/ da die Werffte weiß/ der Eintrag grün oder roth ist/ nicht viel besser; das künstlichste/ das ich zu Rom gesehen/ ist gewesen/ theils ein würflicht-gewürckter/ theils ein gleichsam mit Palmen-Blättern bestreuter Zeug/ welch letztere auch dem Capitolinischen Jupiter seiner Seltzamkeit halber zum Mantel gewiedmet worden/ und von Römischen Bürgermeistern bey Antretung ihrer Würde getragen wird. Daselbst wieß man mir zwar auch einen mit güldenen Sternen besäeten Purper-Rock/ welchen beym ersten Punischen Kriege die Sieger angezogen haben sollen. So viel aber sein Alterthum urtheilen ließ/ waren die Blumen gestickt/ nicht gewebt; diese Webung aber soll zu Alexandria aufkom̃en seyn. Aber was ist jene Einfalt/ wie auch die rauche Sammet-Arbeit gegen dieser/ wo die Weberey der Mahlerey es gleiche thut/ oder ihr mit diesem Schnee gar eine Röthe abjagt. Denn ob ich wol weiß: daß die Helden für Troja schon Kleider/ darauf allerhand Zierathen gemahlt gewest/ getragen haben/ welche erfunden zu haben sich die Egyptier rühmen/ diese Art auch noch nicht für langer Zeit zu Rom in hohem Werth/ und der Siegs-prangenden Bürgermeister zu Rom Ehren-Röcke/ in Persien aber der Grossen Sommer-Kleider gewesen; so ist doch dieser Grief auf Leinwand zu mahlen so gemein als das Mahlwerck in nasse Kalck-Mauer/ und endlich so gering-schätzig worden: daß zu Syracusa und Rom nur Huren gemahlte Kleider tragen/ da doch die grossen Bürgermeister Marcus Flavius Flaccus/ und Titus Papirius in den Heiligthümern des Vertumnus und Consus damit abgemahlt stehen. Den Augen kan auch wol nichts schöners fürkommen/ als die der Tyrier Erfindung nach aus Schnecken-Blute zweymal gefärbten und die braunen Rosen abstechenden Seiden-Zeuge/ für welchen der Feilgen-blaue und Pappeln-rothe Purper gleichsam Ascher-farbicht und bleich aussieht. Und das aus zerquetschten Würmern gemachte Karmesin beschämet mit seiner vollen Blut-Farbe gleichsam den vollkommensten Purper; aber allen solchen giebt die Farbe/ hier aber im Deutschen gezogenen die blosse Hand des Künstlers ihren Glantz und Mahlwerck. Das vollkommenste und diesem deutschen Webewercke am nechsten kommende ist die von den Phrygiern erfundene

Seiden-

Seyden = und vom Attalus erdachte Gold-Stickerey/ da die Nadel mit Abbildung aller Dinge es dem Pinsel sich mühet vorzuthun; und daher mit Rechte den Ruhm des Nadel-Mahlwercks verdienet. Die Babylonier und letztlich die Gallier haben es auch so hoch gebracht: daß sie Webe = und Stickwerck mit einander vermählet/ und diß/ was in kleinen theils gewebt/ theils gestückt worden/ mit der Nadel zusammen nehen/ und darmit die künstlichsten Tapeten zusam̃en setzen. Aber alles diß ist eine leicht begreiffliche Arbeit der menschlichen Hände/ in diesem gezogenen aber steckt eine mir gantz unbegreiffliche Kunst; wie mit der Weber=Schütze der Eintrag durch die Werffte so wunderseltzam durch einander geflochten werden könne: daß es so eigentlich und sichtbar alle Bilder zeiget/ ungeachtet ein Fadem so weiß als der andere ist. Denn ob ich wohl weiß: daß die Egyptier die alte Art zu würcken/ da nemlich die stehenden Weber den Eintrag aufwerts in die Werffte gebracht/ und mit einem Eisen einzuschlagen pflegten/ umb ein grosses verbessert und die Griechen gelehrt haben sitzende unter sich den Einschlag einzuschieben/ mit dem Kam̃e einzuschlagen/ mit den Füssen die Schemmel des Weber = Stuhls zu treten/ und darmit die Helffte der Fädeme in der Werffte Wechsels = weise halb hinauf/ halb herunter zu rücken/ so scheinet doch alles diß nur zu diesem gezogenen oder vielmehr gemahltem ein schlechter Anfang und unvollkommenes Kinderwerck zu seyn. Zirolane antwortete: Ich bin wohl keine Weberin/ aber eine Liebhaberin der Weber - Kunst. So wenig ich aber hiervon verstehe/ kom̃t die Egyptische Art zu weben unser deutschen am nechsten; es mangelt aber daran noch viel gutes. Denn über diß/ daß unsere Weber gerade vor sich weg würcken/ und mit dem beweglichen Weber=Kamme das Gewebe dichte an einander schlagen/ müssen die Fädeme der Werffte von fast unzehlbaren Zeiten gefaßt/ und nach der Reye von denen auf der Seite des Weber = Stules stehenden Gehülffen gezogen werden/ wormit aus Unterscheidung solcher Fädeme das Gewebe die verlangte Bildung überkomme. Diese Kunst aber wäre mehr sichtbar/ wenn nach der nicht ungemeinen Landes Art der Grund weiß/ die Bildungen aber blau gewürcket würden. Erato hörete diß alles mit grosser Vergnügung/ und weil sie deregleichen Webe=Werck zu sehen höchlich wünschte/ fragte sie: Ob nicht auch bey den Cheruskern deregleichen Weber-Stüle befindlich wären? Jsmene nahm das Wort/ und antwortete: Sie wolte ihr zwar zu Deutschburg etliche zeigen/ aber sie kämen gar nicht an die Geschickligkeit der Marsingischen. Zirolane brach ein: Ich kan dißfalls meinem Vaterlande sein Lob wohl nicht abstricken; iedoch muß ich bekennen: daß die Bataver in Weben den Marsingern überlegen sind/ und aus unserm gesponnenen Garne so schöne Arbeit fertigen: daß wir selbst den Grund kaum für unser Gemächte erkennen. Unter diesem Gespräche endigten sich sämbtliche Täntze/ und alle vier Hauffen näherten sich den drey Brunnen/ allwo die oberste Priesterin die andern alle daraus mit einem Sprengwedel bespritzte. Hierauf hülleten sie alle ihre Häupter in ein weisses Gewand ein/ schlugen mit ihren Händen auf die Brüste/ dreheten sich dreymal linckwerts auf einer Stelle herumb/ küsseten ihre rechte Hände/ und warffen damit ihre Küsse gleichsam dem Himmel zu. Endlich fielen sie auf die Erde mit ihren Antlitzern/ und beteten mit einer solchen Unbewegligkeit/ gleich als wenn eitel todte Leichen alldar lägen. Erato fieng an: Ich sehe wohl: daß die Deutschen im Bethen sich eben wie die Persier/ Armenier und Römer bezeigen/ auch auf gleiche Art Küsse werffen/ im Bethen ihre Häupter einhüllen/ und sich herumb drehen/ nur daß diß bey diesen Völckern rechtwerts geschihet/ weil auch die Umbwen-

dung des Himmels von der lincken zur rechten Hand geschihet. Jsmene/ weil die Frau von Buren sich nun auch unter die betenden vermengt hatte; meynte/ es geschehe bey den Galliern und Deutschen linckwerts aus einer andächtigen Demuth/ weil bey ihnen die lincke für die Unter- in Asien aber für die Ober-Stelle gehalten; ja die Seite des aufgehenden Morgens ins gemein die lincke genennet würde/ auch wenn man gegen Mittage der Sonne das Antlitz zukehrte/ die lincke Seite der Welt wahrhaftig wäre. Diese Wendung geschehe nun freylich zwar der vermeynten Umbwendung des Himmels entgegen; aber vielleicht aus dem Absehen: daß der Menschen Wendung zu Gott nichts irrdisches an sich haben solte. Uber diß wären auch bey allen Völckern die Eingänge in die Tempel/ und die Bilder ihrer Götter gegen Morgen gerichtet. Wäre aber die Meynung des Leucippus und Philolaus wahr: daß der Himmel stünde/ die Erde sich bewegte/ so wäre die linckwerts geschehende Bewegung auch der natürlichen gemässer. Die Verhüllung der Häupter aber beym Gottes-Dienste ist in Deutschland so viel merckwürdiger/ weil die Deutschen nicht nur zu Hause und in Städten/ wie die Einwohner wärmerer Länder/ sondern auch auf den Reisen baarhäuptig Sonne und Kälte vertragen/ und von Kind-auf durch Entblössung und Baden im kalten Wasser darzu gewöhnet werden. Sonst halte ich diese Verhüllung auch für eine Ehrerbietung gegen Gott; daher auch die Serer/ wenn sie mit ihrem Könige reden/ eine helffenbeinerne Taffel für den Mund halten/ wormit nicht etwan ihr Athem sie anhauche. Bey den Römern begraben die Söhne ihre Väter auch mit verhülleten Häuptern/ und allen Göttern opfern sie also/ ausser dem Saturn und der Ehre mit entblösten Häuptern/ vielleicht weil die Zeit alles eröffnet/ die Ehre sich aber nicht verhüllen lässet. Diese Art aber hat bey gegenwärtigem Heiligthume fürnehmlich dahin sein Absehen: daß die Natur oder die Hertha eine rechte Hülle Gottes ist; worunter Gott zwar zu suchen/ niemals aber vollkommen zu finden ist; und daher die Egyptier gar nachdencklich ihrer Jsis die Uberschrifft gemacht haben: daß kein Mensch noch nie ihren Schleyer aufgedeckt hätte. Sonst aber verhüllten sich die Betenden gar billich bey aller Andacht/ wormit sie vom Anblicke irrdischer Dinge nicht gestöret würden; und weil Gott sich denen/ die ihn verehreten/ näherte/ welchen unsere Augen weniger als die Sonne anzuschauen vermöchten. Erato war überaus vergnügt mit dieser Auslegung/ und betheuerte: daß sie in Deutschland viel Geheimnüsse ihres Armenischen Gottes-Dienstes hätte verstehen lernen. Sie erinnerte sich hierbey auch: daß die das Feuer anbetenden Persen bey ihrer Andacht den Mund mit einem Tuche fest verbinden/ und diß zwar zu dem Ende: daß ihr heiliges Gebete sich nicht mit der gemeinen Lufft verunreinigte. Alleine weil die Lufft an ihr selbst unbefleckt wäre/ und ohne ihre Gegenwart nicht einst die Zunge gerührt werden könte/ hielte sie es mit der Deutschen vernünftigern Auslegung; sie möchte auch gerne gründlich vernehmen/ wohin die Werffung der Küsse eigentlich zielte/ welche in Syrien und Asien eben so nicht nur den Bildern der Götter/ sondern auch den Königen/ derer Hände und Füsse nur die Grossen küßten/ zugeworffen würden; wie denn auch zu Rom sich selten iemand unterstünde an den Bildern der Götter einige Hand oder Fuß/ sondern nur das Altar/ die Pfosten der Tempel oder den Saum an denen heiligen Kleidern anzurühren; meist aber iedermann seine geküßte Hand gegen dem Bilde empor hebt/ oder an das Kien hält/ und den Zeiger an den Daumen anlegt. Die Frauen aber pflegen gar mit ihren Haaren die Opfer-Tische und die Füß-Bödeme der Heiligthümer zu fegen. Jsmene antwortete: Sie wäre zwar keine Priesterin/ und hätte in so hohen Dingen weni-

wenigen Verstand/ sie hielte aber darfür: daß/ weil Gott der menschlichen Seele ein geheimes Feuer durch Erkäntnüß der Wahrheit und Liebe des Guten zu Gott empor zu klimmen eingepflantzt hat/ die Schwerde aber unsers Leibes und die Eitelkeit der irrdischen Regungen sie an der Erden angepflöcket/ die Andächtigen mit diesen flügenden Küssen ihre Begierde sich Gott zu nähern ausdrücken wollen. Erato sahe Ismenen hierüber starr an/ und nach einem kurtzen Stillschweigen betheuerte sie: es könte kein Priester darüber eine tiefsinnigere Auslegung machen; und bestätigte sie hierinnen die von ihrem Platonischen Lehrmeister beygebrachte Meynung: daß Gott so viel Seelen als Sterne geschaffen und mit einander von Anfang vermählet hätte. Nachdem sie aber durch das Haus des Monden den Krebs/ nemlich die irrdische Pforte herunter gefahren/ hätten sie doch güldene Flügel oder den Trieb sich wieder mit ihren Sternen zu vereinbaren behalten/ dahin sie auch nach abgelegten sterblichen Leibern durch das Haus am höchsten stehenden Irr-Sternes des Saturnus/ nemlich den Steinbock als die himlische Pforte der Götter empor flügen; wiewohl sie auch noch im Leben durch eine vierfache Entzückung und Andacht sich mit Gotte gleichsam vereinbaren könten. Bey Beschlüssung dieser Worte sahen sie sieben aufs herrlichste geputzte Frauenzimmer an der Bach herauf kommen; welche ungefehr dreissig Schritte von denen Fürstinnen entfernet stehen blieben. Die Fürstin Catta war am ersten gewahr: daß die erste unter ihnen die verlohrne Ascanische Fürstin Leitholde wäre; vielleicht weil sie/ als welche an statt Leitholdens den Hertzog Jubil heyrathen solte/ am meisten auf diese/ als ihre Neben-Buhlerin ein Auge zu werffen Ursache hatte. Catta empfand mit ihrer ersten Erblickung eine so heftige Regung: daß sie als ein weisses Tuch erblaßte. Inzwischen fragte die Königin Erato: was diese sieben für Frauenzimmer wären/ und zu welchem Ende sie dahin erschienen? Wie nun Ismene meldete: Sie würden vermuthlich sich zu neuen Priesterinnen einweyhen lassen; weil solches nur diesen einigen Tag des Jahres geschehen könte; veränderte die Fürstin Catta abermals ihr Antlitz: daß selbtes gleichsam aus einer weissen Narcisse in eine feuer-rothe Rose verwandelt ward. Die mit ihr verträulichste Adelgunde die Chaucische Fürstin fragte alsofort nach der Ursache dieser abwechselnden Farbe/ welcher Catta kein Wort antwortete/ sondern nur mit dem Finger auf Leitholden zeigte. Diese Anweisung machte sie alsobald Adelmunden/ Adelmunde aber der gantzen Versamlung kentbar; welche denn diese verlohrne Halb-Göttin wieder zu schauen sich derogestalt erfreute: daß sie Augenblicks auf sie gerade zulieffen. Die schwermüthige Catta folgte allein mit etwas langsamern Schritten/ weil sie nicht unbillich von Leitholden/ als der sie in der Liebe durch versprochene Heyrathung des Fürsten Jubils so grossen Eintrag gethan hatte/ ein scheles Auge besorgte. Ungeachtet die Fürstinnen nun gleich kaum drey Schritte von Leitholden entfernet waren/ blieb sie doch mit ihren sechs Gefärthinen als eine steinerne Säule unbewegt stehen; und als sie gleich Erato umbarmen wolte/ gab sie mit der Hand ein Zeichen der Entfernung/ wich auch selbst etliche Tritte zurücke. Zirolane hob hierüber an: Ob sie denn denselben/ welche über ihrer Wiederfindung so hertzliche Freude empfindeten/ das Glücke einer verträulichen Bewillkommung mißgönnete? Leitholde aber schlug die Augen zu Bodem/ und als Ismene ihr ferner zuredete: Sie möchte doch die/ welche an ihrem Wohlstande und Bekümmernüsse Theil hätten/ mit ihrer Unempfindligkeit nicht tödten/ schossen ihr die Thränen häufig aus den Augen. Endlich als bald diese/

bald

bald eine andere ihre Zuneigung aufs beweglichste ausdrückte / fieng Leitholde an: Wenn ihr mich liebtet / würdet ihr mich nicht zwingen mein heiliges Stillschweigen zu brechen; welches ich schon so lange in einer der nechsten Höle bewahret habe. Aber meine Thränen haben mich schon überwiesen / und euch verrathen: daß ich mehr Schwachheiten an mir habe / als dieser Ort / und der heutige Tag von mir erfordert / welcher der letzte meiner Eitelkeiten / und der erste meiner Vergnügung seyn soll. Zirolane fragte hierauf: Ob sie denn entschlossen wäre sich der Hertha Gottes-Dienste zu verloben. Leitholde antwortete: Ihre Seele hätte sich der Keuschheit und diesem Gottes-Dienste schon zu Deutschburg gewiedmet; hier wolte sie nur dessen offentliche Erklärung thun. Ismene fiel ein: Sie gestünde: daß Leitholdens Liebes-Versuchungen wohl die bitterste Empfindligkeit zu erregen mächtig wären; aber ihre eigenen wären nicht süsser; iedoch wüsten Zeit und Gedult offt der Wermuth selbst ihren herben Geschmack zu benehmen / also man zu solchen beschwerlichen Entschlüssungen nicht zu eilen hätte. Leitholde begegnete ihr: Derselben könte nichts mehr beschwerlich seyn / welche sich schon überwunden hätte dasselbe aus ihrem Hertzen zu reissen / was sie mehr als sich selbst geliebt / und ohne welches sie zu leben nicht getraut hätte. Sonderlich aber würde ihr zu Linderung ihres Schmertzens dienen / wenn sie schon noch einigen Zug irrdischer Liebe fühlen könte: daß ihr geliebter Jubil einer so vollkommenen Fürstin / als Catta wäre / zu Theile werden solte; welcher sie zu desto mehrer Vergnügung wünschte: daß weder sie Leitholde iemals mehr an Jubil / noch Jubil an Leitholden dencken möchte. Catta ward hierüber so verwirret: daß sie nicht wuste: ob sie Leitholden für ihre Enteuserung dancksagen / oder ihren gethanen Eintrag entschuldigen solte. Endlich erholete sie sich und fieng an: Dafern ihre mit dem Fürsten Jubil gethane Verbindung zu Leitholdens Beleidigung gereichte; hätte sie daran nicht mehr Schuld / als die unvernünftige Sonnenwende / wenn selbte diesem Gestirne nachsähe. Sintemal ihr bey der Versorge ihrer Eltern nichts als der Gehorsam anständig gewest wäre. Diesemnach wäre ihr leid: daß durch diß ihr aufgehende Licht Leitholden einiger Schatten der Unvergnügung befallen solte. Leitholde versetzte: Ich habe mich gegen Catten mehr Ursache zu bedancken / als zu beklagen; weil Catta eine Ursache ist: daß in mir die irrdische Liebe erloschen / die himlische aber glimmend worden ist. Denn ob zwar unsere Seele den Zunder dieses heilsamen Feuers mit in den Leib bringt; ja die irrdische / iedoch keusche Liebe / wie andere Güter der Welt / uns reitzen solte zu der himlischen / weil alle diese Dinge etwas oder zum minsten einen Schatten von dem höchsten Gute an sich hätten; so geben doch diese leider! mehr Fessel als Flügel ab; und gebrauchen wir uns der zarten Zuneigungen unserer Seele / wie die trägen und unvernünftigen Reise-Leute der zu Anzeigung des Weges an die Strassen gesetzter Bäume; nemlich sie lieben mehr den Weg als die Ruh / sie schlafen unter ihrem Schatten ein / verspielen den Tag und die Gelegenheit ihr Ziel / nemlich Gott zu erreichen. Hernach verirren wir uns in den Finsternüssen der Wollüste / fielen uns in dem Schlamme der Laster / biß uns die Mitternacht des Todes überfällt / und wir unsere Seele in äuserstes Verterben stürtzen. Ismene antwortete: Da reine Liebe eine Tugend / die erstgebohrne Tochter der Natur / ja die Erhalterin der Welt ist; wie mag sie denn so gefährlich oder verterblich seyn? Leitholde begegnete ihr: Die Liebe ist freylich an ihr selbst gut / und nützlich / aber

wie das überständige Obst faul wird / also vertirbt sie / wenn man ihr mehr einräumet / als ihr gebühret. Diß aber geschicht / wenn man das höchste und ewige Gut nicht von dem vergänglichen unterscheidet / und diesem das Hertze wiedmet / welches doch alleine jenem zuständig ist; da doch diese nicht mehr als die Helffte der äuserlichen Sinnen und Glieder einnehmen dörffen / wenn der Mensch ein heiliger Tempel Gottes seyn soll; welcher das höchste Gut / und so wohl sein eigener Umbkreiß als sein Mittel-Punct ist. Wir haben aber leider zu bejammern: daß in dem Menschen nicht so wohl die Vernunfft / als in unbeseelten Dingen ihre Eigenschafft kan. Denn alle Wasser in der Welt / von was für unterschiedener Farbe / Gewichte / Geschmack und Kräfften sie gleich seyn / haben ihren Hang zu dem obersten Wasser / nehmlich zum Meere / welches einerley Farbe und Geschmack hat / von so viel Flüssen nie grösser / von Versorgung so unzehlbarer Brunnen nie kleiner wird / und niemals unbeweglich steht. Alle heilsame Brunnen entbehren gern den Ruhm ihrer Tugenden / halten die marmelnen Röhre / die Schalen aus Jaspis und die ertztenen Wasser-Künste / darein sie zu tausend Vergnügungen der Augen und des Mundes geleitet werden / für ihre hoffärtige Gefängnüsse und prächtige Grab-Mahle. Alle irrdische Dinge haben einen Zug zur Erde / und ie näher sie ihr kommen / einen so viel heftigern; also: daß sie lieber in einem Abgrunde verächtlich liegen und mit Füssen getreten / als in der ihnen verhaßten Höhle ansehliche Zierrathen / Corinthische Säulen und prächtige Siegs-Bogen seyn wollen. Alle feurige und geistige Dinge schwingen sich gegen dem Himmel als dem Ursprunge der Wärmbde und des Lichts / ja nichts nicht ist in dem fast unbegreifflichen Umbschweiffe der Natur / was nicht zu seinem Anfange / woher es entsprossen ist / zu gelangen sich eifrigst bearbeite. Denn in diesem ist eines ieden Dinges Vollkommenheit / der Mensch alleine klebet an den Mittel-Dingen / welche nur Bilder / Spiegel oder Rätzel des höchsten Gutes sind / denen diß doch gleichsam eine Stimme und einen Reitz eingepflantzt / uns zu Gotte zu ruffen und zu locken. Die Sternen / das Meer / die Erde / und alle Wunder-würdige Geschöpfe sind nur Buchstaben / durch welcher nachdenckliche Zusammensetzung wir das grosse Wort / nehmlich Gott selbst lesen können. Dieser ist das grosse Meer aller Wesen / der Abgrund alles Guten / der allein die Grösse unsers unersättlichen Hertzens erfüllen / alle Kräfften unser Liebe erschöpfen soll und kan; welche / wenn sie ausser ihm auch sich mit dem vollkommensten in der Welt zu vermählẽ vermeynet / nur gläntzenden Staub / verleschende Lufft-Sternen / betrügliche Schatten umbarmet / sich mit dem bitteren Wasser labet / und an statt der allersüssesten Quellen aus schlammichten Pfützen trinckt. Die Königin Erato fiel ein: Allerliebste Leitholde / niemand ist unter uns / der nicht ihrer heiligen Meynung beypflichte: daß das höchste Gut über alles andere zu lieben / die Geilheit aber nicht des Nahmens der Liebe würdig / sondern vielmehr ein bitterer Haß seiner selbst / und eine Besudelung anderer sey. Alleine wir halten die reine Liebe zweyer keuschen Seelen für einen Strahl der göttlichen Liebe / und das höchste Gut für ihren Ursprung. Denn da Gott dem Himmel die Zuneigung gegen die Erde / der Sonne gegen den Monden und andere von ihm erleuchtete Sterne; den Trieb eines Thieres / ja eines Gewächses zu dem andern eingepflantzet hat / wer wolte gläuben / daß die keuschen Flammen unserer Seelen von was bösem herrühren / oder einer tugend-

hafften Frauen unanständig seyn? Hätte Socrates auch seinen Phödrus von keiner andern als dieser Liebe unterrichtet / würde er so wenig sein Antlitz mit dem Mantel zu verhüllen/ als wir uns zu verschleyern Ursach gehabt haben. Knüpfet aber Gott zwey Hertzen zusam̃en / wer wil sich unterstehen sie durch ein ander Absehen zu trennen? Es ist mir / antwortete Leitholde / nie in Sinn kommen keusche Liebe zu lästern. Sie rühret freylich von Gott her / der die Liebe selbst ist; ja sie ist ein Vorbild der Göttlichen; und daher hat jene auch keine Unverträgligkeit mit dieser. Alleine wie alle Tugenden in den Menschen Unvollkommenheiten sind; also ist es auch mit der reinesten Liebe beschaffen. Sie hat ihre Schwachheiten / wie alles irrdische Feuer seinen Rauch. Ungedult und Eiversucht henken sich an unsere Gemüther fester / als die Kletten an unsere Kleider an; also daß wir öffter von unser Liebe schamroth als vergnügt gemacht werden. Denn die Heucheley verkleidet sich in den Purper-Rock der vollkommensten Liebe uns zu betrügen. Das Glücke hat sein Spiel mit nichts mehr / als mit der redlichsten Liebe uns zu ängstigen; ja alle Laster der Welt schütten über sie ihre neidische Pfeile/ und ihr vergällendes Gifft aus uns zu verterben. Diesen Klippen aber bin ich / Gott Lob / nunmehr entronnen. Ich bin meiner aus meinen eigenen Gedancken entsponnener Liebe durch einen höhern Trieb erledigt. Sintemal diß / was die Liebe zerreissen soll / stärcker seyn muß / als was sie gestifftet. Meine neue Liebe hat die erste wie ein Adler so fern überstiegen/ als der Himmel über der Erde ist. Ich habe Gott / als die allein liebens-würdige Perle gefunden/ dessen Werth zwar die wollüstigen Mistbäne dieser Welt nicht kennen / gegen welcher die sie kennenden aber alle andere Vergnügung der Welt für Bohnen und kalt Wasser achten. Ich werde umb Gott allein zu lieben / mein Lebtage keinen Mann mehr lieben. Gehabt euch diesemnach wohl; und wo ihr glücklich zu lieben vermeynet / so verlobet euren Leib keinem Manne / der euch nicht erlaubet eure Seele ewig und einig Gott zu vermählen. Denn der beleidiget Gott fast weniger / der ihm gar nicht dienet / als welcher ihm einen Neben-Buhler an die Seite setzt. Mit diesen Worten kehreten Leitholde und ihre Gespielen / welche alle von hohem Geschlechte waren / denen Fürstinnen den Rücken / und näherten sich denen gleich vom Beten aufgestandenen Priesterinnen. Weil alle sieben Jungfrauen waren / wurden sie auch von den Jungfräulichen Priesterinnen mit Küssen bewillkom̃t / hernach entkleidet / und dreymal in das flüssende Wasser eingetaucht. Erato fieng an: Ich sehe wohl: daß das Waschen und Baden eben so wohl in Deutschland als bey andern Völckern zur Einweyhung gehöre. Sintemal weder die Egyptier noch die Griechen iemanden der Isis oder Ceres einweyhen / den sie nicht vor im Nilus oder Ilissus-Wasser wohl gesaubert haben. Ja auch nach der Einweyhung baden sich die Egyptischen Priester täglich drey mal / wenn sie aufstehen / für dem Früh-Mahl / und ehe sie zu Bette gehen. Die Jüdischen Priester waschen gleichfalls alle mal / wenn sie in Tempel gehen / aus einem grossen ertztenen Meere Hände und Füsse; ja kein Jude isset iemals ungewaschen; und die Egyptier meynen durch Besprengung ihres Weyh-Wassers gantze Häuser und Städte von ihren Meineyden und Verbrechen zu reinigen. Die Frau von Buren / welche sich wieder dem Fürstlichen Frauenzimmer zugesellt hatte / sagte: Sie wüste zwar über anderer Völcker Gottes-Dienst nicht Auslegungen

gen zu machen; sie aber schrieben bey ihrem Waschen dem Wasser eben so wenig/ als dem Blute der Opfer die Krafft zu: daß durch Benetzung der Leiber die Flecken der Seelen abgewaschen würden. Sondern sie zielten vielmehr darmit auf eine Anweisung: daß sie diesem Gottes-Dienste sich verlobten/ ihre Seelen mit Abthuung aller Laster reinigen solten/ und auf ein ander grosses Geheimnüß/ welches zu entdecken ihr nicht erlaubt wäre. Unterdessen wurden die gebadeten sieben Jungfrauen abgetrocknet/ und befraget: Welcher Zeit Heiligthume sie sich verloben wolten. Weil sie aber alle ewige Keuschheit erkiesen/ und also den Winter-Orden betreten wolten/ ward ihnen angedeutet; Es lieffe diß wider die Gewohnheit und die Gesetze des Gottes-Dienstes/ und müsten ihrer zum wenigsten drey sich dem Frülinge eignen/ da nach fünff Jahren iede nach Belieben heyrathen mag. Weil aber alle sieben hartnäckicht auf ihrem kalten Vorsatze beruheten/ wurden ihnen in einem irrdenen Topfe sieben mit Welle überwundene Höltzlein fürgehalten/ durch die sie looßen musten/ wohin eine oder die andere eingeweyhet werden würde. In dem/ als diese die Wolle abwunden/ sagte Erato: Ich sehe wohl/ diese Looß-Höltzer sind denen gantz ähnlich/ welche bey Rom zu Präneste in dem Tempel des Glückes gezeiget werden/ und aus einem Kiesel-Steine/ den Numerius Suffucius zerseeget/ gesprungen seyn sollen; daselbst auch als ein grosses Heiligthum in einer Küste von Oel-Baum-Holtze verwahret werden/ aus dessen Stamme bey ihrer Hervorkunfft soll Honig geronnen seyn. Inzwischen ereignete sich: daß die Fürstin Leitholde/ wie auch die Wachtendongin und Willichin dem Frülinge; die Fräulein von Steinfurth/ Ponberck/ Borholt und Lembeck aber dem Winter eingeweyhet werden solten. Welch ersteres die Fürstlichen Zuschauer so sehr erfreute/ als alle drey darüber betrübt zu werden schienen. Hierauf wurden sie alle sieben nach eines ieden Ordens-Art angekleidet; wiewohl sie nicht ehe zu denen würcklichen Priester-Diensten gelassen werden/ als biß eine von den hundert Priesterinnen abgehet. Erato fragte bey währender Ankleidung: Ob sie diese Kleider so lange/ als die der Ceres Verlobten trügen/ nemlich/ biß sie gantz zerschliessen und zum längern Gebrauch untüchtig wären? Die Priesterin antwortete: In keinerley Weise/ sondern wir wechseln alle Virtel Jahr unsere Kleider ab. Denn wie wäre verantwortlich dem so reichen Geber alles Guten in zerlöcherten Bettlers-Kleidern dienen? In kargen Hertzen/ welche den Gottes-Dienst so wohlfeil haben/ und darzu wenig oder nichts verwenden wollen/ kan wenig Andacht seyn. Dahero denen/ welche nicht knechtisch gesinnet sind/ nichts zu kostbar seyn kan für den Schöpfer der Welt/ und den König aller Könige. Nach der Ankleidung rühreten die neuen Priesterinnen mit dem Spieß-Finger eine gute Weile beyde Augen an. Erato fragte alsofort: Ob nicht diß/ wie bey andern Völckern ihren Eyd-Schwur bedeutete? Ja/ sagte die Frau von Buren/ und sie geben damit zu verstehen: daß sie ihr Priesterthum für ihren Aug-Apfel halten/ und lieber dieses als jenes verséhren wollen. So bald diese Einweihung vollbracht war/ blieben die vier obersten Priesterinnen alleine bey denen vier Taffeln stehen/ da denn die des Frülings sich gegen Morgen/ des Sommers gegen Mittag/ des Herbstes gegen Abend/ des Winters gegen Nord wendete. Die sieben neu-eingeweyheten aber wurden befehlicht Rasen auszustechen/ woraus etliche

der Priesterinnen vier Altäre bauten / die andern aber alle Nothdurfft zum Opfer herbey schafften / und den Vorrath auf die Taffeln legten. So bald die Altäre zweyer Ellen hoch gefertigt waren / ward aus iedem Brunnen ein Kessel voll Wasser geschöpft; wormit iede oberste Priesterin ihr Altar an statt des Weines / weil doch jenes dessen Mutter ist / besprengete. Beym Frülinge aber ward darzu noch Milch / beym Sommer Oel / beym Herbste Wein / darunter gemischt. Hernach wurden alle Altäre / an statt des Weyrauchs mit denen bey allen Jahres-Zeiten reiffen Wacholder-Beeren berauchert / auch mit Gersten / welche die Menschen nach den Eicheln am ersten gespeiset haben sollen / und Saltze / als dem Kennzeichen der Fruchtbarkeit und Freundschafft überstreuet. Die höchste Priesterin Thußnelde aber brauchte zum ersten auch Agt-Stein und Weyrauch / den man bey den Deutschen häuffig in Ameissen-Nestern findet / und zum letzten Weitzen. Nach diesem ward auf des Frülings Altare Graß und Blumwerck / auf des Sommers unausgedroschen Getreide und Brodt / auf des Herbstes Obst und Trauben / auf des Winters Eicheln / Tannen-Zapfen / wie auch Kiefern-Fichten- und Lerchen-Bäumen grünes Laub verbrennet. Erato hob hierbey an: Diese geschickte Eintheilung der Opfer vergnügte sie mehr / als daß die Egyptier alle Tage der Sonnen früh Hartz / zu Mittage Myrrhen / des Abends einen Talg aus Weine / Honig / Trauben / Galgen-Hartz / Myrrhen / Steinbreche / Rhodis-Holtz / Bintzen / Wacholdern / Zimmet und ander Gewürtze opfern; die Juden aber bey ihrem Gottes-Dienste durch Myrrhen des Wassers / durch den Onyx-Stein der Erde / durch Gummi der Lufft / durch Weyrauch des Feuers Wohlthaten fürbilden. Hierauf fragte sie: ob diese Altäre / wie des fürtrefflichen Jupiters zu Athen mit keinem Blute bespritzt werden dörffte? Denn sie wüste wohl: daß die Opferung solcher Gewächse die alleraltste wäre / die Griechen auch glaubten: daß erst Hyperbius den ersten Widder / Prometheus den ersten Ochsen geopfert hätte; nachdem aber die Erde eine Mutter und Erhalterin aller Thiere wäre / die Blut-Opferung auch der gantzen Welt / und wie sie beym Tanfanischen Tempel gesehen hätte / auch den Deutschen gemein wäre / meynte sie der Schuldigkeit zu seyn bey diesem Feyer solches nicht gar zu sparen. Die Priesterin lächelte / und antwortete: In Opfern karg seyn ist nur eine Grausamkeit gegen sich selbst / weil sie Artzneyen unser krancken Seelen / und Brunnen Göttlichen Segens sind. Dahero der / wer dem Besitzer aller Reichthümer etwas gibt / nicht gegen Gott / sondern gegen sich selbst Freygebigkeit übt. Es möchte die Königin aber nur kleine Geduld haben; so würde sie schauen: daß die Deutschen nicht allein das Fette vom Lande für sich behielten; die Erstlinge der Jahres-Früchte wären mehr Abzahlungen voriger Gelübde und Vor-Bochen der Danckbarkeit als völlige Opfer. Sie hatte auch kaum ausgeredet / als etliche der Priesterinnen in gewisse Hörner bliessen; worauf denn aus den nechsten Wäldern eine grosse Menge Ochsen / Kühe / Schafe / Ziegen / und auch unterschiedene Bären herfür gesprungen kamen. Erato wunderte sich hierüber und meldete: Diese Hörner hätten einen kräfftigern Zug / als vielleicht des Orpheus Leyer gehabt haben möchte; fragte auch hierbey: woher gleichsam in einem Augen-Blicke diese viererley Art Thiere / und zwar darunter die

so verträglichen Bären herkämen? die Priesterin antwortete: Es würden diese Thiere in der ringsumb gelegenen heiligen Gegend unterhalten/ und dörffte selbte niemand melcken/ noch bescheren/ noch zur Arbeit brauchen/ noch auf andere Arten beschweren; welche/ weil sie ihr reichliches Auskommen hätten/ und gantz kirre würden/ diesen Hörnern so viel begieriger zulieffen; weil man sie auch darmit des Winters zu ihrer Fütterung beruffte. Erato versetzte: Ich erinnere mich: daß auf eben diesen Schlag die Araber gantze Heerden heiliger Camele/ Ziegen und Schaffe unterhalten. Die Phäacer nähreten auch der Sonne/ und die Persen am Euphrates der Diana gewiedmete Ochsen; und ich selbst habe in Italien noch die wilde Zucht von den Stutten gesehen/ welche Käyser Julius bey Durchsetzung des Flusses Rubico dem Geiste selbigen Stromes gelobte. Alleine/ weil ich in Deutschland so viel Kleider von Wolfs-Häuten gesehen/ also diese in grosser Menge sich allhier befinden müssen/ vermuthlich aber in diese heilige Heynen weder Schütze noch Jäger kommen darf/ wie sind so viel Schafe und Widder für diesen ihren Todfeinden sicher? Sintemal die Wölffe nicht nur mit den Schafen ihren Hunger stillen/ sondern aus einem eingewurtzelten Hasse gantze Heerden erwürgen; und deßwegen die Schafe für keinem Elephant oder Löwen sich so sehr als für einem Wolffe erschüttern. Es ist wahr/ sagte die Priesterin/ und die Deutschen Wölffe sind den Schafen so gram/ wo nicht grämer als in Asien. Wir haben auch befunden: daß bey Vereinbarung der Wolfs-Häute und Schaf-Felle diese die Haare fahren lassen/ die aus diesen gemachte Drommeln gegen jenen zerbersten: daß die aus der Schafe Därmern gemachten Säiten/ nebenden Wolfs-Säiten zerspringen; daß die Felle der von Wölffen erbissenen Schafe Läuse hecken/ welche denen sich damit bekleidenden Feber und Hertzklopffen verursachen. Aber diese heilige Gegend ist von der Göttlichen Versehung so beschirmet: daß entweder kein Wolf sie beschreitet/ oder doch diesen Thieren kein Leid thut/ und sich/ als wenn er keinen Hunger hätte/ gleichsam in ein Lamm verwandelt. Welches der Königin Erato so viel glaubhaffter war/ weil auch die Bären unter den andern Thieren anmuthig spieleten; von denē man sonst glaubt: daß sie durch keine Kunst kirre gemacht werden könten. Sie erwehnte aber hierbey: daß in der Stadt Copto Isischem Tempel die grösten Scorpionen gleichfals unschädlich wären/ und die Egyptischen Weiber über selbten baarfüßig ohne einigen Stich am Bodeme hergiengen/ und zu Hierapolis in dem Vorhofe des Tempels irreten Pferde/ Adler/ Bären und Löwen zahm und unschädlich durcheinander. Diese Opfer-Thiere eileten auch eigen beweglich in das flüssende Wasser und badeten sich darinnen/ gleich als sie durch diese Reinigung sich selbst zu ihrer Opferung bereiten wolten. Ob ihrer viel nun zwar schon bleyerne Siegel/ als Kennzeichen vorhergegangener Prüfung am Halse hängen hatten: daß sie in allem vollkommen wären/ von Rauden/ Geschwüren/ geschlitzten Zungen/ versehrten Ohren/ Blindheit/ gespitzten Schwäntzen und andern Gebrechen allerdinges befreyet wären; so verfügten sich doch acht Priesterinnen unter diese wol abgewaschene Thiere/ welche jedes Stücke noch von der Fuß-Sole an bis zur Scheitel genauest betrachteten. Welches alles/ nach der Priesterin Auslegung/ dahin zielete: daß GOtt von allem das beste gehörete/ und der verflucht wäre/ der diesem allgemeinen Vater die Hülsen liefern/ ihm aber die Spreu vorbehalten wolte. Nachdem nun nirgends einiger Mangel zu finden war/ faßten die Priesterinnen des Frühlings sich mit einem Widder/ des Sommers mit einem Ochsen/ der niemals gezogen hatte/ des Herbstes mit einem

Bocke/ des Winters mit einem Bäre. Erato fieng hierüber an: Ich finde hier eine grosse Gleichheit mit dem Griechischen Gottesdienste/ bey denen eben diese ersten drey Thiere/ und zwar an dem Jahres-Tage/ da sie aller Götter Feyer begehen/ das vollkommenste Opfer machen. Ich möchte aber wol die Ursachen der Wahl und Unterscheidung bey diesem Gottesdienste vernehmen? denn ob wol dis die gemeinsten Opfer-Thiere aller Völcker sind/ also gar: daß ob schon zu Memphis Ochsen/ zu Thebe Widder/ zu Mendes Böcke für Götter verehret würden/ sie doch an gewissen Orten Egyptens geschlachtet wurden; so hab ich doch allhier in solchen Geheimnüssen viel nachdenckliche Erklärungen bekommen. Gehöret der Widder vielleicht dem Frühlinge zu/ weil dieser beginnt/ wenn die Sonne ins Zeichen des gestirnten Widders tritt; welches die Egyptier anbeten/ und deßwegen ins gemein keine Schafe zu schlachten verstatten/ wie auch die Schäfer als unreine Menschen hassen. Zirolane fiel ein: Ich verstehe mich zwar auf kein Geheimnis; wenn aber meine Muthmaßung mich nicht verführet/ haben unsere Priesterinnen mit ihren Widder-Opfern wol kein Absehen auf den gestirnten Widder gehabt/ welcher so wol als des Phryxus seiner mit der güldenen Wolle ein bloßes Getichte ist/ sondern weil sie GOtt für alle Gaben der Natur hiemit dancken wollen/ lassen sie den Frühling vielleicht ihm deßhalben den Widder opfern/ weil umb diese Zeit die erste Wolle den Schafen und Lämmern abgenommen wird; die eine der grösten Reichthümer Deutschlandes ist/ und bey den Marsingern/ insonderheit aber bey den benachbarten Buriern so zart und köstlich fällt: daß ihre Zärtligkeit der Baumwolle nichts nachgiebt/ ihre weisse Farbe aber in den Augen eben so wol/ als der weisseste Schnee/ das Licht und die Schwanen auf roth abstiecht/ darvon viel die Seide beschämende Zeuge und Tücher gefertiget/ und so gar in Asien verführet werden/ also ich nicht weiß: ob sie der Milesischen was nachgäbe. Erato antwortete: bey so gestalten Sachen haben die Deutschen mehr Ursache den Widder unter die heiligen Opfer-Thiere zu zehlen/ als die Cyrener den Ammonischen/ die Colchier aber den güldenen Widder mit dem Phryxus anzubeten; und nicht nur nach Gewohnheit der Morgenländer die Wolleschaar/ als die warhafte Erndte des Frühlings/ als ein grosses Feyer mit Gastereyen und Täntzen zu begehen; sondern auch die Erstlinge ihrer Schafe nicht zu schären/ und der Wolle/ wie des Geträides GOtt zu wiedmen. Alleine wird in Deutschland die Wolle den Schafen nach der neu-erfundenen Art abgeschoren/ oder wie für Zeiten/ und noch in Italien bräuchlich ist/ ihnen ausgerauft/ wo man sie drey Tage vorher hungern läßt/ daß sie Wolle desto leichter gehen lassen? oder werffen sie wie die Caramannischen Schafe die Wolle von sich selbst ab? Zirolane antwortete: In unserm Lande ist von undencklicher Zeit nach Griechischer Weise die Wolle nicht ausgerauft/ sondern mit der Schäre abgenommen worden. Maßen denn/ weil sie sehr feste steht/ das letztere gegen dis unschuldige auch dem Menschen so geneigte und nützliche Thier eine strenge Grausamkeit seyn/ auch wegen Vielheit der Schafe/ welche mit ihren Heerden gleichsam unsere Hügel/ wie ihre Haare der Menschen Leiber bekleiden/ es mit dem Ausrauffen allzu langsam hergehen würde. Erato fiel ein: das Schaf ist bey nahe das fruchtbarste aller Thiere/ und wird schwerlich in der Welt ein anders in mehrer Menge befindlich seyn. Daher unglaublich zu seyn scheinet/ aber doch wahr ist: daß zu Jerusalem von Juden in eines Tages zweyen Abend-Stunden oft über dritte halb-hundert-tausend Oster-Lämmer geschlachtet werden/ da doch in Syrien die Schafe nicht wie in Illyrien Zwillinge/ weniger wie in Indien drey oder vier Lämmer werffen. Zirolane antwortete: Unsere Schafe bringen

zwar

zwar selten zwey Lämmer/ weil sie aber nur anderthalb-hundert Tage trächtig gehen/ oftmals des Jahres zweymal/ sonderlich wo sie eine hohe und trockene Huttung haben. Erato bestätigte: daß dis in Lybien/ Magnesien/ Mesopotamien/ und Italien gleichfals geschehe. Alleine/ warumb soll in Deutschland die Trockenheit eine Ursache ihrer Fruchtbarkeit seyn/ da doch in Asien der Morgenthau und das nasse Graß im Sommer/ und in Indien der abregnende Honig oder Zucker so dienlich ist? Zirolane versetzte: In den heissen Ländern kan die Nässe ihnen freylich nicht schädlich seyn/ wie in unserm kühlen und regenhafften Deutschlande; wo die Berge und sandichten Felder die besten Trifften sind/ darauf sie nicht allein wol stehen/ sondern auch die zärteste Wolle bringen/ hingegẽ auf fetten Wiesen sie leicht verhütet werden; ja viel niedrige Gegenden nicht über drey Jahr einerley Schafe auswintern. Daher auch die Marsinger von ihren Nachbarn den Logionen das aus der Erden gegrabene Stein-Saltz in grosser Menge holen/ und ihre Schafe damit von allen wäßrichten Kranckheiten befreyen; wie auch ihre Schaf-Milch geschmacker machen; welche ohne dis die süsseste ist/ ungeachtet die Ziegen-Milch narhaffter/ die Küh-Milch aber gesünder seyn soll. Jedoch macht man in Deutschland nicht wie in andern Ländern/ von Schaf-Milch viel Butter/ weil die Küh uns damit reichlich versorgen/ aber eine grosse Menge Käse/ welche keinen in der Welt nachgeben. Unter diesem Gespräche brachten die Priesterinnen einen drey-jährigen Widder/ in welchem Alter sie bey vollkommensten Kräften seyn sollen/ geführet/ welcher nicht nur einer gantzen Heerde Führer/ sondern auch ein Fürbild des Ammons/ und des grossen Alexanders abzugeben verdient hätte. Er gieng mit vollen Springen der Frühlings-Priesterin zu/ welche ihm beyde Hände auf den Kopf legte/ welches nicht alleine der Thiere Freylassung aus der herrschafftlichen Gewalt und die GOtt geschehende Zueignung/ sondern auch die Aufbürdung menschlicher Sünden bedeutet. Wie sie denn auch den bey den Egyptiern gewohnten Fluch über ihn aussprach: Alles Böse der Opfernden und gantz Deutschlandes müsse dir auf deinen Kopf kommen! Hierauf scharreten die neu-geweihten Jungfrauen unter das Altar ein Loch/ in welches sie den vorher mit vielen Blumen bekräntzten Widder stieß/ mit beygesetzten Worten: Alles unser Unheil fahre mit dir in den Abgrund. Worauf denn der Widder lebendig in der Grube verscharret ward. Erato fieng hierüber an: Ich sehe hier eine neue Art der Hertha zu opfern/ indem dieser mit frembder Schuld befleckter Widder den Tod einer entweihten Vestalischen Jungfrau ausstehen muß. Denn ob zwar andere Völcker der Proserpina und andern unterirrdischen Göttern auch nicht auf Altären/ sondern in Gruben schwartze Opfer bringen; so werden doch selbte geschlachtet und verbrennet/ nicht aber vergraben. Die Priesterin antwortete: Unterdessen kom̃t unser Opfer der Erden Eigenschafft am nechsten/ welche das allgemeine Begräbnis aller Dinge ist; und so gar die Leichen heilig macht/ und ihr daher für unbeerdigten Leibern Abscheu habt/ und nicht glaubt: daß der höllische Fährmann sie überführen dörffe. Alleine unsere Beerdigung des lebendigen Widders verhüllet ein grösser Geheimnis/ nemlich: daß in denen begrabenen Leichen nicht alles Leben erloschen sey. Erato hätte gerne mehr Auslegung hierüber gehabt; aber die Priesterin erinnerte sie auf nachfolgendes Sommer-Opfer acht zu haben. Dieses war ein junger starcker Ochse von grossen Hörnern und harten Klauen; welchem sich kaum der Europen entführende Jupiter/ weniger der Widder/ den Epicurus streitende Cotta zu vergleichen unterstanden hatte. Nach dem die Priesterinnen ihn genau betrachtet hatten: ob er auch ein

ander

ander Haar als rothe an seinem Leibe hatte/ bekräntzten sie ihn mit Weitzen-Eeren/ Blumen/ Kräutern/ Obste/ Reben und allerhand andern Früchten. Erato fragte hierbey: ob denn denen Deutschen eben so wol als den Egyptiern zu ihrem Opfer kein Ochse taugte/ der ein weiß oder schwartz Haar hätte? und woher das käme/ weil sie schwerlich wie diese es wegen des Tiphons thäten/ der roth gewesen seyn soll? denn weil sie wüste: daß auch die Römer dem Hunds-Sterne einen rothen Hund/ die Juden eine Feuer-rothe Kuh nicht allein opferten/ sondern sie auch in einem zweyfach roth-gefärbten Tuche verbrenneten/ müste die rothe Farbe wol auf was sonderliches zielen? zumal ja sonst die rothen Haare für die unvollkommensten/ und welche am geschwindesten grauen/ gehalten/ und die roth-härichten Leute von den Egyptiern verlachet werden. Jedoch wüste sie nicht zu begreiffen/ warumb GOtt mit der rothen Farbe versöhnet werden könte/ welche das Geblüte entzündete/ und daher die Ochsen und Numidischen Hüner zu Zorne bewegte. Die Priesterin sagte: die Einfältigen meynen: man opfere rothe Ochsen nur darumb/ weil die rothe Farbe dem Rindvieh am gemeinsten ist; allein wir halten die rothe Farbe nicht unbillicher für die schönste und vollkommenste/ als die weisse für die erste und reineste; also weil GOtt das beste gehöret/ diese zwey für die geschickste zum Gottesdienste. Denn unsere Lehrmeisterin die Natur zeiget uns ja selbst: daß die vollkommensten Sternen/ Blumen/ Gewächse/ ja der Wagen unserer Seele das Blut selbst roth sey. Unter diesem Gespräche gieng der Ochse drabende und mit grossem Brüllen dem Altare zu/ welches/ weil die Ochsen nach der Weide/ die Kühe nach den Kälbern blecken/ für gar gut/ und dahin ausgelegt ward: daß den Ochsen selbst nach der Aufopferung verlangte. Erato wunderte sich hierüber/ und meldete: wo es wahr wäre: daß jemals eine Kuh/ welche nach den Stutten die geilesten Thiere seyn sollen/ eines brüllenden Ochsen liebreitzendes Brüllen dreißig Stadien weit gehöret habe/ würde auch dieser mit seinem Sterbe-Liede so weit gehöret werden müssen. Alleine dis verstünde sie nicht/ warumb dieses Ochsen Hörner nicht nur mit Sommer- sondern auch mit Frühling- und Herbst-Gewächsen gezieret würden? die Priesterin antwortete: weil dieses Thier ein rechtes Horn des Uberflusses/ und daher auch das vollkommenste Opfer ist. Dahero/ ob schon auch andere Völcker der Sonnen Pferde/ dem Krieges-Gotte Wölffe/ dem Priapus Esel/ der Diana Hirschen/ der Ceres Schweine/ der Hecate Hunde/ dem Esculapius einen Hahn opfern/ so ist doch ein Ochse allen euern Göttern angenehm; und eurem Jupiter taug kein ander Thier/ als der Ochse zum Opfer. Es ist wahr/ sagte Erato; und die Smyrner schlachten ihrem Bubrastis auch nur Ochsen. Die Egyptier verehren zu Heliopolis in gestalt des güldenen Ochsen Mnevis den Osiris oder die Sonne/ des Apis den Monden. Sie bildeten auch die Isis mit Ochsen-Hörnern/ weil Mercurius ihr einen Helm von einem Ochsen-Kopfe aufgesetzt/ und bey den Griechen die Jo/ bey den Phöniciern die Göttin Astarte gleichfals einen Ochsen-Kopf zum Wapen ihres Reiches erkieset/ und solchen auf ihrem Haupte durch die gantze Welt getragen haben soll. Dahero bey den Egyptiern auch die Ochsen/ nicht aber die Küh/ die gemeinsten und grösten Opfer sind. Die Priesterin versetzte: Alles dis rühret ohne Zweiffel von der grossen Nutzbarkeit des Rindviehes her. Denn dieses ist der fürnehmste Werckzeug des nie genung gerühmten Ackerbaues/ umb dessen Erfindung Ceres/ Triptolemus/ Osiris/ Buzyges/ Bacchus/ Abides der Terteßier König streiten; wir Deutschen aber die Spannung der Ochsen für den Pflug unserm Man als dem ersten Ackermanne zuschreiben. Daher auch in Deutschland sich Königinnen nicht geschämet haben

Ackers

Ackers-Leute von der Pflug-Schaare zu holen und zu heyrathen; und der Ackerbau ist bey uns eine anständige Beschäfftigung des Adels/ welcher sich doch mit der sonst so nützlichen Handlung zu beflecken vermeinet. Ohne die Ochsen aber würden die Edlen selbst ihre Hände an dem Grabscheite roh reiben/ und jedermann mehr Eicheln als Brodt/und dis gleichwol nicht unbeschwitzet essen müssen. Diesemnach denn für Zeiten/ fürnemlich zu Athen und bey den Phrygiern es kein geringer Verbrechen war einen ackernden Ochsen/ als einen Bürger zu tödten. Erato fiel ein: Aus diesem Absehen enthalten sich so wol die meisten Indianer und Africaner/als für Zeiten Pythagoras von Rindviehe zu essen; ja die Phönicier und Egyptier werden ehe mit Menschen/ als Rindfleische ihren Hunger stillen. Die Priesterin sagte: Am Anfange der Welt hätte man sich alles Fleisches enthalten; nach dem man aber erst in der eisernen Zeit bey Erlegung der wilden und schädlichen Thiere Fleisch zu essen angefangen; wäre die menschliche Grausamkeit vollends auch den zahmen und nützlichen Thieren an Haut und Haare kommen; und hätte man nunmehr kein Bedencken die uns kleidenden Schafe/ den uns bewachenden Hahn/ und die uns säugenden Ziegen/ und den ackernden Ochsen zu verzehren/ dessen Arbeitsamkeit das Pferd seinen Haber und Gerste/ der Hund seinen Unterhalt/ die Vogel ihre Körner/ der Mensch seine Speise zu dancken hätte/ und dessen man weniger als der nie auf die Schlachtbanck kommenden Elephanten/ Kamele und Pferde entbehren könte. Sintemal der Ochse fast aller andern Thiere Ampt vertreten muß; wie denn ehe von den Phöniciern die Rollwagen mit den eisernen Zancken/ von Arabern die Waltzen/ von andern die Flegel erfunden wurden/ muste das Rindvich auch die Körner aus den Eeren treten. Erato meldete: daß dis noch in Asien und bey den Scythen geschehe; welche ihre bewegliche Häuser auch von Ochsen fortziehen liessen. Ja Cybelen/ welche nebst dem Bacchus die Ochsen zum ersten für die Wagen gespannt hätte/ wäre es mit Ochsen in Rom einzufahren nicht verschmählich gewest. In Indien aber dienten sie gar zur Reiterey an statt der Pferde/ und wäre die Ochsen-Post daselbst nicht nur die gemeinste/ sondern auch die geschwindeste; Wie denn auch nicht nur des Bacchus Schoß-Kind Ampelus/ sondern auch Hercules auf einem Ochsen geritten hätte. Die Priesterin fiel ein: Bey uns Deutschen sind die Ochsen zwar nicht so geschwinde/ aber im Ziehen thun sie es in zähen Aeckern am Pfluge/ und auf abschüssigen Bergen an Wagen den Pferden zuvor. Von der Küh-Milch/ daraus wir Käse/ und zeitlicher als die Griechen Butter gemacht haben/ schöpfen wir unsere halbe Nahrung/ ihr Fleisch ist schon auf Agamemnons uud Nestors Taffel eine niedliche Speise gewest/ ihre Hörner dienen uns so wol zum Kriegs- und Freuden-Gethöne/ als zu Trinck-Geschirren; mit ihrem Miste und Huf tinget man die magern Aecker und Weinberge/ ihre Häute kleiden uns; und es ist eben so wenig am Rindvieh als an den Schafen etwas/ was nicht seinen absondern Nutzen hat. Diesemnach sich nicht zu verwundern ist: daß für Zeiten Neleus nach des Iphiclus Ochsen so lüstern gewest; daß Euristheus dem Hercules aufgelegt hat des Geryons Ochsen aus Hispanien zu entführen/ und daß Eryx sein Reich gegen des Hercules Ochsen zum Preiße des Kampfs aufgesetzt/ und Iphidamas seinem Eydame hundert Ochsen zum Braut-Schatze mitgegeben habe. Massen denn auch in den Jüdischen Gesätzen ein Dieb gestohlene Sachen nur zweyfach/ ein entwendetes Schaf vierfach/ ein Rind aber fünffach wieder zu geben verdammet; in der Egyptischen Bilderschrifft aber Ochsen der Erde und der Speise Sinnenbild ist. Weßwegen auch in den Träumen des Apis und Archelaus die fetten

Kühe reiche/ die magern Kühe und Ochsen/ welche die Eeren fressen/ hungrige Jahre viel deutlicher/ als die neun von dem Drachen der Zeit gefressenen Sperlinge so viel Jahre der Trojanischen Belägerung und die zwölf gegen dem Romulus auffliegende Geyer so viel hundert Jahre des Römischen Glückes und Wachsthums bedeutet haben. Dahero sich so viel weniger zu verwundern: daß man vermittelst eines solchen Thieres/ mit dem gleichsam unser Wol- und Ubelstand verknüpfft ist/ GOtt zu versöhnen/ und Menschen zu verbinden gewohnet ist. Massen denn die beleidigten Scythen sich auf einen gebratenen Ochsen setzen/ und die vorübergehenden durch Austheilung eines davon geschnittenen Stücke Fleisches zu ihrer Hülffe und Rache als durch einen Eydschwur gleichsam unabschläglich verbinden/ und wie die Römer mit einer geschlachteten Sau ihre Frieden bestetigen/ also bey den Molossen unter Beschwerung der Bindnüsse ein Ochse in kleine Stücke zerhacket; gleich als wenn kein heiliger Zeuge als dis Thier darzu gezogen werden könte. Erato lobte diese Gewohnheit und versicherte: daß wie Agamemnon sein dem Achilles gethanes Versprechen darmit versichert hätte: daß er mit blutigem Degen zwischen einem zum Opfer zerhauenen Ochsen durchgegangen wäre/ also auch die Juden mit ihren neuen Bunds-Genossen bey Bestetigung ihres Bundes zwischen einem zertheilten Ochsen/ die Böotier und Macedonier aber bey Musterung ihrer Heere zwischen einem zerstückten Hunde durchzugehen pflegten. Auf diese Weise hätte Diomedes und Ulysses den mit dem Antenor gemachten Vertrag befestigt/ Chalcas das Griechische Heer zwischen einem zerhauenen Schweine/ Xerxes das Persische zwischen dem zerfleischten Sohne des Pytheus durchgeführt/ und jener es von der Pest/ dieser vom Ausreissen befreyet. Zwischen diesem Gespräche kam dieser starcke Ochse für das Altar/ so bald ihn nun die hohe Priesterin Thußnelde mit dem Wasser aus dem fürnehmsten Brunnen besprengte/ fiel er mit den Vörder-Füssen auf die Knie nieder/ gleich als wenn er in ihr oder in diesem Wasser eine Göttliche Krafft verspürte/ und sich selbst willig zur Abschlachtung darstellte. Thußnelde legte ihm hierauf die Hand auf den Kopf/ und sagte darzu: dein Kopf trage unsere Missethaten; dein Blut wasche unsere Seelen-Flecken ab/ dein Fleisch gebe GOtt einen süssen Geruch ab; unsere Andacht aber vermische sich mit der Flamme/ und opfere GOtt mehr unsere Hertzen/ als das Feuer dieses Rind. Sie hatte kaum diese Worte ausgeredet/ als eine junge Priesterin mit einem grossen Messer in einem Augenblicke dem Ochsen durch einen Streich die Gurgel und den halben Hals abschnitt/ etliche andere aber in irrdene Gefäße das Blut auffiengen/ andere inzwischen auf das Altar einen grossen Holtzstoß legten. Thußnelde tauchte sieben mal in das Blut ihren rechten Spieß-Finger/ bestrich darmit die Ecken des Altares/ hernach goß sie sieben Schalen in den Fuß des Altares/ und sieben in die Brunnen. Als Erato dis gewahr ward/ fieng sie an: Ich sehe wol: daß die siebende Zahl in Deutschland so heilig/ als in Italien/ Griechenland und Asien sey; allwo man diese Zahl/ wie auch den siebenden Tag dem Apollo gewiedmet hat. Wie denn auch des Apollo Leyer eben so wol/ als die Pfeiffe des Pan sieben Röhre gehabt haben soll; gleich als wenn der Lauf der Sterne/ und die Verbindung der gantzen Natur in dieser Zahl bestünde. Ich weiß auch: daß die Egyptier die Wochen in sieben Tage getheilet/ sie denen sieben Irrsternen zugeeignet haben; daß sie für jedem grossen Feyer sich sieben Tage aller Thiere enthalten; daß sie in ihrer Reinigung bey Verehrung der Isis das Haupt sieben mal ins Meer-Wasser eintauchen/ im Feyer des Osiris eine Kuh sieben mal umb den Tempel führen/ und vom Osiris erzehlen: daß sein gefundener Leib sieben Ellen

lang

lang gewesen seyn solle. Bey den Juden habe ich gleichfals angemerckt: daß den siebenden Tag und das siebende Jahr Menschē und Vieh von aller Arbeit ruhen; daß sie ihr Altar sieben mal mit Oel/ und mit Blute ansprengen; daß sie ihre Priester in sieben Tagen einweihen/ daß die einen Knaben gebährenden Weiber/ und welche einen Todten anrühren/ wie auch die Aussätzig-gewesenen/sieben Tage für unrein gehalten/ und bey ihrer Reinigung sieben mal abgewaschen/ von ihnen insgemein sieben Ochsen/ sieben Widder/ Lämmer und Ziegen geopfert/ die für unrein gehaltene Erde/ und die entweihten Altäre sieben mal versöhnet werden/ sieben Priester den grösten Gottesdienst verrichten/ sieben mal des Tages beten/ die Weiber sich sieben Tage reinigen/ daß der Juden Leibeigene das siebende Jahr frey lassen. Nicht weniger ist mir verborgen: daß Pythagoras die siebende Zahl der Pallas und Jungfrauschafft zugeeignet habe/ weil sie weder in zwey Zahlen getheilet/ noch aus ihrer Verdoppelung eine Zahl gemacht werden kan/ unter der zehnden/ welche das erste Ende aller Ziffern und Zahlen ist. Die Brachmannen tragen sieben Ringe/ die Griechen und Armenier verehrten die siebende Zahl als ein grosses Geheimnüs/ jene haben sieben Lautbuchstaben/ geben für dem siebenden Tage keinem Kinde den Nahmen/ sie erkieseten zu Zerstörung der Stadt Thebe sieben Heerführer/ man zehlet sieben Weise und so viel Wunderwercke der Welt/ das sieben-bergichte Rom feyerte alle Jahr das Fest der sieben Berge. Daselbst hält man in der grossen Rennebahn sieben Rennen/ und nicht nur zu Rom/ sondern fast in der gantzen Welt würde beym Gottesdienste stets auf die siebende Zahl gesehen. Daher dieses nicht so wol aus einer zufälligen Ubereinstimmung der Völcker/ als aus der Natur/ oder von GOtt selbst herrühren müste. Die Priesterin bestätigte dis letztere/ und sagte: die Einigkeit wäre die Wurtzel aller Zahlen/ weder gleiche noch ungleich/ männlich und weiblich; ihr selbst eigener Anfang und Ende/ und die Vollkommenheit selbst; welche zwar nicht zehlbar ist/ in sich aber unermäßliche Zahlen begreiffet/ und aus sich gebieret. Denn GOtt wäre eines/ und ausser aller Zahl. Unter den Zahlen aber wäre die siebende ihrem eigenen Wesen nach die vollkommenste; weil sie aus sieben Einessen/ oder aus einer Eines und einer Sechs zusammen gesetzt/ welche letztere alleine zugleich halbiret und gedrittelt werden kan. Die siebende Zahl begreift in sich die erste Zahl die zwey/ welche des aus der Göttlichen Einigkeit hergeflossenen edelsten Geschöpfes/ nemlich des aus Seel und Leibe bestehenden Menschens Bild ist/ und die Fünfe/ unter welcher Zahl der höchste GOtt sein aus ihm gezeugtes Ebenbild/ die Seele der Welt aller andern Seelen Ursprung/ die himmlischen und endlich die irrdischen Dinge begriffen sind. Endlich bestehet die siebende Zahl aus einer drey und viere/ derer jene ungleiche der Zahlen Mann und Vater/ diese gleiche das Weib und die Mutter der Zahlen ist. Jene ist das erste ungleiche/ diese das erste gleiche Maaß/ nemlich ein drey- und viereck abbildet. Alle Flächen müssen zum minsten drey/ alle gantze Cörper zum wenigsten vier Ecken haben. Alle diese haben drey Mäß-Ruthen/ nemlich die Länge/ die Breite und Tieffe/ und haben in sich viererley Ende/ nemlich den Punct/ den Strich/ die Auswendigkeit/ und die Dichtigkeit. Uberdis ist das Drey-Eck ein unerschöpfliches Geheimnüs; sintemal es drey Einigkeiten unzertrennlich mit einander verbindet: daß sie nicht halbiret werden können; Und gleichwol bleibet das Drey-Eck eine solche Einigkeit: daß/ man schneide gleich von selbtem weg/ was man wolle/ so bleibt doch ein Drey-Eck übrig. Dahero so wohl das Drey-Eck als die gedritte Zahl/ ein geheimes Mahlwerck GOttes und der Ewigkeit ist. Die Viere aber ist die erste theilbare Zahl/ durch welche GOtt/ der

 alles

alles aus nichts erschaffen/ die gantze Natur und die widrigsten Dinge/ nemlich Erde/ Lufft/ Feuer/ Wasser/ welche aber nur zwischen sich drey Räume und Entfernungen machen/ durch eine wunderwürdige Mäßigung ihrer Eigenschafften mit einander verknüpft hat. Ja Pythagoras hat die vierdte Zahl auch für ein geheimes Bild/ und für die Vollkommenheit unser Seele gehalten/ also bey demselben jedesmals geschworen/ der unser Seele die vierdte Zahl zueignete. Wiewol die Seele auch ein aus dem Verstande/ aus dem Muth oder der Hertzhafftigkeit und der Begierligkeit bestehendes Drey-Eck ist. Diesemnach die siebende Zahl der Knoten oder das Band aller Dinge/ und die Fülle aller Vollkommenheiten gerühmet wird; also die Natur als eine weise Mutter nicht ungefehr/ sondern aus gutem Wolbedacht so vielmal mit dieser Zahl beschäfftiget ist. Der Seele der Welt Ursprung soll in sieben Enden begrieffen seyn; so wol das gestirnte Kreutz als die Sieben-Gestirne bestehet an sieben Sternen; und der sieben irrenden Sternen Lauf ist die Richtschnur der gantzen Welt. Der Monde durchlaufft in viermal sieben Tagen/ welche Zahl aus eines/ zwey/ drey/ vier/ fünf/ sechs/ sieben zusammen getragen ist/ den gantzen gestirnten Thier-Kreiß. In den ersten sieben Tagen macht sein neues Licht sich zu einer Sichel/ und laufft aus Mitternacht von dem Striche des Steinbocks bis ans Mittel der Sonnenbahn und des Himels/ in den andern siebenen zu einer Kugel/ und rennt bis an den Krebs und das euserste Mittags-Ziel; In den dritten vermindert er sich zu einem halben Kreiße/ und wendet sich wieder bis an den mittelsten Sonnen-Zirckel; in den letzten siebenen verschwindet es gar/ und gedeyet damit wieder in sein euserstes Nord Ziel. Und in dieser Frist der acht und zwantzig Tage leidet der Monde siebenerley Veränderungen/ kriegt auch so vielerley Gestalten. Nach welcher Richtschnur denn auch die Katzen als Monden-Thiere sieben mal gebähren/ und zwar das erste mal sieben/ das andere sechs/ das dritte fünf/ das vierdte vier/ das fünfte drey/ das sechste zwey/ und das siebende mal ein junges/ und also so viel Kätzlein/ als der Monde Tage hat/ gebähren sollen. Nichts minder bindet sich das Hertz der Welt die Sonne an diese Zahl. Denn nach dem kürtzten Tage hält sie im Anfange des siebenden Monden den Zügel an/ und kehret nach ihrem Stillestande zurücke. Nach dem längsten Tage bleibt sie im Anfange des siebenden Monden wieder stehen; und in gleicher Frist macht sie zweymal des Jahres Tag und Nacht gleiche. Die Erde nähret in sich siebenerley Ertzt/ die Mahlerey sieben Farben/ die gelehrte Welt sieben freye Künste/ und die Singe-Kunst sieben Gethöne. Das grosse unbändige Meer hält gleichfals diese Zahl zu seinem Zaume/ in dem es in sieben Tagen unterschiedener Beschaffenheit des Monden durch Regung des in seinem Saltze steckenden Feuers/ als einer zur Bewegung geneigten Seele wächset/ und abnimt; Und auf selbtem brüten die Eißvogel im Winter auch sieben Tage. Insonderheit aber hat die kleine Welt der Mensch mit dieser Zahl eine vielfache Verwandschafft/ und füraus seine Zeugung. Sintemal der sieben Stunden in der Mutter bleibende Saamen sich befestiget: daß er gar bleibt. Im siebenden Tage wird er mit einem dünnen Häutlein überzogen. Ja alle sieben Tage kriegt die Frucht eine merckliche Verbesserung/ und im siebenden Monat ihre Vollkommenheit; also daß sie von kräftigen Müttern auch in dieser Zeit ans Tagelicht gebohren wird. Nach der Geburt fällt den Kindern im siebenden Tage die Nabelschnure ab; nach zweymal sieben Tagen sehen sie ins Tagelicht/ nach siebenmal sieben Tagen wenden sie die Augen auf alles sichtbare. Nach sieben Monaten wachsen ihnen die ersten Zähne/ nach

zweymal sieben Monaten sitzen sie beständig/ nach dreymal siebenen reden/ und nach viermal siebenen gehen sie sicher/ nach fünfmal siebenen eckelt ihnen für der Mutter-Milch. Im siebenden Jahre fallen den Kindern die Zähne aus; im vierzehenden Jahre reget sich die Zeugungs- und Geburts-Krafft/ im dreymal siebenden hat der Mensch ausgewachsen/ und die Männer werden bärticht. Im viermal siebenden Jahre kriegen sie ihre völlige Kräfften des Leibes/ in denen sieben folgenden des Gemüthes/in dem siebenmal siebenden geht das gesetzte Alter an/ und stehet der Mensch gleichsam sieben Jahre stille/ im achtmal siebenden aber fängt er an unvermerckt/ im neunmal siebenden mercklich abzunehmen/ das zehnmal siebende Jahr aber ist das Ende des menschlichen Lebens. Uberdis wächst der Mensch ordentlich sieben Füsse hoch. Er hat sieben edle Glieder/ nemlich die Zunge/ das Hertze/ die Lunge/ die Leber/ den Miltz und zwey Nieren; und sieben andere der Speise dienende/ nemlich die Gurgel/den Magen/der Bauch/die Blase/und drey vornehme Därme/ ferner sieben seine Grösse ausmachende Theile/nemlich Beine/Marck/ Blut-Puls- Spann-Adern/Fleisch und Haut; und seiner euserlichen Stücke sind ebenfals sieben/ der Kopf/ die Brust/ zwey Hände/ zwey Füsse und die Scham; ja jeder Arm und Bein bestehet aus sieben Theilen; und in dem Kopfe sind zwey Nasen-/ zwey Ohren-/ zwey Augen-Löcher/ und das siebende ist der Mund; der Leib aber hat auch eben so viel Bewegungen/nemlich Wachsthum/ Abnehmen/ Erhöh- Erniedrigung/ Wendung auf die rechte und auf die linke Seite/und endlich die Herumbdrehung. Endlich ist sein gantzes Wesen aus sieben Dingen zusammen verbunden/ der Leib aus vier Elementen/ die Seele aus Verstande/ Gedächtnüsse und dem Willen. Diesemnach keines Verwunderns darf: daß alle Völcker diese vollkommenste Zahl für ein Geheimnüs und Heiligthum halten/ auch im Gottesdienste solche für alles und jedes/ was wir unserm Schöpfer schuldig sind/ angewehren. Unter diesem Gespräche hatten die Opfer-Mägde den Ochsen aufgehauen/ und das Gedärme daraus genommen; die Priesterinnen aber selbten unzerstückt auf den Holtzstoß geschoben. Hierauf verfügte sich die hohe Priesterin Thußnelde selbst in eine zwischen denen dreyen Brunnen gelegene Höle/ und brachte in einer Ampel Feuer heraus/ darmit sie den Holtzstoß auf dem Altare anzündete. Erato fragte hierüber: was dis für ein heiliges Feuer wäre? ob es vielleicht vom Himmel gefallen/ wie das/ welches bey den Juden so viel mal die Opfer angezündet hätte; und welches sie hernach so viel lange Jahre/ bis sie nach Babylon gefänglich weggeführet/ behalten/ auch mitler Zeit in einem Brunnen verborgen hätten/und noch zu Anzündung ihrer Opfer brauchten? die Priesterin antwortete: Ihr Feuer wäre zwar nicht vom Himmel gefallen/ sondern ein unterirrdisches/ welches in einem Feuer-Brunnen angezündet/ und mehr als tausend Jahr daselbst aufgehoben worden; jedoch/ wie alle unterirrdische Feuer dem himmlischen zu vergleichen; sein Ursprung auch viel gewisser wäre/ als welches irgendswo vom Himmel gefallen seyn solte. Erato versetzte: Sie tadelte das unterirrdische Feuer nicht; aber an dem wäre gleichfals nicht zu zweifeln: daß das Himmlische der Juden und anderer Opfer angezündet hätte. Die Persen und Brachmannen betheuerten: daß es auch bey ihnen geschehen; dahero diese es so wol/ als die Vestalischen Jungfrauen zu Rom/ wie auch die Frauen zu Delphis und Athen/ sorgfältigst unterhielten/ jene aber/ als die Seele aller Dinge/ und die Scythen als den Ursprung der Welt anbeteten. Dem Perseus wäre gleichfals in Persien/ dem Seleucus in Macedonien auf seinem väterlichen Altare/ und zu Rom des Cicero Ehfrau von sich selbst angezündet worden. Nicht

anders fienge auch in Sicilien auf dem Vulcanischen Hügel das Reben-Holtz/ und in der Salentinischen Stadt Egnatia/ bey den Lydiern in der Stadt Cäsarea und Hypapis das Opfer von sich selbst anzubrennen. Emylia hätte durch das von sich selbst wieder anglimmende Feuer ihre Unschuld bewehret: daß sie es nicht aus Nachlässigkeit verleschen lassen/ und zu dem Ende hätte Numa dem anzündenden Jupiter ein Altar gebauet. Die Priesterin fiel ein: Sie wolte den Göttlichen Einfluß in anderer Völcker aus Andacht gelieferte Opfer nicht widersprechen; aber das dieses Kind mit Haut und Haar verzehrende Feuer würde dem Ihrigen auch ein unfehlbares Zeugnüß geben: daß ihr Opfer dem einigen Gotte einen süssen Geruch abgeben müste; weil dieser Brand keinen Gestanck erregte/ ungeachtet nichts wohlrüchendes darein kommen wäre; und auch im heissesten Sommer auf das Opfer-Fleisch keine Fliege oder Mücke sässe. Die Königin Erato begegnete ihr: Es wäre dieses wohl merckwürdig; iedoch geschehe beydes auch in dem Jüdischen Tempel. Die Einwohner der Stadt Accaron hingegen verehrten in Gestalt einer Fliege den Gott Baalzebahim/ die Arcadier den Miagrus/ die zu Cyrene den Acher/ daß nur ihre Opfer von Fliegen unbeschmeisset blieben. Hercules hätte zu Olympia deshalben selbst dem Fliegen vertreibenden Jupiter einen Ochsen geschlachtet/ und daher käme zu Rom in des Hercules Heiligthum noch weder Fliege noch Hund. Und die Egyptier/ welche wegen ihrer aus dem Schlamme des Nilus hervor kommender unzehlbarer Fliegen das gröste Ubel mit einer Fliege abbilden; mahlen auf Veranlassung einer Göttlichen Wahrsagung an alle ihre Tempel und Spitz-Säulen eine Fliege zu Vertreibung dieses Geschmeisses. Die Trachinier aber ruffen den Hercules umb Ausrottung der Heuschrecken/ die Erythreer umb Vertilgung der Regen-Würmer/ die Griechen den Smintheischen Apollo umb Verjagung der Mäuse an. Und die von diesen Thieren geplagten Phönicier hätten für Zeiten ihren Göttern güldene Mäuse/ wie die in Freyheit gediegenen Leibeigenen und Knechte den Haus-Göttern eine Kette/ die aus dem Schiffbruch entronnenen der Isis oder dem Neptun eine Taffel/ die Fechter dem Hercules ihre Waffen gewiedmet. Hierüber verbrennte dieser Ochse geschwinder/ als sich iemand frembdes hätte einbilden können/ und kein Mensch ward des wenigen übeln Geruchs gewahr/ ungeachtet keine wolrüchende Sachen ins Feuer kommen waren/ wormit sonst die Lüffte gereiniget/ und die heiligen Oerter ihre Götter zu bewirthen geschickt gemacht werden. Thußnelde lag inzwischen mit ausgebreiteten Armen betende auf der Erden/ und versteckte gleichsam ihr Antlitz in die von dem Altare fallende Opfer-Asche. Als sie sich aber aufrichtete/ stunden ihr die Andachts-Zehren noch auf den Wangen/ und ihr feuriger Eiver Gott zu dienen sahe ihr aus den lebhaften Augen. Daher auch Erato anfieng: Warlich diese Fürstin ist zugleich eine demütige und hertzhafte Beterin; und ziehe ich diese ihre Bezeugungen weit den Egyptischen für/ welche aus vermeynter Demuth dreymal die Finsternüß anruffen/ ehe sie den verborgenen Gott anbethen/ und aus Eiver sich im Beten in Götter verwandelt zu werden sich einbilden/ also ihren Göttern alles Ubel andräuen/ die Serer aber ihre Götzen gar geisseln/ da sie ihnen nicht helffen würden. Nach vollbrachtem Sommer-Opfer ergrieffen etliche dem Herbste gewiedmete Frauen den großbärthichten der Heerde Ziegen hochmüthig-vorgehenden und gleichsam seine männliche Ober-Herrschafft übenden Bock; bekräntzten seine Hörner mit Trauben/ Obste und Herbst-Blumen; streichelten ihn bey dem Barte/ und leiteten selbten für das dritte Altar. Die Königin Erato lächelte hierüber/ und fieng an: Dieser Bock hat einen so

an-

ansehnlichen Gang: daß ich mich nun nicht mehr wundere/warumb die Morgenländer den grossen Alexander/ und Cybele ihren geliebten Knaben Atys oder Achud einen Ziegen-Bock geheissen habe. Ich sehe ihn auch für so starck an: daß er besser/ als die langöhrichten Wald-Ziegen in Egypten und Arabien/ wie auch auff den Circensischen Spielen zu Rom den Knaben zum reiten dienen/ auch Zügel und Zaum ihm besser anstehen / er sonder Zweifel auch gegen Feind so behertzt/ als jener Sibarinische Bock gegen den unzüchtigen Hirten Crathin aus gerechter Eiversucht Rache ausüben würde. Diese Priesterinnen aber thun diesem Bock so schön und schöner als die geilen Weiber der Stadt Mendes/ wo sie an statt des heßlichen Priapus Ziegen und Böcke/ wie an statt der Diana eine Katze und für den Anubis einen Hund anbeten/ und mit ihnen Nothzucht treiben; weil in diesen dafür Abscheu habenden Thieren die Natur unschuldiger als im Menschen die Vernunfft ist. Wenn ich auch in Deutschland nicht schon was bessers gelernt hätte/ dörffte ich leicht in den Irrthum fallen: daß sie diesen Bock wie die Cyrener und Thebaner an statt des Ammons und Jupiters/ oder wie die Arcadier an statt des Pans verehrten. Allein was haben die Deutschen für ein Absehen: daß sie insonderheit zum Herbst-Opfer Ziegen oder Böcke brauchen? Geschicht es vielleicht ihnen zur Straffe / oder weil sie in Gärten und Weinbergen grössern Schaden thun/ als das aufgehende Ziegen-Gestirne den Reben? Weswegen sie auch die Griechen dem Bacchus opfern. Die Priesterin antwortete: Andacht und Opfer solten mit Rache und Straffe keines weges vermählet seyn. Erato versetzte: Eine gerechte Rache aber ist Gott kein Greuel/ zumal da er dem Menschen über alle Thiere eine Herrschafft eingeräumet hätte; also daß er sie nicht nur zu seinem Nutzen verbrauchen/ sondern auch bestraffen kan. Dahero die Juden sich berechtiget halten / die stossenden Ochsen zu steinigen/ die Römer jährlich eine Anzahl Hunde zwischen der Jugend und des Summanus Heiligthume zu creutzigen / weil sie bey Ersteigung des Capitols nie gebellen. Ja Draco hat in seinen Gesetzen so gar über die verwundenden Waffen Urthel und Recht zu hegen anbefohlen / in dem Diipolischen und Buphonischen Feyer werden die Schwerdter verdamt/ welche einen Ochsen umbgebracht/ und die Thasier liessen des Fechters Theagenes Bild ins Meer werffen/ weil er einen Menschen erschlagen hatte. Diesemnach auch die Egyptier glauben: daß nur die Thiere/ welche der Menschen wandernde Seelen aufnehmen / keines weges aber die/ welche zum opfern taugen/ Gott angenehm sind. Aus welchem Abscheu sie auch nur die für abscheulich gehaltenen rothen Ochsen opfern / und ihre verfluchten Köpfe in Nil werffen. Die Priesterin begegnete ihr: Unsre Gewalt über ein Thier rechtfertiget nicht unser Opfer/ welches wir nur zum Werckzeuge und Wagen unsers Hertzens brauchen sollen/ und welches wir Gott täglich zuzuschicken schuldig sind. Wie mag sich aber unser Hertz mit einem straffbaren Thiere gatten? oder wie kan Gott das Thier angenehm seyn/ welches wir seines Verbrechens halber hassen/ oder für einen Greuel halten / zumal der ein sündiger Geitzhals ist/ wer nicht dem freygebigen Gotte das allerliebste liefert. Erato bekennete: daß die Priesterin recht / und der Deutschen Gottes-Dienst guten Grund hätte. Und schiene das von Gott den Juden gegebene Gesetze dahin zu zielen: daß sie bey Lebens-Straffe von den Thieren kein Unschlitt und Blut essen/ sondern dieser Kern Gott geopfert werden solte. Die Priesterin fiel ein: Weil die Ziegen und Böcke bey uns auch unter die nützlichsten Thiere gerechnet werden / halten wir auch für unsere Schuldigkeit selbte nicht Gott vorzuenthalten. Denn über diß / daß ihr Fleisch guten Ge-

Geschmacks ist/ halten es die Aertzte auch fürs gesündeste/ weil es trocken und leichte zu verdeyen/ dünnes Geblüte macht/ auch die warmen und trockenen Leibes-Kräfften stärcket. Erato pflichtete ihr bey und meldete: daß diß Fleisch auch zu Rom und in Griechenland unter die Lecker-Bißlein gezehlet/ ja von denen verwehnten Mäulern die trächtigen Ziegen lebendig aufgeschnitten/ und mit dieser unzeitigen Frucht Milch und Blut begierig eingeschluckt würde. Die Priesterin versetzte: Diß wäre nicht nur eine verschwenderische Grausamkeit/ da man den Ursprung des Lebens zum Grabe machte/ sondern es wäre auch der Gesundheit abbrüchig; indem die säugenden Böcklein mehr milchicht sind/ als durch kräfftiges Blut ein vollkommenes Fleisch bekommen. Erato pflichtete der Priesterin in beyden bey / meldende: daß hierauf sonder Zweifel das Jüdische und Arabische Gesetze sein Absehen hätte; krafft dessen sie keine saugende Ziege essen/ oder selbte in der Milch ihrer Mutter kochẽ/ also diß/ was des Lebenden Nahrung gewest/ zu des Todten Würtze verbrauchen dörfften. Bey eben diesen Völckern wäre auch eine Abscheu auf die Thiere unmenschlich zu wütten. Dahero sie auch in einem Tage nicht die Kuh und ihr Kalb / das Schaf und ihr Lam̃/ die alte und junge Ziege schlachten/ noch alle Vögel eines Nestes mit ihrer Mutter tödten dörfften. Zu Athen wäre es auch straffbar/ einen lebenden Widder abziehen/ Thiere mit glüenden Eisen tödten: daß sie murbe Fleisch kriegten / Kranchen und andern Vogel besserer Mastung halber die Augen ausstechen / und den Säuen auf den Bauch springen: daß sie zur Unzeit ferckeln. Die Priesterin kam hierauf wieder in ihre Erzehlung/ und rühmte die Ziegen-Milch als die gesündeste und nahrhafteste nach der Frauen-Milch/ weil die Ziegen meist trocknende Kräuter und Blätter ässen. Nach ihr käme allererst die Esels- denn die zu fette Schaf- und endlich die Kuh-Milch; also daß wie der Ochse zum ackern/ das Pferd zum reiten/ der Hund zum wachen/ das Schaf zur Kleidung/ also die Ziege der Milch halber geschaffen zu seyn schiene. Erato fiel ihr bey/ und sagte: daß die Amaltheische Ziege ihrer guten und mit Honig vermischten Milch halber/ damit Jupiter auf Creta/ wie Esculapius mit Hunds-Milch soll ernähret worden seyn/ unter die Gestirne kommen wäre; ihrer viel in Morgenland pflegten auch deswegen nach eingesam̃leten Früchten mit Ziegen-Milch ihre Bäume/ Aecker und Wiesen anzufeuchten: daß sie folgendes Jahr desto fruchtbarer seyn mögen. Uber diese Milch aber schaffte in Sudländern die Ziege und Böcke noch einen andern grossen Nutzen. Denn weil sie in Phrygien/ Cilicien/ Lycien und Africa sehr lange Haare hätten/ ja in Morgenland wenig von den menschlichen zu unterscheiden wären/ würcken die Araber nicht nur ihre Hütten/ die Armenier Zeuge und Kleider/ die Assyrier Tapeten/ welche denen seidenen wenig nachgäben/ daraus/ sondern die Jüdischen Weiber näheten und stickten damit/ ja das Frauenzimmer trüge sie auf ihrem Haupte wie krause Haarlocken. Die Frau von Buren fügte bey: daß die Ziegen auch den Menschẽ durch Zeigung unterschiedener heilsamer Kräuter genutzt hätten/ und noch jährlich ihnen durch Anschauung der Sonne nicht so wohl den Aufgang des Hundssternes andeutete/ als die Menschen anwiese ihr Auge allezeit gegen der unerschaffenẽ Sonne zu wendẽ. Unter diesem Gespräche stand der zum Opfer bestim̃te Bock/ so lange die auf dem Rückẽ liegende und die Augen starr gegen den Him̃el haltende Priesterin betete/ als ein Lam̃ stehen. Hierauf stand sie auf/ legte dem Bock ein blut-rothes Tuch auf den Kopf/ band selbtes an/ und sprach; Alle unsere Missethaten kommen auf deinen Kopf/ und unser Unglücke breche mit dir den Hals. Als sie ihn nun gegen Mitternacht wendete/ lief er aus allen Kräfften den Hügeln zu. Erato fieng an:

Ich finde mit gröster Verwunderung allhier der Juden/ Araber und Egyptier Opfers-Art/ welche ihren eben so verfluchten Bock Azazel einem bösen Geiste (wo anders dieses Wort nicht den Nahmen eines Berges/ oder des verbannten Bockes selbst bedeutet) zu senden; nachdem sie ihm mit einer roth-tuchenen Zunge/ welche sie auch an die Pfosten der Tempel hingen/ und wenn sie weißlicht ward/ ihre Sünden getilgt zu seyn gläubten/ alles Ubel auf den Kopf gelegt haben. Weßwegen die Egyptier auch von einigen Thieres Kopfe zu essen für ärgsten Greuel achten. Die Priesterin versetzte: Es könte wohl seyn: daß zwischen anderer Völcker und der Deutschen Opfer-Bocke sich einige Gleichheit ereignete; sie hätte sich auch unterrichten lassen: daß die Römer nicht nur die wohlthätigen/ sondern auch die Böses zurück ziehenden Götter/ worunter sie den Mercur/ Apollo und Hercules rechneten/ anzubeten pflegten; daß die Griechen den guten Jupiter/ und den Schaden abwendenden Pluto/ die Chaldeer die gütigen und schädlichen Irr-Sterne/ die Egyptier den geneigten Osiris/ und den bösen Typhon/ die Persier den gläntzenden Oromazes/ und den schwartzẽ Areimanius verehrten; alleine sie könte sich kaum bereden lassen: daß Leute/ welche einen Funcken vom Lichte gesunder Vernunfft in sich hätten/ der Finsternüß dienen/ und eine fromme Seele einem bösen Geiste opfern solte. Dahero sie denn diesen Bericht allezeit als einen Mißverstand des Jüdischen Gottes-Dienstes und für eine irrige Auslegung des Pöfels gehalten hätte. Erato fiel ein: Ich wil niemanden einer so abscheulichen Abgötterey verdammen/ und werden freylich wohl in Geheimnüssen Hülsen für Kern verkaufft. Ich erinnere mich auch: daß die Egyptier in einem gewissen Feyer den Typhon aufs ärgste schimpfen/ und den ihm an der Farbe ähnlichen Esel für ein unreines und teuffelisches Thier halten. Ich werde auch ein anders zu muthmassen daher veranlasset: daß die Jonier den güldenen und ins gemein heilig genennten Meer-Fisch den Meer-Göttern/ die Milesier einen Ochsen dem Jupiter/ die Brachmaner allerhand gefangene Vögel durch Freylassung ihren Göttern zu wiedmen/ die Indianer durch Einsalbung und Bekräntzung der Elephanten Gott zu verehren meynen; und als Epimenides Athen von der Pest befreyen wolte/ ließ er eine Menge schwartze und weisse Schafe auf den Richt-Platz treiben/ und hernach hingehen/ wo sie hin wolten. Bey den Juden opfern auch die vom Aussatze gereinigten einen lebendigen Vogel/ den andern aber tauchen sie in des geschlachteten Blut und in flüssendes Wasser/ lassen ihn aber hernach in die freye Lufft flügen. Endlich pflegen auch die Griechen Kranckheiten und alles böse zu den Wald-Ziegẽ zu verbannen. Alleine/ weil ich von der hohen Priesterin einen Fluch gehöret habe: daß dieser Bock mit allem Ubel den Hals brechen soll/ verleitet mich mein Vorwitz zu fragen: Ob diesem Bocke iemand einiges Leid anthue; wie bey den Juden/ da ein Mann den Bock Azazel in die Arabische Wüsten begleitet/ und nachdem er ein Theil seiner an die Hörner gebundenen rothen Zunge an Fels feste gemacht/ ihn in Abgrund herab stürtzt; wiewohl einige auch diese Zerschmetterung dem Winde zueignen. Die Priesterin antwortete: Ihrem Bocke dörffte als einem schon in die Freyheit gelassenen und Gott gewiedmeten Thiere kein Mensch bey Lebens-Straffe nichts in Weg legen/ wiewohl noch niemand wäre gefunden worden/ der sich rühmen könte: daß er einen solchen Bock iemals wieder zu Gesichte bekommen hätte.

So bald dieser Bock aus dem Gesichte kam/ faßten sich etliche zur ewigen Jungfrauschafft verlobte Priesterinnen mit dem grösten und schwärtzesten Bären/ kräntzten selbten mit Epheu und andern Herbst-Blumen. Erato

lächelte und sagte: Ich sehe wohl/ die deutschen Priesterinnen zieren ihre Bären eben so/ wie Bacchus seine in Panter-Thiere verwandelte Ammen geputzt hat. Alleine was haben diese sanfftmüthige und schneeweisse Jungfrauen mit diesem grausamen und schwartzen Thiere für Gemeinschafft? Ismene antwortete: Unser Nordliches Deutschland hat so wenig an weissen Bären/ als weissen Raben Mangel/ und würde solche hier zu sehen kein solch Wunderwerck seyn/ als da zur Zeit des Königs Arcesilaus sich ein weisser Rabe schauen ließ. Alleine man hält in Deutschland die schwartze Farbe so wenig als in Africa für unwerth/ sonderlich die/ welche die Raben-Farbe/ die Gagaten und der schwartze Sammet gläntzend ist. Weßwegen nicht nur die Laodiceischen Schafe/ und ihre kohlschwartze aber weiche Welle denen Milesischen mit ihren schneeweissen Fellen fürgezogen werden/ sondern die schwartze Augen und Raben-Haare sind auch eine grosse Zierde des Frauenzimmers; dahero sie auch ihre Haare mit den Eyern/ dem Blute und Gehirne der Raben sorgfältig schwärtzen. Die Königin Erato färbte sich/ und bath: Man möchte lieber ihrer Unwissenheit durch Unterricht rathen/ als durch Herausstreichung tadelhaffter Dinge ihr Mängel ausstellen. Sie wüste zwar: daß in Asien und Griechenland dem Winter schwartze Thiere geopfert würden/ sie wüste aber die Ursache nicht/ ausser daß Empedocles gelehret: die Schwärtze und Kälte befünde in einerley Wesen. Sintemal die Schwärtze mit dem Winter keine Gleichheit hätte/ da die Erde mit der weissen Welle des Schnees als mit einem Pflaum-federnen Bette für der schädlichen Kälte bekleidet/ und mit diesen leichten Flügeln des Himmels bedeckt wird. Die Priesterin fiel ein: Wir nehmen für den wäßrichten Winter einen schwartzen Bär zum Opfer/ weil die Nässe auch die weißlichte Leinwand schwärtzlicht macht/ und die tieffsten Wasser selbst schwartz zu seyn scheinen; insonderheit aber weil die die Schweiß-Löcher verstopfende Nässe die Schwärtze/ das Feuer aber/ daß etwas weiß zu scheinet/ verursacht. Daher viel daran zweifeln: Ob der die Augen verblendende Schnee weiß/ sondern vielmehr/ wie er in Armenien roth aussihet/ oder in dem Eylande Thule/ gar schwartz sey. Alleine die Bären sind vielmehr als ein lebendes Bild des Winters zu diesen Opfern bestim̃t. Sintemal die Natur gleichsam/ wie der/ ungeachtet seiner grossen und dichten Haare allerfrostigste Bär ruhet/ welcher vier Monat in einer Höle steckt/ und von seinem die übrige Jahres-Zeit allzu fett gemästetem Leibe zehret/ und mit seiner Abmagerung allererst seine Kräfften wieder kriegt. Wiewohl seine Augen von so langer Verschliessung derogestalt verdüstert sind: daß sie nach Honige ausgehen/ wormit die sie stechenden Bienen ihnen mit dem Blute ihre Beschwerligkeit abzöpfen. Uber diß ist der Bär dem Schweine am ähnlichsten/ welches sonst bey den meisten Völckern unter die vier Opfer-Thiere/ weil es ohne diß lebende nichts/ sondern nur todt zur Speise nütze/ und sehr nährend ist/ gerechnet; ja weil es durch das Wielen seines Rissels den Acker-Bau gelehret haben soll/ von den Egyptiern gar göttlich verehret wird. Erato fiel ein: Werden aber nicht die Bären für unreine Thiere gehalten? Ich weiß wohl/ antwortete die Priesterin: daß die Morgenländer ins gemein alle als unrein verwerffen/ die nicht gespaltene Klauen haben/ und nicht wiederkäuen/ wie auch alle Fische ohne Schuppen/ und alle Fliegen/ wiewohl diese die meisten Araber für rein halten; alleine wir finden deshalben keinen Grund in der Natur unserer Lehrmeisterin/ welche alles rein und gut geschaffen hat. Zu dem

haben nicht nur die Juden für ihrem blossen Nahmen / sondern auch die Araber / Mohren und Indianer für den Schweinen und ihrem Fleische eine grosse Abscheu / vielleicht / weil sie sich stets im Kothe verunreinigen / Unflat essen / und die an ihnen säugenden Kinder aussätzig werden sollen. Erato brach ein: Die mitternächtigen Deutschen haben vielleicht auch darumb so viel mehr Ursache Bären zu opfern / weil beyde gestirnte Bären bey ihrem Angel-Sterne stehen / und daß dieses die Löwen und Panter-Thiere an Grausamkeit und Arglist übertreffende Thier so viel mehr ausgerottet werde. Die Priesterin gab zur Antwort: Im Himmel und im Monden wären so wenig Thiere / als auf der Erde Sternen; und wenn man Gott was geben wolte / müste man nicht anzielen die Natur zu erschöpfen / oder gantze Geschlechter der Thiere / welche Gott alle zu was gutem geschaffen hat / zu vertilgen. Die Natur hätte den Schlangen an ihr Zahn-Fleisch Gifft / den Wolff-Zähnen die Raub-Sucht / das Brillen den Löwen / welche die Nomaden und andere Africanische Völcker zu Verlassung ihrer Länder gezwungen / und mit ihrem stinckenden Atheme die nur angerochene Speise vergiften / gleichsam eine zauberische Krafft alle Thiere damit zu betäuben / und ihnen ihre Beweglichkeit zu benehmen eingepflantzt; ihre ohne Marck und Hölung sich befindende Beine so harte gemacht: daß man daraus wie aus Kieseln Feuer schlagen kan; ihre Zungen lechsen nach Blute / ihre Eisen-harte Zähne zermalmen Gebeine; ihre Klauen zerkneten das Fleisch; und ihre Seele hungert nach ausgerissenen Hertzen. Der Egyptischen Schlangen Gifft tödtet in vier Stunden; ihm kan ohne Abschneidung des gebissenen Gliedes nicht begegnet / ja sie selbst nicht einst von Zauberern beschworen werden; gleichwohl aber verehren die Römer die Wölfin als eine Nährerin ihres Uhrhebers; die Griechen wiedmen sie dem Krieges-Gotte. Die Egyptier zu Thebe beten den Apollo in Gestalt eines zu Nacht sehenden Wolfes an. Die Löwen sind in Phrygien der Cybele geheiligt / und der Nil betet Schlangen / der Ganges Crocodile an. Warumb sollen denn unsere Bären nicht zu opfern taugẽ? welche ein so wohlschmeckendes Fleisch zum essen haben / derer nach Art der Finger zertheilte Vörder-Klauen unter die niedlichsten Speisen gerechnet werden. Denn ob zwar die Bären sehr grausam / auch die grösten Ochsen anfallen und zerreissen; so geschicht doch diß nur bey gröstem Hunger / welcher sie auch ihre eigene Klauen abzulecken zwinget / oder wenn man ihnen ihre Jungen geraubet / welche sie inbrünstiger als andere Thiere zu lieben Ursache haben / weil ihre Zunge sie aus der After-Geburt / darein sie gantz eingewachsen seyn / mit vielem Lecken und Müh abtrennen muß. Unter diesem Gespräche hatte die hohe Priesterin ihr Gebete vollendet / nach welchem sie Schwefel und Saltz in eine Schale voll Wassers mischte / und solches dem Bären in Hals goß. Ich sehe wohl / sagte Erato: daß Schwefel und Saltz hier auch zu den Opfern und zu Reinigungen wie bey den Griechen gebraucht werden; und soll jener gewiß ein Kennzeichen feuriger Andacht / dieses der Freundschafft seyn / welche man beym Gottes-Dienste mit Gotte zu machen vermeynet; weßwegen man auch diese besten Würtze der Speisen für was Göttliches rühmet; und wie die Egyptischen Priester den Euripides und andere Krancken mit saltzichtem Meer-Wasser gesund gemacht; also wird diß auch in Asien bey allen Feyern zu Weyh-Wasser unserer Seelen-Gebrechen darmit abzuwaschen verbrauchet. Und Aristides hat zu Bekräfftigung des von den Griechen der Stadt Athen geleistetẽ Eides glüende Eisen ins Meer geworffen. Die

Priesterin gestand: daß auch sie bey ihrem Opfer auf ein und das ander erzehlte ihr Absehn setzten. Sintemal die Deutschen nicht nur das Saltz für eines der grösten Göttlichen Geschencke achten/ welches aller/ insonderheit aber der in Deutschland so sehr gemeinen Milch-Speise den rechten Geschmack/ allen Kräutern und Gewächsen/ allen heilsamen Hirsch- und Einhörnern ihre Krafft/ ja allen Geschöpfen ihre beständige Tauerung giebet/ Fleisch/ Fische und Leichen für der Fäule verwahret/ sondern auch die Berge/ Flüsse/ Brunnen und Seen/ woraus Saltz gegraben/ oder geschöpft/ wie auch die Eich-Bäume und Haseln/ daraus bey uns Saltz gebrennet wird/ für heilig halten/ und daß GOtt daselbst den Betenden viel näher sey/ auch ihr Begehren unzweifelbar erhöre. Weßwegen umb die bey der Sale sich befindende Saltz-See zwischen den Hermunduren und Catten oft die blutigsten Kriege entstanden wären. Erato fiel ein: Es lohnet wol vor die Müh/ wo das Saltz sparsam ist/ darumb zu streiten/ weil diese Würtze aller Würtzen im menschlichen Leben unentbehrlich; und ungeachtet es nur an unfruchtbaren Orten wächset/ doch die Ursache aller Fruchtbarkeit/ und daher in der gantzen Welt hochgehalten ist; insonderheit aber bey den Egyptiern/ wo sie mit ihrem Rothen ihre Leichen für der Verwesung verwahren; und in Italien/ da sie ihr Tarentinisches Meer-Saltz für das weisseste und süsseste rühmen/ und deßwegen die Saltz-Göttin Salacia für des Neptun Gemahlin/ welche das saltzichte Meer in Ebb und Flutt bewegte/ verehren. Die Priesterin begegnete ihr: wenn die Deutschen nicht gar wol wüste: daß nicht mehr als ein Gott Geber alles Guten wäre/ würden sie mehr als einiges andere Volck der Saltz-Göttin zu dienen Ursache haben; sintemal sie zwischen der Elbe und Weser in der Chauzen/ wie auch in der Cherusker Gebiete/ und bey den Hermunduren an der Sale/ nichts minder im Noricum an fetten und fruchtbaren Orten auskommentliche Saltz-Seen und Brunnen/ bey den Legionen aber köstlichere Saltz-Bergwercke als die Cyrener/ und die Indianer auf dem Oromenischen Gebürge haben/ welches doch mehr als alles Gold und Perlen dem Könige eintragen soll. Sintemal bey uns das klärste Kristallen-Saltz unerschöpflich gehauen/ und in die halbe Welt verführet wird; welchem die Natur noch diese Wolthat beygesetzt hat: daß es in der Tieffe gantz leichte ist/ und ohne grosse Müh herauf gezogen wird/ in der Lufft aber allererst seine Ertzt-gleiche Schwerde bekomt/ und so wol dem Menschẽ zur Speise/ als dem Rind- und Schaf-Vieh zur Fruchtbarkeit/ Fettigkeit/ mehrerm Milchgeben/ und zur Zärtligkeit der Wolle dienet. Uberdis giebet das deutsche Meer so wol Oel zum Saltzsieden/ als das Hispanische/ welches zu Einsaltzung der Häringe/ die in unserm Nord-Meer in so unbegreiflicher Menge gefangen werden: daß es scheinet: es habe sich die Helffte des Meer-Wassers in diese Fische verwandelt/ wormit nicht nur Deutschland/ sondern gantz Europa und zum Theil Africa von unsern See-Fahrern versorget wird. Weßwegen bey den Tarandern das Begräbnüs dessen/ der diese hochnützliche Einsaltzung erfunden/ mit grosser Ehrerbietung gewiesen wird. Unser zu den Opfern gebrauchtes Saltz aber bedeutet das Saltz unserer Gemüther/ und zielet auf die tieffsinnige Andacht/ wormit wir den Göttlichen Geheimnüssen nachdencken sollen. Unterdessen hatte die Priesterin das Gebete vollendet/ nach welchem sie ihm noch drey Schalen voll gesaltzen und geschwefelten Wassers über den Kopf goß mit beygesetzten Worten: Mit dir werde ersäuffet all unser Ubel und Unglück! Hierauf namen etliche Priesteriñen den Bär und stürtzten ihn ins Wasser/ welcher denn zu aller Verwunderung alsbald untersanck; da doch sonst dieses Thier so wol schwimmen kan. Hierauf wuschen alle Priesterinnen/ welche die

Versöh-

Versöhnungs-Opfer nach dem empfangenen Fluche angerühret hatten/ ihre Kleider aus den Brunnen. Erato fieng hierüber an: diese Reinigung ist in alle Wege nöthig/ weil diese Thiere so viel frembde Flecken übernehmen müssen; und kommen die Deutschen disfalls andern Völckern gleich; aber ist etwas besonders: daß der Widder der Erde/ der Ochse dem Feuer/ der Bock der freyen Lufft/ der Bär dem Wasser zu theile wird. Die Priesterin fiel ein: dis ist die Art unsrer Opferung/ nicht aber unser Ziel. Denn wir halten den Empedocles/ der die Elemente für Götter gehalten/ und die/ welche sie entweder deutlich/ oder unter einer andern Schale anbeten/ für Abgötter. Sonst aber wird nur mit diesen jährigen Versöhnungs-Opfern deregestalt verfahren. Denn von allen andern wird nur das Fette/ die Nieren/ ein Theil der Leber/ darmit die Galle bedeckt ist/ und das Därm-Netze/ auf den Altaren/ der Kopf/ die Füsse und Eingeweide auf einem ungeweiheten Holtzstosse verbrennt/ die Brust und das rechte Vörder-Viertel gebraten/ und von denen Priesterinnen verspeiset/ alles übrige Armen und Frembden ausgetheilet. Die Königin Erato fieng an: die Armenier und Persen theilen von den Opfer-Thieren alles aus/ weil sie meynen: daß GOtt sich mit dem Opfer ihres Lebens völlig vergnüge. Auf dem Altare verbrennen sie alleine das Därm-Netze/ als aus welchem sie so wol als Römer und Griechen denen Opfernden ihr künftig Glücke wahrzusagen wissen. Die Juden/ Araber und Syrier aber verbrennen in gewissen Opfern von Widdern und Schafen nur das Unschlitt und die Schwäntze/ welche aber so groß und feiste sind: daß sie bey Byzanz zehn/ im kleinern Asien zwölf/ in Africa sechzehn/ in Arabien dreißig bis vierzig/ in Egypten achtzig/ ja bis anderthalb hundert Pfund wiegen/ und also mehr/ als anderwerts ein gantzer Schöps austragen. indem die vorsichtige Natur die übrige Fettigkeit/ welche die Schafe sonst ersticken würde/ in ihre ein bis drey-Ellen-lange Schwäntze treibet/ denen sie auch kleine Rollwagen/ wormit sie sie nicht auf der Erde wund reiben/ anbinden/ und bey ihrer Zusammenlassung den Schafen auf den Rücken binden oder gar abschneiden müssen. Massen sie denn auch denen Lebenden das Fett öffters ausschneiden/ und die Haut an den Schwäntzen wieder zusammen nähen. In Indien aber giebt es gar Schafe/ welche auf der Brust/ auf jeder Achsel und Hüffte/ wie auch auf dem Rücken und hinten einen/ also sieben Schwäntze haben/ für derer Fettigkeit sie mehrmals nicht gehen können. Die Priesterin sagte: Bey dieser Beschaffenheit ist nichts würdiger von solchen Schafen zu opfern/ als die Schwäntze/ wie bey uns die Nieren/ welche das fetteste an unsern Schafen/ die Schafe die fettesten unter den Thieren sind. Inzwischen maßte sich eine jede Priesterin eines absondern Opfers an/ wurden also durch Hülffe der vielen Opfer-Mägde in weniger Zeit hundert Widder/ so viel Böcke/ funfzig Ochsen und fünf und zwantzig Bären abgethan. Wiewol dieser Gottesdienst sich nahe bis an den Abend erstreckte. Nach dessen Vollendung wurden das Fürstliche Frauen-Zimmer von der hohen Priesterin dieses Tages/ nemlich Thußnelden in einer saubern Höle herrlich gespeiset/ und die halbe Nacht in vergnügter Ergetzligkeit zugebracht; worbey denn Erato ihre Schwermuth mit allerhand Schertz-Reden klüglich zu verstellen wuste/ und gegen Thußnelden die grosse Freyheit der Hohen-Priesterin bey dem Heiligthume der Hertha rühmte: daß sie bey dem deutschen Feldherrn zu schlaffen berechtiget wäre. Weil nun Thußnelde ein Gelübde gethan hatte: daß sie bis zu ihres Herrmanns Rückkunfft nichts andern als täglicher Andacht obliegen wolte/ ihre Entfernung aber denen andern Fürstinnen so beschwerlich/ als der finstern Welt die Abwesenheit der Sonne fürkam/ verliebten sie sich nach und nach in die annehmliche

Einsamkeit dieses Ortes: daß sie gantzer zwey Monate alldar zubrachten / und wo nicht gar ihres Kummers vergaßen / doch selbten einander möglichst erleichterten. Zumal der Cheruskische Hof zu Deutschburg ohne dis fast öde / und der Stadthalter Adgandester nur zugegen / Hertzog Flavius und Malovend aber mit dem Fürsten Zeno und Rhemetalces gegen Norden Deutschland zu beschauen verreiset waren.

Nach oberwehnter Zeit erwehnte die eine Priesterin in ihrem Gespräche: daß nur sechs Meilen von dar gegen Mittage bey dem Nordlichen Ursprunge des Dymel-Flusses ein Ort wäre / wo die Deutschen ihrer künftigen Begebnüsse unfehlbare Gewißheit zu erfahren vermeinten. Die allen Menschen angebohrne / insonderheit aber denen Verliebten anklebende Begierde bevorstehendes Glücke vorzusehen verursachte: daß Erato und Ismene / wiewol unter dem Vorwand den daselbst sich befindenden heiligen Brunn zu beschauen fast täglich Thußnelden in Ohren lagen eine Reise dahin zu thun / welches sie denn auch im Heu-Monate willigte; weil ohne dis daselbst im längsten Tage des Jahres auch gewisse Andachten gehalten werden. Sie kamen daselbst glücklich an; und nach deme sie nahe darbey auf einem Schlosse des Ritters Waldeck übernachtet hatten / kamen sie des Morgens der Sonne zuvor den heiligen Brunn zu beschauen / welcher auf der Spitze eines Stein-Felsens nicht ohne Verwunderung zu schauen / auch wegen seines hellen und gesunden Wassers nicht genungsam zu rühmen ist. Daher auch keine war / welche nicht mit Ehrerbietung daraus schöpfte / davon tranck / und etwas besonders daran zu rühmen wuste. Erato erwehnte insonderheit: daß dieser Bruñ eben so aussehe / wie der wahre Bruñ des Nilus in dem Africanischen Monden Gebürge beschrieben würde. Sintemal sein Wasser auch so süsse / sein Grund so tief / sein Ablauf unter dem Berge seyn solte / und deswegen die Erhöhung des Wassers in beyden so viel verwunderlicher wäre. Der Einsiedler / welcher diesen Brunn in Aufsicht hatte / und zugleich Priester und Wahrsager war / hörte alle diese Lobsprüche an / brach aber endlich in diese Worte heraus: das edelste dieses Brunnens ist: daß man aus seinem unaufhörlichen Quelle / und nimmermehr versäugenden Ablauffe die Ewigkeit des Göttlichen Wesens / aus seinem so süssen und reichen Strome aber die wolthätige Hand des grossen Schöpfers erkennen kan. Mehr andere nachdenckliche Reden führte er von dem Brunnen / dadurch er bey allen Fürstinnen das Ansehen eines weisen und frommen Mannes erhielt / und keine das Hertz hatte ihn umb einig künftiges Ding zu fragen. Den andern Morgen aber fügte sich Erato zu dem Brunnen / und traf den Einsiedler gleich an / als er unten am Felsen aus seiner Höle herfür kroch. Nach seiner Begrüssung und andern Freundschaffts-Bezeigungen folgte sie ihm auf den Fels / muste aber seinem Waschen und Beten über eine gute Stunde zuschauen. Nach diesem redete er sie selbst in Griechischer Sprache an / und fragte: was sie schon wieder auch so zeitlich / und zwar alleine an diesem heiligen Orte verlangte? Sie antwortete ihm: das Glücke hätte Zeither so seltzam mit ihr gespielet: daß sie nicht etwan aus Vorwitz / sondern zu künftiger Richtschnur ihres Lebens nöthig zu wissen hätte / was vom Göttlichen Verhängnüsse ihr ferner bestimmet wäre. Weil nun dieser heilige Ort denen Sterblichen einen Blick in das Geheimnüß künftiger Begebnüsse zeigen solte / bäte sie ihn: er möchte ihr und ihrem bekümmerten Zustande mit gutem Rathe nicht entfallen. Der Einsiedler antwortete: Er wäre ein Knecht der daselbst wohnenden Gottheit / und ein Diener aller Bekümmerten. Er wolte ihrem Verlangen auch ohne Verzug willfahren / wenn sie sich zu der nöthigen Vorbereitschafft versehen wolte. Erato erklärte sich ihm in allem zu gehorsamen. Hierauf

führte

führte er sie unter den Fels in eine Höle/ darinnen aus drey Steinritzen so viel Quelle eines Armes dicke in eine von der Natur ausgehölete Tieffe spritzte. Der Einsiedler wusch sich daraus/ und wieß sie dahin an: daß sie bis zu seiner Wiederkunfft sich darinnen baden müste. Erato war bereit solches zu vollstrecken/ fragte aber vorher: ob dis ein solcher Quell/ wie der Brunn Cassotis in Phocis wäre/ worvon die heiligen Frauen die Gabe der Wahrsagung bekämen? und ob sie nach diesem Bade selbst die Wissenschaft künftiger Dinge erlangen würde/ wie dieselbigen/ welche sich auf der Gräntze Lyciens in dem Brunnen badeten/ der dem Thyrreischen Apollo gewiedmet wäre? Der Einsiedler lächelte/ und sagte: Er wäre zwar der Griechischen Sprache/ aber nicht der Griechischen Wahrsagerey kundig. Erato traute sich nicht mehr etwas zu fragen/ sondern näherte sich dem Wasser seinen Befehl zu vollziehen/ prellte aber im Augenblicke zurück/ weil sie alle Ritze der Stein-Felsen von Schlangen und Nattern angefüllet befand. Als der Einsiedler dis gewahr ward/ versicherte er sie: daß alle diese Thiere so wenig Gift/ als er selbst hätte/ und sie ihr weniger als dis gesunde Wasser schaden würden. Erato bat: Er möchte die Ubereilung ihrer Furcht für kein vorsetzliches Mißtrauen annehmen. Sintemal sie sich wol zu erinnern wüste: daß die Weisen eine Bothmäßigkeit über die Schlangen hätten/ und nicht nur Orpheus das Zischen der Drachen zu stillen/ das Gift der Nattern auszuleschen/ und seine gestochene Eurydice gleichsam wieder aus der Hölle zu erlösen gewüst hätte; sondern daß auch die Psyllen mit ihren Lippen/ die Marser mit ihrer Zunge/ die Theßalier mit ihren Liedern/ die Colchier mit ihrer Hand/ die Chaldeer mit ihren Zeichen/ die Africaner mit ihrem Schlangen-Holtze/ die Araber mit Steinen/ darauf giftige Thiere gebildet wären/ Schlangen/ Molche und Scorpionen aus ihren Löchern herfür zu ziehen/ selbte zu Ausspeyung ihres Giftes in einen Kreiß zu dringen/ mitten voneinander zu sprengen/ auch die Vergifteten für allem Schaden zu bewahren wüsten. Nachdem sie aber diesen heiligen Ort von so viel Schlangen besessen sehe/ würde ihre Landes-Art hoffentlich ihre vorwitzige Frage entschuldigen: ob diese kriechende Thiere in Deutschland etwas zu der Wissenschafft künftiger Dinge beytrügen. Der Einsiedler fragte: In welchem Land sind denn die Schlangen klüger/ als die Menschen? Erato versetzte: fast allenthalben/ wo man auch denen Vögeln dis zueignete. Daher wüsten nicht nur die Römer zu erzehlen: daß eine sieben Kreiße machende Natter dem Eneas die Jahre seiner Herumbirrung/ eine von dem untersten Altare springende Schlange dem Sylla einen herrlichen Sieg wider die Samniter/ zwey andere dem Tiberius Grachus durch Anbeissung seiner Opfer den Untergang gewahrsaget hätte: sondern man glaubte auch in Asien ins gemein: daß wenn sich einem Reisenden ein Krocodil zeigte/ oder eine Natter über den Weg lieffe/ solches Hindernüs und Unglück bedeutete. Fürnemlich aber glaubten die Indier: daß wer eines Drachen Hertze oder Leber äße/ der Vögel Wahrsagungen verstünde/ welches auch Democritus von dem Fleische gewisser Vögel gelehret/ aus derer Blute Schlangen wachsen sollen; Und Melampus soll eben diesen Verstand bekommen haben/ nachdem sein Gehöre durch Beleckung seiner Ohren von Schlangen wäre geschärfft worden. Nichts minder soll der aus des Cadmus Schlangen-Zähnen gezeugte Ophion auf sieben denen Irrsternen zugeeigneten Taffeln alle künftige Geschichte verzeichnet/ des Priamus Kinder Helenus und Cassandra von denen im Tempel des Thymbreischen Apollo ihre Sinnen-saubernden Schlangen die Wahrsagerkunst überkommen haben. Massen denn auch die Griechen den Wahrsager-Gott in Gestalt einer Schlange verehren. Der Einsiedler lächelte/ und

fieng

fieng an: die Natur hätte den Menschen wol unterrichtet durch Vernunfft allem Giffte der Schlangen/ wie der Stärcke der Elephanten/ und dem Grimme der Panther zu steuern/ den Schlangen aber keinen Verstand den Menschen zu lehren/ oder die Wissenschafft künfftiger Dinge gegeben; welche nicht einst aus denen himmlischen Lichtern/weniger von diesen Würmern zu holen wäre; wiewol das geringste Ungezieffer GOttes Allmacht zu preisen/ und die Sterblichen zu dem allmächtigen Schöpfer zu leiten genung wäre; welcher ihm diese Vorsehung allein vorbehalten hätte/ und das künfftige nicht anders als das gegenwärtige in einem Spiegel sähe/ jedoch Menschē/ Vögel/ Schlangen/ Sterne/ Feuer/ Wasser/ Bäume/ Blätter/ Steine und alle unbeseelte Dinge zu Werckzeugen brauchte/ dis/ was in der Geheim-Kammer seiner Allwissenheit verborgen läge/uns bisweilen zu entdecken. Dieses niemals fehlenden Wahrsagers Güte/ nicht aber den Schlangen/ nicht dem Wasser/auch ihm selbst nicht würde sie zu dancken habē/ da ihrem Zweifel ein Licht würde aufgesteckt werden. Erato unterstand sich nicht mehr ein Wort zu sprechen/ zumal der Einsiedler auch aus der Höle gieng/ sie aber entkleidete sich und stieg beherzt in das Wasser/ umb welches eine unglaubliche Menge Schlangen und Nattern/ gleich als wenn sie von einem Zauberer beschworen/ und zu ihrer Bewachung bestellt wären/ einen Krantz flochten. Kurtz hierauf vermischten sie ihr Zischen mit dem Geräusche der Quelle/gleich als wenn jene für die Lufft/ diese für das Wasser stritten/ welches unter beyden das annehmlichste Gethöne machen könte. Erato hörte dieser beliebten Zusam̃enstimmung mit solcher Vergnügung zu: daß sie ihr so viel Ohren wünschte/ als Argos Augen gehabt haben soll. Ja das Zischen dieser Schlangen bezauberte mehr als jemals einige Sirene thun kan/ die Königin Erato: daß sie in einen tieffen Schlaf sanck. Wie sie erwachte/ sahe sie die Schlangen zu ihrer grösten Erstaunung in einer gantz andern Stellung/ und als sie ihre neue Verflechtungen genau betrachtete; bildeten die in einander verwickelten Schlangen in Griechischer Sprache gar deutlich diese Worte für: **Liebe den Flavius.** Erato schalt bey sich selbst ihre Augen als Betrüger/ bildete ihr auch nichts fester ein/ denn daß ihr träumte. Nach dem ihren Augen aber alle Sinnen das Wort redeten/ kam sie auf die Gedancken: dieser Einsiedler wäre von Ismenen unterrichtet ihr und ihrer gegen dem Zeno gefaßter Liebe zu Liebe der Königin durch solche Zusammenschwerung der Schlangen eines anzubinden. Als sie sich aber eine gute Weile mit diesen Gedancken geschlagen hatte/ fuhren die bisher stummen Schlangen mit einem fast süsserem Zischen wie Pfeile von sammen/ und flochten aus sich selbst diese neue lebendige Schrifft zusammen:

**Die Natur verbeut dir des Zeno Liebe.**

Erato hätte bey Lesung dessen für Verwunderung mögen in einen Stein verwandelt werden; und hielt sich nun selbst mehr als die Schlangen bezaubert. Wie tieffsinnig sie gleich nun dem Verstande dieser Worte nachdachte/ konte sie doch zu ihrer Aufflösung keinen Schlüssel finden/ und sich nur bescheiden: daß Wahrsagungen als Rätzel der Göttlichen Versehung so lange unerforschlich bleiben/ bis der kräfftige Finger der Zeit daran das Siegel abbricht. Unter diesen Gedancken schläfften die ihr Gethöne wieder verneuernden Schlangen sie zum andern mal so lange ein/ bis sie durch den Ruff ihres Nahmens aus dem Schlaffe erweckt ward/ und sie sodenn alle Schlangen/ ja allen ihren Schatten verschwunden sah; hierüber aber in ein Schrecken gerieth: daß sie nicht nur aus dem Bade/ sondern nach Erraffung ihrer Kleider nackt und trieffend aus der Höle sprang. Sie zohe sich eilfertig an/ und sahe: daß die Sonne bey nahe schon das Mittel des Him̃els erreicht

erreicht hatte. Sie saße ein Weile unten an der rauschenden Bach/ und verlohr über Betrachtung des ihr begegneten Ebentheuers gleichsam alle Sinnen/ würde auch noch viel länger daselbst unbeweglich blieben seyn/ wenn nicht ein durch das Gepüsche dringender Hirsch sein Geweihe an dem nechsten Felsen gewelzet/ und durch dessen Geruch etliche Schlangen aus den Ritzen gelockt hätte; welche die Königin in ein neues Schrecken versetzte; bis sie sah: daß der Hirsch die gröste davon erwischte/ zerbiß/ verschlang/ und darauf einen guten Trunck aus der Bach that. Ob ihr nun zwar dis frembde fürkam/ weil in den heissen Ländern die Hirsche nach verschlungenen Schlangen langsam/ und bis ihr sie sonst tödtendes Gifft verraucht sey/ trincken; so erinnerte sie sich doch: daß nach des Einsiedlers Berichte die Schlangen umb diesen Fels kein Gifft hätten. Wordurch ihr Gemüthe denn auch etlicher maßen beruhiget/ und sie von ihren wahrsagenden Schlangen das beste zu hoffen verursacht ward. Daher faßte sie ihr ein Hertze auf den Fels zu steigen/ und sich nach dem Einsiedler umbzusehen/ von deme sie eine Auslegung ihres Gesichtes zu erbitten meinte. Als sie nahe auf dem Gipfel war/ hörte sie Menschen reden/ welches sie denn bewegte das Gepüsche mit den Händen von einander zu drücken/ und sich nach ihnen umbzuschauen. Sie erblickte zum ersten den Einsiedler und bald darnach Ismenen/ welche ihr beyde den Rücken/ ihre Antlitzer aber dem Brunnen zu kehrten. Diese beyde waren auch mit einander in solcher Embsigkeit begriffen: daß die Königin sich nicht scheute durch das Gestrittig sich ihnen noch umb ein gutes Theil zu nähern/ umb ihre Wortwechselung desto eigentlicher zu verstehen; da sie denn den Einsiedler derogestalt reden hörete: Weil sie weder von dem/ den sie liebte/ noch von dem/ den sie heyrathen solte/ einiges Haar/ Brief oder ander Geschencke bey sich hätte/ solte sie zwey gleiche Stücke Rinde von den nechsten Buchen schneiden/ und auf jeden eines oder des andern Nahmen schreiben/ hernach solche in Brunn werffen/ so würde sich unverlängt ereignen/ welchen unter beyden ihr das Verhängnüs bestim̃et hätte. Ismene leistete dieser Anweisung in allem ohne Verzug willigste Folge. Sie hatte aber kaum beyde Rinden in den Brun̄ geworffen/ als die eine mit Gewalt wieder heraus gestossen/ und über dreissig Schritte weit vom Brunnen geworffen ward. Ismene fragte umb diese Bedeutung; der Einsiedler aber antwortete: daß dis/ was der Brunn in sich behielte/ vom Verhängnüsse beliebt/ das von sich gestossene aber verworffen würde. Diese Antwort gab Ismenens Füssen gleichsam Flügel die verworffene Rinde aufzusuchen. Sie hatte solche aber kaum in die Hand kriegt/ als ihr vorhin trauriges Antlitz sich wie der gewölckte Him̃el ausklärte/ und sie laut zu ruffen anfieng: GOtt Lob! mein Wunsch ist gewähret/ Catumer verstossen/ Zeno erwehlet. Welche Worte denn die Königin Erato abermals fast außer ihr selbst setzten; Gleichwol aber erholte sie sich wieder/ und zwar meist aus Begierde die Schrift auf der Rinde zu sehen. Also trat sie wenige Schritte herfür/ Ismenen aber gerade unter die Augen/ und rechtfertigte sie: was das Verhängnis auf ihren Zeno ihr für ein Ausspruchs-Recht einräumete? Ismene/ welche sich niemandens weniger als der Königin alldar versehen hatte/ röthete sich hierüber/ und trat etliche Tritte zurücke. Sie faßte aber bald wieder ein Hertze/ und sagte: Sie begehrte die Eyversucht gegen Menschen nicht zu schelten; aber welche man wider die Göttliche Versehung ausüben wolte/ wäre verdam̃lich oder zum wenigsten fruchtloß. Hiermit zeigte ihr Ismene die mit dem Nahmen des Fürsten Catumer bezeichnete Rinde/ welche so leichte war: daß sie durch keine menschliche Stärcke hätte vom Brunnen so weit geworffen werden können. Erato sahe sie mit starren Augen an/ und erstummete; hernach rief sie: O ihr

O ihr Götter! warumb verknüpfft ihr zarte Seelen so feste mit einander: daß ihr sie hernach mit desto schmertzlicher Empfindligkeit von einander trennet? Unglückliche Erato! hast du in einer so weiten Ferne deinen Zeno wieder funden: daß du nicht nur ihn/ sondern auch die Hofnung ihn zu besitzen auf einmal verlieren müssest? Alleine/ wo stehet geschrieben: daß ich meiner andern Seele des Fürsten Zeno vergessen soll? Sind die Schlüsse des Verhängnüsses deutlicher in diesem Brunnen/ als in den gestirnten Ziffern des Himmels zu lesen? Wer hat das Wasser zu einer geheimen Schreibe-Taffel Gottes gemacht/ in welches kein Mensch etwas aufzeichnen kan? Die eivrige Erato wäre noch weiter in ihrer Ungedult fortgefahren/ wenn der Einsiedler nicht mit ernsthafter Gebehrdung eingebrochen wäre: Hüte dich! wer du auch seyn magst/ die diesen Brunn begeisternde Gottheit zu lästern. Deine heutige Reden lassen mich muthmassen: daß du dem Griechischen Gottesdienste beypflichtest. Ist dir aber unbekant: daß in dem Spartanischen Gebiete nicht weit von des Esculapius Altären eine kleine See sey/ darein an dem Feyer der Jo die Betenden Brodte zu werffen pflegen? Werden von selbigem Wasser nicht eben so wol die Opfer der Erhörten behalten/ derer aber ausgespeyet/ welchen GOtt ihren Wunsch nicht gewehren wil? Gehet es nicht eben so mit dem in den Becher des brennenden Etna geworffenem Golde/ Silber und anderem Opfer her? Was aber mag das Griechische Wasser/ das Sicilische Feuer/ die Opfer-Asche/ Lorbeer-Blätter/ und andere todte Dinge für eine geschicktere Eigenschaft zur Wahrsagung/ als unsere Quellen haben? Stimmet aber die dir von den Schlangen gegebene Wahrsagung nicht mit der Andeutung dieses Brunnen überein? Verdienen aber die deutschen Schlangen nicht so viel Glauben/ als die in heissern Ländern/ weil diese giftiger/ und/ wenn sie entweder mit Staube ihre Ohren verstopfen/ oder wieder singen/ dem Beschwerer selbst tödtlich/ unsere aber lauter und unschuldig sind? Erato erkennete ihre Ubereilung/ und bat: seine Sanftmuth möchte die Schwachheit eines verliebten Weibes nicht für eine vorsetzliche Verachtung dieses Heiligthums auslegen. Irrthümer wären niemanden eher als ihrem Geschlechte zu verzeihen/ und die Liebe entschuldigte auch die Vergehungen kluger Männer. Die ihr widerfahrne Schlangen-Wahrsagung wäre so viel Wunders/ und so klar gewest: daß in der Welt nichts darmit zu vergleichen wäre. Ismene ward begierig dis zu vernehmen; und nachdem sie den ihrer Liebe gethanen Eintrag aufs beste entschuldigt hatte/ beschwur sie sie bey ihrer Freundschafft/ sie wolte ihr hiervon nichts verhölen/ und durch die von diesem heiligen Manne erwehnte Ubereinstimmung beyder Wahrsagungen ihrem Unverstande ein heller Licht anstecken. Erato war geneigt ihr zu willfahren/ der Einsiedler aber kam ihr mit einer umbständlichen Erzehlung zuvor/ umb beyden darzuthun: daß ihm nichts/ was gleich in seiner Abwesenheit daselbst geschehe/ unwissend wäre. Erato bestätigte alles zu Ismenens unbegreiflicher Entsetz-/ aber auch zu nicht geringerer Vergnügung; welche denn ihren Vorwitz nicht hemmen konte den Priester zu fragen: ob das mit den rauschenden Quellen so wol einstimmende Gethöne ein angebohrnes Zischen solcher Schlangen/ oder ein göttlicher Klang wäre? Der Einsiedler fieng an: Mich jammert eurer Einfalt. Glaubt ihr nicht: daß wenn eure verwöhnte Ohren von aller Unsauberkeit gereiniget wären/ euch das verdrüßliche Brüllen der Löwen/ das Bläcken der Küh/ das Meckern der Ziegen/ das Heulen der Wölffe/ das Grunzen der Schweine/ das Wiegern der Pferde/ das Bellen der Hunde/ das Spinnen der Katzen/ das Schwirren der Heuschrecken so lieblich als das Schlagen der Nachtigall/ das Singen der Menschen/ und so

süsse/

süsse/als das erwehnte Zischen der einschläfenden Schlangen fürkommen würde? In welchem Verstande deñ auch für keine Falschheit zu halten ist: daß die Schwanen annehmliche Grabe-Lieder singen. Kan euch auch unbekandt seyn: daß die aufschwellende Bruñen/ die rauschenden Bäche einẽ süssen und einschläffendẽ Klang von sich gebẽ? Habt ihr nicht gehöret: daß ein Fuchs in Cilicien nach dem Schwalle der Flöten tantze und sich aufschwelle? daß ein Fluß in Arabien wie eine Laute spiele; und in Hispanien ein vom Winde geregter Strom den annehmlichsten Klang von sich gebe? Ist nicht eben eine so liebliche Bach in Phrygien/ welche zu tichten Anlaß gegeben hat; Daß der in solch Wasser verwandelte Marsyas noch immer seine Thorheit besinge? Ja die Erfindungen der Menschen wissen in ihren Lust-Gärten das Gethöne der Vögel und Säiten-Spiele nachzumachẽ. Wisset überdis ihr nicht: daß das grosse Gebäue der Welt nichts anders/ als eine wolgestim̃te Harffe des grössesten GOttes sey? Daher auch die Egyptier ihrem Osiris/ die Griechen ihrem Apollo eine Leyer mit sieben Säiten/ und ihrem Pan eine Pfeiffe mit sieben Röhren zueignen? Da nun alle Thiere/ ja das verächtliche Gewürme Theile dieser Säiten sind/ wie dis zu erweisen die künstliche Weberey der Spinnen/ die unvergleichliche Baukunst der Bienen überflüßig erhärtet; ist sich nicht zu verwundern: daß diese frembde Fürstin in ihrer heiligen Selbst-Gelassenheit an dem Zischen der heilsamen Schlangen eine so grosse Ergötzligkeit wahrgenommen habe. Sintemal nichts so geringes auf der Erden kreucht/ was nicht eben so wol mit dem süssen Gethöne des Himmels/ wie in der Singe-Kunst jeder niedriger Thon mit dem/ welcher acht Staffeln höher ist/ und wie in der Rechen-Kunst die Eines mit der Zehne überein kom̃t; so gar: daß der Roß-Kefer den Rind- oder Esels-Mist nicht anders als mit dem Neu-Monden zusammen kugeln/ und in einem Monden-Jahre von sieben mal sieben Tagen in einen jungen Kefer ausbrüten kan. Aus welchem Absehen denn die alten Sternseher fast alle Thiere/ und insonderheit die Drachen/ die Erd- und Wasser-Schlangen unter die Gestirne versetzt; die Griechen aber die Geheimnüs unter ihre Getichte versteckt haben. Wie aber soll eines Thieres Schall aufgeräumten Ohren nicht annehmlich klingen/ da der grosse Schöpfer der Welt/ welcher der Natur nichts wider-stimmiges eingepflantzt hat/ den Schnabel der Vögel/ die Rachen und Mäuler der Thiere/ ja das stumme Athemholen der Fische eben so wol als die Zunge des Menschen zu seinem Lobe gestimmet hat. Erato schöpfte über diesen Worten nicht nur ungemeine Vergnügung/ sondern auch eine Lüsternheit was mehrers von der allgemeinen Einstimmung der Welt zu vernehmen; bat ihn daher: Er möchte ihr das Geheimnüß von der Harffe der Welt/ und von ihren sieben Säiten etwas klärer entwerffen: daß ihre Einfalt was nützliches hiervon fassen könte. Der Einsiedler antwortete: Weil der Mensch umb dis zu verstehen von GOtt eine vernünftige Seele bekommen hätte/ ja selbst eine der fürnehmsten Säiten wäre/ könte er mit Gewissen ihr dis Verlangen nicht abschlagen/ wo sie ihm anders so viel Gedult ihn zu hören geben wolte/ als er versichert wäre: daß sie seine Lehre mit der Warheit übereinstimmig befinden würden. Denn in der Welt wäre kein verstimmter und abscheulicher Gethöne/ als Lügen. Ismene und Erato versprachen ihm zugleich alles/ was er verlangte; Daher er denn ohne fernern Verzug anfieng: Die eitelen Griechen tichten: des Apollo Leyer habe deßwegen sieben Säiten gehabt; weil bey seiner Geburt die Schwanen siebenmal umb das Eyland Delos geflogen wären; und des Pan Pfeiffe sieben Röhren/ weil er aus der verfolgten Syrinx so viel Stengel Schilf-Rohr gewachsen seyn soll.

Allein es sind dis entweder ertichtete Eitelkeiten / oder allzu unverständliche Versteckungen der Warheit. Dis aber ist vielmehr der Vernunft gemäß; daß der Himmel / das Feuer / die Lufft / die Erde / das Wasser / die Pflantzen / die Thiere und der Mensch die sieben einstimmigen Säiten in der grossen Harffe der Welt / das Gewichte / das Maas / und die Zahl aber die drey Bogen seyn / wodurch GOtt die Seele der Welt / welcher so wol mit dem grossen Alles seiner unzehlbaren Geschöpfe / als mit sich selbst allezeit einstimmig ist / in diesem so das annehmliche Gethöne erreget / und allen Säiten den Geist der Eintracht einflösse. Der Himmel fürnemlich ist gleichsam der Ursprung / das Muster und die Richtschnur aller vollkommenen Zusammenstimmungen / darinnen die sieben Kreiße der Irrsternen absonderlich sieben Säiten der himmlischen Leyer / jeder Stern aber eine singende Zunge abzugeben scheinet. Welches anzudeuten denn die Leyer selbst unter die Gestirne erhoben / von den alten Weisen aber nachdencklich gelehret worden ist: daß im Himmel nichts sey / was nicht seine Stimme künstlich erheben könne. Dieses aber geschiehet nicht nur in der wolabgetheilten Grösse und in dem unterschiedenen Stande eines jeden Sternes; wie solche zu der Ferne seines Standes und zu seiner Würckung erfodert wird / also nicht zu fragen ist: daß die Sonne das Hertze der Welt / welche die andern Sternen erleuchtet / und die gantze Natur erwärmet / der gröste ist / und in der Mitte der unholde Saturn am fernesten / und der wäßrichte Monde am niedrigsten stehe. Dieser ist von der Erde einer Staffel weit entfernet. Der Mercur stehet über dem Monden / wie auch die Venus über dem Mercur eine halbe / die Sonne darüber anderthalbe / Mars über der Sonne eine / Jupiter über dem Mars / und Saturn über dem Jupiter / wie auch der höchste Gipfel des Himmels jedes eine halbe Staffel weit; also daß es vom Gipfel bis zur Erde sechs und also so viel Staffeln weit ist / als ihrer die Singekunst in sich hat. Die Entfernung jedes Irrsternes von der Erde aber stimmet überaus artlich mit ihrer Grösse ein; also: daß die kleinsten die nechsten sind; und je grösser ein jeder / je weiter er von uns stehet / und also die Nähe der Kleinigkeit in ihren Würckungen hilft / und die Ferne die allzuheftigen Einflüsse der grösten Gestirne miltert. Nichts minder machet die Bewegung der Gestirne den Himmel zu einer gleichsam aus Ertzt gegossenen und klingenden Kugel; darinnen jedes zwar seinen absonderen Lauf hat / aber doch wie die zusammen-gestimmten Röhre einer sieben-fachen Pfeiffe mit allen einträglich übereinkommt; also daß / obgleich die Irrsterne gantz widriglauffen / sie doch auf gewisse Zeit sich mit einander vereinbaren; also: daß der in dreißig Jahren allererst den Thier-Kreiß durchlauffende Saturn / die in einem Jahre durchrennende Sonne / ja den in viermal sieben Tagen auskommenden Monden nicht versäumet; daß zwischen dem frostigen Saturn und feurigen Mars der gütige Jupiter / zwischen der trockenen Venus und dem nassen Monden der linde Mercur eine Mäßigung / und sogar eine Zusammenstimmung widriger Gethöne macht. Eben so sind die zwölf Zeichen des gestirnten Thier-Kreißes durch ihre Eigenschafften als durch Knoten aneinander verknüpft. Dem feurigen und trockenen Widder stimmet der kalte Ochse mit seiner Trockenheit / dem trockenen Ochsen die warmen Zwillinge / den zugleich nassen Zwillingen der kalte und nasse Krebs ein. Eine solche vierthönichte Zusammenstimmung machen in gleicher Ordnung der Löwe / die Jungfrau / die Wage / der Scorpion und die dritte nicht anders der Schütze / der Steinbock / der Wassermann und die Fische: daß also durchgehends das fünfte Zeichen dem vorhergehenden wie im Singen der achte Thon dem ersten gantz gleichstimmig ist. Welche Eintracht dann

auch

auch durch der Gestirne kräfftige Würckung biß in die innerste Schoß der Erde/ und in den Abgrund des Meeres sich erstrecket/ und weder Thier/ Fisch oder Gewächse ist/ welches nicht einen ihm gleichstimmigen Stern im Himmel habe. Absonderlich stimmet die Sonne mit dem Löwen/ als ihrem Hause wohl zusammen/ und sie kriegt in selbtem zweyfache Kräfften/ wie der Monde im Krebse/ Saturn im Wassermanne und Steinbocke/ Jupiter in Fischen und Schützen/ Mars im Widder und Scorpien/ Venus im Wassermanne und Stier/ Mercur in der Jungfrau und Wage. Gleiche Zusammenstimmung finden wir in Elementen/ ungeachtet dem Feuer nichts mehr als das Wasser widrig zu seyn/ auch Lufft und Erde keine Verträgligkeit mit einander zu haben scheinet. Denn weil das Feuer 2. mal so dinne als die Lufft/ 3. mal so leichte/ und noch einmal so scharff als das Wasser; diß aber zweymal so scharff/ dreymal so dinne/ und viermal so leichte als die Erde ist; machen ihre unterschiedene Eigenschafften auch die Zusammenstimmung des allerwidrigsten. Dem scharffen/ dinnen und beweglichen Feuer komt die stumpfe Lufft/ weil sie dinne und beweglich ist/ bey. Das dicke Wasser verträgt sich mit der Lufft/ weil es stumpf und beweglich/ und die unbewegliche Erde mit dem Wasser/ weil sie wie jene stumpf und dicke ist; also zwischen Feuer und Erde/ Lufft und Wasser einen Mittel-Thon ihm macht/ und die Lufft so weit vom Feuer/ als das Wasser von der Lufft/ und die Erde vom Wasser seinen Klang erniedrigt. Das Wasser hat zur sondern Eigenschafft die Nässe; mit der Kälte aber stimmet sie der Erde/ die von Natur allezeit kalte Erde mit ihrer Trockenheit aber dem Feuer ein. Das allzeit trockene Feuer vereinbart sich durch die Wärmbde der Lufft/ und die Lufft durch die Nässe dem Wasser. Alleine/ wie schlecht würde die grosse Harffe der Welt zusammenstimmen/ wenn die Elemente nur mit einander/ nicht aber auch mit dem Himmel überein stimmen solten. Die Erde hat nichts/ was denen Gestirnen abgeht/ und diese alles/ was die Erde. Im Monden finden unsere Fern-Gläser die grossen Gebürge des Taurus/ des Imaus/ und Paropamisus; ja die Feuer-speyenden Berge Etna und Hecla/ den Nil/ den Ganges/ Rhein und andere Flüsse/ unterschiedene Meere mit Ebb und Flutt/ Regen/ Thau und Schnee; ja unsere vernünfftigste Weltweisen Thiere und Menschen. Woraus wir gleichsam zu schlüssen genöthigt werden: daß es in der Sonne und andern edlern Sternen nicht schlechter beschaffen seyn könne. Diese Ubereinstimmung ereignet sich auch in allen vermischten Dingen/ derer keines in der Lufft/ auf der Erde und im Meere befindlich ist/ welches nicht Feuer/ Lufft/ Erde und Wasser zusammen in Eintracht bringe/ ungeachtet etliche Gewächse hitzige/ andere kältende Würckungen haben. Aus dieser Einstimmung fleust: daß alle Flüsse dem Meere zueilen/ daraus sie ihren Ursprung haben; daß die Dünste sich in die Lufft ziehen und den geneigten Sternen nähern; daß die Glut allezeit gegen dem Himmel klimt; daß so viel Thiere und tausend Gewächse einen heimlichen Zug zu den Sternen haben; daß der Löwe sich für dem Hahne fürchtet/ weil die Sonne in diesen einen stärckern Einfluß/ als in jenen hat; daß die Sonnen-Wende der Sonne den gantzen Tag nachziehet; daß der Lotus-Baum seine des Nachts zugeschlossene Blätter mit der aufgehenden Sonnen aufhüllt/ am Mittage völlig ausbreitet/ mit dem Abende nach und nach zuschleust. Ja wir finden in den Eingeweiden der Erde alle himlische Irr-Sterne. Das Silber komt dem Monden/ das Queckfilber dem Mercur/ das Kupfer der Venus/ das Eisen dem Mars/ das Zinn dem Jupiter/ das Bley dem Saturn bey/ und kein Thier geht/ schwimt oder kreucht auf der Erde und im Meere/ das nicht einem dieser Gestirne beystimme.

Nicht geringer ist die Zusammenstimmung der irrdischen Dinge unter einander selbst. Die Ulmen spielen mit den Wein-Stöcken / das Wind-Kraut mit den Dornen / Epheu mit Eichen und Buchen; die Einhörner verlieben sich in Jungfrauen; ja die Drachẽ selbst haben mehrmals beym Frauenzimmer Gift und Wildnüß abgeleget. Ja weil der Stahl vom Magnet / die Spreu vom Agsteine / die Mutte vom Lichte sich ziehen läßt / ist es kein Wunder: daß alle empfindliche Seelẽ von Saitenspielẽ einen Zug fühlen / und ein süsses Gethöne der saugendẽ Kinder andere Milch sey; daß die Vögel durch die Pfeiffe sich ins Garn / die Fische sich ins Netze / die Meer-Schweine durch die Harffe ans Ufer und vom Amphion zu Schiffe / die Nordischen Schwanen in die Kesichte / die Hirschen durch Menschen-Stimme in die gestellten Garne locken lassen. Die wilden Elefanten in Indien lassen sich durch Seiten-Spiele bändigen / und die hartneckichten Camele nehmen darbey ihre Bürde willig auf. Ja wie ein Steinfels bey Megara / worauf bey Erbauung der Thebischen Mauern des Apollo Laute gelegen / soll bey seiner Anrührung ein süsses Gethöne von sich gegeben haben; also haben mich etliche Griechen versichert: daß die Eylande an dem Lydischen Ufer sich beym Klange der Flöten ins Meer entfernen. Gewiß aber ist: daß auch die stumme Spinne darmit: daß sie ihr Gewebe in sechs dreyeckichte Felder abtheilet / uns die Erfindung nach iedem Drey-Eck ein wohl abgetheiltes Seiten-Spiel zu fertigen an die Hand gäbe; welches wunder-würdig zusammen stimmen muß / wenn man es nach der Spinnweben Muster mit zehn Seiten beschnürte. Zu geschweigen: daß Pythagoras von dem Dreyschlage dreyer gegen einander wohl abgetheilter Hämmer die Seitenspiele zu stimmen gelernet haben soll. Die Königin Erato konte ihre über dieses Einsidels Rede geschöpfte Vergnügung länger nicht verbergen; sondern betheuerte: daß seine Erzehlung meh[r] ihr Gemüthe / als das süsse Zischen der Schlangen ihre Ohren belustiget hätte / sie könte auch nicht glauben: daß die von den Sonnen-Strahlen klingend-werdende Säule des Memnons in Egypten ein annehmlicher Gethöne von sich gäbe. Der Einsiedler versetzte: Er wolte ihre Höfligkeit für keine Heucheley aufnehmen / wenn sie glaubte: daß keine vollkommenere Harffe in der Welt / als der Mensch wäre. Erato antwortete: Sie hätte daran niemals gezweifelt / weil sie gewust: daß gegen der Menschen-Stimme aller andern Thiere Thon ein Geheule / und alle Seiten-Spiele ein todtes Wesen wären / welche von jener allen Verstand als die Seele der Liebligkeit bekommen müsten. Die Natur hätte zu dem Munde / als dem Aufenthalte der Seele / der Pforte der Worte / dem Brunn der Beredsamkeit / der Wahrsagerin der Gedancken / der Mutter der süssesten Menschen-Stimme alle Kunst und Weißheit angewehret / des Mundes Gestalt und Würde nichts abzubrechen. Alle Glieder wären schier zu Gehülffen der Stimme geschaffen. Die Lungen dienten ihr zu Blasebälgen / die hole Brust und der Hals zu Röhren den nöthigen Wind in den Mund zu leiten. Aus dem Gehirne giengen [illegible] Spann-Adern zu Bewegung dahin / und das Haupt feuchtete den Mund nothwedig dazu an. Im Munde allein stünden die Zunge / der Gaumen / die Zähne / die Lippen / das Zäpplein / die Kehle und viele andere nöthige Werckzeuge der Stimme zu Diensten. Ihre Würde hätte sie ins Haupt / als in den Königlichen Sitz des Gemüthes erhöhet / dessen Dolmetscherin sie [illegible] wormit sie die Geheimnüsse der Vernunft und die Schlüsse des Willens mit einer so viel [illegible] durchdringenden Liebligkeit kund mache. [illegible] Einsiedler fiel ein: Diß alles wäre [illegible] wahr: der Mund stellte eine [illegible] die Lufft-Röhre das Rohr / die Zunge die [illegible]

den Finger abgeben; die Zunge aber eine beseelte Laute für/ welcher Seiten die Zähne wären. Mit dieser hätte Orpheus Bäume und Felsen rege gemacht/ Mercur die wilden Leute gebändigt; dahero diesem auch die Zunge gewiedmet wäre/ in Egypten aber sie/ nebst vier Zähnen ein Sinn-Bild der Singe-Kunst und Seiten-Spiele abgäbe. Alleine hierinnen bestünde doch nicht der Grund seines vorigen Schlusses. Denn ob zwar eine singende Menschen-Stimme durch Marck und Beine zu dringen; Felsen rege/ Geister unbeweglich/ und Sterbende gleich am wieder lebend zu machen vermöchte; so wäre doch was viel grössers/ welches den auch stummen Menschen zum Werckzeuge der allersüssesten Zusammenstimmung machte. Ismene fieng an: Weil wir alle Menschen/ und also solche Werckzeuge sind/ wolle er uns durch seine tiefsinnige Auslegung doch so glücklich machen: daß wir uns/ und unsere Glückseligkeit kennen lernen. Der Einsiedler begegnete ihr: Wisset ihr denn nicht/ holdselige Kinder: daß der Mensch Gottes vollkommenstes Geschöpfe/ ein Begrieff aller Wunderwercke/ eine kleine Welt sey? da nun die grosse Welt eine vollkommene Harfe/ der grosse Gott ihr Stimmer ist; wie soll die kleine nicht der grossen/ als das Muster dem Wercke zusagen? Sintemal in der grossen Welt nichts so groß oder klein ist/ was nicht auch die kleine in sich hat; ja die kleine/ als das einige Ebenbild Gottes/ begreifft in sich etwas edles/ was der grossen mangelt. Der niemals ruhenden Sonne stimmet das stets schlagende Hertze bey; welches in so viel Stunden/ als jene Tag und Nacht macht/ in den Adern durch den gantzen Leib das Geblüte herumb treibet/ alle Glieder beseelet/ und durch eine Bewegung nicht nur die Augenblicke/ sondern Stunden/ Tage und Jahre abmißt; also das Hertze in der verborgensten Einsamkeit einem genauen Aufmercker zu einer unfehlbaren Uhr dienen kan. Der Monde kom̃t dem Gehirne bey/ welches wie jener die Unter-Welt durch sein silbernes Thau-Horn/ also dieses alle Glieder durch seinen Einfluß bethauet. Der Miltz zeucht wie der Saturn/ die Galle wie der Mars alles schädliche aus dem Leibe an sich. Die Lunge hat in ihm die Verrichtung des Mercur/ die Nieren der Venus/ die Leber des Jupiters. Die Augen haben die Gleichheit und das Ampt der festen Gestirne/ wo sie nicht zuweilen durch ihre kräftige Regungen es gar der Sonne zuvor thun. Mit dem Feuer stimmet das Gesichte/ mit dem Gehöre die Lufft/ mit dem Fühlen die Erde/ mit dem Geschmacke das Wasser/ mit dem Geruche beydes überein. Was ist den Alpen/ dem Taurus und unserm Hartz-Gebürge ähnlicher als der Rückgrad/ den Felsen gleicher als die Gebeine? In unserm Geblüte/ Eingeweiden und Feuchtigkeiten stecket nicht nur Saltz/ Schwefel und Queck-Silber/ sondern alles Ertztes Eigenschaften/ und wir zeugen in uns so wohl Steine als die Berge. Unser Fleisch und Glieder kriegen nicht anders von den Lebens-Geistern als die Bäume von der Krafft der geistigen Erde Nahrung und Wachsthum. Die Kräuter und Blumen sind nichts anders als Haare der Felder; unsere Adern aber selbstständige Flüsse und Quelle. Unsere Thränen und der Schweiß gleichen dem Thau und dem Regen/ unser Lachen dem Blitze/ unser Dräuen dem Donner/ unser Seufzen und Athemholen dem Winde/ unser Zittern dem Erdbeben. Unsere anmuthige Kindheit bildet den schönen Früling/ unsere feurige Jugend den hitzigen Sommer/ unser mannbares Alter den fruchtbaren Herbst/ unser ohnmächtiges Alter den kalten Winter ab; ja unser Tod begegnet nicht nur Sternen/ Felsen/ Städten/ Eylanden und Ländern/ welche vom Meere oder Erdbeben verschlungen wer-

werden/ sondern ist eine kräfftige Wahrsagung: daß die grosse Welt so wenig als die kleine ewig seyn werde. Erato fiel ein: Ich lerne aus dieser Auslegung nun allererst meiner Lehrmeister Unterweisung recht verstehen: daß es einen Ober- und untern Himmel/ und zweyerley Sternen gebe; daß in dem Menschen der Saamen aller Dinge verborgen liege/ und in diesem kurtzen Begriffe mehr/ als in allem Umbkreisse der Natur/ ja der Mensch gegen andere Geschöpfe ein Gott/ und allein ihm zu gefallen die Welt erschaffen sey. Der Einsiedler antwortete: Mit dieser Umbschrenckung kan man den Menschen für ein so grosses Wesen gelten lassen/ welcher sonst aber gegen Gott weniger als ein Sonnen-Staub zu rechnen ist. Worbey ich denn selbst nachgebe: daß auch der menschliche Leib einiger massen mit Gott eine wiewohl entfernte Vergleichung vertrage. Denn wie Gott ein alles begreiffender und unbegreifflicher/ die Welt aber ein unermeßlicher Kreiß ist/ also bildet nicht nur das menschliche Haupt eine Kugel/ sondern auch der sich ausbreitende Leib einen Kreiß ab/ darinnen der Nabel/ oder vielmehr das Ende des Leibes der Mittel-Punct ist. Uber diß gibt der menschliche Leib ein vollkommenes Vier-Eck ab/ wenn seine vier Striche von dem äusersten Ende der Finger gezogen werden/ dessen Mittel-Punct das Ende der Zwisel ist. Erato erforschte an ihrem eigenen Leibe alsofort beyde Abmässungen/ und erwehnte: daß Pythagoras durchs Vier-Eck den einigen und ewigen Gott abgebildet hätte; die Egyptier aber alle Geheimnüsse der Irr-Sternen in viereckichte Siegel versteckten/ und die Thracier nicht/ wie alle andere Völcker biß auf zehn/ sondern nur biß auf vier erstreckten. Der Einsiedler lobte so wohl der Königin Sorgfalt als ihren Beysatz/ versicherte auch beyde Fürstinnen: daß im Menschen alle ordentliche Bildungen der Mäß-Kunst zu finden wären. Dahero wenn man vom Ende des Rückgrades umb den ausgestreckten Menschen einen Kreiß machte/ die Spitzen der Hände/ der Füsse und des Hauptes an solchen rührten/ würde man an ihm das vollkommenste Fünf-Eck/ und von denen beyden Fußsolen biß zum Nabel ein richtiges Dreyeck/ an denen ausgestreckten Beinen und Armen aber ein gleichseitiges Viereck finden. An denen empor gestreckten Armen komt der Ellebogen der Scheitel in Niedersenckung der Armen das äuserste der Finger dem Knie schnurgleiche/ und im ersten Falle ist der Nabel/ im andern das Ende der Zwiesel ein richtiger Mittel-Punct. Nichts minder haben auch die Glieder gegen einander eine so geschickte Abtheilung: daß die Mäß-Künstler von Ausspannung der Armen die Klaffter/ oder eine Menschen-Länge/ von dem Ellbogen die Elle/ von der Fuß-Länge den Schuch/ oder halbe/ von der Spanne das Drittel der Elle/ ja alle Maasse genommen; ja nach des menschlichen Leibes Stellung die vollkommensten Säulen/ Fenster/ Thüren/ Bogen/ Häuser und Tempel abgetheilet/ wie folgende Bildhauer nach des Polycletus Muster alle ihre Bilder abgemässen haben. Erato fiel ein: Bey so richtigem Maaße erkenne ich meinen Irrthum in der unnöthigen Verwunderung über drey nach Artarata kommender Mahler/ derer einer an dem Nagel meines Daumens/ der andere an dem äusersten Gliede meiner kleinen Zeh/ der dritte von einem Auge biß zum andern das Maaß nahm/ und ieder mich nach meiner richtigen Grösse abbildete. Noch viel weniger aber ist für unbegreifflich zu halten: daß Pythagoras aus einem Schritte des Hercules/ Phidias aus einem Kreile seines Löwen/ Timantes aus ... nes den Daumen des Polyphemus mässende Zwerges Stellung des Riesens Grösse ... rechnen konte. Der Einsiedler versetzte: Es ist so leichte aus einem Gliede aller Grösse ...

unb...

urtheilen / als viel kleine Zahlen in eine grosse zusammen zu setzen. Denn der Nagel der Zähen und Hände ist die Helffte des gantzen Gliedes. Das grosse Glied des Daumens ist so groß / als der Mund aufgesperret werden kan / und so weit die unterste Lippe vom Ende des Kines entfernet ist. Das kleineste Glied des Daumens aber reicht von der Höhe der untersten Lippe biß an die Nase an. Das gröste Glied des Zeigers ist so lang als die Stirne hoch ist. Seine zwey kleinesten Vörder-Glieder mit dem Nabel haben die Länge der Nase. Das erste und gröste Glied des Mittel-Fingers reichet von der Nase biß in die Tieffe des Kines / das mittelste biß zum Ende der Unter-Lippe / das dritte vom Munde biß zur Nase. Die Länge des Spieß-Fingers ist die Helffte der Hand / biß zum Gelencke des Armes / die gantze Hand aber hat die Länge des Antlitzes. Dieses aber hat drey gleiche Längen / derer nemlich eine von der obersten Stirne biß zun Augen / die andere biß zun Lippen / die dritte biß unter das Kinn sich erstrecket. So weit es vom Kine biß zur Brust ist / so breit ist der Hals. Die Entfernung des Kines von dem Wirbel / beträgt den Umbkreiß des Halses / und die Helffte des Gürtels. Die Gurgel steht so weit vom Kine / als die Nase von der Mitte der Augen-Brauen; und die Weite der Nase vom Kine stimmet mit der Ferne des Knotens im Halse mit dem Ende desselbten überein. Die Breite der Augen-Höle von oben her bis unten zu / die Vorragung der Nase / und die Länge der kleinen Furche zwischen der Nase und dem Munde haben einerley Maaß. Wie die Weite des Mundes / die Höhe der Stirne / die Länge der Nase / der Ohren / des Daumens / und der Raum unter der Nase / bis zum Kine auch ein gleiches. Von der obern Einbiegung der Nase biß zu den eusersten Winckeln der Augen ist es so weit / als von diesen zun Ohren. Beyde Augen Brauen tragen den Kreiß der Augen / der halbe Umbkreiß des Ohres aber die Weite des Mundes / die Weiten der Nase die Länge des Auges aus. Zwischen dem Wirbel und Kine sind die Augen / zwischen dem Wirbel und Knien der Nabel / zwischen der Nase und dem Brust-Beine der Knoten am Halse der Mittel-Punct. Die Fläche der Hand ist so breit als das Fuß-Bret. Die Entfernung der ausgestreckten Hände / und die von einander Spannung der Füsse kom̃t der gantzen / die Rundte des Leibes unter den Achseln der halben Länge des Menschen bey. Der Mittel-Punct auf der Brust biß zum Wirbel / wie auch die Zwisel biß zum Knie / und das Knie biß zum Knöchel / nichts minder die Breite der Achseln / und die Länge vom Ellebogen biß zum eusersten Mittel-Finger sind ein Mäß-Stab des vierdten Theiles an der menschlichen Länge. Die Weite von einer Wartze biß zur andern / und von Wartzen biß zum Munde / oder zum Nabel kommen genau mit einander ein / und betragen das siebende Theil der menschlichen Länge. Von dem Wirbel ist es so weit als von der Achsel zum Ellebogen / und der Mensch achtmal so lang. Die Breite der Brust und der Umbkreiß des Hauptes tragen das fünfte Theil der Länge aus. Die Därme sind sieben mal so lang als der Mensch. Alle einzele Glieder / als die Nase / der Mund und der Nabel stehen gleichfalls in der Mitte; alle zweyfache aber auf der Seite / iedoch damit alles wohl zusammen stimme / gerade gegen einander über. Diese und hundert andere zusammen-stimmende Abmässungen menschlicher Glieder muste der Einsiedler Ismenen und der Erato so langsam erzehlē / auch theils wiederholen: daß sie derselben Wahrheit an einander durch ihre Ausmässung erforschen konten. Wie nun an beyden alles auf ein Haar eintraff / ruffte Ismene mit hellem Munde: O der wunderwürdigen Mäßkunst! O des unvergleichlichē Werckmeisters! welcher in Erschaffung der kleinen Welt so groß / wo nicht grösser / als in dem

Baue der grossen ist! Alleine trifft diß Maaß so eigentlich auch in Männern/ und allen Menschen ein? Der Einsiedel antwortete: In allen/ welche ausgewachsen/ und keine Krüpel durch Zufälle/ oder durch Irrthum der Natur/ worzu Fälle und Versehungen der Mütter mehrmals Ursache geben/ worden sind. Denn also kan das Maaß ihrer Glieder so wenig als ein krummes Richtscheid/ ein wanckender Circkel/ oder eine ungleiche Wage eintreffen. Wie denn auch in neugebohrnen Kindern/ als noch unvollkommenen Geschöpfen das Maaß/ insonderheit des Hauptes eben so wenig/ als das Gewichte des Blutes und der Feuchtigkeiten in krancken Leibern fehlet. Massen denn in einem gesunden recht-gebildeten Menschen acht Theile Blut/ halb so viel Wasser/ zwey Theil Galle/ und nur ein Theil schwartz und schwermüthig Geblüte seyn soll. Wie nun diese wohl-abgetheilte Vermischung die Ursache der Gesundheit und einer lebhaften Farbe ist; also bestehet in dem rechten Stande und der gehörigen Grösse der Glieder die Schönheit. Die vollkommenste Schönheit aber ist in der Seele zu suchen; welche nicht nur mit dem Leibe eine wunder-würdige Zusammenstimmung/ wie der Himmel mit der Erde hat/ sondern auch nach des Plato Meynung aus lauter zusammen klingenden aber wesentlichen Zahlen bestehet; oder gar nach Anaxanders und des Aristoxenus Meynung eine sich selbst rege machende Zahl ist. Wie nun die Harffe des Leibes von der Gleichheit der Glieder gestimmet wird; also machen die Kräffte und Würckungen die Flöte der Seele rege/ welche durch die Vernunfft/ durch die Begierde/ und Empfindligkeit/ als durch drey Röhre ihren Klang eröffnet; denen als ihren Gebieterinnen die Glieder des Leibes als fertige Handlanger auf was wenigers als einen Winck gehorsamst zu Gebothe stehen. Diese Zusammenstimmung hat die Seele auch mit den Gestirnen/ aus welchen sie/ vieler Meynung nach/ ohne diß sollen entsprossen seyn/ und in selbte aus ihren sterbenden Leibern wieder empor flügen. Ihre gewächsige Krafft komt dem Monden/ ihre Einbildung dem Mercur/ ihre Begierligkeit der Venus/ ihre Lebhafftigkeit der Sonne/ ihr Trieb oder Eiver dem Mars/ ihre Behägligkeit dem Jupiter/ ihre Fähigkeit alles anzunehmen dem Saturn/ ihr Wille aber dem ersten Bewegungs-Grunde bey. Die Königin Erato fiel ein: Ich erinnere mich bey dieser weisen Auslegung meiner Lehrmeister Unterweisung: daß die Seele im Leibe eben diß/ was der Fuhrmann im Wagen/ der Steuermann im Schiffe/ nach des Anaxagoras und des Milesischen Thales Meynung/ der regende Verstand/ oder die Bewegungs-Krafft des Leibes/ nach Alemäons Urthel/ himlischer Eigenschafft/ nach des Ephesischen Heraclitus Lehre ein Funcken vom Wesen der Sterne/ nach des Pontischen ein Licht sey. Hingegen aber hat mich mehrmals irre gemacht/ wie bey vorhergesetztẽ Meynungen bestehen könne: daß unser Democritus die Seele für ein aus eitel Sonnen-Staube bestehendes Wesen/ Archelaus für eine Regung solcher unsichtbarẽ Kleinigkeiten/ Diogenes sie für eine reine Lufft/ Hippon für ein aus Wasser/ Xenophanes für ein aus Wasser und Erde/ Parmenides für ein aus Feuer und Erde/ Empedocles für ein aus allen Elementen/ Epicurus für ein aus Feuer und Geiste bestehendes Ding/ Hipparchus sie für die Krafft des Feuers/ Asclepiades für ein von allen Sinnen bewegtes Fleisch/ Critolaus für den besten Auszug aus allen Dingen gehalten habe. Der Einsiedler lächelte hierüber/ und sagte: Alles dieses wären Irrthümer alberer Weisen. Dahero nicht nur die Egyptier/ welche die Seele für eine die Leiber

regende Krafft hielten/sondern auch Pythagoras und Hippocrates diese Meynung als eitel verwürffen / und die Seele als ein Kind Gottes/ und für einen durch den gantzen Leib ausgegossenen Geist verehrt hätten. Wie denn auch die Seele ein wahrhafter Geist / und ein Bild des grossen Schöpfers wäre. Obige Irrthümer aber haben ihren Ursprung aus der Neigung und Zusammenstimmung der Seele mit dem Leibe her / welche Eigenschafft sie mit ihrem Wesen vermengen. Denn die Erde hat etlicher massen eine Verwandnüß mit ihrer Empfindligkeit / das Wasser mit ihrer Einbildungs-Krafft/ das Feuer mit ihrer Bewegung / die Lufft mit ihrer Vernunfft/ der Himmel aber mit ihrem Verstande. Ob wir beseelte Menschen nun zwar uns selbst/ nicht weniger den grossen Gott die Seele aller Seelen kennen / und mehr wissen / was die Seele nicht sey/ als was sie ist; so ist doch der der weiseste unter allen Menschen/ der aus der Eigenbewegligkeit der Seele/ und aus dem/ daß sie nicht gezeugt wird / und ein Ebenbild des ewigen Gottes sey/ ihre Unsterbligkeit erkennet/ und sie mehr zu einer mit dem heiligen Schöpfer/ als mit dem fleckichten Leibe einstimmenden Harffe machet.

Der eingeschlichene Abend nöthigte die Königin Erato und die Fürstin Ismene nach abgelegtem Dancke für so heilsame Unterrichtung von diesem gutherzigen Einsiedler Abschied zu nehmen/ und auf das Waldeckische Schloß zu kehren; allwo die Hertzogin Thußnelde und das andere Frauen-Zimmer sich über beyder heimliche Entfernung nicht wenig bekümmert hatten. Wie nun Erato und Ismene sich die erste halbe Nacht / und hernach unzehlbare mal über der seltzamen Wahrsagung mit einander besprachten/ und ihre Liebes-Regungen allerhand seltzame Anstösse erlitten; also brachten sie es durch ihre Lob-Sprüche dahin: daß die Hertzogin Thußnelde biß zu Ende des Heu-Monats in selbiger Gegend sich aufhielt/ und mehrmals mit allen Fürstinnen den Einsiedler heimsuchte / die übrige Zeit aber mit Beschauung der Gebürge/ Brunnen/ Flüsse/ und andern nur ersinnlichen Ergetzligkeiten kürtzte; und mehrmals bekennete: Sie hätte in dieser annehmlichen Gegend allererst gelernet: daß die Vergnügung des Gemüthes/ wie der Thau des Himmels nicht von denen Mist-Hauffen der Städte/ sondern von den Kräutern der Felder zu sammlen/ ja eine solche Einsamkeit nicht nur zu seiner eigenen Genüssung und zur Betrachtung Gottes am geschicktesten / sondern auch der Lebens-Art Gottes am ähnlichsten wäre.



# Inhalt Des Andern Buches.



Des Krieges Eigenschafft. Das Abnehmen des Römischen Reichs: Augustens kluge Bezeigung deßwegen. Des Feldherrn Mißtrauen gegen den Marbod. Zusammenziehung der deutschen Völcker. Germanicus schlägt eine Brücke über den Rhein. Tiberius setzt mit einer grossen Macht bey Meyntz über die Schif-Brücke. Der Deutschen Gegenverfassung. Tiberius büsset ein; läßt gegen der Catten Läger streiffen. Der Graf von Solms gehet auf sie loß/ vertreibt sie nebst dem Ritter Jsenburg. Hermann und Arpus berathschlagen sich dem Feinde nachzusetzen. Tiberius redet seinem furchtsamen Heere ein Hertz ein. Catumers und Marcomirs Sieg gegen die Römer und Gallier. Der Feldherr ziehet dem Tiberius immer nach. Sextus Apulejus/ Arbogast und Cotys fallen ein Theil des Deutschen Heeres an. Jubil/ Ravensberg und Waldeck setzen sich zur Wehre. Asprenas entsetzt die Römer. Scharffes Gefechte der Deutschen mit den Römern/ darinnen jeder des andern Meister werden wil. Nassau schlägt den Gallischen Fürsten Arbogast mit einem Streitkolben zu Bodem/ und hierdurch auch die sämtliche Gallier in die Flucht. Asprenas Tapferkeit/ und kluge Aenderung der Schlacht-Ordnung. Des Feldherrn gleichmäßige Bezeigung. Giebt genaue Achtung auf des Tiberius Thun. Des Tiberius Krieges-List; und wie er den deutschen Feldherrn verführet hat. Scharffes Treffen. Siegesmund hebt einen Römischen Heerführer aus dem Sattel; welcher aber für seinen Vater Segesthes erkennet; und vom Graf Bentheim auf die Seite gebracht wird. Diepholdbleibt im Treffen/ Zalenstein aber wird Hauptmann. Tiberius/ nach dem er beym Feldherrn umb einen Stillstand zu Beerdigung der Todten angehalten/ gebt des Nachts durch/ und befestigt zwischen dem Rhein und Märne ein neues Lager. Arpus erobert die Festung Bingen mit Sturm. Des Germanicus gleichmäßiger unglücklicher Zug gegen den Melo/ und seine Sicambrer/ Bructerer/ und Tencterer. Ganasch und Graf Delmenhorst treffen auf die Römer und treiben durch Hülffe des Ritters Arenberg und Schauenburg sie wieder in den Siege-Strom. Ganasches Zurede gegen seine Chauzen und Friesen daselbst. Germanicus läßt auf sieben aufgerichteten Altären dem Sieg-Strome opfern. Plancus sucht sich des Schlosses am Ubischen Sieben-Gebürge zu bemächtigen; welches aber Ritter Metternich hertzhaft vertheidigt. Willich und Wachtendonck thun hierbey männliche Gegenwehr. Hertzog Franck mit dem Ritter Wassenar entsetzen solches/ und jagen die Römer heraus. Camillus Cepio/ und Terentius bleiben todt; Plancus aber wird gefangen. Des Hertzogs Franck und Germanicus scharffes Treffen bey dem Siege-Strome. Sulpitius Galba legt hierbey sein Schul-Recht rühmlich ab. Melo kommt dem tapffern Ganasch zu Hülffe. Der Graf von Spiegelberg hält sich gegen den Cajus Centronius/ und Schauenburg gegen den Mennius tapffer. Ganasch wird ohnmächtig in die Festung




Sandrart sculpsit

Siegesburg geführt; dessen Stelle der Graf von Oldenburg rühmlich vertritt. Delmenhorst und Tecklenburg werden gefährlich verwundet. Des Melo Rede zu den Sicambrern und Tencterern; greiffet nach diesem den Lucius Apronius mit der Römischen Reiterey an; läßt die Grafen Lingen und Ravensperg in die erste Legion einbrechen. Cajus Narbonus widerstehet ihnen zwar tapfer; wird aber von ihnen in die Flucht geschlagen. Germanicus wird von den Tencterern geschlagen; Melo zerspaltet dem Marcus Sylla den Kopf. Stirum und Steinfurt halten sich tapfer. Melo fodert den Germanicus auf einen Zweykampf vergeblich aus. Bentheim und Rytberg fechten tapfer; und wird endlich Germanicus genöthiget / wieder über den Siege-Strom zu setzen; welchem über der Römer Nothstande die Augen übergehen. Hertzog Franck kom̃t zwar blutig / aber sieghaft zu seinem Vater Melo / erzehlet ihm unterschiedlicher deutschen Ritter tapferes Verhalten. Melo lässet ihnen zum Andencken das am Berge Rhetico eroberte Schloß Löwenberg nennen. Daselbst entstehet auf dem Juhonischen Theile in der Nacht ein Feuer aus der Erden. Dessen gute und böse Auslegungen. Wird zu Verbrennung der gebliebenen Leichen gebraucht. Melo streiffet ober- und unterhalb des Ubischen Altares auf die Römer. Besucht den an sieben und zwantzig Wunden kranck-liegenden Ganasch. Ihr wehmüthiges Gespräch von der allgemeinen Wolfahrt. Melo rückt vor das Römische Lager / läßt den Germanicus durch einen Herold ausfordern; dieser aber hält nicht rathsam an selbigen als einem unglücklichen Tage zu schlagen. Hält durch eine kluge Rede der Römer allzu hitziges Verfahren zurück. Zündet das Läger an / und ziehet sich mit seinem Heer über den Rhein. Melo setzet mit seinem Sohne Franck ihnen eilends nach / schlagen unterhalb Rigomach den Römischen Vortrab in die Flucht. Germanicus schlägt zwischen den Armen der Erpe und des Rheines unter Novesium ein neues Läger; und folgends auch ein anderes bey Gelduba. Melo erobert Aschenburg. Daselbst richten die Griechischen Weltweisen dem Hertzog Melo und andern deutschen Helden zu Ehren Sieges-Bogen auf. Melo höret der Griechen Welt-Weißheit in ihrer Schule zu. Lobspruch der Weißheit. Der Drunden Haß gegen die Griechischen Weltweisen. Machen rechtlichen Anspruch auf den Minervischen Tempel / und verlangen vom Melo die Abtretung desselben / ziehen auch eine alte alldar gestandene Eiche zum Beweiß an. Timon der Griechische Weltweise wiederspricht dem obersten Priester Erdmeyer deßwegen / weiset ihm die angezogene Eiche an einem andern Orte; daran eine nachdenckliche Schrifft gefunden wird / worüber allesamt bestürtzt werden. Melo läßt sie mit einem Schrancken verwahren. Fernere Wortwechselung wegen dieser Eiche und des Eigenthums. Divitiachs eines Britannischen Druys / und Timons Wort-Streit vom Zweifel der Einbildung und der Warheit; wie auch / ob jemand glauben könne / daß kein GOtt sey. Die Drunden begehren / daß die Griechen mit ihrer den Fürsten und dem Wolstande Deutschlands schädlichen Lehre möchten ausgetilget werden; die Geheimnüsse des Gottesdienstes müsten nicht jedermann gemein gemacht werden. Timon aber vertheidigt sich rühmlich gegen den Drunden / und erweiset / daß ihnen mehr Laster und falsche Lehre beygeleget würde / als sie in Warheit glaubeten / lobet zugleich GOtt und die Weißheit / dieselbe solle jedermann lernen. Melo aber vereinbaret sie allerseits / entscheidet ihre Zwistigkeiten klüglich / und zeigt dabey an / wie schädlich der Zwang in

einem Gottesdienste sey/ und ermahnet sie zum Glimpf und Eintracht. Melo lässet hierauf Novesium berennen. Bentheim erobert Duromach/ Steinfurt/ Buring. Melo lässet Hülfs-Völcker in die Festung/ damit sich in kurtzem Mangel an Lebens-Mitteln ereignen soll. Stertinius hält vergeblich umb Vergleich an; Ermahnet hierauf durch eine tapfere Rede die Seinigen sich außer der Festung durch den Feind zu schlagen. Die Deutschen empfangen sie übel. Mörs und Gladebeck begegnen dem Plancus tapfer. Plancus sprengt mit etlichen Römern in die Erpe/ geräth aber ... dem Ritter Galen in die Hände. Stertinius und der Graf von Bentheim kommen an einander. Melo kom̃t dem nothleidenden Bentheim/ dieser aber/ als Melo von denen von Norbanus dem Stertinius zu Hülffe gebrachten Römern und Galliern umbringt und verwundet wird/ dem Melo wieder zu Hülffe; welcher des Norbanus Sohn den Kopff zerspaltet. Stertinius und Norbanus müssen das Feld räumen/ und den Deutschen die Festung Novesium lassen. Graf Bentheim erobert Tolpia; Stirum Tiberiach; Willich Belgica mit allem Lande zwischen dem Rheine/ und der Rohr/ bis ans Ubische Altar. Germanicus ziehet mit seinem Heere dem Tiberius auf seinen Befehl entgegen; Vereinbahren ihre beyde Heere und schlagen ihr Lager bey Bingen an der Nave. Der Feldherr Herrmann aber setzt sich mit dem deutschen Heere zwischen Bingen und dem Altare des Bacchus; Beobachtet fleißig des Tiberius Vorhaben. Der Römer starcker Ausfall aus dem Altare des Bacchus auf den Arpus. Werden aber von dem Grafen Hanau/ Wißbaden und Weilgrief tapfer empfangen/ dem Trebatius der Rückweg zum Thore abgeschnitten/ und er darüber getödtet. Worauf der Graf von Solm und hernach die übrigen Deutschen hinein dringen/ und die Stadt erobern; Caponius der Römische Befehlhaber selbst wird getödtet. Herrmann und Arpus setzen über den Rhein/ fodern den Tiberius zur Schlacht aus. Germanicus wil schlagen; Tiberius aber widerräth es. Beyde ziehen sich zurück. Die Deutschen finden unter vielen Römischen Waffen auch des Drusus silbernen Schild/ worauf sein Sieges-Zeichen an der Elbe geetzt ist; welcher in den Tanfanischen Tempel nebst andern Waffen geschicket wird. In der eroberten Festung wird viel Wein gefunden/ welcher insonderheit den Catten sehr wol schmeckt. Etliche Catten und Cherusker gerathen im Truncke an einander. Arpus befiehlt dis schädliche Geträncke auszuschütten. Der Hohepriester des Bacchus bittet den Feldherrn und Arpus das abgöttische Heiligthum des Bacchus zu zerstören; Giebt sich vor des Vangionischen Hertzog Ehrenfrieds Sohn zu erkennen/ und klaget über der Römer Abgötterey/ und daß August in Gestalt des Bacchus daselbst göttlich verehret würde. Beschreibung des vom Drusus gebauten Bacchus-Tempels; seltzame steinerne Schlangen mit dem Nahmen Deutschlands. Des Arpus Verachtung/ und des Feldherrn Lobspruch des Weines; dessen Nutz und Schädligkeit. Der Hohepriester giebt ihnen beyden eine Schale voll Wein zu kosten. Ihr Gespräch von allerhand Weinen; Weil der Wein beyden gut schmeckt/ trincken sie Gesundheiten/ und Arpus wird anders Sinnes/ daß er den Weinstock nicht auszurotten begehret. Ferneres Gespräch von allerhand Mischung und Gebrauch der Weine/ auch Brunnen/ derer Wasser nach Wein schmecken. Des Priesters

sters Erzehlung von des Drusius Weinbau in Deutschland; Und wie er an des Käysers Geburts-Tage dem Rheinweine zu Ehren ein prächtiges Feyer angestellet/ und einen schönen Aufzug gehalten. Darinnen anfangs der Geist aller Dinge/ der Natur/ der Pflantzen/ der Berggewächse/ hernach Flora und Pomona/ nach diesem zwantzig Länder aufgeführet werden/ welche vor sechzig darinnen wachsende berühmte Bäume ihr Lob heraus streichen/ und allerseits umb den Vorzug/ welchem Baum wol der Sieges-Krantz aufgesetzet werden solle/ kämpfen; da denn endlich der Weinstock den Preiß behält; und ihm unter einem Lust-Tantze der Sieges-Krantz aufgesetzet wird. Weil aber alle mit einander streitende zwantzig Länder Wein bauen/ bekommen sie einen neuen Zwist/ welchem Weinstock unter ihnen der Sieges-Krantz gebühret. Jedes Land führet das Vorrecht seines Weinstocks an. Die Natur aber spricht das Urthel: daß unter den Bäumen der Weinstock/ unter den Ländern aber Deutschlands Rheinwein den höchsten Preiß verdiene. Worauf alle Länder und Bäume wieder einen Tantz hegen. Tiberius sinnet einen Zanck-Apfel unter die deutschen Fürsten zu werffen; fängt es zwischen den Catten und Sicambrern an. Herrmann und Arpus nehmen die Belägerung Meyntz für/ und verlangen/ daß Melo die Belägerung des Ubischen Altares indessen aufheben/ und zu ihnen stossen solle; welches er aber zu thun nicht rathsam hält/ weßwegen ihr Argwohn mehr zunimmet. Die Deutschen bieten dem Tiberius eine Schlacht an. Beyde stellen ihr Heer in Schlacht-Ordnung/ kommen aber nur durch Scharmützel an einander. Siegesmund und Jubil behalten zwey vortheilhafte Hügel. Melo besiehlt seinem Sohn Franck ihm zu Hülffe zu kommen/ welcher im Bedencken stehet: ob er seines Vaters Befehl befolgen/ oder zuvor des Feldherrn und Arpus vorhabenden Schlacht beywohnen solle. Der Feldherr macht ihm/ als er sich von ihnen abziehet/ Kummer hierüber; Arpus aber leget ihm solches als eine schimpfliche Feigheit aus. Der Feldherr besiehlet dem Hertzog Jubil die Oberaufsicht des rechten Flügels; und beredet den Franck bey ihnen Stand zu halten. Jngleichen besänftigt er den Arpus. Die Römer fallen unterm Germanicus das deutsche Lager an. Fürst Catumer/ Franck und Jubil verwehren der Gallier Vorbruch/ und thun dem anfallenden Tiberius tapfern Widerstand; ziehen sich aber klüglich zurücke. Germanicus stürmet das deutsche Lager an dreyen Orten; Marcomir vertheidigt solches aufs beste/ und verwehret den völligen Einbruch. Fürst Siegesmund/ Graf Schwartzenburg entsetzen ihn/ und halten mit dem Cäcina ein scharffes Gefechte. Graf Barby aber bringt dem Marcomir Hülffs-Völcker ins Lager/ worauf die Römer weichen müssen. Siegesmund trifft auf der andern Seite des Lagers auf die gegen den Grafen Stolberg stürmenden Gallier/ Pannonier und Hispanier. Germanicus läßt auf eingezogene Nachricht/ daß viel Deutsche gegen das Läger anzügen/ vom Sturme abblasen. Und geräth in Argwohn/ als ob Tiberius die Deutschen/ ihm eines zu versetzen mit Fleiß angestellet habe. Beyde Römische Feldherren ziehen sich gegen Meyntz/ ingleichen auch die Deutschen; welche daselbst ihr Läger anzünden/ und ihr gantzes Heer zu Bingen ankommt. Tiberius findet zu Meyntz des König Marbods Gesandten/ den Ritter Stahrenberg/ welcher vom Deutschen Feldherrn und Arpus Gleits-

Briefe

Briefe nach Bingen zu kommen/ verlanget. Der Gesandte wird prächtig empfangen. Und nimmet bey allen deutschen Fürsten außer dem Hertzog Jubil Verhör. Begehret daß Segesthes freygelassen/ und ein Frieden geschlossen/ sein König aber als ein Mitler angenommen werden möchte. Der Deutschen Neigung zum Frieden. Siegesmund widerräthet den ihnen verdächtigen Marbod zum Mittler anzunehmen. Arpus gibt ihm mit wichtigen Ursachen Beyfall. Jubil aber ist widriger Meynung. Arpus setzet zwar ihm mehrere Ursachen entgegen; alle aber fallen dem Jubil bey des Gesandten Vorschläge zu hören. Daher der Feldherr so wohl des Marbods/ als des Alemannischen Hertzog Ariovistens Gesandten mit gewünschter Antwort abfertigt. Welche dem Tiberius hiervon Bericht geben; hernach mit Cäcinen dem Römischen und andern Gesandten zu Bingen einen Stillstand der Waffen fürschlagen. Die deutschen Fürsten schicken gleichfalls umb der Römischen Hoheit nichts zu vergeben/ ihre Gesandten nach Meyntz. Melo und Ganasches Gesandten wollen wegen der verdächtigen Friedens-Handlung nicht in den Stillestand willigen; wird also solcher zu grosser Verwirrung des Cäcina abgeschlagen. Dieser versucht durch Geld und andere Mittel mehr Mißtrauen unter die Deutschen zu säen. Des Tiberius listige Ehren-Bezeigung gegen die Gesandten; der Deutschen Unwillen/ und des Feldherrn Ausschlag darüber. Hertzog Ariovistes Gesandter Graf Oettingen hält beyden Theilen wegen des unnöthigen Streits umb den Vorsitz/ Tittel/ und Tritten vernünfftig ein/ umb nicht so viel Zeit und Unkosten darüber zu verschwenden. Jubil schickt an statt des Schönbergs/ den Ritter Reussen zum Gesandten nach Meyntz. Tiberius erklärt sich auf des Germanicus Zureden/ allen Deutschen Gesandten gleichmässige Ehre zu bezeigen; und begehret hierauf durch des Marbodischen Gesandten Vortrag die Wieder-Einräumung aller am Rheine/ dem Gebürge Taunus und der Lippe gelegenen Plätze; hingegen verlangen die Deutschen durch den Alemannischen Gesandten/ das gantze Belgische Gallien biß an die Seene/ weil die Einwohner alle deutscher Ankunfft wären. Beyde Theile wollen von den ersten Vorschlägen nicht weichen. Des Marbodischen Gesandten bewegliches Zureden im deutschen Fürsten-Rathe. Der Deutschen Stillschweigen hierüber; der Feldherr aber verspricht solchem nachzusinnen; bittet den Stahrenberg die Römer zu billichen Vorschlägen zu bereden; welches er auch redlich thut. Beyder Theile Erklärung. Melo erobert inzwischen das Ubische Altar. Thußnelde gebiehret bey dem Altar des Bacchus einen Sohn. Freudens-Bezeigungen hierüber. Der neugebohrne Sohn wird dreymal in den Rhein-Strom getaucht. Cäcina forschet bey dem Druys nach dessen Ursache; welcher ihm solche Bedeutung erkläret/ und was die Seele sey/ beschreibet. Der Feldherr ladet alle Gesandten und Botschafter zu einem Danckmahl wegen der Geburt seines Sohnes/ und läßt selbigem den Nahmen Thumelich geben. Hundert Druyden schneiden solchen in Eichen. Bedeutung dessen. Der Cherusker Freude. Herrmann richtet seinē Kriegsheere deshalben ein Gast-Mahl aus. Der Barden sinnreiche Gedichte und Sinn-Sprüche. Wie viel einem Fürsten an Kindern gelegen sey. Diese Geburt ist auch dem Feldherrn zur Friedens-Handlung vorträglich; indem der hartnäckichte Tiberius sich erkläret/ alles verlohrne am Rhein/ ausser das Ubische und des Bacchus Altar/

Altar/ zu vergessen; welche zwey Festungen aber des Feldherrn und Melo Gesandten nicht abtreten wollen. Arpus dringet auch auf die Einräumung der Stadt Meyntz. Tiberius hat darzu taube Ohren. Doch wird Bedenck-Zeit gegeben. Der beyden Mittler Gesandten dräuen so denn sich zu dem willigen Theil zu schlagen/ und den widersetzenden zu einem Frieden zu zwingen. Des Feldherrn schöne Antwort hierauf. Melo und Ganasch bleiben bey ihrem Vorsatze nichts wieder zu geben/ und wollen sich an des Marbods und Ariovistes Gesandtē Dräuungen nicht kehren. Arpus/ Jubil/ Siegesmund/ Marcomir/ und anderer Fürsten Gegen-Ursachen/ daß man in allen Verträgen etwas nachlassen müste; und ob es auch der Müh lohnete/ noch ferner einen ungewissen Krieg umb diese Festungen zu führen. Der Feldherr aber wil in die Abtretung des Bacchus Altar/ weil es seines Sohnes Geburts-Stadt/ noch auch Melo in des Ubischen Altars willigen. Hertzog Jngviomer kom̃t nach Bingen/ stattet dem Feldherrn und andern deutschen Fürsten im Fürsten-Rath von seiner Gesandschafft an dem Marbodischen Hofe ausführliche Nachricht ab/ und zeiget an/ wie falsch Marbod gegen die Deutschen handele/ und es mit den Römern gehalten; wie er ihm deswegen zugeredet; Marbod aber dennoch ihm zu Calegia in Gegenwart des Römischen Gesandten Servilius/ sein mächtiges Kriegsheer gegen die deutschen Bunds-Genossen gezeiget/ wobey der Alemannische Gesandte Graf von Hohenloh 20000. Mann bereit stehende Hülffs-Völcker angebothen; wie Jngviomer dem Marbod/ bey hierbey aufgestossenem Hasen/ einen unglücklichen Ausgang gewahrsagt/ Servilius drüber gelacht; ihr Gespräche von dergleichen Zufällen. Zwey Adler hätten in der Lufft über dem Heere grimmig mit einander gestritten/ worbey der über sich sehende Servilius über einen Stock gestürtzt. Hierauf sey ein Storch geflogen kommen/ da sie denn vom Kampfe abgelassen. Jngviomer hätte abermals dem Marbod solches als Unglücks-Zeichen ausgedeutet/ welcher endlich davon bewegt worden/ daß er sein Heer ins alte Läger rucken lassen; auch dem Jngviomer zu seinen deutschen Bunds-Genossen zu reisen erlaubet. Die Fürsten dancken vor seine Gesandschafft. Melo räthet den Krieg wider den Marbod/ Ariovisten und die Römer fortzusetzen/ welchem aber Jubil widerspricht. Weil nun die andern Fürsten ihm beypflichten/ werden sie schlüssig die zwey Festungen den Römern abzutreten; worüber Melo ungedultig wird. Beyde Theile suchen ihr Recht zu behaupten. Der Feldherr bemühet sich den Melo zu besänftigen/ und in die Zeit zu schicken; der aber voller Verdruß mit Zerbrechung dreyer Pfeile/ gleichsam ihnen das Bündnüß aufkündigt/ und aus der Versamlung gehet. Arpus räthet zwar bald Friede zu schlüssen/ der Feldherr aber ist widriger Meynung; worauf endlich der Friede mit gewissen Bedingungen geschlossen/ dem Marbod/ Ariovisten/ und dem deutschen Heere kund gethan wird. Allen Volckes/ auch des deutschen Frauenzimmers Frolocken und Vergnügung darüber. Einige davon bieten sich zu Geiseln an. Die deutschen Fürsten lassen den Frieden durch den beredsamen Grafen Hanau dem Melo verkündigen; und ihn zu Abtretung des Ubischen Altars/ gegen tausend Pfund Silbers ermahnen. Melo stellet sich hierüber ungedultig/ und wil das Silber nicht annehmen. Der Friede aber wird auf einem kleinen Eylande im Rhein ordentlich vollzogen. Streit/ in was vor einer Sprache/

und auf was vor Papier die Friedens-Bedingungen geschrieben werden sollen. Endlich werden zwey helffenbeinerne Taffeln und die Griechische Sprache darzu beliebet. Eine ertztene Säule wird zum Gedächtnüß mit einer darein geetzten Schrifft aufgerichtet/ und hierauf von beyden Theilen der Friede beschworen/ auch die Römischen Gesandten nach deutscher Art bewirthet.

# Des Andern Theiles Anderes Buch.



Es Menschen Glieder stecken so voller Schwachheiten/ und sein Verstand so voller Irrthümer/ als die Lufft Sonnen-Staubes. Ja wir lernen in unser Kindheit mit Fallen gehen/ und die Irrthümer sind ins gemein unsere Wegweiser. Meistentheils aber gebieret ein Irrthum den andern/ wie eine Eule nichts bessers als Eulen; sonderlich/ wenn man bald im Anfange einer falschen Spure folget/ und die Hartneckigkeit noch darzu das Urthel unser Vernunfft verblindet; oder wo das Werck an sich selbst von solcher Beschaffenheit ist; da man auch/ wenn man schon seine Fehler sihet/ solche nicht verbessern kan. Diese Eigenschafft aber hat fürnemlich der Krieg; in welchem es einmal zu sündigen fast unverwindlich/ zweymal aber ins gemein die Ursache eines gäntzlichen Unterganges ist. Also hatte der sonst so kluge Käyser August durch seine traurige Ungeberdung und unvorsichtige an Taggebung der grossen Niederlage in Deutschland mehr gesündigt / als Varus / der die Gemüther der Deutschen nicht genungsam geprüfet / sondern dadurch: daß er sie wie Knechte handthieren wollen/ zu freyen Herren und Uberwindern gemacht hatte. Denn weil die Römische Macht weniger als ein Brunn erschöpflich war/ August für weniger Zeit in Rom viertzig hundert und drey und sechzig tausend Bürger gezehlet/ auch fünff und zwantzig Legionen auf den Beinen hatte; konte der vierdtehalb Legionen Verlust in Deutschland dieses unermäßliche Reich wenig erschüttern. Des Käysers unvorsichtiges Schrecken aber machte die Römer/ und diese den Schaden zehnmal so groß/ als er war; also daß wenn die dienstbaren Völcker nicht schon ihres Joches unter dem Scheine des süssen Friedens gewohnt wären; in etlichen hundert Jahren keine bessere Gelegenheit gewesen wäre die Römische Beherrschung der Welt über einen Hauffen zu werffen/ als nach des Quintilius Varus Niederlage; mit welchen allen Römern schier das Hertze entfallen war. Es halff aber dem Käyser das Glücke/ und er den Römern wieder zu rechte. Denn weil/ ungeachtet dieser grossen Erschütterung/ kein ander Volck das Hertze hatte sich nur zu regen; erholete sich August/ und lernte theils von seinem steten Vorbilde dem grossen Alexander/ welcher denen Ausschwätzern der vom Spitamenes erlittenen Niederlage den Tod dräute/ theils von den Galliern/ welche durch ein scharffes Gesetze keine böse Zeitung iemanden anders/ als der Obrigkeit kund zu machen gefässelt waren/ seinen Verlust vergeringern/ weil es zu spat war ihn zu verhölen. Uber diß erleichterte er fast allen Ländern ihre Schatzung/ setzte die ihnen beschwerlichen Landvögte ab/ schalt die Grausamkeit des Varus/ und sagte endlich offentlich: Die Deutschen hätten recht gethan: daß sie sich eines solchen Unmenschen ent-

entlastet hätten. Ja er würde deshalben mit ihnen keinen Krieg führen; wenn sie nicht selbst durch ihren Einfall in Gallien die alten Römischen Gräntze und Verträge versehreten. Am allermeisten aber liebkosete er den Galliern/ welche zum Aufstande und neuen Kriegen geneigt/ und als Nachbarn von den Deutschen ihrer erlangten Freyheit halber beschämt waren. Weil aber der Pöfel vorhin unter dem Adel grössere Beschwerde/ als ietzt unter den Römern erduldet hatte; der Gallische Adel aber grösten theils vertilget/ der übrige zu Römischen Bürgern gemacht/ oder durch andere Würden eingeschläft war/ blieb etlicher Sehnsucht nach der Freyheit als eine unzeitige Frucht noch für der Geburt. Tiberius und Germanicus rafften mit grosser Sorgfalt alle anderwerts entbehrliche Macht zusammen/ und zwar mit desto grösserm Fortgange/ weil alle Länder gleichsam es in Zuschictung der Hülffs-Völcker und Krieges-Kosten einander fürzuthun bemüht waren. Aber alle diese Macht verursachte bey dem Feldherrn und andern Deutschen Fürsten nicht so viel Kummer/ als das Mißtrauen gegen den König Marbod/ welchem August noch niemals so sehr als ietzt geheuchelt/ ihn auch nicht nach Römischer Art durch eitele Schatten eines Krantzes und helffenbeinernen Stules/ sondern mit Abtretung der gantzen Pannonischen Schatzung gewonnen hatte: daß er nicht nur des Quintilius Varus Kopf dem Käyser schickte/ sondern auch den Hertzog Ingviomer mit tausenderley Erfindungen aufhielt/ sonder daß er des Marbods Feind- oder Freundschafft versichert war. Diese Nachricht von Boviasmū/und der Alemannischen Hertzogin Vocione Botschaft an den Fürsten Arpus: daß sie die Berührung ihres Landes für eine Feindschafft auslegen/ und mit den Römern das angetragene Bindnüß zu schlüssen verursachen würde/ machte denen vereinbarten Fürsten Deutschlandes kein geringes Nachdencken/ und verrückte dem Feldherrn mercklich den Compaß. Denn die Kriegs-Klugheit zwang sie an der Saale zehn tausend Catten/ zwischen der Ocker und Elbe aber zwölf tausend Cherusker stehen zu lassen/ umb die Gräntzen gegen unversehene Einfälle zu bewahren. Ehe nun der Feldherr Herrmann sein gantzes Heer an der Fulde zusammen zoh/ kriegte er vom Hertzog Melo Nachricht: daß Germanicus bey dem Ubischen Altare ankommen wäre/ und daselbst eine Brücke über den Rhein schlüge/ welchen drey Legionen an der Mosel folgten/ auch über viertzig tausend andere Hülffs-Völcker aus Gallien folgten. Ob nun zwar die Bructerer und Tencterer unterhalb des Sieg Stromes den Rhein/er aber oberhalb besetzt/und dem Altare gegen über auf dem Berge Rhetico die sieben Spitzen befestigt hätte/ und er noch mit vier und zwantzig tausend Sicambern in einem befestigten Läger stünde/ so besorgte er doch alleine dieser grossen Macht nicht gewachsen zu seyn. Hertzog Arpus aber vergewisserte den Feldherren durch Schreiben und etliche gefangene Römer/ Gallier und Griechen/ welche alle mit einander einstimmten: daß Tiberius mit vier Legionen und sechzig tausend Hülff-Völckern auf einer zu Meyntz geschlagenen Schiffbrücke übersetzte. Der Feldherr schickte hierauf den Hertzog Ganasch mit zehn tausend Chauzen / und den Hertzog Jubil mit so viel tausend Cheruskern und Hermunduvern dem Melo zu Hülffe; er aber verfolgte seinen Zug gegen den Tiberius mit dreissig tausend Cheruskern. Inzwischen hatte Hertzog Arpus der beym Zusammen-Flusse des Rheins und der Lauter vom Drusus gebauten Festung gegen über eine starcke Schantze auf einen Fels/ und den Fürsten Marcomir mit fünf tausend Angrivariern und Dulgibinen darein gelegt/ zwischen dem Einflusse der Mosel und des Sieg-Stromes der Römischen Festung Rigomach

gegen über stand Hertzog Catumer mit zwölff tausend Catten und Sicambern. Arpus aber selbst stand mit zwantzig tausend Catten bey Dietz an der Lahne/ und ließ den Fürsten Siegemund mit seiner Reiterey dem Tiberius öffters Lermen machen/ und was von dem Greyß seines Heeres sich abtrennte/ niederhauen oder gefangen nehmen. Weil er nun in wenig Tagen über fünf hundert Römer/ und zwey tausend Gallier einbüßte/ stellte er in möglichster Geheim eine gantze Legion in ein Gehöltze/ und ließ tausend Gallier/ fünf hundert Africaner/ und drey hundert Thracier gegen der Catten Läger streiffen/ auf welche der Graf von Solms der Hauptmann über des Fürsten Siegmunds Leibwache mit tausend Pferden loß gieng. Weil nun ohne diß hundert Africaner nicht zehn deutschen Reitern gewachsen sind/ und in des Käysers Julius Africanischem Kriege dieser 30. bey Adrumet 2000. Mehren geschlagen haben/ die Gallier auch eben so wenig gegen der Deutschen Heftigkeit bestehen/ und sie noch darzu befehlicht waren nicht lange Stand zu halten/ sondern durch ihr Weichen sie in das Gehöltz zu locken; wurden sie in einer halben Stunde zertrennet/ und aus dem Felde gejagt. Die deutsche Reiterey lag den Flüchtigen biß ans Gehöltze in Eisen/ und fiel alles durch die Schärffe ihrer Degen/ was sie nur erreichten. Der deutsche Vortrab unter dem Ritter Isenburg hatte sich auch schon in das Gehöltze vertiefft/ als der Graf von Solms hinter dem Gehöltze eine grosse Menge Vögel auffliegen sah/ welche ihm Argwohn eines versteckten Hinterhalts erweckten. Diesemnach ließ er alsbald ein Zeichen geben: daß sich Isenburg zurücke zohe; welchem er/ wiewohl mit Unwillen/ gehorsamte; nach seiner Wendung aber alsbald gewahr ward: daß auf beyden Seiten Römer herfür brachen/ und ihm den Weg verlegen wolten/ die flüchtigen Thracier sich auch auf dem Fusse wendeten. Weil aber er noch nicht in das rechte gedrange Holtz gerathen war/ sondern sich mit der Reiterey schwencken konte/ ihn auch der Graf von Beilstein mit drey hundert Reitern entsetzte: daß er sich durchschlug/ ehe das Gehöltze verhauen ward/ kam er ohne Verlust eines einigen Mannes/ ausser daß neun mit Pfeilen verwundet waren/ aus dieser Falle/ sie sämtlich aber mit tausend abgehauenen Schädeln in das Cattische Läger/ gleich als der Feldherr sein Heer mit des Arpus vereinbarte. Die Cherusker nahmen diesen kleinen Sieg für eine unfehlbare Wahrsagung eines grössern an/ und gaben mit Zusammenschlagung ihrer Waffen/ und einem heisern Feld-Geschrey ihre grosse Begierde sie gegen den Feind zu führen genungsam zu verstehen. Beyde Herrmann und Arpus hielten für rathsam sich der ersten Hitze ihrer Heere zu gebrauchen/ sonderlich/ weil die zwey Ströme zu ihrer Zufuhr habenden Römer sie leichter in die Länge austauern kōnen. Daher führten sie selbte gerade gegen dem am Meyne geschlagenen Römischen Läger zu/ und liessen dem Tiberius nicht alleine ihren Vorsatz zu schlagen durch zwey loßgelassene Gefangene wissen/ sondern Arpus ertheilte auch Catumern Befehl: daß er Gelegenheit über den Rhein zu kommen/ und so wohl den Römern die Zufuhr abzuschneiden/ als den Galliern und Trevirern Lermen zu machen trachten solte. Das Cheruskische und Cattische Heer rückte biß auf eine Virtel-Meile dem Römischen Läger ins Gesichte/ sonder daß sich iemand darinnen rührte. Denn der schlaue Tiberius/ welcher sich der Gegensetzung einer so grossen deutschen Macht nicht versehen hatte; traute mit seinem furchtsamen Heere mit denen vom vorigen Siege noch allzu muthigen Heer/ ungeachtet er an Mannschaft stärcker war/ ohne grossen Vortheil nicht anzubindē/ und nichts minder seinen bißherigen

rigen

rigen Ruhm/ als gantz Gallien in Gefahr eines Streiches zu setzen. Denn ob er zwar aus seinem Heere alle Krieges-Leute/ welche noch aus des Varus Niederlage entkommen waren/ klüglich abgesondert hatte; so sahe doch dieser scharfsichtige Feldherr allen an der Stirne an: daß den meisten die bloße Erzehlung ein Schrecken ins Hertz gejagt hätte. Daher er denn denen/ welche für andern hertzhaft zu seyn scheinen wolten/ einhielt: Allzu hitzigen Kriegs-Leuten/ welche allenthalben mit dem Kopfe durch die Mauern dringen wolten/ gienge es wie den Bienen/ welche mit ihrem Stiche zwar ihren Feinden weh thäten/ aber durch Verlierung ihres Stachels sich selbst entwafneten. Ob nun zwar Hertzog Herrmann des Tiberius Vorhaben ergründete/ stellte er doch einen gantzen halben Tag das deutsche Heer gegen die Römer in Schlacht-Ordnung/ umb den Deutschen nicht allein desto mehr Hertze zu machen/ sondern ihnen auch der Römer Furchtsamkeit einzubilden. Weil sich nun drey Tage nach einander kein Mensch aus dem Lager hervor that/ renneten die Deutschen bis unter den Wall/ schossen ihre Pfeile ins Lager/ und endlich mutheten sie gar an den Feldherren: man solte das Lager stürmen/ welcher ihnen aber einhielt: daß Kriegs-Knechten der Gehorsam und das Fechten/ denen Hertzogen aber das Gebieten und Rathgeben alleine zukäme. Wenig Tage darnach kriegte Arpus Nachricht: daß sein Sohn Catumer oberhalb des Lahn-Stromes mit sechs-tausend Mann über den Rhein gesetzt/ tausend Römer und vier-tausend Gallier erlegt/ zwey hundert mit Lebens-Mitteln nach der Ubier Altare wellende Kamele/ und sechs hundert Maul-Esel erobert; Marcomir aber zwey-tausend nach Meyntz mit Vorrath ziehende Gallier geschlagen/ Reiß/ Meel und Getreide aber ins Wasser geschüttet hätte. Weil nun eben damals der Feldherr von etlichen über den Meyn schwemmenden Reitern Nachricht bekam: daß Tiberius sein Läger mit einer Legion und zwölf-tausend Hülfs-Völckern besetzt gelassen/ und mit einer grossen Macht am Meyn-Strome hinauf gegen das Gabretische Gebürge züge/ ward beschlossen: daß Arpus mit den Catten das Läger beschlüssen/ der Feldherr aber den Tiberius beobachten solte. Hertzog Herrmañ setzte in einer Nacht zwey Meil weges oberhalb dem Läger so unvermerckt über den Meyn: daß es die Römer nicht ehe/ als da er schon sich eines vortheilhaften Ortes bemächtiget/ und alle darinnen liegende Römer gefangen genommen hatte/ zu wissen bekamen. Tiberius ließ sich an seinem Zuge dis nichts irren/ sondern erregte vielmehr einen Ruf: daß unter dem Gabretischen Gebürge zwantzig tausend Marckmänner/ und halb so viel Alemänner zu ihm stossen würden. Als sich aber der Feldherr ihm bis auf eine halbe Tage-Reise näherte/ gieng er des Nachts stillschweigend über den Meyn/ und auf dessen Nordseite wieder zurücke. Ob nun zwar der Feldherr es durch seine vorangehende Reiterey folgenden Tag gewahr ward/ brachte er doch bey nahe einen gantzen Tag mit Ubersetzung seines Heeres zu. So bald aber Tiberius dis erfuhr/ gieng er folgende Nacht in gleichmäßiger Stille wieder über den Fluß zurücke. Weil nun der Feldherr muthmaßte: Tiberius suchte dadurch Lufft sich wieder herab ins Römische Läger zu ziehen; besonders da er vom Fürsten Ingviemer aus Boviasinum Nachricht erhielt: Marbod wolte sich in den Krieg nicht mischen/ entschloß er gleichfals über den Meyn ihm zu folgen. Das gröste Theil des deutschen Heeres war schon wieder auf der Sud-Seite; als Sextus Apulejus mit dem meisten Theile der Römischen Reiterey/ Arbogast mit zehn-tausend Galliern und Cotys mit zwey-tausend Thraciern das übrige Theil des deutschen Heeres anfiel. Ob nun zwar Hertzog Jubil/ der den Nachzug führte/ den Grafen von Ravensberg mit einem Theile der deutschen Reiterey der

Römischen/ der Graf von Waldeck mit einem andern Theile den Galliern und Thraciern entgegen setzte; welche denn auch/ ungeachtet sie mehr als viermal übermannet waren/ ihnen hertzhafft begegneten; Jubil auch das übrige Fuß-Volck umbwendete/ und zwischen die Flügel der Reiterey hervor rücken ließ; so kam doch in einer halben Stunde der tapfere Asprenas mit einer gantzen Legion Römer und zwantzig-tausend frembden Fuß-Völckern dazu. Wie nun Jubil ungeachtet der klugen Anstalt und großmüthiger Gegenwehr durch eine so grosse Macht nicht wenig ins Gedrange kam/ also ward der auf der andern Seite haltende Feldherr/ welchem seine Kundschafter die geschehene Übersetzung des Tiberius hochbetheuerlich versicherten/ nicht wenig irre gemacht: ob er stehen bleiben/ oder wieder über den Strom setzen solte; ungeachtet sich von Ferne noch mehr anziehende Völcker sehen liessen. Alldieweil ihm aber die Treue seiner Kundschaft gar zu wol bekant war/ hielt er diesen Angrief nur für einen Streich des schlauen Tiberius/ welcher ihm vielleicht bald selbst über den Hals kommen würde. Diesemnach wolte er weder den dis verlangenden Fürsten Siegesmund mit der übrigen Reiterey über den Meyn zurück kehren lassen/ noch auch selbst übergehen; sondern ließ allein den Grafen von Nassau zwey-tausend Reiter oberhalb des Gefechtes überschwem̃en/ und sechs-tausend Man̄ Fuß-Völcker theils auf Holtz-Flößen/ und einer aus Fässern zusammen-gemachten Brücke/ theils auch schwimmende übersetzen; Er aber selbst stellte das gröste Theil seines Heeres von dem Flusse abwerts in Schlacht-Ordnung. Jubil und Asprenas suchten alle Kriegs-Künste/ die fechtende aber alle Kräfften gegen einander herfür des andern Meister zu werden. Apulejus/ Arbegast und Cotys fochten gleichsam nebst dem Siege für den Ruhm dreyer Völcker/ welches dem andern es würde zuvor thun; welche rühmliche Eiversucht der beste Wetzstein der Tugend ist. Ravensberg und Waldeck aber eiverten mit einander so sehr/ als jemand/ wer am ersten den Feind trennen würde; Ja alle Cherusker meinten nicht nur allen Nutzen/ sondern auch die Ehre des wider den Varus erlangten Sieges zu verlieren/ wenn sie ihrem Feinde einen Fuß-breit Erde entraumten. Der schwächern Deutschen Tapferkeit kam auch der vom Feldherrn klüglich ausgesehene Ort zum Vortheil; weil sich der Meyn daselbst wie eine Sichel einbeg/ und die Deutschen auf beiden Seiten vom Flusse bedeckt waren/ und nur den Feind für der Stirne hatten. Inzwischen kam der Graf Nassau mit seinen Reitern nach geringem Widerstande etlicher Gallischen Hauffen über/ und fiel nach dieser Zertrennung den Arbogast als ein Sturmwind auf der Seiten an. Dieser that zwar sein bestes/ ward auch von fünf-hundert im Hinterhalte stehenden Thraciern redlich entsetzt; aber/ weil Nassau ihm gleichsam für dē ärgsten Schimpf hielt: daß die meist unter Römischen Hauptleuten und Obersten fechtende Gallier den Deutschen so lange die Spitze böten/ setzte er ihm für entweder durchzubrechen/ oder diese Schmach mit seinem Blute abzuwaschen. Ein fester Vorsatz hat niemals mehr Nachdruck als im Kampfe. Den̄ wie die Furcht aus nichts etwas/ aus wenig viel macht; also scheinen einem hertzhaften Helden tausend blancke Degen nur ein Schimmer aus einem blinckenden Becken zu seyn. Mit dieser Einbildung drang Nassau mit zwey-hundert auserlesenen Edelleuten so tief in der Gallier Glieder/ bis er mit dem ihm behertzt-begegnenden Arbogast/ der durch sein Zureden und Beyspiel seine Trevirer/ Heduer/ und Sequaner noch gleichsam beseelt hatte/ Hand für Hand anbinden konte. Das Glücke half auch allhier seiner Gewohnheit nach/ des Nassaues Vermegenheit. Den̄ er brachte ihm mit einem Streit-Kolben einen so harten Streich auf das Haupt an: daß er gantz betäubt zu Bodem fiel/ und im

Gedränge

Gedränge von Pferden zertreten ward. Dieser Schlag fällte/ wie der letzte Hau einer Wald-Art eine gantze Eiche mit tausend Aesten/ nicht nur den Führer Arbogast/ sondern die gantze Gallische Reiterey/ welcher Ravensberg auch vorwerts hertzhaft auf den Hals gieng. Die Gallier verlohren mit ihrem Fürsten das Hertze; ohne dieses aber ist alles entseelet; alse wurden sie vollends leicht zertrennt/ in die Flucht bracht/ und der lincke Flügel des Römischen Fuß-Volckes entblöset; welchem ohne dis das durch die übersetzenden sechs-tausend Cherusker sich verstärckenden Deutsche nunmehro genung zu schaffen machte. Nichts desto weniger hielten diese/ weil es alte wolgeübte Römer waren/ und Asprenas die auf der rechten Seite stehenden Spißträger dahin stellte/ und tausend theils Römische/ theils Pannonische Reiter dahin ordnete. Als aber auch dis noch nicht den Stich/ und den lincken Flügel beysammen halten wolte/ veränderte er mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit die vorhin viereckichte Schlacht-Ordnung in eine länglichte/ wormit die übrige Reiterey die schmalen Seiten beyder Flügel desto besser decken konte. Uberdis kamen durch diese Wendung die nach Römischer Art in die Mitte und zum Hinterhalte gestellten tapfersten Soldaten und die freywilligen Kriegs-Leute nunmehro an die Stirne/ wormit die beym Ausreissen der Gallischen Reiterey erschrockenen durch jener Beyspiel wieder Lufft und Muth schöpften. Dieser Streich gelang dem Asprenas so wol: daß sein Heer eine gute Stunde lang unzertrennt stehen blieb. Hertzog Jubiln schmertzte diese Hartneckigkeit mehr/ als keinen Menschen/ und ob wol der Feldherr ihm noch tausend Dulgibinische Reiter antragen ließ/ danckte er doch darfür/ als für eine unnöthige Hülffe; besonders da die deutsche Reiterey wegen der auf den Seiten der neuen Römischen Schlacht-Ordnung stehender Hecken und Berge nicht recht zum Gefechte Raum hatte. Diese Hindernis auf die Seite zu räumen brauchte er sich des vom Hertzog Herrmann in der Varischen Schlacht gelernten Kunststückes; nemlich: Er ließ beyde Flügel durch engere Zusammentretung der in Gliedern stehenden Fuß-Knechte eine so breite Strasse mitten durch die Schlacht-Ordnung öfnen: daß viertzig Pferde neben einander darzwischen reiten konten. Durch diese Lücke drang anfangs der Graf Waldeck mit fünf-hundert Cheruskischen Edelleuten dem Römischen Fuß-Volcke und dem Apulejus im rechten/ und nach ihm der Graf von Lingen/ mit eben so vielen dem Lucius Apronius im lincken Flügel auf den Hals. Wie tapfer sich nun die Römer wehrten/ und Asprenas durch Hervorziehung der Spießträger der Reiterey begegnete/ so konte doch dis ohne Verwirrung nicht geschehen. Weil auch in den ersten Gliedern der Kern des Römischen Kriegs-Volcks drauf gieng/ und nunmehr die neugeworbenen/ oder gar Gallier an die Lücke treten musten/ Jubil aber nunmehr erst seine besten Leute herfür zoh; schlug des Asprenas kluge Anstalt zu seinem Schaden aus. Denn nach dem sein Kern der besten Leute drauf gegangen war/ die Schlacht-Ordnung aber nur einmal zu wancken anfieng/ gerieth das gantze Heer auf einmal in Verwirrung und ins Weichen. Asprenas hätte verzweifeln mögen: daß/ da er nach des Varus Niederlage die Römer doch bey Ehren und bey Behauptung des Rhein-Stromes erhalten/ er dis Jahr ein Werckzeug ihrer ersten Niederlage seyn solte. Gleichwol verlohr er mit seinem Glücke weder den Muth/ noch den Verstand. Befahl also: das ohne dis weichende Fuß-Volck solte nach und nach sich gegen die nechsten Berge ziehen/ umb von der Deutschen Reiterey nicht umbringt zu werden. Er selbst nam auf sich mit der Römischen und Thracischen Reiterey die weichenden so viel möglich zu decken; woriber er aber so sehr ins Gedrange kam: daß nach dem ihm der Ritter

Schom-

Schomberg das Pferd getödtet hatte/ er zu Boden fiel/ und zum Hertzog Jubil gefangen gebracht ward. Inzwischen/ als sich disseits das Blat der Römer wendete/ kriegte der Feldherr Nachricht: daß der Tiberius mit seinem gantzen Heere keine halbe Meile von der entfernet wäre; und gerade auf ihn loßgienge. Daher er denn seine Deutschen zu hertzhafter Begegnung mehr aus Gewohnheit/ als aus Noth ermahnete/ welche über ihre vorige Begierde zu fechten durch den bereit erlangten Vortheil des Hertzogs Jubil wider den Asprenas noch mehr eivrig gemacht wurdẽ/und Zeither ihren Lands-Leuten die Ehre des Kampfs mißgegönnet hatten. Bald hierauf ward dem Feldherrn angedeutet: daß man auf der Höhe des nechsten Berges etliche hundert mit Kriegs-Volcke beladene Schiffe auf dem Meyne herab treiben; hingegen aber des Tiberius Heer auf einer Höhe stille stehen/ und in eine breite Schlacht-Ordnung stellen sähe. Der Feldherr ritt augenblicks dahin/ und befand den Tiberius so vortheilhaftig stehen: daß er ohne Verwegenheit an selbigem Orte nicht anzugreiffen wäre. Alle Schiffe aber ladeten ihr Volck auf dem rechten Ufer aus/und sahe man etliche tausend Reiterey/ welche von des Tiberius Heere über den Meyn gesetzt hatte/ dem flüchtigen Heere des Asprenas zu Hülffe eilen. Weil nun die Römer hierdurch einen grossen Vortheil hatten/der Feldherr aber im Gesichte des Tiberius und in solcher Eyl mehr Deutschen überzusetzen nicht wagen wolte/ schickte er dem Hertzoge Jubil Befehl zu/ die Flüchtigen nicht mehr zu verfolgen/ sondern sich in den ersten vortheilhaften Ort an die Flößen und Brücken zurück zu ziehen. Dieses verrichtete Hertzog Jubil so viel leichter; weil die neuankommende Römische Macht sich an der Ehre vergnügte: daß sie die Helffte des flüchtigen Heeres/ sintemal über zehn tausend darvon auf der Wallstadt todt/ und zwey-tausend Gefangene zurück blieben/ retteten; und weil es ohne dis schon Abend war/ mit ihnen zurück zohen. Folgenden Morgen brachten die Deutschen Kundschaffter Nachricht: daß die Römer auf beyden Seiten sich verschantzten/und ob wol die Deutsche Reiterey auf beyden Seiten bis an den angefangenen Wall streiften/ kam doch niemand heraus/ weil es Tiberius bey Lebens-Straffe verboten hatte; drey Tage nach einander blieben die Römer in diesem Stande/ Hertzog Herrmann aber in Bemühung durch stetes Ausstreiffen dem Feinde alle Zufuhr abzuschneiden. Den vierdten Morgen aber sahe man auf der Nord-Seite ein starckes Heer Strom-abwerts zurücke ziehen/und zwar darinnen eigentlich alle drey güldene Adler gläntzen. Jedermann glaubte: es wären alle drey Römische Legionen/ und also das gantze Heer; besonders weil die Kundschaffter berichteten: daß in des Tiberius Läger alle grosse Gezelte des Feldherrn und der Obersten abgenommen/ wenig Kriegs-Zeichen aber nur noch aufgerichtet wären. Der Feldherr konte sich schwerlich bereden lassen: daß er auf dieser Seiten/wo der Catten gröste Macht stünde/zurücke gehen/und sich gleichsam zwischen Thür und Angel stecken solte. Daher ertheilte er Befehl: daß etliche hundert der leichtesten Reiter sich nähern/ und insonderheit: ob wahrhaftig die Römischen Legionen dabey wären/ erkundigen solten. Denn ob zwar Hertzog Herrmann wol wuste: wie hoch und heilig bey den Römern die güldenen Adler gehalten/ in Feyern eingebalsamt/ bey selbten Eyde geleistet/ von Ubelthätern für ihre Zuflucht erkieset/ ja so gar angebetet/und anderer Götter Bildern vorgestellet würden; so war ihm doch auch nicht unbekandt: daß Tiberius die Götter für Undinge/ den Gottesdienst aber zu nichts/ als die Leute damit zu betrügen dienlich hielt. Nachdem aber die Reiterey einstimmig berichtete: daß alles Römisch-gekleidetes Volck/ und nicht halb so viel Gallier darbey wären; muste er nur dem gemeinen Irrthume beyfallen/ und umb

dem Tiberius auf dem Fusse zu folgen/ sein Heer übersetzen. Es war nur noch ein Drittel zurück; und die Deutsche Reiterey unter dem Fürsten Siegesmund hieng sich schon auf des Feldherrn Befehl an den Römischen Nachzug/ als diesem angedeutet ward: daß auf der Sud-Seite Tiberius mit allen dreyen Legionen auf die noch über dem Strome stehende Deutschen loßgienge. Hertzog Herrmann/ welcher nicht wuste/ auf welcher Seite eigentlich die rechten Legionen stünden/ ward hierüber nicht so sehr verwirret als beschämet: daß Tiberius durch diese Krieges-List ihm eines angebunden hatte. Der Nachdruck des Anfalls und etliche gefangene Gallier aber vergewisserte ihn allzu bald: daß Tiberius auf der Sud-Seite beym Anfalle wäre. Jubil und andere Krieges-Obersten riethen: der Feldherr solte das zurück gebliebene Fuß-Volck vollends herüber ziehen/ und die solches beschirmende Reiterey endlich durchschwemmen lassen. Hertzog Herrmann aber weigerte darein zu willigen/ weil dis einen Schein einer schimpflichen Flucht abbildete/ auch ohne Verlust etlicher tausend Deutschen nicht geschehen könte. Maßen er denn dem Hertzog Jubil ein Theil des Heeres zu Uberwindung der in Römische Kleider versteckten Gallier anvertraute; allen andern aber über den Meyn zu setzen/ und den Römern die Stirne zu bieten anbefahl. Er selbst sprengte mit dem Pferde in den Meyn/ und gab darmit nicht nur seinen hundert Rittern/ sondern der gantzen Reiterey Anlaß ihm zu folgen; ungeachtet die Römer gegen über am Ufer in voller Schlacht-Ordnung hielten. Alleine auch das deutsche des Schwimmens gewohnte und ohne dis halbnackt streitende Fuß-Volck ließ sich/ weil die Faß-Brücke zu schmal/ der Flößen zu wenig und zu langsam waren/ sich weder den Strom noch den Feind abschrecken: daß sie nicht ihre Waffen und Geräthe auf den Rücken banden/ und überschwammen. Was inmittelst der Fürst von Ascanien und der Graf von Waldeck bey der Reiterey/ der Graf von Witgenstein und Diepholt bey dem Fuß-Volcke ausstehen musten/ ist kaum glaublich; weil Tiberius/ in Meinung alles im ersten Anlauffe über einen Hauffen zu werffen/ nicht nach sonst gewohnter Art der Römer die Hülfs-Völcker/ sondern die Römischen Legionen mit ihrer zugehörigen Reiterey voran führte; mit den Thraciern/ Galliern/ Pannoniern/ Cretischen und Valearischen Schützen aber das Ufer besetzte/ um der Deutschen Uberkunfft zu verwehren. Weil aber so wol die Noth/ indem sie wegen des am Rücken habenden Meyns nicht weichen konten/ als die Tugend den Deutschen eine schier unmenschliche Gegenwehr aufbürdete; worbey ihre Führer Löwen fürbildeten/ schlug des Tiberius vernünftiger Anschlag gleichfals wider ihn aus. Denn Hertzog Herrman setzte anfangs mit seiner Leibwache/ worvon alleine der Ritter Kwast von einem durchs Hertz fahrenden Pfeile im Strome umbkam/ gegen die Thracier am Ufer festen Fuß. Wiewol sie nun viel tausend Pfeile und Wurf-Spiße bewillkommten/ machten doch die Ritter über ihren Feldherrn mit ihren zusammen gesetzten Schilden gleichsam ein Gewölbe: daß sie wenig schaden konten. Unterdessen kam auch Fürst Siegemund mit hundert Cheruskischen Edelleuten ans Land/ und in einer halben Stunde standen über viertausend deutsche Reiter gegen die den Fluß bewahrenden Feinde im Gefechte; ja der Feldherr/ nach dem er am Rücken dem Fuß-Volcke auszusetzen Raum gemacht hatte/ drang mit tausend Pferden durch mehr als acht-tausend Thracier und Pannonier den Fürsten von Ascanien zu entsetzen/ welchem der mannhaffte Cäcina mit fünf-tausend meist freywilligen Edelleuten/ als dem Kerne der Römischen Reiterey/ überlegen war. Der Feldherr kam gleich zu rechte/ als die Noth an Mann kommen war. Denn drey-hundert deutsche Edelleute hatten

für ihr Vaterland schon den Geist ausgeblasen/ und unter denen übrigen zwölf-hunderten war keiner/ der nicht siebenmal getroffen/ und zum wenigsten drey Wunden hatte. Gleichwol kriegten diese schon in ziemliche Verwirrung gerathene Ritters-Leute durch des Feldherrn Ankunfft eine neue Seele/ ja mehr Kräfften und Muth/ als sie anfangs gehabt hatten. Daher denn Cäcina/ wie weh es ihm auch thät/ in weniger Zeit wol hundert Ellen breit Erde verspielte; welche am Rücken denen überschwemmenden Deutschen einen sichern Furth machte. Siegesmund auf der andern Seite entsetzte den von Feinden rings umbher eingeschlossenen Waldeck zwar mit heldenmäßiger Tapferkeit; aber mit einem besondern Ebentheuer. Denn nachdem die Deutschen auch daselbst Lufft kriegten/ einer ihrer Heerführer aber mit seinem Hauffen/da alle andere wichen/keinen Fußbreit Erde entraumen wolte/ machte er sich selbst an ihn/ hob ihn auch nach hartneckichter Gegenwehr aus dem Sattel. Dieser wäre in dem Gedränge von den Pferden tausendmal zertreten worden/ wenn nicht sein Unglück des ihm von einem Pferde abgetretenen Helmes das Leben erhalten hätte. Denn Siegesmund erkennte ihn für seinen Vater Segesthes; welchen das Verhängnüs gleichsam dazu bestimt hatte: daß weil er wider sein Vaterland den Degen führte/ von niemanden als seinen Kindern überwunden werden solte. Siegesmund ward für Erstaunung hierüber gleichsam zum Steine/ hernach wendete er sein Pferd auf die Seite/ umb weder sich noch seinen Vater durch sein Erkäntnüs mehr zu beschämen. Der Graf von Bentheim erkennte gleichfals Segesthen/ ließ ihn also aufheben und auf die Seite bringen. Mitlerzeit kriegte das deutsche Fuß-Volck gleicher gestalt Verstärckung/ Lufft/ und statt des getödteten Grafen Diepholt/ an dem Ritter Zulenstein einen neuen Hauptmann. Hertzog Jubil aber hatte auf der andern Seite die verkleideten Gallier/ welche Tiberius ohne dis unter dem prächtigen Scheine der Römischen Kleider und falschen Adler gleichsam nur auf die Schlacht-Banck dahin geschickt hatte/ zertrennet/ zwey vergüldete Adler erobert/ also: daß der lincke Flügel in völlige Flucht gerieth. Des Tiberius Hertze kochte inzwischen nichts als Galle/ als so viel andere Blut ausliessen; gleichwol aber verstand er es rathsamer zu seyn seiner Rache was abzubrechen/ als das gantze Römische Heer in Gefahr zu setzen/ welches er für Augen sahe/ wenn er die völlige Uberkunfft des deutschen Heeres erwartet hätte. Daher schickte er anfangs alles schwere Krieges-Geräthe fort; hernach ließ er bey den Legionen die zum Zeichen des Kampfes auf drey lange Spiesse aufgesteckte Purpur-Röcke abnehmen/ und vom Treffen abblasen. Die übrige Römische und anderer Völcker Reiterey muste inzwischen an die Lücke treten/ bis das Fuß-Volck ein gut Stücke voran hatte/ und Strom-abwerts einen Berg erreichte. Diesem folgte sofort auch die Reiterey; welche die Deutschen zwar verfolgen/ der Feldherr aber es nicht erlauben wolte. Denn ob zwar nicht über tausend Deutschen der Feinde aber auf dieser Seiten über fünf-tausend blieben waren; so hatten doch jene viel Verwundete/ und waren wegen des beschwerlichen Hin- und Ubersetzens mehr als diese abgemattet. Jubil ward hierüber auch völliger Meister des Feldes. Denn als die Gallier die Römer auf die Höhe weichen sahen/ warffen sie die Waffen nieder. Die übrige Reiterey flohe in die Püsche/ alles Fuß-Volck aber unterwarf sich der Gnade des Uberwinders. Ob nun wol Tiberius sich abermals zu verschantzen anfieng/ und/ nach des in Epirus überwundenen Philippus Erfindung/ beym Feldherrn umb einen Stillestand zu Beerdigung der Todten anhielt/ welcher ihm auch auf einen Tag bewilligt ward/ so gieng er doch noch selbige Nacht durch/ und funden die Deutschen auf den Morgen im Römischen

mischen Läger zwar eine grosse Anzahl Zelten/ verwundete Pferde/ zerbrochen Kriegs-Geräthe/ aber keinen Menschen/ als unnütze Stall-buben/ Pfeiffer und Paucken schläger/ welche des Nachts die Wach-Feuer unterhalten/ und die Aufzüge der Wachten geblasen hatten. Bey dieser Vergewisserung brach der Feldherr stracks auf/ befehlichte auch nicht allein den Fürsten Jubil auf der rechten Seite des Meyns/ wie er auf der lincken/ dem Tiberius zu folgen/ sondern erinnerte auch den Hertzog Arpus durch einen Edelmann dem Tiberius unten den Weg zu verlegen. Wiewol nun beyde diesem treulich nachlebten; so kam doch Tiberius/ weil die Furcht schnellere Flügel als der Sieg hat/ allen zuvor; wie er denn auch aus dem festen ersten Läger/ darinnen sie wegen der Catten stetigen Streiffens ohne dis schon Noth litten/ alles Kriegs-Volck an sich zoh/ und im eusersten Winckel zwischen dem Rhein und Meyne/ Meyntz gegen über ein neues Läger befestigte. Weil nun diesem auf keine Weise beyzukommen war/ ward der Feldherr mit dem Hertzog Arpus schlüssig gegen Ingelheim eine Brücke über den Rhein zu schlagen/ welches sie denn auch in zwölf Tagen bewerckstelligten; und hierdurch den Tiberius aus Beysorge: es möchte Germanicus von ihm abgeschnitten werden/ nach Meyntz überzugehen nöthigte. Zumal/ da Marcomir bis unter Trier streiffte/ und halb Gallien unruhig machte. So bald die Cherusker und Catten über den Rhein waren/ machte sich Hertzog Arpus mit seinen Catten für die von den Römern an den Rhein und die Nave gelegte Festung Bingen/ eroberte selbte auch den fünften Tag mit Sturm.

Mitler-Zeit war es dem Germanicus beym Ubischen Altare mit seinen drey Legionen/ und viertzig-tausend Hülffs-Völckern nicht viel glücklicher gegangen. Denn ob er zwar bey selbiger Festung eine so feste Brücke als zu Meyntz über den Rhein hatte/ so fand er doch von den Sicambern/ Tencterern und Juhonen/ welche sämtlich dem Hertzog Melo gehorsamten/ alle Pässe derogestalt besetzt: daß seine klügste Anstalten durchzubrechen mißriethen/ und darüber etliche tausend Gallier/ derer Blut von den Römern ohne dis für geringes Wasser geachtet ward/ ins Graß bissen. Germanicus sammlete hierauf alles/ was von Schiffen nur zu bekommen war/ ließ die Mosel herab viel Holtz-Flößen bringen/ setzte darauf sein meistes Fuß-Volck/ ließ ein Theil seiner Reiterey von der rechten Seiten des Rheins aus dem Läger zurück auf die lincke Seite gehen/ mit ausgebreitetem Ruffe: daß er mit seiner gantzen Macht unterhalb des Sieg-Stromes landen wolte. Zu dessen mehrer Beglaubigung er denn des Nachts zwey-hundert mit Galliern und unnützem Gesinde besetzte Schiffe in Römischer Tracht abfahren/ etliche gefangene Deutschen auch mit Fleiß entrinnen ließ/ welche dem Hertzog Melo hiervon Nachricht gäben. Dieser ward hierdurch auch zwar verleitet: daß er seinem Sohne Franck die Verwahrung des sieben-gipflichten Berges Rhetico/ dem Hertzoge Ganasch des Siege-Stromes anvertraute; er selbst aber mit der meisten Sicambrischen Macht den Rhein hinab zoh/ und die ober und unter der Wupper stehenden Bructerer/ Usipeter und Tencterer ihrer Schantze wol wahrzunehmen warnigen ließ. So bald Germanicus hiervon Nachricht erhielt/ führte er des Nachts alles hinüber gezogene Volck ohne Klang und Spiel wieder ins Läger über die mit Mist und weichen Tüchern bedeckte Brücke/ ließ Menschen und Vieh wol pflegen/ und zwey Stunden für Tage führte er durch alle drey Pforten das gantze Heer bis auf eine kleine Besatzung aus dem Läger/ gerade dem Sieg-Strome zu. Eine Stunde vorher aber hatte Germanicus unter dem Munatius Plancus zwey-tausend auserlesene mit leichten Leuten und anderm Sturm-Zeuge versehene Römer zur Haupt-Pforte ausgelassen/ welche von etlichen des Gebürges kündigen Ubiern geführet wur-

wurden; und eines der sieben vom Melo bewahrter Schlösser überrumpeln solten; weil von selbtem alle Anschläge der Römer übersehen wurden/ und dardurch auch der sichere Einbruch in der Sicambrer Land verhindert ward. Die Abrede war: daß Plancus in möglichster Stille das Gebürge ersteigen/ aber nicht ehe stürmen solte/ bis Germanicus ihm durch angezündete Fackeln seinen Angrief am Sieg-Strome wissend machen würde. Alles dis gieng wol von statten; und wurden die Chauzen der Römer ehe nicht gewahr/ als bis schon zwey-tausend Römische Reiter mit so vielen auf die Pferde genommenen Fuß-Knechten durchgeschwem̃t; das Fuß-Volck aber eine grosse Menge Flößen in Fluß gebracht hatten. Hertzog Ganasch/ welcher seinen Stand an dem gefährlichsten Orte nemlich an dem vom Sieg-Flusse bis ans Gebürge gemachten/ und mit dicken höltzernen Pfälen besetztem Land-Graben hatte/ war eine Meilweges davon entfernet/ aber gleich in Besuchung der Wachen beschäftigt. Die von ferne blinckenden Fackeln aber waren ihm alsbald so verdächtig; daß er Lermen blasen/ und sein gantzes Volck zu den Waffen greiffen ließ. Unterdessen traf der mit fünf-tausend Chaucen und Chamavern an dem Sieg-Strome stehende Graf von Delmenhost mit denen am ersten zusammen gerafften tausend Reitern auf die übergesetzten Römer/ und zwar wegen bewuster Gelegenheit des Ortes mit solchem Vortheil: daß/ wenn nicht zugleich tausend Römische Fuß-Knechte über/ und ihn in Rücken kommen wären/ die Römische Reiterey mit Gewalt in Strom getrieben worden wäre. Nach dem aber der Ritter Arenberg mit tausenden zu Fuß/ und Schauenburg mit fünf hundert Chauzischen Edelleuten zu Hülffe kam/ trieben sie die Römer wieder über Hals und Kopf in den Fluß. Unterdessen aber hatte Mennius am Strome weiter hinauf mit tausend Römischen/ und drey tausend Dalmatischen Reitern/ Cajus Cetronius auch schon mit der Helffte der ersten Legion festen Fuß gesetzt nach dem der Graf von Spiegelberg mit fünf-hundert Pferden/ und der Graf von Tecklenburg mit tausend Fuß-Knechten eine Stunde lang die Ländung hertzhafft verwehret hatten. Hiermit wäre alles bund über Ecke gegangen/ wenn nicht der vom Hertzog Ganasch mit tausend Pferden zuvorangeschickte Graf von Oldenburg den Deutschen zu Hülffe kommen wäre; und dem Mennius hertzhaft begegnet hätte. Alleine auch alle diese Gegenwehre wäre bey nunmehr hellem Tage ein unnützes Spiegelfechten gewest/ weil der Sieg-Strom über eine Viertel-Meile lang/ durch eingeworffene Bäume/ Flößen/ bebreitete Nachen wegbar gemacht worden war/ wenn nicht Hertzog Ganasch endlich selbst mit acht-tausend Chauzen und Friesen zu Hülffe kommen wäre/ und den Deutschen unter andern auch dardurch ein Hertz zugesprochen hätte: daß dieser Strom der Anlaß ihrer wieder erlangten Freyheit wäre/ und den Römern alldar weder Stern noch Glücke begegnen könte; weil der vom Varus beleidigten und in dem Flusse ertrunckenen Sicambrischen Fürstin Geist wider die Römer selbst kämpfte. Welche Zuredung er gleich brauchte/ als etliche auf verborgene Pflöcke kom̃ende Nachen umbschlugen und die Feinde ersäufften. Weil nun der Aberglaube auch die Weichhertzigen hartnäckicht macht/ war kein Wunder: daß diese hertzhafte Deutschen durch solche Einbildung/ und ohne dis geschöpfte Verbitterung gleichsam gegen die verhaßten Römer raseten. Sie schwammen theils selbst in Fluß/ stürtzten die feindlichen Schiffe umb; und wenn ihnen die Hände abgehackt wurden/ hielten sie sich an selbte mit den Zähnen an. Germanicus hingegen brauchte sich auf der andern Seite nicht nur seiner Kriegs-Wissenschafft und Hertzhaftigkeit/

sondern

sondern ebenfals der Andacht zu Erlangung seines Zweckes. Denn er ließ sieben Altare an diesen Fluß / wie Agrippa ans Meer / aufrichten / dem Sieg-Strome opfern / das Fleisch in sein Wasser werffen / und seinen Schutz-Geist durch Gelobung eines Tempels in Rom ausruffen. Ob nun zwar beyderseits alles mögliche versucht / die Verwundeten getröstet / die Furchtsamen durch anderer Beyspiele aufgemuntert / die Tapfern durch Lob / wie die Pferde durch Zuspruch zu ungemeinen Thaten aufgemuntert wurden / beyde Feldherren auch hinten und vorne waren; blieb doch das Gefechte über eine Stunde in gleicher Wage stehen / weil den Römern die grosse Macht / den Deutschen der Strom und die hin- und wieder gesetzten Sturm-Pfäle einen Vortheil machten. Inzwischen hatte sich Plancus an das fürnehmste Schloß des Ubischen Sieben-Gebürges so heimlich geschlichen: daß die Schildwache der Römer nicht ehe gewahr ward / bis daß der über die Mauer gestiegene Römische Hauptmañ Camillus ihm den Degen durch den Leib stach. Ein einiger Schall dieses Sterbenden ermunterte gleichwol die nechste Schildwache: daß sie Lermen rief / und die Wache daselbst nach den Waffen zu greiffen nöthigte. Weil aber allbereit an dem ersten Orte des Angriefs über anderthalb-hundert Römer die Mauer erstiegen / andere über dis wol funfzig Leitern hin und wieder angelegt hatten / und dort und dar festen Fuß zu setzen anfiengen / also die Besatzung nicht wuste / wo sie dem Feuer am ersten zulauffen solten / entstand unter den Deutschen aus Beysorge einer Verrätherey keine geringe Verwirrung. Gleichwol beseelte der Ritter Metternich die Erschrockenen mit freudiger Aufmunterung / und theilte sein ihm anvertrautes Krieges-Volck bis auf ein zum Hinterhalte nöthiges Drittel in der Festung so versichtig zur Gegenwehr aus: daß kein eines Angriefs fähiger Ort unbesetzt blieb. Unterdessen aber bemächtigte sich Camillus eines grossen rundē Thurms / von welchem er das dritte Theil der Mauern durch zweyhundert hinaufgebrachte Römische Bogenschützen bestreichen ließ; also daß für denen Pfeilen die Deutschen inwendig bey nunmehr anbrechendem Tage keinen sichern Stand behalten / die Römer aber inwendig auf selbiger Seiten desto sicherer stürmen konten. Metternich sahe nunmehr wol / wo die Noth am grösten war; gleichwol aber war es schwer selbter zu rathen; weil alle daselbst hingeschickte Deutschen den Römischen Schützen gleichsam nur zum Ziele fürgestellet wurden. Weil aber schon über fünf-hundert Römer auf den Mauern waren / muste zu Erhaltung der Festung kein Blut gesparet seyn; welches bey derselben Ubergebung ohne dis desto schimpflicher verlohren gieng; und Metternich wünschte nichts weniger / als nach Verlust seiner ihm anvertrauten Festung / welche jedem Befehlhaber fester / als sein Ehweib angetraut seyn soll / sein Leben zu behalten. Er befahl diesemnach: daß die Helfte seiner zum Hinterhalte verbliebenen Deutschen sich mit etlichen Schütten Stroh und Reisig-Gebündern armen / und von selbten unter der eroberten Mauer gleichsam einen Tam̃ aufrichten solten; als inzwischen der Ritter Willich auf einem / und Wachtendonck auf dem andern Thurm männliche Gegenwehr thäten: daß die Römer nicht ferner dringen / und sich der innersten Schloß-Mauer befestigen konten. Weil sowol das Stroh als Reisicht denen Deutschen gleichsam wider die feindlichen Pfeile zu Schilden diente / wurden so gar Weiber und Buben keck hierbey hülfbare Hand zu reichen; also: daß in einer geschwinden Eyl ein unglaublich groß und langer Hauffen zusammen getragen / auch das zwar ohne dis kühnichte Holtz mit vielem Pech untermischet ward. Diesen Stoß ließ der Ritter Metternich auf einmal an vielen Orten anzünden; nöthigte also den Feind durch Hitze und Rauch die eroberte Stadt-Mauer zu verlassen / und sich theils zum

Camillus auf den platten Thurm zu retten/ theils über die Mauern zurück zu steigen; wiewohl bey diesem Gedränge ihrer viel herab stürtzten; und nicht weniger im Rauche ersticken. Inzwischẽ aber hatte der Anführer Plancus selbst auf der andern Seite/ wo der Fels am abschüssigsten war/ und die Deutschen ihnen von keinem Feinde träumen liessen/ durch eine künstliche Art Leitern/ welche nicht unter-/ sondern Seitwerts ihren Fuß und Stand hatten/ sich eines andern Thurmes bemächtiget/ welcher in den innersten Schloß-Hof gieng/ und fast alle innere Brustwehren überhöhete; also daß auch viel hertzhaffte sich schon für verloren hielten/ und Metternich selbst mit seinen übrigen Kriegsleuten dieser Noth zulauffen/ und sich unten in den Thurm wagen muste/ die Römer aus dieser schädlichen Uberhöhung zu treiben. Es war Schade: daß in der Finsternüß dieses Thurmes so viel tapfere Thaten beyder Theile verdüstert bleiben solten; welche würdig waren von der gantzen Welt gesehen zu werden. Denn die Römer drangen auf beyden Stiegen herab um den Schloß-Hof zu erobern/ die Deutschen aber hinauf die Römer herab zu stürtzen. Nachdem aber diese mit noch tausend Römern und so viel Galliern aus dem Läger verstärcket wurden/ und Metternich mit einem Steine heftig verwundet ward: daß er für todt weggetragen ward; wie nicht weniger nach ausleschendem Feuer/ das aus Mangel mehrern Strohes und Holtzes nicht länger unterhalten werden konte; die Römer die verlassene Mauer aufs neue erstiegen/ wäre es umb diese Festung gethan gewest/ wenn nicht Hertzog Franck/ welcher nach mässigem Tages-Schlafe alle Nächte wache war/ und bald diese/ bald jene Post selbst verwahrte/ am allerersten die Schwenckung der Fackeln in dem vierdten Schlosse wahrgenommen/ und aus klugem Mißtrauen mit Aussteckung vieler Pech-Kräntze von den Thürmen auf dem gantzen Sieben-Gebürge Lermen gemacht/ auch alsbald zwey tausend Deutschen zusammen gebracht/ und nach ausgespürtem Angriffe der Haupt-Festung selbter damit zugeeilet hätte. Er kam gleich dahin/ als die Noth am grösten war/ oder vielmehr denen Bestürmten das Wasser schon biß in Mund gieng; wiewohl der Ritter Willich noch männlich des Metternichs Stelle vertrat/ und sich bescheidete: daß bey eingebildetem Siege auch die Feigen/ bey verzweifelten Zufällen aber die Helden nicht ihre Hand sincken liessen. Hertzog Franckens erste Sorge bey so gefährlichem Zustande war/ denen Bestürmten seine hülffbare Gegenwart mit Schwenckung der deutschen Kriegs-Zeichen auf einem dem Schlosse gegen über liegenden Felsen/ und durch etliche auf Gallisch verkleidete Kundschaffter wissend zu machen. Hernach theilte er sein Volck in zwey Theil/ gab eines dem Ritter Waßenar/ das andere behielt er für sich/ und kletterte jener auf der Ost-/ er selbst aber auf der gefährlichsten West-Seite gegen dem Rheine das Gebürge hinauf. Des Hertzogs erste Arbeit und Glücke war: daß er fünf hundert zu Abwendung aller sich etwan nähernden Hülffe vorbehaltene Römer/ wiewohl an einem vortheilhaften Orte angrieff nach hertzhaffter Gegenwehre von ihrer Höhe herab trieb und über Hals und Kopf den Berg hinab jagte. Waßenar kam auf der andern Seite den Stürmenden/ und nichts als Sieg und Palmen ruffenden Römern auf den Hals/ welche nunmehr schon den gantzen Vorhof erobert hatten/ und über Aufsprengung der innersten Schloß-Pforten bemühet waren. Als er nun eine ziemliche Anzahl Sturm-Leitern zu Boden gerissen hatte/ drang er in den Vorhof mit dem Kerne seines Volckes hinein/ zwang auch die Römer der Pforten-Stürmung zu vergessen/ und den ihnen auf den Rücken und die Haube sitzenden Feinde zu begegnen. Worüber das Stürmen sich in eine blutige Schlacht verwandelte. Hertzog Franck aber brauchte sich der Römischen

Sturm-Leitern zu seinem grossen Vortheil/ und ließ den Ritter Kallenfels den vom Camillus eroberten Thurm stürmen; er selbst aber stieg mit zwantzig auserlesenen Rittern selbst in die bedrängte innerste Festung hinein/worinnen auch die weichhertzigsten Bestürmten wegen so unvermutheter Hülffe nunmehr zwey Hertzen/ und die abgemattesten vier Hände zu bekommen schienen. Ihr einiger Hertzog deuchtete sie mehr/ als tausend Feinde zu seyn/ und also kriegte der Kampf in kurtzer Zeit ein gantz ander Gesichte. Denn die Römer kriegten nunmehr auf allen Seiten Feinde vor- und rückwerts; kamen also/ weil zwar die Klugheit für und hinter sich sehen/ die Tapferkeit aber sich nur vorwerts beschirmen kan/ zwischen Thür und Angel/ ihre fürnehmsten Hauptleute Camillus/ Cepin/ Terentius und andere blieben todt; daß also die übrigen sechs hundert Kriegesleute/ darunter aber kaum einer verwundet war/ mit ihren Häuptern auch das Hertze verlohren/ und mit Wegwerffung der Waffen des Siegers Gnade sich unterwarffen. Plancus der Oberste selbst muste in diesen sauern Apfel beissen/ weil die Deutschen ihm mit Zerdrümerung seiner künstlichen Leitern/ den Rückweg vom erstiegenen Thurme abgeschnitten hatten; wiewohl die nebst ihm darauf besetzten Römer den Plancus kaum bereden konten: daß er sich nicht über die Zinnen und Felsen herab stürtzte. Der sieghafte Hertzog Franck wolte gegen diesem hertzhaften Römer erweisen: daß die Deutschen zwar streitbar/ aber nicht wilde Menschen wären; ließ dem Plancus melden: daß er von einem so edlen Gefangenen den Degen selbst empfangen wolte. Welche höfliche Erklärung und darauff folgende freundliche Bezeigungen denn des Plancus ziemlich verstörtes Gemüthe/ weil von seinen viertausend auserlesenen Kriegsleuten kaum drey hundert ins Läger entkommen/ der Deutschen aber mehr nicht als vier hundert todt blieben/ und hundert sehr gefährlich verwundet waren/ ein wenig beruhigte. Alleine Hertzog Franckens feuriges Gemüthe war mit diesem heiligen Siege so wenig als eine grosse Flamme mit wenigem Zunder vergnügt. Weil er nun Nachricht bekam: daß Hertzog Ganasch eine Meil weges davon an dem Sieg- und Acker-Strome mit dem Germanicus einen harten Stand hatte/ ließ er ihn nicht allein alsbald seinen Sieg wissen/ sondern auch versichern: daß er ihm durch einen Anfall in der Römer Rücken bald Lufft machen wolte. So bald er auch dem Ritter Willich die Verwahrung des Gebürges/ die Vertheilung der Gefangenen/ und andere nöthige Anstalten anvertraut hatte/ nahm er alles nur entbehrliche Kriegs-Volck mit sich vom Gebürge herab/ unter welchem er seinem anfangs ertheilten Befehle gemäß/ schon den Grafen von Sem mit zwölff hundert Reitern/ und den Grafen von Wied mit zwey tausend aus dem Gebürge zusammen gezogenen Fuß-Knechten fertig stehen fand; also er bey nahe mit 5000. Mann dem Germanicus recht in Rücken gieng. Franck gebrauchte sich hierbey mehrer Hörner-Bläser/ als nach seiner Mannschafft bräuchlich war/ umb dem Feinde einen desto blauern Dunst für die Augen zu machen. Er selbst thät mit der Helfte der Reiterey auf der lincken/ der Graf von Sem auf der rechten Seite den ersten Angrieff; und in der Mitte führten der Graf von Wied und Sleiden/ wie auch der Ritter Wachtendong das Fuß-Volck an. Dieses traff auf die gantze zehnde Legion des Sextus Apulejus/ welche Germanicus als den Kern seines gantzen Krieges-Heeres zum Hinterhalte gestellt hatte. Hertzog Franck aber traff auf ein Theil des Germanicus Leibwache zu Rosse/ und zwar mit einem solchen Nachdrucke: daß sie biß an den Sieg Strom/ wo Germanicus nunmehr den Meister spielte/ und schon mit zehn tausend Mann übergesetzt hatte/ zurück wiechen. Dieser einige glückliche

Streich/

Streich/weil er unvermuthet war/ und das hinterwerts sich erregende Kriegs-Geschrey machte unter dem gantzen Römischen Heere kein ungemeines Schrecken/ und hemmete auf einmal so wohl vorige Hurtigkeit als die Begierde über den Strom zu kommen. Dem klugen Germanicus selbst ward hiermit auf einmal sein Spiel verrückt; weil er nicht wohl begreiffen konte: woher ihm ein Feind in Rücken käme? sonderlich da er für zwey Stunden vom Plancus vergewissert worden war: daß Camillus auf einem/ er selbst auf dem andern Thurme der besten Berg-Festung die Römische Kriegs-Zeichen aufgesteckt/ und die völlige Eroberung schon gleichsam in Händen hätte. Alleine es brachte ihm ein aus dem Römischen Läger spornstreichs herzurennender Römer mit dieser schlechten Zeitung die Erleuterung seines Kummers: daß Plancus vom Hertzog Franck überfallen/ und mit allen vier tausenden Römern und Galliern erschlagen worden wäre. Germanicus/ welcher wohl wuste: daß ein Feldherr allezeit einen Kopf voller Gehirnes/ aber offt ohne Zunge haben solte/ sagte kein Wort; als daß dieser traurige Bothe keiner Seele kein Wort hiervon melden solte; setzte gleich wohl aber voller Unmuth über den Sieg-Strom zurück/ umb die wahre Beschaffenheit des neuen Anfalls selbst so viel gewisser zu erkundigen. Ob sein Gemüthe nun zwar bey Verwandelung der Zufälle allezeit unverrückt/ und sein Verstand aufgeräumt blieb/ konte er sich doch nicht enthalten/ den ersten ihm begegnenden Römer von seiner flüchtigen Leibwache zu durchstechen/ und bald darauf dem sie führenden Hirtius anzudeuten: daß er sie alle durchs Joch treiben wolte/ wo sie die Scharte einer so schändlichen Flucht nicht bald auswetzen würden. Germanicus befand die zehnde Legion gegen das deutsche Fuß-Volck und des Grafen von Sem Reiterey in einem hitzigen Gefechte/ weil auf beyden Theilen so wohl die Obersten als Gemeinen ihr Ampt männlich vertraten/ und keines dem andern einen Fußbreit Erde weichen wolte. Insonderheit sahe Germanicus mit Lust den sechzehnjährigen Sulpitius Galba sein erstes Schul-Recht ablegen/ ungeachtet er noch nicht im Capitolium zu Rom den bürgerlichen Manns-Rock angelegt hatte. Daher ihm auch Germanicus zuruffte: Er solte also fortfahren/ so würde er mit der Zeit ein grosser Feldherr/ und ein mächtiger Herrscher als sein Anherr Minos/ werden. Hertzog Franck aber war inzwischen unter zwey tausend theils Gallische/ theils Pannonische Reiter eingebrochen/ welche er nunmehr in völlige Unordnung bracht hatte. Daher ließ Germanicus tausend der besten Römischen Reiter gegen dem Hertzog Franck herfür rücken; und weil er hierdurch alles in gute Ordnung versetzt/ sonst aber mehr keinen Verbruch einigen Feindes sahe/ kehrete er umb gegen dem Sieg-Strome seinen daselbst erhaltenen Vortheil mit einem völligen Siege auszumachen. Alleine weil der Zustand daselbst auch gantz verdrehet war/ seufzete er in Erwegung: daß man das Glücke auch wenige Augenblicke nicht in der Schnure führte/ und keine grössere Verfälscherin künfftiger Dinge als die Hoffnung wäre. Denn als des Hertzogs Melo an tausend Tencterischen Reitern bestehender Vortrab unter dem Grafen von Isenburg an den in Rhein fallenden Wipper-Fluß kam/ fand er daselbst im Rheine eingesäufftes Schiff/ aus welchem etliche zwantzig Gallier und fünf Römer ans deutsche Ufer geschwommen waren. Diese nahm Isenburg alsbald absonderlich scharff für/ und brachte von ihnen durch scharffe Bedräuung diß einmüthige Bekäntniß heraus: daß ihr des Nachts an einem im Strome liegenden Baum gestossenes Schiff eines von denen zweyhunderten wäre/ welche Germanicus nach der vom Drusus zwischen dem Rheine und der Erpe gebauten Festung Novesium geschickt hätte. Isenburg forschte alsofort genau: Ob denn Germanicus nicht selbst auf den Schiffen

wäre?

wäre? Alleine sie verneinten es; gleichwohl aber wäre im Ubischen Läger die Rede gegangen: daß er auf der Westlichen Land-Seite mit der Reiterey und grösten Macht folgen würde. Auf fernere Nachfrage: was für Volck auf den Schiffen gewest wäre; sagten die Römer zwantzig/ die Gallier aber nur sechs tausend Mann aus. Daher er die Widersprechenden einander unter Augen stellte; und hiermit die Römer überstimte; welche denn auch nur gestehen musten: daß es kaum sechs tausend Kriegesleute / darunter aber nur fünff hundert Römer / das übrige nur unbewehrtes Gesindlein gewest wäre. Der Graf von Isenburg schickte hundert Tencterische Reiter mit diesen unter sie vertheilten Gefangenen / und zwar auf zehn unterschiedenen Wegen Augenblicks in höchster Eil zurücke/ umb dem Hertzog Melo von allem ausführliche Nachricht zu ertheilen. Der Ritter Borckeloh traff den Hertzog mit dem gantzen Heere nur eine Meile zurück an; welcher alsobald aus allen Umbständen urtheilte: daß ihm der schlaue Tiberius eines angebunden hätte. Diesemnach ließ er allein den Grafen von Mörß mit fünf hundert Usipetischen Reitern und drey tausend Fuß-Knechten dem Grafen von Isenburg folgen/ welcher mit der halben Macht an der Wipper/ der Graf von Mörß aber zwischen dem Rheine und dem Düssel-Strome den Feind beobachten solte. Sein übriges gantzes Heer aber muste auf dem Fusse umbkehren; und weil ihm nichts guts ahnete/ gieng er mit sechs tausend am besten berittenen Sicambern und Tencterern vor an/ erhielt auch in einer halben Stunde von des Germanicus Anfalle/ bald darauf von Stürmung des Berges Rhetico/ und ie näher er kam/ von dem heissen Bade des Hertzogen Ganasch und seiner Chautzen ie gefährlichere Nachrichten. Die Noth gab denen Deutschen so wohl als die Sporne den Pferden gleichsam Flügel: daß Melo in vier Stunden/ ungeachtet des rauen Weges/ an den Sieg-Strom kam/ als die Noth recht an Mann kommen war. Denn nachdem der Graf von Spiegelberg sechs Stunden lang mit unglaublicher Tapferkeit den Cajus Centronius/ der Graf von Schauenburg den Mennius aufgehalten hatte; ward dieser endlich/ nachdem er über zwantzig Wunden bekommen / ohnmächtig aus der Schlacht geführet; jener aber von den Römern umbringt; und weil sein siebendes Pferd mit ihm fiel/ fast mit unzehlbaren Wunden getödtet. Der Graf von Teckelnburg/ welcher zeither Wunderwercke gethan hatte / ward hierdurch gezwungen mit seinem Fuß-Volcke sich von dem freyen Strome an einen brüchichten Pusch zu ziehen/ umb von der Römischen Reiterey nicht zertreten zu werden. Hiermit kriegte Germanicus Lufft an diesem Orte wohl mit zehn tausend Kriegsleuten über dem Sieg-Strom festen Fuß/ und sie darmit in eine richtige Schlacht-Ordnung zu stellen. Hertzog Ganasch/ welcher als ein vollkommener Feldherr nirgends beständig blieb/ sondern stets für seinen Stand erwehlte/ wo die Gefahr am grösten war / auch darüber schon drey blutige Ehren-Maale bekommen/und 4. Pferde eingebüßt hatte/ verlohr hierdurch zwar ein Stücke des Ufers/ aber nichts von seinem Muthe und Vorsicht. Er gebrauchte sich gegen diesen starcken Feind des gegen über liegenden Sumpfes zum Vortheil; und stellte auf der einen festen Seite dem Germanicus den Grafen von Oelmenhorst mit der Chautzischen und Chamavischen Reiterey/ und den Ritter Arenberg mit zwey tausend noch zum Hinterhalte verbliebenen Bructerern zu Fusse/ auf der andern Seite aber sich selbst mit tausend Chautzischen Reitern entgegen; welchem ein junger Graf Nassau mit tausend Chautzen zu Fusse treulich an der Hand stand. Graf Günther von Oldenburg und der von Teckelnburg musten inzwischen oben und unten mit den Bructerern/ Marsen und Friesen den Strom ver-

vertheidigen. Ob nun gleich die Römer denen nunmehr über acht Stunden von unaufhörlichem Fechten abgematteten Deutschen mit stetter Abwechselung frischen Volckes auf alle ersinnliche Art zusetzten/ und einem Manne zehn und mehr entgegen zu stellen hatten/ fechten doch die Deutschen so hartnäckicht/ als wenn keiner unter ihnen bey empfangenden Wunden eine Fühle/ ieder aber einen geschwornen Tod-Feind für sich hätte. Die Römer beseelte des geistigen Germanicus Anführung; welchem sie zu Liebe auch in den offenen Rachen des Todes begierig gerennet wären/ und die ungezweifelte Einbildung des Sieges. Die Deutschen aber hielt die Liebe des Vaterlandes/ die Furcht für der durch einen so bitteren Verschmack schon gekosteten Dienstbarkeit/ und der sonst ins gemein zur Trennung Anlaß gebende Unterschied der Völcker als eine Kette beysammen. Denn ieder Sicambrer/Bructerer/Frise Chauce Chamaver bildete ihm ein: daß es/ wenn er flüchtig würde/ umb die Ehre seines gantzen Volckes geschehen wäre. Alleine/ endlich muß auch Stahl sprengen/ Ertzt schmeltzen / Palmen liegen und Felsen zerbersten. Hertzog Ganasch / welcher gleichsam in alle Lücken trat/ kriegte so viel Wunden: daß er sich mit Noth mehr auf dem Pferde erhalten konte; daher führte ihn ein Theil seiner hundert zur Leibwache erkieseten Ritter / wiewohl in steten Ohnmachten der Festung Siegsburg zu. Graf Dietrich von Oldenburg der Führer seiner Leibwache aber verwechselte vorher mit dem gleichsam im Blute schwimmenden Hertzoge Ganasch Helm und Schild/ und vertrat mit einer so grossen Hertzhafftigkeit/ gleich als wenn er zu seinem eigenen nun auch dieses grossen Helden Fürsten-Hertze in seine Brust bekommen hätte/ des Hertzogs Stelle: daß wenig Deutsche und kein Feind des Fürsten Ganasch Ohnmacht und Abzug gewahr wurden. Ob nun wohl diese Lücke ergäntzt war/ sprang doch durch des Grafen von Delmenhorst Tod ein ander / und durch des von Teckelnburg gefährliche Verwundung das dritte Glied dieser festen Verfassungs-Kette; also: daß dort die Chaucen uñ Chamaven schon in Unordnung geriethen; hier aber Censorinus mit drey tausend Römern einen neuen Stand über dem Sieg-Strome erhielt. Alles wäre nunmehr sonder Zweifel bund über Ecke gegangen/ wenn nicht im Rücken des Römischen Heeres sich ein neues Krieges-Geräusche erregt und den Germanicus/ welcher mit seiner Gegenwart gleichsam als eine irrdische Sonne alle Römer lebhafft machte/ daselbsthin gezogen hätte. Nichts desto weniger verärgerte sich der Deutschen Zustand immer mehr. Die keckesten Helden von der Chaucischen und Friesischen Ritterschafft waren todt oder durch Verwundung zum Fechten unfähig gemacht; die übrigen entkräfftete die Müdigkeit; also daß sie mehr aus Verzweifelung als Hoffnung was tüchtiges mehr zu verrichten Stand hielten. Bey diesem betrübten Ungewitter gieng denen zum Sterben schon gantz versteckten Deutschen durch die Ankunfft des Hertzogs Melo unvermuthet eine Sonne auf. Er erkundigte sich in Eil von etlichen Deutschen umb die Beschaffenheit des Nothstandes; und weil die vor Müdigkeit Schaum-bauchenden Pferde ohne diß etliche Augenblicke verblasen musten/ redete er die Seinigen an: Ihr ehrlichen und tapfern Sicambrer und Tencterer! nunmehr habt ihr Gelegenheit euch an eurem Tod-Feinde dem Tiberius zu rächen: daß er euch in seinem Uberfalle arglistig hintergangen/ ein gutes Theil eurer Brüder des süssen Vaterlandes beraubet; und aus Mißgunst eurer Tapferkeit sie über den Rhein in Gallien geschleppt hat/ gleich als wenn selbiger Himmel eben so streitbare Völcker weibisch/ als der Africanische weisse Menschen schwartz zu machen fähig wäre. Zwar Tiberius selbst ist nicht hier/ aber sein angenommener Sohn Germanicus. Glaubt aber: daß eigene Beschädigungen denen Vätern nur auf dem verletzten Gliede weh thun/ die Wunden der

Kinder

Kinder aber durch Marck und Bein geben. Hingegen erinnert euch eurer Väter Bündnüsse und Tugend; welche dem Käyser Julius mehrmals heiß gemacht/ und euerer eigenen; die ihr bey Aufreibung des Marcus Lollius und anderer Römischen Kriegs-Obersten schon so vielmal bewehrt habt. Ihr edlen Tencterer/ die ihr auf den Pferden erzogen/ und euer Lebtage mehr auff Sätteln als anderwerts gesessen seyd/ zeiget nunmehr den hochmüthigen Römern/ daß wie Catten und Sicambrer zu Fusse: also die Tencterer zu Rosse es allen Völckern in der Welt zuvor thun. Machet das wölfische Rom mit der Eitelkeit seines Frolockens durch eure heutige Thaten zu schanden/ welches bey des Tiberius Siegs-Gepränge mit diesem Getichte heuchelte: Julius hätte zwar die Sicambrer/ Usipeter und Tencterer gezüchtiget/ Tiberius aber das gantze Volck der Sicambrer mit seiner gantzen Wurtzel ausgehauen/ die Usipeter zu Leibeigenen/ die Tencterer zu Zins-Bauern gemacht. Allein es ist hier nicht nur umb Ruhm und Rache/ sondern wie es euch der Augenschein weiset/ umb eure Wohlfarth/ ja umb etwas zu thun/ was ihr dieser billich noch vorziehet/ nemlich umb die Freyheit. Ihr streitet nicht nur umb diese nothleidende Bunds-Genossen/ sondern für euch selbst/ eure Ehgatten und Kinder; welche ihr als Zeugen eures Wohlverhaltens auff den nechsten Hügeln euch mit greulichem Geschrey nichts minder zu ihrē Erbarmnüß/ als zu hertzhaffter Schlacht aufmuntern höret. Die Niederlage des Varus dienet euch zu einem unverwerfflichen Zeugnüsse: daß an der Römischen Unüberwindligkeit nicht so viel Wesen als Geschrey/ dieses aber ein allzu stumpfes Gewehre gegen behertzte Deutschen sey. Die wenigen Chaucen und die Handvoll Friesen haben des Germanicus gantzer Macht 8. gantzer Stunden die Stange gebothen; wie soll denn diese nach ihrer Abmergelung euch und denen euch auf der Ferse folgenden Kriegsvölckern die Wage halten? Germanicus ist seiner Tapferkeit halber zwar berühmt; aber er hat hier nicht mit Pannoniern/ sondern mit Deutschē zu thun/ mit derer Kräfften er sich noch nicht geeichet hat. Zu dem ist er mehr nicht als ein Mensch/ gegen den das veränderliche Glücke in Dalmatien geliebäugelt/ sich aber mit ihm nie vermählt hat. Den heutigen Tag könnet ihr der Römischen Ehrsucht ein Ziel/ Deutschlande eine Gräntze über den Rhein/ und eurem Nachruhme über alle Ende der Erden und Zeit ausstecken. Wenn wir aber auch schon zu allem dem uns keine Hoffnung zu machen kämen/ so stehen wir schon hier/ und die Noth ist bereit an den Mann kommen. Darumb bitte ich euch/ umb der Liebe eures Vaterlands halber/ bezeuget euch in der That als Männer. Gehe du/ Graf von Stirum/ mit 1000. Tencterern/ und treib den Centorin über den Strom. Du/ Graf Steinfurth/ beobachte mit soviel Usipetern den Strom/ wo wegen unser Schwäche noch nirgends einige Gefahr sich ereignen möchte. Dencket/ wie ihr den von euren Ahnen auf euch gestammeten Ruhm mit des Volckes Freyheit auch auff die Nachkommen fortpflantzet. Der Tod scheuet sich für denen/ die ihn verachten/ er tritt keinem Behertzten auf die Zehen/ sondern nur den Furchtsamen in die Fersen. Ich wil den Germanicus heute über den Sieg-Strom treiben/ solte ihm gleich meine Leiche zum Steige dienen. Und ich werde mit iedem vergnügt seyn/ der heute mich ihm zum Beyspiele der Tapferkeit/ oder zur Rechtfertigung seiner Zagheit erkiesen wird.

Wiewol die Pferde noch alle von Schweiß raucheten/ ward den Deutschen doch des Hertzogs Melo Rede/ entweder aus Begierde der Rache/ oder den Nothleidenden zu helffen zu lang; oder sie nahmen solche für ein ihnen verkleinerliches Mißtrauen auf; gleich als wenn sie für sich selbsten nicht Hertze genung zu fechten/ und Hoffnung zu überwinden hätten. Daher hatte Melo noch das letzte Wort auf der Zunge/ als der Graf von Stirum und Steinfurth spornstreichs

an ihre bestimmten Orte renneten. Melo aber eilte mit seinen vier tausend Reitern/ welches alles Sicambrische und Tencterische Ritter oder Edelleute waren/ dem härtesten Stande zu; wo der Graf von Oldenburg mehr keinen Athem/ wenig Blut/ ja nicht einen unverwundeten Soldaten/ gleichwohl aber noch das Hertze hatte zwölff tausend Römern durch Hülffe des vortheilhaften Ortes die Stirne zu bieten. Als Melo nun an dem war: daß er treffen solte/ sahe er selbst seinen Schild/ und darauff das zum Andencken seiner eingebüsseten Tochter erwehlte Sinnen-Bild eines wütenden Löwen an/ welcher einen Bär entfleischte/ der ihm seine Jungen entführt hatte/ umb dardurch gleichsam seine Rach-Waffen zu schärffen. Er band selbst mit dem Lucius Apronius/ der die Römische Reiterey führte/ an; und ließ den Grafen von Lingen und Ravensberg mit zwey tausend Pferden in die erste Legion einbrechen. Weil nun Melo in seinem Kampfe an der Geschwindigkeit den Blitz/ an Stärcke einen rechten Löwen abbildete/ und so wohl Sicambrer als Tencterer ihr äuserstes/ und ihrem großmüthigen Führer alles nachthaten/ ereignete sich alsbald: daß diß/ was Fürsten eigenhändig ausführen/ alleine den Nahmen eines rechten Krieges verdiene/ der Feld-Obersten Thaten aber nur Kurtzweil und Schatten des Krieges seyn; und daß unter jenen hundert Edelleute mehr/ als unter diesen tausend umb Geld dienende Kriegsleute ausrichten. Derogestalt warffen sie in weniger Zeit die Römische Reiterey über einen Hauffen. Ravensberg und Lingen hatten inzwischen in einen sauern Apfel zu beissen. Denn Cajus Narbonus stellte an die Spitzen beyder Hörner/ wo seine Legion alleine angegriffen werden konte/ die auserlesensten und ältesten Kriegs-Knechte/ und zwar die Glieder achtfach/ und die Mannschafft so dichte an einander: daß es schien/ als ob man wegen der vereinbarten Schilde acht eiserne Mauern/ und wegen vorragender Spiesse einen stählernen Igel zu stürmen hätte. Nichts desto weniger trennten beyde Helden diese geharnischte Schlacht-Ordnung. Die müden und lechsenden Chautzen und Friesen schöpften hiermit wieder Athem/ und da sie vorher lange nur die Streiche abzuwenden getrachtet/ schlugen sie ietzt wieder auf die Feinde frisch loß. Germanicus kam gleich zurücke/ und fand die Reiterey in der Flucht/ das Fuß-Volck verwirret; und vom Censorin kriegte er gleichfalls Nachricht: Die Tencterische Reiterey sätzte ihm so harte zu: daß wo man ihn nicht mit genungsamer Reiterey entsetzte/ würde er mit grossem Verlust über den Strom zurücke weichen müssen. Wie nun Germanicus diesem tausend Thracische und noch einmal so viel Gallische Reiterey zuordnete; also setzte er selbst seine aus lauter edlen Römern bestehende Leibwache und die Reiterey der siebenden Legion dem Hertzoge Melo/ als den Kern seines Volckes entgegen: Die Tencterer aber bewehrten durch ihre unglaubliche Geschwindigkeit/ und zugleich bey - schweren Nachdruck/ als zwey selten vereinbarte Eigenschafften im Kämpfen: daß ihre Feinde nur unter den Römern/ die Tencterer aber in der gantzen Welt der Kern streitbarer Reiter wären; und weder die Parthen noch Thessalier/ welche letztere doch das Gefechte zu Pferde erfunden haben sollen/ ihnen das Wasser reichten. Massen es denn nicht nur einer mit zwey Römern gern annahm/ sondern auch ihnen übermäßig gewachsen war. Uber diß brauchte sich der erfahrne Melo hier dieses Vortheils: daß er zwischen 3. Reiter allezeit einen Chamaver oder Friesen zu Fusse einspickte/ welche von unten zu den Römischen Pferden oder Reitern gleichsam unvermerckt die kurtzen Degen in Leib stiessen/ oder sie mit den Schenckeln von Pferden rissen. Daher denn auch diese Römische Reiterey bey Zeite in Gedrange kam/ und ihr Führer Marcus Sylla vom starcken Hertzoge Melo selbst der

Kopf

Kopf durch ein Schlacht-Schwerdt zerspaltet ward. Mit dem Kopfe dieses ihres Hauptes entfiel den Römern gleichfals das Hertz/ sonderlich da Stirum und Steinfurt auch als zwey Mauer-Böcke die erste Legion dergestalt durchlöcherte: daß der verwundete Norban/ungeachtet des ihm nach und nach entsetzenden frischen Fuß-Volckes selbte schwerlich mehr beysammen erhalten konte. Hertzog Melo fieng nach Erlegung des Sylla in seinen holen Schild grausam an zu schreyen: daß die Erde bebte; welchem alle Deutschen es nachthäten/ und dardurch denen Römern gleichsam andräuten: daß itzt allererst die Schlacht recht angehen solte. Als Melo auch den Germanicus von ferne aus seinem Purpur-Rocke/ und dreyen einer Ellen langen und schnee-weissen Strauß-Federn erblickte/ welche er nach Art des grossen Alexanders führte/ ruffte er in Lateinischer Sprache überlaut: Wo denn der Römische Feldherr wäre? Ob er kein Hertz hätte mit ihm alleine anzubinden? oder ob es bey den Römern eine Ehre oder Tugend wäre hinter dem letzten Gliede/ und außer aller Gefahr des Geschosses zu stehen? Der nicht allzu weit entfernte Germanicus hörte diese Ausforderung nicht ohne Gemüths-Kränckung/ aber es war ihm nun nicht so wol umb ferneres Kämpffen/ als umb eine ehrliche Zurückziehung zu thun. Denn nach dem er den Hertzog Melo aus seinem aus dem Helme und im Schilde befindlichen rothen Löwen erkennte/war ihm seine so geschwinde Rückkunfft bald sehr bedencklich. Uberdis hatten etliche Usipeter unter dem Graf Steinfurth über den Sieg-Strom gesetzt/ umb die eigentliche Beschaffenheit des auf der andern Seite noch immer währenden Gefechtes zu erforschen/ von denen aber zwey gefangen/ und dem Germanicus zugebracht wurden. Als diese nun aufrichtig heraus sagten: daß das gantze Kriegs-Heer des Melo in vollem Anzuge wäre/ auch allem Vermuthen nach nicht mehr weit entfernet seyn könte. Die Warheit dieser Aussage bekräfftigte die Nachricht etlicher auf überaus hohe Pappeln gestiegener Römer; welche über die nechsten Hügel etliche Geschwader Reiter anziehen sahen/ und aus dem von den Thälern auffsteigenden Staube eines grossen Volckes Annäherung besorgten. Wormit nun Germanicus/ ohne die Seinigen kleinmüthig zu machen/ oder gar in die Schande einer offenbaren Flucht einzufallen/sein über dem Sieg-Streme stehendes/ und bey Ankunfft mehrer Deutschen sonder Zweifel gar verlohrnes Volck desto füglicher zurück ziehen möchte/ ließ er die gantze siebende Legion weiter gegen den Rhein hinab/ alle Thracier/ Gallier/ Pannonier und andere Hülfs-Völcker weiter hinauf rücken/und allenthalben scheinbare Anstalt zum Ubersetzen machen; also: daß so wol Graf Steinfurt/ als die Thracischen und Jubonischen Kriegs-Obersten vom Melo Hülffe begehrten. Wie nun dieser den Grafen von Ravensberg und den Ritter Homberg mit zwölf hundert Tencterern und Sicambern an beyde Orte abfertigte/und die erste Legion hierdurch nicht wenig Lufft kriegte/ zohe Norbanus das Fuß-Volck möglichst zusammen/ und wich anfangs Fuß für Fuß gegen den Strom zu rücke. Aber Melo merckte alsofort das feindliche Absehen/ setzte also mit mehrer Heftigkeit als jemals in des Germanicus Leibwache/ und nöthigte sie in die Glieder der weichenden ersten Legion einzudringen. Hierzu kam der Graf von Bentheim mit drey tausend Sicambrischen/ und der Ritter Rytberg mit tausend Tencterischen Reitern an. Dieser schlug sich zum Grafen Stirum/ und jagten mit einander den Censorin mit denen ihm zukommenden Thraciern und Galliern über Hals und Kopf in den Strom/ darinnen aber die Helfte ersof/ nach dem ohne dis ihrer über zwey-tausend durch der Chautzen und Tencterer Schwerdter gefallen waren. Bentheim aber fiel die erste ohne dis schon verwirrte

Legion an/ welche hierüber in offentliche Flucht gerieth/ und jedermann sich nur über den Fluß zu retten bemüht war. Welches alles der am Ufer mit blanckem Degen aber voller Unmuth haltende Germanicus nicht verwehren konte/ sondern dem Unglücke und den furchtsamen Römern nur ihren Lauff lassen/ und nach dem er sonst bey der schmalen Schif- und Flössen-Brücke von dem Gedränge der Flüchtigen/ welche keine Augen / und daher auch gegen ihre Oberherren wenig Ehrerbietung haben / erdrücket/ oder ins Wasser gestossen worden wäre/ nur sich auch zurücke ziehen; so bald nur der güldene Adler gerettet war; ob wol das Pferd/ der Wolf/ der Minotaurus/ der Elefant/ und viel andere Römische/ wie auch anderer fremder Hülfs-Völcker Kriegs-Zeichen im Stiche blieben. Wie großmüthig Germanicus gleich war/ und wie vernünftig er sonst hinter dem Berge zu halten wuste; so ward er doch über so schädlicher Mißlingung seines so gewiß eingebildeten Anschlages dergestalt ungeduldig: daß er die auf seinen Befehl abgenommene und ihm eingehändigte Blut-Fahn in den Sieg-Strom warf/ mit beygesetzten Worten: Wie mögen wir Römer an dem Strome einigen Stern und Glück haben/ dessen Schutz-Götter Varus mit so schwartzem Laster unversöhnlich gemacht hat! Uber welchem Eyver sich so viel weniger zu wundern/ weil das Glücke/ welches in Kriegen und Schlachten oft auch der Tugend zu Kopfe wächst/ gleichsam dem Germanicus Zither in allem Fürnehmen zum Tantze gespielet hatte. Denen des Sieges gewohnten Helden aber füget der Krebsgang des Glückes/ wie die Sonne/ wenn sie in Krebs tritt/ denen Schlangen die empfindlichste Pein an. Ja die Augen giengen dem großmüthigen Germanicus über / als am Ufer auf einer Höhe die Römer von Sicambern/ Tencterern/ insonderheit aber von denen Chauzen/ welche unbeleidigt die friedlichsten und vergnüglichsten/ nach ihrer Reitzung aber die grimmigsten und verbittertsten Leute in der Welt sind/ wie das Vieh abschlachten/ und die dem Feinde entronnenen meist in dem Sieg-Strome ersauffen sah / welcher sich theils von dem aus dem Gebürge abschüssenden Regen-Wasser/ theils von vielen Leichen/ Flössen und Bäumen seit dem Morgen einer Elen hoch aufgeschwellt hatte; die Brücken und andere zur ordentlichen Uberkunfft tüchtige Wege aber zerbrechen wurden. Also sind der Helden Hertzen ebenfals fleischern/ und ihre Augen wässricht/ daß sie zerflüssen können. Ja hartes Ertzt und fester Marmel stehen/ wenn sie am kältesten sind/ voller Tropfen. Bey diesem Nothstande erwieß sich Germanicus nichts desto weniger als einen klugen Feldherrn. Denn/ weil das Sicambrische Heer sich immer je mehr verstärckte/ und nunmehr auch das Fuß-Volck ankam/ besätzte er den Strand nach Nothdurfft/ und ließ anfangs allen schweren Kriegs-Zeug/ hernach die Verwundeten mit grosser Sorgfalt ins Läger bringen. Hernach ließ er die Legionen/ und darunter auch die Zehnde/ ungeachtet sie den viel schwächern Hertzog Franck etwas gegen das Gebürge zu weichen gezwungen hatte/ Fuß für Fuß sich zurücke ziehen. Worauf denn auch die Hülfs-Völcker zu Füsse/ und endlich die Reiterey folgte. Ob nun wol Hertzog Melo nicht für rathsam hielt/ dem Germanicus einen Fehler nachzuthun/ nemlich den einen Strom für sich habenden Feind in seinem Vortheil anzugreiffen; so waren doch unter den Deutschen nicht wenig Wagehälse/ welche entweder aus Begierde der Beute/ oder aus Verbitterung überschwemmeten/ und hin und wieder sich an den weichenden Feind hiengen. Nach dem aber Melo gewisse Kundschafft erhielt: daß Germanicus sich wahrhaftig in sein Läger einschlüße/ ließ er alsbald die Brücken über den Strom ergäntzen; besetzte selbst/ und beritt mit zwey-tausend auserlesenen Pferden noch selbigen Abend den Sieg-Strom bis an den Rhein.

Unter-

Unterwegens aber stieß ihm sein Sohn Hertzog Franck mit fünf-hundert Pferden auf. Melo entsetzte sich anfangs/ weil seine Kleider gleichsam aus dem Blute gezogen waren; Aber Franck sprang hurtig vom Pferde/ und des Vatern Steigbügel küssende/ sagte: Er trieffe nur vom Blute seiner Feinde/ welche ihm nur an dreyen Orten mit kleinen Schrammen zur Ader gelassen hätten. Wormit ihm mehr ein Dienst/ als Schaden gethan wäre; weil er wie alle Deutschen ohne dis zu viel Blut/ und es wie ihre in heissern Ländern wohnenden Feinde zu verspritzen keine Furcht hätte. Melo lächelte/ umbarmte und rühmte ihn: daß er ihn von nun an allererst recht für seinen Sohn und würdigen Nachfolger erkennte. Unterweges erzehlte Franck seinem Vater/ wie tapfer sich Willich in der Festung/ der Graf von Wied/ und Sleiden/ Sem/ Wachtendonck/ und andere Ritter in dem Gefechte der zehnden Legion gehalten/ wie sie durch dieses den Chauzen/ Friesen und Juhonen Luft gemacht; und als die Römische Macht allzu starck auf sie gedrungen/ Sem mit seiner Reiterey das Fuß-Volck so thätig bedeckt/ der Graf von Wied auch/ als er seinen Zweck erreicht/ und des Hertzogs Melo Ankunfft verstanden/ sich/ umb vom Römischen Heere nicht umbringet zu werden gegen das Gebürge vorsichtig und ohne Verlust zurück gezogen hätte. Von sich selbst meldete er kein Wort/ gleich als hätte er nichts dabey gethan; oder weil er es für genung hielt: daß er es nur gethan hatte. Diese bescheidene Verschwiegenheit war aber dem Hertzog Melo ein desto grösserer Reitz von andern hernach Hertzog Franckens Thaten Haar-klein auszuforschen. Wie er denn auch seinem Sohne und andern tapfern Helden zum Denckmale das erhaltene Schloß des Berges Rhetico Löwenberg nennen ließ. Denn er wuste wol: daß wie das Blut die Nahrung aller röthlichen; der Spann-Adern Saffte aller weißlichten Theile am Menschen/ also alleine solche Denckmale Zunder der Tugend/ und Tachte der Tapferkeit seyn. Noch selbigen Abend war Hertzog Melo umb Verbind- und Pflegung der Verwundeten eivrigst bemühet/ etliche der Fürnehmsten suchte er noch selbst heim/ insonderheit die Chauzen und Friesen/ welche für der Sicambrer Gebiete nicht als Hülfs-Völcker/ sondern wie für eigenen Heerd und Altäre gefochten hatten. Folgenden Morgen hatte Melo schon zu Verbrennung der gebliebenen Deutschen/ derer nicht für voll drey-tausend waren/ etliche bekräntzte Holtzstösse aufrichten lassen. Es entstand aber auf dem Theile des Berges Rhetico/ welches denen Juhonen zuständig/ die Nacht vorher aus der Erde ein so heftiges Feuer/ welches mit keinem Wasser auszuleschen war. Das gemeine Volck legte dis wie die Schwantz-Gestirne für eine Unglücks-Fackel; die Juhonischen Priester für was sonderlich gutes aus. Denn die Flammen wären insgemein Wahrsagungen der Freuden/ wie Ergiessungen des Wassers der Traurigkeit. Also hätte die Glut der opfernden Livia den Glantz ihres Geschlechtes/ dem Servius Tullus die Königliche Hoheit/ den Römern einen herrlichen Sieg wider die Sabiner angekündigt. Die gegenwärtige Flamme aber hielten sie eigentlich für ein heiliges Feuer/ welches die gütige Erde zu Einäscherung der fürs Vaterland so rühmlich erblichenen Leichen hervor brächte; welche für zu gemeine Glut allzu köstlich wären/ wormit ihre Seelen desto geschwinder sich durch die Flügel einer kräftigen Flamme den Sternen vereinbaren könten. Weil nun niemand denen Priestern zu widersprechen sich unterstand/ wurden alle deutsche vorhin gekräntzte Leichen/ insonderheit aber die des Grafen von Spiegelberg und Delmenhorst/ wie auch anderer auf dem Bette der Ehren erblichene und in rothe Tücher eingehüllete Leichen dahingeführet und verbrennt/ und zu jedermanns grosser Verwunderung mit diesem Todten-Opfer das seltzame Feuer ausgelescht. Die Asche aber ward als ein Heiligthum in irrdenen Gefäßen in der so rühmlich versterbenen

Vater-

Vaterland geschickt/ und an dem Orte/ wo das hitzigste Treffen gewest war/ ließ Hertzog Melo zum Gedächtnüsse einen grossen Hauffen von grossen Steinen samlen; wiewol die Deutschen weder in Begräbnüssen/ noch Siegen sich mit eitelem Gepränge verstellen. Denn ob sie wol so wilde nicht sind: daß sie nicht die Marmel-Seulen für glänzende Gedächtnüsse der rühmlich-Verstorbenen halten solten; so meinen sie doch: daß diese Ehren-Maale insgemein denen Lebenden zu Begräbnüssen der Tugend werden. Denn die feigen oder nachläßigen Kinder heucheln insgemein ihrem Müßiggange mit dem Schweisse ihrer Ahnen/ und bilden ihnen ein: diese hätten eine solche reiche Erndte der Ehren nicht nur für sich/ sondern auch für ihre Nachkommen eingesammlet: daß sie an Ansehen niemals einigen Mangel leiden könten. Alle auf beyden Wallstädten befindliche Leichen der Feinde wurden gezehlet/ welche nach dem Merckmale der Kleider fünf-tausend Römer und neun-tausend Gallier/ Thracier und andere Hülfs-Völcker austrugen; wiewol zum wenigsten auch ein Drittel dieser Zahl im Sieg-Strome schwamen; darein Melo vollends alle feindliche Leichen/ auf welche Art in den alleraltesten Zeiten die Verstorbenen bestattet wurden/ werffen ließ/ umb seiner in diesem Strome gebliebenen Tochter keuschem Geiste ein Opfer von zweymal sieben-tausend Menschen abzuliefern. Die allergröste Bekümmernüs aber hatte Melo umb den Hertzog Ganasch/ an welchem die Wund-Aertzte sieben und zwanzig Wunden/ darunter ihrer drey sehr gefährlich schienen/ zu verbinden hatten; wiewol sie noch nicht alle Hofnung der Genesung fallen liessen/ weil sie alle frisch und von scharffem Stahle gestochen oder gehauen/ also desto heilbarer waren. Nichts destoweniger wolten sie weder den Hertzog Melo/ noch sonst einigem Menschen erlauben ihn zu besuchen/ wormit durch keine Regung des Gemüthes auch das Geblüte geregt/ und dardurch einig Wund-Feber verursacht würde. Ob nun zwar die Sicambrer/ Tencterer und Usipeter/ als denn nicht die Helffte mit beym Treffen gewest/ also hurtig und gleichsam aus einer Eyversucht gegen die Chauzen/ Friesen und Juhonen/ welche die Ehre und das Glücke gehabt/ ihre Tapferkeit anzugewehren/ zu schlagen begierig waren/ also bis unter den Wall des Lägers renneten/ die Römer ausforderten/ hielt doch Germanicus die Pforten feste verschlossen. Melo ließ aber umb das Kriegs-Volck desto beherzter zu machen/ nicht allein gerne geschehen; sondern hätte auch gerne sein Heer für das Läger in Schlacht-Ordnung gestellet/ und damit den Germanicus zum Treffen ausgefordert; wenn er nicht besorgt hätte: daß der hochverdiente Hertzog Ganasch es für verkleinerlich empfinden möchte: daß Melo über einem so wichtigen Dinge sich nicht vorher mit ihm berathen hätte. Wormit aber gleichwol der Deutschen Waffen nicht verrosteten/ ließ er eine Meileweges unter der Römischen Festung Rigemach über und unter dem Ubischen Altare über den Rhein setzen/ und daselbst in der Eyl zur sichern Bedeckung etlicher tausend Kriegs-Leute eine eilfertige Versätzung von grossen hölzernen Pfälen und einen Graben machen. In die erste setzte der Graf Löwenberg mit tausend Tencterern und so viel Juhonen/ die unterste der Graf Lulsdorf mit zwey-tausend Sicambern zu Pferde über/ welche unaufhörlich bis in die Gränze unter die Mauern der von den Ubiern dem Tiberius zu Ehren also genennten Stadt Tiberiach und Tolpia/ ja bis an die Ruhr gegen die Stadt Marcomach streiften/ und alles was aus Gallien dem Ubischen Altare zugeführet ward/ wegnamen. Den siebenden Tag hat Hertzog Ganasch auch wider Willen der Aertzte/ welche bey diesem und gewissen andern Tagen eine in der Natur gar nicht gegründete Einfalt oder vielmehr Eitelkeit haben/ den Hertzog Melo selbst zu sich erbitten/ welcher denn ihn mit einer so hertzlichen Zuneigung umbarmete/

daß er ihn zugleich mit Thränen netzte/ als unverfälschten Kennzeichen seiner Wehmuth über des Chauzischen Hertzogs Unpäßligkeit und seiner hertzlichen Zuneigung. Er danckte ihm für die heldenmäßige Beschirmung seiner Länder/ welche alleine den Ganasch bey der Nachwelt zu verewigen/ die hertzhaften Chauzen und Friesen an beyden Enden der Welt berühmt zu machen/ er und Deutschland aber nimmermehr abzuschulden fähig wären. Hertzog Ganasch antwortete: Er hätte nichts als die Pflicht eines redlichen Deutschen für das allgemeine Vaterland abgestattet. Er und seine Chauzen hätten ihr Blut durch solche Verspritzung viel köstlicher gemacht/ als da es in seinen Adern gewesen. Ja das Hertze/ welches mit jedem Schlage einen ziemlichen Strom des in der Leber gekochten Blutes von sich stieße/ und selbtes in einer steten und der Auf- und Abschwellung des Meeres gleichen Bewegung durch den gantzen Leib herumb triebe/ lehrte durch diese Ausschüttung: daß alle edle Gemüther für die gemeine Erhaltung ihr Blut auszuschütten nicht karg seyn solten. Daher wäre das Geblüte nicht nur der Wagen der Seele/ sondern auch der gemeinen Wolfahrt. Er wolte nunmehr gerne sterben/ nach dem er ein kleiner Werckzeug eines so herrlichen Sieges wider aller Welt Feinde gewest wäre. Nun wäre ihm nichts mehr leid/ als daß nicht nur er/ sondern fast alle seine Chauzen mit ihren Wunden und Schwachheiten/ nicht aber mit den Römern zu kämpfen hätten. Denn nichts gienge aufrichtigen Gemüthern mehr zu Hertzen/ als wenn sie ihren Freunden nicht nur nichts nütze/ sondern noch überlästig wären. Hülffe ihm aber GOtt wieder auf; wolte er die Uberbleibung seines Blutes denen Römischen Blut-Egeln zu ihrem Verderben vollends gerne aufopfern/ und es weder gegen andere Feinde verrauchen/ noch im Müßiggange verfaulen lassen. Inzwischen aber möchte doch Melo seinen Sieg verfolgen/ und über die noch Waffen zu tragen fähigen Chauzen und Friesen nach eigener Willkühr gebahren. Er hätte gerne mehr geredet/ wenn es die Aertzte nicht verwehret hätten/ welche dem mit wehmütiger Ehrenbezeigung Abschied nehmenden Melo berichteten: daß weil die Hirnschale bis auf das innere Dinne das Gehirne einhüllende Häutlein durchhauen wäre/ er ohne desselben Erschütterung und daraus erwachsende Gefahr nicht viel reden dörfte. Seine grosse Bläße rührte von der vielen Blutstürtzung und nachgehends daher: daß das in den Hölen der Hirnschale befindliche Gefäßer der kleinen Adern sich von den gewaltsamen Streichen gantz verstopft hätte; aus derer Eröfnung das Antlitz allein seine Röthe schöpfte. Unter diesen Aertzten war einer/ der einē schon für vierzehn Tagen dergestalt von seinen Wunden verschwollenen Edelmann heilete/ daß ihm durch den Mund nur einen einigen Tropfen Nahrung beyzubringen unmöglich war. Dieser führte den sorgfältigen Fürsten Melo in das Gemach dieses Krancken/ und flößte ihm durch ein silbernes Röhrlein einen nährenden Safft in die auf gewisse Art gebundene und geritzte Ader/ mit Betheuerung: daß er von dieser seltzamen Speise schon so viel Tage lebte; er ihn auch/ bis sich die Schwulst gesetzt haben würde/ durch dis Mittel so wol zu erhalten getraute/ als er ihm in den Adern ebener maßen die Artzney beybrächte. Nach Mitternacht ließ Melo sehr früh seine gantze Macht gegen des Germanicus Läger rücken; also daß sie bey anbrechendem Tage schon in dem Gesichte des Feindes stand. Weil sich aber niemand darinnen rührte/ schickte der Hertzog einen Heerold an die Pforte/ welcher hinein ruffte: Weil die Römer zu keinem Ende irgendswohin kämen/ als Blutstürtzungen auszuüben/ und frembdes Gut ihnen zuzueignen/ gäbe es nunmehr Gelegenheit beydes ohne Müh auszurichten. Hertzog Melo hätte sich zu dem Ende genähert/ wormit er den

Römern die beschwerliche Müh über den Strom zu setzen ersparte. Germanicus aber hielt keines Weges für rathsam sein Heer/ bey welchem von vorigem Verluste die Kleinmuth noch nicht verraucht war/ denen von vorigem Siege hertzhafteren Deutschen entgegen zu stellen / befahl also über den Wall dem Herolde zuzuruffen: Er solte zurücke kehren/ oder man würde ihm Füsse machen/ seinem Hertzoge aber sagen: die Römer pflegten zu schlagen/ wenn ihr Feldherr nicht ihr Feind solches für gut ansähe. Unterdessen war Germanicus / welcher wol wuste: daß das Kriegs-Glücke mehr am Ansehn/ als an Kräfften der Waffen hienge/ nicht wenig bekümmert. Denn ob zwar ein Feldherr umb desto behutsamer zu verfahren/allezeit das schlimste besorgen soll/ so ist doch nichts schädlichers/ als wenn er seine Furcht mercken/oder seine Schwäche sehen läst. Wie er nun durchgehends zufällige Sachen ihm wol zu nütze zu machen wuste; also diente ihm dismal zu Verhüllung seiner Furcht sehr wol: daß dis eben der zu Rom als schwartz angemerckte Tag war/ an welchem die Römer bey dem Flusse Allia aufs Haupt erleget worden waren. Auf welche Erinnerung denn alle eine Abscheu das geringste zu beginnen bekamen/ und des vorsichtigen Germanicus Gemüthsmäßigung nicht genung zu rühmen wusten. Sintemal die Römer diesen Tag/ als an welchem eben so wol die drey-hundert Fabier in Hetrurien umbkommen/ für unglücklicher hielten/ als da Rom selbst vom Brennus eingenommen ward. Melo führte gegen Mittage sein Heer zwar ab/ es gieng aber von der Zeit keine Stunde vorbey/ da nicht die Deutschen bis unter den Wall streifften/ und den Römern als Lagerhütern/ in Löchern steckenden Dachsen/ furchtsame Maulwürffen mit den schimpflichsten Worten zuruffen; also daß die Römer so wol hierüber / als weil der Graf Löwenburg und Eulsdorff/welche Melo diese Tage noch mit vier-tausend Sicambern verstärckt hatte/ auf der Gallier Seite täglich viel Wagen plünderten/ Römer und Gallier gefangen namen/ Tiberiach des Nachts überfallen und verbrennt hatten/ ungeduldig wurden/ Germanicus aber der Reiterey einige Ausfälle verlauben/und dadurch seinen grössern Kummer verhüllen muste. Sintemal er selbige Nacht aus des Tiberius eigenem Schreiben den ihm von den Deutschen versetzten Streich und des Tiberius Zurückweichung erfahren hatte. Als aber Melo die Römer sich wieder regen sah/ stellte er den vierdten Tag sich abermal gegen das Lager in Schlacht-Ordnung; Germanicus befahl auch: daß sein gantzes Heer sich wafnen solte. An statt aber daß dis die Eröfnung der Pforten/ und das Zeichen der Schlacht erwartete/ muste es sich auf dem Platze des Lägers umb des Germanicus sein Zelt stellen; welcher selbtem einhielt: Die unzeitige Begierde zu fechten wäre so wol in einem Kriegs-Volcke/als übermäßiger Durst im Menschen eine Anzeigung der Kranckheit; ihre gegenwärtige Lüsternheit aber ihm gar eine Wahrsagung grossen Unglücks. Denn es träffe sich allemal: daß ihre Haut sie am meisten juckte/ wenn das Verhängnüs alle böse Sternen wider sie gerüstet hätte. Gegenwärtiger wäre abermals eben der Unglücks-Tag/ an dem die vom Brennus geschlagenen Römer sich in den zwischen der Tiber und der Salarischen Strasse gelegenen Heyn hätten flüchten müssen. Die Aertzte und Schif-Leute unterscheideten mit grosser Sorgfalt/ jene wenn sie Artzney eingeben/ diese/wenn sie die Ancker aufheben / die Seegel ausspannen. Solte nun ein Feldherr nicht die Zeiten prüfen/ sondern alles blind hinein wagen/ da an ihm doch das allgemeine Heil hienge? die klugen Egyptier hätten dis Geheimnüs zu erst ergründet: daß nicht alle Tage gleich wären. Von ihnen hätten die Griechen ihre widrige Tage kennen gelernt/ und zu Rom nehme man im ersten und neundten Tage des Monats auch nicht geringe Sachen

gerne für. Uberdis führten auch gewisse Oerter den Unstern/ wie unterschiedene Kräuter giftige Eigenschafften/ und das Drachen-Gestirne schädliche Einflüsse mit sich; so gar: daß des grossen Alexanders Tod gleichsam an einem gewissen Ort angenagelt worden. Dem in Italien allezeit siegenden Hannibal wäre das den Scipionen jedesmals glückliche Lybien allezeit sein Fall-Brett/ und der Fluß Libyssus zu seinem Begräbnisse versehen gewest. Keine andere Beschaffenheit hätte es mit dem nahen Siege-Strome. An diesem hätte sich des Quintilius Varus Niederlage angesponnen. An diesem hätte ihm das Verhängnis ein so saueres Gesichte/als nirgends gemacht/ also daß er ihm mehr als der Fluß Trebia und Aufidus verdächtig wäre. Und welch Römer wolte ihm bey dem Strome noch viel Glücke wahrsagen/ der für die Deutschen den Nahmen des Sieges mit sich führte? Die Nahmen der Oerter hätten so wol/ als die der Menschen geheime Bedeutungen in sich. Wie Tantalus und Pentheus jederzeit bey den Griechen für unglücklich gehalten/ und vom Cinna an/ alle Julier/ die Cajus geheissen/ erschlagen worden; also würde dem Acherusischen Wasser so wol in Bithynien und Epirus für einen Strich gehalten/ wo der Tod mehr Bothmäßigkeit als anderwerts hätte/als es in Italien nach der Götter Weissagung des Molossischen Königs Alexanders Sterbens-Ziel seyn müssen. Dahero Plato und Pythagoras der Meinung gewest wären: daß die höchste Weißheit von Anfang allen Dingen einen mit ihrer innerlichen Eigenschafft übereinstimmenden Nahmen gegeben hätte. Fürnemlich fussete selbst das Römische Kriegs-Volck hierauf/welches bey derselben Auskiesung genau Acht hätte; daß der zum ersten in die Rolle gebrachte Soldat einen auf was gutes deutenden Nahmen führte. Diesemnach wäre er entschlossen/ mit dem Orte auch ihrer aller Glück zu verändern; und sie solten nur gleich ihr Krieges-Geräthe aufbinden/ und geraden Weges über die Ubische Brücke ihren Zug nehmen. Wie denn auch die zehnde Legion schon damit fertig stand/und auf unverwendetem Fusse sich zu dem Heiligthume wendete/ wo ihr güldener Adler verwahret war/ selbten heraus nam/und darmit über den Rhein rückte. Alle andere folgten gleichergestalt dem Befehle des Germanicus/ und ließ er des Abends allererst das verlassene Lager anzünden. Alleine Melo hatte bald nach Mittages aus dem Schlosse Wolckenberg/ daraus etliche ihnen die Augen mit gewisser Salbe schärffende Jubonen das Läger und die Ubische Brücke genau übersehen konten/von dem Abzuge der Römer Wind kriegt/ also dem Hertzog Franck befohlen/ oberhalb des Berges Rhetico mit aller Macht bey Tag und Nacht überzusetzen. Denn weil er vom Feldherrn Herrmann Nachricht erhielt: daß Tiberius gleichergestalt den Kürtzern gezogen hätte/muthmassete er/und zwar nicht ausser Grunde: daß Germanicus mit dem Tiberius sein Heer vereinbaren wolte. Melo folgte auch seinem Sohne noch selbigen Abend über den Rhein/ nach dem er vorher an dem Sieg Strome und dem Sieben-Gebürge gute Anstalt gemacht/ wie auch an den Grafen von Jsenburg Nachricht von der Römer Rückzuge gegeben hatte. Folgenden Morgen standen unterhalb Rigomach schon sieben-tausend Reiter und zwölf-tausend Fuß-Knechte über dem Rheine. Mit dem Tage zeigte sich von drey-tausend wolberittenen Galliern des Germanicus Vordrab/ welchem der hinter einem Berge verdeckte Löwenburg mit fünf-hundert Tencterern in die Seite fiel/der Graf von Sem aber mit fünf-hundert Jubonen die Stirne bot. Ob nun wol die fördersten Gallier zur Gegenwehr schritten/ so waren doch die letztern bey vernommenem Geschrey durch kein Ermahnen ihrer Haupt-Leute zu erhalten: daß sie/ wie insgemein bey denẽ in ihrem Zuge unversehens angegrieffenen Heeren zu geschehen pfleget/ als die fernesten von der Gefahr ihre Ordnung treñten/ und ihr Heil in der Flucht suchten. Sie

sahen sich auch nicht ehe umb/ als bis ihnen zwey-tausend Thracier in Weg kamen/ denen sie die Post von einem hinter dem Berge stehenden grossen Heere der Deutschen brachten/ und solches fernerweit an Germanicus wissen liessen; weil dieser ihm nicht wol einbilden konte/ hielte er es für eine alles vermehrende Einbildung der Furcht/ welche aber dismal zufälliger Weise die Warheit berichtete. Er gab daher auf diese Nachricht zur Antwort: die Deutschen hätten ja keine Flügel. Die flüchtigen und zum theil verwundeten Gallier bestätigten es aber nicht allein/ sondern die auf die nechste Höhe sich ziehende Thracier liessen den Germanicus wissen: daß der Deutschen Reiter/ welche die Gallier geschlagen/ zwar über tausend zu seyn nicht schienen; man sahe aber an selbiger Höhe an einer Bach ein grosses Heer in Bereitschafft stehen; welches noch immer mit mehrerm vom Rheine kommendem Volcke verstärckt würde. Als Germanicus dessen vergewissert ward/ wendete er seinen Zug gerade umb/ und ließ zwey tausend Thracier/ noch so viel Pannonier/ und tausend Römer zu Pferde wechselsweise den Nachzug halten; welchen aber die drey Tage/ als das Römische Heer bis nach Novesium an die Erpe ankam/ die deutsche Reiterey unaufhörlich in Eisen lag/ und keinen geringen Abbruch that. Germanicus schlug sein Lager zwischen den Armen der Erpe und des Rheines unter der vom Drusus gebauten Festung Novesium; welchem Hertzog Melo mit seinem gantzen Heere bis an selbigen Fluß folgte. Nach dem aber die Römer daselbst eine Brücke zu schlagen anfiengen/ und bey den Usipetern einzufallen dräuten/ ließ Hertzog Melo den Fürsten Franck mit zwölf-tausend Mann übersetzen/ und mit dem Grafen von Isenburg/ zu welchem Ingviomers Sohn Bojocal mit acht-tausend Bructerern gestossen war/ sich vereinbaren. Germanicus welcher entweder über den Rhein zu setzen sich nicht getraute/ oder auch nur die Deutschen dardurch zu verführen/ und seinem eigenen Heere einen blauen Dunst für die Augen zu machen vorhatte/ ließ über der Brücke schläfrig arbeiten/ ehe sichs aber einiger Mensch versahe/ in der Nacht die Brücke zerreissen/ die Schiffe mit Fuß-Volcke beladen/ und Strom-ab zu der vom Drusus gleichfals erbauten Festung Gelduba führen. Massen denn auch Norbanus zu Lande mit der ersten Legion/ Apronius mit tausend Reitern/ wie auch fast alle Gallier und Pannonier nach Gelduba folgten. Germanicus hingegen hielt sich in und umb Novesium mit dem besten Theile seines Heeres gantz enge und eingeschlossen beysammen; also daß/ nach dem Melo erfuhr: daß die Römer zu Gelduba nicht allein eivrig an der Brücke bauten/ sondern auch gegen über in der Usipeter Gebiete eine Schantze aufgeworffen/ und ein Lager ausgesteckt hätten/ er in Meinung/ Germanicus stünde mit seiner gantzen Macht bey Gelduba/ eilends über die Erpe setzte und auf Gelduba zueilete. So bald Germanicus von Aschenburg Nachricht erhielt: daß Melo daselbst vorbey wäre/ brach er von Stund an zu Novesium mit zweyen Legionen/ und allen bey sich behaltenen Hülfs-Völckern auf/ und zohe gerade gegen der Mosel zu umb den ziemlich ins Gedrange gebrachten Tiberius zu entsetzen. Melo erfuhr dis allererst den dritten Tag; und weil er den Germanicus nicht einzuholen getraute/ Norbanus aber sein Volck in Gelduba/ und die von eitel daselbst gegrabenen Steinen für sieben und zwantzig Jahren gebaute Haupt-Festung des Drusus/ welche das alte Läger genennet ward/ vertheilt hatte/ hielt er ihm für nichts anständiger/ als den Rhein von seinen Fesseln zu erledigen. Diesemnach schickte er seinen Sohn dem Fürsten Franck mit zwölf-tausend auserlesenen Sicambrern/ Tencterern/ Bructerern und Juhonen zu Rosse auf der Ost-Seite des Rheines denen Cheruskern und Catten zu Hülffe. Sechs-tausend ließ er zwischen der Mosel und Maas in Gallien streiffen; er aber selbst rückte für die von Römern befestigte Stadt Aschenburg.

Dieser setzte er auch mit solchem Ernste zu: daß die Belägerten sich den dritten Tag der Willkühr des Uberwinders unterwarffen. Melo schickte die darinnen bekommenen fünf hundert Römer als Kriegs-Gefangene nach Siegodunum; denen Galliern aber gab er nach abgelegtem Eyde: daß sie nicht mehr gegen die Deutschen fechten wolten/ die Freyheit. Die Einwohner empfingen den Hertzog Melo mit vielen Freuden-Zeichen und unterschiedenen Sieges-Bogen; entweder weil sie der Römischen Dienstbarkeit überdrüssig waren; oder weil iedermann den Siegern die Hände unterlegt/ und gegen Uberwundene eine Gramschaft zeiget. Niemand aber hatte sich in Aschenburg besser angegriessen/ als die Griechischen Weltweisen/ welche in einer prächtigen Ehren-Pforte so wohl ihre Tieffsinnigkeit als Freygebigkeit sehen liessen. Auf der rechten Seite dieser Pforte stand das freudige Deutschland/ trat die Römischen Adler/ und die mit Stecken umbwundene Beile der Bürgermeister mit Füssen; auff der andern Seite das gefesselte und seufzende Gallien. Uber Deutschland war Hertzog Melo in Gestalt des Hercules gebildet/ welcher den auf dem Caucasus angenagelten Prometheus loß machte. Uber Gallien lag der ungeheure Tityus/ welchem an statt des Geyers/ ein fressender Adler die Leber zerfleischte. Zu oberste stand Griechenland/ und hielt in der rechten Hand des Feldherrn Herrmanns/ in der lincken des Hertzogs Melo Bilder; über jenem stand mit güldenen Buchstaben der Nahme Harmodius/ über dem andern Aristogiton geschrieben/ welche zwey Befreyer ihres Vaterlandes zu Athen die prächtigen Ehren-Säulen verdient hatten. Für ihrem Tempel stand ein marmelner Spring-Brunnen; aus diesem hatten sie den Neptun weggenommen/ und das Bild des Rheines darein gesetzt/ dessen Hörner zwey mit allerhand Früchten gefüllte Hörner des Uberflusses waren. Aus seinem Kruge aber floß Wein; aus den Händen troff Oel/ aus den Füssen Honig. Darunter war zu lesen:

Laß/ edler Rhein/ dein Bett iezt voller Perlen flüssen/
Dem Melo zu gefalln/ der dein: Sclaverey
Und funfzig Fessel dir wohlthätig reißt entzwey!
Wirff dein zwey-hörnicht Haupt zu seinen Sieges-Füssen/
Die zwar von Segen thaun/ doch nichts vom Treten wissen.
Du weist ja: daß wer ihm gehorsamet/ so frey/
Als welcher der Vernunft und Gotte folget/ sey;
Und deine Schatzung wirst du tausendfach genüssen.

Vergiß der Dienstbarkeit! Verlust wird zum Gelücke/
Nun Melo/ was verlohrn/ mit Wucher bringt zurücke;
Denn anders könt' er ja dein Hercules nicht seyn.
Drumb kräntzt dein Haupt zweyfach ein Horn von Amaltheen;
Die Hände schwitzen Oel/ das Honig treufft von Zehen/
Und statt des Wassers strömt aus deinem Kruge Wein.

Die Tugend hat keine annehmlichere Speise als die Ehre; ja diese ist der wahrhafte Zunder jener Flamme; hingegen verfällt mit Verachtung der Ehren-Preiße auch die Tugend. Dahero die Römer die/ welche Siegs-Gepränge verdient hatten/ und sich selbte zu halten weigerten/ als Leute/ welche den Untergang der Tapferkeit suchten/ aus der Stadt verwiesen. Aus dieser Ursache ließ ihm der großmüthige Melo der Griechen Liebkosung wohl gefallen. Daher er denn ihnen allerhand Gewogenheiten bezeugte/ also auch ihren der beschirmenden Minerva gebauten Tempel/ wie auch das darinnen aus Marmel aufgerichtete Altar des Laertes und Ulysses zu beschauen würdigte/ und einen gantzen Morgen in ihrer Schule die Weißheit lehren hörte. Denn weil dieser Fürst in seiner Jugend in Griechenland die Weißheit gehöret hatte/ steckte mit derselben Saamen auch die Liebe derselben in seinem Gemüthe. Daher er auch zu seinem Sinnebilde einen Pfeil führte/ dessen Eisen ohne Feder so wenig flügen und verletzen/ als die Hertzhaftigkeit mit den Waffen ohne Verstand und Wissenschafft glücklich kriegen kan. Denn wo die Weißheit nicht das Gemüthe waffnet/ sind

Helm und Harnisch nur eine beschwerliche Bürde furchtsamer Glieder/ Schwerdt und Spieß aber so denn Waffen ohne Mann. Daher der grosse Alexander des Homerus Ilias mehr in seinem Hertzen/ als in der güldenen Küste des Darius verwahrte/ des Käysers Julius Feder des Nachtes höchst vergnügt aufschrieb/ was er des Tages hertzhafft verrichtet/ und der letzte der Römer Marcus Brutus den Tag für der Pharsalischen Schlacht sich nicht über derselben zweifelhaftem Ausschlage beunruhigte/ sondern/ was er für die Freyheit seines Vaterlandes zu thun hätte/ aus dem Polybius sich Rathes erholete. Die Druyden aber/ welche in Deutschland alleine das Ansehen der Weisen haben wolten/ schöpften aus des Melo Gewogenheit über ihre gegen alle andere Weltweise tragende Abneigung wider diese Griechen einen heftigen Eiver. Denn die Weltweisen/ welche am meisten von Mässigung der Gemüths-Regungen zu sagen wissen/ sind unter einander ins gemein am meisten den Schwachheiten des Neides und Hasses unterworffen; ja ihre Verbitterung hat wie die der erboosten Tauben weder Maaß noch Ziel. Weßwegẽ die Griechen vielleicht ihre Pallas mit Schild/ Helm und Spieße ausgerüstet hatten. Aus keinem andern Triebe verlangten die Druyden vom Melo die Abtretung des Minervischen Tempels. Sie bekleideten die Gerechtigkeit ihres Verlangens damit: daß für Alters an selbigem Orte eine verjährte Eiche gestanden hätte. Denn diese beten die Druyden zwar nicht wie etliche Völcker an; sie weyhen aber selbte als heilig ein/ und halten darfür: daß nichts eingeweyhtes weder durch Handlungen noch durch hundertjährige Verjährung ihnen entfrembdet werden könte. Nun wäre es zwar etliche hundert Jahr: daß einige Griechische Weltweisen/ welche in ihrem Vaterlande kaum Gestirne der sechsten Grösse gewest/ in Deutschland kommen wären; und durch diesen Schein sich eingeliebt hätten: daß die Griechen und Deutschen eines Herkommens wären. Welches sie nicht nur mit der vielfältigen Ubereinstimmung ihrer beyder/ wie auch der benachbarten Phrygischen und Thracischen Sprachen; sondern auch der am Rheine/ am Mayn/ und an der Elbe befindlichen Städte/ welche von dem Phrygischen Flusse Ascanius/ oder der Griechischen Eylande Ascania den Nahmen hätten/ zu bescheinigen bemühet. Ihrer Verwandschafft hätten sie fernerweit bey diesem Zufalle eine ziemliche Farbe angestriechen/ als für funfzig Jahren an der Rhötischen Gräntze ein alter Stein/ welchen sie vielleicht auch wohl selbst möchten verfälscht/ und dahin versenckt haben/ ausgegraben worden/ auf welchem die Griechischen Buchstaben ΛΑΕΡΤΕΣ eingeetzt standen. Hierzu wäre gekommen: daß die aus Britannien in Deutschland reisenden Druyden berichtet hätten: es wäre in Caledonien am Meer-Strande/ und in Lusitanien/ wo der Fluß Tagus sich mit dem Meere vermählte/ ein mit des Ulysses Nahmen bezeichnetes Altar zu sehen. Diß hätte denen beym Wachen träumenden und zum tichten gleichsam gebohrnen Griechen zu einem unfehlbaren Schlusse dienen müssen: daß der so viel Jahre umbirrende Ulysses unmöglich nur das enge Mittel-Meer durchschweiffet/ sondern auch im grossen Welt-Meere in Lusitanien/ Britannien und Deutschland angelendet; die Ascanischen Gedächtniß-Mahle gestiftet/ und seines Vaters Nahmen in erwehnten Stein gegraben haben müste. Die gutherzigen und denen Frembden ohne diß geneigten Deutschen hätten sich dis unschwer bereden/ und die schlauen Griechen aus einem blossen Gunst-Rechte bey ihnen unvermerckt einnisten lassen; also daß sie sich bey Zeite aus Gästen zu Bürgern gemacht hätten. Gleichwohl aber wäre es noch nicht funfzig Jahr/ daß sie in dieser Stadt Aschenburg zum ersten mal geherbergt. Nachdem sie aber Drusus befestigt/ und die Druyden von ihrem Heiligthume

Tiberius aus Rom und Aschenburg getrieben/ wäre dieser geweyhete Platz den Griechischen Weltweisen eingeräumet / die heilige Eiche umbgehauen/der ietzige Götzen-Tempel darauf erbauet/ und umb so wohl Deutsche/ als Gallier durch ihre After-Weißheit weibisch zu machen/ die Jugend zu unterweisen erlaubet worden. Bey so gestalten Sachen wären sie Druyden in ihr nun wieder erwachendes Recht und Eigenthum einzusetzen; und nicht alleine dem alten deutschen Hertzoge Ascenas seine zuständige Gedächtnüß-Maale zuzueignen; sondern auch die der Deutschen Freyheit und Gottesfurcht abbrüchige Unterweisung abzustellen; oder vielmehr sie als ein schädliches Unkraut und verdächtige Brutt der feindlichen Römer und wollüstigen Griechen mit Strumpf und Stiel auszurotten. Hertzog Melo hörte die Druyden wohl aus/ lobte ihren für die Freyheit und Gottes-Dienst ausgelassenen Eiver; und versicherte sie so wohl in ein als der andern Beschwerde gerechter Ausrichtung. Weil er aber ein Fürst wäre / dessen Richter-Ampt erforderte allen Beklagten ein Ohr vorzubehalten; wolte er sie in beyden Stücken vernehmen/und den Rechten gemäß urtheilen. Er führte sie daher unverwendeten Fusses in den Tempel der Minerva/ wohin die Druyden in Hoffnung bald in der Griechen Heiligthum eingesetzt zu werden/ mit so grosser Begierde folgten/ als sie sonst für allem frembden Gottes-Dienste Abscheu haben. Hertzog Melo fragte daselbst die Griechen alsofort umb das Recht ihres Besitzthums/ umb die Beschaffenheit ihrer Lehre und Gottes-Dienstes. Diese brachten eine alte Rinde her/ darauf das Siegel der Ubischen Fürsten hing; die Schrifft aber den Druyden ein Stücke von dem Arduennischen Walde und den Griechischen Weisen das Eigenthum dieses Platzes in Aschenburg zueignete. Die Druyden stutzten hierüber/ und nachdem sie diese Rinde-Schrifft lange Zeit betrachtet/ fuhr der oberste Druys Erdmeyer heraus: Was Gott einmal gewiedmet wäre/ stünde in keines weltlichen Fürsten Gewalt ihm zu enteusern. Als Timon ihnen ihr Heiligthum ansprechen hörte / fieng er an: Er und seine Gefärthen wären Nachfolger des weisen Pyrrhon/dessen Bild er zugleich an einem Pfeiler über dem Sitze des lehrenden Priesters mit den Fingern zeigte. Dieser hätte zum ersten Lehr-Satze ihnen hinterlassen: daß weil die Getichte so offt sich der Stirne der Wahrheit/ als die fallenden Lufft-Brände des Sternen-Glantzes bediente/ solten sie ohne genungsamen Beweiß an allem zweifeln. Erdmeyer brach ein: ob sie leugneten: daß an diesem Orte eine heilige Eiche gestanden hätte. Timon versetzte: Er wäre schon funfzig Jahr zu Aschenburg / hätte aber daselbst keine gesehen/ weniger wüste er von derselben Heiligkeit/ und am wenigsten: daß die Druyden zu diesem Orte iemals einig Recht gehabt. Erdmeyer beruhete auf seiner Eiche/ und verlangte vom Melo: daß er den Tempel durchgraben lassen möchte/ umb zu schauen: ob nicht die noch befindlichen Wurtzeln einen Beweiß der alldar gestandenen und von den Druyden umgehauenen Eiche abgeben würden. Timon begegnete ihm: Diß würde ein Beweiß ohne Nachdruck eines kräfftigẽ Schlusses seyn. Sintemal ihm zwar unverborgẽ wäre: daß die Druyden den Eichen ein besonder Heiligthum zueigneten/ vielleicht weil sie aus diesen Bäumen wie die Athenienser aus der Erde entsprossen seyn wollen/oder weil dieser Baum seine Eicheln den Menschen zur ersten Speise geliefert hat; diß aber würde ihnen schwerlich einiger Fürst enträumen: daß alle Eichen mit ihrem Grunde der Druyden Eigenthum wäre. Bey denen Römern und Griechen wäre die Fichte der Cybele/ der Lorber-Baum dem Apollo/ der Epheu dem Bacchus / die Pappel dem Hercules/ der Oel-Baum Minerven/ der Myrten-Baum der Venus / die Eiche Jupitern gewiedmet. Deßhalben aber maßten ihnen die Priester dieser Gottheit weder über alle solche Bäume/ noch

auff

auff das sie säugende Erdreich einiges Recht zu. Ja auch von denen heiligen Eichen der Dodone mißgönneten sie nicht die anfangs den Menschen gewiesene Frucht wilden Schweinen zur Sättigung. Denn Gott wäre gegen die Menschen so freygebig: daß er sich mit der Wieder-Gabe des hundersten Theiles von seinen Geschencken vergnügte. Weßwegen die an Andacht schwerlich einigem Volcke weichenden Griechen ausser dem Dodonischen keinen gantzen Wald/ sondern nur einzele Bäume eingeweyhet. Wenn aber auch schon eine einzele Eiche da gestanden hätte/ müsten sie darumb die Griechen versehret haben? Wüsten die Druyden nicht: daß alle Eicheln tragenden Bäume nach zwey hundert jährigem Alter am Gipfel zu verdorren anfiengen/ zu einer Lehre der Demuth: daß die auffs höchste gestiegenen Dinge dem Untergange am nechsten wären? Zu Athen wäre der heilige Oel-Baum auff der Cecrops-Burg/ in Epirus der Dodone Stein-Eiche/ auff Delos ein Palm-Baum/ in Syrien ein Lorber-Baum/ bey Caphya in Arcadien des Menelaus Ahorn-Baum/ und auf Samos der Junonische Keusch-Baum/ zu Rom der Feigen-Baum/ unter welchem noch Romulus und Remus gelegen haben sollen/ ihres wunderwürdigen Alterthums für unvergänglich gehalten werden. Aber der meisten Verdorrung hätte die Menschen dieses Aberglaubens erledigt; und denen noch stehenden hienge eben so wohl/ als der edelsten Pflantze dem Menschen die Vergängligkeit zu. Dieser ihre Flügel schwingen sich biß unter die von der Einäscherung nicht befreyten Gestirne/ als vielmehr auch über die Stein-Eichen/ derer Festigkeit das Eisen verlachte/ und über die Indianischen Bäume/ welche man gleich mit keinen Pfeilen überschüssen könte. Die Bäume hätten so wohl/ als alle andere Dinge ein gewisses ihnen vom Verhängnüsse gestecktes Ziel; wider welches die von den Druyden angegebene Eiche schwerlich einen Frey-Brief gehabt haben würde. Womit aber die Griechen ausser allem Verdacht kämen: daß sie frembde Güter ungewissenhaftig besässen/ und den Druyden ihr Heiligthum vorbehielten; wiewohl der zu ihrem Gottes-Dienste bebaute Ort für keine Entweyhung/ oder eine unverantwortliche Entfrembdung heiliger Oerter gescholten werden könte; wolte er ihre Unschuld/ wenn sie ihm folgen wolten/ augenscheinlich fürstellen. Hiermit führte Timon den Hertzog mit den Druyden aus dem Tempel durch den Garten zu einer alten verdorreten Eiche/ welche kaum von fünf Männern umbklafftert werden konte. Welcher Baum ein rechter Riese/ andere Eichen aber gegen ihm nur Zwerge oder keine Elle in der Länge übertreffende Meer-Eichen zu seyn schienen/ und also sein Schafft für den Asiatischen Baum nicht zu klein gewest wäre/ unter dessē Zweige sich ein gantz Heer hätte lagern können. Dieses/ sagte Timon wider die Druyden/ ist sonder Zweifel eure alte Eiche; welche wir euch/ wenn euch mit einem so dürren Heiligthume gedienet ist/ willig abtreten wollen; ungeachtet ihr für selbtem vorhin eine Abscheu bekommen/ und diesen Stock ärger/ als den schwartzen Hagedorn und andere mit schwartzen Beeren trächtig stehenden Unglücks-Bäume geflohen habt. Die Druyden waren hierüber gantz verstummet; endlich erholete sich Erdmeyer/ und fragte: Woher er diß sein Fürgeben behaupten wolte? Timon antwortete: Dieser Baum kan zwar nicht/ wie der Mast-Baum auff dem Schiffe Argos reden; weniger wie die Dodonischen Eichen wahrsagen; gleichwol aber würde sie seiner Warheit und der Griechē Unschuld Zeuge seyn. Im Thracischen Chersonesus würden die umb des Protesilaus Grab gepflantzten Eichen für grosse Wunderwercke gehalten/ weil sie so denn verdorreten/ wenn sie so hoch gewachsen: daß man von ihrem Gipfel das zerstörte Ilium sehen konte; welche aber hernach wieder grünend empor

wuch-

wuchsen. Alleine diese Eiche wäre ein noch viel grösseres Wunderwerck/ welche bey der in Ohnmacht sinckenden deutschen Freyheit verdorret wäre/ und bey ihrer Wieder-Genesung auffs neue zu grünen anfinge. Hiermit führte er die Anwesenden auff die andere Seite des Eichbaums/weisete ihnen einen aus dieser Eiche heraus getriebenen gantz grünen Zweig / und darunter diese eingeschnittene und ziemlich verwachsene Worte:

Die Palme mag ihr Lob mit ihrer Hold ausstreichen:
Daß sie die Nachbarin als Mann und Weib hat lieb;
In meiner Rinde steckt kein kalter Liebes-Trieb;
Ja Ulm' und Wein-Stock muß selbst meiner Neigung weichen.
Denn/ als der edle Rhein die Segel muste streichen/
Für Cäsarn/ der zu erst sich an die Deutschen rieb/
Und zu dem Brücken-Bau viel tausend Stämm' abhieb/
Fieng ich zu sterben an mit den verwandten Eichen.

Mein Haupt ward kahl/das doch den Himmel schien zu tragen/
Für dem die Ceder schier ein niedrig Buchsbaum war.
Doch wird mein gantzer Stam̃ verlieren Safft und Haar/
Wenn Rom wird übern Rhein zwey freche Brücken schlagen.
Flieht also/ Druyden! doch tröst' euch: daß der Rhein/
Wenn ich mich wieder werd' erholen/ frey wird seyn.

Es ist kaum glaublich: was diese Schrifft und Wahrsagung für unterschiedene Gemüths-Regungen erweckte. Die Druyden waren beschämet über der unwiderleglichen Vertheidigung der Griechen. Sie starreten fast unbeweglicher als diese unbeblätterte Eiche; und verwendeten fast kein Auge von ihrem jungen Zweige / und dieser Schrifft; derer unverfälschte Wahrheit ihnen so klar unter die Augen leuchtete: daß sie selbte mit dem geringsten nicht zu verdächtigen wusten. Hertzog Melo hingegen/ welcher ohne diß den Eubagen zugethan/ und den Druyden über Achsel war/ schöpfte so grosse Vergnügung aus dieser Wahrsagung/ und dem Wunder-Zeichen des neu-ausgeschlagenen Zweiges: daß seine Augen sich weder an einem noch dem andern ersättigen konten. Sintemal er nicht allein für unschätzbares Glücke hielt: daß er wider die Römische Bedrängung den ersten Degen gezückt hatte; sondern auch diese schon zum Theil bewehrte Weissagung ihn in der Hoffnung den Rhein und Deutschland in völlige Freyheit zu versetzen bestärckte. Er befahl deßhalben diesen Baum mit einem absondern Schrancken zu versehen/ordnete ihm einen eigenen Gärtner zur Wartung zu/ und gab denen Griechen dieser Anweisung halber ein ungemein geneigtes Auge. Die Druyden hingegen kochten im Hertzen eitel Galle gegen die Griechen; zohen also diese Eiche für einen Beweiß ihres über diese Gegend habendes Eigenthum/und den frischen Zweig zugleich für ein Zeichen ihres wieder erwachenden Rechtes an. Timon aber setzte ihnen entgegen: Ihr von denen Ubischen Fürsten erhaltener Zueignungs-Brief wäre älter als die Verdorrung dieser Eiche/und die Entweyhung der Druyden; Für welchen beyden die Griechen schon diesen Platz ruhig besessen hätten. Welches ihnen abermals die in ihrem Garten stehenden/ und mehr als hundert jährige wilde Oel-Bäume zeugen müßten / welche wegen der mit den Eichen hegenden Feindschafft von den Druyden in ihrem Gebiete nirgends geduldet würden. Die Eichen hätten zwar diß Recht: daß man die abfallenden Eicheln in des Nachbars Grund und Boden auflesen möchte; aber sie wären zu schwach dem Nachbar sein Eigenthum mit Gewalt zu entziehen; sonst würde diese Eiche dem siegenden Hertzoge Melo die gantze Stadt Aschenburg ansprechen. Hierüber fuhr Divitiach ein Britannischer Druys heraus: Es wäre dem / wie ihm wolte / so wären doch die Griechen mit ihrer schäd- und ärgerlichen Weißheit in der Nähe der heiligen Druyden nicht zu dulden; welche wie der mißgünstige Epheu denen benachbarten Bäumen allen Safft entzüge: daß sie wie diese unglückliche Eiche verdorren müsten. Ja die Griechen hätte zu keinem andern Ende so viel wilde Oel-Bäume so nahe ihrer heiligen Eiche gepflantzt/als ihre gegen die Druyden hegende Tod-Feindschafft darmit fürzubilden. Timon antwortete ohne

die geringste Entrüstung: Die Griechen wüsten von keiner Feindschafft; diese Reden aber kündigten wohl von den Druyden einen Krieg an / dazu sie niemals Anlaß gegeben hätten. Hätten sie ihrer Weißheit einigen Mangel auszustellen; möchte diß mit Glimpf und Bescheidenheit geschehen. Denn Weltweise solten mit einander nicht anders als die Wolcken kämpfen; welche / wenn sie auf einander stiessen/ Glantz und Licht gebieren. Eine solche Art der Zwistung diente so wohl ein- als dem andern Theile zu Erleuchtung der Irrthümer/ und ihre die Wahrheit suchende Unschuld verdiente: daß so wohl der Uberwundene/als der Uberwinder einen Lorber-Krantz trüge. Wenn aber die Weisen nicht die Wahrheit zum einigen Augen-Zwecke/ und die Bescheidenheit zu ihrer Mäß-Ruthe hätten; sondern sich mit den ersten Gedancken/als einem unzertrennlichen Ehweibe vermählten/ und aus dieser Einbildung mehr ihren hitzigen Gemüths-Regungen / als der Vernunfft folgten; könte nichts als eine Hartnäckigkeit und Irrthum daraus erwachsen; und dieser Streit verwandelt sich so denn in eine selbstständige Verneuerung der verdammten Schauspiele / darinnen Menschen mit wilden Thieren zu kämpfen gezwungen wurden. Ihres Ortes wäre die Hartnäckigkeit ihr gröster Greuel. Sintemal ihr grosser Lehrer Pyrrhon die Ruhe des Gemüthes für das höchste Gut gehalten hätte; welches in diesen zweyen Stücken bestünde: daß der Wille nichts böses unter dem Scheine des Guten/der Verstand aber nichts falsches für Wahrheit ihm aufdringen liesse. Weil aber die Wahrheit/nach des weisen Democritus Ausspruche/in einem tieffen Brunnen verborgen läge/ solten sie bey so grosser Ungewißheit und vielen Bländungen sich in ihrem Urtheil nicht übereilen / sondern wie scheinbar gleich etwas bekleidet würde/ allezeit daran ein kluges Mißtrauen haben. Welcher Zweifel denn ihnen zu annehmlichster Befriedigung diente/weil sie bey allen ihren Zweifeln doch vergewissert wären: daß ihr Verstand sich keiner Unwahrheit zum Leibeigenen gemacht hätte. Divitiach brach ein: Eben darumb/ weil sie an allem zweifelte/diente die den Nahmē der Weißheit zu Unrecht führende Thorheit des Pyrrhon nur zu Verwirrung der Welt/und zu Beunruhigung des Verstandes/ welcher zwischen dem Unterschiede der Meynungen wie die Fleder-Mäuse auch bey hellem Tage doch im finstern flatterten. Uber diß wäre ihr Zweifel eben so wohl als Pyrrhon/ welcher nicht einst einem geladenen Wagen/einē wütenden Hunde und kollerndē Pferde hätte aus dem Wege weichē wollē/ mit der Hartnäckigkeit so verschwistert: daß sie auch das für keine Gewißheit gelten liessen/ dessen sie doch ihre sehende Augen / ihre fühlende Hände und andere Sinnen überwiesen. Timon antwortete: Des Pyrrhons Beschuldigung wäre eine falsche Auflage seiner Verläumbder. Denn wer wolte glauben: daß ein so rasender Mensch/welcher dem Unglücke keinen Schritt aus dem Wege wiche/ wie Pyrrhon neuntzig Jahr alt worden/und biß zu den Weisen in Persien und denen nackten Lehrern in Indien/ ohne Verlust des Lebens gereiset seyn solte. Wer wolte nicht die Klugen zu Athen bey solchem seinem Aberwitze für ebē so thöricht als ihn halten/da die ersten ihn mit ihrem Bürger-Rechte beehret/die andern ihn zum obersten Priester erwehlet/seine Nachkommen aber ihn der Sonne verglichen haben? Unsere Weißheit aber/ weil sie zu ihrem Grunde die Erkäntnüß ihrer selbsteigenen Schwachheit hat; und mit dem weisen *Cleobulus* ihre Unwissenheit in allen Dingen erkennet/ verdienet hoffentlich von denen / die aus ihrer Einbildung einen Abgott der Wahrheit machen/nicht das Schelt-Wort der Thorheit. Niemand wird hoffentlich die Demuth des Arcesilaus verdammen: daß er aus besorglichem Irrthume von schweren Dingen weder was gewisses schlüssē noch schreibē noch auch die Hoffart der Academischen Weltweisen billigen wolte; welche ihre Schlüsse der gantzen Welt aus einer gewalt-

walt-

waltsamē Botmässigkeit für ein selbstständiges Licht der unveränderlichē Wahrheit aufdringen wollen. Nachdem wir nun so wohl diese Hartnäckigkeit/ als des Carneades und Clitomachus Meynung/ welche die Wahrheit für ein gantz unbegreifflich Ding halte/verwerffen/geschiehet uns zu viel/wenn wir darum hartnäckicht gescholten werden/weil wir nicht alsofort für unfehlbare Wahrheit aufnehmen/ was uns die Blindheit oder Lüsternheit der äuserlichen Sinnen bereden wil. Denn eben diese sind die allerschlimsten Verfälscher der Wahrheit/ und den gemahlten Gläsern gleich/ welche uns ein Ding nicht nach seiner Beschaffenheit/sondern nach ihrer falschen Farbe fürstellen. Der Uberfluß des Guten verursacht bey ihnen Eckel; die frembde Seltzamkeit und die gemeine Einbildung gibet auch der Bitterkeit einen Honig-Geschmack. Also gehet es durchgehends den Menschen wie den Arabern/welche von dem süssen Geruche des häuffigen Weyrauchs und Myrrhen kranck werden/ und durch Anzündung des aus Syrien geholten stinckenden Gummi ihrem Eckel und Ohnmacht abhelffen müssen. Ihr Urthel ist verterbt/ wie der an der Mutter-Kranckheit liegenden Weiber/ welche der annehmlichste Zibeth tödtet/ und stinckender Bibergeil gesund macht. Ist unser Geschmack nicht lüstern nach gesaltzenen und ungesunden Speisen welche weder einer unverwehnten Zunge einen guten Geschmack/ noch dem Magen einige kräfftige Nahrung geben; wenn selbte nur über Meer oder aus der neuen Welt kommen sind; so gar: daß wir auch frembde Vogel-Nester und Erd-Geschwüre für niedliche Gerichte; Eiter und Drüsen unbekandter Ziegen für den Kern des kräfftigsten Geruches verzehren. Ihrer viel haben über dem geringsten Kitzel eine empfindlichere Fühle/als die Schlangen/ da andere hingegen sich in den Schmertzen erquicken/und so gar aus denen zur Geilheit dienenden Ruthen-Streichē ihre Wollust schöpfen. Die Indischen Diamanten machet nur die Einbildung schöner als der Deutschen Agstein ist; da doch dieser eine Krafft zu ziehen/ jener den ziehenden Magnet zu entkräfften/ sonst aber so wenig Tugend als ein gemeiner Kieselstein an sich hat. In den Augen der Mohren ist die Schwärtze/ wie bey denen schnee-weissen Deutschen die weisse ihre Königs-Farbe; so gar: daß die Bilder ihrer Götter nur aus schwartzem Marmel und dem die Härte der Steine beschämenden und wider das Gifft kräftigem Eben-Holtze/dessen jährlich zu dem Ende auch die Persen 300. Last zinsen musten/gemacht werden dörffen; ja diesem seiner gläntzenden Schwärtze halber zuschreiben: daß es den Augen dienlich/wie der Schnee schädlich sey; und deßwegen daraus eine Augen-Artzney bereiten. Jedoch liesse sich diese Einbildung der Mohren/ und die Schönheit der Schwärtze noch besser entschuldigen/ als der Aberwitz der Verliebten/ welche mehrmals einen Frosch für eine Diana ansehen; und mit einem grossen Weltweisen dieser Zeit sich an schielenden Augen am meisten ergetzen. Keinem geringern Betruge ist das Gehöre unterworffen. Sintemal die Griechen und Deutschen sich mit einander schwerlich vereinbaren werden: ob dieser ihre Krumhörner/ oder jener Seitenspiele annehmlicher sind. Divitiach fiel ein: Wir wissen wohl: daß die äuserlichen Sinnen so wol ihre Gebrechen/als die Eingeweide ihre Kranckheiten haben. Aber/wo diese ihr unverfälschtes Zeugnüß ablegen/ ist es eine grosse Thorheit mit dem Anaxagoras zweifeln: ob der Schnee nicht mehr schwartz als weiß sey/ und alles Honig/ wie das in Corsica/ mehr bitter als süsse sey. Noch viel ärger aber ist: wo die Vernunfft selbst/ welche der Leitstern des Menschen seyn soll/sich durch allerhand Zweifel selbst so verwickelt: daß sie nirgends das Ende findet. Denn die/welche keinen vernünfftigen Gründē Beyfall geben/ gleichen denen/ die den Schwindel im Kopfe haben/ derer Gehirne schluttert/ und unter dem/ was zu glauben oder zu verwerffen sey/ sich mit sich selbst niemals vergleichen/ also sich weniger einer Gemüths-Ruh als die einander zer-

schlagende Wellen einer Eintracht rühmen können. Wolte Gott! versetzte Timon/ daß entweder die Wahrheit kentlicher oder unser Verstand erleuchteter wäre sie von ihnen zu unterscheidē. So aber beschämet offtmals die Scheinheiligkeit die Andacht/ die Larve der Tugend sie selbst; wie mancher Firniß das Gold/ und gekünstelt Glaß rechte Edelgesteine. Der Glanz der Warheit wird oft von den Irrlichtern einer allgemeinen Meinung verdüstert/ und des Pöfels Irrthum thut der Weißheit den grösten Abbruch; welche ihre Unwissenheit und Unvollkommenheit so viel mehr erkennen lernet/ als selbte sich der Vollkommenheit nähert. Dahero niemand weniger als ein Unverständiger/ und niemand mehr/ als ein Weiser zu zweifeln findet; und sich bescheidet: daß ihn nichts minder das Auge des Gemüthes in Erkiesung des guten und warhafften/ als das Gesichte an Unterscheidung der Farben und an Mäßung der Dinge betrügen kan. Einerley Zeug hat so vielerley Farben/ als man selbigen wenden kan. Einem Gelbsüchtigen siehet alles gelbe aus; und ein Einfältiger wird sich schwerlich bereden lassen: daß er die unbegreifliche Grösse der Sonne nicht überklafftern/ die Helffte des Monden nicht überspannen/ und iedweden aller andern Sterne mit dem Daumen bedecken solte. Diesemnach jeder/ der sich nur selbst kennet/ und seine Zwerg-Grösse nicht nach seinem ihn beym Untergange der Sonne oft mehr als fünfmal übertreffenden Schatten abmißt: sich für sich selbst bescheidet: daß er des Zweifels/ als eines Probiersteines der Warheit unentpehrlich von nöthen habe. Denn dieser kom̃t allen irrigen Einbildungen zuvor/ welche sonst den Menschen insgemein übereilen: daß er sodenn nicht so wol die verbergene Warheit zu finden/ als seine irrige Einbildung der Warheit ähnlich zu machen nachsinnet. Der Zweifel untersuchet alle Meinungen/ und machet endlich aus allen zusammen einen der Warheit gemässen Schluß; wie Zeuxes aus denen fünf schönsten Frauen zu Crotton ein vollkommenes Gemählde der schönsten Helena. Die vermessene Einbildung hingegen überredet sich zwar: daß ihre Meinung so wenig mit Irrthümern/ als die Sonne den Finsternüssen der Nacht unterworffen sey. Sie macht aus ihren Gedancken Gesätze/ und hält jedermañ für wahnsinnig und gottlose/ der sich selbten nicht durch einen blinden Gehorsam unterwirfft. Wenn man aber alles genau untersucht und prüfet/ hat ihre Einbildung so wenig einen Sonnen-Staub von der Warheit/ als ein Spiegel das Wesen der Sachen in sich/ die man darinnen siehet. Oder da ja ihre Sätze nicht von aller Warheit leer sind/ ist sie darinnen so sparsam/ als das Gold in Steinen/ welche alle/ außer den Kalcksteinen/ was weniges von diesem Marcke der Erden in sich haben. Alleine diesen sparsamen Schatz findet die Einbildung nur ungefehr/ wie der über seinem Unvermögen verdrüßliche Mahler Nialces durch den Wurff seines von vielen Farben angefüllten Schwammes den Jäscht eines schäumenden Pferdes ausdrückte/ welchen sein Pinsel vorher nicht vergnüglich zuwege bringen konte. Divitiach röthete sich hierüber; weil er der Druyden Weißheit/ welcher Schlüsse von jedermann für die selbstständige Warheit angenommen werden soltē/ angestochen/ und für eitele Einbildungen gescholten zu seyn glaubte. Diesemnach fieng er an: Es wäre freylich eine der grösten Thorheiten dis/ was einem zum ersten einfällt/ sonder Untersuchung der Sache für die unfehlbare Warheit erkiesen. Die Prüfung müste vorher gehen/ das Urthel folgen/ und dis hernach mit Hertzhaftigkeit wider alle widrige Meinungen vertheidigt werden. Auf diese Art hätten die alten Druyden verfahren/ und daher ihnen eine so festgesetzte Weißheit verlassen: daß niemand daran zweiffeln könte/ wer sich nicht klüger/ als das Alterthum/ und scharfsichtiger/ als tausend graue Häupter heiliger Priester achten wolte. Zwar weil die vollkommene Warheit nirgends/ als im Himmel gefunden würde/ und die Alten ihr deßhal-

ben

ben als einer grossen Göttin geopfert hätten/ wären die Druyden so vermessen nicht: daß sie eine Weißheit ohne den geringsten Beysatz einigen Irrthums zu besitzen/ und sie daher über die nicht ohne Flecken sich befindenden Gestirne zu erheben vermeinten. Weil nun der Irrthum gleichsam des menschlichen Geschlechtes Abstattung oder Leibgedinge ist/ halten wir es nach dem Beyspiel eurer Griechen/ welche bey ihren Schiffahrten sich lieber nach dem kenntlichen grossen Bäre richten/ und die Fahrt finden/ als mit den Phöniciern den oft verschwindenden Angelstern suchen und irre fahren wolten/ für besser und nützlicher einen der Warheit ähnlichen Irrthum/ als ein unächtes Kind ehrlich zu machen/ und die Warheit zu erklären/ als bey allzu scharffer Suchung der Warheit immer irren/ und bey stetem Zweifel in Ungewißheit leben. Denn was thun die anders/ welche alle Gewißheit leugnen/ denn daß sie die Warheit der Welt/ wie Prometheus das Feuer dem Himmel stehlen? Sie zancken sich mit sich selbst: ob es einige Warheit gäbe? ob sie für sich selbst etwas wesentliches/ oder nur eine Ubereinstimmung mit unserm Verstande sey? Ob sie in den Dingen selbst/ oder nur in unserm Gehirne stecke? Ob nicht der Mensch nur einen Trieb sie zu suchen/ oder taugliche Werckzeuge sie zu begreiffen habe? Sie werffen die Verfassung aller Herrschafften über einen Hauffen. Sintemal sie ungewiß sind: Ob die Gesätze heilsam oder böse? ob der Obrigkeit zu gehorsamen/ oder sie nicht vielmehr zu vertilgen? Ob der Tugend oder den Lastern beyzupflichten? Sie stehen mit dem disfals thörichten Socrates im Kummer: Ob sie selbst Menschen/ oder nicht vielmehr ein abscheulicher Thier sind/ als der Riese Typhon beschrieben wird? Sie zweifeln: ob sie eine Seele haben? Wie sollen sie denn ihrer Unsterbligkeit vergewissert/ und ihre Leichen von den Aeßern des Viehes zu unterscheiden fähig seyn? Ja sie stossen durch den Zweifel: ob ein GOtt sey/ GOtt selbst vom Stule/ jagen alle Gottesfurcht aus der Welt. Dem Timon lief über diesen Worten die Galle über. Daher er dem fortredenden Druys einbrach: dis sind Lästerungen wider die Weltweisen; welche man zwar die Zweifelnden heißt/ die aber weder an dem Wesen der Warheit/ noch an der Güte der Tugend/ am wenigsten an Unsterbligkeit der Seelen und an GOtt/ welcher die Warheit selbst/ alle andere Dinge/ ja die Sonne selbst nur sein Schatten ist/ gezweifelt haben. Sie zweifelten ja wol über den meisten Dingen; aber eben dieser Zweifel hielte diesen nothwendigen Schluß in sich: daß/ wenn dis nicht wahr wäre/ das gerade Widerspiel gewiß wahr seyn müste. Nach dem sie nun durch ihr zweifeln nichts anders als die Warheit suchten/ warumb verläumbdete man sie denn: daß sie an ihr zweifelten/ oder gar sie aus der Welt verbannten? Sie legten ihrer Vermessenheit einen Zaum an/ wenn sie etwas nicht für die unfehlbare Warheit zu erklären anstünden; sie weigerten sich aber niemals dem/ was der Vernunfft und Warheit ähnlich/ beyzupflichten. Sie mühten sich aufs eivrigste tugendhaft zu seyn/ wie ihrer ersten Vorgänger des Empedocles/ Democritus/ der sieben weisen Griechen und anderer Beyspiele für sie redeten; wie solten sie denn der Tugend abzulegen ihnen träumen lassen? Es haßte niemand in der Welt die Hartneckigkeit mehr als sie; und die Einfältigsten machten von ihrer Einbildung mehr Wesens/ als sie von ihren Warheits-Aehnligkeiten/ welche doch aber den Lügen und Lastern Spinnenfeind wären; Wie solten sie denn den heilsamen Gesätzen widerstreben? und/ da sie keiner Einbildung Sclaven seyn wolten/ den Gehorsam rechtmäßiger Obrigkeit durch die scheltbarste Hartneckigkeit entziehen/ wie dieselbige Weisen/ welche ihrer Meinung nach nicht irren können; Und/ wie des Diogenes Nachfolger niemanden in der Welt als ihre Einbildung für ihr Haupt erken=

erkennen? Diese Hoffart aber hätte ihren Ursprung aus dem Abgrunde der gröbsten Unwissenheit/ welche noch keinen rechten Blick in das unerschöpfliche Licht der Weißheit gethan/ noch die unverfälschte Tugend nackt und ohne Schmincke erkennet hätte. Nach dem aber Lügen und Laster als zwey unverschämte Kebs-Weiber ihnen die Larve der Ehfrauen/ nemlich der Warheit und Tugend so scheinbar fürzumachen wissen/ ist dis alleine das zweifelhafteste/ was warhaftig Tugend oder Laster sey? Ich wil mich auf keine abscheuliche Vergehungen ungearteter Völcker beziehen/ welche gleichsam des Lichtes der Vernunfft/ und des Rechtes der Natur beraubt/ und also auch nur für Vieh zu achten sind. Alleine sind nicht auch wolgesittete Leute hierinnen zwistiger Meinung. Wie etliche Völcker der lincken/ andere der rechten Hand die Oberstelle zueignen; also heißt die Friedfertigkeit bey den Bithyniern eine Tugend/ bey den Deutschen eine Narrheit. Wie das Saltz zwar fast der gantzen Welt die beste Würze ist/ den Albaniern aber/ und den Einwohnern etlicher Atlantischen Eylande allen Geschmack versaltzet; also ist es bey den Griechen rühmlich sich auf den Schauplätzen wol halten: zu Sparta den edelsten Frauen zuläßlich fürs Geld eine Gaucklerin abzugeben/ bey den Römern aber schimpflich/ bey den Deutschen ein Greuel. In gewissen Ländern ist es eine Zierde lange Nägel wie Adlers-Klauen/ und in Sarmatien narbichte Gesichter haben. Diesen sind die Römer nicht ungleich/ welche/ frembde Länder mit ihren Klauen an sich reissen/ Tapferkeit; und gantze Völcker aushauen/ Helden-Thaten heissen. In Persien lassen die Gesätze zu Mutter und Schwester heyrathen/ bey uns ist es ärgste Blutschande. Der sonst so tugendhafte Alcibiades hielt den Ehbruch für eine Geschickligkeit eines Edelmannes; und Käyser August für Staats-Klugheit. Der wegen seiner Einbildung allezeit arme Geitz hat fast durch die gantze Welt beym Pöfel/ der Ehrgeitz beym Adel/ die Herrschsucht bey Fürsten/ die Scheinheiligkeit bey Geistlichen den Nahmen und die Stelle der ersten Tugend bekommen. Mit einem Worte: nunmehr lässet sich auf dem Schauplatze der Welt das Laster in keiner andern Tracht/ als in dem Rocke der Tugend sehen. Ja ich stehe in Zweifel: ob sich ihrer nicht mehr/ wie Herostratus/ durch Laster/ als durch Tugenden in der Welt berühmt gemacht/ und die eitele Unsterbligkeit des Nachruhms/ welche in dem Gedächtnüsse der Lebenden bestehen soll/ erworben haben. Mit dieser Einbildung aber hat bey uns die Unsterbligkeit der Seelen/ welche uns für allen andern Dingen der Welt der Warheit am ähnlichsten scheinet/ keine Verwandschafft. Denn weil unserem Geiste die Begierde viel zu wissen/ wie dem Magen der Hunger nach Speise eingepflantzet ist; unser Zweifel aber uns die Unvollkommenheit unserer Weißheit für Augen stellet/ ist der Vernunfft nichts glaublicher: als das unsere Seele mit denen sterblichen Gliedern ihre Unvollkommenheit ablegen/ und sie sodenn wie ein aus dem Keficht gelassener Vogel sich in Ergründung der Warheit höher zu schwingen fähig seyn werde. Aus diesem Grunde hat Anaxarchus einer unserer fürnehmsten Weisen/ als er im Mörsel zerstossen ward/ dem Cyprischen Wütterich Nicocreon unter Augen gesagt: Stoß immer hin! denn du zerstößt nicht Anaxarchen/ sondern nur seine Hülsen. Wer mag uns nun bey solcher Beschaffenheit antichten: daß wir gar keine Seele glaubten? da doch uns der zu so viel Weißheit dienende Zweifel uns nichts glaubhafters/ als die Seele macht; ja uns mehr versichert: daß wir eine Seele/ als einen Leib haben. Denn dieses bereden uns nur die sich selbst nicht sehenden/ und oft durchs Glaster spielenden Augen. Weil aber der Seele Wesen im Nachdencken bestehet/ ein Zweifelnder aber mehr als ein Leichtgläubiger nachdenckt/ können wir über nichts zweifeln/ ohne daß wir eine Seele zu haben gestehen. Daher etliche unserer zwei-

feln-

felnden Seelen für der Warheit gemäß halten: daß nur der Mensch/ nicht aber wilde Thiere/ welche nichts aus eigner Regung/ sondern wie die an einem Drate hängende Spiel-Tocken/ oder wie der Zeiger an einer Uhr alles thun/ am wenigsten aber die Pflantzen eine Seele haben. Das allerabscheulichste aber ist: daß uns beygemessen wird: wir zweifelten: ob ein GOtt sey? da wir doch nirgendshin unsere Augen werffen können/ wo uns nicht etwas die Gegenwart der Allmacht und Weißheit Gottes einrede. Der geringste Kefer/ die giftigste Spinne/ der heßlichste Wurm/ die längsamste Schnecke/ ja die todten Steine schreyen uns in die Ohren: daß GOtt in grossen Geschöpfen zwar groß/ aber nicht kleiner in den kleinsten/ und in dem unsichtbaren am allersichtbarsten sey. Ja wenn ich niemals einen GOtt geglaubt hätte/ würde mich diese todte und nunmehr gleichsam wieder lebend-werdende Eiche überweisen: daß weil in aller Menschen Kräfften nicht stehet ein einiges Eichblat zu machen/ etwas höhers sey/ welches so wol uns/ als die gantze Natur beseele. Welche überschwengliche Allmacht und Weißheit Gottes ihrer viel so verblendet hat: daß sie nicht nur einen Gott geglaubt/ sondern ihrer dreißig-tausend getichtet haben. Diesemnach wir/ unserer Gewohnheit nach/ vielmehr Ursach zu zweifeln haben: Ob jemand ein solch Unmensch seyn könne: daß er keinen Gott glaube; wenn er es schon sagte. Sintemal uns dieses Licht von GOtt bey unser Geburt so geschwinde ins Hertze/ als der Glantz des Tages uns in die Augen fällt. Unter denen glücklichen Eylanden ist zwar eines gewest; da die Einwohner nichts vom Feuer gewüst; aber auch in den Cimmerischen Finsternüssen ist dis Licht aufgegangen/ und den Menschen ins Hertz geschrieben: daß ein GOtt/ und eine göttliche Versehung in der Welt sey/ welche alles rege/ und sie in ihrem düsternen Zweifel erleuchte. Sintemal ihnen nicht glaublich schiene: daß die Seele den Leib/ oder ein Leib den andern bewegte; sondern daß GOtt vielmehr die erste Bewegungs-Ursache/ alle andere den Schein der Bewegung habende Dinge todte Werckzeuge oder der Anlaß dazu seyn. Ja nicht nur die Vernunfft der Menschen/ sondern der Unverstand der Thiere muß dieser Meinung beypflichten. Weñ man nur die Sprache unvernünftiger Thiere verstünde/ würde man aus ihrem Blöcken/ Wiegern und Geschrey/ ja aus dem Gerüsel der Pflantzen ein deutliches Bekäntnüs Gottes vernehmen. Ja wenn die Thiere mahlen könten/ würden sie unvermuthlich GOtt auf eine Art fürbilden. Dahingegen die eitelen Menschen ihn meist nach ihrer tummen Neigung fürstellen. Dannenhero bey den streitbaren Spartanern alle Götter gewafnet/ bey den handelndẽ Phöniciern mit Rechnungs-Tafeln gemahlet waren. Wie mag man denn uns eine Blindheit zutrauen/ welcher nicht einst die unvernünftigen Thiere unterwürffig sind. Wenn aber wir in einer so düsternen und unmenschlichen Einbildung steckten; warumb hätten wir nach dem Beyspiele Ulyssens der beschirmenden Minerva/ nemlich der göttlichen Weißheit dem Brunnen der ewigen Wahrheit diesen Tempel gebaut? Warumb opferten unsere Hände ihr täglich so viel Weyrauch/ und die Hertzen so viel Andacht? Divitiach ward hierüber nicht wenig verwirret/ wuste also der Griechen Lehre keinen Haupt-Mangel mehr auszustellen. Jedoch sagte er: Es wäre niemals ein Aberglaube jung worden/ der nicht in ein Westerhembde der Unschuld wäre eingehüllt gewest. Hätten die abergläubigen Griechen gleich nicht Katzen/ Hunde und Kefer/ und andere unreine Thiere wie die Egyptier zu ihren Schutz-Göttern erkieset/ so wären doch ihre Götter so viel unreiner/ als die Flecken der Seele/ die der Leiber an Heßligkeit übertreffen. Maßen denn ihr Neptun umb mit der Ceres Blut-Schande zu treiben sich in ein Pferd/ Jupiter seines Ehbruchs und unnatürlicher Geilheit halber in Bock und Ochsen verwandelt

delt haben soll. Ja der letzte Macedonische König Philip hat so gar der Gottlosigkeit/ einander der Ungerechtigkeit/und die die Frömsten seyn wollen/ allem dem/ was sie nähret/ Altäre aufgebauet. Wer wolte sich nun bereden lassen/ daß dieser Griechen Gottesdienst nicht mit Vielheit der Götter/ und andern ärgerlichen Aberglauben besudelt sey? Ihre dem Laertes und Ulysses zugeeignete Weißheit verriethe sie: daß sie ein anders zum Scheine vorwendeten/ ein anders glaubten und lehrten. Diesemnach erforderte die Wolfarth Deutschlandes diesen frembden und verdächtigen Gottesdienst als ein schädliches Unkraut beyzeite auszurotten/ da dis nicht die mit so grosser Müh kaum zusammen gewachsene Eintracht der Deutschen durch sein schädlich Gifft zertrennen solte. Sintemal die Eintracht des Gottesdienstes gleichsam das Geblüte der Unterthanen/ wie ein sauerer Lab die Milch zusammen gerinnend macht; aller Unterschied aber des Gottes-Dienstes/ welcher gleich in der vernünfftigsten Verfassung stünde/ einem Reiche eben so wol/ als der Unterschied des Maaßes und Gewichtes schädlich wäre. Denn nach dem die menschlichen Gemüther so selten/ als die Antlitzer mit einander übereinstimmen/ zertheilten sie auch ihre Andacht; und dünckete einen dis heilig/ was der ander als einen Greuel verfluchete. Daher denn die Unterthanen/ welche als Glieder eines Leibes von einer Seele der Eintracht geregt werden sollen/ zu bürgerlichen Kriegen und Aufruhr wider ihre was anders glaubende Fürsten/ die Fürsten aber unter einander leicht zur Todfeindschafft verleitet würden. Ja weil in der Welt nichts fruchtbarers als Irthum wäre/ der zur Neuigkeit geneigte Pöfel aber/ welchem man die Freyheit in Glaubens-Sachen liesse/ unbändiger als die wilden Stutten würde; vermehrte sich der Unterschied des Gottesdienstes in weniger Zeit in so viel Arten/ als es Köpfe gäbe. Dieser Brutt aber gebiere hernach wie die vom Cadmus geseete Drachen-Zähne eitel sich selbst aufreibende Zwistigkeiten und Empörung. Denn wie könte man einem Haupte willig und mit gutem Hertzen gehorsamen/ welches man für so ungehirnt/ oder gar für einen Kalbskopf hielte/ welches für sich selbst nicht eine warhafte Andacht zu erkiesen verstünde. Ja jeder unvergnügter Edelmann hätte Gelegenheit sich an seinem Fürsten zu rächen/ wenn er den neuen Gottesdienst annehme/ und sich zum Haupte der neuen Rotten machte. Weil die Uneinigkeit nun eines Landes Todten-Bret/ Fürsten hingegen Priester der Warheit und Eintracht/ ja auf Erden GOttes Ebenbilder und Stadthalter wären/ läge ihrem Ampte und Gewissen ob/ für die auf der Einigkeit des Glaubens gegründeten Ruhe des Reiches/ und für die göttliche Ehre und ihre Hoheit gegen dieselben zu eyvern/ welche ihnen ans Heft der Herrschafft grieffen/ wenn sie der Fürsten Gewalt über ihr Volck so weit einschrenckten: daß sie nur über der Unterthanen Leiber; Gott aber allein über der Menschen Seelen zu gebieten hätten. Gleich als wenn die den Herrschern schuldige Liebe und Treue nicht vielmehr ein Opfer des Gemüthes/ als ein eusserliches Werck der Glieder wäre. Diesemnach thäte ein Fürst seinem Gewissen Zwang/ seinem Reiche Unrecht an/ wenn er allen Gewissen die Freyheit/ und hiermit den Unterthanen die Willkühr zu gehorsamen oder widerspenstig zu seyn liesse. Niemand aber wäre hierinnen vermessener als die Griechen; welche den Schwan und den Raben zu keiner andern Andeutung dem Apollo gewiedmet zu seyn glaubten: als daß GOtt nicht weniger an widriger Verehrung/ als die Natur am Wechsel des Tages und der Nacht Belieben trüge. Zwar bescheideten sich die Druyden: daß die freyen Deutschen auch im Gewissen eine mehrere Freyheit/ als andere dienstbare Völcker von nöthen hätten. Alleine sie selbst hätten dieser Freyheit durch Billigung der Druyden/ Barden und Eubagen schon

selbst

selbst ein Ziel gesteckt. Und könte er nimmermehr glauben: daß die letztere nicht eben so wol/ als die erstern dem Griechischen Aberglauben und Vielheit der Götter/ welche ihrer aller Gottesdienst zernichtete/die Stirne bitten solte. Hertzog Melo selbst würde unschwer befinden: daß durch diesen Eintrag die gantze Verfassung der Deutschen Herrschens-Art umbgestossen/ und sie nicht allein zu Knechten abscheulicher Irrthümer/ sondern zu Leibeigenen derselben Völcker gemacht werden würden/ welche den Saamen dieser Zwytracht mit Fleiß an den Rheinstrom ausgestreuet hätten. Denn derselbe Fürst/ welcher seines Nachbars Unterthanen seinen Gottesdienst beybringet/ hätte an selbigen schon mehr Eigenthum/ als ihr eigener Gebieter. Wenn aber auch der Griechen Weißheit alles Irrthums befreyet wäre; so machten doch sie selbst durch Mißbrauch selbte eben so schädlich/ als aus des Menschen Leibe das ärgste Gifft wider ihn selbst bereitet wird. Dis geschehe aber damit: daß sie die Geheimnüsse ihrer Weißheit auch dem geringsten Pöfel und Weibern gemein machten. Massen denn die/ welche nur zwey oder dreymal in der Schule der Griechen gewest wären/ unter der Larve der Weißheit und Andacht ihrer Arbeit und Dienste vergäßen/ die Bauern den Pflug verliessen/ die Kriegs-Knechte ihre Waffen weglegten/ die Weiber mehr Zeit über Glaubens-Streitigkeiten/ als über dem Spinnen und nähen zubrächten/ alle aber ihren Vorwitz zu einer grossen Heiligkeit machten. Da doch die Natur durch die sparsame Austheilung der Edelgesteine/ durch das seltzame Wachsthum der Balsam-Stauden/ durch die nur wenigen Muschel-Schnecken kaum Tropffen-weise geschehende Einflößung der Purpur-Farbe unsere Lehrmeisterin wäre: daß die unschätzbaren Perlen der Weißheit/ und die Geheimnüße des Gottesdienstes nicht wie schlecht Wasser auszuschütten/ noch dieselbigen Thiere/ für welche die Eicheln wachsen/ mit Granat-Aepfeln zu mästen sind. Diesemnach lehrten sie Druyden beydes nur Fürsten und den hohen Adel/ welche über andere gebieten sollen/ und daher für den Gehorchenden ihres Verstandes halben mehr Ansehn haben müsten. Wie denn noch zur Zeit in Deutschland schier niemand außer denen Fürsten und Edlen zu grossem Vortheil des gemeinen Wesens und zum Schirme der Unschuld freyen Künsten oblege/ ja die meisten weder schreiben noch lesen konten. Nicht anders machten es die Scythischen Priester/welche nur ihren König unterrichteten/und die Bücher ihres Gottesdienstes in einer frembden Sprache/wie die Egyptier in einer verborgenen Bilderschrifft aufgezeichnet/ und durch dis kluge Mittel für dem gemeinen Volcke verborgen hätten. Würden doch weltlicher Fürsten Geheimnüsse dem Volcke verborgen/ weil sie ihm nur unauflößliche Rätzel/ und ihr Verstand tieffer Rathschläge heilsames Absehen zu ergründen viel zu seichte wäre. Wie solte sich denn der Pöfel schicken die Geheimnüsse des unbekandten GOttes zu verstehen? dahero denn dieser sich billich mit dem wenigen Vorschmacke oder der Blüte zu vergnügen hätte/ weil der Kern und die Muscaten-Nuß des geheimen Gottesdienstes für ihn allzu starck wäre. Zumal Gott ohne dis ein weniges von der Heiligkeit für ein angenehmer Opfer aufnehme/ als viel Erleuchtung. Timon setzte dem Divitiach mit einer freudigen Hertzhaftigkeit entgegen: Er könte so wenig eines jeden Griechen Meinung vertheidigen/als die Druyden selbst aller Deutschen Gottesdienst billichte. In allen Ländern wären fromme und gottlose Leute/ wie auf allen Wiesen giftige und gesunde Kräuter wüchsen. Uberdis wäre auch unleugbar: daß oft gantzen Völckern entweder falsche oder einen gantz andern Verstand habende Meinungen angetichtet würden. Zu Rom wäre niemand/ der nicht glaubte: daß die Deutschen den Mercur für ihren höchsten Gott/ nach ihm aber

aber auch den Hercules/ Mars/ die Jsis anbeteten/ wie auch ihren Urheber den Tuiscon und etliche verstorbene Weiber zu Göttern gemacht hätten; da doch er von den Deutschen bey seiner langen Anwesenheit zu Aschenburg ein viel bessers gelernet hätte. Nicht besser gienge es itzt ihnen. Denn ungeachtet sie des Laertes und Ulyssens Nahmen in ihrem Tempel stehen hätten/ wären doch dis nur Gedächtnüsse wolverdienter Helden/ und so wenig/ als der Deutschen Lobgesänge von ihrem Tuiscon und Hercules Vergötterungen. Aller vernünfftigen Griechen Glaube wäre jederzeit gewest: daß wie ein Kreiß nur einen Mittelpunct/ die Welt nur eine Sonne/ also das grosse All nur einen einigen GOtt habe. Sein Wesen wäre unendlich. Daher könte man ihm durch keine Abbildung eine Gestalt geben; Und hätte deswegen Jphitus/ Lycurgus und andere GOtt einige Seule aufzurichten verboten. GOtt wäre der Ursprung aller Dinge. Wie es keine Pflantze gäbe/ welche nicht eine Wurtzel in der Erde hätte; also wäre in der gantzen Welt nichts/ was nicht GOtt seinen Anfang und Wesen dancken müste. Daher könte durch menschliche Vernunfft seine Tieffe nicht ergründet werden. Er wäre der Brunn alles guten; und daher die ärgste Gotteslästerung ihm einiges Laster zuzudencken. Dieses wäre ihre den Deutschen gar nicht widrige Lehre/ welche die Druyden schwerlich tadeln/ noch weniger aber der gerechte Melo verdammen/ oder sie dieser Warheit halber verjagen würde. Denn sie wäre nichts neues/ sondern der Griechen und Deutschen ältester Gottesdienst. Weßwegen sie auch die Eubagen schon für geraumer Zeit in ihre Gemeinschafft aufgenommen/ sie also der dieser versicherten Freyheit zu genüssen hätten. Weñ aber auch die Druyden alleine eine Weißheit ohne Jrrthum/ und einen Gottesdienst ohne Aberglauben/ die Griechen aber in beyden Flecken hätten; könten sie doch schwerlich glauben: daß der wahre Gottesdienst das allgemeine Band der Freundligkeit auflösete; welche auch die sich für ihr demüthigende Hunde streichelte. Am wenigsten aber wären sie/ Griechen/ so sehr zu hassen; weil sie ihres Zweifels halber sich niemals mit einigem Jrrthume so feste verlobten: daß sie bey Erweisung eines bessern keine Ehscheidung verhiengen. Wie dem allem aber tröstete sie gegen alle Feindschafften: daß sie mit ihrer Demuth bey dem in Gnaden zu stehen vermeinten/ in welchem kein Schatten oder Wechsel der Veränderung wäre. Wenn aber dis so wol im Wercke/ als in den Augen der Druyden ein so strafbares Laster wäre: daß sie aus ihrem Gottesdienste kein Geheimnüs machten/ und mit der Lehre ihrer Weißheit jedermañ ohne Unterschied betheilten; müsten sie vorher die Sonne verklagen: daß sie so wol niedrige Stauden und kriechende Würmer/ als gestreckte Zedern und die Wolcken übersliegende Adler beschiene; oder gar mit GOtt das Recht ausführen: daß er eines Bildhauers oder einer Hebamme Sohn besseres Vermögen die Weißheit zu begreiffen gäbe/ als weniger Könige und Römischer Bürgermeister Kinder haben. Welches der gerechte GOtt nimmermehr also schicken würde/ wenn Niedrigkeit eine Hindernüs zur Weißheit/ und Schwachheit zur Tugend zu klimmen abgeben solte. So aber schickte es die selbstständige Weißheit: daß der kleinste Zwerg aus dem tieffsten Thale die Sterne so gut/ als ein Riese auf dem höchsten Berge sehen könte. Und GOtt trüge ein Belieben seine Weißheit durch die allergröste Ungleichheit in seiner Wahl groß zu machen. Nach dem nun Gott die Sonne unserer Seelen wäre/ müsten nicht nur die Fürstlichen und Edlen/ sondern alle ihre Gemüths-Augen gegen diesem unbegreiflichen Lichte empor heben. Zumal bey dem grossen GOtt der irrdische Unterschied des Adels und Pöfels gar nichts; und in seinen Augen der gröste König ein so kleiner Zwerg/ als der geringste Bettler wäre. Die Anschauung GOttes aber könte von denen/ welche von Gott

gar

gar nichts wüsten/ nicht geschehen. Denn weltliche Gemüther urtheilten von heiligen Dingen nach ihren fleischlichen Neigungen; und unerleuchteter Verstand wolte den unermäßlichen GOtt nach dem Fusse seiner thörichten Vernunfft ausspannen. Gäntzliche Unwissenheit und ernstliche Andacht könte so wenig/ als Blindheit und Liebe in einem Hertzen verbergen. Gottes heilige Tempel duldeten diese Kinder der Finsternüs nicht/ wie das Eyland Creta keine Nachteulen. Denn Weißheit ohne Andacht ist eine Ohnmacht der Lebenden/ und der Gottesdienst ohne Weißheit eine Andacht der Todten. GOtt selbst ist die selbstständige Weißheit/ ja der Brunn aller Weißheit; wie soll er denn von denen/ die gar keinen Strahl hiervon haben/ würdig verehret werden? Sintemal uns nichts dem Viehe ähnlicher macht/ als die Unwissenheit. Daher die Weißheit billich vom Socrates fürs höchste Gut gerühmet wird. Wer die besitzet/ siehet zweymal so viel als ein ander/ ja GOtt selbst/ welcher doch unsichtbar ist. Weßwegen ein einiger Tag eines Weisen schätzbarer ist/ als ein hundert-jähriges Alter eines Unwissenden. Wie mögen nun die Druyden ohne Grausamkeit den meisten Menschen die Geheimnüsse ihres Gottesdienstes verbergen? Meinet ihr vielleicht: daß die Blinden wie der Wahrsager Tiresias tieffer/ als die Sehenden in das Geheimbuch des göttlichen Verhängnüsses blicken können? Oder bildet ihr euch mit dem sich selbst zu dem Ende des Gesichts beraubenden Democritus ein: daß die Blinden die weltliche/ die Unwissenden aber die göttliche Weißheit zu begreiffen fähiger seyn? Nein/ nein! GOtt ist das Licht/ ja der Brunn alles Lichtes; woraus die Sterne ihren Schein/ unsere Seelen ihre Erleuchtung schöpfen. Warumb sollen wir denn andern/ die nicht weniger Menschen/ als wir sind/ dis vorenthalten/ was wir selbst als ein göttlich Geschencke aus Gnaden genüssen? GOtt ist ein so groß Licht/ daß die Sonne nur seinen Schatten abgiebt; wie soll ihm denn mit der Finsternüs einer blinden Andacht gedienet seyn? Zumal/ da auch der Allererleuchtesten Andacht nur dem Morgen-Lichte gleichet/ das noch immer mit Düsternheit und der sich zu weichen wehrenden Nacht kämpfet. Daß ich aber schlüsse; so schauet/ ihr Druyden/ nur die Sonne das Sinnebild Gottes an. Diese erleuchtet die finstersten Thäler; sie giebet mit ihren Strahlen denen kohlschwärtzesten Sachen einen Glantz; daß nur nichts finsteres sie durch seinen traurigen Anblick beleidige. Ja es ist kein Fleck in der Erd-Kugel/ auf welchen die Sonne das Jahr über weniger/ als auf den andern scheine; ungeachtet die Länge der Tage und Nächte nach dem Unterschiede der Oerter so wenig übereinstimmet. Unter dem Mittel des gestirnten Thier-Kreißes behält Tag und Nacht immer eine mittelmäßige Länge. Unter denen Eis-kalten Angelsternen aber folgt auf eine halb-jährige Nacht ein halb-jähriger Tag. Wie solte denn GOtt belieben: daß ein Mensch für dem andern in seiner Erkäntnüs ein Vorrecht haben/ und also einer sein rechter Sohn/ der ander sein Stiefkind seyn solte? Lasset/ ihr Druyden/ eure heilige Eichen eure Richtschnur seyn; welcher Heiligthume ihr nichts abbrüchig zu seyn glaubt: daß sie unreine Thiere mit ihrer Frucht speisen. Warumb soll denn eure Weißheit für gemeine aber doch viel edlere Leute zu köstlich seyn? Dencket und glaubet nur: daß niemand in Gottes Augen grösser/ als der in seinen eigenen der kleinste ist. Hertzog Melo hörte dieser Griechē Vertheidigung so viel lieber/ als ihm angenehm war: daß sie sich mit den Eubagen vereinbaret hatte. Massen er denn diese Vereinbarung mit den Eubagen auch zum Grunde seiner Entscheidung brauchte: daß nach dem sie dieser Gottesdienste beypflichteten/ selbter ihnen nicht könte abgestellt/ weniger sie selbst von dem Ihrigen verstossen werdē. Wormit aber niemand von denen Griechē eine ärgerliche Einbildung schöpfen möchte: solten sie an die Stirne ihres Tempels schreiben:

**Es ist nur ein GOtt/ wie eine Sonne/ beyder Wolthaten aber unzehlbar. Der Mensch ist ein Mittelding zwischen GOtt und andern Thieren; diesen gleichet der wollüstige Leib/ jenem die unsterbliche Seele.** Hierauf redete Melo die Druyden an: Er wünschte: daß die Verträgligkeit der Griechen und Eubagen/ auch den Druyden und Barden zum Beyspiele der Nachfolge dienen möchte/ alle ihre Streitigkeiten beyzulegen/ und den einigen Gott mit einerley Andacht zu verehren. Seine Eubagen hätten den Druyden fürlängst Vergleich angeboten; und die Barden würden vermuthlich hierzu ebenfals zu bewegen seyn. Viel weise Leute/ welche in den Grund ihrer Zwistigkeiten gesehen/ hätten geurtheilet: daß die meisten aus einem irrigen Verstande gegentheiliger Meinung herrührten; und der Eyver nach und nach diesem und jenem etwas beygelegt häte/ woran sie nie gedacht; ja welches ein Theil sowol als das andere verdam̃te. Etliche Sätze befestigte auch nichts anders als Geitz und Ehrsucht. Es wäre zu bejammern: daß der Gottesdienst eine Larve dieser zwey höllischen Ungeheuer seyn müste. Sintemal gewisse Dinge von etlichen Priestern ersonnen wären/ welche nur deßhalben für die unfehlbare Warheit geglaubt werden müsten; weil sie die Einfältigen zu Einwidemung ihrer besten Gründe/ und die Erbschafften den Kindern zu entziehen/ und den Geistlichen zuzueignen verleiteten. Gleich als wenn wir einen solchen Gott/ wie die Bilder der ihre Hände zu Annehmung der Geschäncke ausstreckenden Götter wären/ verehrten/ welcher von uns für seine Priester mehr Gaben verlangte/ als er selbst austheilte; Oder/ als wenn es eine Sünde wäre Gott umbsonst zu verehren/ keine aber die Gottheit feil haben und verkauffen. Andere sähen zwar ihre Irrthümer; weil diese aber schon einmal sich in den unversehrlichen Purper der Warheit eingehüllt/ die Priester aber bey dem Volck das Ansehen behaupten wolten: daß sie so wenig in ihrem Urthel als die Sonne in ihrem Lauffe irren könten/ heuchelten sie ihren Fehlern; und meinten: daß wie eine alte kupferne Müntze einer neuen güldnen; also ein alter Irrthum der jüngern Warheit fürzuziehen wäre. Dis wären sonder Zweifel die fürnehmsten Brunnen der Unverträgligkeit zwischen den Eubagen/ Barden und Druyden; welche leider! den Nahmen eines heiligen Eivers führte/ wenn sie sich *in eine unversöhnliche* Hartnäckigkeit und *grausame* Todfeindschafft verwandelte. Wenn man diese verstopfte/ nemlich die wahrhafften Meinungen jeden Theiles von denen/ welche etwan dieser oder jener Druys oder Eubage für sich alleine ohne der andern Beyfall gehabt/ untersuchte/ der Priesterschafft auskommentlichen Unterhalt aussetzte/ und allen ferneren Zuwachs durch scharffe Reichs-Satzungen abstellte/ glaubte er festiglich: daß durch glimpfliche und kluge Schieds-Richter oder Vermittler/ welche aber nicht Geistliche/ sondern Weltliche seyn müsten/ der Druyden/ Barden und Eubagen Streitigkeiten zu unaussprechlichem Nutzen des gemeinen Wesens noch wol würden gehoben werden können. Divitiach antwortete: Sie hätten jederzeit die Einigkeit des Gottesdienstes für den festesten Pfeiler eines Reiches; derselben Trennung aber für das Fallbret aller Herrschafften gehalten. Weßwegen die zwar im Gottesdienste; aber nicht in der Staats-Klugheit irrenden Römer ihnen die Ausrottung des Egyptischen und Jüdischen Gottesdienstes so sehr angelegen seyn liessen. Die Druyden hätten Zeither eben so wol alle ihre Kräfften angespannet die Barden und Eubagen auf den rechten Weg zu bringen und den Druyden einzuverleiben. Wenn sie sich aber mit diesen letztern in gleiche Ungewißheit setzen lassen/ und einen Vergleich treffen solten/ da jedes Theil etwas von seinen Meinungen

fallen

fallen lassen müste/ würden sie der befestigten Warheit gleichsam ein Auge ausstechen; welche doch eben/ wie Gott/ gantz rein verbleiben solte. Zu dessen Erinnerung hiengen die Römer ihren Kindern ein güldenes Hertz an/ die Egyptischen Priester trügen einen Saphier auf der Brust/ beydes als Kennzeichen der so wenig verfehrlichen Wahrheit/ als das Gold durchs Feuer vermindert/ oder des Saphiers Himmel-Farbe befleckt werden könte. Denn der geringste Beysatz eines Irrthums machte den Gottes-Dienst schon zur Unwahrheit; wie ein ein einiger Natter-Stich in die kleine Zehe das gantze Geblüte des Leibes vergiftete. Daher hätte auch der weiseste unter den Griechen Pythagoras seinen Schülern diese Lehre gegeben: Sie solten niemals im Reden sich von der Sonne/ nemlich von der Wahrheit abwenden. Denn diese hätte er nicht nur/ weil sie die Finsternüsse der Irrthümer vertriebe; sondern auch/ weil die Wahrheit nur einerley wäre/ der Sonne verglichen. Diese Einigkeit würden die Druyden zertrennen/ wenn sie eines Nagels breit von dem/ dessen sie allzu gewiß versichert wären/ abwiechen/ und ihren gantzen Gottes-Dienst verunreinigen/ oder ihre Wahrheit bey dem Volcke verdächtig machen/ wenn sie die Eubagen und Barden würdigten mit ihnen über einem Vergleiche zu handeln. Diesemnach wäre es einem gemeinen Wesen nicht so schädlich/ Leute/ oder vielmehr Stöcke/ die keinen Gott glaubten/ als die/ derer Irrthümer mit der Wahrheit vermischt/ mit der Scheinheiligkeit überfirnßet sind/ zu dulden. Denn jene pflegten ihrer offenbaren Thorheit halber keinen Vernünftigen zum Abfall/ diese aber mit ihrer angenehmen Neuigkeit die Tiefsinnigsten/ welche den Zweifel an allen Dingen für höchste Weißheit halten/ zu ihrem Beyfall zu bewegen. Melo fiel ein: Ihm gefiele sehr wohl: daß die Druyden das Gleichnüß zwischen dem Golde und der Wahrheit billichten. Wäre es nun aber nicht wahr: daß das Gold nicht allein vom Betruge mancherley Beysatz lidte/ sondern auch in seinen Adern unrein wüchse/ und beym Schmeltzen viel Schaum und Schlacke von sich würffe? Deßwegen hätte die Natur gewisse Steine wachsen lassen/ durch welche man das reine Gold von dem falschen unterschiede. Dieser Prüfung müßten die Druyden ihre Wahrheit unterwerffen; weil sie in ihrer eigenen Sache so wenig als ein Goldschmied über seine Arbeit Richter seyn könten. Ja die Sonne würde zuweilen von einer Neben-Sonne so beschämet: daß man diese für das wahrhafte Auge der Welt/ jene für einen Betrug der Lufft und der Wolcken ansehe. Hätte nun der Druyden Gottes-Dienst einen so gewissen Grund/ würden sie desselbten Wahrheit für unverdächtigen Richtern zu vertheidigen/ denen Barden und Eubagen aber ihre Irrthümer aus dem Grunde zu zeigen so viel weniger Bedencken haben. Denn seine Meynungen nur als eine unfehlbare Wahrheit heraus streichen/ alle widrige aber schlechter-dinges verwerffen/ wäre eben so viel gesagt; als daß man alleine sehend/ alle andere aber blind wären. Und wenn ieder auff seiner Meynung hartnäckicht beruhete/ würde nimmermehr kein Irrthum aus der Welt verbannet werden. Die Scharffsichtigsten büßten in dieser Einbildung ihr Urtheil ein/ wie die sonst mit den allerschärffsten Augen sehenden Crocodile im Wasser gar nichts erkiesen könten. Uber diß wäre es mit der Wahrheit und Weißheit so beschaffen: daß wenn sie am Anfange gleich in höchster Vollkommenheit wäre/ sie doch mit der Zeit wie die höchsten Farben ohne Empfindligkeit abschüsse. Und wie es im Himmel eben so wohl Flecken und Dünste gäbe; also scheueten sich Irrthum und Aberglaube nicht nach und nach an den reinsten Gottes-Dienst anzukleiben. Die Spinnen überwebten/ und die Vogel befleckten so wohl heilige/ als irrdische Bilder. Daher hätten die Pergamener umb diese zu vertreiben/ und die unschätzbaren Bilder des Apelles sauber zu

erhalten in ihrem Tempel eine Basilisken-Haut aufhencken müssen. Alleine die Wahrheit von Irrthümern unverfälscht zu behalten wäre etwas übermenschliches/ weil das Irren allzu menschlich/ sonderlich im Gottes-Dienste wäre. Denn man saugte die alten Irrthümer gleichsam mit der Mutter-Milch ein; also daß sie von uns schier so lange unabsonderlich/ als wir unser erstes Geblüte in Adern behielten. Die Zeiten hätten hierauf auch ein grösser Gewichte/ als die wichtigsten Grundfesten der Wahrheit. Jedermann liesse denen gemeinen Irrthümern/ wie alle süssen Wasser dem bittern Meere zu. Wenn man aber auch einem reinen Gottes-Dienste beyzupflichten das Vermögen oder das Glücke hätte; wären wir darbey so unglückselig: daß entweder unser übermässiger Eiver selbtem wie die Prillen der Grösse was abergläubisches beysetzten/ oder die geistliche Schwindsucht/ nemlich unsere Unachtsamkeit der Andacht/ und dardurch auch dem Gottes-Dienste das beste entzüge. Nachdem nun unser Gewissen einen ieden seiner Unvollkommenheit/ und die eigene Prüfung seiner Schwäche überzeugte/ also: daß der reinste Gottes-Dienst nur derselbe wäre/ welcher die wenigsten Flecken/ wie der klärste Wein nur etwas Lager/ und der vollkommenste Granat-Apfel/ der wenig faule Kerne hätte; warumb wolten wir uns schämen den uns viel heßlicher verstellenden Unflath der Seele abzuthun/ von dem wir mit so grosser Sorgfalt den Leib saubern? Wir irrten meist nur aus Unwissenheit oder aus Ubereilung/ und am meisten aus anderer Verleitung. Diesemnach verdiente die darauf folgende Erkäntnüß den Nahmen der Klugheit/ und die es verbessernde Reue den Ruhm der Tapferkeit. Wer aber sich vorsetzlich der Wahrheit entäuserte/ und wissentlich seinen Irrthum umbarmte/ handelte nichts klüger/ als wenn eine Mutter ihr wahrhaftes Kind gegen einen Wechselbalg/ weil dieser einmal an ihren Brüsten gesogen/ eintauschen wolte. Einer/ der des Weges fehlte/ wird ohne Zurückkehrung nimmermehr zu rechte kommen. Ein Artzt müste nach Veränderung der Kranckheit seine Artzneyen verwechseln. Wäre also die Veränderung ins bessere keine Leichtsinnigkeit/ sondern durch selbte übte die Beständigkeit vielmehr ihre Kräfften/ wie ein den Wind andeutender Wetterhahn/ durch seine Umbwendung/ und die Magnet-Nadel durch ihre Bewegung gegen dem Angel-Stern ihr Ampt aus. Jedoch wäre freylich diese Verbesserung nicht mit Sturme/ sondern mit kluger Vorsicht/ und gleichsam ohne Empfindung des Pöfels/ welcher aus Hartnäckigkeit keinen Fußbreit hinter sich weichen für höchste Tugend beherzter Leute hielte/ zu bewerckstelligen. Worzu leicht ein Mittel aufzufinden seyn würde/ wenn die Druyden nur die Liebe zu gemeiner Eintracht nicht aus den Augen setzten; und durch Erkäntnüß ihrer selbst glauben lernten: daß sie Menschen wären und irren könten. Sintemal ja Irrthümer unsere erste Lehrmeister sind/ wenn wir mit Fallen gehen lernen. Und bey tugendhafften Gemüthern erwachsen aus anderer Verbrechen heilsame Gesätze und fürtreffliche Beyspiele. Ja unsere Fehler nutzen zuweilen uns mehr/ als unsere Vollkommenheiten. Denn jene unterrichten uns/ und geben uns ein Licht ab in andern Finsternüssen/ wie ein Schatten in dem andern/ oder in Gemählden; diese aber verleiteten uns zum Hochmuth und eiteler Einbildung: ja zu der Thorheit: daß wir unsere schwartzen Laster überkreiden/ die Lügen vertheidigen; alleine endlich von der durchdringenden Wahrheit zu Schanden gemacht werden; weil doch endlich der Rost des vergoldeten Eisens/ und der Greuel des Aberglaubens hervor stäche. Dessen aber verriethe sich durch nichts mehr/ als durch unmenschliche Grausamkeit/ welche einen Ir-

ren=

renden zum Feuer verdamte/ und einem Gottes Verleugner liebkosete; gleich als wenn wohl ein Gran/ aber kein Pfund Giftes schädlich seyn könte. Zwar wüste er wohl der alten Deutschen Meynung: daß Gott seiner empfangenen Beleidigung selbst eigener Richter wäre. Alleine warumb verfolgten denn die Menschen die/ welche Gott aus Unwissenheit nicht anständig verehrten/ mit Feuer und Schwerdt? Diß wären keine Mittel der Lehrer den Irrendē auf den rechtē Weg zu helffen/ sondern Erfindungen der Scharffrichter die Welt wüste und öde zu machen. In Meynungen von Gott machte der Zwang den Aberglauben nicht besser/ die Gemüther aber wohl hartnäckichter. Daher müste Klugheit/ Glimpf und Zeit das beste thun/ und bescheidentlicher Unterricht/ nicht aber eine gewaltsame Ausdringung alter/ iedoch verdächtiger Meynungen ein Wegweiser der Wahrheit seyn/ welche wie das Feuer durch linde Schläge nicht zur Zermalmung aus den Hertzen und Kiesel-Steinen hervor gebracht würde. Mit diesen Worten wendete sich Hertzog Melo nicht ohne Andeutung einigen Verdrusses von den Druyden weg/ kehrte mit den Griechen in ihren Tempel/ und ließ den Druyden entbieten: Weil die Griechen mit keinem Scheine des Rechtens ihres Eigenthums entsetzt werden/ die Druyden aber mit den Eubagen ihrem eigenen Vorgeben nach keine Verträgligkeit unterhalten könten; hielte er es auch nicht für rathsam die Druyden den Griechen zu Nachbarn auffzudringen.

Hierauf wendete Hertzog Melo sich wieder zu einen Krieges-Sorgen; und weil er in Aschenburg allerhand gute Verfassung machte/ ließ er Novesium berennen/ wie auch durch ein Theil seines Heeres beyde Römische Schlösser zwischen Novesium und dem Altare der Ubier Durnomach und Burung belägern. Das erstere eroberte der Graf von Bentheim mit Sturm/ das andere Steinfurt durch Vergleich. Für Novesium aber fand Melo mehr zu thun/ als er ihm eingebildet hatte. Sintemal diese Festung mit zweyfachen Mauern rings herumb mit dem Erp-Strome und einem Arm des Rheines mit zwey tausend Römern und vier tausend Galliern versehen war. Dieser aber mit den Sturm-Böcken desto besser beyzukommen/ fieng Melo an die Erpe oberhalb Novesium/ wie für Zeiten Semiramis und Alexander den Euphrates von Babylon abzustechen/ und sie in einem neuen Graben in Rhein zu leiten. Der Befehlhaber der Stadt Stertinius sahe: daß ihm hiermit ans Hertz gegrieffen würde/ that auf die zu dieser Arbeit gezwungenen Ubier einen starcken Anfall; aber der zu ihrer Beschirmung mit sechs hundert Reitern in Bereitschafft stehende Graf von Bröck empfing die Ausfallenden so unfreundlich: daß vierhundert/ theils Römer/ theils Gallier todt blieben/ und zwey hundert gefangen wurden; welche dem Hertzog Melo einstimmig berichteten: daß in der Festung die Lebens-Mittel gebrächen. Folgende Nacht ward im Lager Lermen; weil von Jülich und Coriovalla sich drey tausend Römer und Gallier zusammen gezogen hatten/ und sich in die Festung durchzuschlagen bemüheten. Die Sicambrer waren zwar wache/ und begegneten ihnen behertzt; nachdem aber Hertzog Melo erkundigt hatte: daß sie auf den Pferden kein Mehl oder Getreide bey sich führten/ befahl er den Seinigen dem Feinde Lufft zu machen/ und sie in Novesium einzulassen. Durch diese Uberfüllung brachte er zuwege: daß sich in wenig Tagen darinnen Mangel und kurtz darauf Hunger ereignete. Stertinius berichtete seine Noth zwar durch etliche Ubier nach Gelduba und das Ubische Altar; alleine weil unten Aschenburg/ oben Durnomach eingenommen/ war es keine Mögligkeit einige Lebens-Mittel durchzubringen. Stertinius selbst theilte das

Brodt

Brodt nach dem Gewichte aus/ und vertröstete die Belagerten eines Entsatzes. Aber endlich hatte der Magen kein Gehöre; und die leeren Mäuler/ besonders der zärtlichen Gallier fülleten sich mit ungedultigen Worten: Es wäre nicht Tapferkeit/ sondern Wahnwitz wider die Natur Krieg zu führen; also solte man dem Fürsten Melo die Stadt auf ehrliche Bedingungen übergeben. Wie schwer diß den hertzhaften Stertinius ankam/ zwang ihn doch die Noth und sein eigen Volck in einen sauren Apfel zu beissen/ und beym Feinde einen freyen Abzug zu verlangen. Alleine Melo/ welcher alle Nacht von überlauffenden Galliern der Belagerten Nothstand erfuhr/ lachte darzu/ und sagte den Gesandten: Es wäre von keiner andern Bedingung zu hören/ denn daß Römer und Gallier sich der Deutschen Treue/ und des Uberwinders Willkühr unterwürffen. Die Gesandten baten umb die Auslegung dieses Vortrags; welchen Melo antwortete: Diese hätte ihr eigener Manius denen Etoliern schon gemacht/ als er sie sich der Römer Treue und Glauben zu unterwerffen gezwungen. Hiermit ließ er Ketten und Beile für ihre Füsse werffen/ und sagte: In seinem Gefallen stünde es: ob er eines oder das andere gegen die Ergebenen brauchen wolte. Dieses aber sagte er ihnen vorher: daß er alle Deutschen/ und darunter auch die Ubier und Menapier/ welche wider ihr Vaterland den Degen gezückt/ als Verräther und Uberläuffer an Bäume aufhenckt/ die aber/ welche aus Zagheit von dem deutschen Heere entronnen/ und sich in die Stadt versteckt/ nach Deutschlands Straff-Gesetzen erstecken lassen/ also jenes Lasters Unglückseligkeit der gantzen Welt zeigen/ dieser Unwürdigkeit aber für Sonne und Menschen verbergen wolte. Die Römischen Gesandten kehrten mit Bestürtzung zurück/ und setzten gantz Novesium in Verzweifelung. Insonderheit verungeberdeten sich die Ubier / Menapier/ Eburoner und Gallier mit Winseln/ Haar ausrauffen/ und so weibischen Wehklagen/ gleich als wenn sie mit Fleiß von Sinnen zu kommen sich müheten. Denn weil diese Gallier fast alle Belgen waren/ diese aber von den Deutschen entsprossen/ und die fetten Aecker Galliens bezogen hatten/ besorgten sie sich durchgehends einer so grimmigen Hinrichtung. Der schlaue Stertinius stärckte sie in dieser Einbildung/ umb dieselben durch Verzweifelung zu hertzhaftem Gefechte zu bewegen/ welche von Geburts-Art nicht dazu geneigt waren. Denn die Verzweifelung zeucht in feigen Hertzen wie der Zucker und andere süsse Speisen im Magen alle Säure an sich; also daß der Verlust aller Hoffnung zu entrinnen eine Hoffnung zu siegen gebieret; und es solche Kleinmüthigen offt wackeren Leuten zuvor thun. Wie nun aller Vorrath aufgezehret war/ ließ Stertinius durch einen angestellten Uberläuffer dem Melo beybringen: daß die Belägerten noch unter der Erde einen ziemlichen Vorrath an verstecktem Mehl und Getreyde gefunden hätten. Des Abends aber/ nachdem die letzten Brosamen vollends aufgezehret waren/ befahl er/ alles was fechten konte/ zu erscheinen. Diesen trug er mit einer solchen Freudigkeit/ als wenn er zu einem Siegs-Gepränge ziehen solte/ für: Sie wüsten das grausame Anmuthen des hochmüthigen Melo/ er aber: daß redliche Leute lieber ehrlich stürben/ als schimpflich lebten. Der Hochmuth eines Feindes wäre ein gewisser Vorbothe des Untergangs; in euserster Noth aber Verzweifelung die schärffste Tugend/ und ein Wetzstein entweder zu siegen/ oder doch mit seiner Leiche den unversöhnlichen Feind zu erdrücken. Diesemnach hätten mehrmals die klügsten Helden ihrem im Sacke gehabten Feinde zu entrinnen Lufft gemacht; der kluge Camillus denen über die Tiber zurück zu kehren verlangenden Deutschen freywillig Schiffe und Lebens-Mittel herbey geschafft/ der Käyser Julius denen umringten aber hertzhafft fechtenden Deu-

Deutschen/ wie Agesilaus den Thebanern seine Kriegs-Hauffen/ König Antigonus in Macedonien denen belägerten und ausfallenden Etoliern den Wall zu ihrer Flucht eröffnet/ Themistocles dem geschlagenen Xerxes nicht allein die über die Meer-Enge geschlagene Brücke zu zerreissen verbothen/ sondern ihn auch noch ins geheim der Flucht halber warnigen lassen. Ja die Deutschen selbst hätten zum Sprich-Worte: Verzweifelten Feinden solte man eine güldene Brücke bauen. Hierwider aber verstiesse Melo zweifels-frey aus gütiger Schickung der Götter ihm zu Schaden/ ihnen aber zur Wohlfarth und Ruhme. Dennn das Verhängnüß hätte die Eigenschafft durch solche Umbwege die Hoffärtigen in/ die in ihren Schrancken stehenden aber aus dem Verterben zu führen. Als der Macedonische Philipp denen belägerten Bürgern in Abydus und ihren Rhodischen Hülffs-Völckern nicht mit allem/ was sie tragen konten/ den freyen Abzug hätte enträumen/ sondern sich schlechterdings zu ergeben haben wollen/ wäre diß Begehren für eine so unerträgliche Grausamkeit aufgenommen worden: daß sie sich nach verrichtetem Gottes-Dienste bey noch brennenden Opfern durch einen ihnen von beyden Geschlechtes Priestern vorgesungenem abscheulichen Eyde zusammen verschworen hätten/ sich mit denen zu dem Ende freygelassenen Knechten biß auff den letzten Bluts-Tropfen zu wehren. Wenn sich aber die Macedonier der innersten Mauer bemächtigen würden/ solten funfzig der ältesten Bürger das im Tempel der Diana versamlete Frauenzimmer und Kinder/ die auff dem Marckte in einen Holtz-Stoß zusammen getragene Kostbarkeiten verbrennen/ alles Gold und Silber in einem Rhodischen Schiffe im Meere versencken. Solte er nun seinen Römern und Galliern nicht zutrauen: daß sie so kecke Entschlüssungen als die Phrygischen Weichlinge in ihrem Busen trügen? Ein Gelächter des Feindes seyn wäre bitterer/ als kein Tod; ein behertzter Vorsatz und scharffer Degen aber ein Werckzeug alle Gordische Knoten des härtesten Nothstandes aufzulösen. Durch diß Mittel hätten sich die verzweifelten Phocenser wider die Thessalier/ die Acarnaner wider die Etolier erhalten/ als schon alles Hoffen der Erhaltung verschwunden gewest. Sie aber hätten noch Hoffnung und Kräfften übrig/ wo sie sich ihr langsam und zweifelhaftes Berathen nicht durch den Hunger entkräfften liessen. Ihrer wären bey nahe acht tausend/ also noch einmal so viel als der Griechen/ welche bey der Thermophylischen Berg-Enge den mit seinem unzehlbaren Heere das Meer und Griechenland bedeckenden Xerxes geschlagen hätten. Die übermässige Vielheit des Kriegsvolckes wäre so wohl dem Darius eine Ursache des Verlustes/ als die Wenigkeit Alexandern ein Vortheil zu Gewinnung der ersten Schlacht in dem Cilicischen Gebürge gewest. Mit einem Worte: Ein behertzter Krieg-mann zehlte nicht die Feinde/ sondern dächte nur/ ie mehr ihrer wären/ ie herrlicher würde sein Sieg seyn. Diesen würden sie wider den Melo/ wie die in dem Tarentinischen Schlosse belägerten Römer unter dem tapfern Velius wider den hochmüthigen Asdrubal unfehlbar erlangen/ wo sie ihm so getrost folgen/ als er sie umb Mitternacht unverzagt auf die schläfrigen und sicheren Feinde anführen würde. Hierauff ließ er dem Kriegsvolcke so wohl zu ihrer/ als ihrer Pferde Stärckung den noch übrigen Wein austheilen; und nach dessen Verzehrung an 2. Pforten durch das Geschrey der unnützẽ Stallbuben Lermen machen; zu der gegẽ Jülich gelegenẽ Pforte aber fiel Plancus mit einer/ und Stertinius mit der andern Helffte der Belägerten zu dem gegen Gelduba tragenden Thore aus. Die Römer hatten an beyden Orten wider die sonst übliche Gewohnheit den Vor- die Ubier und Menapier den Nachzug; die Gallier aber blieben in der Mitten. Plancus

warff die erste Wache in einem Augenblicke über Hauffen; in der andern aber fand er den ersten ernsten Widerstand. Denn der daselbst die Wache haltende Ritter Schwartzstein brachte bey dem allerersten Getümmel seine zwey hundert Sicambrer ins Gewehre. Diese aber würden bald den Kürtzern gezogen haben/ wenn nicht ein Graben und die Schlag-Bäume den Feind aufgehalten hätten; wiewohl Planeus/ der diese Hindernüsse voran gesehen hatte/ durch die untermischten Fuß-Knechte bald den Graben füllen/ sich der Brücke bemächtigen/ und die Schlag-Bäume mit Wald-Aexten zerhauen ließ. Hierüber lidt diese andere Wache Noth; weil der an so vielen Orten gemachte Lermen die Belägerer irre machte/ und niemand wuste/ wo er der Gefahr am ersten zulauffen solte; niemand auch ihm einen Ausfall der gantzen Besatzung einbildete/ biß eine Stunde hernach in Novesium an etlichen Orten Feuer aufgieng. 200. Mann fanden sich ja nach und nach aus den Lauffgräben zu erwehnter Wache; aber was solte diese Handvoll Volckes gegen die 4000. die Planeus führte/ ausrichten? Dahero denn/ als der Ritter Schwartzstein todt blieb/ sie sich über einen Quer-Graben auff die Seite zu ziehen genöthiget wurden. Planeus meynte: er würde nun mit freygelassenem Ziegel das deutsche Läger durchbrechen können; alleine Graf Stirum/ der für diesem Thore oberster Befehlhaber war/ both ihm mit zwey hundert Tencterischen Reitern/ und sieben hundert Sicambrern zu Fusse herrhafft die Stirne. Als nun Planeus/ weil in Deutschland die Sommer-Nächte doch stets einen wenigen Schimmer des Tages behalten/ sich diesen Hauffen nach und nach verstärcken sah/ und er eine starcke Reiterey gegen ihm andraben hörte/ ließ er die Gallier als geringe Schlacht-Schafe gegen dem Stirum herfür rücken. Die Ubier und Menapier stellte er gegen die ankommende Jubonische Reiterey/ welche der Graf von Sein anführte; er aber lenckte mit seinē Römern auff die rechte Seiten/ gegen die Erpe aus; die Ubier/ Menapier und Gallier wurden bey Zeite umbringet; und/ nachdem das in der Stadt gleich aufgehende Feuer denen Deutschen zum besten leuchtete/ auffs hefftigste bedrängt. Die Gallier suchten zwar durch Wegwerffung ihrer Waffen Gnade; weil aber die Ubier und Menapier durch ihr hartnäckicht Gefechte und Anzündung der Stadt die Tencterer/ Sicambrer und Jubonen auffs ärgste verbitterten/ wurden sie biß auff wenig Gefangene/ die als Todte zwischen die Leichen fielen/ und erst folgenden Morgen für lebendig zu seyn erschienen/ gleichsam in die Pfanne gehauen. Dem zu entkommen vermeynenden Planeus begegnete der Graf von Mörs mit sechs hundert Pferden/ und der Ritter Gladebeck mit tausenden zu Fusse. Nach einem verzweifelten Widerstande einer Virtel-Stunde verlohr Planeus alle Hoffnung daselbst durchzubrechen/ weil sein Hauffen verwirrt/ fast alle Römer verwundet waren/ und noch eine frische deutsche Hülffe gegen ihn anstach. Daher wendete er sein Pferd/ und sprengte ungeachtet des daselbst hohen Ufers in den Erpe-Strom/ welchem etwan funfzig der am besten berittenen Römer folgten. Alleine sie kamen vom Strudel in Wirbel. Denn ein fünftes Theil von ihnen ertranck/ Planeus aber mit den übrigen rennte dem daselbst mit drey hundert Bructerern in Bereitschafft stehenden Ritter Galen in die Hände; welchem er theils auff Zuredung seiner Gefärthen/ theils weil sein Kampf mehr wilder Thiere Raserey/ als vernünftiger Gegenwehr ähnlich geschienen hatte/ sich nur als einen Gefangenen ergeben muste. Derogestalt hatte auff dieser Seite kein einiger der Belägerten das Glücke ein Bote dieses unglücklichen Ausfalls zu seyn; wiewohl

Plan-

Planeus hernach gegen etliche edle Deutschen/ die zu Veteran gefangen sassen/ausgewechselt ward. Auf der andern Seite zeigte sich das Kriegs-Glücke dem Stertinius zwar etwas geneigter/ gegen die Seinigen aber behielt es ebenfalls seine gemeine Eigenschafft einer Stief-Mutter. Denn er überfiel die eusserste deutsche Wache zwar so glücklich / als Planeus; und ein des deutschen Lagers kundiger Ubier führte ihn durch den trockenen Graben der abgestochenen Erde so glücklich auf der Seite weg: daß er die andere Haupt-Wache vorbey gieng/ und vermittelst etlicher mit sich genommener leichten Brücken ohne grosse Mühe über die Graben und den Wall fast unvermerckt ins Lager drang. Hier hätte er sonder allen Zweifel den Meister gespielet und durchgebrochen; weil die Deutschen nirgends weniger/ als an diesem festen Orte sich eines Feindes versehen hatten/ sondern von hier vielmehr denen andern Lermens-Plätzen auf gegebene Zeichen zueilten. Ja Melo selbst/ welcher nahe hierbey mit dreyen Edelleuten die Rundte verrichtete/ wäre bey einem Haare dem Stertinius in die Hände gefallen. Alleine zu allem Glücke/ oder vielmehr absonderer Schickung des Verhängnüsses hatte der Graf von Bentheim noch für Mitternacht sein ihm vertrautes Theil des Lägers umbgangen/ und von ferne/ seiner Einbildung nach/ Feuer-Zeichen gesehen; wiewohl er mit sich selbst nicht eins war: ob er es nicht für Irr-Lichter oder fallende Lufft-Sternen halten solte. Nachdem aber im Kriege auch Eitelkeiten und Dünste nicht ausser Augen zu setzen sind / machte dieser vorsichtige Kriegs-Hauptmann alsofort Anstalt: daß auff allen Fall über die nöthigen Wachen fünf hundert Tencterische Reiter und tausend Sicambrer zu Fusse in Bereitschafft stehen musten. Das sich kurtz darauff regende Geräusche vergrösserte seinen Argwohn und Fürsorge; also/ daß er schon zu Pferde saß/ als an dem gegen dem Rheine gehenden Wasser-Thore sich mit Trompeten und Paucken ein grosses Getümmel erhob. Ob es sich nun auch mit vielem Geschrey vergrösserte/ wuste er doch als ein erfahrner Kriegs-Hauptmann allzu gut: daß wie die seichtesten über die Steine schüssenden Berg-Bäche am sehrsten rauschten / die tieffsten Ströme aber gantz stille Wirbel drebeten; also in Ausfällen grosses Getümmel eine Anzeigung eines blinden Lermens / und wo es am stillesten / die Gefahr am grösten wäre. Daher blieb er kaum drey hundert Schritte von dem Orte/ wo Stertinius einbrach/ stille stehen; alleine in diesem Irrthume: daß die Belägerten sich nicht durch das Läger heraus / sondern neu-ankommende Hülffs-Völcker / welche ihre Ankunfft durch vorhergesehenes Feuer der Stadt zu wissen gemacht hätten / sich hinein zu schlagen vor hätten. Weßwegen er umb den euserlichen Anfall abzuschlagen stehen blieb / und sich einer grössern Noth vorbehielt; sonderlich weil die deutschen Vorwachen gegen dem Rhein-Thore noch feste standen. Das an mehrern Orten beginnende Geschrey machte ihm allerhand Nachdencken / hinderte ihn auch zugleich: daß er des Feindes nicht ehe gewahr ward / als biß einer von denen den Hertzog Melo begleitenden Edelleuten durch ein gewisses Feuer-Zeichen und hefftiges Lermen-Geschrey die nahe Anwesenheit des Feindes andeutete. Stertinius eilte hierauff selbst diesem nahen Feuer zu; also: daß Melo kaum Lufft hatte sich auff das beygeführte Pferd zu setzen / und darmit über einen Graben zu sprengen. Die drey Sicambrer wurden zu Bodem gerennt und ertreten; Stertinius hatte auch über den

Graben gefolgt/ wenn nicht der Ubische Verräther ihn gewarnigt: daß gegen selbiger Seite des Melo Haupt-Lager und die stärckste Verfassung wäre; der hierüber auch herfür rückende Graf Bentheim nunmehro auf die Gallier seitwerts gestossen wäre. Diesem muste Stertinius den Kopf bieten/ weil des Ubiers Andeutung nach/ nirgends anders wo möglich durchzubrechen wäre. Der hierüber erwachsende Streit war überaus grausam; weil es dem Bentheim umb Erhaltung seines grossen Krieges-Ruhms/ dem Stertinius umb eben dis/ und umb sein eusserstes Heyl zu thun war. Weil aber die Ubier und Menapier gantz verzweifelt auf einer/ die Römer auf der andern Seiten die Sicambrer angriessen/ und der Graf Bentheim sein Krieges-Volck gegen drey Seiten zur Gegenwehr stellen muste; fieng er an/ ungeachtet seiner mehr als männlichen Tapferkeit/ Noth zu leiden. Es kam ihm aber Hertzog Melo/ der in der Eyl seine hundert zur Leibwache erkiesete Ritter/ und fünf-hundert andere Reiter zusamen gerafft hatte/ zu Hülffe. Wiewol allererst/ als Stertinius schon mit seinen Römern durchgebrochen war/ und mit der Wache auf der über den neuen Erpe-Strom gelegten Brücke anband. Allhier gieng es aufs neue heiß her. Denn der Ritter Waßenar vertheidigte selbte mit vier hundert Friesen/ als mit so viel Löwen. Inzwischen badeten die Gallier/ Ubier und Menapier unter den Schwerdtern des Hertzogs Melo und Bentheims in ihrem eigenen Blute; welches aber den nunmehr nur zu entrinnen bemüheten Stertinius wenig anfochte. Dieses gelang ihm auch; weil das nunmehr aus der Stadt leuchtende Feuer ihm einen breiten Furch durch die Erpe/ dem Melo aber der Römer Flucht zeigte. So bald dieser nun Befehl ertheilt hatte: daß das Sicambrische Fuß-Volck der allem Ansehn nach verla[ss]nen und brennenden Stadt zueilen solte/ setzte er mit sieben-hundert Reitern dem Stertinius spornstreichs nach/ welchen die sonst so geschwinden Flügel der Flucht dem begierigen Melo nicht entführen konten/ ungeachtet die tunckele Nacht sie noch mit ihrem Schatten zu verbergen dachte. Er brachte den Stertinius an einer starcken gegen den Rhein lauffenden Bach zu stande; weil die schmale Brücke eine geschwinde Uberkunfft hinderte. Ob nun zwar Stertinius aus Noth sich allhier mit den Römern gegen den Melo setzte/ thäten sie doch schlechte Gegenwehr/ weil sie nicht weniger Flucht im Hertzen/ als Wunden auf dem Rücken trugen; also jeder mehr über die Brücke zu entrinnen/ als dem Feinde Abbruch zu thun bedacht war. Bey diesem Nothstande wendete sich unvermuthet das Blat; und sahe sich Melo gleichsam in einem Augenblicke anfangs von etlichen Hauffen Galliern angesprengt/ hernach auch von den Römern umbringet. Denn Norbanus hatte zu Veterau aus Gallien vier-tausend Römer/ und noch so viel Gallier zusammen gezogen; mit welchen er gleich auf dem Wege war sich vermittelst der Nacht durchs Läger zu schlagen/ und einen ansehnlichen Vorrath in Novesium zu bringen. Diese kamen nun dem Stertinius gleich zu rechter Zeit/ und hätten sie durch Bestrickung des Sicambrischen Hertzogs bey nahe mehr gewonnen/ als ihre Langsamkeit an der verlassenen Stadt Novesium verlohren hatte. Wie sehr nun gleich Melo im Gedrangen war; so freudig gebehrdete er sich doch/ und machte mit kräftigem Zusprechen: daß wenig Flüchtige insgemein viel neu-ankommende Hülffs-Völcker/ wie ein gerade fortschüssender Strom alle seitwerts in ihn fallende Bäche mit Gewalt fortrissen/ mehr aber durch seine streitbare Faust den Seinen ein Hertze. So lange er mit den Galliern zu thun hatte/ war das Gefechte nur Kurtzweil; als die Römische Reiterey darzu kam/ ward es Ernst; als aber vollends die halbe Legion Fuß-Volck gegen ihn andrang/ kam die

die Noth an Mann; und fielen von seiner Leibwache der Ritter Wachtendonck/ Knesebeck/ Burg/ Friesen/ Beuningen/ Steinbach/ und von denen andern nebst dem Ritter Brefurth wol funfzig Edelleute. Melo kriegte selbst eine Wunde in lincken Arm; daraus er aber einen Schertz machte/ und sagte: dis Aderlassen würde sein aufwallendes Hertze der bißherigen Bedrängnüs befreyen. Massen er denn auch mit dem ersten darauf folgenden Streiche des Norbanus Sohne/ der ihm mit Gewalt auf den Hals drang/ den Kopf zerspaltete. Welche Rache zwar die Feinde verbitterte/ aber zugleich derogestalt schreckte: daß sich keiner seinem Degen zu nähern getraute. Hierüber begunte es zu tagen; aber umb die Sicambrer ward es von dem Gedränge der Feinde immer finsterer. Das Licht und das Geräusche der Waffen diente nunmehr dem Grafen von Bentheim zum Wegweiser/ welcher nach abgekühlter erstern Hitze der Gallier/ Ubier und Menapier/ ihre Abfertigung dem Grafen von Steinfurt überließ/ und mit tausend Tencterern zu Pferde seinem Fürsten zu folgen seiner Schuldigkeit hielt. Diese Ankunfft veränderte alsbald das Gesichte des Streites. Deñ/ ob zwar der Feind/ welcher gleich auch sein übriges Fuß-Volck über etliche in der Eyl gemachte Brücken disseits des Wassers gebracht hatte/ mehr als achtmal stärcker war; kriegten sie doch mit diesen hurtigen Deutschen alle Hände voll zu thun/ weil sie durch ihre unglaubliche Geschwindigkeit in diesem flachen Felde bald vor/ bald hinterwerts/ bald auf der Seiten einfielen. Weil nun Stertinius ihm leicht die Rechnung machen konte: daß das gantze deutsche Läger ihnen bald auf den Hals kommen würde/ rieth er dem Norbanus das Fuß-Volck nur beyzeite wieder zurück über das Wasser zu ziehen; und den nechsten Weg nach Gelduba zu erkiesen. Dieses ward auch grossen Theils bewerckstelligt/ ehe der Graf Stirum mit zwey-tausend Pferden darzu kam; welchem/ nach nunmehr völlig gedämpften Belägerten und eroberter Stadt/ mehr Reiterey und Fuß-Volck bey verlautetem Gefechte mit den Römern folgte. Gleichwol hatte Stertinius alle Hände voll zu thun/ und alle seine Krieges-Künste herfür zu suchen: daß er nur an diesem doch so vortheilhaften Orte die Deutschen mit der Reiterey so lange aufhielt/ bis das Römische und Gallische Fuß-Volck/ wiewol mit Hinterlassung zwey-hundert Wagen/ tausend mit allerhand Verrathe beladener Esel sich in den nechsten Wald zurücke zohe. Worauf er denn mit der Reiterey spornstreichs folgte; von welcher die Deutschen gleichwol über sechs-hundert abschnitten/ und entweder über die Klinge springen liessen/ oder gefangen namen. Norbanus und Stertinius dachten nunmehr nur an ihre Entkommung; dahero verhieben sie den Deutschen alle Eingänge und Wege; worzu ihnen denn nicht wenig dienlich war: daß ein grosses Theil der Deutschen das Geräthe des Römischen Heeres plünderte/ und dem Feinde nicht/ ehe er sich verhauen hatte/ auf den Hals gieng. Also entran Stertinius und Norban/ wiewol mit Verluste der Stadt Novesium und wol zehntausend Römer/ Ubier und Gallier. Melo aber kehrte mit zweyfachem Siege zurück in das bey nahe halb abgebrennte/ nunmehr aber durch treue Sorgfalt der Sicambrischen Kriegs-Obersten von dem Fuß-Volcke geleschte Novesium; dessen Befestigung so gut befunden ward: daß wenn der Hunger nicht seine Pforten eröffnet/ die Eroberung viel Kessel Menschen-Blutes gekostet haben würde. Alleine dieser Sieg schläffte den wachsamen Melo nicht ein/ sondern er brauchte ihn zu einem Werckzeuge vieler andern. Er zertheilte sein Heer/ und schickte den Grafen von Bentheim für Tolpia/ den Stirum für Tiberiach/ den Ritter Willich für Belgica; welche Oerter denn mit allem Lande zwischen dem Rheine und der Rohr bis an das Ubische Altar ohne sonderbaren Verlust über-

giengen. Denn die siegenden Deutschen fochten mit zweyfachen Hertzen/die erschrockenen Römer aber nur mit laßen Händen / und die gezwungenen Gallier noch darzu mit Unwillen. Welch glücklicher Lauff der Waffen denn den Fürsten Melo bewegte zu Belägerung des Ubischen Altares als der Römischen Haupt-Festung/ Anstalt zu machen.

Mitler-Zeit hatte Germanicus mit seinen zweyen Legionen ohne einige Hindernis die Festung Antonach erreicht; welche er/ ob schon Käyser Julius bey Bauung seiner Brücke über den Rhein daselbst eine feste Schantze gelegt/ Drusus aber hernach den Ort ansehlich verstärckt hatte/ wegen besorgenden Angriefs der über den Rhein täglich streiffenden Juhonen besser zu befestigen befohlen. Als er aber nur einen Tag ausgeruhet/ eilte er über den Fluß Abrinca/und gieng bey Coblentz über die Mosel. Daselbst erfuhr er: daß Hertzog Arpus nach erobertem Bingen mit seinen Catten für das Altar des Bacchus gerückt war. Ob er nun zwar anfangs willens war geraden Weges über Ambiatin/ Bontobrige und Vesavia seinen Zug zu nehmen umb des Bacchus Altar zu entsetzen; So kriegte er doch vom Tiberius aus Meyntz Befehl: daß weil diese wolbesetzte Festung so bald nicht Noth haben würde/ er umb keinen gefährlichen Streich zu wagen an der Mosel gegen Neumagen herauf rücken/ und sein Heer mit ihm zu vereinbaren trachten solte. Germanicus folgte diesem/ und lenckte den dritten Tag von der Mosel ab nach Taberna; wo er weder Augen noch Mund an dem herrlichen und Wasser-reichen Brunne sättigen konte. Von dar gieng er bey Dumnus über die Nave/ richtete seinen Zug gerade gegen Bingen/ und sprengte aus: daß er Bingen belägern/ hiermit auch zugleich den Feldher n Hermann vom Arpus abschneiden wolte. Dis Geschrey verursachte: daß der Feldherr den Hertzog Marcomir mit zehn-tausend Cheruskern und Dulgibinen; Arpus aber den Fürsten Catumer mit acht-tausend Catten an die Nave zu Versicherung dieses Stromes und der Festung aus seinem Lager abschickte. Germanicus wendete sich unvermuthet/ und gieng/ wo die Glan in die Nave fällt/ wieder über den Fluß. Tiberius war selbige Nacht in aller Stille von Meyntz am Rheine hinauf in das Vangionische Gebiete bis zur Stadt Bontonich gerückt/ von dar er dem sich ihm nähernden Germanicus entgegen zoh. Der den Tiberius genau beobachtende Feldherr Hermann brach zwar/ so bald er dis erfuhr/ aus seinem Lager bey Ingelsheim auf/ umb die Vereinbarung beyder Römischen Heere zu verhindern; Weil sie ihm aber umb eine Stunde zuvor kommen waren/ zohe er sich zurücke gegen Bingen/ und beyde Hertzoge Marcomir und Catumern mit ihren Völckern an sich. Tiberius und Germanicus schlugen ihr Läger gleichfals an der Nave/ und giengen bald auf eine/ bald auf die andere Seite; bald stellten sie sich auch/ als weñ sie zu Meyntz wieder über den Rhein setzen wolten. Nach dem aber der vorsichtige Feldherr nicht zu verführen war: daß sie zwischen Bingen und dem Altare des Bacchus am Rheine festen Fuß gesetzt/ und die Catten von den Cheruskern abgeschnitten hätten. Tiberius auch von etlichen Gefangenen erfuhr: daß des Bacchus Altar gantz untergraben/ und nunmehr in euserster Gefahr wäre/ entschloß er sich das Cattische Läger anzugreiffen; weil er ohne Verlust seines bisherigen Krieges-Ruhmes diese Festung gleichsam in seinem Angesichte nicht könte lassen verlohren gehen. Diese Entschlüssung war nichts/ was die Grösse seiner Macht überstieg. Denn ob zwar die Catten vier und zwantzig-/ die Cherusker mit ihren Hülffs-Völckern fünf und dreißig tausend Mann starck waren; so brachten doch Tiberius und Germanicus sechs Legionen zusammen; und ihre zwar ziemlich verschmoltzene Hülffs-Völcker beliessen sich noch über dreißig-tausend.

Der Feldherr Herrmann/ so bald er erfuhr/ daß das Römische Heer über die Nave gegangen war/ hatte sich zwischen Bingen und dem Altare des Bacchus gesetzt; also daß er in ein paar Stunden dorthin und hieher seine Macht bringen konte. Wie er nun des Tiberius Vorhaben jedesmal so klüglich ausspürte: daß wo Tiberius hindachte/ Herrmann gleich/ als wenn er ihm ins Geheimbuch seiner Gedancken gesehen hätte/ schon da stand; also fand Tiberius auch dismal eine viertel Meile von dem belägerten Altare des Bacchus an einem vortheilhafften Orte den Feldherrn mit seinem Heere für sich. Ob ihm nun wol der Weg derogestalt verhauen war/ so richtete er doch durch seine Näherung so viel aus: daß die Belägerten/ welche schon mit dem Hertzoge Arpus über der Ergebung zu handeln anfiengen/ sich nun mehr hartnäckichter bezeigten/ und folgende Nacht/ als Tiberius an einem/ Germanicus am andern Orte gegen der Stadt durchzubrechen trachtete/ aus zweyen Thoren einen starcken Ausfall thäten. Wie nun aber der Feldherr aller Orten wachsam war/ und beyder Römischen Feldherren Einbrüche klüglich verhinderte; also hatte der Catten Hertzog/ welcher aus abgebrochener Handlung ihm einen Ausfall festiglich eingebildet/ auf der Seite beyder Thore drey-tausend auserlesene und Römisch-gekleidete Catten unter dem Grafen von Solm und Dietz meist in Gräben und gemachte Hölen versteckt; auch selbte befehlicht hatte/ bey dem Ausfalle sich nicht zu rühren/ bis sie ihren Vortheil ersähen sich eines Thores zu bemächtigen. Er schickte bey hellem Tage auch achttausend Catten dem Feldherrn zu Hülffe/ umb denen Belägerten zum Ausfalle desto mehr Anlaß zu geben. Als das Geräusche von den euserlichen Anfällen denen Belägerten zu Ohren kam/ fiel Trebatius zu einen/ Lucius Acilius zu dem andern Thore heraus. Die Cattischen Vorwachen verliessen auf des Hertzog Arpus Befehl ihren Stand; die andere und dritte Wache setzte sich zwar zur Gegenwehr/ aber mehr zum Scheine als ernsthafft. Uberdis rieffen die Catten einander zu: Jedermann solte fliehen/ wohin er wüste/ weil Germanicus durch das Cheruskische Heer und über den Wall des Cattischen Lagers durchgebrochen/ also muthmaßlich alles verlohren wäre. Welch Geschrey der hierzu bestellte Graf von Beilstein durch angestelltes Getümel meisterlich zu bestärcken wuste. Hierdurch wurden die Römer zu einer unvorsichtigen Entfernung von den Thoren der Festung verleitet. Denn das an einem gleichsam in die Armen rennende Glücke blendet nicht alleine der Klugheit linckes Auge/ über welches das Mißtrauen die Aufsicht hat; sondern es ist auch ein gefährlicher Stein des Anstossens/ über welchem nicht nur viel hertzhaffte Kriegs-Obersten gestolpert/ sondern auch grosse Helden den Hals gebrochen haben. Also begegnete es hier so wol dem Trebatius/ als Acilius. Denn der erste verfiel in die Hände des Grafen von Hanau/ welcher ihm mit sechs-tausend Catten auf beyden Seiten wie ein Blitz über den Hals fiel. Dem Acilius both der Graf von Wißbaden mit drey-tausend Catten die Stirne; und der Graf von Weil grief ihn zugleich mit zwey tausenden auf der Seite an. Beyde merckten zwar alsbald ihre Vergehung/ und mühten sich durch einen Krebsgang wieder zu rechte zu koñen. Alleine die Catten hiengen wie die Kletten an den Römern; daß sie keinen Fuß ohne Kostbarkeit ihres Blutes fortsetzen konten. Ja der Graf von Hanau schnitt dem Trebatius gar den Rückweg ab: daß er ungeachtet seiner eusersten Bemühung sein Thor nicht wieder erlangen konte. Ob er nun zwar selbst getödtet ward/ und alle seine Krieges-Leute entweder ins Gras oder in die Ketten beissen musten; so war er doch darinnen glückseelig: daß das Thor/ wordurch er ausgefallen/ beyzeite gesperrt/ und von der zurück gelassenẽ

Besa-

Besatzung wider den anfallenden Grafen von Dietz männlich vertheidiget und glücklich verhalten ward. Acilius hatte hingegen zwar mehr Lufft und Gelegenheit zu weichen; alleine der Graf von Solm vermischte seine funfzehnhundert verkleidete Catten so geschickt und zu rechter Zeit unter die weichenden Römer: daß er mit ihnen in die Stadt drang; die Wache niederhieb/ die Fall-Gatter/ Schlag-Bäume und Aufzüge der Brücken zernichtete/und alleine wider die ihm auf den Hals dringende gantze Besatzung diese Pforte so lange behauptete/ bis ihn der Graf von Weil und Wißbaden entsetzte; endlich der Graf von Catten-Ellenbogen mit tausend Cattischen Reitern hinein drang/ und alles/ was ihm begegnete/ zu Bodem rennete. Der Oberste der Römer/ Coponius/ thät zwar alles/ was ihm anfangs Much und Klugheit/ und zuletzt die Verzweifelung an die Hand gab; nemlich: Er zündete die Stadt bey dem eroberten Thore an. Alleine die Deutschen hatten schon auch das andere Thor aufgehauen/und der Graf Dietz sich desselben Meister gemacht; daher der Graf von Gleichen auch mit fünfhundert Pferden hinein drang. Hiermit gieng es nur an ein Erwürgen der Römer/welche nach Entseelung des Coponius und anderer fürnehmsten Befehlhaber die Waffen wegwarffen/ und sich in die Keller und Winckel verkrochen; bis sie der Morgen doch in die Hände der Uberwinder lieferte. Der Römer blieben über dreytausend todt/ und funfzehn-hundert wurden gefangen; das Feuer auch zeitlich gelescht: daß nicht über zwölf Häuser verbrennten. Hertzog Arpus machte nicht alleine dem Feldherrn die Eroberung alsbald zu wissen/ sondern kam auch mit etlich tausend Catten ihm zu Hülffe/ welche aber die im Vortheil stehenden Cherusker nicht von nöthen hatten/ sondern den Römern allenthalben genungsam gewachsen waren. Das Geschrey von Eroberung der Festung breitete sich alsbald durch das deutsche Heer aus: daß es auch dem Tiberius zu Ohren kam/ und von dem aufgehenden Feuer bestätigt ward. Daher Tiberius nur abblasen ließ/ und sich in sein Lager zurück zoh. Folgenden Tag/ als der Feldherr Herrmann und Arpus die eroberte Festung besahen/ kriegten sie die Nachricht: daß der junge Sicambrische Hertzog Francke mit zehntausend auserlesenen Reitern nur eine Meile von dar stünde/ und/ wo er dem Feinde Abbruch thun könte/vom Feldherrn Nachricht verlangte. Beyde Hertzoge waren leicht eines diese ansehnliche Hülffe an sich zu ziehen. Daher sie auch alsofort Anstalt machten diese Reiterey über den Rhein zu setzen; welche aber grösten theils aus Begierde zu fechten über den Rhein schwemmeten. Sintemal die Tencterer den für keinen Reiter halten/ der nicht seine Geschickligkeit so wol selbst schwimmende/ als zu Pferde über diesen Fluß zu setzen bewiesen hat. Als inzwischen der sonst so verschlossene Tiberius seinen Unwillen über diesem grossen Verluste nicht bergen/ noch auch in drey Tagen weder mit sich/ noch dem Germanicus sich vergleichen konte/ was er mit seinem so mächtigen Heere fürnehmen solte. Den vierdten Tag aber gerieth er in keine geringe Bestürtzung; als noch für aufgehender Sonne der Feldherr und Arpus in der nechsten Fläche ihr Heer gegen dem Römischen Lager in Schlacht-Ordnung stellten/ und den Tiberius durch einen Herold zur Schlacht ausfordern liessen. Des Germanicus Meinung war: Sechs Römische Legionen könten gegen der gantzen Welt Kräfften ohne euserste Schande zu schlagen sich nicht enteusern. Aber Tiberius/ welcher die deutsche Reiterey für unüberwindlich hielt/ war auf keine Weise zu bewegen einen solchen Hauptstreich zu wagen; von dessen widrigem Ausschlage der Verlust gantz Galliens hieng; der Gewin aber mehr nicht/ als die Wieder-Eroberung etlicher verlohrnen Festungen eintragen könte. Uberdis wäre bey denen/ welche allererst einen glücklichen Streich gethan/

zwar

zwar die Klugheit in Ab- / die Tapferkeit aber im Aufnehmen; die Unglücklichen aber / wie hertzhafft sie gleich wären / kämpften nur mit mißträulichem Gemüthe und langsamen Armen. Also musten nur die Deutschen unverrichteter Sachen abziehen; wiewol ihre Heerführer hier nicht so viel / als durch eine halbe Schlacht gewonnen zu haben meinten. Denn Volck und Geld sind zwar die Spann-Adern / der erlangte gute Ruff aber die Seele des Krieges; und eine Faust derer / welche den Ruhm des Sieges vor sich haben / ist dreyen andern überlegen. Dieses Ansehn der Deutschen Waffen ward dardurch so viel mehr vergrössert: daß Germanicus noch selbige Nacht mit einem Theile des Römischen Heeres aufbrach / und das alte Läger an der Nave besetzte / Tiberius aber durch seine Nachfolge gleichsam bestätigte: daß er den Deutschen nicht gewachsen wäre. Diesen hingegen hatte die grosse Beute / und fürnemlich die in der Festung gefundenen köstlichen Waffen ein grosses Hertze gemacht. Denn ob zwar die Deutschen gleichsam zu den Waffen gebohren sind / und so gar auch nicht ungewafnet zu Tische sitzen / so treiben sie doch aus einer eingebildeten Heiligkeit weder ihre Eisen- noch Gold- und Silber-Bergwercke. Nach dem nun die Römer bey Lebens-Straffe verbothen / denen Deutschen weder Stahl noch Eisen zuzuführen; hatten sie Mangel an scharffen Degen. Ihre Spitze waren meist hölzern und nur mit wenigem Eisen zugespitzt; Ihre Helme und Schilde waren aus rohem Leder der Ochsen / Bären und Wölffe / wie der Mohren aus Elephanten-Haut. Die Heerführer alleine hatten eiserne Pantzer-Hemde / Schilde und Helme / welche zuweilen mit Agsteine zierlich überlegt waren; die Römer also so viel in Waffen für den Deutschen / als diese an Kräfften für den Römern Vortheil. Unter andern funden sie einen silbernen Schild / auf welchem Drusus und sein Sieges-Zeichen an der Elbe gepregt war / für welchem selbiger Fluß kniende seinen Wasser-Krug ausschüttete. Diesen hätten die deutschen Krieges-Knechte aus Eyver zerschmettert / wenn nicht der Graf Mannsfeld darzu kommen wäre / und ihnen eingehalten hätte: daß diese ruhmsüchtige Eitelkeit / wenn der Feldherr diesen Schild in den Tanfanischen Tempel aufhencken würde / den Römern schimpflicher seyn müste / als der kostbare Schild des Asdrubals / den ihm Quintus Martius abgerissen / und im Capitolinischen Heiligthume noch ein Gedächtnis seiner großsprecherischen Schwäche fürbildete. Mit diesem wurden noch eine ziemliche Anzahl der kostbarsten Schilde ausgelesen / und vom Feldherrn in Tanfanischen Tempel geschicket. Denn es waren derer so viel / und zwar auf so seltzame Art ausgeetzet: daß Ulysses allhier seinen mit dem Meerschweine / Lycurgus seinen mit dem Dreyzancks Stabe / Lysander mit dem Drachen / Alcibiades mit dem dem Blitz umbarmenden Cupido / jener Spartaner seinen mit der Fliege / Achilles seinen mit den Ackers-Leuten und Schnittern nicht gemisset hätte. Nebst diesem ward in der Festung eine unglaubliche Menge Weines befunden / weil die Römer an diesem Orte eine rechte Wein-Niederlage gemacht hatten / und selbten von dar nach Rom führten. Ja Käyser August selbst / welcher Zeither den in Campanien an dem steinichten Sinnesanischen Ufer wachsenden Setinischen Wein für seinen Mund erkieset hatte / tranck nunmehr keinen andern / als Rheinwein. Dieses edlen Geträncks genaaßen die Deutschen und sonderlich die Catten so viel begieriger / weil bey ihnen so wol / als für Zeiten bey den Nerviern ein halsbrüchiges Verbrechen war Wein ins Land / bey denen Carthaginensern ins Lager zu bringen; und daher viel Catten allhier zum ersten mal dieses edle Geträncke kosteten; alle Neuigkeit aber so angenehm ist: daß sie dem Wasser den Geschmack des Weines / dem Weine aber eines himmlischen Geträncks zueignet. Die Un-

wissenheit: daß die Süßigkeit des Weines mit
Hörnern und Klauen vermählet wäre; Weßt-
wegen auch die Griechen den Bacchus in der
Gestalt eines wilden Ochsen und Panterthie-
res abgebildet/brachte die meist Milch und Was-
ser trinckenden Cherusker und Catten dahin:
daß ihre alte Schwierigkeit zum jähren/ ihre
Zwytracht aber zum Hand-Gemenge kam;
wordurch drey Cherusker und zwey Catten todt
blieben/ und beyderseits noch wol zwantzig ver-
wundet wurden. Der ernsthafte Hertzog Ar-
pus/ welchem dieses Unvernehmen am ersten
zu Ohren kam/ meinte seiner Schuldigkeit zu
seyn/ umb grösserm Ubel beyzeiten vorzukom-
men/ desselbten Wurtzel auszurotten. Diesem-
nach ertheilte er Befehl allen noch in der Festung
befindlichen Wein auszuschütten/ und die an
dem Rheine gelegenen Weinberge zu vertilgen.
Dieser Befehl ward nicht allein in den gemei-
nen Häusern vollzogen/ sondern die Catten ka-
men auch zu dem Ende in das Heiligthum des
Bacchus/ unter welchem in gewölbten Kellern
die edelsten Weine für den Käyserlichen Hof
verwahret waren. Weil aber so wol die Prie-
ster/ als die vom Hertzog Arpus nach der Er-
oberung dahin bestellte Wache solches zu öfnen
weigerten; stürmeten es die Catten; und wäre
der Handel zu einer Blutstürtzung ausgeschla-
gen/ wenn nicht der Feldherr Herrmann und
Hertzog Arpus gleich auf dem Wege gewest wä-
ren des Bacchus Altar zu beschauen/ und dis
Mißverständnüs unterbrochen hätten. Bey
der Pforte des Vorhofes begegnete ihnen der
Hohepriester in seinem prächtigsten Aufzuge/
und bewillkommte sie mit grosser Ehrerbietung.
Er war ein so schön gebildeter Jüngling/ als je-
mals Bacchus mag abgemahlet worden seyn.
Er hatte auf dem Haupte einen Krantz von
Epheu-Eichen-Tannen- und Eiben-Laube;
auf der Stirne zwey Ochsen-Hörner/ in der
Hand einen mit Reben-Blättern und Epheu
umbwundenen Spieß. Diesen legte er beiden
mit höchster Ehrerbietung empfangenen Her-
tzogen zu Füssen/ und bat: Sie möchten doch
ihren Grimm und Rache an diesem abgöttischen
Heiligthume ausüben/ hingegen gütige Schutz-
Götter über das heilsamste Geschencke Gottes
seyn/ ohne welches ihm kein angenehmes Opfer
geliefert werden könte. Herrmann und Ar-
sahen einander verwundernde an; weil sie nicht
begreiffen konten/ warumb dieser Priester selbst
dis Heiligthum für abgöttisch schalt/ und dessel-
ben Zerstörung verlangte. Ehe sie aber noch
fragten/ nam er seinen Krantz selbst vom Haupte/
und zerrieß ihn in kleine Stücke/ seine Luchs-
und Tieger-Haut warf er zu Boden/ und die
Lantze trat er mit Füssen entzwey; welches doch
alles dem Bacchus gewiedmete Dinge waren.
Hierauf fieng er an: Wundert euch nicht/ gros-
se Erlöser des Vaterlandes/ über meinem Vor-
haben. Jch bin eben so wol/ als ihr/ ein Deut-
scher/ und zwar des Vangionischen Hertzog Eh-
renfrieds Sohn; welcher der Römischen Dienst-
barkeit feinder/ als kein ander Deutscher ist;
weil ich auch meine Seele zu einer Magd ihrer
Abgötterey habe müssen mißbrauchen lassen.
Es war leider! mit den Deutschen am Rhein-
Strome so weit kommen/ daß ihre Fürsten sich
umb Römische Dienste als grosse Würden be-
werben/ und umb nur an unsern Feinden gütige
Halsherren zu haben/ sich zu Priestern/ nicht nur
ihrer ertichteten Götter/ sondern auch eines
sterblichen Menschens müssen gebrauchen lassen.
Die Römer selbst verehren zwar ihre Gebieter
nur göttlich/ wenn sie todt sind/ und nicht mehr
sterben können. Die überwundenen Völcker
aber müssen denen Römischen Land-Vögten
Tempel und Altäre bauen/ und die Welt den
noch lebenden August anbeten/ nach welchem
verlebten Greise doch der Tod mit beyden Armen
greifft. Nicht nur die Gallier/ sondern sechzig
Völcker/ müssen ihm in dem Lugdunischen Tem-
pel opfern/ und seinen ihm daselbst aufgerichteten
sechzig Bildern Weyrauch anzünden/ und selbige
mit

mit Balsam einsalben. Die Hispanier beten ihn im Tarragonischen/ die Asiaten in dem Pergamischen/ die Bithynier im Nicomedischen Tempel an. Ja die Indianer in der Limvricischen Landschafft am Ganges sind auch so alber: daß sie dem Käyser daselbst einen Tempel gebauet haben. Dieses Altar ist zwar dem Nahmen nach ein Heiligthum des Bacchus/ in Warheit aber wird August allhier angebetet; als dessen warhaftes Bild hier durch den Bacchus für Augen gestellet wird. Maßen sie selbst solche Aehnligkeit deutlich wahrnehmen würden. Alle diese Abgötterey hat August selbst gebilligt/ und zum theil von den Ländern verlangt; da er doch zu Rom ihm nicht einmal ein silbernes Bild aufzusetzen verstatten wollen/ sondern die gegossenen zerschmeltzet hat. Gleich als wenn die Römer gegen andere Völcker Götter/ oder diese gegen den Römern nicht Menschen wären. Diesemnach erfreue ich mich: daß ich durch die Hülffe zweyer Helden/ welche GOtt Deutschlande zu rechten Schutz-Göttern zugeschickt/ meiner Knechtschafft erledigt werde/ und mit diesem mich verunehrendem Krantze die Bande der schändlichsten Heucheley zerreissen kan. Der Feldherr und Arpus schöpften nicht geringe Vergnügung über der Erklärung dieses hurtigen Fürsten; welcher auf fernere Befragung erzehlte: als Drusus zum ersten mal mit den Catten und Sicambrern angebunden hätte/ wäre sein Vater von der gantzen Römischen Macht überschwemmet/ und ihn/ ungeachtet er noch nicht drey Jahr alt gewest/ mit nach Rom zur Geissel zu geben gezwungen worden. Daselbst hätte er das vermeinte Glück gehabt: daß er der Käyserin Livia Gewogenheit erworben/ und/ nach dem er mehrmals so hertzlich nach seinem Vaterlande geseufzet/ noch nicht für voll vor zweyen Jahren mit der Würde dieses Priesterthums begabt worden; welches ihm aber/ so bald er nur die deutsche Lufft gerochen/ und von ihrer Freyheit gehöret/ der ärgste Greuel geschienen; ungeachtet er von der zartesten Kindheit an zu der niedrigsten Knechtschaft wäre gewöhnet worden. Hertzog Arpus fieng an: Den Deutschen ist die Freyheit so angebohren: daß sie zu keiner Dienstbarkeit gewöhnet/ wie etliche Thiere ihr Lebtage durch keine Liebkosung gekirret werden könten. Unter diesem Gespräche giengen sie zusam̃en durch einen das auf einem Hügel liegende Heiligthum ringsher umbschlissenden Wein-Garten. Sie kamen gleich zum Tempel/ als der Sonnen-Schatten den Punct des Mittags anzeigte. Daher fieng der Priester an: Es ist merckwürdig: daß diese zwey Schutz-Götter Deutschlands gleich die Schwelle dieses Heiligthums zu der Zeit beschreiten/ da sonst kein Mensch in selbtes gehen darf/ weil die Götter am Mittage sich in die Tempel herab lassen sollen. Weßwegen auch ihre Thüren ins gemein mit den Zeichen des Mittags und Sudwindes bemercket sind. Dieser Tempel war rund/ aber wie der Elische des Silenus allenthalben offen. Denn er bestand in zwey und dreißig in ein rechtes Viereck zusam̃en gesetzten Seulen; wie der auf dem Eylande Aegina vom Aeous dem Jupiter gebaute in funfzigen; also daß auf jeder Seite zweymal sechs einander gegen über zu stehen kamen/ und die inwendigen zwölf Pfeiler einen viereckichten Platz abgaben. Die Seulen waren alle mit vergüldetem Weinlaube umbwunden/ zwischen welchen Schnecken/ Heydächsen/ und andere gekerbte Thiere gebildet waren. In dessen Mittel-Puncte des Bacchus Bild sechs Ellẽ hoch aus Alabaster auf einem schwartzmarmelnen Fusse unter freyem Himmel stand. Vielleicht weil die untergehende Soñe auch unter dem Nahmen des Bacchus verehret wird. Sintemal die Tempel sonst insgemein nicht anders/ als die Gräber ohne Fenster gebauet sind; gleich als weñ in derselben Düsternheit die Götter unser geweiheten Kertzen und Ampeln bedörften; oder weil die Finsternis in den Augen das Licht der Andacht in den menschlichen Hertzen anzu-

anzuzünden vermöchte. Weil Bacchus nun eben sowol als Venus zugleich Mañ und Weib gewesen seyn soll/ oder die Alten gar an ihrer Götter Geschlechte zweifelten/ stellte diß Bild auf der einen Seite einen Mañ/ auf der andern ein Weib für/ und iedem Antlitze stand ein Altar gegẽ über. Arpus fieng an: Ich weiß nicht anders/ als daß dem Bacchus eine nie veraltende Jugend zugeschrieben wird: beyde Antlitzer aber bilden schon verlebte Leute ab. Der Priester antwortete: Diesen Tempel hat auch Drusus allererst für achtzehn Jahren gebauet; da Käyser August schon über sechs und funfzig Jahr alt/ und Livia nicht viel jünger gewesen ist. Hertzog Herrmann/ nachdem er beyde Gesichter auffs genaueste betrachtet hatte/ fieng an: Ich muß gestehen: diese Bilder sind dem Käyser und Livien so ähnlich/ als wenn sie ihnen aus dem Gesichte wären geschnitten worden. Jedoch muß ich auch gestehen: daß ich selbst zu Rom schon gesehen/ wie nicht nur Käyser Julius daselbst in Gestalt des Jupiters mit dem Blitze/ August des Apollo mit der Leyer/ sondern auch Sylla und Pompejus wie Mars; und in Griechenland Marcus Antonius wie Bacchus gebildet stehen. Uber diß hat mich mein Bruder Flavius berichtet: daß über den vorigen nahe beym Heiligthume des Friedens der Stadt Rom und dem August zugleich gebauten Tempel der Rath auf dem Marckte/ und Livia bey der Burg dem August allein einen dergleichen Tempel eingeweihet habe; wie der zu Athen/ zu Pola in Histrien/ zu Milasa in Carien/ zu Lugdun in Gallien/ zu Tarracon in Hispanien ist; also Rom nunmehr für frembden bezwungenen Völckern in der Dienstbarkeit keinen Vorzug habe. Der Priester erinnerte hierbey: Sie möchten doch die an iedem Ende einen Kopf habende Schlange/ welche auf der Juno Anstifftung den Bacchus ans Bein gebissen haben solte/ und die Bacchus allhier mit einem Reben-Stocke zu Bodem schlug/ genau betrachten. Hertzog Herrmann fand am ersten in dem Bauch dieser steinernen Schlange den Nahmen Deutschlands; der Priester wieß an dem einen Kopfe des Lollius und Manlius/ am andern des Carbo/ Caßius und Aurelius Niederlage mit sehr dünnen Buchstaben aufgezeichnet. Der Feldherr ward über diesen anzüglichen Sinnebildern so ungedultig: daß er bey dem nechsten Altare eine ertztene Opfer-Schauffel ergrieff/ und damit den Schenckel dieses alabasternen Bacchus mit sambt der Schlange in Stücke schlug. Hertzog Arpus schöpfte über diesem Eifer grosse Vergnügung/ und sagte: Seiner Meynung nach steckte in diesem Bilde mehr Geheimnüß/ als es eusserlich anzuschauen wäre. Denn es wäre nachdencklich: daß Deutschland in Gestalt dieser zweykopfichten Libyschen Schlange vorgestellt würde/ welche man mit nichts anders/ als einem Holtze vom Wein-Stocke solte tödten können. Dieses wäre seinem Bedüncken nach so viel gesagt: daß Deutschland durch das wollüstige Geträncke des Weines nur zu bändigen wäre. Diesemnach er denn schon bey sich beschlossen hätte: daß/ weil ohne diß bey den Catten die Einfuhre des Weines hochstraffbar verbothen wäre/ er alle Wein-Stöcke am Rhein Strome austilgen lassen wolte. Hertzog Herrmann versetzte: Ihm würde nimmermehr in Sinn kommen etwas zu vertheidigen/ was der Deutschen Freyheit könte abbrüchig seyn. Diß aber könte er dem edlen Gewächse des Weines nicht ohne Beleidigung der Natur zurechnen/ welches die Weisen so hoch hielten: daß sie es für das gröste Geschencke Gottes/ für die heilsamste Stärckung des Menschen; ja für eine Süßigkeit/ wordurch das menschliche Gemüthe erfreuet/ Gott versöhnet würde/ rühmeten. Weil der Geruch des Weinstocks kein giftiges Thier vertragen könte/ der Wein dem Zieger-Kraut sein Gifft benähme; und die gefährlichsten Wunden heilete; die Bitterkeit der Galle linderte;

derte; den menschlichen Leib durch die ihm von der Wurtzel eingeflößte und von der Sonne mitgetheilte Hitze erwärmte; die vom Wachen ermüdeten Glieder durch den Schlaf stärckte; das ohnmächtige Alter kräfftig verjüngte; also vertriebe sein Genüß auch das Gift der Traurigkeit/ entbürdete das Hertze der Sorgen/ welches gegen ihm keine schwächere Zuneigung als der Magnet zum Eisen hätte. Er verknüpfte die Gemüther zusammen; er brächte die Wahrheit aus den Brunnen der verschlossensten Hertzen ans Licht; er schärffte das tieffsinnige Nachdencken/ machte die Geister der Tichter lebhafft und rege/ weil sich nichts anders so geschwinde/ als der Wein in Blut verwandelte; verdiente also eine Göttliche Feuchtigkeit/ ein himlischer Thau/ der Alten Milch/ der Schwachen Oel genennet zu werden. Aus diesen Ursachen hätten die Cherusker schon von geraumer Zeit denen Galliern/ Friesen und Britanniern erlaubet in ihrem Gebiete gegen andere Waaren Wein zu vertauschen; ja weil der Wein die Tugend haben solte/ Furchtsame behertzt/ und Einfältige klug zu machen/ pflegten die Cherusker und andere Nord-Völcker bey seinem Geträncke Rath zu halten/ für denen Schlachten das Kriegs-Volck damit anzufrischen/ ihre Vergleiche/ Versöhnungen und Ehe-Stifftungen zu machen/ ja ihre Hertzogs-Wahlen/ Kriegs- und Friedens-Schlüsse zu vollziehen/ wenn der Wein ihre Hertzen aufgeschlossen hätte/ da sie so viel besser ohne Heucheley rathschlagen und ohne Irrthum schlüssen könten. Der Priester/ welcher mit seinem Epheu-Krantze nicht die Liebe des Weines weggeworffen hatte/ fiel dem Feldherrn bey/ und wieß an dem Fusse des Bacchus-Bildes zu dessen Bestätigung allerhand Lob-Sprüche desselbten; welche ihm den Titul eines Hertzen-Kündigers/ eines Eröffners der Heimligkeiten/ eines treuen Rathgebers/ eines Sorgentödters/ eines Erhalters/ und andere in Griechischer Sprache zueignete. Daher er auch an vielen Orten des Bacchus und der Pallas Tempel mit einander vereinbart gesehen hätte; und würde vom Nestor und Cato erzehlet: daß sie für ihren Rathschlägen ihre Geister durch Wein erwärmet/ Hecuba aber dem Hector für seinem Gefechte Wein zu trincken eingeschenckt hätte. Die Thracier/ Egyptier und Nasamonen stiffteten eben so wohl als die Deutschen ohne Wein kein Bündnüß. Bey den Griechen brächte der Schwäher seinem Eydame für dem Altare einen Becher mit Wein zu. Ja fast bey allen Opfern würden die Schlacht-Thiere vorher eben so wohl mit Weine dem Merckmal der Liebe/ als mit dem Saltze unversehrlicher Aufrichtigkeit besprenget/ hernach auch ins Opfer-Feuer gegossen/ und wenn hiervon die Flamme lichter würde/ es für eine Wahrsagung vielen Gutes angenommen. Hertzog Arpus aber versetzte: Er könte leicht glauben: daß die gütige Natur den Wein eben so wohl/ als das zur Artzney brauchbare Gifft zu einem guten Ende wachsen liesse. Weil aber beyder schädlicher Mißbrauch gemeiner/ als der angezielte Nutzen wäre/ hielte er es für rathsam so wenig den Wein in Deutschland zu pflantzen/ als ein vorsichtiger Gärtner Napel auf seinen Bethen zeugete. Sein Geträncke thäte so wohl dem Gemüthe/ als dem Leibe Abbruch. Daher kein vernünftiger Artzt den Kindern biß zum achtzehendẽ Jahre den Wein wegẽ in sich habender Hitze nur zu kosten erlaubte; als wordurch die hinfallende Sucht/ hitzige Feber/ Gicht/ Schwindsucht/ Stein/ und übriges Wachẽ verursacht/ auch alles Gifft vergrössert/ die Jugend entkräfftet/ die Gestalt verterbt/ die Sinnen geschwächt/ das Geblüte entzündet/ die Adern verstopft würden; und daher die Persen ihren Kindern nach der Mutter-Milch keinen andern Tropfen/ als schlechtes Wasser gäben. Bey den Massiliern und Milesiern untersagten scharffe Gesetze allen Weibern den Wein. Zu Rom würden

die Schlüssel darzu keinem Weibe vertraut/ sondern für ihnen versiegelt; ja wenn eines des Weintrinckens überwiesen würde/ wäre es ein halsbrüchiges Laster. Welches nicht so wohl für eine Straffe dieses Geschlechtes/ weil ein Weib von Croton dem Hercules einen Trunck versaget/ als für eine weise Vorsicht zu halten wäre: daß/ nachdem der Bacchus ein Waffenträger der Wollust/ und die Milch der Geilheit wäre/ durch seine Hitze nicht der Schnee der Keuschheit versehret würde. Ja der Wein und das weibliche Geschlechte vertrügen mit einander auch so schwer eine Gemeinschafft: daß die unter dem Zeichen der gestirnten Jungfrau gepflantzten Reben nicht geriethen. Weil der Wein auch die Fruchtbarkeit störte/ hätten zu Carthago keine junge Eheleute; und weil er den Verstand verdüsterte/ keine Obrigkeiten Wein trincken dörffen. Zu Athen aber hätte ihr Fürst durch Trunckenheit alsbald den Hals verwürgt; bey denen Epizephyriern aber/ vermöge eines vom Zaleucus gegebenen Gesetzes/ iedweder Bürger/ der ohne des Artztes Befehl Wein getruncken hatte. Sintemal diese Leute wohl wusten: daß der Wein Drachen-Galle/ ein Gifft iedweden Alters wäre/ welcher die Menschen in Pferde/ Tiger/ Affen/ Hunde und Schweine verwandelte. Daher die Natur denselben sonder Zweifel den Deutschen zum besten nicht hätte von sich selbst wachsen lassen/ uñ durch diese Kargheit ihnen die gröste Wohlthat erwiesen. Weil sie nun dessen so lange Zeit hätten entpehren können/ wäre wegen allzeit gefährlicher Veränderung es wohl am rathsamsten Deutschland im alten Stande zu lassen. Der Feldherr versetzte: Die Natur/ als eine kluge Mutter/ hätte die Menschen nicht zum verterbenden Müssiggange/ und daß sie nur die Hände in die Schoß legen/ und mit offenen Mäulern die Weintrauben aus der Lufft fangen solten/ in den Garten der Welt gesetzt. Denn/ wenn sie nicht arbeiten/ und ihre Gaben mit Schweisse verbessern solten/ worzu wären ihnen die Hände nütze? Nichts dörffe mühsamerer Pflegung/ als der Wein-Stock/ auch in den reichesten Wein-Ländern. Das Getreide/ welches die Catten doch nunmehro fleissig säeten/ wüchse eben so wenig von sich selbst/ als der Wein. Der Oel-Baum wäre zu des Tarquinius Priscus Zeit noch in Italien unbekant; des Weines aber bey des Numa Herrschafft so wenig gewest: daß er verbothen die Holtz-Stösse oder Todten damit zu besprengen; und Mezentius/ der Hetrurier König/ hätte umb wenigen Wein den Rutilern wider die Lateiner beygestanden. Käyser August hätte allererst für wenig Jahren die Pomerantzen in Italien zu pflantzen angefangen. Also könte durch Fleiß in Deutschland mit der Zeit gemein werden/ was ietzt die seltzamste Köstligkeit wäre. Alle Sachen zwar/ derer Mißbrauch mehr schadete/ denn der Nutz frommete/ wären billich auszutilgen; wenn nur durch solche Vertilgung auch die Wurtzel des erwachsenden Ubels gedämpfet würde. Alleine wäre der Mangel des Weines zeither den Catten und der durstigsten Mitternacht ein genungsames Mittel der Nüchternheit gewest. Pflegten die Scythen/ Thracier und Babylonier nicht gewisse Kräuter ins Feuer zu werffen/ und durch den in Hals gezogenen Rauch sich truncken zu machen? Würden nicht die Araber von ihrer Aloe/ die Indianer von ihren Palmen-Nüssen/ die Asiaten von Mah-Saffte andere Völcker von der Feuchtigkeit gewisser Wurtzeln/ und vom Rauche unterschiedener Pflantzen voll? Hätten die Deutschen nicht aus Getreyde/ Honig und Hopfen etliche Träncke zu kochen erfunden; welche an Stärcke dem Weine überlegen/ der Gesundheit aber viel abbrüchiger wären? Ja die doch vom Weine reichlich versorgten Länder müheten sich durch Fäulung oder Abkochung des Wassers mit vielerley Gesäme/ Kräutern und Früchten neue Wollüste und mehr

Werck-

Werckzeuge der Trunckenheit zu erfinden. Da nun iedes Volck einen gewissen Hang zu etwas hätte/ was sich weder mit Feuer und Eisen von selbigem absondern liesse; die Deutschen aber wie die Scythen und Persen die Liebe des Trunckes zu ihrer Eigenschafft bekommen hätten; also ihre trockene Rathschläge ins gemein übel geriethen; warumb wolten sie ihren Landesleuten nicht gönnen ihren Durst an etwas edlerm und gesünderm zu leschen? nachdem die gantze Welt schon die erste Speise der Eicheln verworffen hätte/ und Deutschland sich nicht mehr mit Milch und wilder Thiere Fleisch vergnügte. Er wolte der Trunckenheit nicht das Wort reden; wormit andere Völcker/ welche mit Geilheit/ Untreu und andern Lastern beschwärtzt wären/ die Deutschen ihnen gleich zu mahlen meynten. Er wäre auch mit demselben Römischen Zunfftmeister einer Meynung/ welcher es zu Rom für einen Abbruch der Freyheit hielt/ wenn einer sich durch Schwelgerey nicht selbst in Grund richten dörffte. Nichts desto weniger wäre die Güte des Weines so groß: daß er sich nicht schämte selbten zu vertheidigen und zu bekennen: daß die Cherusker eben so ungern/ als die Scythen den Wein mit Wasser mischten; und dieses Geschöpfe der Natur dem Menschen-Gemächte des Bieres billich vorzügen. Die fühl- und Vernunfft-losen Dinge empfinden selbst: daß der Wein ein rechtes Oel des Lebens wäre. Die darmit angefeuchteten Wurtzeln gäben ihren Pflantzen gleichsam eine neue Seele. Die schön halb-gestorbenen Maßholder-Bäume würden von der Krafft des Weines wieder lebhafft. Der Wein erhielte das darein geweichte Gesäme der Kräuter: daß es nicht schadebaft würde. Die Römer netzten ihre geschornen Schafe mit Weine: daß sie weichere Wolle trügen. Wenn man der wüttenden Ochsen Rücken damit besprengte/ würden sie gezüge; die müden Pferde von diesem Geträncke stärcker; die zum fallen geneigten Maul-Thiere giengen davon gewisser; die Panther aber würden gar zahm; die darnach lechzenden Schlangen kirre; also daß die einem Menschen in Hals gekrochenē durch nichts leichter als vermittelst des Weines heraus gelocket werden könten. Der dem Menschen von diesem him̃lischen Safte zuwachsende Froñen aber wäre unzehlbar. Die Deutschen härteten zwar ihre Kinder durch Eintauchungen in kaltes Wasser/ aber offt mit ihrem Verlust/ ab. Hingegen stärckte nichts mehr und sicherer neugebohrne Kinder/ und trocknete ihre übermässige Feuchtigkeit/ als wenn man sie mit Wein abwüsche. Er nährete am geschwindesten; würde am leichtesten zu Blute; stärckte die Spann-Adern; heilete die Wunden; wärmete den Magen; begeisterte das Geblüte; erquickte das Hertz; brächte mit seinem durchdringenden Geruche die Ohnmächtigen und Halb-todten wieder zurechte; verursachte den Schlaf; ja eine davon entstandene Trunckenheit hielffe unterschiedenen Kranckheiten ab. Weßwegen auch die mässigsten Römer zuweilen für dem Abend-Essen und nach dem Bade sich damit zu überfüllen pflegten. Ja das Gemüthe und die Seele kriegte von diesem Wunder-Geschöpfe der Natur Kräfften und Regung: wenn es die Sorgen erleichterte/ die Traurigkeit vertriebe/ das Leid in das Richt der Vergessenheit vergrübe; die Widersinnigen freundlich/ wie das Wasser die Wolffs-Erbsen süsse machte/ und die Tapferkeit anzündete. Diesemnach sich so wenig zu verwundern wäre: daß die Deutschen und alle behertzte Völcker so gerne Wein trincken; als daß die Stadt Athen auf Anleitung ihrer Wahrsager-Geister dem Artzte Bacchus einen Tempel bauten; und ein gewisses Volck in Africa den Wein gar als einen Gott anbetet. Hertzog Arpus begegnete dem Feldherrn: Der Wein wäre ein am Holtze der Reben verfaultes Wasser; und daher seinem Bedüncken nach den Pflantzen und dem Vieh gesünder/ als

den Menschen. Denn jene wüsten wohl/ nicht aber diese Maaß zu halten. Und wäre dem Weine fast allein zuzuschreiben: daß der Mensch unter allen Thieren das einige wäre/ welches trincke/ wenn ihn gleich nicht dürstete. Daß die Parthen und Alcibiades aus dem Vermögen viel zu trincken Ehre gesuchet; Tiberius auf solche Säuffer gewisse Preiße aufgesetzt; Marcus Antonius von seiner Trunckenheit Bücher geschrieben/ und der junge Cicero an seines Vaters Mörder sich wohl gerochen zu seyn geglaubt hätte/ wenn er ihn im Sauffen überwunden; gleich als wenn die Menschen zum Verterb des Weines gebohren/ und es ein Laster wäre/ den Safft der Trauben anders/ als durch den Menschen ausschütten. Die Hitze aber/ welche der Wein in des Menschen Hertze und Gehirne erregte/ verdiente mehr den Nahmen einer blinden Tollkühnheit/ als der Tapferkeit/ welche ohne Vorsichtigkeit eine schädliche Mutter vieler Blutstürtzung wäre. Daher sonder Zweifel der Wein das Trauben-Blut genennet; und/ daß der erste Wein-Stock aus dem Blute der vom Donner erschlagenen Riesen gewachsen wäre/ getichtet würde. Wegen der denen Trunckenen insgemein anhangenden Raserey mahlte man sonder Zweifel auch dem Bacchus Hörner an die Stirne; und die Deutschen hätten vermuthlich darumb Hörner zu ihren Trinck-Geschirren erkieset. Weil nun der Wein deregestalt die Vernunfft ersäuffte; alle Geheimnüsse des Hertzens aber/ wie das Meer die Leichen/ von sich stiesse/ wäre er niemanden mehr/ als den Deutschen zu meyden. Diesen wäre die Hertzhafftigkeit angebohren; also hätten nicht sie/ sondern nur furchtsame Völcker des Weines von nöthen: daß sie ihnen ein Hertz trincken. Die streitbaren Gever lebten ohn alles Getrancke; und von Adlern würde als ein Wanderwerck angemerckt: daß man in der Belägerung Babylons einen habe trincken sehen. Weil der Wein auch niemanden schädlicher als Kriegsleuten wäre/ hätten die streitbaren Spartaner die/ welche vom Weine truncken worden/ fast für unehrlich gehalten; die sonst dem Weine sehr ergebenen Carthaginenser aber bey Lebens-Straffe Wein ins Lager zu bringen verbothen. Hätte Hannibal diß Gesetze zu Capua beobachtet/ wäre der Uberwinder der Römer nicht vom Weine überwunden/ und seiner Siegs-Kräntze verlustig worden. Dannenher der Lorber-Baum mit dem Wein-Stocke nicht unbillich eine grössere Feindschafft als der Kohl hegte/ welcher aus den bitteren Thränen des dem Bacchus folgenden Lycurgus solte entsprossen seyn. Der grosse Alexander hätte die Schädligkeit des Weines erkennt/ da er sein Kriegsheer ohne dessen Verterb nicht über das Wein-reiche Gebürge bey der Stadt Nysa zu führen getrauet; wiewohl er hernach mit seinem Wein-säuffigen Heere als ein Bacchus aus Indien durch Gedrosien zurück gezogen; nachdem er vorher das Blut seiner besten Freunde dem wüttenden Bacchus/ nemlich dem rasend-machenden Feinde aufgeopfert hatte. Hingegen hätte Scipio durch nichts Asdrubaln mehr Schrecken eingejagt/ als durch seine Nüchternheit bey der Taffel des Königs Syphax. Diesemnach glaubte er: daß es die Wohlfart Deutschlandes erfordere seiner Vorfahren Beyspiele nachzufolgen/ und am Rhein-Strome keinen Wein-Stock zu dulden/ sondern solche mit Strumpf und Stiel zu vertilgen. Zwey vom Elico einem Helvetier über die Alpen gebrachte Wein-Trauben hätte diese Mauren Italiens zu durchbrechen den Deutschen Anlaß gegeben/ und Rom eingeäschert. Die am Rheine gepflantzten Weinberge würden auch die Römer nicht nur ewig an dem Strand/ sondern weil die Begierde stets nach etwas neuem lüstern wäre/ mitten in Deutschland locken. Hertzog Herrmann brach ein: Weil die aller Welt Niedligkeiten zum Zins bekom-

bekommenden Römer/ welche doch gantz verächtlich von Deutschlands Herrligkeiten urtheilten; so als die Schlangen nach der Deutschen Rhein-Weine dürsteten/ möchten sie ihn doch nicht ehe zur Ausrottung verdammen/ ehe sie vorher diß/ was vertilgt würde/ gekostet hätten. Der Priester des Bacchus nahm bey diesen Worten aus dem holen Fusse des Bacchus-Bildes ein Berg-kristallenes Opfer-Geschirre herfür/ schlug mit einer eisernen Ruthe wider das Bild/ worvon sich ein verborgenes Röhr öffnete/ und machte hiermit: daß dem männlichen Bacchus-Bilde aus dem Munde/ dem weiblichen aus der rechten Brust Wein; jenem aus dem Nabel/ diesem aus der lincken Brust Milch sprützte. Der Feldherr lächelte hierüber/ und fieng an: Ich sehe der Griechen Gedichte hier rechtschaffen wahr werden: daß die Bachen mit einem Ruthen-Schlage aus einem Felsen herfür strömenden Wein sollen zuwege gebracht haben. Unterdessen fieng der Priester eine Schale voll Wein auf/ welcher an Farbe zerlassenes Gold beschämte; und reichte sie dem Feldherrn. Ehe er ihn kostete/ roch er daran/ und fieng an: Die Farbe dieses Weines bewähret seine Gemeinschafft mit dem Golde/ sein Geruch aber mit den edelsten Gewächsen der Welt. Denn ob zwar der Thasische Wein nach Aepfeln/ der aus Corsica nach Quitten/ der aus dem grossen Griechenlande nach gelben/ der in Latium nach blauen Feilgen/ der umb Ticin nach Pineolen/ der auf dem Berge Libanus nach Myrrhen reucht; so übertrifft doch dieser Wein den Geruch der köstlichsten Würtzen. Daher solte ihm der Priester sagen: Ob er von sich selbst oder durch Kunst so wohl rüche? Dieser antwortete: Nichts züge zwar so geschwinde und kräfftig frembden Geruch/ als der Wein/ sonderlich aber der Rhein-Wein an sich; insonderheit aber wäre er ein begieriger Bräutigam des Balsams/ des Weyrauchs und Rosen. Aber dieser Wein hätte nichts gebergtes; sondern er wäre eine mit allem Beysatze unvermählte Jungfrau/ wie er von der Wurtzel kommen. Der Feldherr fuhr fort: Wo der Geschmack dem Geruche und der Farbe beykomt/ verdiente er wohl: daß er/ nach Gewohnheit der Griechen/ mit Lauten-Spielen/ und wie der Fisch Accipenser beym Käyser von gekrönten Dienern mit Flöten auff die Taffel getragen würde. Hierauff tranck der Feldherr diese Schale dem Herzog Arpus auf Gesundheit aller redlichen Deutschen zu/ welche für die Freyheit des Vaterlands so begierig ihr Blut zu vergiessen/ als er diese Schale auszuleeren geneigt wäre. Nachdem er sie ausgetruncken/ fieng er an: Warlich! dieser Wein ist ein so edler Safft: daß es Schade wäre/ wenn einige Rebe davon verterben solte. Ja ich glaube: daß wenn schon einer von einem im Wein ersteckten Frosche oder Aal getruncken/ allerhand im Wasser gewachsene Kräuter/ oder gekochte Eyer einer für den Wein-Stöcken die gröste Abscheu habenden Nacht-Eule und Galle von Barben gessen hätte/ wie auch die Wurtzel des Persischen Baumes Amavil am Arme trüge/ dennoch alle diese Künste vergebens seyn würden/ für diesem männlichen und also den Deutschen recht anstehendem Weine einen Eckel zu machen. Unterdessen hatte der Priester schon die Schale mit dem schäumenden Weine angefüllet/ und reichte sie dem Hertzoge der Catten; welcher selbte auf Gesundheit des Feldherrn austranck; und nachdem er ihm selbte noch einmal füllen lassen/ solche auf Thußneldens Gesundheit ausleerte; darbey meldende: Die Römer wiedmeten ihren ersten Trunck den Haus-Göttern/ die Griechen den Gratien oder dem Bacchus/ die klügsten von beyden dem erhaltenden Jupiter/ den

den andern dem Schutz-Geiste / den dritten wohl-verdienten Helden. Daher würde er wider seine Pflicht der Danckbarkeit handeln; wenn er nicht dem Feldherrn/ als Deutschlands Erhalter / Schutz-Geiste und grössesten Helden mit so reinem Hertzen / als die Cristallene Schale wäre / den ihm so hoch gerühmten Wein einsegnete. Der Feldherr lächelte; Arpus aber sagte: Ich gestehe es: daß wo das Weintrincken schelcbar / der Genüß dieses Weines nur eine vergebens-werthe Schwachheit sey. Sintemal ich mich zu Rom und in Griechenland nichts so köstliches getruncken zu haben erinnere. Daher im Fall bey den Griechen ihr auff dem Eylande Chios wachsender / bey den Römern der Surrentinische Wein verdienet: daß sie bey ihren Gastmahlen Kräntze von Epheu auffsetzen / ihnen Amethysten auf den Nabel binden / auch vorher Saltz / Milch / Oel und Kohl verzehren / umb der Trunckenheit dadurch zu begegnen / wormit sie desto mehr solchen edlen Safftes genüssen können; so ist dieser Wein wohl werth: daß man seiner Anmuth halber Kräntze von Rosen / weil er aber sonder Zweifel alle Weine der Welt übertrifft / Siegs-Kräntze von Lorber-Bäumen / welche zwar andern / nicht aber den Rhein-Wein zu entkräfften mächtig wären / auffsetzen / seiner Köstligkeit halber aber mit ihm so sparsam / als die Juden mit ihrem bey Jericho auff der Fläche Engaddi wachsenden Balsam umbgehe. Sintemal dieser Wein ein rechter Balsam des Lebens / und sich darumb nicht zu verwundern ist: daß Wein und Balsam auff einer einander gantz ähnlichen Staude wachsen / und so sehr die Hügel lieben. Der Priester / welcher nun auch dem Feldherrn die andere Schale zu des Cattischen Hertzogs Gesundheit eingeschenckt hatte; fieng hierüber an: Er wäre von Hertzen erfreuet / daß er nunmehr das edle Gewächse / wormit sich Deutschland dem Myrrhen- und Weyrauch-reichen Arabien / dem fruchtbaren Egypten und Phönicien verzücken könte / ausser Gefahr sähe. Denn da unter den Balsam-Bäumen die von seinen abtröpfenden Thränen sich nährende Nattern und Schlangen gleichsam ihre Reichs-Tage halten / und weder Araber noch Juden darunter sicher sind / da sie zumal selbte / gleich als dem Balsam geheiligte Thiere nicht zu beleidigen sich erkühnen / und sich darmit trösten müssen: daß ihre Balsam-Speise ihr Gifft etwas lindere; so verjaget hingegen die Blüthe des Wein-Stocks alle giftige Thiere / wie der Feilgen-Saamen die Scorpionen. Uber diß trägt der Balsam-Baum nicht wie der Wein-Stock herrliche Früchte / sondern nur Saamen; und da ja seine Thränen für eine Frucht zu achten / so beweinet er gleichsam mit seinen sparsamen Tropfen sein süsses Armuth. Daher auch des Käysers Auffseher zwantzig Untzen für tausend Attische Drachmen verkauffen / die Kauffleute aber seiner Wenigkeit halber ihn mit zehnfachem Beysatze anderer Säffte verfälschen müssen. Sintemal die drey hundert umb Jericho liegenden und Balsam tragende Morgen Erdreichs die Welt damit zu versorgen zu enge sind / und das wenige und geringere / was in Arabien und Egypten bey Heliopolis wächst / nirgendshin zureicht. Hingegen tragen die am Rheine nur zwischen dem Einflusse des Meyns und der Mosel gelegene Berge so viel Wein: daß es an Fässern selbigen zu fassen gebricht; und es scheinet; als wenn die zwischen denen trockenen Steinen sich durchflechtenden Wurtzeln der Wein-Stöcke den halben Rhein-Strom in sich saugen / und ein Wasser in den so edlen Wein verwandeln; welchen schon Drusus für den besten in der

Welt

Welt durch dieses Gebäue erkläret hat. Dannenher beyde Hertzoge mit diesem Geträncke nicht sparsam zu seyn; sondern vielmehr ihre müden Heere damit zu laben Ursach hätten. Denn es läge allein unter dem Tempel ein solcher Überfluß von Weine/ welcher hundert tausend Menschen ein Jahr lang träncken könte. Zu desto sicherem Gebrauche dieses Reichthums hätte die Natur sonder Zweifel fünf Meilen von dar nahe beym Rhein einen Brunnen quellen lassen/ welcher aller vom übrigen Weintrincken entstehender Beschwerligkeit abhülffe. Ja diese Gegend an beyden Seiten des Rheines/ des Meyns und der Mosel wäre zum Weine von Natur so geartet: daß bey der Zusammenflüssung des Rheines und der Mosel/ wie auch nur vier Meilen davon/ wo die in den Lahn-Strom fallende Schwal-Bach entspringt/ zwey nach Weine starck schmeckende/ und sich mit demselben heilsamlich vermischende Sauer-Brunnen entspringen/ welche/ wie alle gereisete Römer bekennen/ das Wein-Quell auf dem Eylande Naxos/ in Jonien bey Teos/ in Lycaonien bey Cybira/ in Cappadocien bey Ceräune weit übertreffen. Welche zwey so starck nach Weine schmeckende Brunnen auch einem von Rom in Deutschland zurück kommenden Bürger dieses Ortes Anlaß gegeben hätte etliche mit sich gebrachte Wein-Söncker zum ersten allhier einzulegen. Der Priester drehete hierauf an dem Fusse beyder Altäre zwey Hahnen auf/ und reichte beyden Hertzogen aus oberwehnten Brunnen das weinlichte Wasser; welches sie kosteten und lobten/ Hertzog Arpus auch mit Weine vermischte. Der Feldherr aber weigerte sich vom vermischten zu trincken/ und sagte: Er hielte dafür/ man solte den Wein trincken/ wie man in Opfern brauchte/ nemlich ohne Wasser. Welches so genau beobachtet würde: daß auch der Griechische Wein/ weil er wäßricht/ so wenig/ als der auff einem vom Blitz berührten Wein-Stocke gewachsen wäre/ zum Opfer taugte. Hertzog Arpus versetzte: Die Römer und Griechen giessen gleichwohl mit Wasser vermischten Wein in das Opfer-Feuer des Mercur/ als eines Gottes/ welcher Lebenden und Todten vorstehen solte. Nichts weniger würde bey denen in Griechenland für die dem Vaterlande gestorbenen Helden gehaltenen Jahr-Gedächtnissen mit Ochsen-Blut gemischter Wein geopfert. Jedoch wolte er sich keines weges mit frembdem Aberglauben behelffen; gleichwohl hätte er zu Verfechtung seiner Wein- und Wasser-Mischung anzuziehen: daß der Wein zu Rom nicht nur mit Brunnen-Wasser/ sondern des Sommers mit theuer-erkaufftem Schnee und Eise vermählet; ja mit anfangs gewärmtem/ und hernach in einem Glase gefrornem Wasser vermengt/ und der nachdenckliche Durst dardurch vergnüget würde. Der Priester fiel ein: Er hätte zu Rom freylich wohl nichts gemeiners/ als/ nach ihrer Redens-Art/ die Verlobung eines feurigen Bacchus/ welcher durch den Blitz aus dem Leibe Semelens genommen/ und vom Jupiter im Wasser abgekühlet worden wäre/ mit einer kalten Nymphe gesehen. Die Stadt Athen hätte diese Gewohnheit auch dardurch deutlich gebilligt/ da sie dem Bacchus und den Wasser-Göttinnen im Heiligthume der Horen zwey Altäre neben einander gebauet. Diesemnach denn auch die Griechen unter einander stritten: ob Melampus/ Staphylus/ Amphyction/ oder ein Zufall der Erfinder dieser so heilsamen Mischung wäre/ und am Ende ihrer Gastmahle einen halb mit Wein/ halb mit Wasser gefüllten Becher dem regnenden und erhaltenden Jupiter wiedmeten. Ja ins gemein würde nicht nur die Helffte von beyden/ sondern zwey Drittel Wasser/ ein Drit-

Drittel / offt aber auch nur ein vierdtes Theil Wein zur Vermengung genommen. Daher zu Rom in einem Garten über einem steinernen zum Spring-Brunnen gebrauchten Bacchus diese Worte gesetzt sind:

Ich wäre bald verbrennt / eh als ich war gebohren;
Drumb hab' ich mir die Flutt zur Buhlschafft auserkohren.

Alleine unser edler Rhein-Wein hat diese unschätzbare Tugend: daß er bey seinen Kräfften kein die edlen Eingeweide angreiffendes Feuer verbirgt / also keiner Wasser-Vermischung / wie die meisten andern Weine nicht bedarff; wiewohl es ihm so wohl diese Vermengung / als die Eiß-Abkühlung zu vertragen an Kräfften nicht mangelt. Der Feldherr fiel diesem bey / und meldete: Er wüßte wohl: daß etliche mehr Schwefel als Safft in sich habende Weine ohne Schnee oder Eiß halbes Gifft abgäben / durch diß Erfrischungs-Mittel auch in Sicilien und Hispanien zeither an der sonst gewöhnlichen Zahl der Sterbenden dem Tode kein geringer Abbruch geschehen wäre; hingegen aber brächte der Mißbrauch dieser Abkältung tausendmal mehr Schaden als Frommen. Denn diese erkältete den Magen / griesse die Lunge an / verdüsterte das Gehirne / schreckte die Leber / verstopfte den Miltz / machte die Spann-Adern starrend / und verursachte hundert anderley Ungemach. Wenn aber ja denen trockenen und bey welchen die Galle sich ergeust / die Abkühlung was dienen soll; solte / seinem Urtheil nach / auch der beste Wein nicht vermengt / und also dieses kräfftige Oel nicht durch einen schlimmen Beysatz vergeringert; sondern nur nach Gelegenheit der Zeit und Oerter der Wein / wie bey den Egyptiern / des Nachts in die Lufft / des Tages unter die Erde gesetzt; oder nach Gewohnheit der Griechen / zum meisten Kiesel-Steine darein geworffen / oder das Wasser / welches den Wein auffrischen soll / mit Salpeter in Eiß verwandelt werden. Deutschland aber hätte dieser frembden Künste / am wenigsten aber der kalten Schlangen / welche in Africa und zu Rom so wohl die Flaschen / als den Hals des Frauenzimmers abkühlen müsten / von nöthen. Sintemal sie in Eiß-Gruben unschwer das gantze Jahr Schnee und Eyß aufheben / in dem meist in Fels gehauenen Kellern auch der Hitze alle Würckung benehmen könten. Der Priester brach ein: Die Deutschen vermöchten wegen ihrer eingebohrnen Wärmbde nicht nur den eusserlich-abgekühlten / sondern auch den mit Eyß und Schnee vermengten Tranck wohl zu vertragen. Es schadete aber auch denen Schwächern dieser Geträncke nicht / wenn nur der mit Wasser vereinbarte Wein nach etlichen Stunden allererst getruncken; also ihrer Einverleibung / wie allen Dingen / reiff zu werden Zeit gelassen / insonderheit aber beydes in zweyen mit dem engen Munde auf einander gesetzten Gläsern deregestalt nach und nach vermischet würde: daß der unten stehende Wein in das oberste Wasser empor stiege / das obere Wasser aber sich herunter liesse. Jedoch wäre er der Meynung: daß / da einiger Wein seiner übermässigen Stärcke halber der Gesundheit zum besten mit Wasser zu vermischen rathsam / solches mit warmem Wasser geschehen solle. Sintemal die Seren / Egyptier / Persier / und die meisten Morgenländer die Güte ihrer warmen Geträncke durch ihr vieljähriges und nichts von Stein / Darm- oder Glieder-Gicht wissendes Leben bekräfftigen; ja etliche noch darzu wärmende und trocknende Kräuter darein thun; oder gar den stärckesten Wein mit Zimmet und Pfeffer mehr entzünden / und über der Kohlen-Glut gleichsam glüend werden lassen. Hertzog Arpus ärgerte sich über diesem Geträncke / und sagte: Es mangelte diesen Feuer-Trinckern nichts / als daß sie auch Eisen speiseten / wormit ihre

ihr Strauß-Magen auch etwas Feuer-vertragendes zu verdeyen hätten. Der Feldherr fiel dem Cattischen Hertzoge bey; und gab zu verstehen: daß nur ein geringer Wein als ein Bild der Warheit des Schmierens/ wie ein heßlich Antlitz der Schmincke von nöthen hätte. Daher müste der im alten Griechenlande gewachsene schwache Wein in Fässern ins Meer geworffen/ und hierdurch wie der Massilische durch Rauch/ Cypressen- oder Muscaten-Nüsse/ zerlassenen Zien/ Saltz/ Schwefel-Einschlag/ oder darein gegossenes Meer-Wasser verstärcket werden. Der Priester meldete: durch dis letzte Mittel würde das Gedichte wahr: daß der für den aufrührischen Riesen fliehende Bacchus sich ins Meer versteckt/ und die Meer-Schweine zu seinen Gefärthen hätte. Der edle Rhein-Wein aber vertrüge wol das Wasser dieser zwey heilsamen Gesund-Brunnen/ so wenig aber/ als der von Chios/ das Meer-Wasser. Hingegen aber würde er wie die Hispanischen/ Rhodischen/ Cretischen und Cyprischen Weine/ durchs führen stärcker. Weßwegen alle zu diesem Altare kommenden Römer betheuerten/ daß wie köstlich gleich dieser Wein allhier wäre/ er doch dem von hier nach Rom geführten nicht das Wasser reichte. Dahingegen die aus Corcyra und Zacynth nicht einst bis in Egypten ohne Versauerung geführet werden konten. Hertzog Herrmann brach ein: Diese geringen Weine verdienten in den Gastmahlen zu Besprengung der Erde/ und in Schau-Spielen zu Verspritzung der Elefanten verbraucht zu werden/ weil in meinem Gebiete so kräfftiges Bier gebrauen wird/ welches über alle Meere tauert/ und das die Inseln in Africa/ Indien und die Atlantischen Eylande verführen. Der Priester verfolgte seine vorige Rede und meldete: Hierinnen thäte es der Rhein-Wein nicht allein diesem Biere/ und denen geistigsten Weinen gleich; sondern auch fast allen in der Tauerung zuvor; ja sein Alter verbesserte ihn von Jahr zu Jahr; also daß die Römer nichts von dem zu Zeiten des Königs Numa/ der Bürgermeister Frontinus/ Tullius und Bibulus zu tichten/ noch den zwey-hundert-jährigen Opimianischen Wein als ein unvergleichliches Wunder zu rühmen haben. Sintemal sie solchen durch einen härenen Sack gezwängten oder verschnittenen Wein durch Aniß/ bittere Mandeln/ Rauch/ Gyps/ Kalck und andere Künste kaum erhalten; der Rheinwein aber/ wie der Arische in Bactriana/ durch eigene Kräfften unaufhörlich an Stärcke und Geschmacke zunimmt/ und/ wenn er ein altes Weib worden/ mehr/ als in der Jugend vergnüget; weil seine anfängliche Härtigkeit sich abliegt/ die anfangs linden Weine aber/ und zwar auch dieselben/ welche in Dacien am Tibiscus wachsen/ und anfangs die stärckesten und süssesten in der Welt sind/ immer härter werden. Massen denn der aus diesem Bacchus-Bilde spritzende Opfer-Wein der allererste ist/ den Drusus allhier gepflantzet hat. Der Feldherr fragte: Wenn/ und aus was für Anlaß denn Drusus allhier Wein/ und dis ansehnliche Heiligthum gebaut hätte? Der Priester antwortete: als Antonia zum Drusus in Deutschland kommen wäre/ hätte derselbige Deutsche/ welcher etliche aus Italien gebrachte Weinsencker allhier eingelegt/ der verdrüßlichen Antonia eine Schüssel voll frische Trauben verehret. Weil sie nun diese gegen dem Drusus sehr gerühmet; Er aber hierüber so viel mehr Vergnügung/ als sonst Antonia in dem ihr allzu wüsten Deutschlande Verdruß schöpfte/ verschrieb er ihr zu Gefallen aus Leßbus/ Chios/ Creta/ aus Italien vom Berge Gaurus/ Aulon und Pausilypus/ wie auch von Surrent/ aus Sicilien/ und weil der Käyser August neulich den Rhetischen Wein zu trincken erwehlt hatte/ aus Rhetien/ ja gar von Chelbon aus Syrien eine grosse Menge junge Weinsäncker und erfahrne Gärtner/ welche diese Gegend in kurtzer Zeit mit Reben überdeckte/ und daraus dis edle Blut der Erde

pressen ließ/welches nicht nur Drusus und Antonia/ sondern letzlich auch der Käyser selbst zu seinem Leib-Truncke erkiesete. Als Drusus auch von seinem Zuge gegen die Friesen zurück kam/Antonia aber/welcher ein geheimer Liebes-Dorn in Augen steckte/noch immer ihrer traurigen Einsamkeit nachhieng; suchte er alle Mittel herfür sie zu vergnügen/und den Mangel der Römischen Ergetzligkeiten zu ersetzen. Unter allen sinnreichen Erfindungen war ein Feuer/ welches er an des Käysers Geburts-Tage allhier anstellte; aber darinnen mehr den Rhein-Wein und seinen Bau/ als den Käyser ehrete. Alleine/ sagte der Priester/ es würde zu lang werden mit dieser Erzehlung so erlauchte Ohren zu mißbrauchen. Nach dem aber beyde Hertzoge alles zu wissen verlangten; Hertzog Arpus auch an diesem annehmlichen Orte die Taffel zubereiten/ den Fürsten Catumer/ Franck/ Marcomir und andere Kriegs-Häupter fordern ließ/ verfolgte der Priester seine Erzehlung: Bey diesem Feyer führte Drusus in seinem von der Natur selbst mit Hügeln und Bäumen umbgebenen/ und auf der einen Seite vom Rheine beströmten Schau-Platze den Geist der unter- und der über der Erde wachsenden Dinge auf/ welche mit einander umb den Vorzug stritten. Die Natur saß auf einem gelegestückten Throne/ ihr Haupt war mit der Sonne/ der Hals mit Sternen/ die Brust mit dem Monden bekleidet. Der grüne Rock war mit allerhand Gewächsen beblümet; Unter den Füssen lag allerhand Ertzt/ Korallen/ Muscheln und dergleichen Dinge. Der erstere einem Bergmanne ähnliche Geist strich die Nothwendigkeit des Eisens/ als den unentpehrlichen Werckzeug aller Handwercks- und Ackers-Leute. Die Dienligkeit des Bleyes/ohne welches Gold und Silber nicht von anderem Ertzte geschieden/ noch den Edelgesteinen ihr vollkommener Glantz gegeben werden könte. Die durchdringende Krafft des Queckfilbers; welches als das schwerste Metall durch keine Gewalt zernichtet/ als das flüchtigste nirgends/ als im Menschen-Blute bestricket werden kan/ und gleichwol nicht allein das Gold an sich zeucht/sondern alle andere Metalle mit einander verbindet. Die Fürtreffligkeit des Kupfers; welches seiner Geschmeidigkeit halber zu tausenderley Gebrauche dienet/und die Stadt Corinth mit ihren Ertzt-Seulen so berühmt gemacht hat. Den Nutzen des Zienes; welches die Welt mit Trinck-Geschirren versorgt. Die Herrligkeit des Silbers; und die Unschätzbarkeit des Goldes heraus; welche zwey Metalle die Menschen fürlängst als ihre Götter angebetet hätten. In diesem Ertzte steckten aller Pflantzen Eigenschafften/und mehr Kräfften der Artzney/ als in allen andern Dingen der Welt. Denn Kunst und Feuer hätten das Vermögen den Stahl für die Beschwerden des Miltzes/ das Kupfer für die Augen/ das Silber für die Kranckheiten des Hauptes zu einer flüssenden Artzney zu machen/ und mit dem trinckbaren Golde das Hertz zu stärcken; das Kupfer-Wasser/die Alaun und Salpeter ja das gifftige Spieß-Glaß hätten ihre heilsame Würckungen. Das Saltz und der Schwefel wären die Erhalter aller irrdischer Dinge/ ohne welche keine einige Pflantze leben/wachsen/oder einige Krafft haben könte. Alle beständige Farben der Welt müste man von seiner Kreide/ Lasur und Zinober erborgen. Wer könte die Schönheit der blauen Saphiere und Berillen/ der grünen Schmaragde und Türckiße/ der braunen Amethisten/ Sardonich/ Chrysolithen und Topasier/ der feurigen Rubinen/ und der die Sternen selbst bländenden Diamanten beschreiben? des einigen Magnetsteines Nutzen überträffe den aus tausenderley Gewächsen herrührenden Saamen. Mit einem Worte: Sein unterirrdischer Schatz müste allen Gewächsen/ Brunnen und Wässern ihre Farbe/ Geschmack und Kräffte

einlösen. Wenn aber an den Pflantzen einige Vollkommenheit zu finden wäre/ so wäre kein Metall/ welches nicht in seiner Blüte eine Staude abbildete. Sintemal der Trieb und Lauff des Quecksilbers und Saltzes selbige regte: daß etliche wie Crystallen/ etliche wie Corallen/ manche grün und blau/ andere Gold-gelb oder scheckichte Bäume herfür wüchsen. Ja die Kunst könte durch Hülffe des Feuers aus Ertzt alle auf Erden befindliche Stauden in Gläsern nachwachsen lassen. Zu geschweigen: daß in denen tieffsten Erd-Klüfften Holtz wüchse/ welches an Schwerde und Härte das Ebenholtz überträffe. Der einen Gärtner fürbildende Geist der Pflantzen hingegen sagte: die heilsamen Kräffte seiner heilsamen Wurtzeln und Kräuter übertreffe die Eigenschafften alles Ertztes. Durch diese reichte er mit ausgestreckter Hand allen Thieren sein Geschencke/ welche die Menschen durch Feuer und Gewalt aus den Metallen schmeltzen oder pressen müsten/ und selten ohne Gefahr brauchen könten. Die Schönheit ihrer Blumen beschämte Zinober/ Gold und Edelgesteine/ ja selbst die Gestirne. Ihre unzehlbaren Baumfrüchte reichten zu die gantze Welt zu speisen; da die gantze unterirrdische Welt kein einiges Gerüchte herzugeben hätte/ und hiermit sich selbst verriethe: daß das todte und nur ein unächtes Wachsthum habende Ertzt und Steine ein Besitzthum der Todten; die Gewächse aber der Lebenden wären. So käme auch nichts unterirrdisches ans Tagelicht/ es gereichte den Lebenden zum Verterben. Der Stahl wäre ein Werckzeug des Todes/ das Gold des Geitzes/ die Edelgesteine der Hoffart und Geilheit. Nichts wüchse auch unter der Erde/ was nicht auch in Pflantzen zu finden wäre. Die Korallen-Stauden wären so schön und harte als Edelgesteine/ und zweifelhafft: ob man sie eine steinerne Pflantze/ oder einen wachsenden Edelgestein nennen solte. In den Atlantischen Eylanden und bey den Seren finde man Bäume/ welche dem Stahle an Härte nichts nachgäben/ und so gut als daselbst auch gewisse Steine und sonst ins gemein das Eisen zu Waffen und Pflug-Schaaren dienten; ja die daraus gemachten Nägel länger/ als die eisernen tauerten. Daselbst wüchse auch Alaun und Schwefel auf Bäumen; bey den Troglodyten und Atlantiern rechte steinerne Bäume; und in Pannonien windete sich das Gold wie Ephen umb die Reben. Die Röthe-Staude beschämte im Färben nicht nur den Zinober/ sondern gar den Purper; und in Mohrenland wüchsen Bäume/ derer Oel blauer/ als Lasur-Stein/ und gelber als Gold färbte. Wenn auch das Ertzt blühete/ die Steine/ Agathen/ Crystallen und andere Steine sich am schönsten ausputzten/nehmen sie die Gestalt der Pflantzen an sich. Ja wenn nichts für die Pflantzen stritte/ welche zum theil auch ohne Berührung der Erde auf dem Wasser aus eisernen und steinernen Bildern/ und durchgehends aus beweglichen Gefässen wüchsen/ so würde doch der Geruch für ihn urtheilen. Sintemal alles unterirrdische stinckend; aller süsser Geruch aber den Gewächsen zu dancken wäre. Nach diesem verwechselten Zwiste sprach die Natur das Urthel für die Pflantzen aus; weil die Menschen zur Noth alle in der Erde verborgene Dinge/ keines weges aber der Pflantzen entpehren könten. Der verspielende Geist begte hierauf mit denen nach Art der sieben Irrsterne ausgeputzten sieben Metallen/ und sieben nach ihren Farben gefleckten Edelsteinen/ nemlich Diamant/ Rubin/ Schmaragd/ Saphier/ Opal/ Türckis und Sardonich einen Tantz nach Krummhörnern; darinnen sie aber mit ihren heftigen Gebehrden ihren Unwillen zu verstehen gaben. Nach ihrem Abzuge erschien in dem Schau-Platze Flora oder die Blumen-Göttin mit sechzig als Jungfrauen gekleidete Blumen; und Pomona

oder die Obst-Göttin mit so viel männlich-geputzten Bäumen. Alle hatten in der lincken Hand grosse Schilde/ darauf die Blumen/ Kräuter/ und Bäume gemahlt waren/ und ihre Häupter waren entweder mit ihren eigenen Blumen/ oder mit den Blüten und Früchten ihrer Bäume bekräntzet. Darinnen aber das Seiden-Stückwerck und die Mahlerey viel aushelffen muste. Die Blumen- und Obst-Göttin fielen der Natur dancksagende zu Fusse; und ward jene mit einem Krantze von unzehlbaren Blumen/ diese von nicht wenigern Baum-Blüten beschencket. Jedwede wolte mit ihren Gespielen einen Lobe-Tantz hegen; sie wurden aber gleichfals umb den Vorzug strittig/ und verlangten von der Natur entschieden zu werden. Die Blumen-Göttin führte für sich an: Sie wäre die erst gebohrne Tochter der Natur; die holdseelige Braut des Jahres. Denn ihr wäre der Kern und die Jugend des Jahres/ nemlich der für Anmuth lachende Frühling zum Eigenthume gewiedmet. Daher gebührte ihr auch/ als einer Braut die Ober-Stelle. Das Gesichte und der Geruch wäre gleichsam nur ihr zu Liebe geschaffen; weil kein Auge sich sein Lebtage an der unzählbaren Menge schöner Blumen satt sehen/ oder ihre Wunder-Wercke ausschöpfen könte. Wenn das blöde Auge des Menschens vollends darzu die Vergrösserungs-Gläser gebrauche/ müste es erstarren/ so oft es in der Knaben-Wurtzel Blumen alle Glieder der Menschen/ in der Stendel-Blume der Biene/ in andern der Vögel/ der Heuschrecken/ Meerschweine und anderer Thiere Bildungen vollkommen erkiesete; also die Natur nirgends wunderlicher/ als in Blumen und Kräutern spielete. Der in ihnen steckende Balsam aber weckte gleichsam Todte auf/ nach dem die wolrüchenden Sachen auch so gar die Leichen für Fäulnüs erhielten. Die Obst-Göttin hingegen warf ein: Die Blumen wären ein unzeitiger Verdrab der fruchtbaren Natur; Baum-Früchte aber das reiffe Reichthum des Herbstes. Der Blumen geschwinde Geburt wäre selbst ein Zeugnüs ihrer Vergängligkeit; über ihren Früchten aber hätte die Erde lange zu kreissen/ der Himmel lange zu brüten/ umb sie zu einer so nützlichen Vollkommenheit zu bringen/ nemlich den Geschmack zu vergnügen/ den Magen zu sättigen. Blumen wären Wind/ also für die von der Lufft lebende Camelion/ Früchte aber ein wahrhaftes Wesen/ und daher für die Nahrungs-bedürfftigen Menschen. Die Blumen-Göttin versetzte: Die Blumen füllten zwar nur die Augen/ vergnügten den Geruch/ aber die Zwiebeln der Tulipanen/ der Wegwarth und Schlangen-Wurtz/ und viel andere sättigten auch den Geschmack/ und gäben hunderterley niedliche Speisen ab. In der Atlantischen Insel wüchsen unterschiedene Kräuter/ derer feuchte Wurtzeln zwar giftig wären/ die trockenen aber das den Weitzen übertreffende Meel; andere auch die vollkommensten Mandeln/ wie nicht weniger einen ziemlichen Vorrath von Wasser/ Milch und Wein abgäben; und umb den allein nackt gebohrnen Menschen zu kleiden diente der so häuffige Flachs zum Gespinste/ und eine gewisse Pflantze beschenckte ihn gar mit Leinwand. Ja fast alle Wurtzeln und Kräuter der Blumen wären die heilsamsten Artzneyen wider fast unheilbare Kranckheiten des Leibes und des Gemüthes/ nemlich den Aussatz und den Zorn. Die daraus gebrennten Wasser wären der Krancken kräftigste Stärckungen. Aus den Blättern bereitete man die bewehrtesten Wund-Salben. Ihre Kräuter widerstünden dem Giffte; ja ihr Schatten und ihrer Blumen Anblick könten Spinnen/ Kröten/ Schlangen und giftige Schnecken nicht einst vertragen. Dahingegen der blosse Schatten des Eiben-Baums tödtete; in Indien etlicher Bäume gegen Abend stehende Blätter selbst ständiges Gifft wäre; im Atlantischen Eylande einige gar Schlangen/ und fast alle giftige

Raupen

Raupen und Ungeziefer zeugeten; daselbst auch so wol der Kröten/ als Scorpionen Wohnstädte wären. Ihre Blumen und Blätter dienten zu den schönsten Farben; Jupiters Bart in Indien färbte schöner/ als Berg-blau; das Marsingische oder Budorgische Röthe-Kraut besser/ als Schnecken-Blut. Ja die Serer wüsten aus einem gewissen Kraute ihnen den Wind/ die Atlantier aus unterschiedenen ihnen Leben und Tod wahrzusagen. Pomone setzte der Flora entgegen: Was man von Kräutern äße/ wären Schalen; die Bäume aber/ welche nicht nur die Erd-Kugel überschatteten/ sondern im rothen Meere und andern Seen gantze Wälder machten/ brächten den Kern. Blumen gäben nur Salaten/ welche doch den edlen Baum-Blüten nicht gleich kämen; Baum-Früchte rechte und unzehlbare Gerichte ab. Die Eicheln der Eichen/ die Nüsse der Buchen und Kästen-Bäume sättigten das Vieh; die tausenderley Sorten des Obstes/ der Zitronen/ Pomerantzen/ Datteln/ Kockus-Nüsse und Granat-Aepfel stächen nicht nur alle andere Speisen des Erdreichs und des Meeres/ sondern auch ihre erquickende Blüten aller wolrüchender Blumen/ ja des Ambra und Zibets weg. Wiewol auch die zwey Königinnen aller Blumen die Serische Rose/ wie nichts minder die grösten und kräftigsten Lilgen/ derer in Wasser geweichte Blätter truncken machen; ferner auch der kräftigste Lavendel Baum-Gewächse wären; und das Serische Rosen-Holtz die Assyrischen Rosen/ das Adler Holtz aber Hiacynthen am Geruche überträffe. Was wolte sie sich aber mit dem leicht entpehrlichen Geruche und dem Geblüme aufhalten? Nicht nur Obst/ Oel/ Gummi und Wein/ sondern fast alle andere Gaben der Natur wären Baum-Früchte. In Hircanien/ Pontus/ Cappadocien und Thracien fliesse aus Bäumen Honig; in einem Atlantischen Eylande wüchse auf einem Baume Butter/ auf einem andern Kohl/ auf dem dritten Austern/ auf dem vierdten eine Frucht/ welche man an statt des Geldes in Handlungen braucht; in einer andern Saltz/ ja auf einem andern Nehnadeln/ Zwirn/ und ein Saft/ welcher ohne grosse Müh Wasser/ Wein/ Eßig/ Oel/ Honig und Syrup abgiebt. Eben daselbst bringt einer Seide; aus einem andern Stamme rinnt Safft/ der nach der Gerinnung zu Spiegel-Wachse dient; eines andern scharffe Blätter werden zu tauglichen Feilen gebraucht. Auf dieser grossen Atlantischen Insel wachsen auf einem Baume rechte Ochsen-Hörner/ und darinnen Ameissen/ derer Eyer für die Ohren und Zähne bewehrte Artzneyen/ so wie dieses Baumes Blätter wider Schlangen-Stiche das sicherste Gegen-Gifft abgeben. Bey den Seren tragen gewisse Bäume den schönsten Talg zu wolrüchenden Lichtern/ andere Wachs/ ihrer viel Wolle/ Papier und Seide. In Indien werden aus den Palm-Blättern die schönsten Tücher gewürckt; In Caledonien wandeln sich gewisse Baum-Blätter in Endten; bey den Seren in Schwalben; bey den Atlantiern kriechen etliche Zweige wie lebende Thiere auf der Erde herumb. Auf dem glückseeligen Eylande Ombrion erstattete ein unaufhörlich mit Wasser trieffender Baum den Mangel der Brunnen. Die Scythischen Bäume gäben Meel/ der Atlantischen ihre Wurtzeln das schmackhafteste Brod/ ihr Holtz die schönsten Farben; der Indier Sandal-Holtz die fürtreflichste Hertzstärckung; das Schlangen-Holtz auf Taprobana die besten Feber-Artzneyen/ der Atlantier Sassafraß die vollkommenste Blut-Reinigung; der Phönicischen Balsam-Bäume Frucht fast eine allgemeine Artzney ab. Diesemnach denn sich über nichts weniger zu verwundern wäre/ denn daß die meisten Völcker die Bäume als lebende Tempel der Götter verehret/ die Indianer aber sie als Gottheiten angebetet/ und den/ welcher sie beschädigt/ zum Tode verdammt hätten. Denn die Bäume wären der

der wahrhafte Sonnen-Tisch; auf welchem zu jeder Zeit tausend Speisen/ der Hungernden Verlangen nach/ bereitet stunden. Die Natur sprach wider die Blumen-Göttin für die Bäume. Jene hegte mit ihren Töchtern einen zierlichen/ aber nichts als Rache dräuenden Tantz. Nach ihrem Abzuge hegte die Obst-Göttin mit ihren Bäumen einen Sieges-Tantz; in welchem sie so viel Freuden-Zeichen/ als die Blumen wider ihre angebohrne Anmuth vorher Verdrüßligkeit von sich hatten blicken lassen. Im Tantze kriegte jeder Baum den Siegs-Krantz einmal aufs Haupt zu setzen. Als er nun wieder zur Baum-Göttin kam und diese solchen zum ewigen Ehren-Mahle in einem Baum-Garten aufzuthrönen sich vernehmen ließ/ erregte sich ein Zwist/ in welchem Lande/ und was für ein Stam̃ mit diesem Gedächtnüsse verehret werden solte. Sie schwermeten alle wie die Bienen unter einander; in dem kein Baum dem andern den Vorzug enträumen wolte; bis auf der Natur Befehl die fürnehmsten Länder der Welt auf dem Schauplatz erschienen. Weil nun in Asien die ersten und schönsten Gärte gewest seyn sollen/ erschienen zum ersten auf dem Schauplatz Syrien/ Armenien/ Assyrien und Persien. Syrien schlug zu Verwahrung des Siegs-Preißes den Engaddischen Balsam-Garten/ Armenien in der Landschafft Saca die der Göttin Anaitis gewiedmeten Gärte/ Assyrien Babylon/ wo Semiramis ihre hangenden Gärte gehabt/ Persien den Eckbatanischen Lust-Thal für. Diesen folgten Arabien/ Egypten/ Mohrenland/ und Mauritanien. Arabien schlug die Myrrhen und Weyrauch-Gärte/ bey welchen der grosse Alexander seinen Königlichen Sitz zu erbauen vor hatte/ Egypten den Balsam-Garten bey Hieropolis/ Mohrenland das fruchtbare Eyland Dioscurias/ oder das Vorgebürge Aroma/ Mauritanien die Hesperischen Wunder-Gärte für. Den dritten Aufzug hielten Indien/ der Seren Land/ Taprobana und Scythien; den vierdten Griechenland/ Italien/ Hispanien und Gallien. Den fünften Pannonien/ Deutschland/ Britannien/ und das Atlantische Eyland. Jedes schlug den Kern seines fruchtbarsten Landes-Striches/ und insonderheit Deutschland den Streif zwischen dem Meyne und der Mosel für. Jedes Land wuste mit schönen Farben was es für eine gütige Mutter der Bäume wäre/ heraus zu streichen; Und ob zwar die Süd-Länder die frostigen gegen Nord verkleinerlich hielten/ so rühmten doch diese den Reichthum ihrer die Wurtzeln wässernder Brunnen und Flüsse; dahingegen jene mehrmals erdürsten und verschmachten müsten. Daher war kein Land/ welches nicht an diesen Ehrenpreiß/ als ein ihm gehöriges Kleinod Anspruch machte; und alle Bäume bey ihm Bürger-Recht zu gewinnen anlockte. Zu jedem Lande aber schlugen sich nur drey Bäume. Syrien fieng alsbald den Jüdischen Balsam-Baum über alle Gewächse der Welt heraus zu streichen; als welchen die Natur selbst für so edel und köstlich geschätzt: daß sie ihn allein dem edelsten Syrien gegönnt/ und zwar nur zwey kleine mit Palmen umbgebene Gärte damit beseeligt hätte. Diese kluge Mutter aber bewehrte mit ihrer Sparsamkeit den grossen Werth eines Dinges. Daher wüchsen die Diamanten nur an wenigen Orten/ und die Perlen fischte man nur in dem Morgenländischen Meere. Cleopatra hätte zwar etliche Stauden in Egypten versetzt; aber selbige tröpften entweder gar keinen Balsam ab/ oder reichten dem Jüdischen doch nicht das Wasser. Eine solche After-Geburt wäre auch der Arabische. Bey dieser Sparsamkeit aber leuchtete doch ihre Mildigkeit herfür/ weil der Balsam-Baum nach seiner Pflantzung schon im dritten Jahre mit seinen weissen ein herrliches Honig in sich verwahrenden Blumen fruchtbar würde; und er bey aufgehendem Hunds-Sterne seine zweyfache Rinde öfnete/ und den schätz-

baren

baren Balsam eigenbeweglich heraus tröpfelte. Seine Tauerhaftigkeit und Kraft den Menschen zu erhalten/ bewehrte sein immer grünendes und der frischen Raute gleichendes Laub. Ja er könte ohne Freygebigkeit nicht leben; sintemal sein gantzer Stock vertirbe/ wenn seine heilsamen Blätter nicht alle Jahr abgeschnitten würden. Des Balsams Reinligkeit wäre so groß: daß kein gewisser Kennzeichen seiner unverfälschten Güte wäre/ als wenn er gerinnete/ aber keine Kleider fleckicht machte. Hingegen dem Frauenzimmer zu Klärung des Antlitzes und Zärtligkeit der Haut die vollkommenste und unschädlichste Schmincke abgäbe. Sein Geruch wäre so durchdringend: daß er auch das Blut aus der Nasen herfür ziehe. Sein Gebrauch aber stäche alle andere Artzneyen weg. Denn er wäre die beste Mund-Salbe/ stärckte das Haupt/ hülffe den Augen/ vertriebe die Feber/ bewährte für der Pest/ heilete alle giftige Schlangen-Bisse; Ja die giftigsten Nattern/ welche einige Balsam-Thränen äßen/ würden von allem Giffte gereinigt/ und die Egyptier brauchten ihn als ein Genesungs-Mittel aller Kranckheiten. Diesemnach denn der Balsam nicht unbillich gegen zweyfach Silber abgewogen würde/ oder vielmehr dem Golde fürgezogen werden solte. Daher auch die Römer wider die neidischen Juden/ die die Balsam-Bäume gar zu vertilgen Verhabens gewest wären/ mit so gutem Rechte/ als Eiver/ die Waffen ergriessen hätten. Mohrenland bot Syrien Kampf an/ und sagte: Alles was vom Balsam gerühmet würde/ käme mit besserem Recht seinem Myrrhen-Baume zu/ aus dessen eröfneter Rinde die viel edleren Myrrhen-Thränen liessen. Dieser wüchse zwar auch nur bey seinen Troglodyten/ und wären die in Arabien/ Jndien und Böotien wachsende Stauden nur unächte Kinder der Natur. Alleine der Myrrhen Köstligkeit wäre mit keinem solchen Armuth/ wie der Balsam-Baum vermählet/ der so wol sehr wenige Blätter hätte/ als in zwey oder drey Monaten/ wenn die Sonne im Löwen oder Krebs wäre/ nur sein Oel/ und zwar dessen so wenig heraus rinnen liesse: daß der dis genau untersuchende grosse Alexander befunden; wie in einem Tage mehr nicht/ als eine kleine Muschel-voll/ in einem gantzen Jahre dessen aber nur sechs oder sieben Maaß ausgetröpfelt; derer drey voll Wein ich beym Tiberius den Novellius Torquatus auf einen Trunck habe ausleeren sehen. Nichts minder wäre der Balsam-Baum auch allzu verzärtelt; in dem er alsofort vertirbe/ wenn man mit einem Eisen selbten berührte/ oder mit dem darzu geschärften Steine/ Beine oder Glase tieffer/ als durch die Rinde schnitte. Seine Myrrhen-Frucht aber versorgte mit einem auskommentlichern Vorrathe die Welt; Und wenn er zusammen geronnen/ hätten die Myrrhen-weisse-den menschlichen Nägeln gantz ähnliche Flecken; welche ihre Hände gleichsam zu ihrem Genüß ermahneten. Seine safftige Wurtzeln aber gäben nicht viel auf etliche Wunden. Dann wie solte der Myrrhen-Baum so leichte sterben/ welcher mit seinen Thränen auch Leichen für der Verwesung erhielte? Seines annehmlichen Geruches könte keine Nase/ und seiner annehmlichen Schärffe keine Zunge satt werden. Seine Artzney-Kräfften wären unzehlbar. Er verhinderte alle Fäulnüs/ steuerte dem Giffte und der Pest/ hinderte die Wasser-Sucht. Sein Oel steuerte der Gicht/ hülffe dem Magen/ der Leber und dem Miltze/ und heilete die Wunden. Die Myrrhen benähmen denen Antlitzen die Runtzeln/ sein Rauchwerg stiege von lodernden Altären bis in Himmel/ und gäbe den versöhneten Göttern den süssesten Geruch ab. Und wer wolte seinem Myrrhen-Baume den Siegs-Krantz strittig machen; da die Persischen Könige stets eine von Myrrhen bereitete Krone umbs Haupt getragen hätten. Arabien widersprach alsofort Syrien und dem

Mohrenlande/ rühmte hingegen seinen Weyh-rauch über Balsam und Myrrhen; welche zwey nicht allein eben so gut in Arabien; sondern so gar in Wüsteneyen wüchsen; der Balsam auch von den Arabischen Hügeln in Syriens und Egyptens fürnehmste Gärte wäre versetzt wer-den. Das Atlantische Eyland bot Arabien die Stirne/ und verneinte: daß das sandichte und von wegen der Sonnen-Hitze nicht Was-ser/ weniger Safft habende Arabien die Mut-ter des Balsams wäre; die Ehre gebührte ihm/ und zwar auch für Syrien und Egypten. Deñ diese hätten zwar den edlen Balsam/ aber nur auf niedrigen Stauden/ und mit grossem Ar-muthe. Hingegen wüchse er auf dem Atlanti-schen Eylande mit Uberflusse zwischen einer harten und weichen Rinde des Baumes Gea-comar/ welcher der Fichte gleichte/ grösser als die Granat-Aepfel-Bäume wäre/ und Blät-ter wie die Nesseln hätte. Wenn nun die eu-serste den Eichen gleiche Rinde mit einem Eisen/ von welchem die zärtlichen Balsam-Stauden in Syrien verdorreten/ eröfnet würde/ tröpfel-ten die köstlichen Balsam-Thränen wie Honig-Wasser heraus/ dessen Geruch alle andere wol-rüchende Dinge weg-stäche/ auch nichts/ als die-se scharffe Fettigkeit in dem Munde den Ge-schmack hinterliesse. Wiewol auch dieser Bal-sam sich häuffig r/ aber im minderer Güte aus den gekerbten Zweigen dieses Baumes kochen liesse. Jener ausgetröpfelte aber gäbe dem bey Jericho an Geruch/ Süßigkeit und heilsamen Kräfften nichts nach. Im Leibe heilete er alle Geschwüre/ er benähme den schweren Athem/ und das Magendrücken/steuerte der Schwind-sucht/erfrischte die Leber/öfnete die Brust/stärck-te das Gehirne und die Glieder/ linderte alle Schmertzen/ und gäbe dem Alter gleichsam die frische Jugend wieder. Seine euserliche Ein-salbung benähme die Lähmbde und den Krampf/ machte die Spann-Adern gezüge / beförderte auch dem Magen die Verdäuung/ öfnete den Miltz/ vertriebe das Huf- und ander Glieder-Weh/ verzehrte die Flüsse/ und zertriebe in dem Rückgrade die Empfindligkeit der Feber. Für-nehmlich aber wäre über dieses Oel kein köstlicher Wunden-Balsam in der Welt zu finden/ Ara-bien widersprach alsofort diesem so wol/ als Sy-rien und Mohrenlande: Dieser Baum hätte Arabien den Nahmen des glückseeligen erwor-ben/ als in welchem alleine der rechte weisse und männliche Weyhrauch wüchse. Denn die In-dischen und die von Ptolomeern in Egypten gepflantzten Bäume/ wie auch dieselben/ welche die Sudländischen Eylande zum Vaterlande/ und den schwarz-gelben und nicht so süsserüchen-den Weyrauch zur Frucht hätten/ wären nur sein Stief-Geschwister. Weil die Natur durch dis herrliche Geschencke sich rechtschaffen eine gütige Mutter erweisen wolte/liesse sie auch aus denen aufgeritzten Bäumen die Weyrauch-Thränen als Mutter-Brüste neben einander kleben/und hiermit ihren Stamm eine viel-brü-stige Jsis abbilden. Sein Baum wäre nicht allein grösser und blätterreicher/ denn des Bal-sams und der Myrrhen; sondern auch seine Fruchtbarkeit unerschöpflich. Denn man fün-de oft eine gantze Hand füllende und das dritte Theil einer Attischen Mine wägende Stücke Weyrauch an den Stämmen kleben; ja offt schwitzte ein die Aufschneidung mit dem Messer gar wol vertragender Baum bis sechzig Pfund Weyrauchs aus; und die wolrüchende Rinde des Baumes wäre eben so edel/ als der Wey-rauch selbst/ also edler/ als das unkräftige Bal-sam-Holtz/ in dem sie gleichen Geruch hätte/und in dem Feuer so hitzig loderte/ gleich als wenn dieser gantze Baum so begierig wäre sich auf den Altären den Göttern zu Liebe zu verzehren; als der Assyrische Jüngling Libanus/ der in diesen Stamm solte verwandelt worden seyn/ sein Hertze ihnen täglich durch Andacht an-gezündet hätte. Weßwegen der im Augenblicke Flammen fangende Weyrauch auch der Götter

liebstes Rauchwerck seyn solle/ und fast alle Völcker der Welt solches zu Opfern und Reinigung ihrer Leichen gebrauchten. Daher er auch nachdencklich auf den Bergen viel besser/ als im flachen Lande wüchse/ auch nur weñ die Soñe unter dem brennenden Hunds-Sterne/ und am höchsten stünde/ und zwar alleine von drey-hundert edlen und deßhalben heiligen Geschlechtern/ welchen die Arabischen Könige diese den Göttern gewiedmete Frucht zu sammlen erlaubte/ abgerndtet werden dörfte. Jedennoch wäre er bey seiner Köstligkeit so wolfeil: daß aller Armen Andacht etliche handvolln Gott abliefern könte; welcher alle Geschencke nicht wie geitzige Menschen nach ihrem theuern Preisse/ sondern als ein mildreicher Vater sich mit einem Körnlein und dem guten Willen vergnügte. Unter allen Bäumen dörfte keiner weniger Pflegung/ als der Weyrauch-Baum; vielleicht/ daß seine Wartung niemanden an dem Gottesdienste hinderte: Gleichwol aber mißgönneten die freygebigen Götter den Menschen nicht allen Genüß des Weyrauchs/ sondern liessen ihn so viel häuffiger wachsen/ wormit sie darmit ihre Geschwüre heilen/ die Wunden zusammen ziehen/ die Augen reinigen/ die von der Geburt entzündeten Brüste abkühlen/ mit seinem Oele alle Glieder stärcken/ und das Frauenzimmer ihre verbrennten Gesichte damit weiß und zart machen könten. Endlich gereichte auch zu seinem nicht gemeinen Ruhme: daß der Weyrauch als ein Vorbild der Andacht und Warheit sich schwerlich verfälschen liesse; und da der reineste die helleste Flamme von sich gäbe/ der verfälschte zu eitel Rauche würde. Asien brach ein: Sein/ der Weyrauch-Staude zwar ähnlicher/ grösserer und edler Mastyx-Baum hätte an seinen abrinnenden und viel reinern Thränen für die Götter ein so wolrüchendes Rauchwerck/ als immer der Weyrauch wäre. Ja er rauchete auf den glüenden Kohlen noch stärcker/ und zerflüsse darauf in helle Tropfen. Dieser Mastyx machte denen Käuenden schnee-weisse Zähne/ einen guten Athem/ und dem damit gebleichten Antlitze eine zarte Haut und lebhafte Farbe. Er stärckte den Magen/ das Gehirne/ die Spañ-Adern/ die Leber/ stillete den Husten und die Blutstürtzungen. Wer wolte nun zweifeln: daß dieses viel heilsamere und in Artzneyen mehrmals die Stelle des Jüdischen Balsams vertretendes Hartzt/ als der Weyrauch wäre/ nicht auch den Göttern auf ihren Opfer-Tischen beliebter; also Asien/ auf dessen Eylande Chios alleine der recht gute und helle und in dem Munde zergehende Mastyx aus denen sich auf die Erde beugenden und aufgeritzten Zweigen/ so lange die Sonne im Ochsen und in Zwillingen/ abtröpfte/ viel glücklicher/ als das glückliche Arabien zu achten seyn solte? Sintemal die Mastyx-Bäume in Egypten nur schwartzen/ auf Creta nur gelben und bittern/ in Italien und Hispanien wenig oder keinen Mastyx weineten. Uberdis hätten seine Blätter die Gestalt der schönsten Myrthen/ den durchdringenden Geruch des Terpentins/ und grüneten wie die Zypressen unaufhörlich. Wenn man sie käuete/ machten sie einen wolrüchenden Athem/ leschten den Durst/ beschirmten den Hals für Flüssen; und hätten wie alle Theile dieses Wasser-liebenden Baumes eine Krafft zusammen zu ziehen. Aus diesen Blättern/ der Rinde/ und der Wurtzel/ diente der ausgepreßte Safft wider die rothe Ruhr/ wider den weissen Fluß/ und befestigte die erschelleten oder weichen Gebeine. Das Holtz gäbe die besten Zahnstacher ab. Aus dieses Baumes grün-röthlichter Blüte wüchsen rothe/ zuletzt aber schwartz-werdende Beeren/ welche in sich ein köstliches Oel und Wein hätten/ das dem Magen/ der Blase und den Eingeweiden eine kräftige Artzney abgäbe. Syrien/ welchem die Verkleinerung seines Balsam-Baumes unerträglich war/ fiel ein: Wie möchte doch Asien seinen Mastyx/ Mohrenland seine Myrrhen/ und Arabien

seinen Weyrauch so hoch heraus streichen? da sein dem Balsame doch nicht gleichender Styrax-Baum alle drey überträffe? Sintemal sie durch sein Gummi die Beschwerligkeit ihres Myrrhen- und Weyrauch-Geruches versüssen müsten; mit dessen geringschätzigem Holtze sie koch'en und raucherten; mit dem heilsamen Styrax aber aus ihren wolrüchenden Wäldern die häuffigen Schlangen vertrieben. Dieser Baum weinete nicht nur das kräftige Hartzt zu Vertreibung des Hustens/ zu Linderung der Flüsse/ zu Beförder- und Reinigung des Geblütes/ zur Hülffe klingender Ohren/ und wider alles kalte Gifft; sondern die euserste Rinde verbesserte auch durch Käuung den Geschmack und Athem; die innerste Rinde aber diente zu einem Oel; uñ sein mäßiger Gebrauch hülffe der Traurigkeit ab. Also verdiente der Styrax-Baum für Weyrauch und Myrrhen den Siegs-Krantz. Mohrenland befand sich aufs höchste beleidigt/ fertigte also Syrien mit den Worten ab: wie sie diesen stinckenden Hartzt-Baum ihren unschätzbaren Myrrhen fürziehen möchte? Zwar wäre kein Gewächse/ ja keine Wollust so groß; daß man sie nicht zu Vermeidung Eckels zuweilen mit etwas geringerem abwechseln müste. Man würde beym Uberflusse des Weines nach Wasser lüstern; dis aber wäre darumb nicht besser/ als jenes. Nicht anders würdigte Arabien und Mohrenland zuweilen den Styrax zu schmecken. Wenn aber jemanden Weyrauch und Myrrhen zu wol rüchen/ hätte Mohrenland auf seiner Insel Dioscoris den edlen Baum aufzuführen/ welche über und über den Kern des besten Aloes trüge; die viermal so köstlich/ als die in Indien wachsende gehalten würde. Ihr Geruch wäre zwar eben so scharf und widrig/ als der Geschmack ihrer Thränen bitter; aber darumb wären ihre innere Kräften desto stärcker/ und ihre röthlichte Dichtigkeit ein Kennzeichen ihrer Güte. Sintemal die kluge Mutter die Natur fast allen sehr heilsamen Artzneyen etwas widriges eingeflößt hat/ zweifelsfrey zu dem Ende; daß der ungeneußige Mensch sich in dem guten nicht übernehmen/ und sich mit so gesunden Sachen nicht vergifften solle. Sie öfnete aber das Geäder/ machte die austreibende Krafft rege/ heilete fürtreflich Wunden und Geschwüre/ diente den Augen/ reinigte die Galle/ stärckte den Magen/ ja ohne ihre Zuthat wäre alle Einbalsamung der Leichen vergebens; Sie aber alleine genung die Fäulnüs zu hindern. Das den Obsieg ihm fest einbildende Syrien nam dem Mohrenlande die Worte aus dem Munde/ und sagte: Wenn die Krafft etwas für der Fäulnüs zu erhalten den Preiß verdienen solte/ möchten sich nur Myrrhen/ Aloe und Weyrauch-Stauden/ welche zum höchsten nur fünf/ etliche nur gar drey Ellen hoch wüchsen/ als Zwerge für seinen Himmel-hohen Cedern des Gebürges Libanus/ und seines Eylandes Cypern verkriechen; welche nicht selten hundert und dreißig Schuch hoch/ und drey oder vier Klaftern dicke wüchsen. Denn das aus den Cedern dringende Oel hätte wider Fäule und Schaben eine unüberwindliche Kraft; also daß weil die Egyptier alle ihre Mumien damit erhielten/ der Ceder edles Hartzt für längst das Leben der Todten genennt zu werden verdient hätte; und weil es das zu Erhaltung des Nachruhms vom Verhängnüsse bestimmte Papier nicht vermodern liesse; also daß durch die Wolthat dieses rothen Lebens-Oeles die nach fünf-hundert fünf und dreißig Jahren auf dem Berge Janiculus vom Eneus Terentius ausgegrabenen Pythagorischen Bücher des Königs Numa gantz unversehrt gewest/ konte es mit gutem Rechte für einen Balsam der Ewigkeit gelten. Dannenhero der Ceder-Baum auch von der Natur mit niemals verwelckendem Laube/ mit gerade gegen dem Himmel und in wunderwürdiger Ordnung stehenden Aesten und Tannen-Zapfen versehen wäre. Weil auch überdis seinem Holtze kein Wurm was anhätte/ würde es

de es in Asien zu den heiligsten Tempeln/ und wo in den Bäumen was göttliches/ die Ceder billich für andern zu Heiligthümern erkieset. Griechenland / welches zur Schutz-Frau des Oel-Lorber-und des frembden Ahorn-Baumes/ welchem die Deutschen und Britannischen aber nicht zu vergleichen / bereit war / bot dem sich für allen herfür-zückenden Syrien Kampf an; und sagte: Seine den gantzen Berg Athos überschattenden Ahorn-Bäume wären so hoch/ wo nicht höher/ als die Cedern des Libanus/ dicker aber/ als alle Bäume. Sintemal sie oft zehn Männer nicht umbarmen konten; und daher die Macedonier aus einem Stücke ohne grosse Müh und Unkosten ihre Schiffe baueten. Seine Aeste breiteten sich so sehr als fast kein anderer aus.

Zu Athen in der hohen Schule stünde ein solcher Ahorn-Baum/ welcher sechs und dreißig Ellen/ und in Lycien an der Strasse neben einem kühlen Brunnen ein ander/ welcher ein und achtzig Schuch weit sich ausstreckte. Wormit auch bey diesem letztern nichts zu einer lebendigen Höle mangelte; so umbarmte dieser hole Baum in sich einen moosigten und zertheilten Steinfels; in welchem ein Römischer Burgermeister mit achtzehen Gästen auf Römische Weise gespeiset/ und dieses natürliche allen aus Marmel gebaueten und mit güldenen Decken gewölbtem Zimmer fürgezogen hätte. Und zu Velitea in Italien/ allwo doch die anfangs vom Dionysius aus Sicilien hernach von andern dahin über Meer geführten und in die fürnehmsten Gärte sparsam versetzte Ahorn-Bäume nicht hoch wachsen/ noch reich von Blättern wären/ hätte des Käysers Enckel Cajus sich in einen so verliebet: daß er darunter eine Taffel mit Betten funfzehn Gäste zu bewirthen prächtig angerichtet und das Gastmahl ein añehmlich Nest genennet hätte. In Achajen an dem Flusse Pierus aber wüchsen eine grosse Menge solcher holen Ahorn-Bäume/ darinnen die Einwohner speiseten/ oder schlieffen; und in Griechenland würden unter ihrem Schatten Gerichte gehalten. Socrates hätte stets unter diesem Baume mit dem Phädrus sich in der Weißheit/ Crassus zu Rom mit dem Scävola/ Antonius/ Cotta und Sulpitius in Staats-Sachen unterredet; Ja/ weil der Schatten dieses schönen Baumes für eine sonderbare Erqvickung gehalten würde/ pflegten die Wollüstigẽ nicht alleine seine Wurtzeln mit dienendem Weine zu erfrischen; sondern die Römer hätten auch bey den Morinnen in Gallien auf einen dahin gepflantzten einen Zoll geschlagen/ welchen jeder geben müste / der seines Schattens genüssen wolte. Niemand aber hätte die Würdigkeit dieses edlen Baumes danckbarer erkennet/ als Xerxes/ welcher in Lydien umb einen sein gantzes Heer gelägert/ einen gantzen Tag sich darunter ergetzet/ selbten auch nicht alleine mit einem güldenen Halsbande verehret/ und einem aus denen edlen Persen/ welche man die Unsterblichen geheissen/ zu verwahren anvertrauet; sondern auch sein Bild aus Golde gegossen hätte; damit er durch diesen Nachguß die beschwerliche Entpehrung des geliebten Baumes etlicher massen ersetzte. Und gleich als wenn kein ander Ertzt diesen Baum abzubilden würdig wäre/ hätte Cyrus nach überwundenem Asien einen güldenen Ahorn-Baum gefunden/ wormit hernach auch Darius beschenckt worden wäre. Weßwegen sich nicht zu verwundern: daß der hochverdiente Themistocles sich ihm verglichen hätte/ weil die Griechen zu beyden/ bey kom̃ender Gefahr und Ungewitter/ ihre Zuflucht nähmen; bey annehmlichem Wetter aber ihnen den Rücken dreheten/ ja diesen die Ceder und Eiche übertreffenden Riesen-Baum durch Behauung des Gipfels und der Aeste gar zum Zwerge machten; wormit es so wol unter den Bäumen als Thieren Mißgeburten gäbe. Die Natur aber hätte ihn so lieb: daß er nicht alleine mit den geschwindesten an wäßrichten Orten wüchse/ ja bey den Messeniern aus einem

ein

ein trinckbares Quell flüsse/ sondern ihm auch Aexte und andere Gewalt wenig schadete. Daher auch der über und über abgeschälete Ahorn-Baum des Antanders nicht allein von sich selbst wieder ausgeschlagen und in einen funfzehn Ellen hohen und vier Ellen dicken Baum gewachsen/ sondern auch/ als hernach der Wind ihn zu Bodem geworffen/ nach etlich abgehauenen Aesten und erlangter Erleichterung/ sich des Nachts wieder empor gehoben hätte. Weßwegen er an Alter fast alle Bäume überlebete; also/ daß in Arcadien und zu Delphis noch zwey/ welche Agamemnon mit eigner Hand gepflantzt/ und in der Landschafft Aulocrene einer/ daran Apollo den überwundenẽ Marsyas aufgehenckt/ zu sehen wäre. Jedoch wäre nur nicht dieses Baumes Schatten/ welcher wohl im Winter/ niemals aber im Sommer die Sonnen-Straalen durchdringen liesse/ sondern auch seine heilsame Eigenschafften verehrens würdig; dessen gänsefüssichte Blätter/ Rinde und Beeren heilsame Augen- Ohren- und Zahn-Artzneyen abgäben/ den Aussatz und Schlangen-Bisse heileten; und wie die Sonne den Fleder-Mäusen ein Greuel wäre; also daß die Störche ihre Nester mit darein gelegten Ahorn-Blättern für Beschädigung der feindlichen Fleder-Mäuse bewahrten. Diesemnach denn die Alten geglaubt hätten: daß dieser Baum was Göttliches an sich habe; also sie die Bilder der Schutz-Geister mit seinen Zweigen träntzeten/ des Diomedes Heiligthum damit umbpflantzt/ und der weise Socrates nicht anders/ als beym Ahorn-Baume zu schweren gepflogen hätte; worzu Miletus ihn noch viel zu edel gehalten; ja selbst Jupiter hätte diesen Baum gewürdigt unter ihm Europen zu schwängern/ welcher noch in Creta gesehen würde/ und seine allezeit grünende Blätter niemals verliere; also kein Baum mehr als der Ahorn den Siegs-Krantz verdiente. Das Atlantische Eyland rüstete sich seine dicke Bäume/ welche acht ja sechzehen Männer nicht umbklaftern/ und wohl tausend Menschen überschatten/ in ihren neun und zwölff Klafftern weiten Höle eine Heerde Schafe beherbergen könten/ auf den Schau-Platz zu stellen; alleine Persien kam ihm zuvor/ und meldete: Wenn ein Baum mit seinem Schatten den Glantz des Vorzuges verdiente/ könte er keinen/ als seinen vielstämmichten Wurtzel-Bäumen zuerkennt werden; derer von den Aesten abhangendes Gefäser in die Erde krieche/ Wurtzeln einschlüge und in neue Stämme empor wüchse/ also daß unter diesen wohl hundertstämmichten Bäumen oder Wäldern lange Lust-Gänge gebauet/ und etliche tausend Menschen für den brennenden Sonnen-Straalen beschirmet würden. Vermittelst dieser in einander geflochtener Bäume Befestigung hätten in Hircanien die Marder dem grossen Alexander die Spitze gebothen; und in dem am Sud-Meere gelegenen Persien gäben diese schattichten Bäume die kühlesten Zelten/ die heiligsten Tempel/ und mit ihren blut-rothen Feigen reiche Speise-Cam̃ern ab. Deutschland kündigte so wol Griechenlande/ als dem Atlantischẽ Eylande hierüber Krieg an/ und sezte jenem entgegẽ: Diese vielstäm̃ichtẽ Bäume wärẽ für keinẽ einzelẽ Baum/ sondern wie vielköpfichte Leiber für Miß-Geburten zu achten; von denen man glaubte: daß durch Genüssung ihrer Frucht die ersten Menschen den Haß gegen Gott eingesogen; und davon mit allen Lastern schwanger worden wären. Diesem aber hielt er ein: daß der von nichts als seinem dicken und also ungesunden Schatten berühmte Ahorn-Baum seinen Bäumen nicht den Schatten reichte/ und ans Licht gesetzt zu werden allzu düstern wäre. Apollo und Jupiter hätten ihn auch nur zu Unehren gebraucht; und weil seine Aepffelichen Gift in sich hegten/ wäre er gut genung gewest: daß die Lernische Schlange unter ihm erzogen worden. Wie diese nun vom Hercules wäre erleget werden; so wenig könte der Ahorn-Baum

gegen

gegen ihrer Eiche bestehen; derer zwey vom Hercules eigenhändig gesetzte noch im Pontus bey Heraclea neben des Stratischen Jupiters Altare zu sehen wären. Denn wie der schattichte Ahorn-Baum ein Greuel der himlischen Götter und ihres Lichtes wäre; also wäre die Eiche ein rechter Riesen-Baum des Jupiters/der Juno und der Trivischen Diane oder Hecatens Heiligthum. Mit den Eicheln hätte Jupiter zum ersten sein Volck gespeiset; und die erste Welt hätte in Wäldern den grösten Eichbaum als sein Bild angebetet. Ja Jupiter hätte die erste und älteste Weissagung bey Dodona durch redende Eich-Bäume dem Menschen entdecket. Juno als die Vorsteherin der Städte hätte die Eichen ihr geheiliget; weil ihr Holtz das beste zu Erbauung der Häuser/Schiffe/Fässe und anderer Gefässe wäre. Sie wären Hecaten gewiedmet / zweifels-frey / weil der Eicheln Wurtzeln so tieff in der Erde steckten / als der Gipfel gegen dem Himmel sich erstreckte. Und die Parcen/welche dem Menschē Leben und Tod spinneten / hätten die Eich-Blätter zu ihren Kräntzen erkieset; vielleicht weil ihre Frucht die älteste Lebenskost; das Holtz aber/welches auch die besten Kohlen gäbe/ zu Särchen oder zu Verbrennung der Leichen am dienlichsten wäre. Aus welchem zweyfachen Absehen zu Athen auf den Hochzeiten ein mit Eicheln gekräntzter Knabe eine mit Brodt gefüllete Wiege herumb truge; des Trojanischen Königs Jlus Grab aber mit Eichen bepflantzet/ von den Weibern zu Priene in Jonien bey einer Begräbnüß-Eiche/ wo ihre fürnehmste Bürger von Milesien erschlagen worden/ am betheuerlichsten geschworen würde. Ja Socrates hätte am kräfftigsten bey den Eichen geschworen/ weil sie älter als der Griechen Götter wären. Nirgends aber würden die Eichen heiliger verehret / als in Deutschland von den Druyden; sonderlich aber die Stein-Eichen / worauf Mistel wüchse. Denn wie die Eichwälde ohne diß der Druyden Tempel und ohne Eich-Zweige kein Opfer verrichtet würde; ja sie von den Eichen den Griechischen Nahmen führten/ also hielten sie den Mistel für ein ihnen vom Himmel geschicktes Zeichen und Pfand Göttlicher Gnade. Diesen Mistel schnitte ein weiß-gekleideter Priester mit einer güldenen Sichel am Neu-Monde/ welcher das dreissigste Jahr anfinge/vom Baume ab / und hüllete ihn in ein weiß Kleid ein; worunter zwey weisse Ochsen geopfert / dieser Mistel aber/ welcher eben des in die Hölle steigenden Eneas güldener Zweig gewest wäre/ wenn man davon trincke/für ein Mittel zur Fruchtbarkeit / eine Artzney wider alles Gifft/ und eine Ursache vielen Glückes verwahret würde. Wie denn auch die Eichen so viel heilsames/ als irgends ein ander Baum an sich hätten/ die Rinde wider Gifft und Entzündungen diente/ mit den Blättern Wunden geheilet/ das Zahnweh und die rothe Ruhr gestillet würde. Uber diß hätten die Götter und Pelasgus die Griechen/ an statt der schädlichen Kräuter und unverdaulichen Wurtzeln zur gesündern und schmackhaftern Speise der süssen Eicheln angewiesen. Ob nun wohl bey wachsender Wollust so wohl die süssen/ als bittern Eicheln des Viehes Speise worden; brauchten sie die Hispanier doch zu ihren Nachgerichten; und zu Athen würden sie auff den zwey Feyer-Mahlen in der Academia und im Lyceum nebst Bohnen Myrten-Beeren und Feigen geröstet aufgesetzt. In Asien und Griechenland würde mit den Eicheln / wie in Deutschland mit eichener Rinde/ das Leder zierlich ausgegärbt. Zu geschweigen: daß auf den Eichen / und zwar aus ihrem eigenen Safte/ nicht aber aus gewissen von den Vögeln dahin getragenen Beeren der beste und zu der Artzney dienlichste Mistel; also auch gewisse Piltze/ welche die Lüsternheit nunmehr zu einer göttlichen Speise gemacht hätte/ der zum besten Haar-Staube dienende Mooß / zum färben dienende Gall-Aepfel

wüchsen/ woraus man des vorstehenden Jahres Fruchtbarkeit/ Mißwachs und Kranckheiten urtheilen könte. Ja dieser Baum beherberget nicht nur die Bienen/ sondern der Himmel bethauete ihn auch mit einem gewissen Honige. Aus seinem verbrenneten Holtze machte man Salpeter; und der grosse Alexander hätte erfunden im Sommer unter eichenem Laub den Schnee lange zu erhalten. Dahero Cato die durch besondere Güte der Natur so wohl auf Bergen/ als in Thälern wachsenden Eichen gar billich für eine unentpehrliche Zugehörung eines vollkommenen Landgutes gehalten. Zu geschweigen: daß Italien/ welches für einen Kern aller Länder in der Welt gehalten werden wolte/ durch ein eichenes Laub Blat deutlich abgebildet wäre. Woraus die Römer ihnen eine ewige Beherrschung der Welt wahrsagten; weil die Eichen keiner Gewalt nachgäben/ die schärffsten Aexte stumpf machten/ wenn sie gleich inn- oder auswendig fast halb verbrennt würden/ dennoch grüneten/ im Wasser schwartz wie Eben-Holtz/ und harte wie Steine würden/ und ein lebhaftes Alter vieler hundert Jahre erreichten. Massen denn zu Rom eine mit Hetruskischen ertztenen Buchstaben als heilig-bemerckte Stech Eiche auf dem Vaticanischen Hügel/ und zu Tibur drey andere/ bey welchen ihr Uhrheber Tiburtus solte eingeweyhet worden seyn/ und also alle älter/ als beyde Städte wären/ verehret würden. Ob nun zwar dieser nützliche Baum fast in der gantzen Welt wüchse/ auch im Thurinischen Gebiete immer grünete; so überträffe doch ihre Deutsche insonderheit die bey den Chauzen an dem Meer-Strande wachsenden an Grösse alle andere in der Welt. Dieser Wurtzeln erstreckten sich so weit: daß/ wenn die Wellen das Land unterwüschen/ sie gantze Felder mit wegriessen/ und als grosse schwimmende Eylande und vielarmichte Riesen mehrmals die Römischen Kriegs-Flotten bestürmet/ oder in die Flucht gejagt hätten. Wem könte nun der von der Natur den Bäumen zugesprochener Sieges-Krantz besser anstehen als ihrer Eichen die Wolcken durchbohrendem Haupte. Der Welt Schiedes-Richter die Römer hätten für sie schon das Urthel gefället; da sie dem/ welcher einen Bürger erhalten/ von eichenem Laube den bürgerlichen Siegs-Krantz zu machen geordnet/ welchen Krantz sie allen andern/ aus Gold/ Perlen und Edelgesteinen geflochtenen Siegs-Kräntzen weit fürgezogen/ und die damit gekrönten so weit gewürdigt hätten: daß sie nicht nur bey den Rathsherren gesessen/ der Rath in Schau-Plätzen für ihnen aufgestanden/ sondern auch sie und ihre Eltern aller bürgerlichen Beschwerden entlastet worden wären. Daher auch der Africanische Scipio/ als er seinen verwundeten Vater/ den Bürgermeister und Feldherrn in der Schlacht mit Hannibaln erhalten/ keinen grössern Danck/ als den eichenen Bürger-Krantz verlangt hätte. Griechenland meynte durch diesen Gegen-Satz viel von seinem Ansehen zu verlieren/ wenn es sich die deutschen Eichen so schlecht abfertigen liesse/ nicht so wohl wegen ihres verschmähten Ahorn-Baumes/ als weil ihr Oel-Baum sie gleichsam zur Rache anreitzte/ welcher mit dem Eich-Baume eine solche Tod-Feindschafft heget: daß wenn ein Baum in des andern Grube versetzt wird/ selbter vertirbt/ und der einer Eiche benachbarte Oelbaum nicht allein keine Frucht trägt/ sondern sich auch hinter andere Bäume verstecket. Diesemnach that Griechenland diesen Vortrag: Die wilde und nur für Schweine fruchtbare Eiche verdiente so wenig unter die umb den Siegs-Krantz streitende Bäume/ als wegen ihres dämpfenden Schattens in die Lust-Gärte versetzt zu werden. Die Natur hätte sie desthalben nicht einst einer Blüthe gewürdiget/ welche doch die Freude/ wie der Regen die Speise der Bäume wäre. Sie tauerte ja eine Zeitlang/ aber endlich vertürbe sie von sich selbst

selbst anfangs am Gipfel/ hernach im Stamme; also: daß Pericles die durch eigene Schuld ins Unglück verfallenen Böotier nicht unbillich diesem Baume verglichen hätte. Wie wenig ihm der Himmel geneigt wäre/ liesse sich daraus muthmassen: daß Donner und Blitz an keinem Baume mehr als an Eichen ihren Grimm ausübten. Und ihr Holtz zu keinem Gottes Dienste taugte. Hingegen wäre der Oelbaum den Göttern so beliebt: daß sein und des Lorberbaums Holtz durch irrdische Gebrauchung nicht beflecket werden dörffte/ ja zu Verbrennung der die Götter versöhnenden Opfer allzu köstlich geachtet würde. Der Oelbaum wäre ein Bild der Reinigkeit; also: daß er nur/ wenn er von einer keuschen Hand gepflantzt würde/ geriethe/ wenn ihn eine Jungfrau säete/ desto mehr Früchte brächte; und daher die bey der Stadt Anazartus in Cilicien von eitel unbefleckten Knaben gepflegten Oelbäume so fruchtbar wären. Die reineste Göttin Minerva hätte den Oelbaum darumb zu ihrem Heiligthume erkieset; welche vermittelst ihrer Lantze ihn zu Athen auf dem Schlosse am ersten herfür bracht hätte/ damit sie sich umb selbige Stadt durch diß Friedens-Zeichen mehr/ als der umb das Vorrecht streitende Neptun mit seinem kriegerischen Pferde/ wie auch mit dem durch seinen Dreyzancks-Stab erregten Brunn und See-Hasen verdiente/ und sie auf Jupiters oder des Griechischen Frauenzimmers Ausspruch wider der Männer Meynung nach ihrem Nahmen zu nennen die Ehre hätte. Jedoch hätte auch des Apollo Sohn Aristäus durch gezeigte Pflegung dieses edlen Baumes/ und Mercur durch gewiesene Auspressung des Oeles an solcher Ehre Theil zu haben sich beflissen. Diesemnach denn zu Athen diß heilsame Gesetze gewest wäre: daß kein Mensch ausser zum Tempel-Bau und zu Begräbnüssen einigen Oelbaum ausgrübe; Themistocles aber klüglich gerathen hätte/ der Schiffart sich zu entschlagen/ und in dem zu Oelbäumen so geschickten Attischen Gebiete alleine derselben Pflantzung abzuwarten. Sintemal das Oel/ welches doch keine so mühsame Pflegung/ als der Wein dörfte/ nach Brodt und Weine das nützlichste Ding unter allen Gewächsen wäre/ als welches ein Erhaltungs-Mittel aller wohlrüchenden Sachen und des Eisenwercks wäre/ nebst denen eingesaltzenen und den Geschmack schärffenden Oliven nicht nur eine gesunde Speise/ sondern eine köstliche Würtze aller Gerichte/ ja eine kräftige Artzney abgäbe/ den Leib für Kälte bewahrte/ von Müdigkeit erledigte/ und daher die Kämpfer in den Olympischen Spielen sich darmit eingeschmieret; der neun und neunzig Jahr alte Democritus/ und der über hundert Jahr bey Kräfften bleibende Pollio/ Romulus auch dem fragenden Käyser August dessen Ursache gegeben hätte: daß sie viel Honig gespeiset/ und sich offt äuserlich eingeölet hätten. Nicht weniger wäre auch das Holtz der Oelbäume seiner von Würmern unversehrlichen Dichte und Fettigkeit halber schweißicht/ und daher so wol als Cedern und Cypressen den Bildschnitzern dienlich. Dahero die Oelbäume auch so viel längsamer wüchsen/ aber auch über zwey hundert Jahr dauerten; und wenn sie auch schon veralterten/ durch eingepfropfte Zweige/ wie die aus einem wilden Oelbaume geschnitzte und an dem Flusse Alfeus in die Erde gesteckte Keule des Hercules wieder grün und verjüngt würden. Wegen dieser Krafft wäre zu Rom das hole Bild des Saturn stets mit Oele gefüllet gewesen/ daß es nicht wurmstichicht würde. Also tränckte das Oel auch frembdes Holtz/ ja es speisete das Feuer sanfter/ als kein ander Zunder; und besänftigte so gar das unbändige Meer; weßwegen die Wasser-Taucher ihren Mund damit fülleten; ungeachtet es sich sonst so wenig mit Saltze und Wasser vermischte/ als der vom Lecken verterbende Oelbaum den Speichel der Thiere vertrüge/ sondern weil es sehr

sehr geistig wäre/ eben schwäme/ und schwerlich gefrüre. Hingegen vertrüge sich das Oel wol mit Kalcke/ und leschte den vom Wasser brennenden aus. Die gröste Freundschafft aber unterhielte der Oelbaum mit den annehmlichen einander umbarmenden Myrten/ Weinstöcken und Bienen; welche so viel mehr Honig eintrügen/ wenn ihre Stöcke nahe bey Oelbäumen stünden; also: daß in Libyen die in Weinstock gepfropften Oelzweige Trauben und Oliven trügen; ja in Arcadien wären in einem Heiligthume aus einerley Wurtzel ein Oelbaum und eine Stech-Eiche gewachsen. Diesemnach denn billich die Oel-Zweige/ welche zwar die Winde/ nicht aber ohne Abbruch der Fruchtbarkeit Schläge vertrügen/ noch nahe bey dem unruhigen Meere gerne wüchsen/ für ein Friedens- und Versöhnungs-Zeichen erkieset worden wären/ und die Athenienser damit dem Timocrates/ die Sidonier dem Artaxerxes/ Timon und Androbolus dem Xerxes/ die Carthaginenser dem Scipio entgegen gegangen/ und die Alexandriner aufs Rathhaus zu Rom erschienen wären. Jedoch wären die Oelbäume auch ein Zeichen des Sieges; daher hätte der die Gesetze des Solons verbessernde Epimenides/ an statt der ihm von Athē zu Danck angebothenen Geschencke/ nichts als einen Zweig von dem ersten auf dem Schlosse daselbst stehenden und als hochheilig verehrten Oel-Baume zur Vergeltung begehret; welcher hernach/ als ihn gleich die Persen mit sambt Athen verbrennet/ eben selbigen Tag zwey Ellen hoch wieder ausgewachsen wäre/ und als Xerxes ihn zum andern mahl eingeäschert/ folgenden Tag schon wieder Früchte getragen hätte. Die Athenienser hätten darumb ihre wider den Feind ziehenden Feld-Obersten und die grossen/ die Römer aber die kleinern Sieger mit Oelzweigen gekrönet. Gleicher gestalt wäre bey den Milesiern der Oelbaum/ welcher bey den bürgerlichen Kriegen hernach verdorret/ und der für dem Minerven-Tempel bey den Sicyoniern stehende und mit Oel flüssende Baum/ wie auch zu Rom der Ort über der Tyber/ da für wenig Zeit einen gantzen Tag aus der Erde Oel gequollen/ für ein so grosses Heiligthum als der zu Athen verehret worden; nun darumb sich nicht zu verwundern: daß des Neptunus Sohn Hallirhotus über Aushauung der Oelbäume sich tödlich verwundet hätte. Ja nicht nur diese und ihre Frucht/ sondern so gar die Oliven-Hülsen wäre zu Vertilgung schädlicher Kräuter und zu vielen Artzneyen gut. Der wilde Oelbaum aber/ in welchen Appulus solte verwandelt worden seyn/ wäre zu Bekräntzung der Sieger auf den Olympischen Spielen gebrauchet/ und dieser vom Hercules gepflantzte unfruchtbare denen Oliven tragenden Oelbäumen fürgezogen worden/ zur Anweisung: daß die Tugend ihr selbsteigener Lohn wäre/ und auf keinen schnöden Gewinn zu sehen hätte. Daher auch die den Göttern gewiedmeten Gaben für den Tempeln auf wilde Oelbäume aufgehenckt würden. Mit einem Worte: Der Oelbaum wäre Göttern und Menschen der beliebteste Baum; und hätte unter keinem andern als diesem Latona ihren Apollo nemlich den Vater aller Fruchtbarkeit gebehren wollen. Assyrien brach ein und sagte: Das beste Oel schwäme zwar oben/ darumb aber müste sein Oel nicht für allen andern köstlichen Fettigkeiten oben schwimmen/ dessen Unvollkommenheit daraus zu urtheilen wäre: daß das aus unreiffen Oliven gepreßte Oel noch das beste wäre/ in bleyernen und ertztenen Geschirren bald vertürbe; der Oelbaum aber selbst ohne Kern wäre/ seine Wurtzel auch nur von dem aufgehenden Gestirne der Klucks-Henne erquickt würde; aber keine Sonnen-Strahlen vertrüge/ und offt ein einiger grünender Zweig dem gantzen Baume seine Krafft verzehrete; wie auch niemals zwey Jahr nach einander Frucht trüge; welche mit blossen Fingern abgelesen werden müste/ und doch nicht besseres

Oel gäbe / als welches in Aria aus Dörnern rinnte / und die Welt so wohl gar / als Rom über drey hundert und viertzig Jahr / die Gallier aber biß ietzt entpehren könte. Zu geschweigen: daß zu Syracusa die Urthel der Verweisungen auff Oel-Blätter geschrieben würden / die Esseer dafür eine gäntzliche Abscheu hätten / und wenn einer unter ihnen ungefehr mit Oel wäre befleckt worden / sich davon sorgfältig reinigten. Hingegen flüsse aus dem den Myrrhen-Stauden gantz ähnlichen Terpentin Baume das an Geruch und Heilsamkeit beste Hartzt in der Welt / welches gar kein Gewand fleckicht machte / das Thericles nicht nur fürlängst dem Baumöle / ja dem Muscaten- und Zimmet-Oele fürgezogen hätte; sondern auch dem Phönicischen Balsame am nechsten käme / und zum Rauchwercke gar wohl die Stelle des Weyrauchs verträte. Dieses regte die Zeugungs- und Gebehrungs-Kräfften / diente wider den Stein / Gicht und Hufweh; reinigte Miltz / Nieren und Blase / heilete die Wunden / wärmte und stärckte die Spann Adern / und wäre im gantzen Leibe ein rechtes Lebens-Oel. Sein blauer Saame übertraffe an Schönheit die Zierde des Scythischen oder aus Silber gemachten Lasurs / wäre auch für alter Zeit etlicher Völcker / insonderheit aber der Persen einige Speise gewest. Sein Holtz wäre in Syrien und sonst schwärtzer als Eben-Holtz / und diente den Drechslern zu der schönsten Arbeit. Asien versätzte: Assyrien hätte mit seinem Terpentin-Baume nicht Ursache so groß zu sprechen. Denn dieser edle Baum wüchse auch im steinichten Arabien / in Cilicien / und insonderheit auf dem Eylande Chius. Der zu Memphis stehende und immer grünende Terpentin Baum aber überträfe an Schönheit und Alter alle andere in der Welt; als welcher mit ihr selbst jung worden wäre / und mit der Zeit in die Wette zu tauren schiene; also auch am würdigsten zum Siegs-Preise wäre. Hingegen wären seine das Gebürge Ida beschattende Cypressen viel lobwürdiger. Denn sie tröpfelten ein wolrüchend Hartzt von sich / welches dem Terpentin wenig oder nichts nachgäbe / und zu einem gesunden Oel diente. Sein Stam̃ trüge des Jahres dreymal Früchte / nemlich seine mit den̄ kaum sichtbarē rothē Saamkörnern gefüllte Nüsse / aus deren einer viel hundert solche grosse Riesen-Bäume nicht ohne Wunderwerck und Andeutung: daß in den kleinsten Dingen Gott am grösten sich zeige / wachsen könten. Sein geflasertes Holtz wäre das schönste / und so wohl zu Gebäuen als Bildern das beste. Sintemal ihm weder Wurm noch Alterthum was an hätte. Daher zu Rom auf dem Schlosse das Bild des Vejupiters fast vom Anfange der Stadt biß zu gegenwärtiger Zeit getauret und seinen ersten Glauben behalten hätte. Mohrenland konte dem ruhmräthigen Asien länger nicht zuhören; sondern brach ein: Asien möchte mit seinem fahlen Cypreß-Holtze sich für seinem Eben-Holtze / welches an Schwärtze die Kohlen / an Härte das Eisen / an Glätte das Helffenbein überstiege / nur verkriechen. Denn die aus diesem geschnitzten Bilder beschämten die ertzt- und steinernen. Die den Gräbern und dem Tode gewiedmeten Cypressen gingen umb sich selbst traurende in der Klage / und weil ihr Wachsthum verstockt / ihre Aeste ohne Frucht / die Blätter bitter / der Geschmack seiner Nüsse scharff / der Geruch widrig / ja der Schatten selbst unangenehm wäre / seine Wurtzeln aber nach einmaliger Abhauung nicht wieder wüchsen / wäre er nicht unbillich der Hölle gewiedmet / und sein Holtz zu keinen andern Bildern / als der schädlichen Götter würdig. Aus seinem Mohren-Holtze aber wäre nicht nur die Ephesische Diana gebildet; sondern die Indianer machten alle ihre Götter daraus; und zwar so viel billiger / weil das auf glüende Kohlen

len gelegte Ebenholtz ohne einigen Rauch verbrennte und einen süssen Geruch von sich gäbe. In Indien machte man auch Speise- und Trinkgeschirre daraus/ weil es wider Gifft und Zauberey eine fürtrefliche Krafft hätte. Nichts weniger diente es zu einer köstlichen Augen-Salbe. Diesemnach die vom Cambyses überwundenen Mohren den Persischen Königen jährlich ein gewisses von diesem Holtze hätten zinsen müssen. Der grosse Pompejus hätte es in seinem Morgenländischen Siegs-Gepränge als eine kostbare Seltzamkeit für ihm hertragen lassen/ und Cleopatra hätte es bey Belägerung Alexandriens unter andern kostbaren Schätzen für dem Käyser August in der Isis Tempel versteckt. Ja es verdiente mehr ein Ertzt/ als Holtz genennet zu werden; weil es/ wenn es gleich dürre würde/ die erste alles andere Holtz übertreffende Schwerde behielte/ und im Wasser wie Eisen untersincke. Pannonien fiel ein: An dem Eben-Baume wäre nichts als das Holtz preißwürdig; welchem aber die Kunst durch Beitzung fast alles andere harte Holtz ähnlich machen könte. Der Kern seines Citysus aber gäbe dem meist zum theil faulenden Eben-Baume nichts nach; sein Stam̃ gleichte dem Balsam-Baume; und aus seinen Blüten saugten die Bienen eine unglaubliche Menge Honigs. Der Seren Land lösete nun auch seine Zunge/ und sagte: der Citysus wäre ein Feind aller andern Bäume/ weil er alle in der Nachbarschafft stehende Pflantzen tödtete; und also vielmehr auszurotten als zu erhöhen. Das Eben-Holtz oder vielmehr seine wachsende Kohlen aber gehörten ins Feuer oder in die Hölle. Sein edles Rosen-Holtz aber wäre unter allen andern/ wie die Rose unter den Blumen der König. Seine annehmliche Röthe gleichte den Rosen/ seine Adern aber durchstreifften es so artlich/ als wenn die Natur mit allem Fleiß ihren künstlichen Pinsel darzu gebraucht hätte. Diesemnach auch die davon gemachten Bilder die Helffenbeinernen/ die Tische aber der Mauritanier aus Ceder-Wurtzeln gemachte beschämte. Gallien hielt es ihm nunmehr auch verkleinerlich länger zu schweigen; daher sagte es: die Natur spielte nicht nur in vielen Bäumen/ sondern auch in Steinen und Muscheln mit ihrem Gemählde. Dieses aber wäre wunderwürdiger: daß in seinem Narbonischen Steinfelde Scharlach- oder Karmesin-Bäume mit Würmer-heckenden Beeren wüchsen/ welche fast schöner als das Blut der Purpur-Schnecken/ Seide färbten; und wenn diese Würmlein darauf stürben/ etliche Tage einen den Zibeth/ Ambra/ Mesch- und Citronen-Blüte übertreffenden Geruch von sich gäben/ wie nichts weniger zu einer fürtrefflichen Hertzstärckung und Wunden Balsame gebraucht würden. Es wäre wider das Hertzklopffen/ wider Ohnmachten und Traurigkeit des Gemüthes nichts heilsamers als das hiervon gemachte Labsal. Daher wenn dieses seines Baumes zum Bauen und allerhand Werckzeugen überaus dienliches Holtz/ seine immergrünenden Blätter/ die Süßigkeit seiner Eicheln und die Pracht seiner Färbung nicht der Griechen Gesätze/ welches die Abhauung dieses bey einem Grabe stehenden Baumes bey Lebens-Straffe verbot/ rechtfertigte/ würde alleine seine heilsame Artzney-Krafft ihm alle Grausamkeit abschäumen. Armenien widersprach Gallien/ und sagte: Wenn einem Baume in der Welt der Siegs-Preiß wegen der Färberey gebührte/ käme er seinen Stauden zu/ derer Himmelblau färbende Blätter allen andern so weit/ als der Himmel der Erde vorgienge. Ob nun zwar diese auch in Indien und andern Orten wüchsen/ thäte doch von den Armenischen ein Pfund mehr/ als anderwerts drey; und würde deßwegen in kein Land der Welt mehr Gold und Silber/ als in Armenien gebracht. Gallien wolte Armenien nicht

weichen / sondern versätzte: Ihre Scharlach-Farbe wäre eine Königliche / Armeniens aber eine Trauer-Farbe. Uberdis wüchsen in Gallien Dornstauden / welche die annehmlichste Geldfarbe in Seide und Wolle brächten; die die Serer ebenfals nur ihren Königen vorbehielten / und die rechte Farbe des Himmels / blau aber der Luft / oder vielmehr nur ein Betrug der Augen wäre. Das grosse Atlantische Eyland lächelte hierüber / und sagte: daß alle Färbe-Bäume gegen seinem auswendig Aschfärbichten / inwendig aber rothen und mit Buchsbaum-Blätter prangenden sich entröthen / und als Zwerge verkriechen müsten. Sintemal sie an Grösse die Eichen überträffen und zum theil von drey und mehr Männern nicht umbklaftert werden könten. Das Holtz ihres Stammes / auch seine Asche färbete roth wie Purpur oder schwartz-braun / etliche auch gelbe und andere blau. Das Holtz wäre Bley-schwer / Eisenharte und diente zu Seulen / Bildern und Werkzeugẽ besser als kein anderes / und gäbe im Brunnen fast keinen Rauch von sich. Seine Zweige prangeten mit bundten Meyen-Blumen. Etliche trügen auch gar Früchte wie Weintrauben / welche an köstlichem Geschmacke den Weinbeerẽ nichts nachgäben. Das Zeither schweigende Italien lösete nunmehr auch seine Zunge; und rühmte seinen Maulbeer-Baum für ein Wunderwerck der freygebigen Natur. Denn er färbete / speisete und kleidete die Menschen. Seine Beeren hätten einen das Blut beschämenden Safft in sich; also: daß dieser auch für das Blut des Pyramus gehalten würde. An der Farbe dieser Beeren hätten die Götter selbst Belieben; daher Schäfer und Hirten niemals den Gott Pan umb Gedeyen ihrer Heerde anruften; daß sie ihre Leiber mit diesem Safte färbeten. Der Saft gäbe eine annehmliche Speise und zugleich in vielen Schwachheiten eine Artzney ab. Die Blätter der Maulbeer-Bäume / besonders aber der weissen / verwandelten sich in den Eingeweiden der Seiden-Würmer in das köstliche Gefäser / woraus sie das herrlichste Gespinste der Welt / ihnen selbst aber das prächtigste Grab webten; daher der Nutzen dieses Baumes Weinstöcken und Oelbäumen fürgezogen würde. Egypten begegnete Italien / und meldete: an den Maulbeeren taugte weder Farbe noch Genüß. Jene wäre vergänglicher / als die Schmincke des Cretischen Meerschilffes / dieser mehr schädlich / als nütze / und die Blätter so wol / als anderer Bäume nichts mehr / als Speise der Würmer / welchen allererst die Geburt der Seide zuzuschreiben wäre. In Egypten aber wüchsen Bäume von zweyerley Grösse / welche in ihren Aepfeln köstlichere Wolle als kein Schaaf trügen. Aus Egypten hätte sich Indien und gantz Mohrenland damit besämet / und würde die meiste Welt nackt gehen müssen / wenn nicht diese alle Menschen zu kleiden auskommende Bäume thäten. Scythien brach ein: Alle diese Baumfrüchte wären todte Dinge gegen denen vollkommenen Lämmern / welche bey ihm auf einer starcken Staude wüchsen. Diese Lämmer geben die zarteste Wolle dem Frauenzimmer zu Hauben / ein niedliches Krebsfleisch zum Essen. Und wormit man ihre Frucht für ein vollkommenes Thier zu halten gezwungen würde; flüsse aus diesem Schaafe nach jederm Schnitte Blut; es lebte nicht länger / als es umb sich andere Kräuter gleichsam zu seiner Speise hätte / und nach ihm wäre kein ander Fleisch-fressendes Thier / als der Wolf lüstern. Arabien versetzte: diese Lämmer-Pflantze wäre so wenig ein Thier / als die Affen Menschen / auch mehr ein seltzames Spiel / als ein groß Geschencke der Natur; weil weder das fleischichte Gewächse noch die wenige Wolle viel Nutzen brächte. Sein Gossopischer Baum aber trüge einen so zarten Flachs / gegen welchem Baumwolle grob und

harte wäre/ wiewol es noch zweifelhaft: ob die ersten Baumwollen Bäume in Arabien oder Egypten gewachsen wären. Aus seinem Baumflachse aber würde die köstlichste und dem Golde gleichgültige Leinwand gemacht/ womit nicht alleine das Frauenzimmer/ als seiner grösten Zierde prangten/ sondern auch die Hohenpriester ihrer Reinligkeit halber sie zu ihrem heiligsten Schmucke brauchten. Serica widersprach Arabien/ und sagte: Sein Baum-Gewebe wären Spinnen-Weben und gleichsam ein durchsichtiger Wind; welcher zu nichts als geilen Weibern zu einer Entschuldigung diente: daß wenn sie alle Blösse ihres Leibes zeigten/ doch sich bekleidet zu seyn rühmen könten. Hingegen trüge ihre Seiden Staude ein Gespinste/ welches zärter als Baumwolle und andere Seide wäre/ die davon gewebten Zeuge auch theuerer als beyde verkaufft würden. Arabien fieng hierüber an: Alle diese Färbe- und Wollen-Bäume dieneten fast nur allein zu Werckzeugen der Hoffart. Sein grosser und schwartzer Dorn-Baum aber trüge zwar auch kleine weißgelbe Wolle/ aber dis wäre nur seine Blüte. Seine Blätter geben die schönsten Kräntze ab/ dienten zur Färberey und Schmitzung der Felle. Seine Aeste trügen Schoten; ein köstliches Hartzt als seine wahre Frucht/ welches wie der Wein ausgepreßt würde/ und gleichsam Würmern ähnlich wäre/ aber den Blutfluß stillete/ die Augen stärckte/ und die Gicht von Grund aus heilete. Sein Stamm grünete unaufhörlich/ und verdiente wegen seiner so vielfältigen Nutzbarkeit für allen den Vorzug. Egypten bezeugte über dieser Herfürzuckung eine augenscheinliche Ungedult/ und sagte/ dieser Arabische Hartzdorn wäre nichts anders als sein gemeiner Baum Acacia. Diesem aber wäre sein an dem Nil zehn Ellen hoch und dreyeckicht wachsender Papier-Baum/ so weit als Geld dem Kupfer fürzuziehen. Denn von seinen Blumen machte man nicht nur den Menschen/ sondern den Göttern und ihren Bildern Kräntze/ aus seinen Wurtzeln zierliche Geschirre/ aus dem Holtze Schiffe/ aus der Rinde Segel/ Teppichte/ Kleider/ Decken und Seide. Die Egyptischen Priester trügen aus keinem andern Zeuge/ als von seinem Baste Schuh. Viel die in Einsamkeit den Geheimnüssen der Natur nachsüneten/ lebten auch von dem ausgesottenen Saffte dieser rohen oder gebratenen Staude. Der gröste Nutz aber wäre allererst bey Erbauung der Stadt Alexandria erfunden/ nemlich: daß seine mit einer Nadel von sammen gezogene Blätter das beste Schreibe-Papier abgäben. Weil nun vorher die Häute der Esel/ Kälber und Schaafe/ hernach die Baum-Rinde und Palm-Blätter den Gelehrten zum Schreiben ziemlich ungeschickt; der Perser Pergament/ die Leinwandten/ worein die Schrifft gewebt/ oder gemahlt werden müste; wie auch die bley- und ertztenen Taffeln zu kostbar/ die überwächsten Bretter allzu unberüglich gewest wären; verdiente der so geschickte Papier-Baum: daß er alleine dem Apollo und den Musen gewidmet/ und für den König aller Pflantzen erkläret würde. Griechenlande ward durch die letzten Worte wegen seines dem Apollo geheiligten Lorbeer-Baums ans Hertz gegriffen. Daher fieng es an: Man machte aus der Mittel-Rinde der Maulbeer-Bäume und anderen Stauden eben so dienliches Schreibe-Papier. Alles aber wäre ein viel zu geringes Behaltnis dessen/ was durch Eingebung des Apollo die gelehrte Welt ans Licht brächte/ sondern verdiente in Ertzt oder in etwas geetzt zu werden; welches wie sein Lorbeer-Baum unaufhörlich grünete. Weßwegen nicht allein das Römische Volck am neuen Jahrs-Tage ihren Obrigkeiten Lorbeer-Zweige zureichte/ und diese Bäume im anfange des Mertzens für die Häuser der Käyser und Hohenpriester sätzte/ umb darmit eine immerblühende Herrschafft anzuwünschen; sondern es wäre dieser Baum der ewig scheinenden

Sonne/

Sonne/ oder des Apollo gröstes Heiligthum. Denn diesen Baum hätte er zuerst in Griechenland gepflantzet/ er wäre hitzig und leichtbrennend/ mit seinen zusammen geriebenen Aesten machte man unschwer Feuer/ also wäre er seiner Eigenschafft. Er diente zur Reinigung/ und daher wie er dem reinlichsten Gestirne so angenehm: daß er so wenig/ als Adler und Meer-Kälber vom Blitze beschädigt würde; also der ihm übel bewuste Tiberius niemals sein Haupt der Lorbeer-Blätter beraubte. Diese hätten auch eine geheime Krafft der Wahrsagung über vergangene/ gegenwärtige und künftige Dinge/ welche durch die drey Wurtzeln des zu Delphis so hochverehrten Lorbeer-Baumes angedeutet würde. Ja diese unter das Haupt gelegten Blätter liessen einem auch nichts unwahres träumen. Apollo/ als der Wahrsager-Gott/ hätte darumb seine flüchtige und in dem väterlichen Flusse Peneus umbkommende Tochter in keinen andern/ als einen Lorbeer-Baum verwandeln wollen/ von welchem er etliche Zweige zu seinem ewigen/ und seinen Priestern zu heiligen Kräntzen erkieset hätte/ umb auch von dem was ihn geflohen gekrönet zu werden. Auf seinem Feyer müste ein Knabe einen Lorbeer-Baum herumb tragen/ und sein hochheiliger Tempel zu Delphis wäre aus eitel Lorbeer-Bäumen des Tempischen Thales gebaut gewest. Der ihm geheiligte Fluß Eurota und Berg Parnassus würde fast von eitel Lorbeer-Bäumen überschattet/ woron die Sieger auf den Delphischen/ die grossen Tichter/ welche von den gekäuten Blättern vergeistert werden/ selten auf den Olympischen und Isthmischen Spielen/ wie auch die Aertzte damit bekräntzet würden. Maßen denn Apollo der oberste Artzt diesen Baum mit der Kraft dem Giffte zu widerstehen/ den Stein zu zermalmen/ der Leber zu helffen/ die Zaubereyen in Liebes- und Verstellungs-Dingen/ wie auch den Mehlthau abzuwenden/ und viel andern heilsamen Würckungen versehen hätte. Der Rabe befreyte sich nach Tödtung eines Chameleons damit seiner Vergiftung. Die krancken Hüner heileten sich dadurch aus; die Holtztauben und Rebhüner legten seine Blätter zu Vertreibung aller Kranckheiten in ihre Nester. Daher die Egyptier einen sich selbst heilenden Menschen mit einer ein Lorber-Blat im Schnabel habenden Aglaster abbildeten. Jedoch wären die Lorbeer-Bäume nicht alleine dem Apollo/ sondern auch andern Göttern lieb. Bey Rom würden die Kaufleute aus dem Brunne des Mercur/ wie auf den Begräbnüssen alle Umbstehenden/ mit einem eingetauchten Lorber-Zweige gereinigt. Die vom Feindes-Blute befleckten Sieger reinigten sich durch Anzündung der Lorbeer-Blätter. Sein Holtz aber hielte man auch auf Altären insgemein zu verbrennen/ noch vielmehr aber zu irrdischen Dingen für allzu heilig; welches im Feuer auch ärger/ als kein andres knackte/ und damit gleichsam seinen Unwillen verbrennt zu werden andeutete; wiewol auch dieses Knacken ein Glücks- sein stilles Verlodern aber ein Unglücks-Zeichen den Opfernden wäre. Daß Jupiter aber diesen Baum wehrt hielte/ leuchtete genungsam daheraus: daß ein Adler einen Beeren-reichen Lorbeer-Zweig der Livia Drusilla in ihre Schoß fallen lassen. Woraus in weniger Zeit an der Tiber ein Lorbeerwald gewachsen/ darinnen Käyser August zum ersten/ hernach alle folgende Uberwinder zu ihren Siegs-Kräntzen und Zweigen Aeste abgebrochen hätten/ umb sie auf dem Capitolium in Jupiters Schooß abzuliefern. Könige und Priester pflantzten sie für ihre Thüren und Fenster; Für des Augustus Pallaste stünde derer eine ziemliche Anzahl/ und hienge daran ein Krantz/ von einem Kornel-Baume; gleich als er niemals Feinde zu überwinden/ und Bürger zu erhalten aufhörete. Die Bürgermeister umbhüllleten damit ihre Beile/ die Sieger ihre Adler und Schiffe/ die Soldaten ihre Spiße; ja die einen Sieg berich-

tenden Briefe. Ein Wahrsager muste mit einer brennenden Fackel und Lorber-Zweige für denen treffenden Heeren hergehen; ja auch die zu den Feinden geschickten Friedens-Boten reckten sie selbsten entgegen. Jedoch wären zu Rom und bey andern Völckern schon für alter Zeit diese Zweige Freudens- und Sieges-Zeichen gewest. Romulus hätte nach überwundenem Könige Acron/ und Bacchus nach eingenommenem Indien/ mit einem Lorber-Krantze sich geschmücket/ ungeachtet dieser Baum mit dem Weinstocke keine geringe Feindschafft hegete/ und sein guter Geruch so wol die Stärcke und den Geruch des Weines niederdrückete/ als seine schattichten Aeste die Sonnen-Hitze zurück hielten. Diesemnach der weise Empedocles nicht ohne Ursache gewünscht: daß seine sich vom sterbenden Leibe absondernde Seele in einen Lorbeer-Baum wandern; ein Wahrsager-Geist aber den Junius Brutus das solche Bäume tragende Erdreich/ nemlich Griechenland/ zu küssen ermahnet/ da er über die Tarquinier siegẽ wolte. Also gehörete keinem als dem Siegenden Lorbeer-Stam̃e der Siegs-Krantz zu. Asien/ welches mit wolrüchenden und gantze Landschaften überschattenden Myrthen prangte/ brach ein; und führte für den Obsieg des Myrthen-Baums an: daß seine Zweige nicht jüngere Sieges-Zeichen/ als die Lorbeer-Aeste wären. Posthumius Tubertus hätte nach überwundenen Sabinern/ Papyrius Maso nach bezwungenen Corsen im Siegs-Gepränge keinen Lorbeer/ sondern einen Myrthen-Krantz zu tragen verlangt; ja diese wären aller ohne viel Blutstürtzung erlangter und also der edelsten Siege Merckmahle gewest. Bey den Griechen wären wolverdienter Leute Holtzstösse und Gräber mit Myrthen ausgeputzt/ auf denen Gastmahlen die Sänger lieblicher Gedichte damit gekräntzt gewest. Was wäre es aber nöthig für die Myrthen den Beyfall ihres Vorrechts von sterblichen Menschen herzuholen. Die Mutter aller Fruchtbarkeit/ welche allen Gewächsen ihr Leben/ allen Stauden ihren Safft/ allen Bäumen ihre Tugenden einflösse/ würde aus allen ihr selbst nicht den einigen Myrthen-Baum zugeeignet haben/ wenn sie ihn nicht für den köstlichsten gehalten hätte. Dahero schon der alte Pelops bey dem Flusse Hermus der Venus Bild aus einem Myrthen-Stocke gesetzt/ das älteste Rom unter dem Berge Aventinus der Myrthenen Venus ein Altar gebaut hätte. Die jährlich im April dieser Liebes-Göttin opfernden Frauen müsten auch alle Myrthen-Kräntze tragen. Sintemal dieser Baum gerne an denen ihr beliebten Meer-Ufern wüchse/ einen ihr annehmlichen und den Myrrhen gleichkommenden Geruch hätte; fürnemlich aber dem Frauenzimmer in vielen Nöthen dienlich/ in den meisten Weiber-Kranckheiten heilsam/ und zu Erweckung der Liebe beförderlich wäre; also den Namen der Liebes- und Verehlichungs-Pflantze verdiente/ unter denen sich auch noch die Geister der Verliebten in den Elysischen Feldern erlustigen solten. Diesemnach der Myrthen-Baum auch mit dem Rosenstocke eine geheime Liebe hegte/ und neben diesem viel fruchtbarer würde. Kein geringeres Wolgefallen müste Minerva an diesem Baume haben/ als in welchen sie die in den Griechischen Spielen so oft siegende und aus Neid ermordete Myrsine verwandelt hätte. Uberdis besässe der Lorbeer-Baum keine mehrere Kraft zu weissagen/ als die Myrthen/ derer einer bey dem Heiligthume des Romulus viel lange Zeit das Wachsthum und Aufnehmen des Adels/ der andere des Pöfels/ wunderwürdig angedeutet hätte. Seine Beeren dienten nicht nur allem Geflügel zu der allerbesten Mästung; den Wachteln/ wenn sie von der Nieswurtz erkrancket/ zur Genesung/ und den Droscheln/ daß sie mit denen ins Nest getragenen Myrthen-Blättern die giftigen Thiere damit abhielten/ sondern auch seine Blumen dem Menschen zum guten Geruche

ihres

ihres Mundes/ die Blätter/ die Beeren/ sein Saft/ sein ausgepresster Wein/ und seine der Rinden anwachsende Ister-Geburt gäben dem Magen/ wider die Verletzungen giftiger Thiere/ und in unzehlbaren Kranckheiten heilsamste Artzneyen ab. Pannonien konte Asien länger nicht zuhören/ und fieng an: Seine Lobsprüche würden dem unfruchtbaren/ und weder die Kälte noch Sonnenhitze wolvertragenden Myrthen-Baume so wenig den Vorzug unter den Bäumen/ als die Schmincke einem runtzlichten Antlitze die Jugend zu wege bringen. Er möchte sich nur unter anderer herrlicher Bäume Schatten verkriechen/ weil er ohne dis zum ersten auf des Elpenors Grabe wäre wachsend gefunden worden und der Himmel ihn nicht würdig schätzte: daß er/ ungeachtet der sorgfältigsten Pflegung auf dem Himmel so nahverwandten Berge Olympus/ oder in dem fruchtbaren Pontus wüchse. Wenn aber einem Beeren-tragenden Baume der Sieges-Krantz gehörete/ käme er keinem/ als seinem Wacholder-Baume zu/ der nirgends grösser/ als in seinem Illyricum/ und nirgends gemeiner/ als in seinem benachbarten Deutschlande wüchse. Dieser wüchse seiner himmlischen Eigenschaft nach/ nirgends lieber/ als auf Gebürgen; weder Hitze noch Kälte versengete seine niemals abfallenden Blätter; die Würmer trauten sich so wenig an sein Holtz/ als an frische Cedern ihren Zahn anzusetzen. Seine Frucht wäre seine Blüte; und so hätte er niemals nichts unvollkomenes; zu jederzeit aber zugleich reiffe und reifwerdende Beeren auf sich. Diese wären eine Artzney über alle Artzneyen. Sie wärmeten den Magen besser und gesünder/ als der Indianische Pfeffer; sie zermalmeten den Stein leichter/ als die güldene Ruthe; sie hülffen dem Husten gewisser/ als Süsseholtz ab/ ihre Glut vertriebe die Pest und Schlangen eher als Schlangenwurtz; Sie sind eine Stärckung der Brust/ eine Lüftung der Brust/ eine Salbe der Augen. Ihre Asche hilfft der Wassersucht ab; ihr Saltz verhindert die Fäulnüs/ ihr Oel wäre ein Balsam der Eingeweide/ und also der Wachelder-Stamm/ mit einem Worte/ ein rechter Lebens-Baum/ und ein allgemeiner Heylbrunn der Deutschen und Pannonier. Armenien rümpfte hierüber den Mund/ und fieng an: Es wunderte sie/ daß die kalten Nordländer/ wo die Natur selbst in Gefahr zu erfrieren stünde/ von der Köstligkeit ihrer Bäume/ und Pannonien von der geringen Wacholder-Staude so viel Wesens machte. Da doch sein Schatten nicht nur schädlich/ sondern seine Wurtzeln gar giftig wären/ seine Beeren erst im dritten Jahre reif würden/ und er oft mit eigenen Thränen seinen Unwehrt beweinte. Sein hartzichter Pistazen-Baum hätte alle Tugenden des Terebinthus/ welcher als ein Riese die Wacholder-Staude als einen verächtlichen Zwerg mit hohen Augen übersähe. Die Wacholdern streuten an statt der Blüten nur einen gelben Staub in die Luft/ seine Blüthen aber prangten mit Purpur-Blumen. Seine Nüsse wären von Süßigkeit/ Oel/ gutem Geruche und Artzney-Kraft trächtig. Denn wie sie dem Munde nach bester Würtze schmeckten; also reinigten sie die Lunge/ erleichterten die Brust/ erfreuten das Hertze/ beförderten die Liebe/ stärckten die Nieren/ insonderheit wären sie gleichsam ein Lebens-Balsam der Leber. Scythien runtzelte hierüber die Stirne; daß sie denen Kastanien-Blättern ähnlich ward/ und setzte Armenien entgegen: Sein an Größe/ an Härte des Holtzes den Eichen gleicher/ sonst aber viel köstlicher Kästen-Baum wäre unter allen Speise-tragenden Bäumen der nützlichste. Der Pistazen-Baum trüge ja wol/ aber kleine/ und den geringen Buchen-Nüssen nicht sehr überlegene/ also leicht entbehrliche Früchte. Sein Kastanien-Baum aber wäre auskommlich gantze Länder zu speisen. Seine Kästen dienten so wol zu Brodte;

daß man des Weitzens darbey entpehren könte. Dahero sie auch Jupiters Eicheln/ des Bacchus und der Venus Zugemüse genennt zu werden die Ehre hätten. Ihr Kern hätte in sich ein annehmliches Honig/ und nebst dem Häutlein eine Kraft wider Gift; ihre Schaale gäbe ein herrlich Wund-Pflaster ab. Die Natur hätte für sie sonderbare Sorgfalt; in dem alle Räuber an ihrem Stamme von sich selbst verdorreten; und ihre Nüsse wären/ so lange sie nicht völlig reif/ mit den schärfsten Stacheln gewaffnet; wormit durch Verspeisung ihrer unreiffen Frucht niemanden geschadet würde. Hispanien lächelte/ und fieng an: Weil die Kästen zwar dem menschlichen Haupte beschwerlich/ dem Magen unverdäulich/ jedoch denen engbrüstigen und keuchenden Pferden gesund sind/ begehre ich/als eine Mutter guter Pferde/ die Kastanien-Bäume zwar von meinen schattichten Hügeln nicht auszurotten; aber diesen sind meine in der Welt unentpehrlichen Mandel-Bäume weit fürzuziehen/ welche man als viel köstlicher auf die Kastanien-Stöcke zu pfropfen pflegt. Denn diese tragen mehr Mandeln als Blätter; und wider aller andern Pflantzen Art/werden sie je älter/ je fruchtbarer. Daher sie die Natur gleichsam mit allem Fleiße zeitlicher/ als andere Bäume veraltern läßt. Die Mandeln geben die reineste Nahrung ab/ und ohne ihre Hülffe können wenig niedliche Speisen bereitet werden. Der Himmel hat eines ihrer Geschlechte mit einer annehmlichen Süßigkeit/ das andere mit einer reitzenden Bitterkeit begabt/ umb diese so heilsame Frucht jedwedem Gaumen beliebt zu machen. Das Hartzt/ welches diese Bäume weinen/ hat in Artzneyen eine fürtreffliche Krafft/ an sich zu ziehen/ wie das Mandel-Oel alles zu lindern und zu heilen; ihre Milch aber zu kühlen/ und auf allen Fall bey den Kindern den Abgang der mütterlichen Nahrung zu vertreten. Italien begegnete Hispanien: Ich begehre denen nährenden Mandeln ihren Preiß nicht zu entziehen/ weil mein Feigen-Baum zu ihnen eine so gute Neigung hat/ als zur Raute und Meer-Zwiebeln; in derer Nachbarschafft er auch so viel freudiger wächst. Alleine jene werden diesem sonder Zweifel so willig das Vorrecht enträumen/ als es ihm das Recht der Natur zugeeignet hat. Denn daß die Feigen die edelste Baum-Frucht sey/ geben auch die mißgünstigen Länder nach/ bey welchen keine wachsen; wenn sie solche so ferne holen lassen/ und nach ihrem Zucker alle Finger lecken. Amitrochates/ der König in Indien/ ließ den König Antiochus durch eine Gesandschaft nicht weniger umb süsse Feigen/ als einen Weltweisen ansprechen. Als Xerxes die Attischen Feigen das erstemal schmeckte/ thät er ein Gelübde keine mehr zu essen/ bis er das eine solche unschätzbare Frucht tragende Land unter sein Gebiete gebracht hatte. War also eine Feige so wol die wahre Ursache des grossen Persischen Krieges wider Griechenland; Als die Bojen durch wenig Feigen und Weintrauben/ die ein helvetischer Schmidt über die Alpen getragen hatte/ in meine Reben- und Feigen-reiche Gegenden gelockt wurden. Denn diese zwey sind sicher die Fürsten der Gewächse; ein Auszug der köstlichsten und so wol dem greisen Alter als der zarten Jugend wolbekommenden Nahrung; in denen und nichts anderm der Götter Nectar und Ambrosin bestehet. In den Feigen stecket alleine die unverfälschte Süßigkeit/ ein Schatz der Gesundheit/ ein Labsal des Leibes/ ein Honig des Lebens. Dahero nach dem die Aeste der Feigen-Bäume voller Milch stecken/ von denen damit gesegneten Ländern nicht unbillich gerühmet wird: daß daselbst Milch und Honig flüsse. Die Griechen verehrten deßwegen gar billich den Ort an dem Flusse Cephissus/ wo der erste Feigen-Baum gewachsen seyn solte/ für ein

Heilig-

Heiligthum; den Phytalus aber mit Lob-Liedern/ welcher von der Göttin Ceres den ersten Feigen-Baum zur Belohnung seiner guten Bewirthung bekommen haben solte. Wiewol andere dieser göttlichen Pflantze einen noch edlern Ursprung zueigneten/ nemlich: daß die von dem süssen Bacchus geliebte Syca bey ihrer Umbarmung; andere/ daß einer von den flüchtigen Titanen Sycaus in einē Feigenbaum wäre verwandelt worden. Wegen des ersten krönen nicht nur die Cyrener und Griechen die Bilder des Bacchus/ als den Erfinder des Ackerbaues und der Feigen/ mit Feigen/ oder Feigen-Blättern/ und geben ihm den Zunahmen Sycites; sondern im Anfange der Weinlese überschmieren sie auch sein Bild mit saftigen Feigen. Auf dem Eylande Naxes war das Antlitz des Wein-Gottes selbst aus Feigen-Holtze gemacht; und im Feyer des Bacchus wird ein aus Feigen-Holtze gemachtes Bild der thätigen Zeugungs-Kraft offentlich zur Schaue getragen. Und zwar dis nicht ohne erhebliche Ursache; weil die Feigen nicht nur eine kräftige/ sondern die süsseste Speise den Menschen/ ihre Blätter den Seiden-Würmern abgeben/ ja vom Feuer der Feigen-Bäume das Fleisch geschwinder und mirber kochet/ und daher die Alten alle die/ welche nicht Feigen zu essen hätten/ für die unglückseeligsten Leute hielten; Hingegen die Athenienser ihrer Bräutigamer Häupter mit Feigen/ als einem Sinne-Bilde der grösten Vergnügung/ kräntzten/ und/ umb derselben Abgang zu verhüten/ die Verführung ihrer Feigen bey schwerer Straffe verboten. Sintemal nicht nur die Ringer auf den Olympischen Spielen meistentheils nur von Feigen/ als einer zur Stärckung der Glieder sonderlich dienenden Speise/ lebten/ darumb auch die Griechen ihre Belohnungs-Kräntze der Arbeiter aus Feigen und Rosen zusammen flochten; Die Spartaner auf ihren Gastmahlen jedem Gaste noch so viel Feigen als andere Gerichte fürsätzten; die Carier nicht nur alle ihre Speisen mit Feigen anmachten; sondern weil sie dem Giffte widerstehen und daher vom Mithridates zu seiner berühmten Artzney genommen worden/ den Zähnen/ der Gurgel/ der Brust/ den Nieren und vielen andern Gliedern sehr gesund sind/ sind sie auch fast die eintzige Speise des Zeno/ Anchimolus/ Moscus/ Democritus und anderer Weltweisen gewest. Ja als der geschlagene Artaxerxes des jüngern Cyrus Bruder auf seiner Flucht nebst einem Gersten-Brodte nur ein paar Feigen zu essen bekam/ beklagte er sich: daß die Persischen Wollüster ihm dieses alle niedliche Speisen wegstechendes Gerichte so lange vorenthalten hätten. Oder vielleicht hielten die Persen die Feigen für eine irrdische Speise zu gut. Sintemal ihre Könige/ wenn sie sich bey der Stadt Pasargada einweyhen liessen/ nur Feigen/ als eine den Göttern annehmlichste Kost/ wie die Egyptier auf ihrem Feyer des Mercur nur Feigen und Honig/ als Bilder süsser Beredsamkeit speiseten. Ja den erzürnten Göttern selbst werden bey Versöhnungen der Städte/ und für Abwendung giftiger Seuchen/ annehmliche Feigen; und in den Hunds-Tagen an dem der Philotis zu Ehren gehaltene Mägde-Feyer der Juno Milch der wilden Feigen-Bäume geopfert. Saturnus träget an dem Feyer der Venus einen Feigen-Krantz zum Friedens-Zeichen/ und an seinem Tage gibt man mit Feigen das Anfangs-Zeichen zu Samlung des Honigs. An dem Thargelischen Feste hingen die Griechen dem Menschen/ welcher dem Apollo und Dianen geopfert werden solte/ Feigen an/ und schlugen das Opfer-Fleisch mit wildem Feigen-Holtze. Die Egyptier aber kräntzten mit Feigen-Laub an dem Feyer des Serapis und der Isis alle/ welche darbey Körbe oder Wasser-

Krüge tragen. Nichts weniger ist der Kriegs-Gott ein Freund der Feigen-Bäume; weil ihr Holtz zu Schilden/ der Rauch davon zu Ersteckung der Missethäter/ ihre Frucht zu Siegs-Geschencken so dienlich ist; oder vielleicht weil Cato mit Vorzeigung einer frischen aus Africa in drey Tagen nach Rom gebrachten Feige den dritten Punischen Krieg angezündet/ aller widriger Rath-Herren Beredsamkeit darmit überstimmet/ und das mächtige Carthago eingeäschert hat. Ja zu Rom wird der wunderwürdige Feigenbaum/ welcher die unter ihm als Kinder liegenden Romulus und Remus gespeiset haben solte/ und zeither den Römern für einen Wahrsager gedienet/ gleichsam göttlich verehret. Welche Wahrsagungs-Krafft auch König Philipp an Feigenbäumen wahrgenommen/ als derer zweyfache Fruchtbarkeit ihm die Vergrösserung seines Reiches angekündiget; zu geschweigen: daß der Feigenbaum nichts weniger/ als der Lorberbaum dem Donner widerstehet/ und daher so wohl zum Schutz als zum Nutz an die Häuser gepflantzt wird/ und die an einen Feigenbaum gebundenen wilden Ochsen zahm werden. Diesemnach auch am neuen Jahres-Tage die Obrigkeiten zu Rom nachdencklich mit der Frucht dieses glückseligen Baumes beschencket werden. Wegen so vieler Fürtrefligkeiten des Feigenbaums/ hat sonder Zweifel die gütige Natur ihn für fast allen andern Bäumen mit ungemeiner Fruchtbarkeit begabt/ indem sie ihn mit allem Fleisse niemals blühen läst; wormit alle seine Kräffte der Frucht vorbehalten bleiben. Keine Frucht eilet so sehr zu ihrer Reiffung als die Feigen; ja die Nächte tragen nicht ohne Wunderwerck hierzu mehr/ als die heissesten Tage bey. Uber diß schadet die unaufhörliche Fruchtbarkeit das wenigste nicht dem Stamme/ wie andern sich übertragenden Obstbäumen; ja weil die Fruchtbarkeit mit einem Alter zunimt/ läst ihn die Natur gleichsam mit Fleiß geschwinde alt werden. Denen wilden Feigenbäumen zum besten aber zeuget diese weise Mutter eine grosse Menge anklebender Würmlein/ die ihnen durch stete Bisse den rothen Safft aussaugen/ durch die zehe Haut den Sonnen-Strahlen die Thüre eröffnen/ und also dieses Ungezieffer wie die nachahmende Mißgunst der Tugend einen Werckzeug ihrer sonst nachbleibenden Reiffwerdung abgiebt. Scythien brach ein: Der niedrige und weiche Feigenbaum möchte sich mit seiner letschichten Frucht nur verkriechen/ welche durch seine nach der Mittags-Mahlzeit genossene Feuchtigkeit leicht Feber gebähre/ den weisen Anchimolus und Moseus aber so stinckend gemacht hätte/ daß sie niemand bey sich hätte im Bade leiden wollen. Sein Safft wäre ja süsse; aber nur ein Schaum von der Bitterkeit seiner in Aesten steckenden Milch; also der Feigenbaum ein rechtes Ebenbild der vorwerts annehmlichen inwendig aber verbitterten Heucheley. Weßwegen vermuthlich die Natur diese Frucht/ nicht wie andere ins gemein unter/ sondern über den Blättern wachsen liesse/ umb sie der Beschädigung des Ungewitters so vielmehr zu unterwerffen. Seine schattichten Blätter bildeten die Traurigkeit seines eigenen Stammes ab/ welcher von keiner Blüthe etwas wüste/ welche doch aller Pflantzen Freude wäre. Dahero die Egyptier nicht nur das Feigen-Holtz meist nur zu ihren Särchen und Todten-Kisten verbrauchten/ sondern man pflegte auch mit einem Zweige von wilden Feigenbäumen/ die doch zu der andern Fruchtbarkeit beförderlich sind/ die Verstorbenen zu verfluchen. Diesemnach denn die Feigen nur billich eine Speise der aus denen umb ihn stets sehr beschäfftigten Ameisen dem Eacus zu Liebe entprossener Myrmidoner/ nicht aber derselben Menschen seyn solte/ welche Titan aus edlerm Thone gebildet hätte. Sein Birnbaum hingegen verdiente

diente

diente den Nahmen des besten Obst-Baumes/ welcher nirgends/ als bey der Meer-Enge seines Meotischen Meeres vollkommener würde. Sein Holtz käme an Härte und Glätte dem Ebenholtze am nechsten/ weil es seine durchgehenden Aeste nicht knörnricht machte. Seine Blüche wäre die annehmlichste Nahrung der Bienen/ die Bienen aber der Menschen/ derer Arten sich nicht zehlen liessen/ oft auch auf einem einigen Stamme umb eines jeden Geschmack zu vergnügen. Denn in seinen Stock liesse sich fast alles pfropfen; dahero er ein Proteus unter den Bäumen genennet würde. Wie nun seine Fruchtbarkeit mit den Jahren wächst: also ist kein Baum/ wie der Birnbaum so begierig aus seinen Wurtzeln Kinder zu zeugen. Diesemnach seine Frucht auskommentlich wäre gantze Völcker zu unterhalten; wie denn die Argäer und Tirynthier nichts als Bienen åssen. Welches so viel leichter sich thun liesse/ weil man aus selbtem so wohl Wein als Essig machen könte. Weil diese nun wegen ihrer zusammen ziehenden Krafft dem Magen gesund wären/ ihre Hertz-Gestalt auch andeutete: daß sie allerhand Zufällen des Hertzens dienten; dem Gifte widerstünden/ theils wie Zucker im Munde zerflüssen / theils am Geruche den Musch beschämten/ würden sie bey den Griechen auf den kostbarsten Gast-Mahlen in Wasser aufgesetzt. Gallien versetzte: Es hätte zwar an köstlichen Bienen einen solchen Uberfluß / als kein ander Land. Aber der Birnbaum wäre mit seinen meist steinichten Früchten zu wenig den Preiß unter den Obst-Bäumen zu erstreiten. Vielmehr gehörte dieses Vor-Recht seinen Apfel-Bäumen/ derer Früchten die Natur die Vollkommenheit durch ihre Rundte/ wormit sie die Sonne und die Welt abbildeten/ fürgestellet. Nach ihnen wären im Menschen die Augen und die Brüste gebildet. Daher die Göttin der Liebe und Schönheit ihr einen Apfel zum Heiligthum erkieset/ Canachus bey den Sicyoniern deß Venus herrliches Bild in der einen Hand mit einem Mohn-Haupte/ in der andern mit einem Apfel ausgeetzet; Eris einen Apfel zum Preise der Schönheit erkieset; und Paris die siegende Liebes-Göttin damit begabet hätte; vielleicht weil an den Aepfeln die zwey abwechselnden Farben der Liebhaber/ nemlich Röthe und Blässe zu sehen ist. Hippomenes hätte durch die Schönheit der Aepfel die Atalanta im Wettelauffen überwunden/ und sie hierdurch eben so wol als Acontius Lydippen zur Liebe beweget. Wegen dieser Eigenschafft suchten die Persen vielleicht niemals ihre Buhlschafft heim/ wenn sie nicht vorher einen Apfel verzehrt hätten/ und am Hochzeit-Tage åssen ihre Bräutigame nichts anders als Aepfel. Jedoch gäbe an ihnen der Geschmack so wenig den besten Früchten und denen Arabischen Würtzen / als ihre Gestalt den Rosen nach. Weswegen sie die Römer nicht nur iedesmal zu der andern Speisen Tracht gebrauchten/ sondern die alten Archiver hätten für Zeiten/ wie ietzt die Völcker umb Meroe/ von nichts anderm/ als Aepfeln gelebet. Zu geschweigen: daß in Gallien und Sarmatien unterschiedene Völcker bey dem köstlichen Aepfel-Trancke alles Weines gerne vergässen. Zumal da von ihnen auch kräfftige Gehirn- und Hertz-Stärckungen/ wie auch Artzneyen wider die Pest/ Geschwüre und Blindheit bereitet würden. Epicurus hätte daher nicht nur aus täglicher Speisung der Aepfel grosse Wollust geschöpft / sondern / wie wenig er auch sonst von der Göttlichen Versehung gehalten/ bekennet: daß der Himmel dem Menschen durch selbte ein grosses Gut zugeeigt hätte. Aepfel wären nichts minder der nackten Weltweisen in Indien köstlichste und die Weltweißheit stärckende Gerichte. Ja die Götter hätten fast durchgehends an dieser Frucht ein sonderbar Belieben. Die dritte der Charitin

trüge einen Krantz von Aepfeln und Weintrauben; Apollo hätte von Aepfeln den Zunahmen Meliates überkommen/ und für Verwandelung der Daphne einen Aepfel-Krantz getragen; weßtwegen auch bey seinem Tempel eitel Aepfel zu Bekräntzung der Sieger auf den Pythischen Spielen abgebrochen würden. Bacchus trüge sie auch in seinem Krantze/ die Böotier brächte sie als das allerangenehmste Opfer ihrem Hercules; und Lucullus solte seinen Reichthum von den fruchtbaren Einkünften der Aepfel gesamlet haben/ weil er den zehenden davon iedesmal dem Hercules gewiedmet. Gleicher gestalt opfferten die Patrenser an ihrem Laphirischen Feyer/ und alle Griechen der Mycaleßischen Ceres nur Aepfel/ welche auf der letztern Altare ein gantzes Jahr so unversehrt/ als wenn sie erst vom Baume gebrochen/ liegen blieben. Nach der Marathonischen Schlacht hatte Phidias dem Bilde seiner siegenden Nemesis einen Apfel-Zweig an statt der Palmen in die Hand gemacht; und auf die Harnische der Persischen Leibwache wären vermuthlich aus einerley Ursache Aepfel gemahlt gewest. Diesemnach auch das Alterthum die Köstligkeit der Alcinoischen Gärte auf Corcyra von nichts mehr/ als von Bäumen zu rühmen gewußt/ welche des Jahres zweymal Aepfel getragen; hingegen wäre für den mörderischen Tantalus keine ärgere Straffe/ als das lüsterne Verlangen nach denen für seinen Lippen allzeit flüchtigen Aepfeln auszusinnen gewest. Die Obst-Göttin hätte keine andere Frucht/ als nur die Aepfel gewürdigt von ihnen den Nahmen anzunehmen; ja die Natur wäre den Aepfeln so geneigt: daß ihnen auch sonst schädliche Dinge dienlich seyn müsten/ indem das von Wolffs-Milch gekochte und an des Apfel-Baums Wurtzel gegossene Wasser sie fruchtbar/ Würmer aber die Aepfel weicher/ wohlschmeckender und wohlrüchend machten. Persien lächelte/ und fing an; Es wäre wahr/ den Aepfeln gehörte der Preiß; aber keinen andern denn den Persischen/ nemlich denen in dem Munde in eitel Safft zerfliessenden Pfirschken; welche die Durstigen nicht weniger tränckten/ als die Hungrigen speiseten. Diese wären die annehmlichen Aepfel der Liebes-Göttin/ wie die Rosen ihre Blumen/ mit welchen die Pfirschken einerley Geruch und eine solche Verwandschafft hätten: daß sie von denen nahe zu den Pfirschken-Bäumen gepflantzten Rosen/ ein Rosen-rothes Fleisch bekämen. Unter allen Aepfeln wären diese die gesündesten und schmackhaftesten; sie kühlten den entzündeten Magen; sie feuchteten an die Lungen; die den Purper beschämende Blüthe reinigte den Leib; vertriebe die Wassersucht; ihr Hartz diente wider Hust und Stein/ der Kern wider Verstopfung des Miltzes und der Leber; und wäre ein kräfftiges Gegen-Gifft; also eine Verläumbdung: daß die Pfirschken in Persien giftig/ und umb die Egyptier zu tödten dahin wären fortgepflantzet worden. Die Blätter tödteten die Würmer und wären wegen ihrer Zungen-Gestalt von den Egyptiern ihrẽ Gotte des Stillschweigens Harpocrates gewiedmet. Von den Schalẽ der Kerne machte man die schwärzeste Farbe und Tinte/ und wäre zu Rom eine Pfirschke anfangs ihrer Köstligkeit halber umb 300. Groschen gekaufft worden. Armenien schüttelte hierüber den Kopf/ und sagte: So fern die Pfirschken Aepfeln und anderm Obste fürgiengen; so ferne überträffen seine Morellen die Pfirschken. Die Natur hätte sie deßtwegen für diesen *zugleich* mit Purpur und Golde bemahlet. Die Sonne machte sie so viel zeitlicher reiff/ und pflantzte ihnen eben die Tugenden der Pfirschken ein. Sie wären aber viel gesünder und annehmlicher dem Magen/ darinnen jene mehrmals versauerten oder faulten. Hispanien brach ein: Morellen und Pfirschken wären ihrer Ungesund-

gesundheit halber rathsamer aus Gärten zu tilgen/ als in selbe zu pflantzen/ und ihren eben so saftigen/ aber viel gesündern Kirschen nicht zu vergleichen. Lucullus hätte nach überwundenem Tigranes die ersten mit grosser Sorgfalt von der Stadt Cerasus im Pontus nach Rom gebracht; aber diese reichten den Spanischen nicht das Wasser; welche gar keine Hülsen hätten/ sondern nichts als Safft und erquickendes Wesen wären. Ja es schiene: daß die Erde ihr Blut in keine Frucht reichlicher leitete/ als in die voller Purpur-Farbe steckende Kirschē. Daher auch die Weinreben den Kirsch-Bäumen eingepfropft werden könten/ der Wein sich mit dem Kirsch-Safte annehmlich verschwisterte/ und von Kirschen das beste Blut gezeuget würde. Kein ander Obst stärckte so sehr die Leber; daher auch den Sperlingen zur Zeit/ wenn sie reiff wären/ die Lebern noch einmal so groß wüchsen. Sie leschten den Durst/ schlüssen nach der Mahlzeit den Magen/ verzehrten den gallichten Schleim/ gäben dem Munde einen annehmlichen Geruch/ machten Begierde zum Essen. Das von ihnen gebrennte Wasser stärckte das Hertze/ hülffe der hinfallenden- und der Wasser-Sucht/ stopfte den Durchlauff/ vertriebe den Saad/ das Oel der Kirsch-Kerne die Sprenckeln und die Gicht. Das Hartzt der Kirschbäume stärckte die Spann-Adern und zermalmte den Stein. Pannonien begegnete Hispanien und meldete: Es hätte zwar so gute Kirschen/ als Hispanien/ oder das hiervon eben so sehr berühmte Scythien; aber diese wären fast mehr der Vortrab des Obstes/ als desselben Kern. Daher auch selbte meistens Früchte des unzeitigen Frühlings/ und nur ein kleiner Vorschmack der so saftigen aber viel grössern Pflaumen wären; derer etliche Arthen in Pannonien die Grösse der Hüner-Eyer erlangten. Damascus/ Armenien/ Iberien und die fruchtbarsten Länder kämpften mit ihren Pflaumen umb den Vorzug; wiewohl Italien für des Cato Zeit nichts von ihnen gewüßt hätte; aber Pannonische wären allen an Grösse/ Geruch/ Geschmack und Menge überlegen; wo man ins gemein auf den Pflaumbäumen mehr Früchte/ als Blätter zehlte. Ihre unterschiedene Arthen wären eben so wohl zu unterschiedenen Artzneyen dienlich/ ja die Armenier vermählten mit diesen Bäumen den Safft und die Würckung der reinigenden Kräuter. Ihr Hartzt hülffe dem Steine ab; und der veralterten Stämme Holtz schätzten die Drechsler dem Indianischen gleich; und die Griechen diese Frucht so werth: daß sie Uberwinder im Kämpfen damit kräntzeten. Mauritanien streckte hierüber seinen braunen Hals herfür/ und fieng an: Die Pflaumen dienten zwar auch ihrem Durste/ und gleichten etlicher massen seiner Farbe. Aber es wäre der Pflaumbaum mit seinen Früchten gegen seinem Schatten-reichen Tamarinden-Baume nur ein Schatten; dessen Blätter zum Zeichen seiner mit der Sonnen habenden Verwandschafft sich iederzeit dem grossen Auge der Welt/ wie die Sonnenwende zukehrten/ mit dem untergehenden sich zusammen schlüssen/ mit dem aufgehenden sich wieder öffneten. Seine schneeweisse Blühte wäre der Pomerantzen-Blühte gleich/ seine schwartzen Mohren-Früchte hielte die Natur so werth: daß sie solche nicht alleine wie die Erbsen in Schalen verwahret hätte; sondern womit der Nacht-Frost den zarten Tamarinden nicht schadete/ hülleten so denn die sich zusammen schlüssenden Schalen die Frucht wie Windeln die Kinder ein. In ihr wäre der Honigseim mit der annehmlichstē Schärffe vermählet; die heissen Länder hätten keine gesündere Durstleschung. Denn die Tamarinden benehmen den Feuchtigkeiten die Schärffe/ dem Geblüte die übrige Hitze. Sie kühlten die Leber/ reinigten die Galle/ vertrieben die scharffen und faulen Feber. Assyrien wunderte sich: daß Africa mit einem von ihm und In-

dien geborgten Baume den Vorzug zu behaupten vermeynte / welchen die gantze Welt seinem Palm- oder Dattel-Baume zuerkennete / und in dem sich die Natur als an ihrem mühsamsten Meister-Stücke erlustigte. Alle andere Stämme wären viel zu geringe / daß er darauf wüchse; und ein einiger Dattel-Kern zu wenig. Daher ihrer wol dreyhundert zusammen in die Erde gelegt werden müsten / wormit aus aller sich zusammen flechtenden Bäumen ein so edler Baum entsprisse / gleich als müste er viel Ahnen zu seinem Geschlechte haben. Er wüchse nur in saltzichtem Erdreiche / und dörffte doch vieler Begiessung / weil in den Datteln das rechte Saltz der Erde und die Süssigkeit des Wassers vereinbart wäre. Kein Palm-Baum wüchse irgendswo von sich selbst / wo andere Bäume wüchsen / gleich als wenn ihm wie dem nur an unfruchtbaren Orten wachsenden Golde / die Gemeinschafft anderer Stauden nicht anständig wäre. Er wäre nirgends fruchtbarer / als wo es niemals regnete / entweder weil er mit keiner euserlichen Fruchtbarkeit wolte betheilet seyn; oder weil er mit den Sonnen-Strahlen sich unzertrennlich zu begatten lüstern wäre. Diesemnach denn die in Griechenland und Italien mit grosser Müh fortgepflantzte Palm-Bäume keine / in Cypern nur unreiffe / in Egypte und Africa kleine und nicht tauernde / im Jüdischen Lande etwas bessere / beym dürstigen Babylon aber die besten Datteln trügen. Der Palmbaum wäre ein solcher Freund der Reinligkeit: daß er für dem Tinger von Vieh die gröste Abscheu trüge / das Weinlager aber gerne annehme. Diesemnach er denn auch mehr Nahrung aus der Lufft / als aus der Erde an sich züge / und die Verletzung seines Hauptes / in welchem sein Gehirne oder Kern vereinbart läge / gefährlicher / als die Verwundung seiner Wurtzeln / sein Stamm auch oben stärcker als unten wäre. Die Weisen wüsten zwar viel vom männ- und weiblichen Geschlechte / von verwechselter Buhlschafft / und Vermischung der Pflantzen zu sagen; aber ohne des Palmbaums Zeugnüß / bey welchem alles diß Sonnenklar herfür leuchtete / würde ihre Lehre sehr zweifelhafft bleiben. Denn des männ- und weiblichen Palmbaums schilfichten Zweige umbarmten und küsseten einander augenscheinlich / und mühten sich einander in der Ferne zu erreichen. Die allzu weit entfernten aber vereinbarten die Ackers-Leute mit einem Seile; oder bekräntzten des weiblichen Palmbaums Haupt / aus dessen Marck oder Kerne alle Früchte entspriessen / mit denen weissen Blühten oder der Salbe des männlichen; worvon jener nicht nur seine Zweige empor streckte / sondern auch so vielmehr Datteln trüge. Sintemal der nur Blühte-tragende Mann sein nur Frucht-tragendes Weib mit einem staubichten Saamen überschüttet / und selbtes wie der wilde Feigen-Baum die zahmen / etliche Fische die Fisch-Eyer mit Befeuchtung ihres Saamens fruchtbar macht; wiewohl auch die gar zu weit entfernten von ihres Mannes blossem Anblicke etlicher massen geschwängert / alle verwittibte aber / nach Abhauung des männlichen Palmbaums unfruchtbar würden. Gleichwohl aber brächte der Palmbaum erst nach einem hohen Alter seine purpurfarbichten Früchte. Denn köstliche Sachen brauchen Zeit zu ihrer Vollkommenheit; ja die Datteln selbst wüchsen drey Jahr / und ihr Fleisch würde nicht für einem Jahre reiff. Hingegen taurete der Palmbaum auch etliche hundert Jahre / weil seinem dichten Stamme weder Ungewitter / noch Fäule noch Würmer etwas anhätten / seine stets Aeste grünenden Zweige auch niemals verdorreten. Ja zu Delos solle noch ein Palmbaum stehen / der so alt als Apollo wäre.

Die-

Diesemnach die Egyptier ihre Götzen nicht mehr aus Pantoffel- sondern aus Palmen-Holtze schnitzten. Seine bitter-süssen von den Zweigen wie Hirse/ von den Eeren oder Kolben hangenden Früchte wären eine höchst annehmliche/ und dem Magen dienende Speise/ und daher nicht nur ein tägliches Gerichte des Käysers August; sondern sie würden auch zu Rom an dem Feyer des Saturnus von guten Freunden einander zu beschencken geschickt. Aus den Datteln machten die Assyrier Brodt/ presten daraus einen guten Wein/ der nicht alleine den Durst leschte / sondern auch die Krafft hätte truncken zu machen/ und die Leichen für der Verwesung zu erhalten/ welche die Egyptier damit wüschen. Das Marck des Baumes wäre nichts minder ein gutes Gerichte. Die drey oder viel Ellen langen Zweige/ welche sich umb des Baumes Haupt in einen Kreiß ausbreiteten/ dienten zu festen Seilen / zu geflochtenen Schuhen / Hüten und Sonnen-Schirmen. Ja die Palmen-Zweige wären die ersten Schreibe-Federn und der Musen ältester Krantz gewest. Aus der Palmbäume Oel und Asche machte man die schönste Seiffe/ und ihr Holtz gäbe die beständigsten Balcken ab / weil selbte keiner Last nachgäben / sondern ihr entgegen drückten. Aus welcher Ursache alle grossen Uberwinder mit Palmen-Zweigen prangten / seit dem Theseus nach überwundenem Minotaurus / die Sieger auff seinen dem Apollo zu Ehren angestellten Spielen mit Palm-Zweigen bekräntzt hätte. Ja die Palmen wären nicht nur Zeichen / sondern Wahrsager der Siege. Sintemal ein junger Palmzweig / welcher in wenig Tagen seine Mutter überwachsen / dem Käyser Julius den Sieg bey Munda in Hispanien / und ein auff der Wallstadt / wo Julius des Pompejus Söhne überwunden/ wie auch ein zu Rom für seinem Hause gewachsener Palmbaum dem August seine Siege angedeutet / dieser auch seine Uberwindung Egyptens gar nachdencklich auf vielen Müntzen mit einem an einen Palmbaum gebundenen Krocodil bezeichnet hätte. Zu geschweigen : daß in den heiligen Geheimnüssen der Götter die Palm-Zweige nicht weniger / als die von Oel-Bäumen gebraucht würden; und die Persier in einem tieffsinnigen Getichte so viel Tugenden des Palmbaumes/ als Tage im Jahre zu zehlen wüßten. Indien brach hierüber sein Stillschweigen/ und sagte: Verdienen die unverdäulichen den Miltz und die Leber verstopfenden Datteln so viel Ruhm/ so kan kein Mensch sein Lebtage die Tugenden der Indianischen Nüsse und meines Kokos-Baumes erzehlen. Gegen diesem funfzig und mehr Füsse hohen Riesen-Baume/ bey welchem einem offt das Gesichte vergehet/ sind die meisten andern Bäume Zwerge; welchem die Sturm-Winde nichts anhaben/ ungeachtet seine seichte Wurtzeln kaum von der sandichten Erde/ die er am meisten nebst dem Meer-Ufer liebet/ bedecket werden. Er grünet unaufhörlich/ und ist das gantze Jahr nie ohne reiffe Früchte/ welche er schon im fünften Jahre seines Alters träget/ ungeachtet sein Alter drey und vier hundert Jahr übersteiget. Ungeachtet er nun in Indien so gemein/ als in Lusitanien die Oelbäume/ in Deutschland die Weiden; so ist doch seine Fürtreffligkeit unbeschreiblich / ungeachtet so wohl seine Blätter dienliche Schreib-Taffeln/ als das Marck dieses Baumes das beste Papier abgibt. Sein Holtz ist feste/ dichte und gläntzend/ wie Nußbaum-Holtz/ also zum Bauen das geschickteste. Die schilffichte aber sehr grossen Blätter dienen zu Dächern/ zu Sonnen-Schirmen und aus selbten lassen sich zierliche Kleider flechten. Aus der aufgeritzten

aschenfarbichten Rinde / oder aus einem abgeschnittenen Zweige rinnet ein annehmlicher / iedoch starcker Milch-Saft so häuffig: daß in einem Tage vier Maß davon voll werden. Seine dreyeckichten von den Blättern als Schilden bedeckte Nüsse aber wären ein rechtes Wunder der Natur. Ein Baum trüge derer zu hundert und zweyhunderten / und kämen an Grösse den Straussen-Eyern und Menschen Köpfen gleich. Dieser Nuß euserste braune Schale wäre gantz fäßricht / dessen zärtestes Theil zu dinnem die Seide beschämenden Gewande / das gröbste wie Hanff zu Seilen / die innerste beinichte Schale aber zu köstlichen Trinck-Geschirren diente / und in Gold eingefaßt würde. So sorgfältig hätte die Natur diese edle Frucht verwahret / daß sie darinnen etliche Jahr tauerte. In denen noch nicht allzu reiffen Nüssen aber wäre ein so süsser und annehmlicher Safft / für die Dürstenden verwahret / gegen welchem man für dem besten Weine einen Eckel bekom̃t / und der ein Nectar der Götter zu seyn verdienet. Dieser Safft würde nach und nach zu Honig und Zucker / endlich aber zu einem wohlschmeckenden und einer geronnenen Milch gleichenden Kerne; welcher nicht nur eine nährende Speise / sondern auch eine Hertz- und Nieren-stärckende und dem Scharbock steurende Artzney abgibt; und so wohl ein Labsal der Armen / als ein Himmel-Brodt genennet zu werden würdig ist. Massen man denn daraus nicht nur köstliches Mehl und Brodt / sondern auch den stärcksten Brandt-Wein / eine Mandel-Milch / und das beste kläreste Oel in die Lampen presset / welches den Leib reinigt / die Schmertzen der Glieder stillet; denen güldenen Adern und der Blase dienet. Insonderheit aber scheinet dieser das Saltz und das Meer liebende Baum gleichsam ein rechtes Heiligthum der Schiffarth zu seyn. Denn sein Stamm gibt die höchsten Mast-Bäume / sein Holtz die festesten Ruder und Behlen / das Gefäßer seiner eusersten Nuß die im Saltz-Wasser unversehrlichen Seile und Thauen / seine Blätter geben die Segel / seine Frucht aber Brodt / Wasser / Oel / Wein / Essig / Zucker / Milch / Honig / Brandt-Wein / und also die vollkommenste Ladung; also: daß die Indianer nicht unbillich einen sehr nützlichen Menschen einem Kokos-Baume vergleichen. Das Atlantische Eyland brach ein: Wen würden sie denn meinem viel nützlichern Maguey-Baume vergleichen? welcher den Einwohnern ihre gantze Lebens-Nothdurfft zu geben reich genung ist. Die Spitzen der Blätter geben Nägel / Neh-Nadeln ab / welche sie mit einem daran hangenden Fademe daraus ziehen. Mit den Blättern selbst deckt man die Häuser / machet daraus Schüsseln / Papier / Leinwand / Schuh / Kleider / Weber-Karten / und Waffen. Ja die gekochten dicken Blätter geben nicht nur eine den eingemachten Citronen gantz gleich schmeckende Speise / sondern auch ein unvergleichliches Wunden-Pflaster / und heilsames Mittel wider die Gicht Schmertzen ab. Aus dem Stamme rinnen viel Eymer süssen und gesunden Wassers für die Dürstenden. Welches / wenn mans siedet / zu Weine / wenn mans neun Tage an der Sonne stehen lässet / zu Essig / wenn mans lange kochet / zu Honig / und wenn dieser eintrocknet / zu Zucker wird. Aller dieser Safft aber ist eine bewehrte Nieren- und Blasen Artzney. Das Serische Land schüttelte hierüber den Kopff / und fieng an: Man machte von dieser Staude mehr Geschrey / als Wesens dran wäre / und müste sie sich für seinem dreyerley Rosen tragenden Thee-Strauche ins

Graß und in Staub bücken. Sein Stamm wäre zwar keine die Wolcken durchbrechende Ceder; aber ihre selbst eigene fünferley Blätter / worunter die kleinsten die kräfftigsten und theuersten wären / dienten ihm zum Troste: daß die Wunder der Natur nirgends grösser als in den kleinsten Dingen wären. Uber seine weisse Kraft-Blumen / wären seine mit heissem Wasser getrunckene Blätter eine allgemeine Sättigung und Artzney der Morgen-Länder. Diese truckneten die schädlichen Feuchtigkeiten aus / zertrieben den Schleim / vertrieben die Schlafsucht / benehmen die Trunckenheit mit ihrem Ubel / stärckten das Gehirn / erquickten die Lebens-Geister / ja wo dieser unschätzbare Tranck genossen würde / wüste kein Mensch nicht einst von dem Nahmen / weniger von Schmertzen der Gicht und des Steines. Diesemnach nicht nur seine Einwohner / sondern die gantze Welt diesen Serischen Rosen-Strauch in Himmel zu erheben / und dem ungewissen Steine der Weltweisen vorzuziehen hätten. Egypten begegnete ihm: die Serer möchten ihnen ihre bittere und wenig rüchenden Thee-Blätter behalten. Sein grosser und den Nuß-Bäumen ähnliche Caßien-Baum hätte so viel mehr Tugenden / als Blätter für andern Bäumen. Seine starcke Aeste starrten gleichsam für Blumen / welche an Gestalt vollen Rosen gleichten / an Farbe das Gold / an Geruch die Indianischen Nägel sonderlich beym Aufgange der Sonne übertreffen. Daher die Egyptier sich täglich früh unter diesen Bäumen mit der hiervon eingebalsamten Morgen-Lufft erquickten. Die Blüthen selbst aber wider die hitzigen Nieren in Zucker einmachten. Aus diesen wüchsen lange Schalen wie Röhre / welche noch grün mit Zucker eingemacht würden / und das köstlichste Latwerg abgäben. Sonst aber reiffen sie ein gantz Jahr / brächten in ihren schwartzen und harten Rohr-Schalen die gesündeste Frucht und Saamen; welche entweder an sich selbst eine süsse Speise abgäbe / oder in einem Trancke von Zucker und Süßholtze als die allerbewehrteste Artzney wider den Stein / die Engbrüstigkeit / den Husten / die Gicht / und alle Beschwerden der Nieren und der Blase genossen würde. Diesem wunderschönen Baum wäre überdis diese Redligkeit eingepflantzt: daß die ihres Honigseimes beraubte Caßia bey wehendem Winde in den dürren Schalen durch einen artlichen Klang sich verriethe. Das Eyland Taprobana / welches alleine die gantze Lufft mit seinem Atheme einbisamte / fieng an: Es solte der Caßien-Baum nur seine Larve abnehmen. Sintemahl der Alten Irrthum der Caßia / welche in Indien doch viel besser und würtzhafter / als in Egypten wüchse / viel dem Zimmet alleine zuständige Eigenschaften zugeschrieben / ja solche gleichsam gar mit einander vermenget hätte / da sie doch von einander wie die Mohren von den Deutschen unterschieden wären. Gleichwol aber hätten auch die / welche die Caßia so sehr geschmincket / nachgeben müssen: daß die Helffte des Zimmets so gut und kräftig / als zwey Theil Caßia wären. Denn der Zimmet-Baum wäre ein rechtes Kind der Sonne; welcher in ihn ihre nährende und lebhafte Wärmbde gleichsam selbstständig einflöste / die reiffe Rinde von den Zweigen ablösete / und sie hernach durch ihre Abdörrung vollkommen brauchbar und tauerhaft machte. Maßen er denn auch dem der Sonne gewiedmeten Lorbeer-Baume an Blättern und Beeren gantz ähnlich / und für den Indischen Lorbeer-Baum gehalten würde. Diesemnach auch der Sonnen-Vogel Phönix von seiner Rinde sein Nest und Begräbnüs bauen / und der statt der Sonnen verehrte Bacchus in einem Zimmet-Walde auferzogen seyn solte. Welches nirgends als auf Taprobana seyn könte / weil allein dieses Eyland

grosse Zimmet-Wälder/ und diese den allerköstlichsten Zimmet hätten. Die Fürtreflichkeit dieser wolrüchenden und anmuthig beissenden Rinde wäre daraus abzunehmen: daß auf dem Gipfel des Baumes die beste wüchse/ die sie ablöseten/ der Sonne durchs Loß ein gewisses Theil zum Opfer anzünden müsten; und der Alten Meinung nach/ diese unschätzbaren Bäume von Schlangen/ wie die güldenen Aepfel von Drachen/ und das güldene Flüß von Feuer-speyenden Ochsen bewachet würden. Diese trügen zwar schneeweisse und wolrüchende Blumen/ wie auch grüne und endlich schwartz-werdende Beeren; welcher Oel der Kälte des Magens und der Spann-Adern abhülffe; aber die Natur hätte umb etwas absonderliches auszumachen die sonst geringste Rinde zum Kerne des Zimmet-Baumes gemacht/ und in jene/ besonders aber in ihr innerstes Häutlein den gantzen Geist des Zimmet-Baumes/ ja aller Würtzen verschlossen. Er wäre ein rechtes Vorbild der kräftigen Jugend. Denn die zärtesten Bäume trügen den kräftigsten Zimmet; und je fleißiger die Rinde abgeschälet würde/ je besser und zärter wüchse sie wieder/ wiewol sie zu ihrer Vollkommenheit zwey oder drey Jahr von nöthen hätte. Diese machte durch ihre Würtzung nicht nur alle Speisen angenehm/ wärmete alles erkaltete/ sondern das aus dem Zimmet gepreste Oel gäbe den stärckesten Balsam/ sein Wasser für den Magen/ die Leber/ den Miltz und das Gehirne die kräftigste Stärckung/ wider Gifft/ hinfallende Sucht/ Darmgicht und alle Erkältungen eine bewehrte Artzney ab. Deutschland brach ein: es möchten alle Länder der Welt ihre Artzney-Bäume rühmen/ wie sie wolten; so reichte doch keiner hierinnen seinem an allen Zäunen und Gräben wachsenden Holder-Baume das Wasser. Der unvergleichliche Hippocrates wüste selbst seine Tugenden nicht zu erzehlen/ und der klügste Narr/ der jemals in der Welt gelebt/ Junius Brutus hätte sehr nachdencklich in des Holderbaums ausgehöletem Holtze dem Delphischen Apollo oder dem Artzney-Gotte sein Gold geopfert/ und dadurch verdienet dem von dem Joche seiner Könige erlöseten Rom fürzustehen. In dem gantzen Baume wäre nichts so geringe/ das nicht sehr heilsam wäre. Seine gekochte Wurtzel heilete die Wassersucht/ und Schlangen-Bisse/ seine Schale kühlete die Hitze der Gicht und verwahrete für der Pest. Die Blätter hülffen den Augen- Ohren- und Haupt-Schmertzen ab. Hinderten die Entzündungen/ trieben den zehen und gallichten Schleim ab. Die aufwerts abgebrochenen Knospen führten durch Brechen/ die unterwerts abgenommenen durch den Stuhlgang schädliche Feuchtigkeiten ab. Die Asche von den Blättern stillte das Nasenbluten. Die starck und wolrüchenden Blüten reinigten den Leib/ ihr Wasser kühlete alle übermäßige Hitze/ benehme das Hauptweh/ heilete die Geschwüre; der davon gemachte Essig stärckte den Magen/ zertriebe die rohen Feuchtigkeiten/ und machte Begierde zum Essen. Das Oel aber heilete die verbreñten Glieder. Der Safft seiner Beeren reinigte das Geblüte/ triebe den Schweiß/ hülffe wider die Wassersucht/ und die rothe Ruhr. Die Körner in den Beeren beförderten das Wasser/ dienten den Geburts-Gliedern/ reinigten den Leib. Und ihr daraus gebrennetes Wasser stillete die Mutter-Erstickungen. Der aus dieses Baumes Blättern/ Blüthe und Rinde mit Weine übergezogene Geist aber öfnete die Verstopfungen der Leber und des Miltzes/ triebe den zehen Schleim ab/ verjagte das dreytägige Feber/ stärckte den Magen/ benehme die hitzige Röthe den Augen/ heilete die alten und kalten Geschwüre/ benehme das Zittern den Händen.

Händen. Die an seinem Stamme wachsenden Schwämme wären die auserlesenste Artzney wider verschwollene Hälse. Mit einem Worte: die Natur hätte diesen Baum als einen Feind aller Kranckheiten in das Erdreich gepflantzet/ ja für erfundenem Zinober hätten die opfernden Menschen nicht nur ihre Antlitze/ sondern gar die Bilder ihrer Götter mit Holder-Saffte gefärbet. Taprobana fragte mit einer höhnischen Gebehrdung: ob unter dem kalten Angelsterne und dem frostigen Deutschlande auch Bäume wüchsen? wo aber dis gleich wäre/ könte in seinen Gewächsen so wenig was heilsames/ als im Schnee Feuer verborgen seyn. Indien hingegen wäre das Auge der Welt/ und Taprobana mit seinen verschwisterten Eylanden der Aug-Apffel und sein lange tauernder/ und des Jahres zwey oder drey mal frucht-bringender Mußcat-Baum ein rechtes Wunder der Natur/ zumal da dieser so gemein wäre/ und ungepflantzet aus denen auf die Erde von Menschen oder Vögeln verstreuten Nüssen wüchse. Seine lichte/ gelben und denen Pomerantzen-Blättern nicht ungleiche Blätter gäben grün und dürre/ sonderlich wenn sie gerieben würden/ den annehmlichsten Geruch von sich/ und eine kräftige Artzney ab. Seine Blüte wäre lieblich; seine länglicht-runden Nüsse aber hätten in ihrer Kleinigkeit mehr Krafft als die gröste Kokos-Nuß in sich/ welcher die euserste fleischichte Schale/ wenn sie eingemacht würde/ gleich käme/ und die beste Latwerck abgäbe. Unter dieser umbgäbe die roth und goldgelbe Mußcaten Blume wie ein zierliches Netze die harte Schale. Diese Blume wäre der edelste Kern aller Gewürtze/ und nicht nur das wolgeschmackste Vorgerichte/ ein niedliches Nächsel aller Speisen; sondern auch so wol als sein unschätzbares Oel die kräftigste Artzney kalter Magen/ zusammen gezogener Sehnen und starrender Spann-Adern. Keine schlechtere Tugenden hätte der in der harten Schale verwahrete Kern/ denn die Mußcaten-Nuß stärckte das Gehirne/ schärfte das Gedächtnis/ wärmete den Magen/ verbesserte den Athem/ zertriebe die Blähungen/ welcher ihrer Köstligkeit halber nunmehr die Küchen- und die Artzney-Gewölbe der Welt/ weniger/ als einigen andern Dinges zu entpehren wüsten. Africa versätzte: der Mußcaten-Baum redete hiermit seiner Trauben-tragenden und keiner Pflegung dürffenden Pfeffer-Staude/ als welche die Indianischen bey weitem übertreffe/ zu nahe/ die eben so unentpehrlich als das Saltz wäre/ ja den Abgang dieses so nöthigen Gewürtzes/ ohne welches schwerlich einig Gewächse sein Leben haben oder gezeugt werden könte/ zu vertreten vermöchte/ die Begierde zum Essen erweckte/ und bey rohen Speisen die Stelle eines Koches vertrete. Die Natur hätte seine Pfeffer Körner mit allem Fleiße zu einer Würtze aller Speisen/ und zum Magen-Pflaster der Menschen bereitet; und gleichsam das selbst-ständige Wesen des Feuers mit seiner Pflantze unschädlich vermählet. Taprobana begegnete Indien: die Pfeffer-Staude verdiente nicht einst den Nahmen eines Baumes; weil sie nicht die Kräfften hätte alleine über sich zu wachsen/ wenn sie sich nicht wie Epheu und Hopffen umb einen andern Stamm zu flechten Gelegenheit hätte; Sein mit vielen Zweigen blühender und die dicke eines Mannes erreichender Nägelbaum trüge nicht nur so häuffige und bey zwantzigen die voller gesunden Feuers steckenden Nägel/ sondern auch seine Blüten biesamten nicht nur die Lufft weit und breit sonderlich bey truckenen Jahren ein; sondern sie spielten auch anfangs mit weißlichter/ hernach mit grüner/ folgends röthlich und endlich schwartzer Farbe. Seine feurigen Früchte/ welche wie die Sonne in der Nähe gantze Tonnen Wasser in dünne Lufft zu zertheilen und an sich zu ziehen Kräffte hätten/ wären genung

die Stelle aller Würtzen zu vertreten / und so wol allen Mängeln des Gehirnes / als des Magens und der erkälteten Glieder abzuhelffen. Ja auch seine Blätter / Zweige / und das von ihm flüssende Hartzt wären bewehrteste Artzneyen. Indien ward gegen sein eigen Geschwister / nemlich gegen Taprebana und seine benachbarte Eylande eyversüchtig; fuhr also heraus: Weñ das verzehrende Feuer in der Natur das beste wäre / würden sie mit ihren brennenden Frucht-Bäumen allerdings den Vorzug behaupten. Weil aber diese die Eingeweide und das Geblüte allzu schädlich entzündeten; die mittelmässig-vermischten Nahrungs-Pflantzen aber so viel mehr Ruhm verdienten / als sie Nutzen stifteten / wäre sein schilffichter Musa-Baum Nägeln / Mußcaten und Zimmet weit vorzuziehen. Sintemal seine grünlicht gelbe Feigen-Frucht / welche zu zweyhunderten auf einem etlichen Männern kaum tragbaren Zweige wächst / nicht nur überaus schmackhafft / sondern gantz Indiens Semmel-Brodt ist; ohne welches viel seiner Länder erhungern müsten; von dieses einigen Baumes Fruchtbarkeit aber gantz Morgenland sein Auskommen haben / und aller andern Speise leicht entbehren könte. Zumal da dieser Baum / ungeachtet sein gantzer Stock bis zur Wurtzel abgeschnitten wird / alle Monat wieder wächset / und des Jahres zwölfmal Früchte bringt. Africa versätzte: Es wäre wahr / daß dieser Feigenbaum Indiens Speise-Kammer genennt zu werden verdiente. Wenn aber das Brodt den Vorsitz behaupten solte / würden unterschiedene giftige- aber gesundes Brodt abgebende Wurtzeln und Kräuter des Atlantischen Eylandes / und Egyptens / ein Baum der Serer und der glückseeligen Inseln / und insonderheit seine Mauritanischen Weitzen-Stengel allen Bäumen den Preiß abrennen. So aber wären Schönheit- Nahrungs- und Artzney-Kräfte zur Vollkoñenheit von nöthen. Alles dieses wäre an seinem viel zweigichten Quitten-Baume befindlich / dessen Vollkommenheit daraus erhellete / daß auf dessen Stam sich zwar vieler andern Bäume Zweige / seine Zweige aber auf keinen andern Stamm pfropffen liessen / seine Blüthe wären vollkommene Rosen / welche die Sonne durch ihre Würckung im Frühlinge herfür triebe: daß hiemit selbten gleichsam die Hörner des gestirnten Widders und Ochsens bekräntzte. Seine anfangs grau-rauche hernach gelbe Frucht wären die rechten güldenen Aepffel der Hesperiden / welche von dem einen Drachen abbildenden Mittel-Meere bewahret würden. Diese hätte Hercules in Hispanien / Italien und Griechenland überbracht; weßwegen sein marmelnes Bild zu Rom drey Quitten-Aepffel in der Hand trüge. Sie hätten nicht allein selbst einen erquickenden Geruch; sondern sie machten auch den Athem welrüchend. Daher hätte Solon in seinen Gesätzen befohlen: daß jede Braut für dem Beylager Quitten essen müste / und sie ihr Bräutigam damit / als mit einem Merckmale ihrer unversehrten Jungfrauschafft begabte. Es hätten sie auch die Erde der Juno und Jupitern; dieser aber sie der Venus geschencket / welcher uraltes Bild in Deutschland drey Quitten in Händen hätte. Sintemal die Aepffel der Liebes-Göttin sehr beliebt seyn müsten / weil ihre Blüten das Frauenzimmer schön machte / die oft von schwangeren Frauen genossene Frucht verursachte: daß sie sinnreiche und mühsame Kinder auf die Welt brächten / und durchgehends die menschlichen Leiber erfreuten. Das daraus gemachte Quitenbrod wäre nicht nur die annehmlichste Speise und kräftigste Erquickung; sondern auch eine heilsame Artzney für den Magen und Miltz wider die Ergiessung der Galle / rothe Ruhr und Wasser-Sucht. Der Safft schlüsse für der Speise den Leib / öffnete ihn hernach / und dämpffte die aus dem Magen ins Haupt empor steigende Dünste. Das Oel stillte die Stein-Schmertzen / die

Blüthe

Blüthe die Hitze der Augen. Die Frucht der Kwitten erquickte das Haupt und Gehirne/ ja in ihrer blossen Anwesenheit verliere das Pharische Gifft seine Schädligkeit. Denen von Kwitten-Bäumen essenden Hirschen schadeten die mit Nieswurtz vergiffteten Pfeile nichts; und also hätten sie auch Kräfften wider Pest und anfällige Seuchen. Assyrien fiel Africa in die Rede/ und sagte: Africa möchte sich schämen seine ohne Kochung unessbare und gelbsüchtige Kwitten für güldene Aepffel zu verkauffen/ dieser Nahme käme mit Rechte keiner andern Frucht/ als seinen Granat-Aepffeln zu; welche Africa selbst als das herrlichste Gewächse des Berges Atlas und der Hesperischen Gärte in der Hand trüge/ die Pelasger aber sich rühmeten: daß sie den ersten Granat-Apffel-Baum auf Cypern gepflantzt hätten. Alleine die Egyptischen/ welches aus herben Kernen süsse/ und Cilicien/ welches an der Bach Pinarus Granat-Aepffel ohne Kerne zeugte/ gestünde Assyrien selbst zu: daß in der gantzen Welt keine bessere Granat-Aepffel/ als umb ihr Babylon wüchsen/ welche eitel Safft ohne herbe Kerne/ oder doch so weiche Kerne hätten: daß man sie mit allem/ was darinnen wäre/ äßen könte. Diß aber wäre eines jeden Baumes rechtes Vaterland/ wo er zur höchsten Vollkommenheit käme. Sein Granat-Baum aber wäre der unschuldigste unter allen Bäumen/ weil seine wenigen Wurtzeln nicht raubrisch umb sich grieffen/ und andern Gewächsen ihren Safft entzögen/ sondern sich mit weniger Nahrung der Erde/ und einer freygebigen Wasser-Hand vergnügte. Er wäre ein herrliches Bild der gleich durchgehenden Gerechtigkeit; Sintemal jeder Baum einem jeden seiner Granat-Aepffel/ wenn sie schon an Grösse einander gantz ungleiche wären/ nicht einen einigen Kern mehr oder weniger einpflantzte/ als dem andern. Zu geschweigen/ daß die Granat-Aepffel nicht ihre rechte Würckungen ausüben selten/ wenn sie nicht umb einen billigen Preiß verkaufft und bezahlet würden. Er hegete mit dem Mandel- dem Oel- und Lorbeer-Baume eine sonderbare Freundschafft; ja er verschmähte nicht die geringen Weiden; insonderheit aber küssten und vermählten sich seine Wurtzeln begierigst mit dem Myrthen-Baume: daß beyder Blätter nicht allein einander gantz gleich; sondern ihre Nachbarschafft auch eine Ursache mehrer Fruchtbarkeit wäre; könte also kein besser Sinnebild für eine fruchtbare Freundschafft ersonnen werden/ als ein mit Granat-Aepffeln durchflochtener Myrthen Krantz. Diesemnach ihr denn auch die keusche Liebes-Göttin diesen Baum/ dessen Aepffel doch der Liebes-Brunst widerstehen/ eben so wol/ als die Myrthen zugeeignet/ und ihn/ wie den ihr gewiedmeten Rosenstock/ mit spitzigen Dornen gewaffnet/ und vom Paris einen Granat-Apffel/ keine verächtliche Quitte/ zum Siegs-Preiße ihrer Schönheit bekommen hätte. Diesemnach die Vorwelt diesen Baum aus göttlichem Saamen/ und entweder selbst aus des Bacchus/ oder aus des von dem Jupiter gezeugten/ von dem Bacchus aber seiner Männligkeit beraubten Adgestes Bluts-Tropffen entsprossen zu seyn geglaubet hätte; ja von einem diesem verwandelten Baume abgenommenen und in die Schoos gelegten Granat-Aepffel solle Nana den Atys empfangen haben. Ist sich also über die Fruchtbarkeit des Granat-Apffelbaumes/ daß er seine Kinder zu Tausenden bringt/ gar nicht/ vielmehr aber deßhalben zu verwundern; daß/ ob wol seine Blüthe grossen theils/ seine Früchte aber alle in voller Flamme und Purper stehen/ dennoch er im Schatten besser als an der Sonne wächset/ und seine Aepffel dort zeitlicher reif werden; weßwegen vielleicht getichtet worden: daß sie auch in Elysischen Feldern wüchsen/ und die geraubte Proserpina/ weil sie von einem daselbst abgebrochenen drey oder sieben Kerne gessen/ auf ihrer Mutter sehnliches Verlangen nicht

nicht hätte wieder können ans Tagelicht kommen; weßwegen so wenig die Zweige von diesen Bäumen bey den Arcadiern in Proserpinens Tempel gebracht / und die von Granat-Aepffeln essenden Frauen zu dem Thoßmophorischen Feyer der Ceres gelassen; als auf selbtem die Granat-Aepffel Kräntze verworffen würden. Wie aber dieser unzeitige Haß der für Leide gramhaftigen Ceres; noch auch / daß bey Thebe in Boetien auf dem Grabe des Menäcus ein Granat-Apffel-Baum mit blut-rother Frucht gewachsen / der Würde dieses Baumes nichts benähme; also diente ihm zu grossen Ruhme: daß ohne ihn die Elysischen Felder nicht glückseelig seyn könten. Ja er verdiente mitten in die gestirnten Gärte des Himmels gepflantzt zu werden / denn seine theils schneeweisse theils Rosen theils Feuer-färbichte Blüthen / und seine purpernen Aepffel hätten keine irrdische grüne / sondern eitel Sternen-Farben / auswendig an den harten Schalen kräftige Pyropen / inwendig an Kernen genoßbare Granatsteine an sich. Ihr theils süsser / theils säuerlicher / theils vermischter Safft wären die allerschmackhaftesten Rubinen / welche die Meister-Hand der Natur so künstlich / als die Bienen den Honig / in gewisse Fächer eintheilte. Jeder dieser mit Edelgesteinen und Nectar angefüllten Aepffel wäre ein Vorbild eines unerschöpflichen Reichthums. Daher ihm Darius so viel treue Zopyren gewünscht hätte / als in einem Granat-Apffel-Baume Kerne steckten. Ein Sinnbild der die Menschen den Göttern gleichmachenden Freygebigkeit / welche umb ihren himmlischen Safft den Dürstenden oder Krancken anzubieten für Liebe zerplatzten. Maßen denn ihr Safft in allen Speisen als eine kräftige Erquickung gemischet / und die Gerüchte mit den Kernen als Edelgesteinen ausgezieret würden. Jedoch hätten diese Aepffel in sich mehr Artzney als Nahrungs-Kräfften; daher auch kluge Aertzte sie denen Krancken / welchen die Speise schädlich wäre / verschrieben. Die ihrer Süßigkeit halber auch an Farbe und Grösse vollkommensten dienten der Brust / hülffen dem Hust und dem Seitenstechen ab / wärmeten auch den Magen / die herben befreyten ihn von gallichten Feuchtigkeiten / erfrischten die Leber / stillten den Durst / benähmen das Hertzweh / der daraus gepreßte Wein wäre das kräftigste Labsal der mit Feber und Hauptweh beladenen. Die Blüthen heilten die Brüche / befestigten die Zähne / stopfften die Blutstürtzungen. Die Schalen der Aepffel geben die schönste Farbe zu Ledern / der Stamm den Tischlern das beste Einlege-Holtz ab; der Granat-Aepffel-Safft reinigte das Eisen und verwandelte es in Stahl; ein einiger Zweig von diesem Baume verjagte die Schlangen; der Rauch von seinem brennenden Holtze alle giftige Thiere. Mit einem Worte: die Natur selbst hätte die Granat-Aepffel an ihrem obersten Nabel mit einer Krone gekräntzet / und sie hierdurch für Könige der Baum-Früchte erkläret. Daher nicht nur Polycletus seinem aus Helffenbeine und Golde gemachten Pallas-Bilde einen Granat-Apffel / welchen ihr aber Venus streitig gemacht / in die Hand gegeben; sondern die Götter-Königin Juno legte ihn auch als einen Reichs-Apffel zum Zeichen ihrer himmlischen Herrschafft niemals von sich. Welche denn auch der Stadt Carthago und dem davon fruchtbaren Africa nur dieser Frucht halber geneigte Schutz-Frau gewest wäre. Weil nun die Götter an diesem Baume so grosses Belieben hätten / trüge die Königin der Heiligthümer zu Rom bey den Opffern einen Granat-Apffel-Zweig an statt des Krantzes umbs Haupt / und der Juden Hoherpriester hätte zwischen den Zimbeln an dem untersten Saume seines Rockes Granat-Aepffel hencken / wenn er in das allerheiligste ihres Tempels gienge. Hispanien trat Assyrien verwegen unter Augen / und meinte ihres Amptes zu seyn sich so wol

des benachbarten Africa anzunehmen / als seinem Pomerantzen Baume welcher so wol seine Wälder / als der Tagus seinen Sand mit Golde bereicherte / das Wort zu reden. Der Granat-Aepffel-Baum würde bald zum alten Weibe; hingegen tauerte der Pomerantzen-Baum insgemein zwey und drey hundert / zuweilen gar fünf-hundert Jahr. Der Granat-Apffel-Baum wäre alles Geruches beraubet / und also / weil der Geruch die Seele der Pflantzen und ein bewehrtes Mittel das menschliche Leben zu verlängern wäre / für ein schönes Aaß zu halten; hingegen wäre nichts an seinem Pomerantzen-Baume / welches sich nicht in eitel wolrüchende Geister zu zertheilen bemühte / ja die abfallenden Blüthen / und die gleichsam für ihrer Geburt sterbenden Aepfel / weil der allzu fruchtbare Stamm nicht starck genung wäre seine unzählbaren Kinder zu tragen oder zu säugen / balsamten ihr Grab durch ihre ausgeathmete Seelen ein. Sein Stamm wäre seiner Güte nach ein rechter Zärtling oder Schoos-Kind der Natur; seiner Tauerhaftigkeit nach aber ein abgehärteter Riese / welcher umb die Kälte besser / als die allzu zärtlichen Citron-Bäume zu vertragen / mit einer Eisenfarbichten Rinde wider Schnee und Ungewitter verwahret wäre / und daher auch bey weitem seine Geschwister die Limonien- und Citron-Bäume überlebte; wenn schon diese zwey auf jener Stock gepfropfft würde. Der Pomerantz-Baum wäre überdis reicher an Aesten / seine Blätter gäben den vollkommensten Schatten / beschämten an der Farbe die Schmaragden / wie die Blüthe die Lilgen / die Aepfel das Gold und den Scharlach. An Fruchtbarkeit hätte er nicht seines gleichen; und prangete er nicht nur zu einerley Zeit zugleich mit dem Schnee seiner geistigen und selten unfruchtbaren Blüte / und dem Feuer seiner safftigen Aepfel; sondern es trüge ein Stamm in einem Jahre von tausend bis vier-tausend Früchten; und zuweilen wüchse eine Pomerantze in der andern / wie Perlen-Mutter; sonderlich wo sein Hispanien die Armen der Vorgebürge der untergehenden Sonne nachstreckte; seine See-Buseme aber / als Hafen der Wollüste / dem annehmlichen Westwinde / umb von ihm geschwängert zu werden / öfnete / und das grosse Welt-Meer mit güldenem Sande bereicherte. Jedoch dieser Baum brauchte seiner Fruchtbarkeit so behutsam: daß er / umb sich nicht auf einmal zu erschöpfen / das andere Jahr seinen Stamm zu seiner Erholung ein wenig verblasen ließe. Seine Früchte aber wären nicht nur auswendig schimmerndes / sondern inwendig flüßendes Gold. Ihr Safft eine häuffige / und so gar von der Winter-Kälte unverterbliche Süßigkeit. Die purpernen Schalen hätten in sich eine aber gewürtzte und gesunde Bitterkeit. Also wären die Pomerantzen ein rechtes Sinnenbild der bitter-süßen Liebe. Daher sich auch die Cyprier rühmten: daß ihre Liebes-Göttin diese Aepfel zum ersten gepflantzt hätte; Wiewol auch ihrer eine gewisse Art mit süßen und wolschmeckenden Schalen; andere zu grossen Riesen-Aepfeln wüchsen / und ein im Munde zergehendes Fleisch in sich hätten. Ja auch die unreiffen Früchte eines halben Jahres wären fürtreflich zum einmachen; und dieser Apfel mit den Blüthen nichts minder eine Erquick- und Reitzung der Begierde zum Essen / als eine Zierde der Taffeln; alles aber an diesem Baume heilsam. Aus den Blättern preßte man ein herrliches Oel für die von Zerquetschung herrührende Schäden. Die wolrüchenden Pomerantz-Blüthen stärckten die Lebens-Geister; das daraus gebrennte Wasser hülffe dem schwachen Magen; diente wider giftige Fleckfieber; verursachte Schweiß; stärckte das Hertze und die Geburts-Glieder / erleichterte die Geburt / gäbe allem anderm Geruche gleich-

sam Flügel; ja ohne seine Beymischung verdiente keiner den Preiß eines himmlischen Geruches. Alle diese und noch edlere Würckungen hätte das daraus gepreßte Oel; welches gleichsam Halb-Todten alle Sinnen/ dem sterbenden Hertzen eine frische Regung wiedergäbe/ und der Pest keinen Platz enträumete. Wenn man es aber mit Rosen-Wasser vermählte/ würde etwas überirrdisches daraus. Die Pomerantz-Schalen hülffen dem Seiten-Stechen/ den Biehungen/ dem Durchbruche ab/ reinigten das Haupt/ und trieben den Sand. Das Wasser von denen inwendigen Kernen zermalmte den Stein. Mit einem Worte: Ein solcher güldener Apfel wäre ein rechtes Verbild der gantzen Welt. Die feurige Schale stellte den Himmel/ das schwämmichte Fleisch darunter die Lufft/ der kühlende Safft das Meer/ die dardurch gehenden Gefäser mit den Kernen die Erde für. Wer wolte diesemnach dem ihn tragenden Baume mit Vernunfft die Oberstelle streitig machen? Niemand mit besserm Rechte/ antwortete Italien/ als mein deinem Pomerantzen zwar verschwisterter/ aber viel edler Limonien-Baum; gegen dessen Herrligkeit jener mit seinem schädlichen Hartzte nur seine Unvollkommenheit beweinen möchte. Der Pomerantzen-Safft wäre weder nährend/ noch heilsam. Seine den Schatten liebende Süßigkeit verwandelte sich im Magen in eitel Galle. Er verursachte Hauptweh und den Aussatz; zeugte schwartze Feuchtigkeiten und Feber/ verstopffte den Miltz und die Leber. Und derogestalt wäre seiner Schale schönes Feuer das Bild einer mißträulichen Flamme wütender Liebe. Hingegen prangete sein viel gestreckter/ und wie der Rosenstock mit kleinen Stacheln gewaffneter Baum mit wolrüchendē und eine tugendhafte Schamröthe abbildenden Blüthen/ und viel reinerm Golde unzählbarer Aepfel; welche die Natur Ey-rund/ wie nach Zoroasters Meinung auch die Welt-Kugel seyn solte/ bildete. Seine Schale wäre ohne Brand und Bitterkeit/ ihr linder Geruch aber so durchdringend: daß die geistigen Seufzer seiner Ligustischen Gärte dem liebkosenden Sudwinde zwantzig Meilweges übers Meer entgegen flügen/ und die saltzichten Lüffte einbalsamten. Sein Safft wäre aller weibischen Süßigkeit befreyet; seine männliche Schärffe aber wäre der Zunge annehmlicher/ und dem Menschen gesünder. Alle Speisen würden darvon schmackhafter/ der Durst darmit geleschet; alle Hitze abgekühlet; und wider den Scharbock wäre keine beruhmtere Artzney in der Welt. Der allersäuerste Safft diente zu der schönsten Karmesin-Farbe; zu Bleichung der Frauenzimmer Haare/ und zu unschuldigen Schmincken. Sintemal das daraus gebrennte Wasser die Sprenckeln und Flecken der Haut vertilgte; das von der Schale den Stein triebe/ der eingezuckerte Safft die Galle aus dem Magen abführte/ und giftigen Febern steuerte. Indien konte für Ungedult länger nicht schweigen; sondern fieng an: Hispanien möchte mit seinen letschichten Pomerantzen/ und Italien mit seinen sauern Limonien sich gegen seinem wunder-würdigen Zucker-Schilff nur verkriechen. Sintemal so wol das beste an den Pomerantzen nemlich die Schalen ohne den Zucker eine unnütze Wermuth/ der Limonien-Safft aber ein natürlicher Essig wäre/ welcher den Magen verterbte/ den Mund zusammen züge/ die Eingeweide zerbisse/ ja die härtesten Perlen zerbeitzte. Sein aus der Zuckerstaude aber gepreßter Safft überträffe alle Süßigkeit der Welt/ und den Attischen Honig/ also daß/ ob zwar dis Schilff nicht über sieben oder acht Schuh hoch/ und nur zwey Daumen dicke wüchse/ doch sein safftiges Marck so wol frisch/ als wenn es in irrdenen Geschirren beym Feuer gekocht/ durch Lauge geleutert/ und von der Hitze gehärtet wäre/ alle Säffte und

Früchte

Früchte aller hohen und niedrigen Bäume übertreffe/ indem wie das unentpehrliche Saltz alles weichliche schärff; also der Zucker alles zu scharffe linde machen müste; und daher sonder ihn die Wollust keine Taffel bestellen/ die Aertzte ihre bitteren Artzneyen keinem Krancken einbringen könten; ja der Zucker-Safft eine treffliche Augen-Artzney abgäbe/ die Brust lüfftete/ die Entzündungen der Leber und Nieren abkühlete. Ja die in dem grossen den Pappel-Bäumen gleichenden Zucker-Stamme/ zwischen seinen knotichten Gliedern wie Stärcke zusammen-rinnende milchichte Feuchtigkeit; ungeachtet sie nicht so süsse wäre/ sondern einen zusammen ziehenden Geschmack gebrennten Helffenbeins bekäme/ wäre wider hitzige Feber/ die Darm-Gicht/ den rothen Weh/ und alle Entzündungen eine so unvergleichliche Artzney/ daß sie in Persien gegen gleiches Silber ausgewogen würde. Die aus seinem Baume aber gleichsam selbst von der Natur gemachte Nachen würden von den Crocodilen so sehr verehret; daß sie keinen darauf schiffenden Menschen antasteten. Diesemnach Indien/ welches Africa/ die glücklichen/ und das Atlantische Eyland/ Syrien und Cypern mit ihrem kleinen Zucker-Schilffe nur etlicher massen begabt hätte/ wie in Edelgesteinen/ also auch in Baum-Gewächsen in allen Ländern als eine Perle der Welt vorgienge. Persien begegnete Indien mit hochmüthigen Augen und Geberden/ meldende: Persien wäre der Perlen und edelsten Bäume rechtes Vaterland; also die einige Perle der Welt. Indien hätte sich nicht wenig vergangen/ oder seine Schwachheiten verrathen: daß es den Obsieg seiner Bäume auf ein schwaches Schilff zu stützen gesucht/ dessen gehärteter und mit beissendem Kalck oder Asche vermischter Safft im Munde zwar Honig wäre/ im Magen aber zu Galle würde/ und die Eingeweide beleidigte. Die sauern Limonien müssen zwar ihren Essig mit Zucker anmachen/ welcher aber von sich selbst zu schärffstem Essige/ ja/ wenn der Zucker dreissig Jahr stünde/ zu dem allertödlichsten Giffte würde. Alleine die annehmlichsten Früchte des alleredelsten Zitron-Baumes hätte so wenig des Zuckers/ als angebohrne Schönheit der Schmincke von nöthen. Die Limonien- und Pomerantzen-Bäume/ als seine Stief-Geschwister/ oder vielmehr unächten Kinder/ nähmen zwar vielen Bäumen den Preiß/ dem Zitron-Baume aber enträumten sie/ als blosse Nachgemächte der Kunst ihm als dem vollkommensten Meister-Stücke der Natur willigst die Oberhand. Zu dem schmückten sich Hispanien und Italien mit frembden Federn. Sintemal diese dreyerley Aepfel/ welche des Alcinous- und die Hesperischen Gärte so berühmt gemacht/ nirgends als in Persien einheimisch/ in andern Ländern aber verreisete Frembdlinge wären. Aus Persien und Meden wären sie in Mohren-Land/ von dar unter den Atlas und in Cyrene versetzt; und die Hesperischen Gärte dieses Schatzes halber für ein von den Drachen/ nemlich der Mißgunst bewachtes Heiligthum; Hercules aber/ welchem Prometheus einen Anschlag solche zu erlangen gegeben/ für einen Gott und Himmel-Träger/ für einen Erwürger des von der Juno zu Verwahrung dieser güldenen Aepfel dahin gesetzten Drachens in der Welt ausgeruffen worden/ weil er diese unschätzbaren Gewächse zuerst in Italien und Griechenland überbracht hätte. Weßwegen seyn ertztenes Bild zu Rom auf dem Ochsen-Marckte drey Zitronen trüge; und nach diesem Beyspiele wäre dem Bilde des grossen Alexanders auch eine in die Hand gesetzt worden. Ja es hätte nicht nur Mauritanien/ Cyrene/ die glücklichen Eylande/ sondern auch alle Länder/ wo diese Aepfel nur gewachsen/ ihnen den Besitzthum der Hesperischen Gärte eingebildet; und Atlas solte die Mauritanischen mit einem so hohen Gebürge verwahret haben/ weil

Themis ihm wahrgesagt hätte: Es würde ein Sohn des Jupiters ihm einige ausführen/ als welche Juno den Jupiter selbst damit als einer fürtrefflichen Schönheit zu beschencken gewürdigt hätte. Gleichwohl aber schätzte der den Nordwind fliehende/ den Sud und das Meer/ warme und feuchte Oerter aber liebende Citron-Baum sich viel zu edel: daß er sich wie die bittern Pomerantzen und herben Limonien in alleraube Länder/ und unter ieden ungütigen Himmelsstrich versetzen oder vielmehr verweisen lassen; und das hochmüthige Rom / welchem Erde und Meer sonst alle ihre Schätze opfern müste/ hätte noch zur Zeit nicht die Ehre gehabt/ ausser einigen Gefässen/ in Italiens Erde einen Zitron-Baum zu essen. Die Käyser und Bürgermeister schämten sich ihre güldenen Aepfel durch Verspeisung zu verschwenden/ sondern hieben sie als Schätze/ oder setzten sie als Schau-Gerichte auf; zum höchsten aber verbrauchten sie solche zu Artzneyen. Alle diese und mehrere Ehre verdiente der mehr als güldene Zitron-Baum / aus welchem Könige zu ihrem Aufenthalt lebendige Zelten / ja gantze Palläste zusammen geflochten hätten. Seine niemals verwelckende Blätter wären ein Ebenbild der Unsterbligkeit / bey den Medern ein schöner Aufputz der Gerichte / und ihr Safft heilete die Wunden. Seine weiß-gepurperten und von der Natur gleichsam schon mit Fleiß in einem Püschel versamlete Blüthen/ hätten das gantze Jahr durch reiffe und unreiffe Zitronen zu ihren Gefärthen/ umb Frühling/ Sommer und Herbst stets mit einander zu vermählen. Sie würtzeten mit wenig Tropfen kräfftig die Speisen ein; verursachten Freudigkeit des Hertzens/ widerstunden der Galle/ und aus ihrem geistigen Wesen würde durchs Feuer etwas so kräfftiges gezogen; welches aller andern Gewächse Tugenden überstiege. An denen göldenen Zitron-Aepfeln wären auch die Schalen nicht ohne Kern. Ihr lebhaftes Gold athmete nicht durch mehr Runtzeln seinen kräfftigen Balsam aus/ als es Lebens-Geister darmit unterhielte / und durch seinen würtzichten Geruch zu Verlängerung des Lebens hülffe; also: daß die Alten diese Aepfel nur zum süssen Riechen aufgehoben / nicht verspeiset hätten. Nachdem aber die klügere Welt gelernet: daß diese anfangs purperne/ hernach Smaragdene/ endlich güldene Frucht/ welche funfzehn und zwantzig Pfund schwer würde/ allem Reichthume des Herbstes vorzuziehen wäre/ indem ihre Schale eine kräfftige Magen-Stärckung/ eine heilsame Hertz-Erquickung / ihr Oel ein herrlicher Balsam der Spann-Adern / ihr weisses und saftiges Fleisch eine süsse Speise/ eine Erquickūg des Magens/ ihr saftiges Marck der Kern aller andern Speisen/ und die edelste Artzney in der Welt abgäbe. Ohn diesen Safft schmeckte Fasanen/ Austern/ Phönicopter-Zungen und Skarus-Lebern nicht gut. Alle Süssigkeiten verursachte ohne Zitronen Eckel; und aller niedlichen Gerichte Uberdruß; also daß in Persien geglaubt würde: man könte bey Zitronen weder erhungern noch erdürsten/ sondern damit ohne einigen andern Beytrag auskommentlich leben. Hingegen leschten die zugleich kühlenden/ trocknenden und eröffnenden Zitronen den Brand der Galle/ zermalmten den Stein/ vertilgten hitzund giftige Feber/ leschten den Durst/ dämpften die Trunckenheit/ vertrieben den Schwindel/ hülffen der Traurigkeit ab/ verrietheten die Zauberey / verbesserten den Athem/ verjagten die Motten/ rotteten den Scharbock aus/ und gaben das allerbewehrteste Gegen-Gifft ab; also: daß viel Aertzte in einer Zitrone mehr Hertzstärckung und Heilsamkeit/ als in vielen Bezoar-Steinen/ in grossen Hauffen Perlen/ und in Mithridatens so berühmter Artzney gefunden hätten. Dahero ein zum Tode verdammter/ welcher nur einen solchen güldenen Apfel vorher genossen/ in Egypten aus der Gruben der giftigen Schlangen unbeschädigt entronnen wäre.

wäre. Die offt in einem Apfel befindlichen anderthalb hundert Saam-Körner widerstünden gleichfalls dem Gifte/ heilten die Bisse und Stiche giftiger Thiere/ erläuterten den Verstand/ und ihr Safft stillte die Gicht-Schmertzen. Ja die aus dieser Frucht gemachten Träncke/ Oele/ Saltze/ Eingemachte und Säffte wären unvergleichliche Labsale/ und fast wider alle Kranckheiten unschätzbare Hülffs-Mittel; welche ohne den Thau der Morgen-Röthe den Tithonus bey lebhaftem Alter/ ohne der Medea Kräuter den Jason bey einer unaufhörlichen Jugend zu erhalten vermöchten; wessentwegen diese Aepfel/ derer Safft alle Tugenden aus dem Golde an sich züge/ an sich selbst aber schätzbarer als Gold wäre/ mehr himmlische als irrdische Ehre verdienten; massen denn auch die Göttin der Liebe sie und die Hesperischẽ Gärte ihr als ein Heiligthũ für das liebste Reichthum ihrer Tempel für ein Pfand der Liebe/ für das würdigste Hochzeit-Geschencke zugeeignet; die Spartaner mit Zitron-Zweigẽ ihrer Götter Bilder bekräntzt/ die Böotier ihre Aepfel/ welche vom Jupiter zum ersten wären gesäet worden/ dem Hercules geopfert/ ja fast alle Völcker für Erfindung des Weyrauchs damit den Göttern geräuchert hätten. Käyser Julius hätte nach besiegtem Gallien als einer/ der die Schrancken der Sterbligkeit überflogen/ Palmen und Lorbern verschmähet/ und einen Siegskrantz von Zitron-Laube aufgesetzt. Diesemnach wäre auch kein ander/ als der Zitron-Baum den Siegs-Krantz hinweg zu tragen würdiger. Deutschland trat hiermit lächelnde herfür/ und sagte: Die Natur hätte nichts umbsonst/ und nichts unnützes gemacht. Auch der Eiben-Baum/ dessen Schatten doch tödten solte/ hätte so wohl als der giftige Scorpion und die tödtlichen Schlangen ihren Nutzen und Heilsamkeit an sich. Der Zitron-Baum aber wäre so vieler Lob-Sprüche werth; als seine Zweige Blätter trügen. Nichts desto weniger klebten ihm so viel Gebrechen/ als offtmals seinem Augen-trieffenden Stamme schädliche Hartzt-Tropfen an. Nüchternen Magen wäre nichts schädlichers als sie. Sein gerühmtes Geld oder vielmehr Schwefel wäre so vergänglich: daß eine Zitrone die andere durch blosses Anrühren anfäulete; und in viele andere Wege ein Muster der flüchtigen Wollust fürbildete. Der Zitron-Baum eignete ihm ein frembdes Lob zu/ wenn er die drey güldenen Aepfel in den Hesperischen Gärten/ welches drey güldene Schafe gewest wären/ für seine Frucht ausgäbe. Die heilsamsten Würckungen aber übten die Zitronen durch Beyhülffe des Weines aus; daher sie auch auf dem Feyer des Bacchus nur zu geringen Wurff-Ballen; und ihre Bäume an vielen Orten zu Zäunen gebraucht würden. Der Wein-Stock aber wäre allein der rechte güldene Baum. Daher auch die Persischen Könige in ihrem Schlafgemache/ die Juden in ihrem Tempel einen güldenen Wein-Stock auf einem güldenen Berge/ welchen Pompejus in seinem Siegs-Gepränge in die Stadt Rom geführt/ gehabt hätten/ umb dardurch auszudrücken: daß der Weinstock güldener als Gold wäre/ alle andere Bäume gelobt zu werden verdienten/ dieser aber keines Lobes bedürffte/ sondern vielmehr den Ruhm aller Zungen überstiege.

Weil fast alle miteinander in Streit verfallenen Länder Wein bauten/ liessen sie ihnen sämtlich gefallen den Wein-Stock mit dem strittigen Sieges-Krantz zu beschencken. Hierauff hegten die sechzig Bäume einen freudigen Lust-Tantz/ darinnen ieder mit grosser Ehrerbietung den als einen König stets in die Mitte kommenden Wein-Stock verehrte. Die zwantzig streitenden Länder mischten sich in diesen Tantz mit ein. Weil aber sich ieder Baum zu seinem ihm das Wort redenden Vaterlande/ und der Wein-Stock nebst der Eiche und dem Holder-Baume sich Deutschland zugesellete; entstand zwischen den Ländern ein neuer Zwist/ und zückte

sich Arabien zum ersten herfür/ welches Deutschlande fürwarff: daß in selbtem der anderwerts hergeborgte Wein kaum jung / hingegen der Wein-Gott selbst auf seinem von Wein-Reben trächtigen Gebürge Nisa auferzogen werden; also der Arabische Wein der beste/ und also mit dem Siegs-Krantze alleine zu beschencken wäre. Egypten widersprach Arabien/ meldende: Bacchus wäre von den Hyaden in Egypten ernähret. Denn was solte er in den durstigen Sänden Arabiens/ wo auch geringe Stauden nicht gnungsamen Safft für ihre Wurtzeln an sich zu ziehen hätten/ für Vergnügung gefunden haben? Dahingegen der saftige Bodem Egyptens eine rechte Amme des Wein-Stocks; sein bey dem See Mareja wachsender weisser süsser und welrüchender Wein ein Kern alles andern; sein Täniotischer bey der Stadt Antylla aber ein flüssendes Gewürtze wäre. Syrien fiel ein: Arabien wäre zu dürre/ Egypten zu sumpficht den Wein-Gott zu bewirthen; alleine des Bacchus Mutter wäre aus Phönicien gewest; und wüchse in Syrien der edelste Wein in der Welt unter dem Berge Libanus bey Biblanus/ von denen Thracien seine wohlrüchende Wein Säncker geborgt hätte. Eben so gut wäre sein Chebyllonischer Wein/ von dessen fetten Reben Safte die Persischen Könige allein hätten wollen geträncket seyn. Africa versetzte: Wäre des Wein-Gottes Mutter aus Syrien da doch viel rechter die Ceraunische Amalthäa dafür gehalten würde; so wäre der Vater aus Africa nemlich der Libysche Amon. Bacchus hätte auch in Africa nach überwundenem Saturnus sein Reich/ und seinem wahrsagenden Vater Ammon einen herrlichen Tempel aufgerichtet. Indien brach ein: Der Wein-Gott möchte zwar anderwerts gebohren und erzogen seyn; wiewohl auch Indien sich seiner Wiege rühmte; nachdem er aber die gantze Welt durchreiset hätte er kein ihm anständiger Land/ als Indien/ auffinden können. In diesem hätte er 52. Jahr gewohnet und geherrschet / darinnen den ersten Wein angelegt. Griechenland wolte diß keines weges enthengen; sondern führte an: Bacchus hätte die Stadt Thebe zu seinem Vaterlande; Indien aber als ein feindliches Land nur drey Jahr zu seinem Aufenthalte/ und zu seinem Sieges-Platze gehabt. Da nun weder in Africa noch Indien einiger Wein/ sondern dort nur wenig zum abtrocknen dienende Trauben wüchsen; die Indianer aber Wein aus Reiß kochten/ und nur bey den Opfern zu trincken pflegten/ suchten sie ihnen nicht ohne Vermässenheit den Ruhm des Weines zuzueignen. Griechenland aber wäre gleichsam von tausenderley Arten des edelsten Weines überschwemmet: Sein Thracischer Chersonesus prangte mit seinem über 200. Jahr tauerndem Maroneischem/ Lesbos mit seinem bey Methymnus wachsenden starcken/ mit seinem süssen Weine bey Mitylene; Thasus mit zweyerley/ derer einer den Schlaf zuwege brächte/ der ander vertriebe. Die Könige aller Weine in der Welt aber wäre der am besten verdeyende und keine Vermischung leidende Wein des Eylandes Chius/ auf welchem der erste schwartze Wein gewachsen/ und der unvergleichliche auf Jupiters Vaterlande Creta; gegen welchem Geträncke alle andere Weine gleichsam nur zum Fuß-Wasser tüchtig wären. Persien brach ein: Es wäre kein geistiger Wein/ als der Persische; sonderlich der umb Persepolis und Marrasium; dessen Geruch/ Farbe/ und Geschmack allen Lobsprüchen zuvor/ dem Wein-armen Indien/ dem sich an seiner sauren Pferde-Milch vergnügenden Scythien wohl zu statten käme. In der Parthischen Landschafft Aria wüchsen drey Menschen Alter austauernde Weine/ und in Margiana Wein-Stöcke/ welche 2. Männer nicht umbarmeten/ und auf diesen zwey Ellen lange Trauben. Scythien fuhr hierüber entrüstet heraus/ die Menschen könten ehe des Weines/ als der Milch entpehren; und sein aus

Honig bereiteter Meth / wie auch der aus Getreide gebrennte Wein / thäte es an Stärcke und Geschmacke vielem Trauben-Blute / wie die von Scythen entsprossenen Parthen es denen überwundenen Persen an Tapferkeit zuvor. Ob nun zwar die an seinem Borysthenes wachsenden Trauben keinen Wein trügen; so wäre doch ihr nordliches Ufer des Flusses Oxus und ihre Landschafft Sogdiana mit männlichen Reben trächtig. Serica nahm das Wort von den Scythen / und meldete: Wenn die Persen einmal seinen Reiß-Wein gekostet hätten / kriegten sie für dem besten Trauben-Safte Eckel. Jedoch wüchsen in Serica auch so köstliche Trauben / als irgendwo in Asien / welche sie aber nur dörreten / und wie Rosinen zu unschuldiger Speise verbrauchten. Sintemal sein mißbrauchter Safft / den doch etliche Völcker als einē Gott anbeteten / die Menschen in einen ärgern Stand versätzte / als in welchem die unvernünftigen Thiere wären. Diesemnach die so weisen Germanas in Indien sich ihr Lebtage klüglich des Weintrinckens enthielten / und andere aus Andacht selbten als eine beissende Schlange / als einen stechenden Basilisken / und als Drachen-Galle aus einer heiligen Andacht verschmäheten. Assyrien begegnete dieser Verachtung nicht ohne heftige Entrüstung: Dieses lieffe wider die Göttliche Wahrsagung / welche den Atheniensern den Bacchus als einen heilsamen Artzt göttlich zu verehren befohlen hätte; ja der gantze Erdkreiß wäre gleichsam wegen Erfindung des so heilsamen Weines den Bacchus / als einen wohlthätigen Gott / anzubeten einstimmig. Der Wein wäre ein rechter Götter-Tranck; daher auch die Assyrier / welche Syrien und andere Länder allererst die Weinpflantzung recht gelehrt hätten / ihren bey Babylon wachsenden unvergleichlichen Wein mit gutem Rechte Nectar hiessen. Mohrenland trat darzwischen und sagte: Die Mohren wären die ersten Menschen in der Welt / auch also die ersten Wein-Gärtner / die Sonne / welche andere Länder nur anschielete / Mohrenland aber mit geraden Augen anblickete / wäre die rechte Mutter des Weines; also könte dieser Sonnen-Safft nirgends als in Mohrenlande seine Vollkommenheit haben; massen denn auch der den Mohren an Schwärtze ähnliche Wein der älteste in der Welt wäre. Insonderheit aber rinnte in den benachbarten glückseligen Eylanden mehr des edelsten Weines als des Wassers / ungeachtet selbtes auch von Bäumen tröpfelte. Armenien versätzte: Das erdürstete Mohrenland / welches keinen Wein-Stock zu unterhalten Safft genung hätte / suchte sich mit seiner Nachbarschafft vergeblich zu behelffen / und möchte sich nur mit seinem Palmen-Weine vergnügen. Armeniens Gebürge hingegen wären die Quellen unzehlbarer Flüsse / und seine gegen Meden gelegenen Hügel die fruchtbarsten Wein-Gärte. Taprobane konte zwar sich keines Reben-Saftes rühmen / gleichwohl aber striech es seinen aus den unreiffen Kokos-Nüssen rinnenden Wein / als den besten in der Welt aus. Aus seinem Eylande würden die edelsten Elefanten / für welchen sich alle andere ehrerbietig neigten / gezeuget; alldar wüchse allein der Zimmet und anderes Gewürtze; wer wolte nun zweifeln: daß auf diesem Paradise des Erdbodens das beste Geträncke wachsen solte? Zumal die Alten ihre besten Weine mit Würtze anzumachen und zu verbessern gepflegt hätten. Nichts aber hätte mehr Geist in sich / als der Zimmet / daraus eben so wohl / als aus Amomum und Casia kräfftigen Wein zu machen. Das Atlantische Eyland bestätigte: daß der Morgenländer Palmen-Kokos- und Gewürtz-Wein den Reben-Safft theils am Geschmacke / theils an Stärcke / theils an Heilsamkeit übertreffe; und wäre der Egyptier aus dem Baume Lothos / der Cyprier aus Feigen / der Griechen aus Myrten-Beeren / der Gallier aus Narden / der Syrier von Zedern / der Cilicier aus Jsop gemachter Wein nicht zu ver-

verachten. Aber auf seinem Eylande/welches hin uñ her 3. mal so grosse uñ süsse Trauben als irgend ein anders Land trüge/ würden aus dreyen sonst nirgends in der Welt wachsenden Wurtzeln/ Beeren/ und Früchten so köstliche Träncke bereitet/ welche die fruchtbarsten Weinländer als sonderbare Labsale von dar holen liessen. Gallien fuhr mit gerunzelter Stirne und feurigem Antlitze diesen letztern Ländern in Schild/ und sagte: Sie möchten nur als Verwürfflinge des gütigen Himmels/ welche den Abgang des Weines als des rechten irrdischen Nectars mit ihrem eitelen Kochwercke sich aus der Reyen der gesegneten Weinländer entfernen. Die Kunst wäre eine Magd und Aeffin der Natur/ als einer herrschenden Frauen/ und also kämen alle andere Geträncke dem Weine nicht näher/ als die Meer-Katzen den schönsten Menschen bey. Unter allen Ländern aber wäre Gallien das Weinreichste. Die Liegeris und Garumna theilte der Welt so viel Reben-Safft mit: daß es das Ansehn hätte; sambt alle sein Wasser zu Weine würde; darunter ihrer viel so geistig wären: daß man sie mit vermischtẽ Wasser schwächen müste. Am Rhodan wüchsen die Wein-Stöcke so groß/ als andere Bäume. An dem Lattarischen Seebusem bey des Domitius Marckte aber wüchse der edelste Muscaten-Wein in der Welt. Asien begegnete Gallien: Bey ihm wäre der Ursprung und das rechte Vaterland des Weines. Alle Arten wären dar im Uberflusse. Der Carynische beschämte alle schwartze süsse/ der Peryrinische alle schwartze herbe/ der Tibecinische alle dinne/ der vom Berge Tmolus alle goldfarbicht- und wohlrüchende Weine. Und Xerxes hätte die mehr dem Bacchus als Priapus gewiedmete Stadt Lampsacus seines edlen Weines halber dem tapferen Themistocles verehrt. Italien brach ein: Wie alle Reiche Italien unterwürffig werden wären; also hätten auch seine Weine die Ober-Herrschafft in der Welt behauptet; als in welchem Lande Bacchus und Ceres mit einander umb den Vorsitz stritten. Der einige Berg Gaurus trüge dreyerley Arten des edelsten Weines umb einen iedern Gaumen zu vergnügen. Jedoch übertreffe der Fundanische Wein noch den weltberühmten Falernischen in der Güte; der Amiclanische an der Tauerhaftigkeit. Der schwartze Calenische wäre der kräfftigste Magen-Wein; der Trebellische bey Capua der schmackhafteste; der Albanische und Pictanische der gesündeste; welchem letzteren die Käyserin Livia alleine ihr gesundes Alter zuschriebe. Die Rhetischen verdienten den Ruhm der grösten Anmuth; mit denen als den Kopf gar nicht einnehmenden sich Käyser August am meisten erquickte. Hispanien versätzte: Es hätten keine Gewächse mehr Verwandschafft mit einander/ als Wein und Gold. Wie nun diß in seinen Gebürgen gleichsam quälle/ und von denen angezündeten Wäldern seine Thäler mehrmals überströmet hätte; also wären auch fast alle seine Hügel Wein-Brunnen. Sein Tarraconensischer weisser wäre der männlichste/ sein Illeranischer rothe der süsseste und stärckste. Zu dem hätten gewisse Wein-Gewächse ihres Oeles halber eine solche Schwerde: daß sie darmit alle andere Feuchtigkeiten/ wie das Gold alles andere Ertzt überträffe; und daher die damit gefüllten Fässer untersinckten. Ja die Hispanischen Weine hätten schon von Alters her den rothen für den König aller Weine erwehlet. Pannonien brach ein: Der rothe Wein möchte unter seinen Landes-Leuten sein Königreich behaupten; für seinem Wein-Oel aber sich verkriechen; welches/ wie Pannonien an Uberflusse der Gold-Adern Hispanien weit überlegen wäre; auch nicht nur an der Farbe/ sondern an Wesen und Tugenden das rechte flüssende oder trinckbare Gold fürbildete. Sintemal an dem Flusse Tibiscus so gar gantz güldene Stengel sich umb die geliebten Reben wie Epheu winderen; und das körnichte Gold offt die Trauben an statt der herben Körner füllte. Daher man mit seinem Saffte zugleich Oel/ Gold/ Wein/

Wein/ ja einen rechten Lebens-Balsam geniesse; welchem denn auch das edle Trauben-Blut an dem See Peiso wenig an Kräfften/ nichts aber an Anmuth bevor gäbe. Deutschland/ welches dem Wein-Stocke unter allen Bäumen den Siegs-Krantz erstritten hatte/ wolte selbten nunmehr auch unter den Weinen nicht aus den Händen lassen; fieng also an: Es wäre wahr: daß seine Nachbarin Pannonien allen andern Ländern den Wein-Preiß wegnähme. Sintemal alle andere Weine entweder zu wenig Feuer/ oder bey ihrem grossen Feuer eine Eckel verursachende Schlüpfrigkeit/ die Pannonischen Magen-Weine aber zugleich bey ihrer Stärcke eine Anmuth; bey ihrer Süssigkeit eine männliche Schärffe hätten. Sein Rhein-Wein aber wäre ein gantz neues/ und allen Weinländern unbekanntes Geschencke des Himmels. Seine Stärcke entzündete nicht die Eingeweide; gleichwohl aber stärckte es die blöden Magen. Sein Geschmack wäre der lüsternden Zungen Vergnügung; gleichwohl aber umbnebelten sie nicht das Gehirne. Der alleredelste Pannonische Wein führte seinen den Sennen-Staub wegstechenden Weinstein in das alleredelste Geäder zu Verursachung vieler Kranckheiten mit sich/ der Rhein-Wein aber legte seinen an die Wein-Fässer an. Daher würde er wegen seiner nährenden und treibendẽ Krafft als der gesündeste und schmackhafteste auch in solche Länder verführet/ derer Hügel nicht weniger vom Weine/ als die Morgen-Röthe vom Thau trieffend wären.

Der Zwist dieser streitenden Länder hätte sich noch nicht geendigt/ wenn nicht die grosse Königin aller Geschöpfe die Natur durch den vom Himmel flügenden Frieden einen Stillstand gebethen; und als die höchste Richterin diesen Ausspruch: **Unter allen Bäumen verdiente der Wein-Stock; unter den Weinen der Rhein-Wein den Preiß/** gefället; und hierauf Deutschlande einen von Weinlaube gemachten mit Golde umbwundenen/ dem Wein-Stocke aber einen gantz güldenen Krantz aufgesätzt hätte. Alle Bäume neigten in einem Freuden-Tantze sich für dem Wein-Stocke; alle Länder für Deutschlande. Nach geendigtem Tantze aber verfügtẽ sich diese Sieger zu dem damal auf den Schauplaz gestelten/ hernach aber in diesen Tempel versetzten Bilde des Bacchus; oder vielmehr des darunter fürgestellten Käysers August und Liviens; sätzten nach einem abermaligen Tantze beyde Kräntze diesen zwey Abgöttern auf. Also endigte sich des Drusus Schauspiel zur Vergnügung der Antonia/ und die Erzehlung des Bacchischen Priesters zum Wohlgefallen der deutschen Fürsten.

Inzwischen als der Feldherr Herrmann/ Hertzog Arpus/ und andere theils sich ihres Sieges freueten/ theils selbten zu einem Werckzeuge mehrer Vortheile anzugewehren versaanen; hieng der eiferige Tiberius seiner Trauersucht und Arglist nach/ der Deutschen sieghaften Waffen einen andern Riegel als aufrichtige Gegenwehr fürzuschieben. Weil Tiberius nun wohl verstand: daß/ wenn auch schon das Verhängnüß ein Reich drückte/ doch das Glücke der feindlichẽ Zwytracht wieder auf die Beine hülffe; saan er auf nichts mehr/ als zwischen die deutschen Fürsten einen Zanck-Apfel zu werffen. Der Feldherr und Hertzog Arpus hatten schon durch tausend Merckmale bewähret: daß sie den alten Haß der Catten und Cherusker der gemeinen Wohlfarth aufgeopfert hatten/ und alle seine Scharffsinnigkeit war zu stumpf dieser vorhin gegen einander so sehr verbitterter Völcker verrostete Feindschafft auszuwetzen. Die grossen Siege des Sicambrischen Hertzogs Melo/ welcher bey des Quintilius Varus Niederlage nicht einst mit gewest war/ nunmehr aber gleichsam spielende mehr/ als alle andere deutschẽ Sieger durch ihr verspriztes Blut gewonnen hatte/ veranlaßten ihn zu muthmassen: daß Her-

Herrmann und Arpus seinen Gewiñ so vieler Festungen und die Vergrösserung seines Gebietes ohne neidisches Auge nicht anschauen/ so selten aber wachsende Macht und Eintracht bey Bundsgenossen/ als Zunehmung des Miltzes und Gesundheit anderer Eingeweide beysammen seyn könten. Sintemal viel Siege insgemein neue Kriege und Feinde erweckten/ grosse Beuten aber einen so scheinbaren Glantz von sich würffen: daß sie auch denen Großmüthigsten in die Augen leuchteten/ welche gleich nie umb was anders/ als Freyheit und Ehre zu kämpfen gemeinet gewest. Diese Muthmassung war auch nicht gar ohne Grund. Denn dem Hertzog Arpus war nicht wenig daran gelegen: daß die vom Drusus für achtzehn Jahren vertilgten oder über den Rhein in Gallien versätzten Sicambrer/ und die für Zeiten von den Catten verdrungenen Tencterer und Sicambrer den Catten nicht möchten zu Kopfe wachsen; und diese fuhren mehrmals gegen ihren Hertzog durch Ungedult heraus: die Cherusker und Catten müsten die harten Nüsse der Römer aufbeissen; wormit die Sicambrer der Kerne genüssen möchten. Jene wären Uberwinder der Feinde/ diese der Oerter. Diesen geringen Zunder wuste Tiberius unter dem Deutschen Krieges-Heere durch seine Kundschaffter meisterlich zu unterhalten: daß er fast täglich mehr zu glim̃en anfieng. In den Scharmützeln ließ er den Sicambern und Tencterern/ wenn sich gleich Gelegenheit ereignete/ keinen Abbruch thun/ und die Gefangenen ließ er ohne Lösegeld frey. Ob nun zwar Hertzog Francke sich hierdurch nichts hindern ließ den Römern mit seiner geschwinden Reiterey einen Streich nach dem andern zu versätzen; und so wol Hertzog Arpus als der Feldherr des schlauen Tiberius ungewohnte Gütigkeit für Kriegs-Künste und Saamen des Mißtrauens hielten; ereignete sich doch eine Gelegenheit/ welche beyden kein geringes Nachdencken verursachte. Nemlich es hatten der Feldherr und Hertzog Arpus für/ mit ihren von bisherigem Siege muthigen Heere den Römern entweder zu Felde einen Hauptstreich zu versetzen/ oder durch Eroberung der Festung Meyntz Deutschlande den gefährlichsten Dorn aus dem Fusse zu ziehen. Diesemnach ersuchten sie den Hertzog Melo/ er möchte seine angefangene Belägerung des Ubischen Altares/ welche allem Ansehn nach viel Blut und Zeit bedörffen würde/ unterwegen lassen/ und seine völlige Waffen mit ihnen wider den Tiberius zu Ausmachung des Hauptwesens vereinbaren; oder zum meisten durch einen tieffen Einfall in Gallien die Römische Macht des Tiberius und Germanicus zur Trennung nöthigen. Malo aber antwortete: es wäre den Deutschen so wenig rathsam eine so starck besätzte Festung/ als das Ubische Altar wäre/ im Rücken zu lassen/ als seinem Ansehn anständig die schon angefangene Belägerung eines gantz Deutschland mit Aberglauben vergiftenden Ortes aufzuheben. Wenn er aber dieses Wespen-Nest zerstöret haben würde/ wolte er mit allen seinen Kräfften ihnen zu Hülffe kommen. Wiewol nun diese Antwort vorigen Argwohn vermehrete; brachen doch der Feldherr/ Hertzog Arpus und die andern deutschen Fürsten noch selbige Mitternacht von Bingen/ dahin sie auf beyden Seiten des Rheines alle ihre Macht versammlet hatten/ unversehns auf/ und hatten das Glücke zwey Römischen Heere von der Stadt Meyntz abzuschneiden. Sie behaupteten mit wenigem Gefechte auch einen so vortheilhaften Ort: daß hiermit auch alle Zufuhr auf dem Rheine der Festung/ und den Römern das Hertze sie davon wegzuschlagen benom̃en ward. Tiberius war in sich selbst hierüber so viel mehr verbittert; weil er diesen Streich selbst versehen/ und den Germanicus mit seinen Legionen an der Nar die Trevierer zu bedecken befehlicht/ auch sein eigenes Lager zu weit oberhalb Meyntz an den Rhein gehenckt hatte. Germanicus stieß zwar

hierauf

hierauf alsofort zum Tiberius/aber beyde konten weder die Deutschen aus ihrem Vortheil locken/ noch verwehren: daß sie durch Einwerffung grosser Eichen den Rhein oberhalb Meyntz unschiffbar machten/ und die Stadt in nicht geringe Noth versetzten/ weil die deutsche Reiterey noch darzu alle Strassen rein hielt; Hertzog Catumer auch etliche tausend Römer schlug/ die in Meyntz mit Gewalt Verrath bringen wolten. Unterdessen hatten zwey aus Hispanien beruffene Legionen mit zwantzig tausend Galliern sich vereinbart/ und hatten bereit über die Maaß gesetzt umb das Ubische Altar zu entsetzen. Weßwegen Hertzog Melo seinem Sohne schrieb: daß er mit der Tencterischen Reiterey seine Belägerung zu bedecken zurück über die Mosel kommen solte. Der Feldherr und Hertzog Arpus schöpften über dieser Abforderung ziemlichen Unwillen/ weil sie darmit ihnen die Hoffnung Meyntz zur Ubergabe zu nöthigen zu wasser werden sahen. Weil nun eben selbige Nacht etliche deutsche Gefangene/ die Tiberius mit Fleiß fahrläßig hatte bewahren lassen/ aus dem Römischen Läger übergelauffen kamen/ und berichteten: daß den Abend vorher Germanicus mit zweyen Legionen in möglichster Stille aus dem Römischen Läger gegen der Nave gezogen wäre/ und dem muthmaßlichen Berichte der Römischen Kriegs-Leute nach/ mit dem aus Hispanien kommenden Heere den Sicambrischen Hertzog für dem Ubischen Altare überfallen solte. Dieses ward bestätigt durch unterschiedene deutsche Reiterey/ welche selbige Gegend ausgespüret/ und von dar Gräserey geholet hatten. Solches bewegte die deutschen Fürsten folgenden Morgen dem Tiberius eine Schlacht anzubieten; Beredeten also den Hertzog Francke/ welchem ohne dis bey jeder Gelegenheit zu schlagen das Hertze lachte/ daß er mit seiner gantzen Reiterey der Schlacht abwarten wolte; weil er vermittelst des nunmehr in Deutscher Macht unterhalb Meyntz flüßenden Rheinstroms noch zeitlich genung seinem Vater zu Hülffe zu kommen vermeinte/ der Feldherr auch nach verhofftem Siege mit zehn-tausend Cheruskern ihn zu begleiten versprach. So bald es tagte, führten die Deutschen ihr Heer aus dem Lager/ und stellten es eine Meilweges davon gegen das Römische Lager in Schlacht-Ordnung. Tiberius that dergleichen; jedoch sätzte er sich theils auf eine sehr vortheilhafte Höhe/ theils an einen sumpfichten Ort: daß die Deutschen/ welche für Begierde zu schlagen brennten/ nur an wenigen engen Orten die Römer angreiffen konten. Ob nun wol der Feldherr und Hertzog Arpus allerhand Erfindungen brauchten den Feind aus seinem Vortheil zu locken/ die Deutschen auch hin und wieder durch zusammen geschleptes Reisicht sich mühten den Morast zu bähnen; war es doch durch keine Kriegs-Kunst möglich ihr Vorhaben weiter zu bringen; als daß es an dreyen Orten zu Scharmützeln der Reiterey gedieg/ darinnen Hertzog Catumer und Francke ihre Löwen-Hertzen überflüßig zeigten/ und der Römischen Reiterey grossen Abbruch thaten; jedoch sich zwischen die geschlossenen Römischen Legionen nicht vertieffen konten; weil das deutsche Fuß-Volck weder Platz noch Raum hatte über dem Moraste festen Fuß zu sätzen. Endlich aber behaupteten Fürst Siegesmund mit fünf tausend Cheruskern/ welche zwar bis unter den Gürtel durch den Schlamm wateten/ einen vortheilhaftigen Hügel; daher der Feldherr alsofort das fürnehmste Cheruskische Kriegs-Zeichen/ nemlich das Pferd pflantzen ließ. Worauf nicht nur die übrigen Cherusker daselbst geraumenes Feld zu gewinnen/ sondern auch die Catten im lincken Flügel einzubrechen sich euserst und mit ziemlichem Fortgange bearbeiteten. Denn Hertzog Jubil erstieg mit zwey-tausend Hermundurern seitwerts und also/ wo es ihnen die Römer nicht hatten träumen lassen/ einen Hügel/ darauf die Deutschen

gleichsam als auf Leitern kleitern musten. Wie nun Graf Waldeck von vornen / Jubil auf der Seite die darauf stehenden sechs Fahnen Römer und zwölf der Gallier als zwey gegen einander blitzende Wolcken anfielen; wurden diese alsbald verwirret/ zertrennt/ und kurtz darnach über Hals und Kopf bis an die Stirne der Römischen Schlacht-Ordnung verfolget. Hertzog Arpus brachte alsofort seinen halben lincken Flügel auf diesen Berg/ von dar er in einer sich nach und nach absänckenden Fläche dem Römischen rechten Flügel auf der Seiten in die Eisen gehen konte. Bey diesem vortheilhaftigen Streiche kriegte der Feldherr aus dem an Rücken gelassenen Läger die Nachricht: daß Germanicus mit seinen zweyen Legionen zwischen dem Deutschen Läger und der Stadt Meyntz durch einen besätzten Paß gebrochen/ gegen selbter eine grosse Anzahl mit Lebens-Mitteln beladener Pferde und Esel geschickt/ und sich recht gegen das Läger gesätzt hätte. Hieran war es noch nicht genung/ sondern Hertzog Francke erhielt durch einen Tencterischen Ritter von seinem Vater Melo den Befehl: er solte ohne Verlierung einiger Zeit/ und ohne Hindernüs der wichtigsten Ursachen/ sich von seiner Rückkehr nichts hindern lassen. Deñ Marcus Junius Silanus hatte das Fuß-Volck der zwey Hispanischen Legionen zu Pferde gesätzt/ und weil es eben folgenden Tag über die Ruhr setzen solte/ käme ihm diese Macht unvermuthet über den Hals; und überdis würde ihm auch mit dem Uberzuge des Germanicus gedräuet. Es ist schwerlich zu ermässen; welchem unter diesen beyden Helden am meisten schmertzte: daß durch so unzeitige Zeitung ihrer Hofnung und Tapferkeit ein Zügel angelegt/ ihrem Siege aber die Flügel verschnitten werden solten. Hertzog Francke/ welcher den Cheruskern nun auch mit seinem Degen Platz gemacht hatte den rechten Flügel über die Sümpffe zu bringen/ stutzte/ und wuste sich nicht bald zu entschlüssen: ob er seines Vatern Befehl/ der bey den Deutschen als hochheilig ohne grausamste Schande nicht außer Augen gesätzt werden kan; oder dem heuchelnden Anfange seines Sieges befolgen solte. Das letztere rieth ihm seine feurige Tugend/ das andere seine Frömmigkeit. Nebst dieser überlegte er vernünftig: daß mit einem guten Wurffe das veränderliche Spiel noch lange nicht ausgemacht wäre. Sintemal das Glücke in andern Dingen zwar einen Cameleon/ im Kriege aber einen rechten Proteus und Wetterhahn fürbildete. Zudem hätten die Deutschen noch nicht einst erfochten: daß sie gegen den Römern mit gleicher Karte spielten; welche mitlerzeit ausruheten/ als die Deutschen nur umb Erstreitung eines Raumes ihre Schlacht-Ordnung gegen sie zu stellen/ alle ihre Kräfften erschöpften/ und sich grösten theils schon aus dem Atheme gefochten hatten. Diesemnach ließ er den Feldherrn und den Cattischen Hertzog zugleich wissen: daß seines Vaters Befehl und andere wichtige Ursachen ihn nöthigten mit seinen Tencterern und Jubonen die Schlacht zu verlassen; also solten sie auf eine ehrliche Zurückziehung sinnen/ da sie ohne ihn des Feindes Meister zu werden sich nicht getrauten. Er wolle aber/ bis das Fuß-Volck wieder außer Gefahr wäre/ mit seiner Reiterey den Römischen Einbruch möglichst verwehren.

Dem Feldherrn kam zwar diese unvermuthete Erklärung etwas bedencklich für/ sonderlich wenn er sie neben die Nachricht legte: daß die Hispanischen Legionen sich gegen sie der Mosel näherten; also es mit dem Melo keine solche Noth hätte seine Hülffs-Völcker zur Unzeit abzufordern. Weil aber des Germanicus Durchbruch ohne dis ihm schon im Hertzen beredet hatte: daß im fall er nicht das Lager in Gefahr/ ja beyde deutsche Heere zwischen Thür und Angel stecken wolte/ dismal rathsamer seyn würde die Hörner einzuziehen/ als zu verlieren; Daher war ihm zum theil lieb/ daß er der Zurück-

rückziehung seines Heeres eine ehrlichere Ursache/ als seiner Kleinmuth zueignen konte. Also machte er dem Hertzog Arpus so wol des Tencterischen Hertzogs Entschlüßung/ als den Einbruch des Germanicus zu wissen. Welche zwey Zufälle die unvermeidliche Zurückziehung ihrer Heere erforderte. Hertzog Arpus hatte mitlerzeit Hertzog Franckens Bothschafft mit höchster Ungedult gehört/ und ihm schimpflich zu entbieten lassen: Wer zu feige wäre den Römern das Blaue in Augen zu sehen/ möchte sich für ihnen in seiner Mutter Bauch verkriechen. Er wolte nach schon gekostetem Verschmack mit seinen Catten diesen Tag den Sieg entweder völlig genüßen; oder auf der Wallstatt ehrlich begraben werden. Als er nun gleich vom Feldherrn vernam: daß Germanicus ihnen hinter dem Rücken wäre/ hielt er es doch entweder für eine falsche Zeitung der Furcht/oder für eine Erfindung der Mißgunst; welche der Catten Ruhm beneidete: daß sie diesen Tag wider die Römer das beste gethan hätten. Diesemnach tobte und wütete Hertzog Arpus/ und gab endlich dem dahin geschickten Ritter Kulenburg keine andere Antwort/ als er solte den Feldherrn berichten was er sehe und hörte. Hiermit befahl er/ daß der Graf Nassau mit seinen zum Hinterhalt stehenden sechstausend Catten fortrücken/ und sich an die eine Römische Legion machen solte/ welche Tiberius sich selbst zugeeignet hatte. Der Feldherr kriegte nicht so bald diese schlechte Antwort/ als man ihm zugleich andeutete: daß die Tencterische Reiterey sich geschwenckt hätte/ und über den Sumpf zurücke gienge. Der Feldherr machte ihm leicht die Rechnung: daß Hertzog Francke vom Hertzog Arpus gleichfals müsse verdrüßlich gemacht/ und zu einer so nachtheiligen Entschlüßung veranlaßt worden seyn. Seinen hierüber erwachsenden Kummer; da ihre Zwitracht leicht nicht nur eine schwere Niederlage; sondern gar Deutschlandes Dienstbarkeit nach sich ziehen dörfte/ verstellte er so viel möglich/ vertraute also die Oberaufsicht des rechten Flügels dem Hertzoge Jubil mit der Verfügung: daß er die Schlacht daselbst mehr mäßigen/ als anzünden/ und die Cherusker vom übrigen Eiver und Nachsatze zurücke halten solte. Hiernach rennte er selbst spornstreichs denen Tencterern zu; hielt dem erberbeten Hertzoge Francken beweglich ein: Er möchte die Wolfahrt Deutschlandes seiner Ungedult zur Rache nicht aufopffern; sondern seine Beleidigung dem gemeinen Wesen zum besten vergessen. Es wäre rühmlich mit Wolthaten/ aber schändlich an Beleidigung andere überwinden. Niedrigen Gemüthern gienge das Unrecht/ edlen aber nur Verdienste tief zu Hertzen. Also müste man jene überhin lauffen/ diese einseigen lassen/ und durch seine Tugend die Beleidiger selbst zur Reue bringen. Solte aber durch seine unzeitige Empfindligkeit den Deutschen einiges Unheil zuwachsen/ würde es Hertzog Francke weder bey seinem Vater/ der den Degen zuerst wider die Römer gezückt/ noch weniger gegen sein Vaterland zu verantworten haben; welches von seinen Helden-Thaten ihm schon so viel gutes gewahrsaget hätte; widrigen falls aber sie ihn von nun an für einen Baum voller Blüten/ aber ohne Früchte halten würden. Hiermit brachte es der Feldherr so weit: daß er die noch über dem Moraste stehende Reiter Stand halten/ und das deutsche Fuß-Volck bedecken ließ. Er selbst machte auch umb die Römer zu verwirren an einem andern Orte solche Anstalt/ und Bezeugung/ als wenn er einen neuen Angrief vorhätte. Der Feldherr drang sich inzwischen zu dem in die Feinde ziemlich vertieften Hertzog Arpus durch/ und beredete ihn durch seine Betheurung: daß Germanicus durchgebrochen/ und des deutschen Lägers sich zu bemächtigen im Wercke begriffen; also selbtes des Entsatzes höchstbenöthiget wäre; da sie nicht etliche tausend Besatz-Völcker/ allen

ihren Lebens-Vorrath und Kriegszeug/ ja bey einem unglücklichen Streiche/ den der unverhinderliche Abzug der Sicambrer und Tencterer nebst der ihnen auf den Hals rückenden Macht des Germanicus ungezweifelt zuziehen würde/ alle sichere Zuflucht einbüssen wolten. Hartnäckigkeit wäre das schädlichste Gifft/ worvon alle gute Entschlüssungen verwürffen und unzeitige Geburten des Verterbens ans Licht brächten. Hingegen hielten es die Deutschen für Klugheit nicht für Kleinmuth dem Verhängnüsse und dem Feinde zur Zeit weichen/ wenn man nur das Hertze behielte bey besserer Gelegenheit selbtem wieder die Stirne zu bieten. Der den Deutschen an Mannschafft überlegenen Römer laulichte Gegenwehr wäre nicht so wol eine Zagheit/ als Arglist des Tiberius; welcher sonder Zweifel das Treffen mit Fleiß verlängerte/ und dem Germanicus zu seinem Fürnehmen so viel mehr Lufft zu machen: Von den Catten würde gerühmt: daß sie zu Ausmachung des Krieges/ andere Völcker zu Schlachten-Lieferung auszügen. Dieses hätte auch der nichts-weniger kluge als tapfere Arpus allhier zu beobachten/ und eine heilsame Ansichhaltung der eitelen Ehre eines schädlichen Sieges vorzuziehen. Ein aus dem Lager spornstreichs ankommender Catte gab mit seinem Berichte von Germanicus würcklich m Angriffe des Lagers des Feldherrn Rede einen solchen Nachdruck: daß Hertzog Arpus den Abzug willigte. Beyde Hertzoge wurden über der Art solcher Bewerckstelligung alsbald eines; und wuste der Feldherr so wol seine Cherusker über den Morast/ als Arpus die Catten und Jubil die Hermundurer von dem Berge so behutsam zurück zu ziehen: daß das meiste ehe/ als die Römer diesen Entschluß merckten/ und alles mit so guter Ordnung vollzogen ward: das die auf des schlauen Tiberius Befehl nachdrückenden Römer in ihre geschlossene Hauffen sich vergebens einzubrechen bemüheten. Weil das meiste Fuß-Volck neben sechs-tausend Cheruskischen Reitern gerade dem Lager zueilete/ nam Hertzog Catumer und Francke mit der Reiterey/ und Hertzog Jubil mit drey-tausend Hermunduren und so viel Catten auf sich der Römer und Gallier Vorbruch zu verwehren; welches diesem auserlesenen Volcke so viel leichter war; weil es den Feind nun eben so schwer/ als anfangs die Deutschen ankam/ die anfangs zu seinem Vortheil gehabte Höhen und Sümpfe zu überwinden. Weil aber Tiberius von des Germanicus glücklichem Einbruch und fernerem Vornehmen Wind kriegt hatte/ sparte er weder Müh noch listige Anschläge durchzubrechen; und gieng es zwar an dreyen Orten scharf genung her/ nirgends aber schärffer/ als wo Tiberius selbst die zwantzigste Legion/ welche er für den Kern aller andern hielt/ anführete. Gleichwol aber stand der unverzagte Jubil daselbst als eine Mauer/ und musten ohne die Gallier/ welche man vorher in die Sümpfe trieb/ damit ihre Leiber den Römern zu Brücken dienten/ über tausend auserlesene Römer/ welche so wol mit dem Orte als Feinde zu kämpfen hatten/ daselbst die Lachen mit ihrem Blute färben. Tiberius konte seine Ungedult hierüber kaum verstellen/ ließ also auch die vierzehende Legion/ welche von den grösten Thaten des Augustus/ wie die zehende von des Käysers Julius berühmt war/ herbey rücken/ und auf der Seite den Angrif thun. Weil diese zwey Legionen mit einander umb den Vorzug eiverten; ward auch beyder Tapferkeit geschärffet/ und war ihr Streit so viel verbitterter/ weil die Catten und Hermundurer nicht halb so starck/ als sie waren. Hertzog Francke/ welcher seine Reiterey wol an zwantzig Orten zur Besatzung der Sümpfe zertheilen muste/ schickte zwar den Grafen Nalheim mit fünf-hundert Tencterern dem Jubil zu hülffe/ welche den Hermundurern ein neu Hertze/ den Römern neue Schwerigkeit machten/ also: daß bey dem feurigsten Gefechte die

Römer doch eine halbe Stunde aufgehalten wurden/ ehe sie dißseits der Sümpfe den güldenen Adler der zwantzigsten Legion aufstecken konten. Weil nun die drey Hertzoge das deutsche Fuß-Volck in dreyen bereit verstrichenen Stunden schon nahe genung dem Lager zu seyn glaubten/ hielten sie numehr mehr für vermessen als nöthig sich länger mit den Römern umb faule Pfützen und einen kahlen Berg zu schlagen. Dahero zohe Hertzog Francke auf der rechten/ Catumer auf der lincken Seite die Reiterey gegen Hertzog Jubils Fuß-Volck/ welches er numehr aus dem wässrichten Gestrittig Fuß für Fuß zurücke zoh/ und inzwischen/ daß Catumer und Francke auf dem festen Bodeme der zwantzigsten und viertzehenden Legion mit der Reiterey den Kopf boten/ brachte Hertzog Jubil seine Catten und Hermundurer/ welche fast alle verwundet/ jedoch nicht über zwey-hundert vermindert waren/ zu Pferde; welche nachdem sie ihre letzte Wurf-Spitze den Römern vollends abgeliefert hatten/ mit der andern Reiterey unter denen drey tapfersten Fürsten der Welt dem deutschen Heere in so guter Verfassung folgten: daß die Römische und Gallische Reiterey/ nachdem die sich an den Nachzug der Tencterer hängenden Feinde mit blutigen Köpfen abgewiesen wurden/ sie zu verfolgen keine Lust hatte; sondern sie nur mit dem gantzen Römischen Heere den Deutschen gemachlich nachzoh. Unterdessen war der vom Feldherrn vorangeschickte Fürst Siegesmund mit drey-tausend Cheruskischen Reitern/ derer jeder noch einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde führete/ zu rechter Zeit beym Lager ankommen; welches Germanicus mit der ersten Legion und acht-tausend Galliern stürmen ließ. Hertzog Marcomir that mit seiner kaum vier-tausend Mann ausmachenden Besatzung darinnen wol sein bestes. Weil der Sturm aber an dreyen Orten geschah/ und also sein Volck zu sehr zertheilt werden muste/ hatte sich Cäcina Severus schon der Nord-Pforte bemächtiget/ und hinderte Marcomir durch eine inwendig gemachte Wagenburg und fast verzweifelte Gegenwehr der Römer völligen Einbruch. Hertzog Siegesmund eilte demselben Orte/ wo das Getümmel und vermuthlich die Noth am grösten war/ selbst zu; dem Grafen von Barby aber gab er ein Theil seines Volckes auf der andern Seiten die Belägerten zu entsetzen/ oder ins Lager zu dringen. Siegesmund kam dem Cäcina nicht unvermuthet auf den Hals/ sondern fand ein grosses Theil der Römischen Reiterey und sechs Fahnen Fuß-Volck neben drey-tausend Galliern die Stürmenden zu bedecken in Bereitschafft stehen. Nichts destoweniger fiel Siegesmund die Römische Reiterey/ und Graf Schwartzenburg mit seinen abgeladenen Cheruskern das Fuß-Volck hertzhaft an; und weil beyde der Brücken des Lagers mit eusersten Kräfften zudrangen/ vermischten sich die Deutschen und Römer so nahe mit einander: daß sie Schilde an Schilde/ und die Degenknöpfe einander ins Antlitz stießen. Kein Verzagter hatte Platz eine Spanne zurück zu weichen; die Hertzhaften aber machten durch Erlegung ihres Feindes Raum/ und auf seiner Leiche einen höhern Stand. Kein Verwundeter hatte Gelegenheit aus dem Gedränge zu kommen/ weil ihm vorwerts der Feind begegnete/ von hinten zu sein eigenes Volck fortstieß; also: daß jeder mehr im Zweykampf/ als in der Schlacht fochte. Fürst Siegesmund vertrat nicht weniger die Stelle eines Kriegsmannes/ als das Ampt eines Obersten. Schwartzenburg/ weil er durch alle ihre Tapferkeit den Belägerten nicht geholffen sah/ und die Römer von der Brücken zu verdringen für unmöglich schätzte/ befahl zwantzig Friesen: daß sie mit Aexten in den gewässerten Graben des Lagers zu kommen trachten/ der Brücke zuschwimmen/ und selbte zernichten solten. Dieses verrichteten sie unter einem Friesischen Führer mit nicht wenigerm Glücke/ als

Verwegenheit: Denn nachdem sie nur die Brücke erreichten / hieben sie unter selbter gantz sicher sechs Pfähle ab / wormit zwey Joch der Brücke mit den stürmenden Römern in Graben fielen / und dadurch den Stürmenden der Nachdruck ins Lager zu dringen abgeschnitten ward. Weil aber die schon ins Lager gedrungenen Römer den Deutschen an der Zahl fast zweymal überlegen waren / würde doch Schweiß und Blut ohne Nutz verspielet worden seyn / wenn nicht der Graf Barby tausend von Pferden abgesetzte Cherusker nach gegebenem Hülfs-Zeichen durch die aufgesperrte West-Pforte ins Lager Marcomirn zu Hülffe geschickt hätte. Dieser gewünschte Entsatz veränderte alsofort das Spiel. Denn an statt daß die Römer vorhin sich euserst bemühten ins Lager einzubrechen / hätten sie nun gerne den Krebsgang erwehlet; wenn nicht der behertzte Cäcina noch mit dem Kopfe durchzudringen vermeinet; und der abgebrochenen Brücken das Weichen gehemmet hätte. Also wetzete Schande und Noth der Römer / die Begierde des Sieges aber der Cherusker Schwerdter. Inzwischen traf Siegesmund mit seiner Reiterey auf die Gallier / Pannonier und Hispanier / welche die Sudseite des Lagers gegen den Grafen Stollberg stürmeten. Die Furcht vergrösserte die Anzahl der Deutschen in jener Augen / daher sie des Sturmes beyzeite vergassen / und sich zu der in Bereitschafft stehenden halben fünften Legion flüchteten. Germanicus vernam alle diese Verwirrungen mit höchsten Unmuthe; und weil er von der auf einem Berg gestellten Schildwache benachrichtiget ward: daß viel deutsche Kriegshauffen dem Lager gerade zuzügen / hielt er für rathsamer beyzeite weichen / als hernach fliehen / ließ also vom Sturme abblasen. Der Abzug ward allenthalben leicht befolget / außer vom Cäcina / welcher gleichsam zwischen Thür und Angel schwebte. Nachdem aber Germanicus mit seiner gantzen fünften Legion dahin rückte / den Fürsten Siegemund also auf die Seite zu weichen zwang / bekamen die Römer Lufft den Brückenbruch mit dem ohne dis zu Füllung der Gräben bereiteten Reißichte auszufüllen; Cäcina aber sich Fuß für Fuß zurücke zu ziehen; weil die Enge des Ortes / die ihn anfangs hinderte / numehr zustatten kam: daß die Deutschen ihm nicht zu häuffig auf den Hals gehen konten. Germanicus / nachdem ihn seine zurück kommende Ausspürer einmüthig versicherten: daß das gantze deutsche Heer im Anzuge wäre / wuste fast nicht / was er von des Tiberius Beginnen urtheilen solte; und ob dieser neidische Mensch aus einer geheimen Herrschsucht ihn mit Fleiß in der Deutschen Hände zu liefern / oder zum wenigsten ihm einen guten Streich versetzen zu lassen angezielet habe. Dahero rückte er mit beyden Legionen und allen Hülfs-Völckern nahe an Meyntz an. Das deutsche Heer erreichte ohne den geringsten Anstoß sein Lager; allwo sie an etlichen tausend feindlichen Leichen die Tugend der zurück gelassenen Besatzung und des Fürsten Siegemunds erkenneten. Tiberius kam mit seinem Heere allererst bey sinckender Nacht eine halbe Meilweges von dem deutschen Lager an. Weil nun dieser daselbst ein Lager zu schlagen anfieng / wordurch das Deutsche gleichsam eingeschlossen ward; Hertzog Francke auch noch selbigen Abend mit seiner Reiterey aufzubrechen sich fertig machte / und die Hofnung Meyntz zu erobern durch den Germanicus zernichtet ward / wurden die sämtlichen deutschen Fürsten leicht eines umb Mitternacht mit dem gantzen Heere aufzubrechen. So bald das Fuß-Volck mit dem Kriegszeuge einen Vorsprung hatte / steckte die den Nachzug habende Reiterey das Lager in Brand; und kam die gantze Krieges-Macht zu Bingen an / sonder daß weder Tiberius noch Germanicus auf ein oder der andern Seite einigen Einfall zu thun sich wagen wolten.

Tiberius rückte folgenden Tag gleichfals nach

nach Meynz; allwo der Ritter Stahrenberg ein Bothschaffter des Königs Marbod seiner wartete. Nach dreyen Tagen verlangte dieser vom Feldherrn und Hertzog Arpus Geleits-Briefe nach Bingen zu kommen/ welche mitlerzeit ein Theil ihres Heeres über den Rhein gesätzt hatten/ umb auf allen Fall der Römer Einbruch in das Gebiete der Catten zu verhindern. Ob nun zwar der Feldherr den König Marbod mehr für seinen Feind als Freund zu halten hatte/ weil er ihm seine Gemahlin entführet/ und von geraumer Zeit her mit den Römern in ein Horn bliess; unterließ er doch nichts den Gesandten aufs prächtigste zu empfangen. Dieser nam bey allen deutschen Fürsten/ außer bey dem Hertzoge Jubil Verhör/ welcher seine unversöhnliche Todtfeindschaft gegen den Marbod mit Ehren nicht ablegen konte. Sein Vortrag war: daß Segesthes frey gelassen/ mit den Römern ein billiger Friede geschlossen werden möchte; darzu er den Tiberius geneigt befunden hätte. Diesen zu erlangen/ würde kein Zweifel seyn/ wenn die Deutschen den König Marbod für einen Mitler erkennen wolten/ den sie ohne dis als einen Deutschen ohne Verachtung nicht verwerffen konten. Als die deutschen Fürsten hierüber rathschlagten/ war keiner/ welcher für rathsam oder ihm anständig hielt den Frieden schlechterdinges auszuschlagen. Sintemal die wilden Thiere nur aus einer blinden Feindschaft/ vernünftige Menschen aber des Friedens halber mit einander Krieg führten; und da ihnen der Friede angeboten würde/ welches man viel ehrlicher gäbe als annehme/ könten sie desselbten Vorschläge ohne Nachtheil hören. Den König Marbod/ oder seine Bothschaft zum Mitler anzunehmen widerrieth Hertzog Sigesmund aufs allereivrigste. Sintemal er nicht nur gegen den Hertzog Herrmann die Waffen ergriffen/ sondern mit dem Tiberius jederzeit zum Nachtheile Deutschlandes unter dem Hute gespielet/ und durch der Römer Hülfe ihm gantz Deutschland vollends dienstbar zu machen getrachtet hätte. Dieser beherzte Fürst bezeugte sich hierinnen so viel eivriger/ damit es nicht das Ansehen hätte/ als wolte er seinem Vater zum besten dem Vaterlande was schädliches rathen/ und zur Rache seines eigenen Unrechts die allgemeine Ruhe zerstören. Hertzog Arpus aber fiel ihm bey/ und führte an: es könten die deutschen Fürsten/ derer alte Häuser auszurotten ihm gleichsam aus einer Staats-Klugheit obläge/ nicht ohne ärgste Schande einen Fürsten-Mörder für einen Schiedes-Richter erkennen. Es wäre ohne dis allen die mitternächtige Welt beherrschenden Fürsten Schande genung: daß sie an statt der ihnen obliegenden Rache/ worauf Asien und Africa die Augen weit aufgesperret hätte/ ihre und aller Fürsten unter seinem Fürsten-Morde verborgen liegende Beleidigung/ anfangs nur zum Scheine und zwar ziemlich kaltsinnig geeivert/ bald verstellet/ und kurtz darauf vergessen hätten. Nunmehr aber solten sie ihn gar für einen Richter oder Schiedesmann erkennen; welches ohne für einen gerechten Mann zu erkennen nicht geschehen konte. Also wäre ihr Thun nichts bessers als die Mord-Lust auf den Richter-Stuhl der Gerechtigkeit erheben. Zudem wäre sein Friedens-Vertrag nur ein arglistiger Grief die deutschen Bündnüsse zu trennen/ für ihn aber ein scheinbarer Fürwand/ wenn man seine unbillige Bedingungen nicht annehmen würde/ solches für eine Verschmähung anzunehmen/ und sich an die Deutschen zu reiben. Hertzog Jubil aber war wider aller Vermuthen gantz widriger Meinung. Niemand/ sagte er/ hätte mehr Ursache als er/ Marbods Fürhaben für verdächtig zu halten. Aber es wäre leichter mit einem Verdächtigen/ als oft mit Freunden zurechte zukommen/ weil man im trüben Wasser ohne Bleymaaß nicht leicht einen Schritt fortsetzte/ das klärste Wasser aber mit seiner Durchsichtigkeit uns oft seine Tiefe verhüllete. Sie

hätten den Marbod würdig geschätzt den Hertzog Ingviomer an ihn zu senden/ und ihn ersuchen lassen mit in den deutschen Bund zu treten. Wie möchte sie denn nun Bedencken haben ihn jetzt zum Mitler zu leiden? Des Marbods Vermittelung schlechterdinges ausschlagen/ wäre eben so viel als ihm den Krieg ankündigen/ nichts aber gefährlicher als mit zwey mächtigẽ Feinden auf einmal zu thun kriegen. Hertzog Arpus fiel ihm ein/ und sagte: Jubil redete mehr zu seinem Ruhme/ als für das gemeine Beste. Denn weil niemand mehr als er Ursache hätte dem Marbod gram zu seyn/ könte er durch keinen anderen Rath mehr Ehre aufheben/ als wenn er für der gemeinen Ruh die Rache seines empfangenen Unrechts schenckte. Allein es bliebe einmal ein gefährlicher Stand für einen verdächtigen Richter rechten/ wenn man schon nicht gezwungen wäre bey seinen Urtheln zu beruhen/ sondern sich an einen höhern ziehen könte. Des Ingviomers bey ihm schlecht angewehrte Bothschaft solte ihnen billich eine Ursache mehrern Mißtrauens seyn; welchen er anfangs mit dem Winde oder blossem Geruche glatter Worte gespeiset/ im Wercke aber bis jetzt nichts gethan/ sondern vielmehr nur der deutschen Anschläge ausgekundschaft/ und den Römern verrathen/ ja wol gar den Fürsten Ingviomer gantz umbgekehrt hätte: daß man ihn von seinem Hofe nicht weg- und wieder die Römer in Harnisch bringen könte. Weil aber alle andere Fürsten dem Hertzoge der Hermundurer beyfielen; gab der Feldherr/ welcher eine Stunde vorher in einem beweglichen Schreiben vom Hertzoge Ingviomer zu Annehmung dieser Vermittelung aus vielen wichtigen Gründen ermahnet worden war/ der Frage diesen Ausschlag: Er sähe den König Marbod mehr als einen Widersacher/ als Freund der Deutschen an/ und traute er ihm nicht zu: daß er aus guter Meinung um Deutschlands Frieden bekümmert wäre. Nach dem aber Marbod gegen den Tiberius nicht weniger mißträulich/ als die Römische Macht in Deutschland ihm sehr verdächtig wäre/ könte es aus einer Staats-Klugheit Marbods Ernst seyn einen redlichen Frieden zu vermitteln. Sintemal einem Nachbar meist daran viel gelegen; daß ihrer zwey mit einander nicht kriegen/ entweder daß die aus ihrer Kriegs-Flam̃e fliegende Funcken nicht auch seine Länder anzünden; oder daß einer den andern nicht gar verschlinge/ und also dem Nachbar allzu gefährlich werde. Also schickte es GOtt nicht selten: daß eines Feindes Schwerdt einem Krancken das Geschwüre öfnete/ welches kein Artzt ihm aufzumachen getrauet hätte. Wenn aber auch gleich Marbod einen Schalck im Busem verborgen hätte; würden die Deutschen noch allezeit sich aus seinem Garne auszuflechten Vorsicht und Gelegenheit haben; weil sie ihn für keinen Schiedes-Richter/ sondern nur für einen Mitler annehmen/ der nicht wie Alexander mit seinem Degen den Gordischen Zweifels-Knoten zerhauen/ sondern durch bewegliches Zureden und Anführung wichtiger Ursachen/ welche in dem Rechte der Völcker/ in der Billigkeit vernünftiger Leute/ und auf dem daraus erwachsenden Nutzen gegründet wären/ die Streitenden zur Eintracht bewegten. Weil diese nun ein so heiliges Ampt übernähmen/ schiene es einer wilden Unart ähnlich zu seyn/ wenn man aus dem einigen Vorwandte: daß der sich anbietende Mitler dem andern Theile geneigter wäre/ selbten schlechterdinges verschmähete. Ihrer Freyheit würde dadurch nichts benommen; sondern es stünde bey ihnen: ob sie seine Ursachen für erheblich; seine Vorschläge für thulich achten wolten. In der Welt wäre keine schädlichere Armuth/ als der Abgang treuer Mitler/ welche so seltzam/ als die Schadenfroh gemein wären. Hundert grosse Fürsten hätten sich zwar durch Rachgier gestürtzt; zehnmal

aber

aber so viel: daß sich kein Mittel ihnen gezeiget mit Ehren nachzugeben/ welches die bloße Anwesenheit eines Mitlers verhütet hätte; dem zu Ehren man etwas gethan/ das uns doch unsere eigene Wolfahrt in geheim riethe/ oder gar die Noth zu thun aufbürdete. Feuer und Wasser wären die ärgsten Feinde in der Welt; gleichwol aber liessen sie sich durch Mäßigung ihrer heftigen Eigenschaften vergleichen/ und durch Vermittelung der Lauligkeit mit einander annehmlich vermählen. Diesemnach auch niemand an der Mögligkeit des Friedens zwischen den Deutschen und Römern verzweifeln solte. Deregestalt kriegte des König Marbods Bothschafter/ welchem ein Gesandter von Ariovisten dem allererst in seine Herrschaft tretenden Fürsten der Allemänner mit gleicher Verrichtung folgete/ gewünschte Antwort/ und wurden Hertzog Melo und Ganasch ersucht/ entweder selbst/ oder durch Gesandschaften dieser allgemeinen Friedens-Handlung beyzuwohnen. Inzwischen reiseten Marbods und Ariovistens Bothschafter nach Meyntz zu dem Tiberius von ihrem guten Anfange Bericht zu thun; und so bald sie des Sicambrischen und Friesischen Gesandten Ankunft vernahmen/ fanden sie sich zu Bingen mit Cäcinen als einem Römischen Bothschafter ein/ und schlugen einen allgemeinen Stillstand der Waffen für. Hingegen schickten die deutschen Fürsten Gesandten nach Meyntz an den Tiberius; wormit der Römischen Hoheit nichts vergeben würde. Ob nun wol einige Deutschen sich hierzu unter dem Verwand bereden ließen: daß bey einem erfolgten glücklichen Streiche die Sieger hochmüthiger/ die Bedingungen schwerer/ die Gemüther verbitterter/ und also die Abkommen/ darüber man viel Zeit und Mühe angewendet/ krebsgängig gemacht würden: so gaben sich doch des Hertzog Melo und Ganascher Gesandten kurtz und rund an: daß ihre Herren nimmermehr in einigen Stillstand willigen könten. Ihnen wäre ohne dis die gantze Friedens-Handlung verdächtig genung: daß die Römer durch den schlimmen Marbod nur der Deutschen Anschläge und Kräften ausspüren; zwischen ihnen das Unkraut der Zwytracht sämen; durch die Friedens-Hofnung ihre Wachsamkeit einschläffen/ sich aus Italien und Griechenland zu verstärcken die Stadt Meyntz fester zu machen/ und das Ubische Altar den Sicambern aus den Zähnen zu reissen/ Zeit gewinnen wolten. Zu geschweigen: daß die Römer mit einem einmal angefochtenen Volcke zu keinem andern Ende Friede machten; als daß sie hernach selbtes in seiner Sicherheit desto unversehner und vortheilhaftiger überfallen könten: Sie hätten der Deutschen Ruh aus Begierde des Krieges zerstöret; wer wolte sich nun von diesen blutdürstigen Leuten bereden lassen: daß sie aus Liebe des Friedens den Krieg beyzulegen gedächten? daß diese Lermenmacher der Welt derselben Ruh verlangten/ welche glaubten: daß Rom in der Unruh steter Kriege/ wie die Kinder in geschwenckten Wiegen ihren süssen Schlaf und Sicherheit erlangten? wäre also ein offentlicher Krieg besser/ als ein verdächtiger Friede/ und nichts schädlicher/ als ein Stillstand; welcher zu nichts anderm diente/ als daß der Feind Zeit gewäne seine Schwerdter zu wetzen und mehr Holtz zu einer ärgeren Kriegs-Flamme zusammen zu tragen. Bey diesem wurtzelten frembde Feinde in einem Lande nur mehr ein; Ihr unrechtes Besitzthum kriegte nach und nach einen Schein des Rechtes/ und die Hartnäckigkeit wüchse frembde Gütter ihren rechtmäßigen Herren nicht wieder abzutreten. Wolte man diesemnach einen sicheren Frieden haben; müste man ihn unter dem Schilde schlüssen/ und die deutschen Fürsten/ wie die Griechischen Herolde/ in der einen Hand einen Spieß/ in der andern einen Stab des Mercur haben;

nicht aber die tumme Einfalt der Schafe an sich nehmen / welche durch Vorhaltung eines den Frieden abbildenden Oelzweiges sich / wohin man wolte / auch ins Feuer verleiten liessen. Andere hingegen lachte die Süssigkeit des Stillstandes nicht wenig an / und meynten: daß Melo nur aus Eigen-Nutz und Begierde das Ubische Altar vollends zu gewinnen / Ganasch aber aus einer unzeitigen Verbitterung den Stillstand und Frieden zu stören gedächten; also: daß desthalben nicht wenige Zwytracht zwischen den Deutschen hervor blickte; und der diß alles ausspürende Cäcina hierdurch bereit viel gewonnen zu haben meynte. Gleichwohl aber brachte der Feldherr durch sein Ansehen und vernünftige Einredungen alle Köpfe unter einen Hut; und ward der Stillstand von den Deutschen zu nicht weniger Verwirrung des Cäcina abgeschlagen; sonderlich als er vernahm: daß Hertzog Francke den Vortrab der zwey aus Hispanien kommenden Legionen überfallen / geschlagen / und sie biß an die Maaß sich zu ziehen gezwungen hatte. Cäcina ward hierüber nicht nur verdrüßlich; sondern befürchtete auch: daß Melo und Ganasch den Römern das gantze Spiel verterben / und ihr Absehen verrücken würde. Daher er sich durch Geld / wormit sich nun auch die Deutschen bethören zu lassen anfiengen / alle Heimligkeiten auszuforschen / und zwischen die Fürsten noch immer mehr Mißtrauen zu säen bemühete. Jenes gieng ihm unschwer an; weil bey den Deutschen über kleinen Dingen die Fürsten nur allein Rath halten / zu den wichtigsten aber auch die Priester und Hauptleute gezogen / oder diesen doch die vom Fürsten abgehandelten Sachen hernach fürgetragen / und sie meist des Nachts unter freyem Himmel / dahin sich iedermann leicht zuschleichen kan / erörtert werden. Dieses versuchte er dadurch auszurichten: daß Tiberius bey denen abgewechselten Besuchungen zu Meyntz des Feldherrn und Hertzog Arpus Gesandten eben die Ehre als König Marbods Botschafter / des Sicambrischen und Friesischen aber mehr nicht als einen Schritt entgegen gieng; den Ritter Schönberg des Hertzog Jubils Gesandten aber unter dem Vorwand: daß er zu Rom in Diensten des Cajus ihn beleidiget hätte / gar nicht für sich lassen wolte. Welches aber vielmehr eine Angel seyn solte / König Marbods Gewogenheit zu gewinnen. Melo / Ganasch und Jubil wurden dessen zeitlich benachrichtiget / und nahmen es für die gröste Beleidigung auf; also: daß die Friedens-Versamlung wäre zerrissen worden / wenn nicht Hertzog Herrmann und Arpus sich erkläret hätten: Sie verlangten für ihre Gesandten keine grössere Ehre und Tittel / als der andern deutschen Fürsten bekämen / weil sie an Uhrsprung und Würden einander gleich; auch niemanden als Gott und dem Degen eines Uberwinders unterworffen wären / und ieder für sich Krieg führen / Friede und Bündnüß machen könte / ungeachtet einer mehr Macht als der andere / und Herrmann wegen seiner Feldhauptmannschafft den Vorzug für allen hätte. Ariovistens Gesandter der Graf von Oettingen hielt beyden Theilen vernünftig ein: Die Zeit würde durch nichts unnützer verschwendet; die heilsamsten Friedens-Handlungen durch nichts öffter / und doch am unverantwortlichsten gestöret / als durch eitele Strittigkeiten über den Vorsitz / über einen Tittel / oder einem Tritte. Gleichwohl aber müste die Erfahrung / oder vielmehr etliche hundert tausend Menschen beweinen: daß die Gesundheit des gemeinen Wesens / nemlich der Friede / durch diese nicht einer Wasserblase werthe Eitelkeiten viel Zeit aufgezogen / oder wohl gar die kostbarsten Zusammenkunften durch das Gezäncke über diese Schalen zerrissen würden / da die Erörterung des Kernes nicht einst halb so viel Schwerigkeit gemacht haben würde. Die Deutschen und Römer hätten sich für Alters

umb

umb diese Nichtigkeiten wenig bekümmert; sondern Zeit und Unkosten/welche andere zu unnützem Gepränge verwendet/ zu Ausübung des Hauptwercks angewehret. Durch diese und andere bewegliche Einredungen vermittelte es auch der Gesandte dahin: daß Hertzog Jubil an statt des Schönbergs den Ritter Reußen zum Gesandten nach Meyntz schickte; und Tiberius/ wormit er dem Feldherrn und Hertzog Arpus durch Minderung voriger Ehre nicht zu nahe träte/ erklärte sich auf des Germanicus Zureden aller deutschen Fürsten Gesandten gleichmässige Begegnung zu erzeigen. Nach Beylegung dieses Streites spannete Tiberius durch des Marbodischen Gesandten Vortrag die Seiten so hoch: daß iedermann an einem Schlusse zweifelte; weil er die Wieder-Einräumung nicht nur aller am Rheine; sondern auch auf dem Gebürge Taunus und an der Lippe gelegener und verlohrner Plätze verlangete; und dadurch die Deutschen veranlaßte: daß sie durch den Alemannischen Gesandten das gantze Belgische Gallien biß an die Seene zurück forderten; weil derselbten Einwohner alle deutscher Ankunfft wären/ und für Alters die weichen Gallier daraus vertrieben hätten. Weil kein Theil zum ersten von seinen Vorschlägen weichen wolte/gleich als wenn diß ein Bekäntnüß seiner Schwäche wäre; gieng mit vergebenen Handlungen/ ungeachtet die Mittler an ihnen nichts ermangeln liessen/ viel Zeit hin; also gar: daß der Feldherr das sehnliche Verlangen seiner Gemahlin Thußnelda endlich einwilligte ins Lager zu kommen. Unterdessen bat Marbods Bothschaffter ihm Erlaubnüß aus/ in dem Rathe der deutschen Fürsten zu erscheinen; daselbst trug er ihnen für: Sie möchten doch sich zum Frieden geneigter/ als zeither bezeigen. Wäre ihrer Tapferkeit ein und ander glücklicher Streich gelungen: so wäre doch das Glücke schöpflich/alle Bündnüsse auch zerbrechlich. Ein einhäuptiges Heer taurte in die Länge eine dreymal stärckere Macht aus. Niemand nähme sich mit beständigem Eifer frembder Wohlfarth an; und aus Uberdrüssigkeit wäre diß/ was aller seyn solte/ niemandens. Hätte Carthago Hannons Rathe gefolget/ und nach Hannibals bey Canna erlangtem Siege Friede gemacht/ stünde es biß ietzt noch uneingeäschert. Wenn aber auch gleich die Deutschen ihr Bündnüß mit Diamantenen Ketten befestigt/ dem Siege und Glücke aber die Federn ausgerupft zu haben vermeynten; wäre ihnen doch auch der Friede dienlich/ weil sie ihn mit anständigen Bedingungen schlüssen/ und das gewonnene befestigen könten. Verlangten sie nun einen beständigen Frieden/ müsten sie den Römern nichts schimpfliches oder unmögliches zumuthen. Für diß aber legte es Tiberius nicht ohne Ursache aus: daß man an das schon vom Käyser Julius gewoñene Belgische Gallien Anspruch machte/ worauf keiner unter den deutschen Bunds-Genossen jemals einig Recht gehabt hätte. Wenn man aber auch zugleich durch die Waffen dem Feinde einen harten Frieden aufhalsete; springe er bey erster Gelegenheit entzwey; weil sich iedermann einer beschwerlichen Last zu entschütten trachtete. Dahero Privernas dem Römischen Rathe unter die Augen gesagt hätte: Ihr Friede könte nicht lange tauren/ wenn sie nicht einen erträglichen willigten. Gleicher gestalt hätte der Römische Rath alsbald den vom Quintus Pompejus und Mancinus mit Numantia gemachten Frieden zerrissen/ weil er der Stadt Rom nicht anständig gewest. Wenn aber auch gleich die Deutschen diß Theil Galliens gewinnen könten/ solten sie es ihnen nicht wüntschen. Denn sie würden über desselbten Eintheilung einander selbst in die Haare gerathen; und sie würden auf allen Fall zwar mehr Land zu vertheidigen/ nicht aber mehr Kräfften haben.

Menschen nicht von vieler Speise; sondern von guter Verdäuung eines wenigern herrührete; also machte nicht die gewaltsame Zusammen-Raffung unzehlbarer Länder/ sondern derselben friedsame Erhaltung einen Fürsten mächtig. Diesemnach wäre sein treuer Rath: Die Deutschen solten Gallien Gallien seyn lassen / und ihr Deutschland in seinen Gräntzen für den herrlichsten Gewinn ihres Sieges schätzen. Die Deutschen wolten diesen Vertrag weder mit Zusammenschlagung schwirrender Waffen loben; noch mit einem Getümmel verachten; sondern alle verharreten in einem tieffsinnigen Stillschweigen; biß der Feldherr diesem wichtigem Wercke nachzusinnen versprach/ und den Bothschaffter ersuchte die Römer zu einem billichen Vorschlage nachdrücklich zu bereden/ und ihnen einzuhalten: daß die Deutschē nicht wie die Asiatischē Völcker gewohnt wären ihnē Friedens Gesetze fürschreibē zu lassen/ noch auch die Fürsten sich für Abnehmung ihrer Länder zu bedancken. Starenberg versicherte dessen die deutschen Fürsten/und kam selbtem auch redlich nach. Denn er reisete noch selbigen Tag nach Meyntz; und redete dem Tiberius aufs beweglichste ein erträglichere Verschläge auf den Teppicht zu werffen. Die Ordnung erforderte: daß wer den ersten Vorschlag gethan/ auf erfolgte Gegenforderung selbten auch am ersten mässigte. Der gegenwärtige Krieges-Zustand wäre auch so beschaffen: daß den Römern der Friede so wohl nöthig / als anständig wäre. Jenes/ weil die Deutschen durch bißherige Kriegs-Ubung so wohl die Waffen zu führen gelernet hätten; als sie von Geburts-Art darzu geschickt wären. Dahero es nicht rathsam wäre mit einem ungeübten Feinde lange Krieg zu führen/ und dardurch sein Lehrmeister zu werden. Dieses/ weil die Römer nach der grossen Niederlage des Varus schon wieder so viel Ehre aufgehoben und erwiesen hätten: daß es ihnen weder an Macht noch Hertze mangelte den Deutschen die Stirne zu bitten. Uber diß gienge Käyser August auf der Grube; nichts aber wäre gefährlicher / als bey Veränderung eines Herrschers in grosse Kriege eingeflochten seyn. Viel nur auf des Augustus Tod wartende Länder würden so denn die Larve ihres scheinbaren Gehorsams vom Gesichte ziehen/ und den Römern die Klauen weisen; welche jetzt/ da alle andere Völcker gleichsam in der Dienstbarkeit eingeschlaffen wäre/ mit halb Deutschland alleine alle Hände voll zu thun hätten. Er wüste zwar: daß Rom den Schild zu seiner Wiege / den Spieß zu seiner Kinder-Tocke gehabt hätte; und daß diß die beste Nahrung gäbe / was anfangs auch zu der Geburt geholffen hätte; daß der Stadt Rom mehr die langen Röcke/ als die Pantzer-Hembde geschadet; daß unter dem Geräusche der Waffen alle guten Künste aufgewachsen; und also die Römer mit mehr Recht / als Athen seine Pallas im Harnische abzubilden Ursache hätte: Aber des klugen Numa und des friedsamen Augustus Beyspiel lehrten: daß/ wie es in der Welt nöthig wäre/ bald regnende / bald verschlossene Wolcken zu haben/ also auch den Römern nöthig sey des Janus Tempel wechsel-weise zu sperren und aufzuthun. Es wäre schon sechs und sechtzig Jahr: daß Käyser Julius sich an Deutschland gemacht hätte; der Gewinn aber zahlte nicht den hundersten Theil des Verlustes an Blut und Gelde; da doch Tiberius allzu wohl verstünde/ wie wenig den Römern an unfruchtbaren Kriegen gelegen wäre / sonder sie nicht leicht einen entschlossen hätten / wenn nicht selbter ein Bergwerck gewesen wäre/ dessen oberste Adern nur Eisen/ die untersten aber Gold und Silber ausgegeben hätten. Daher der vorsichtige August fast allemal mit Unwillen an den Deutschen und Partischen Krieg kommen / und selbten einer kostbaren / aber unfruchtbaren Fischerey mit einem güldenen Hamen verglichen hätte/

Tibe-

Tiberius selbst hätte für wenig Tagen gestanden: Er wäre nun das neundte mal in Deutschland/ hätte aber iedes mal mehr durch klugen Rath/ als mit grosser Macht ausgerichtet. Dieses solte er nun durch Mässigung der Friedens-Vorschläge bewähren. Denn es wäre keine grössere Klugheit/ als die Räder seines Gemüthes mit denen des Glückes zugleiche stille halten und zusammen herum gehen lassen. Denn ohne Waffen gebohrnen Menschen wäre nichts anständigers/ als diß zu erkiesen/ was am süssesten zu hören/ am sehnlichsten zu wünschen/ am nützlichsten zu besitzen; ja der rechte Gesundheit-Stand des menschlichen Lebens wäre/ nemlich den Frieden/ welchem die Römer/ als einer Göttinnen Tempel und Altäre aufgerichtet hätten. Und also ihn Tiberius/ als ein so kluger Fürst nicht verschmähen könte; wenn er auch gleich den Sieg schon in Händen hätte. Mit einem Worte: Er solte beherzigen: daß die Lorber-Bäume nur unnütze Beeren/ die Oel-Bäume hingegen nützliche Früchte trügen. Durch diese bewegliche Einredungen und öfters hin und her reisen des Marbodischen und Ariovistischen Gesandten kam es endlich dahin: daß Tiberius alles auf der Ost-Seite des Rheines vergessen/ die Bataver in ihrer Freyheit ohne einige Schatzung zu lassen; die Deutschen hingegen nichts über der Saare und unter der Mosel nichts über der Maaß zu besitzen sich erkläreten. Wegen derer an der West-Seite des Rheines gelegenen Festungen aber blieben beyde Theile als unbewegliche Felsen stehen; also: daß die nunmehr so weit gedähnte Seite endlich zerspringen wolte; insonderheit aber verhärtete den Hertzog Melo die nunmehr erfolgende Ergebung des Ubischen Altares; welchen weder die anderweitigen Einfälle der Römer/ noch der schon halb verbey gerückte Winter/ noch die verzweifelte Hartnäckigkeit der Belägerten von der halbjährigen Belägerung dieser Festung abzuziehen vermocht hatte. Denn weil daselbst Käyser Julius zum ersten mal solte in Deutschland übergesetzt haben/ und dem Käyser allda zum ein Tempel mit reichlichen Einkommen für die Priester/ darzu nur Fürsten und der älteste Adel kommen konte/ gestiftet war/ hatte der auch die Menschheit selbst überwindende Aberglauben die Gemüther der Menschen derogestalt besessen: daß sie umb die Gottheit ihres alldar angebeteten Käysers und die Beschirmungs-Macht seiner Heiligthümer nicht zweifelhaft zu machen/ fast alle menschliche Gegenwehr thaten. Melo hingegen bildete ihm ein: daß er keines seiner Länder sicher besitzen könte/ wenn durch Gewinnung des Ubischen Altares ihm nicht der Dorn aus der Zehe gezogen würde. Dieser Vorsatz überwand jene Hartnäckigkeit; also: daß nachdem alle Waffen der Römer zerbrochen/ alle Vertröstungen des Entsatzes zu Wasser worden waren/ sie die Ubergabe willigten/ und ihnen nichts als Augustens ertztenes Bild mit sich wegzuführen bedingeten. An dieses hatten sie bey wehrender Belagerung mit langen von den Stadt-Mauren hergehenden Seilen diese Festung/ wie die Epheser ihre vom Crösus belagerte Stadt der Diana/ als einen Schutz-Gotte angebunden. Bey dem Abzug aber führten sie dieses Bild auf einem vergüldeten Wagen mit güldenen Ketten angebunden weg. Diesemnach die Römer von den Deutschen mit ihren gefässelten Göttern aufs schimpflichste gespottet und gefragt wurden: Ob sie ihren Gott August zu dem in Tyrus angebundenen Hercules/ oder zu dem in Sparta angeschmiedeten Mars/ oder neben den wegen besorgter Flucht in Bley verwahrtem Steine zu Cyzicus setzen/ oder mit der angepflöckten Venus der Lacedemonier vermählen wolten? Ob des Käysers Augustus Bilder so flüchtig/ als des Dädalus wären? und ob dieses ihnen auch Bürgen gesetzt: daß/ ehe es nach Trier käme/ und daselbst in einen steinernen Mantel eingehüllt würde/ nicht entkommen würde? Wenig Tage dar-

darnach kam die Hertzogin Thußnelda mit der Königin Erato und anderm vornehmen Frauenzimmer bey dem Altare des Bacchus an; und gebahr auf den nechsten Morgen zu unbeschreiblicher Freude des Feldherrn und gantz Deutschlandes einen Sohn. Die hierüber auf dem Gebürge Taunus und Rhetico angezündeten Freuden-Feuer waren nicht zu zehlen; nach derer Beyspiele von denen Catten/ Hermundurern und Cheruskern ihre Berge gleicher gestalt mit Feuern bekrönet wurden/ umb nicht die letzten in der Erfreuung zu seyn; ungeachtet die Rheinländer dißmal den Vorzug in Wissenschafft der Freude hatten. Das allbereit wegen strengen Winters in die Dörffer vertheilte Kriegsheer zohe sich wieder zusammen/ umb durch allerhand Waffen-Ubungen die Geburt dieses Cheruskischen Stam̃-Erbens zu feyren. Unterdessen aber ließ der Feldherr seinen Sohn den Tag nach der Geburt die Druyden nehmen/ und aus einem Schiffe dreymal in den Rhein-Strom tauchen. Alle deutsche Fürsten und Cäcina/ welcher wegen des Tiberius und Germanicus dem Feldherren über dieser Geburt Glück wünschte/ wohneten dieser Badung bey; und weil ihm diese bey so rauher Winters-Zeit allzu unbarmhertzig fürkam; fragte er einen Druys: Ob dieses nur wie bey den Thraciern/ Jazygern und Spartanern zu zeitlicher Abhärtung ihrer Kinder; oder wie bey denen dem Rheine zulauffenden Galliern zu Prüfung des rechten Ursprunges geschehe; weil dieser Fluß die geheime Eigenschafft haben solle/ die Huren-Kinder zu verschlingen/ die ehlich gebohrnen aber nicht untersincken zu lassen? Der Druys lächelte hierüber und sagte: Das letztere hätten die Deutschen nicht zu untersuchen/ bey denen der Nahme des Ehebruchs fast unbekant; das Werck aber bey Fürstlichen Häusern ein unerhörter Greuel/ nicht aber wie an vielen wollüstigen Höfen ein Zeit-Vertrieb aufgeweckter Gemüther wäre. Das erstere wäre auch nicht das eigentliche Absehen; wiewohl kein Volck mehr als die Deutschen der Verzärtelung ihrer Kinder gram wäre; so gar/ daß man der Strengigkeit und denen Bemühungen nach schwerlich des Herren und seines Leibeigenen/ eines Fürsten und eines Burgers Kinder unterscheiden könte. Das reiffere Alter machte so denn allererst unter den Edlen/ oder vielmehr die Tugend des Standes Unterscheid. Cäcina war noch begieriger die rechte End-Ursache dieses Kinder-Badens zu wissen/ hielt also umb derselben Entdeckung ferner an; welchem der Druys antwortete: Weil die Eintauchung vom Priester geschehe/ könte er ihm leicht die Rechnung machen: daß diese Abwaschung ein heiliges Geheimnüß seyn müste. Er möchte nur nachdencken: warumb die Römer ihrer Götter Bilder so offt in der Tiber baden? warumb bey den Griechen die für todt gehaltenen und wiederkommenden/ bey den Juden die büssenden/ bey den Egyptiern die Priester sich und ihre Kleider so offt wüschen/ und warumb die Brachmanen ihre Leichen wohl zwantzig Tage-Reisen weit zu dem geweyhten Ganges-Flusse/ dessen Wasser niemals faul und stinckend werden/ noch Würmer bekommen soll/ führten/ umb selbige darinnen für ihrer Verbrennung zu reinigen? Die meisten aber unter diesen Leuten steckten in dem irrigen Aberglauben: daß das irrdische Wasser einen gewaschenen von Mord/ Ehbruch/ Diebstahl und andern Lastern reinigte; also sie schön genung würden nach abgewaschenen Füssen in die grösten Heiligthümer zu gehen. Nun wäre allerdings wahr: daß die menschliche Seele durch die Laster viel abscheulicher/ als der Leib vom Staube und Kohte besudelt/ und zugleich der Leib der Ehbrecher mit dem Schaume der Geilheit/ die Faust des Mörders mit dem Blute der Unschuld/ des Diebes mit dem Peche ungerechten Gutes besudelt würde. Diese euserlichen Glieder könten ja wol mit Wasser abgewaschen werden/ keines weges aber die Seele; welche zwar in dem Leibe als in einer Hütten/ aber

nichts

nichts leibliches ist. Sie hat keine Grösse/ keine euserliche Sinnen; daher kan sie nicht gefühlt/ nicht betastet/ nicht gewaschen werden. Weil aber die Seele nicht den gantzen Menschen machte; sondern sie mit dem Leibe viel fester/ als ein Mann mit seinem Weibe vermählet wäre/ und sie ihn daher inniglich liebte/ liesse sie sich verleiten: daß sie seinen Reitzungen folgete/ und durch Erniedrigung zu Wollüsten und andern viehischen Handlungen/ mit welchen der Leib eine Verwandschafft hätte/ sich aufs heßlichste verstellete. Wormit aber die viel edlere Seele nicht geringerer Beschaffenheit als der Leib seyn möchte; hätte Gott ihr so wohl als den Gliedern ein Reinigungs-Mittel verschaffet/ welches aber ihrer Eigenschafft gemäß/ und also wie die Seele geistig und unsichtbar seyn müste. Wormit es der gleichsam in ein Vieh verwandelten Seele durch eine neue Geburt ein neues Wesen zueignete. Dieses unsichtbare Mittel aber müste den Augen des Leibes durch etwas sichtbares/ wie die Gedancken durch Schrifft und Buchstaben fürgebildet werden. Zu solchem euserlichen Zeichen wäre nun nichts geschickter als wegen seiner Reinigkeit das Wasser; wie dieses den Leib von Unflate sauberte; also tilgte die Gnade des grossen Gottes/ der reineste Tau seines allereinfältigsten Wesens alle Schwärtze der Seelen. Wie das durchsichtige Waßer die Eigenschafft hätte das Licht der Sonnen anzunehmen; also verliere eine von Gott erleuchtete Seele alle geistliche Finsterniß. Wie das Wasser Kräffte hätte die Glieder zu kühlen: also leschte der Einfluß Göttlicher Gnade den Brand fleischlicher Lüste/ und erquickte die in dem Feuer-Ofen der Anfechtung schmachtende Seele. Bey so gestalten Sachen wäre unschwer das Geheimnüß gegenwärtiger Kindes-Eintauchung auszulegen; und zu urtheilen: daß das Waßer ein blosser Rechen-Pfennig wäre/ der den verborgenen grossen Schatz nur andeutete nicht aber begriffe. Cäcina hörete dem Druys nicht nur mit Verwunderung/ sondern mit einer hefftigen Regung seines Hertzens zu/ und fing nach einem tieffsinnigen Stillschweigen an: Wie kom̃t es aber: daß ihr Deutschen die erst neugebohrnen Kinder alsobald waschet? welche noch keine Würckung des Verstandes/ keine Freyheit des Willens/ weniger das Vermögen haben sich mit Lastern zu besudeln? Der Druys antwortete lächelnde: Ob er ihm einbildete: daß der neugebohrnen Kinder Seelen weniger mit dem Giffte ihrer elterlichen Unart/ als ihr Leib mit dem Blute ihrer Mütter befleckt wären? Die jungen Schlangen/ ehe sie starck genung wären iemanden zu stechen/ hätten ihr Gift schon in ihren Zahn-Blasen/ und die jungen Eiben Stauden in ihrer Wurtzel/ ehe sie noch Aeste und Laub iemanden zu überschatten bekämen. Nicht anders verhielte es sich mit der Seele der Kinder/ welche nicht rein seyn könte/ wenn der Eltern ihre unflätig gewest wäre. Ihre Zeugung könte nicht ohne fleischliche Lust geschehen. Die Neigung zu den Lastern steckte in noch ungebohrnen Kindern/ wie die Flamme in den Feuer-Steinen/ ungeachtet sie noch weder Verstand noch Willen hätten solche zu begehen. Und daher solte er sich nicht wundern: daß die Deutschen Gott so zeitlich umb die Reinigung ihrer Kinder Seelen anrufften. Diese kurtze Unterredung gab Cäcinen so viel Vergnügung: daß er bey währender Friedens-Handlung die Druyden mehrmals heimsuchte/ und sich aus ihren sinnreichen Lehren so viel mehr erbaute/ weil er von seinen Priestern/ welche ihre Heimligkeit auf die blossen Schalen euserlicher Opfer gründeten/ deregleichen tieffsinnigen Kern niemals genossen hatte. Auf den siebenden Tag lud der Feldherr alle Gesandten und Bothschaffter in einen nicht allzu weit von des Bacchus gelegenẽ Eichwald; darinnen er 7. Ochsen für den neugebohrnen Sohn/ 7. Küh für seine Gemahlin zum Reinigungs- und 7. Wieder für das Wachsthum seines Sohnes zum Wuntsch-Opfer schlachten und verbrennen ließ; und daselbst

nach deutscher Art am siebenden Tage seinem Sohne den Nahmen Thumelich zueignete. Welche Zahl der Tage die Athenienser ebenfals/ die Römer aber den achten bey der Tochter/ den 9.ten bey der Söhne Benennung beobachteten. So bald der Feldherr sich des Nahmen halber erkläret; eileten hundert Druyden solchen in so viel heilige Eichen einzuschneiden/ welche sonst bey der Straffe ewiger Verfluchung von keinem Eisen berühret werden dörfften. Aller Wuntsch gieng dahin: daß dieser junge Fürst diese Bäume an Alter und Grösse überwachsen; und wie diese für der Sonnen-Hitze; also er für allem Unglücke ein Schirm des Vaterlandes seyn solte. Eben dieses erfolgte so bald die Post dahin kam/ in allen heiligen Heynen der Cherusker/ und in dem Tanfanischen Tempel; wo alle Nahmen der Cheruskischen Eingebohrnen/ wie zu Rom in dem Saturnischen Tempel von den Vorstehern des gemeinen Schatzes nicht unbillich aufgezeichnet wurden/ weil die Mannschafft ein köstlicher Schatz/ als Gold und Silber der Länder ist. Unter den Cheruskern war keiner so arm/ der nicht ein weisses Thier über diese Geburt schlachtete/ sein Haus mit Tannen-Laube träntzete/ etliche Tage angerichtete Tische bereitete und den grossen Gastmahlen der Stände zuvor kam. Massen denn auch der Feldherr an dem Tage/ da er seinen Sohn nennte/ und folgende Nacht dem gantzen Kriegsheere ein Mahl anrichtete/ für alles Volck offene Taffel hielt/ und mit allen Fürsten und Gesandten sich durch ein zwar reichliches/ iedoch nach gegenwärtigem Kriegs-Zustand und ohne Uberfluß ausländischer Seltsamkeiten angestelltes Gastmahl ergetzete/ welche die Verschwendung nur wegen ihrer Kostbarkeit/ nicht wegen ihrer Güte herfür sucht. Die Barden vergassen hierbey nicht ihre Glücks-Wünsche und Loblieder; und hatten sie insonderheit an des neugebohrnen Fürsten Geburts-Stunde als ein besonderes Zeichen seines Aufnehmens angemerckt: daß er gleich ans Licht kommen/ als wenig Augenblicke vorher die Sonne in Steinbock getreten war/ und also nach der längsten Nacht den Anfang zu Verlängerung des Tages machte. Diesemnach sie für dem Hause/ darinn Thußnelda und Thumelich lag/ eine zugespitzte Säule aufrichtete. Auf ihrer Spitze stand eine Himmels-Kugel/ in welcher die ein Kind in ihrem Kreisse habende Sonne in das Zeichen des güldenen Steinbocks trat. Auf der einen Seite dieser Säule war eine grösse Sonne und in derselben Mitte eine kleinere Sonne gemahlet. Darunter war in den Absatz geschrieben:

Sonn'/ Gebiet und der Thron sind den Gefärthen feind;
Die Feindschafft aber ist auf Kinder nicht gemeynt

Auf der andern Seite war ein gestirnter und mit einer güldenen Krone bekräntzter Steinbock zu sehen/ und in dem Absatze zu lesen:

Der Steinbock ward von Gott dem Thumelich zum Licht erkiest;
Weil er die Sonn' erhöht/ der Fürsten ihr Geburts-Stern ist.

Auf der dritten Seite war eine Ehren-Pforte/ und auf selbiger der gestirnte Steinbock gebildet/ durch welchen auf dem Sonnen-Wagen eine geflügelte Seele gegen dem Saturnus-Sterne in die Höhe rennte; an dem Absatze war aufgezeichnet:

Des Himmels Steinbock ist der Sonn' und Seelen Thor/
Durch welches beydes sie sich schwingen hoch empor.
Weil Herrmann nun die Sonn' und wir die Seelen sind/
Muß beyder Glücks-Thor seyn diß edle Steinbocks-Kind.

Auf der vierdten Seite stand abermals der Steinbock mit seinem Fisch-Schwantze wie Pan sich für dem Riesen Typhon verstellet haben soll. Alle Sternen waren in ihm wie dem Himmel nachgebildet/ und in desselben Kopfe die aufgehende Sonne/ im Schwantze ein untergehender Schwantz-Stern zu schauen; an dem Absatze aber folgende Reimen zu lesen:

Fisch/ Sonn' und ein Comet schickt sich zusammen nicht/
Doch stehn sie auf einmal in dieses Steinbocks Zeichen.
Sie steigt im Haupt empor/ er muß im Schwantz' erbleichen.
Die Sonn' ist Thumelich/ Augusts das thumme Licht.

Un-

Unten umb den Fuß dieser Seule fiel des Nachtes nachfolgende Schrifft durch ausgehölete und von dem darunter verborgenen Feuer erleuchtete Buchstaben denen Anschauern in die Augen:

Des Unglücks lange Nacht/ die Deutschland hat bedeckt/
Und länger hat gewährt: als wo die Sternen Bären
Mit eitel Eiß und Schnee schneeweiß. Bären nähren/
Ist nun/ GOtt Lob! vorbey/ und Rom ein Ziel gesteckt.
Die Sonne/ die zeither hat Deutschland aufgeweckt
Aus seinem tieffen Schlaf/ und abgewischt unsre Zehren/
Läßt eine neue Sonn' uns aufgehn und gebehren.
Wenn hat vor eine Sonn' je Sonnen ausgeheckt?

Die neue Sonne tritt auch mit dem Steinbock' ein;
Weil sie den güldnen Tag' in Deutschland wird verlängen.
Nun wird August mit Rom für ihm die Flügel hengen;
Der Steinbock wird nicht mehr des Käysers Glücks-Stern seyn;
Wenn er den Thumelicus auf seine Hörner nimmet.
Kurtz: diesem ist das Reich/ und jenem 's Grab bestimmet.

Der Feldherr schöpfte aus allen diesen Freuden-Zeichen/ als Merckmalen ihrer ewigen Gewogenheit/ eben so wol/ als aus dem göttlichen Geschencke seines Sohnes grosse Vergnügung. Wiewol nun das Volck der Barden Gesänge und Schrifften für unfehlbare Wahrsagungen annahmen und dem Käyser August schon gleichsam sein Begräbnüs bestelleten; befahl doch der Feldherr die aufgerichtete Seule unter dem Vorwande: daß er selbte nach Deutschburg verschicken wolte/ bald mit dem Tage abzubrechen; weil er es bey fürhabender Friedenshandlung nicht für rathsam hielt die Römer als gehofte Freunde durch unfruchtbare Beleidigungen zu erheben; und weil es ihm gefahr und bedencklich schien Unterthanen zu verhängen: daß sie auch nur über frembder Fürsten Thun urtheiln oder von ihren künfftigen Zufällen Wissenschaft haben sollen. Sintemal diese Erlaubnüs insgemein so fern einreißt: daß sie hernach auch über ihres eigenen Hauptes und Vaterlandes Glücke ihre eitele Wissenschaft gegen das abergläubische Volck ausschütten. Dahero die Römer eine Wahrsagerin aus der Stadt verwiesen/ welche sich unterstand den Sieg des Marius wieder die Cimbern zu verkündigen; und die bloße Nachfrage bey Zauberern oder Sternsehern über des Käysers Leben ist ein halsbrüchiges Laster. Die Cherusker waren auf noch viel andere Erfindungen bedacht/ wordurch sie den Feldherrn ihrer hertzlichen Vergnügung über ihrem Erb-Fürsten versichern möchten/ aber Hertzog Herrmann verhinderte alle kostbare Anstalten selbst mit dieser Erklärung: daß nur die Heucheley/ nicht seiner Unterthanen ihm allzu wol bekennte Liebe/ so viel euserlichen Firnses bedörfte; und so wol Zeit als Unkosten nützlicher zu Dienste des gemeinen Wesens/ als zu übrigem Gepränge/ sonderlich bey Kriegs-Zeiten angewendet würden.

Die Freude über diesem jungen Fürsten der Cherusker verursachte keine Hindernüs in der Friedenshandlung/ sondern seine Geburt gab vielmehr eine kräftige Beförderung desselbten ab. Denn das Cheruskische Hauß hatte geraume Zeit nur auf vier Augen bestanden/ nemblich dem Feldherrn/ und Hertzog Ingviomern/ also: daß vieler böse Hofnung es schon halb für verlohren gehalten hatte. Nichts aber macht einen Fürsten verächtlicher als der Mangel der Erben; wie der grosse Alexander selbst hierüber sich beklagte. Weil nun hingegen ein Fürst durch seine Kinder sich gleichsam als einen Unsterblichen der Welt fürstellt/ und diese nicht unbillich für eine Schutzwehre des Hofes/ für ein Bollwerck des Reiches/ und für einen Ancker der Herrschafft zu halten. Die Unterthanen werden durch sie im Gehorsam mehr befestigt; die Nachbarn aber haben mehr Scheue für einem vererbten Hause. Diesemnach denn dieses noch schwache Kind dismal der stärckste Mauerbrecher in Gewinnung des hartnäckichten Tiberius war: daß selbter alles verlohrne am Rheine zu vergessen sich erklärte/ außer das Ubische und des Bacchus Altar/ welche

nunmehr von dem Römischen Reiche unabreißlich wären/ nach dem die Römer schon darinnen ihrem Käyser Tempel gebauet hätten. So wol Ariovistens/ als Marbods Gesandten billigten diese endliche Friedens-Erklärung der Römer/ welche sonst sich der gantzen Welt zum Gelächter/ ihren vergötterten Käyser aber zu einem Maul-Affen machen würden/ wenn sie zu ihrer ewigen Schande seine Tempel zur Verunehrung in ihrer Feinde Hände lassen solten. Sie selbst hätten ihnen nimmermehr eingebildet: daß die mächtigsten Römer/ für derer dräuen die Welt mehr/ als die Erde vom Donner erzitterte/ so viel nachgeben solten. Und hätten die Deutschen hierbey sich mit Warheit zu rühmen: daß kein Volck in der Welt mit dem noch nicht einst halb-wachsenen/ zu geschweigen dem nunmehr auf den höchsten Gipffel gestiegenen Rom jemals einen so ehrlichen und vortheilhaften Frieden gemacht hätten. Die deutschen Fürsten/ insonderheit aber der Feldherr/ und des Sicambrischen Hertzog Gesandter/ wolten sich zu Abtretung dieser zwey Festungen durchaus nicht verstehen/ und Hertzog Arpus drang noch mit aller Gewalt auf die Einräumung der Stadt Meyntz/ welche den Rhein und Meyn bemeisterte. So lange diese Fessel ihren Strömen angebunden wären; könte sich Deutschland in Freyheit zu seyn nicht rühmen. Aus dem Ubischen Altare hatten die Römer ihren Gott August nach Trier schon abgeführet; und aus Bacherach wolte der Feldherr dem Tiberius das Bild des unter der Gestalt des Bacchus vermummeten Käysers gerne verehren. In die Tempel aber begehrten sie kein Götzen-Bild eines vergötterten Menschen zu setzen; weil das unbegreifliche ihres einigen Gottes nicht von der gantzen Welt/ weniger von einem Steinhauffen verschlossen werden könte. Zudem wäre die deutsche Freyheit älter/ als diese verdächtigen Heiligthümer der Erden/ welche sie für nichts bessers ansehen könten/ als die zwey Tempel der Phönicier auf Gades/ und der Zazynthier am Dianeischen Vergebürge in Hispanien gewest wären/ mit derer Andacht beyde Raub-Völcker ihre Herrschsucht bekleidet; selbte hernach in Kriegs-Schlösser verwandelt/ und die einfältigen Hispanier untergedruckt hätten. Alleine die Mitler und Römer hatten hierzu taube Ohren. Tiberius sagte: man würde ehe die zwey Angelsterne im Himmel verrücken/ als ihn von beyden Altären abwendig machen. Er beklagte sich hierbey selbst gegen die Mitler: daß sie mit vertröstetet unfehlbarer Beliebung der Deutschen/ ihn zu einer ohne dis so verkleinerlichen Nachgebung verleitet hätten. Dieses zwang die Gesandten den Deutschen diesen unannehmlichen Vertrag zu thun: weil Tiberius mehr denn zu viel gethan; die deutschen Bunds Genossen aber den Römern einen schimpflichen Frieden abnöthigen wolten/ oder vielmehr hinderten/ woran doch dem Könige Marbod und Hertzog Ariovist so mercklich gelegen wäre; müsten ihre Herren diese ihnen so gefährliche Flamme selbst leschen helffen. Tiberius wolte nun zwar auch zurück. Aber sie gäben beyden Theilen noch eine Bedenck-Frist von einem Monat die von den Mitlern für billich geurtheilte Bedingungen anzunehmen/ oder zu verwerffen. Dis aber wäre König Marbods und Hertzog Ariovistens gemäßene Erklärung: daß sie sich sodenn zu dem willigen nach Zulassung des Völcker-Rechtes schlagen/ und den sich widersetzenden zu einem andern Frieden zwingen helffen wolten. König Marbod hätte zu dem Ende schon sechzig und Ariovist zwantzig tausend Kriegs-Leute in Bereitschafft. Der Feldherr antwortete: Man würde hierüber sich berathen/ nimmermehr aber glauben: daß Marbod und Ariovist/ als Deutsche wider Deutsche/ für die allgemeinen Feinde der Welt den Degen zücken/ und durch ihrer Nachbarn Graus den Feinden eine Brücke in ihre eigene Länder bähnen würden. Hertzog Melo und

Ganasch kamen gleich selbigen Tag nach Bingen/ und schoß ihnen zwar über dieser verdrüßlichen Zeitung das Blat; gleichwol aber trachteten sie zu behaupten: man könte ohne Verlust aller durch so viel Siege aufgehabener Ehre/ welche gegen mehrere Festungen unschätzbar und unwiederbringlich wäre/ kein Haar breit weichen/ noch von dem gewonnenen was wiedergeben. Ein guter Ruf wäre die Seele des Krieges und die kräftigsten Spann-Adern eines Heeres. Die ewige Saate der Waffen müste auf einmal durch die Waffe mit Strumpf und Stiel ausgetilget werden/ daß sie nicht wieder auswachsen könte. Daher wäre des Pompejus Macht gleichsam wie Butter an der Sonne zerflossen/ so bald Käyser Julius ihm nur diese durch Verminderung seines grossen Nahmens zerschnitten hätte. Marbods und Ariovistens Dräuungen schienen allein Schreckenberger zu seyn; weil Kinder und Thoren sich nur durch Dräuen/ verschmitzte Leute aber/ wie sonderlich der verschlagene Marbod wäre/ sich stillschweigend rächeten; beyde auch wol verstünden/ und aus gegenwärtiger Dienstbarkeit der mit den Römern wider die andern Gallier kämpfender Heduer sich zu spiegeln hätten: daß sie durch ihre Hülffe wider die Catten und Cherusker ihnen das Messer selbst an Hals sätzten. Hertzog Arpus/ Jubil/ Siegesmund/ Marcomir/ und andere aber fiengen an zu wancken/ und wendeten ein: In allen Verträgen müste jedes Theil etwas von seinem Rechte nachlassen/ also auch die Sieger von ihrem Gewinn. Dis wäre die Eigenschafft aller Friedenshandlungen/ also könte es ihrem Ruhme nichts abbrüchig seyn/ den sie in gegenwärtigem Kriege erworben/ und die Römer gelehrt hätten: daß Deutsche nur von Deutschen überwunden werden könten. Zudem müsten Fürsten eben so wenig nach dem Urthel des Pöfels Friede machen/ als Heerführer nach dem Gutdüncken der Kriegs-Knechte Schlachten liefern. Beyder Pflicht wäre wider den gemeinen Ruff mit unverrücktem Fusse stehen bleiben. Daß Marbod und Ariovist ihre Nachbarn bis auf den Untergang zu verfolgen gemeint seyn solten/ wäre freylich wol nicht zu befürchten/ aber dis in allewege: daß sie durch ihre Waffen den Römern einen Fuß am Rheine erstreiten helffen würden; weil Marbod den Catten und Cheruskern weniger gutes/ als einigem frembden Feinde zutraute. Fürnemlich wäre auf der Waagschale der Klugheit wol abzuwiegen: ob das Ubische und Bacchus Altar wol für die Müh lohnte noch einen vieljährigen Krieg zu führen/ oder Deutschland in Gefahr zu stürtzen; und insonderheit rathsam umb das mehrere zu behalten wenig zu verlieren/ endlich ehrlicher etwas gutwillig fahren/ als es ihm mit Gewalt aus der Hand winden lassen. Der Feldherr aber/ welchem die Abtretung des Bacchischen Altares wegen seines daselbst gebohrnen Sohnes gleichfals tief ins Gemüthe stieg; wolte sich hierüber nichts erklären/ sondern verschob den Rath auf eine andere Zeit. Denn weil er gewohnt war so wol seine Gefährligkeiten und Bekümmernüsse gleichsam zu versiegeln/ hielt er noch nicht rathsam mercken zu lassen/ wo ihn der Schuch drückte; besonders weil er dem Hertzog Melo keinen geringen Unwillen ansahe/ und er sich verlauten ließ: Er wolte ehe alle seine Länder mit dem Degen in der Hand verlieren/ als ein Dorf aus weibischer Furcht verkauffen. Inzwischen suchte der Feldherr Gelegenheit denen Mitlern recht an Puls zu fühlen: ob die Seite nicht weiter zu dehnen seyn möchte. Er suchte alles euserste herfür sie zu gewinnen/ und hielt ihnen ein: daß das Ubische Altar die rechte Hertz-Ader des Fürsten Melo/ welche die Sicambrer und Tencterer zusammen knüpfte/ das Bacchische Altar aber die Geburts-Stadt seines Sohnes wäre; also jenem ans Hertz/ ihm an Augapffel gegriffen würde. Die Gesandten konten die Wichtigkeit seines Einwurfs

nicht

mißbilligten; entdeckten aber dem Feldherrn vom Tiberius: daß er gesagt hätte; es wäre ihm beydes einerley: ob die Deutschen das Ubische Altar behielten/ oder ein neuer Brennus Rom wieder einnähme. Also wäre es nur vergebens ein Wort darüber zu verlieren. Wegen des Bacchischen Altares aber wolten sie ihr eusersts thun noch einen Schlüssel zu solcher Schwerigkeit zu finden.

Eben selbigen Tag kam Hertzog Ingviomer mit wenigen Edelleuten gantz unvermuthet zu Bingen an. Der Feldherr und alle Grossen empfiengen ihn mit ungemeinen Freuden; Er aber gab zu verstehen: daß eine Sache von grosser Wichtigkeit die Ursache seiner Ankunfft gewest wäre/ und nunmehr einer reiffen Berathschlagung seyn müsse. Der Feldherr redete anfangs etwas weniges in geheim mit ihm; worauf er den Hertzog Arpus/ Melo/ Jubil/ Catumer/ Siegesmund/ Marcomier und die andern Fürsten in Rath beruffen ließ. Daselbst fieng Hertzog Ingviomer folgenden Vortrag an: Ich bin bey meiner ersten Ankunfft vom Könige Marbod mit grosser Ehrenbezeigung empfangen worden. Dieser bezeugte damals über der Deutschen Siege nicht nur absonderliche Vergnügung; sondern machte mir auch so wol durch offenhertzige Vertröstungen/ als durch neue Völcker-Werbung/ und andere Krieges-Anstalten so scheinbare Hoffnung/ die Römer von dem Donau-Strome zu vertreiben; daß ich in meinem Hertzen Deutschlande schon über seiner Eintracht und Siegen tausend Glück wünschte. Zwar stieß ihm die Wegnehmung der ihm von ihrem Vater Segesthes versprochenen Thußnelda etliche mahl nicht ohne Unmuth des Hertzens und tief geholete Seufzer auf; gleichwol aber erklärete er sich: daß er seines erlittenen Unrechts halber die Freyheit Deutschlandes nicht in Gefahr setzen wolte. Gemeine Leute möchten die Rache allein unter ihren Gewinn rechnen; vernünfftige aber glauben: daß wenn GOtt für jemandens Sicherheit Sorge trüge; die Anschläge menschlicher Rache zu Wasser würden. Fürnemlich aber stünde Fürsten nicht an die allein seiner Person/ nicht aber seiner Würde und dem Reiche angefügte Beleidigungen mit dem Blute seiner Unterthanen und mit dem Schweisse des unschuldigen Volckes auszuleschen. Er ließ eines seiner Kriegs-Heere auch gegen Carnuntum/ das andere gegen der Emße fortrücken/ also daß die Römer selbst alle Tage sich des würcklichen Einbruchs besorgten. Und ob zwar Marbod nicht ausschlug/ sondern gegen die Römer Dräu- und Vertröstungen dergestalt mit einander vermischte: daß sie ihn weder für ihren Feind noch Freund zu halten wusten; wuchs doch den Deutschen Bunds-Genossen dieser Vortheil zu: daß sie die an der Donau stehende Legionen an Rhein zu ziehen nicht wagen dorfften. Servilius kam als Botschaffter des Käysers zwar zu Marcobodunum mit grossen Geschencken und grössern Versprechungen an/ ja es traten die Römer ihm die zeither streitige und bey Zusammen-fließung der Donau und Ems gelegene Festung Lauriach ab; gleichwol konten sie von ihm die Abführung seines Kriegs-Volckes vom Donau-Strome nicht erhalten. Sintemal König Marbod jederzeit entgegen verlangte: daß die Römer auch ihr Kriegs-Volck von Carnunt und Bejodurum abführen solten. Weil er ihnen umb so viel mehr/ als sie ihm zu mißtrauen/ Nachbarn aber aus bloßer Besätzung der Gräntzen keinen Argwohn zu schöpfen Ursach hätten. Ob ich nun zwar alle Erfindungen in der Welt gebrauchte; ja seine denen Römern stets über Achsel sehende Tochter gewaan ihrem Vater vielmal der Deutschen Freyheit zum besten ein und anders beyzubringen/ und ihn zum Kriege wider die Römer zu bewegen; hielt er doch diese meist mit Schertz-Reden/ mich mit allzeit fertigen und scheinbaren Entschuldigungen auf; niemanden aber

aber schlug er etwas rund ab. Dahero Servilius ihn mehrmals dem Queck-Silber/ welches sich schwer einschlüssen und aufheben läßt; ich aber einem mit dem Schwantze gehaltenen Aale verglich. Nach dem aber die Deutschen am Meyne dem Tiberius einen zweyten Streich versätzten/ Bingen und Bacharach eroberten; insonderheit aber Hertzog Melo einen Sieg über den andern erhielt/ und durch so viel gewonnene Städte seine Macht so sehr vergrösserte; ward die Eyversucht beym Marbod über seine bisherige Kaltsinnigkeit Meister. Denn als ich ihm die Eroberung der Stadt Novesium zu wissen machte/ antwortete mir Marbod: ich wünschte/ daß Melo so wol im Siege Maaß zu halten/ als zu siegen wüste. Von selbigem Tage an gieng er mit dem Servilius vertrauter und öffter umb/ als vorher; gegen mich aber ward er zwar nicht kaltsinniger als verschlossener. Mein Argwohn machte mich hierüber nicht wenig unruhig/ reitze mich also so viel mehr hinter diese verdächtige Verträuligkeit zu kom̃en. Ich versäumte keine Gelegenheit mit dem Könige und seinen geheimsten Räthen zu reden/ durch allerhand Gespräche und viel entfernte Fragen ihr Urthel über der Deutschen Siege/ der Römer Zustande und des Servilius Handlung heraus zu locken; bald den August zu loben/ bald des Tiberius Türckische Eigenschafft zu schelten; zuweilen von einem Frieden Fürschläge zu thun. Ob nun zwar keine Verstellung so künstlich ist: daß sie sich nicht zuweilen vergißt/ und der Firnis sich von dem falschen Grunde abschälet; wuste ich doch aus allem wenig gewisses zu lesen/ ungeachtet ich alle vermeinte Nachrichten wie Stücke eines zerrissenen Brieffes zusammen klebte/ bis mir endlich eine heilige Egeria durch diese Nachricht ein Licht aufsteckte: es hätte Marbod den Servilius versichert: daß er zwar ihm den Käyser nicht verschreibẽ lassen könte/ wo er seine Kriegs-Heere hinlegen solte; dis aber solte er dem August und Tiberius berichten: daß so lange die Römer keine Festung zwischen dem Rheine und Meyne belägerten/ keiner seiner Kriegs-Leute wider die Römer einen Degen zücken solten. Diese Erklärung/ wie verborgen sie mir gleich zugebracht ward/ war ein heftiger Donnerschlag in meinem Hertzen; daher ich kein Auge etliche Tage zumachen konte/ bis ich einen scheinbaren Verwand ersonnen hatte/ dem Könige Marbod und seinem Hofe nach Celemantia zu folgen/ und denen arglistigen Anschlägen des Servilius zu begegnen. Sintemahl ich bereit den Tag für Marbods Erklärung bey ihm die Abschieds-Verhör genommen hatte. Diesem meinem Vorhaben kam der an mich mit Schreiben vom Feldherrn geschickte Ritter Blumenthal gleich zu rechte: daß ich dem Könige einige neue Verträge thun/ und nach Celemantia mit reisen konte. Daselbst aber erfuhr ich noch bestürtzter: daß eine im Noricum gestandene Römische Legion zu Samulocenis über die Donau gesätzt hatte/ und durch das Alemannische Gebiete sich dem Rheine und Meyne zuzüge. Meine dem Marbod hierüber geführte Beschwerde/ worbey ich anhieng: daß er dem Verlaut nach den Servilius versichert hätte wider die Römer keinen Degen zu zücken/ machte ihn etwas stutzig; bald darauf aber fragte er: woher ich diese Nachricht hätte? Ich schützte nun zwar für: die Geheimnüsse hätten einen so befugen Zug durch den ängesten Ritz sich aus ihrem Kerker frey zu machen; als der Menschen Vorwitz einen Kitzel in der Fürsten Rathstuben zu gucken. Die am wenigsten von verborgenen Anschlägen redeten/ machten sie am geschwindesten durch ihre Einsamkeit/ und am deutlichsten durch ihr Stillschweigẽ kund. Machte man denn von Nothwendigkeit ein Ding als ein Geheimnis zu verschweigen viel Wesens/ verrieche sich es so viel ehe durch solch Geräusche. Wenn nun nur ein Auge oder Ohr das geringste erwischt/ besämte der Ruff

Ruff so geschwinde die Welt: daß desselben Urheber leicht die Köpfe unter die Menge so vieler davon redender Menschen verstecken konte; allein Marbod war viel zu gescheut sich durch diese Ausflucht abweisen zu lassen; jedoch nicht wenig beschämt: daß seine Geheimnüsse so bald auskommen wären/ und er weniger Vorsicht als die Bienen verzukehren wüste; welche/ wenn sie gleich in gläserne Bienenstöcke eingesetzt würden/ doch derselben Durchsichtigkeit klüglich zu überwichsen wüsten. Fürnemlich/ weil Marbod sich eben so wie Tiberius angewöhnt hat/ auch in denen nicht zu verhölen gemeinten Dingen mit zwey deutigen Worten und verstellten Gebehrden seine Gemüchs-Meinung zu verstecken/ und auch in gemeinen Dingen wenigen Räthen davon Wind zu geben. So ist er auch ein völliger Meister über seine Schamröthe/ über Zorn/ Liebe/ und andere Gemüchs-Regungen/ welche in vielen geschwätziger als die Zungen sind. Daher fieng er gegen mich an: Es wäre zwar wahr: daß ein Fürst mit nicht weniger Kundtschafftern/ als Trabanten umbgeben; seine Stirne/ seine Farbe/ sein Gebehrden Taffeln wären/ aus denen Muthmaßung und Verdacht seine Gemüchs-Regungen lese. Alleine er wäre so neu und unerfahren nicht im herrschen: daß er sein eigen Antlitz zum Verräther seiner Entschlüssungen machen solte. Auch wäre ein lächerlicher Vorwand der Verräther: daß Wände und Tapeten Zungen und einige Menschen Luchs-Augen hätten durch verschlossene Thüren und Mauren zu sehen. Also beschwur er mich ihm mit solcher Offenhertzigkeit meinen Ansäger zu entdecken/ als er mir die Warheit nicht zu verdrücken gedächte. Denn sein Absehn bey gegenwärtiger Unruhe Deutschlandes wäre so aufrichtig: daß er gar wol seine Rathstube/ wie der Zunfftmeister Drusus sein Haus gantz durchsichtig zu bauen angeben könte/ nicht aber sie/ wie die Römer das Altar ihres Raths-Gottes Consus unter die Erde verstecken dörffte. Diesemnach ich ihn denn auch nicht für so kleinmüthig halten möchte: daß er für ehrlicher halten solte einen heimlich zu hassen/ als offentlich ihm was zu wider zu thun; also aus Heucheley oder Zagheit zu leugnen/ was er bey so übermäßigem und Deutschlandes Eintracht selbst schädlichem Siege mit gutem Bedachte den Römern versprechen hätte; aber er wolte den Verräther dieser Heimligkeit/ von welcher mehr nicht als vier Köpfe wüsten/ andern zum Beyspiele straffen/ wenn er ihm schon näher als das Hembde wäre. Ich erschrack über dieser nachdencklichen Dräuung und konte sie nicht anders als auf Marbods eigene Tochter auslegen. Daher ich denn versätzte: Bothschaffter wären zwar berechtigt durch alle nur ersinnliche Weise/ und so gar durch Bestechung der geheimsten Räthe die zu ihrer Sache dienlichen Nachrichten auszuspüren; und sich wie die Perlen-Fischer in das Meer frembder Gedancken zu vertieffen/ umb den viel nützlichen Perlen-Schatz widriger Anschläge zu fangen/ und selbte seinem Feinde zu Nachtheil zu verdrehen; nicht aber schuldig die Ansäger erforschter Heimligkeiten zu offenbaren. Ich könte ihm aber ohne Nachtheil wol entdecken: daß ich diese Nachricht aus des Servilius Hause hätte. Hiermit sätzte ich zwar meine geheime Wahrsagungs-Göttin außer Argwohn; als aber Servilius Wind hiervon bekame; ließ er alle seine zur Schreiberey bestellte Leibeigenen/ aber vergebens/ auf die Folter spannen; weil er Marbods Versicherung aus denen an Käyser und Tiberius geschriebenen Briefen verrathen zu seyn glaubte. Unterdessen aber richtete ich durch meine Beschwerführung so viel aus: daß Marbod dem Servilius einen mißfälligen Winck gab/ als er ihm die vorhabende Abführung zweyer Pannonischen Legionen an Rhein kund machte. Mich hingegen erinnerte er die deutschen Bunds-Genossen zu warnigen: sie möchten sich an der

Befrey-

Befreyung Deutschlands vergnügen/ Gallien Gallien/ und den Rhein der Römer und deutschen Gräntze seyn lassen. Diesen hätte die Natur zu einem grossen Bollwercke Deutschlandes gesätzt; also könte solchen zwar die Herrschsucht/ nicht aber die Klugheit verrücken/ welche wol verstünde: daß das Glücke mächtiger als Witz und Tapferkeit wäre/ und niemals etwas schlimmers im Schilde führete/ als wenn sie sich gegen uns am behäglichsten stellte. Wie groß und beständig aber auch das Glücke wäre/ so wüchse ihm doch der Neid zu Kopffe; und nichts in der Welt verursachte schälere Augen/ als die Vergrösserung eines Reiches bey den Nachbarn. Alle Schwächere verknüpften sich wider den Mächtigen/ als wie gegen einen allgemeinen Feind; und wolte ein jeder von dieser Riesen-Seule ein Stücke abhauen: daß es die neben ihm stehenden Bilder nicht zu Zwergen machte. Wenn aber auch schon kein euserlicher Feind sich an ein Reich machte/ welches wie ein aufgemästeter Leib an seiner eigenen Größe kranck läge/ entkräftete es sein eigener Uberfluß; und seine eigene Fettigkeit verwandelte sich in nagende Würmer. Ja auch in gesunden aber allzu grossen Leibern und Reichen wären die Lebens-Geister allzu sehr zerstreuet. Ein Bildhauer säzte in Ausarbeitung des vollkommensten Bildes dem ihm unter die Hände kommenden Marmel und Helffenbeine das wenigste zu; sondern machte es durch Benehmung seines übrigen Wesens aus. Also hätten kluge Fürsten nicht so wol Sorge zu tragen ihrer Herrschafft viel beyzusetzen/ als ihr Reich/ wenn es wol gebildet seyn solte/ von unanständiger Last zu aufbürden. Diesemnach wäre nichts rathsamer/ als seiner Glückseeligkeit einen Zaum anlegen. Denn ohne den würde sie ein unbändiges Pferd/ und würffe den besten Reiter aus dem Sattel. Sintemal schon für Alters denen Fürsten diese Eigenschafft eingepflantzt gewest wäre: daß ihre Herrschsucht mit ihrem Reiche gewachsen. Das Vermögen was grössers auszuüben/ die sich anbietende Gelegenheit juckten sodenn so wol ihre Gemüther als Augen: daß alles/ was sie sähen/ ihnen recht wäre; und sie von keinem andern Richterstule ihrer Macht und Begierden wissen wolten/ als von Waffen. Ich/ fuhr Ingviomer fort/ mühte mich zu erhärten: daß die Römischen Festungen am Rheine Fuß-Eisen Deutschlandes/ und so lange solche nicht abgelöset würden/ die Deutschen noch nicht in versicherter Freyheit wären. Aber Marbod begegnete mir: Es gedächte ihn/ und wäre nach kein halb Jahr: daß die deutsche Bunds-Genossen nur die Lippe/ den Berg Rhetico und Taunus von Fesseln frey gewünscht hätten. Nun wolten sie des Rheines Meister seyn? und nach Erreichung dieses Zweckes würde wenig Wasser verflüssen: daß sie nicht auch würden die Maaß beherrschen und der Ligeris auf den Rücken treten wollen; weil für diesem der Deutschen Siege wider die Gallier so ferne ihre Wohnungen ausgebreitet hätten. Die Natur hätte nicht ohne Ursache Deutschland von Noricum und Pannonien vermittelst der Donau/ von Sarmatien vermittelst der Weichsel/ und von Gallien durch den Rhein und den Unterschied der Sprachen abgesondert. Wie er nun über der Donau/ Weichsel und Elbe nichts verlangte; also könten die Bunds-Genossen ohne Ehrgeitz nichts über dem Rheine suchen. Ihr darüber ausgestreckter Arm würde wie die Schnecke/ wenn sie ihr hörnricht Haupt aus dem Schnecken-Hause hervor streckt/ ihm nicht weniger Unglück als Gefahr zuziehen; und sie als allzu hitzige Spieler/ ehe man eine Hand umbdrehte/ alles verlieren/ was sie nicht ohne Wunderwerck gewonnen. Wenn sie aber auch schon den gantzen Rheinstrom von Römischen Fesseln erledigten; würde ihre eigene Uneinigkeit selbsten den Römern wieder in die Hände spielen. Denn die Ursachen einer Eroberung wären nicht bald

Werckzeuge der Erhaltung; ja die Raubfische erstickten mehrmals gar an ihrer verschlungenen Beute. Dieser scharffe Einhalt des sonst so sehr hinter dem Berge haltenden Marbods schien mir eine halbe Kriegs-Ankündigung zu seyn. Ich erfuhr auch aus vertrautem Munde: daß Servilius sich erkühnt hatte beym Marbod anzuhalten: ich möchte als ein Ausspürer seiner Geheimnüsse/ und als ein Störer der alten zwischen dem Käyser und Marbod gepflogenen Freundschafft von Hofe abgefertigt werden. Daher ich gezwungen ward meine höhern Segel zu streichen/ nemlich vom Anhalten abzustehen: daß Marbod wider die Römer die Waffen ergreiffen solte; vielmehr aber dem Könige Marbod weiß zu machen: daß die deutschen Bunds-Genossen keinen ehrlichen Frieden ausschlagen; er aber durch desselbten Vermittelung seinen Nahmen unsterblich/ Deutschland glückseelig/ und den Himmel ihm geneigt machen würde. Durch diesen Vorschlag hemmete ich Marbods Neigung gegen die Römer; oder zum wenigsten seine Hülffe/ die er/ allem Ansehn nach/ schon in seinem Gemüthe den Römern zu leisten beschlossen hatte. Dieser mein Vorschlag/ und die Einstimmung seiner Tochter/ welche er niemals aus seinem geheimsten Rathe ausschleußt/ sind der erste Wirbel gewest/ der gegenwärtige Friedens-Seite aufgezogen. Denn wenig Tage hernach schickte er den Ritter Stahrenberg zum Hertzog Arioviſt; und von dar hieher einen Frieden zu vermitteln. Bey dieser währenden Handlung blieb Marbod gantz unverändert; und hatte ich mich über seine Bezeugung so wenig zu beschweren/ als zu erfreuen Ursach. So bald aber die Zeitung kam: daß Melo des Ubischen Altares Meister worden wäre/ zerrissen auf einmal alle Stricke/ welche Marbods Schluß zeither zurück gehalten hatten. Denn/ als Servilius ihm diesen Verlust nicht viel geringer machte/ als wenn das Capitolium zu Rom eingebüßt wäre; ließ er sich gegen ihm heraus: die Römer möchten nun ungehindert ihre Pannonische Legionen dem Rheine zuführen. Er gab auch noch selbigen Tag Befehl: daß seine beyde Heere sich von der Donau entfernen solten umb den Römern so viel mehr alles Mißtrauen zu benehmen. Aus allem dem machte Marbod kein Geheimnüs zu dem Ende mir eine Furcht einzujagen/ und denen Bunds-Genossen fernern Verbruch zu widerrathen. Ich meinte bey verzweifeltem Hauptwercke zum wenigsten an der Zeit was zu gewinnen; weil man oft aus Verschiebung eines Unglücks zweyfachen Wucher macht. Daher mühte ich mich aufs euserste den König zu bewegen: daß er die Bewerckstelligung dieses Schlusses nur so lange verschüben möchte/ bis ich einen Edelmann/ durch welchen ich einen Stillstand der Waffen zu erlangen hoffte/ an den Feldherrn abschicken und mit Antwort zurück erhalten könte. Aber ich erfuhr an Marbods Antwort und Fortstellung seines Schlusses: daß mächtige Herrscher keine andere Gräntzen/ als ihren Willen haben. Wie er denn auch mit seiner gantzen Hofstadt wieder nach Marobodum aufbrach/ wormit er/ seiner Auslegung nach/ dem zu leschen nöthigen Feuer so viel näher seyn möchte. Daselbst endlich kriegte Marbod vom Stahrenberg die Nachricht: daß die Römer denen Deutschen alles/ gegen Zurückgebung des Ubischen und Bacchischen Altares/ in Händen lassen wolten/ die Deutschen aber darüber Schwerigkeit machten. Dieses versätzte den König in solche Ungedult: daß er mich bey Nachte beruffen ließ/ und sich beschwerte: ich hätte ihn unter dem Vorwandte des Friedens und unter der Larve der Freundschafft ums Licht geführt. Allein er wolte sich gleichwol nicht so lange als Sextus Pompejus und Lepidus vom Octavius äffen; noch sich umb Reich/ Ehre und Leben bringen lassen. Sein Hof wäre viel zu gut: daß er mir nicht mehr zu ei-

zu einem Kramladen dienen solte/ darinnen man Schmincke verkauffte. Meinten andere: daß der Rauch nur eine andern verbotene Kaufmanns-Waare der Fürsten wäre; so wolte er sich doch darmit nicht berämen lassen/ und ich also meinen ihm unanständigen Kram anderwerts aufschlagen könte. Jedoch möchte ich noch bis an die Saale sein Hof-Lager begleiten; da er mir zeigen wolte: daß er mehr von einem redlichen Kriege/ als von einem betrüglichen Frieden hielte; und daß sein Degen lang genung wäre einen Mäß-Stab zu der Deutschen und Römischen Gräntzscheidung abzugeben. Marbod theilte hierauf in meiner Anwesenheit seinen Heerführern Befehle aus: daß sie seine Macht den gerädesten Weg nach Calegia an der Saale zuführen solten; und entbrach sich von mir so bald: daß ich ihm nicht drey Worte zu antworten Zeit hatte. Ich pflügte inzwischen zwar ingeheim mit seinem Kalbe/ und brachte es so weit: daß er mich zu hören willigte. Hiermit beklagte ich mich über die weder meinem Stande noch meinem Gemüthe anständige Beymäßungen. Ich trüge die Aufrichtigkeit im Hertzen/ und die Warheit auf der Zunge. Den Frieden zu schlüssen wären die deutschen Bunds-Genossen/ meiner Versicherung nach/ einzugehen jederzeit begierig gewest; niemals aber hätte ich berichtet: daß sie den Tiberius ihnen einen wolten vorschreiben lassen. Sie wären von ihrer ersten Forderung schon weit abgewichen/ ungeachtet ihre Waffen seit der Zeit ihren Zustand mercklich verbessert hätten. Der Römer Hartnäckigkeit in Verlangung der beyden Altäre hätte den blossen Aberglauben wegen ihres nicht ohne Aergernis vergötterten Käysers; der Deutschen Standhafftigkeit aber die Sicherheit Deutschlandes zum Grunde; ohne welche kein Friede über ein Jahr tauern könte. Marbod hätte/ wenn die Römer die Oberhand behielten/ viel; bey dem Siege der Deutschen aber nichts zu fürchten/ weniger zu verlieren. Der Friede wäre durch seine Vermittelung beynahe auf den Fuß bracht; also möchte er doch durch keine Einmischung in Krieg sich solchen Ruhmes und des Mitler-Amptes/ Deutschland aber seiner Freyheit und Sieges-Frucht nicht verlustig machen. Dieser letztere Krieg hätte gewiesen: daß die sonst nicht irre gemachten Cherusker/ Catten und Sicambrer der Römischen Macht/ und diese jener ziemlich gewachsen wären. Zwischen zweyen solchen Gewalten aber solte ein Nachbar wie ein zwischen zweyen Seen gelegener Tamm unbeweglich stehen; theils/ daß ihn der Widerwag beyderseitigen Gewässers für allem Einbruche befestigte; theils/ daß sein Beyfall nicht der Gleichheit zum Abbruche einem Theile einen allzu grossen Ausschlag gebe/ und er sich als die Zunge in solcher Wage nicht selbst krümmete/ oder auf die Seite neigte. Der wäre der allerglückseeligste/ der dem Spiele des Krieges zusähe/ und davon gehen könte/ wenn er wolte. Ein Spieler aber müste das Spiel wider Willen aushalten; wenn er schon alles darüber einbüßte. König Marbod begegnete mir nun zwar glimpflicher/ aber doch mit diesem Bescheide: Wer in bürger- oder nachbarlichen Kriegen auf keiner Seite stünde/ wäre am ärgsten dran. In eintzele Streitigkeiten sich nicht einmische/ wäre eine kluge Mäßigung; bey gemeinen aber eine ungiltige Ziffer abgeben/ verterbliche Kleinmuth. Dieser Eigenschafft wäre alles/ des Wahnwitzes aber gar nichts zu fürchten; und ein kluger Fürst müste auch seinen besten Freunden auf die Schantze acht geben. Er hätte durch allzu lange Nachsicht sich ohne dis schon verächtlich gemacht: daß es schiene/ einer der Kriegenden wolte ihm den Staub auf den Hals schütten/ der andere ihm mit dem Rauche die Augen ausbeitzen. Seine Gelindigkeit hätte das gantze Spiel verterbt; also müste er es auf einen andern

Weg versuchen. Denn viel Leute/ wenn man ihnen wol thäte/ würden böse; wenn man aber sie böse hielte/ würden sie gut. Er hielte zwar auch für heilsam mit seinen Nachbarn in Freundschafft leben; aber darüber einschlaffen/ oder auf selbte die Sicherheit seiner Herrschafft gründen/ wäre Einfalt; sie ihm aber gar lassen zu Kopffe wachsen/ Thorheit. Die beständigste Freundschafft wäre unter seines gleichen; also könte er gegen die Deutschen seine Freundschafft nicht besser bewehren/ als wenn er sie durch die Waffen in den Schrancken unverdächtiger Gleichheit erhielte. Uberdis wäre er nicht nur ein Nachbar/ sondern ein Bunds-Genosse der Römer/ und also ihnen wider alle Unterdrücker Hülffe zu leisten schuldig. Ich antwortete: Er wäre ein alter Bunds-Genoß der Deutschẽ/ weil er selbst ein Fürst Deutschlands wäre; dessen sämtliche Glieder ihren von Natur durch einerley Sprache/ Sitten/ Recht und Gottesdienst in eine Gemeinschafft zusammen gesätzten Leib mit gesammter Macht auch wider die jüngern Bunds-Genossen zu vertheidigẽ schuldig wären. Welches die Römer so viel weniger unbilligen könten/ weil ihr Bürgermeister selbst denen Campaniern eingehalten: man müsse neue Freundschafften so machen: daß sie den alten Bündnüssen nicht abbrüchig wären. Marbod fiel ein: diese Gemeinschafft der Deutschen wäre durch tausend bürgerliche Kriege fürlängst getrennet; und giengen alle ausdrückliche und besondere Bündnüsse denen stillschweigenden und gemeinen für. Ich versätzte dem Marbod dis/ was Ptolemeus den Atheniensern: man müste den Bunds-Genossen zwar wider ihre Feinde/ aber auch nur in gerechten Kriegen/ und zwar niemals wider unsere Freunde beystehen. Also hätte Marbod das beste Recht die Römer/ welche Urheber dieses ungerechten Krieges wären/ alleine baden zu lassen; es wäre denn: daß er den Römern mehr eine Unterthänigkeit/ als ein freyes Bündnis zustünde. Marbod begegnete mir: die Deutschen/ nicht die Römer hätten zum ersten die Waffen ergrieffen. Ja/ sagte ich/ nachdem sie ihnen durch ihre Grausamkeit so sehr auf die Zehen getreten/ daß sie sich Joch nicht mehr als Menschen/ weniger als freye Deutschen hätten ausstehen können. Der Beleidiger/ nicht aber der/ welcher am ersten den Degen zückte mehr Unrecht abzulehnen/ wäre der Urheber des Krieges. Marbod antwortete: Es wäre in der Welt nichts schwerers zu unterscheiden/ als dis/ wer im Kriege Recht oder Unrecht hätte. Ich aber hielt ihm ein: daß in zweifelhafften Fällen/ oder auch/ wenn beyde Theile unrecht hätten/ beyder Bunds-Genosse sich aller Hülffe und Einmischung enthalten solte. Marbod sätzte mir entgegen: Wenn auch schon die Deutschen anfangs recht/ die Römer unrecht gehabt hätten; wäre nunmehro die Sache/ da die Römer so viel nachgäben/ die Deutschen aber einen billigen Frieden verwürffen/ in einen gantz widrigen Stand versätzet. Ich sagte hierauf: Nichts wäre billigers; als daß ein gerechter Sieger das eroberte/ was vermöge des Völcker-Rechtes sein Eigenthum worden wäre/ behielte. Auf diese Art wären die streitigen zwey Städte vorhin den Römern und ietzt den Deutschen heimgefallen. Marbod antwortete: dieses strenge Recht verdiente den Nahmen einer Grausamkeit; dis aber wäre der Vernunfft und Billigkeit gemäßer: daß man dem überwundenen Feinde nur den Stachel mehr zu schaden benähme/ alles andere ihm wiedergäbe; damit es nicht scheine; man habe umb den Raub/ nicht umb den Frieden gekriegt. Die edelsten Gemüther vergnügten sich an der Ehre des Obsiegs; und daher hätte Cyrus dem überwundenen Crösus/ Alexander dem Porus/ Antigonus den Spartanern ihre völlige Herrschafft wieder eingeräumt. Ich versetzte: Wie kommts aber/ daß die vormahls obsiegenden Römer

den Deutschen weder diese zwey Städte/ noch einen Fußbreit Erde wider das Gesetze ihres eigenen Königs Numa abgetreten/ welcher von den Opfern ihres Gräntz-Gottes alles Blut abschaffte/ und ihre Gräntzmale zu erweitern verbot? Marbod begegnete mir: Die zwey Festungen lägen am Rheine auf der Seite Galliens/ welches ohne diese Riegel den Deutschen zu täglichen Einfällen offen stehen würde. Zu geschweigen: daß die Römer diese zwey Plätze ohne eusersite Schmach und Abbruch ihres Gottes-Dienstes nicht im Stiche lassen könten. Mit einem Worte: Er hätte den Römern ausdrücklich versprechen ihnen für diese Städte zu stehen; also müste ehe alles andere brechen/ als seine Treu und Glauben Schiffbruch leiden. Mit dieser Antwort ward ich diß und alle andere mal abgefertigt/ so offt ich unterweges auf der Reise nach Calegia mit dem Könige Marbod zu sprechen Gelegenheit fand; welches sich so viel öffter ereignete; weil er mir nun mehr als iemals vorhero zu liebkosen anfieng/ und von der Tapferkeit der deutschen Bunds-Genossen niemals rühmlicher/ als ietzt gesprochen hatte; vielleicht: daß sein vorhabender Friedens-Bruch nicht den Schein einer verbitterten Feindschafft/ sondern eines abgenöthigten Eivers oder eines unvermeidlichen Staats-Streiches haben möchte. Zu Calegia fand Marbod sein dahin befehlichtes Kriegsheer und den Grafen Hohenloh als einen Gesandten des Alemannischen Hertzogs für sich. Dieser berichtete: daß Ariovist zwantzig tausend Kriegsleute zum Dienste ihres gemeinen Werckes stehen hätte; dieses aber ließ er in meiner Gegenwart mustern. Ich betheuere es: daß selbtes zu Fusse 70000. zu Rosse 4000. Mann starck sey/ und daß ich in Deutschland nie ein mit so köstlicher Rüstung versehenes/ und in allen Kriegs-Spielen so wohl geübtes Heer gesehen habe. Das Blat schoß mir nun allererst/ als mir diese grosse Macht unter Augen kam; weil ich mir zugleich die bevorstehende Unterdrückung der Hermundurer/ welche mit den Cheruskern und Catten zwischen denen Saltz-Seen ungefähr funfzehn tausend Kriegsleute zusammen gezogen hatten/ und die Verwüstung des übrigen Deutschlandes erbärmlich genung fürbildete. Sintemal in frembden Kriegen das Geblüte nur entzündet/ in bürgerlichen aber in Gifft und Galle verwandelt; dort das Blut vertröpfelt / hier/ leider! Stromweise verschwendet wird; also daß die/ welche einander zu beschirmen verbunden sind/ gleichsam Ehre zu erlangen vermeynen/ wenn sie sich in wütende Panther und rasende Tyger verwandeln. Die Augen giengen mir über; und mein für Wehmuth zerflüssendes Hertze zwang mich den König Marbod im Gesichte seines Heeres bey der Liebe des Vaterlandes/ bey der deutschen Freyheit zu beschweren: Er möchte diese herrliche Waffen nicht mit deutschem Blute besudeln/ und diese edlen Kriegsleute nicht wider ihre Mit-Glieder und in ihre eigene Eingeweide wüten lassen. Wäre es ja ein unveränderlicher Schluß: daß die Deutschen den Römern die zwey strittigen Festungen abtreten müßten/ möchte doch der Krieg nur so lange verschoben werden/ biß ich selbst mit den Bunds-Genossen eine Stunde reden könte. Ich wolte sie zu Annehmung dieser Bedingung bewegen; oder mich als ein Gefangener bey ihm wieder einfinden; er aber möchte über sein hiermit verlobtes Haupt nach Willkühr gebahren/ und selbtes der Rache zur Erstattung dieser Versäumung aufopfern. Marbod sahe mir allzu wohl an: daß in mir mehr/ als die Zunge redete/ und seine neben ihm zu Pferde haltende Tochter ritt dem sich nähernden Servilius mit Fleiß entgegen/ umb ihn aufzuhalten; daß ich alleine mit ihrem Vater ausreden könte. Marbod aber/ dessen Hertze vielleicht auch eine Empfindligkeit fühlte/ warf sein Pferd mit Fleiß herumb/ umb ihm vielleicht nicht eine Veränderung anzusehen. Inzwischen ließ ich mich bedüncken/ es gäben mir

mir gleichsam die Antlitzer der nahē Kriegsleute zu verstehen mein Ansinnen zu verfolgen; welches ich mit aller möglichsten Beweglichkeit werckstellig machte. Marbod hatte sich unterdessen erholet/ und antwortete: Die Hartnäckigkeit würde durch Warnigungen eben so wenig/ als ein Amboß von Hammer-Schlägen nicht gebeugt; sondern vielmehr verhärtet. Ja sie rennte vielmehr begierig ins Verterben/ als sie durch Nachgeben ihren ersten Fehler erkennen wolte. Er würde in seinem Vorhaben viel Zeit und Kriegs-Kosten/ ja die herrlichste Gelegenheit seinen Zweck zu erreichen; ich durch meine frucht-lose Unterhandlung mein Ansehen / und bey meiner Versicherung den Kopf verspielen. Es wäre schon zu weit kommen; es liesse sich den Arm/ wenn man ihn zum Ausschlagen schon in Schwung gebracht/ nicht zurücke ziehen; und die allzu milde Ungerechtigkeit wäre dem gemeinen Wesen so schädlich/ als die allzu strenge. Das Verhängnüß hätte ihm Befugnüß und Vermögen nicht ohne Ursach verliehen; also wolte er sein Werck so rüstig ausführen/ als reifflich er es überlegt hätte. Hiermit schoß er einen Pfeil über die Saale von seinem Bogen / zum Zeichen: daß das Kriegsvolck auf denen gefertigten Brücken über die Saale fortrücken solte. Ich wuste nichts ferner zu thun/ als die Achseln einzuziehen/ und dem sich umbwendenden Marbod noch zu sagen: Wer ihm die Freyheit nähme allezeit zu thun/ was er möchte/ vergienge sich bißweilen mehr als der/ welcher gleich thäte/ was er nicht dörfte. Darum solte er wohl bedencken / was er thäte. Denn der Krieg und ein Pfeil wäre nur so lange/ als der Bogen nicht abgedrückt würde/ unter unser Bothmässigkeit. Servilius kam inzwischen mit Marbods Tochter zum Könige/ welcher nun gleich der nechsten Brücke zuritt. Es fuhr aber aus einem Strauche ein Hase harte für dem Marbod auf; so daß sein davon scheuendes Pferd einen heftigen Satz auf die Seite that. Ich / der ich nahe am Marbod ritt / und seine Veränderung wahrnahm; brauchte mich der Gelegenheit und Freyheit dem Könige voller Ehrerbietung zu sagen: Es wäre noch Zeit für Deutschland einen heilsamen Schluß zu fassen. Das Verhängnüß selbst sagte ihm durch Begegnung eines unglücklichen Hasens einen widrigen Ausgang wahr. Servilius aber lachte hierzu/ und sagte: Man könte aus ungefährlichen Begegnungen keine Wahrsagung nehmen. Das Gebete hätte der Andacht/ und göttliche Zeichen einer vorsetzlichen Aufacht von nöthen. Diesemnach hätten die doch sonst der Hetrurischen Weißheit zugethanen Römischen Feldhauptleute mehrmals zu ihrem grossen Glücke die widrigen Zeichen in Wind geschlagen. Ich versetzte: Aber Claudius hat mit Verlust seiner gantzen Schiff-Flotte; Cajus Hostilius mit Einbüssung seines Heeres/ seiner Ehre/ seines Lebens; Cajus Flaminius mit einer schweren Niederlage beym Trasimenischen See die Verachtung göttlicher Warnigung gebüsset. Servilius fiel ein: Wer dem Hasen die Wissenschafft künftiger Dinge anvertraut hätte? Ich versetzte: Der/ welcher dem Claudius und Hostilius zur Nachricht die Hünlein/ und des Flaminius fallendes Pferd in der Wahrsagung unterrichtet. Die Wahrsager selbst/ sagte Servilius/ wären über der der Auslegung solcher Zeichen nicht einig. Ein Adler hätte dem Tarquinius Priscus die Römische Herrschafft; dem grossen Alexander einen herrlichen Sieg; dem Dionysius aber den Verlust seines Reiches; die Geyer dem Romulus sein Aufnehmen; dem stoltzen Tarquinius seine Verjagung angedeutet. Bey Troja wäre der Blitz für ein Glücks-Zeichen gehalten; vom Crassus aber beym Euphrates für eine Verkündigung seiner Niederlage angenommen worden. Ich begegnete ihm: Beydes wäre wahr; aber es wären nicht nur die Zeichen; sondern alle ihre Umbstände zu untersuchen;

suchen; und stimmten die Deutschen und Hetrurischen Zeichen-Deuter überein: daß die ungleichen Donner-Schläge glücklich / die gleichen unglücklich/die am Tage geschehenden dem gütigen/ die nächtlichen dem grimmigen Jupiter gewiedmet wären. Wie hätten die sonst glücklichen Adler dem Dionysius / die Geyer dem Tarquinius was gutes andeuten können; da jener seinem Waffenträger den Wurff-Spieß aus der Hand gerissen/ und ins Meer geworffen; diese aber die jungen Adler zerrissen / und ihr Nest zerstöret hätten? Hingegen gäben auch die abscheulichsten Unglücks-Vögel/ als die von der rechten Hand auffliegenden Raben/ welche Alexandern zu Babylon/ und dem Cicero bey Cajeta das Grabe-Lied gesungen/ des Sylla und Marius blutige Todfeindschafft kund gemacht; die Nacht- und andere Eulen/ die dem Pyrrhus auf seinem Spiesse das Ende wahrgesagt / gewissen Umbständen nach mehrmahls gewisse Glücks- und Sieges Zeichen ab. Diese hätten der Stadt Athen iñer was gutes/ und dẽ Agrippa das Jüdische Reich zuvor gesagt. Der Schwan wäre den Schiffleutẽ ein Glücks- und Unglücks-Zeichen/ dieses wäre der Specht einẽ Römischen Stadtvogte/jenes denen Sabinern gewest. Als wir also mit einander einen Wort-Streit hegten/ ward König Marbod am allerersten über dem Heere zwey einander so grimmig bekriegende Adler gewahr: daß die ausgezauseten Federn auf die Erde fielen. Der König ließ nicht nur Paucken und Trompeten rühren/ sondern auch mit unzählbaren Pfeilen gegen sie in die Lufft schüssen/ ja gar ein Feld-Geschrey erregen; aber die Adler liessen in ihrem blutigen Kampfe sich alles diß nicht anfechten; also: daß aller Augen sich am Zuschauen nicht sättigen konten; und der König nebst uns denen sich gegen West entfernenden folgte/ worbey der empor sehende Servilius über eines abgehauenen Baumes Stock so unglücklich stürtzte: daß er für todt aufgehoben/ und ins nechste Zelt getragen ward. Kurtz darauf aber kam von Ost her ein Storch geflogen/ bey dessen noch ziemlich ferner Ersehung die Adler von ihrem Kampfe abliessen / dem Storche entgegen flogen/ und mit einander im Fluge spieleten. Ich redete den König Marbod hierüber mit einer grossen Zuversicht an: Er möchte die Augen nicht für so Sonnen-klaren Warnigungen Gottes verschlüssen; sondern erkennen: daß das Auge seiner göttlichen Versehung über uns offen stünde / wenn wir gleich das Laster des Unglaubens uns über die Unsrigen muthwillig wachsen liessen. Der sein Pferd schichternde Hase diente ihm zur Lehre: daß die gröste Macht offt für der Ohnmacht flüchtig werden müste. Der Fall des Servilius an der feindlichen Gräntze und am Ansprunge des Krieges wäre ein leicht auflößliches Rätzel: daß sein Zug den Römern nur zum Falle / wie ihm zur Reue gereichen würde. Deuchtete ihn für seine grosse Macht ein solcher Ausschlag unmöglich zu seyn; so möchte er behertzigẽ: daß aller Welt Kräfften gegẽ das Verhängnüß etwas schwächers/ als ein Käfer gegen einẽ Adler; und ein thörichter Unglauben wäre/ der die Mögligkeit in Zweifel züge/ wo die Göttliche Bothschafft/ die niemals irrete/ für Augen schwebte/ und uns ins Hertz redete. Wie heilsam sein Fürschlag wäre / und wie glücklich Marbod / wenn er nicht ferner fortrückte/ Deutschland beruhigen könte / würde ihm kein Mahler deutlicher/ als die von dem Storche als einem Friedens- und Eintrachts-Vogel zu Frieden gestellten zwey Adler fürstellẽ. Diese wären lebendige Bilder der Römer und deutschen Bunds-Genossen; diß aber der Wille des Verhängnüsses: daß Marbod einen friedsamen Storch/ keinen kriegerischen Habicht abgeben solte. Hiermit redete ich dem Könige ins Hertz; welcher nach einer kurtzen Besprechung mit seiner Tochter Befehl ertheilte: daß sein Kriegsheer ins alte Lager rücken solte. Auf den

Morgen aber kam Marbod selbst in mein Zelt/ und trug mir für: Auf mein Wort wolte er seinen Degen so lange einstecken/ biß ich anhero gereiset seyn/ und von denen Bunds-Genossen die endliche Erklärung vernommen haben würde. Ich solte mir aber diß Werck so sehr/ als die Erhaltung meines guten Nahmens und die Ruhe Deutschlandes angelegen seyn lassen. Denn wie er mir bey eintretendem Voll-Monden diese Friedens-Erklärung entdeckte; also würde der nechst-folgende Voll-Mond den Bunds-Genossen ein ungezweifelter Krieges-Herold seyn/ wenn mitler Zeit sie nicht des Tiberius Friedens-Vorschlag annähmen. Ich nahm diese Erklärung mit so grosser Dancksagung als Freuden an/ und bin in vier Tagen anher kommen umb denen Säulen unsers Vaterlandes/ den Schutz-Göttern unser Freyheit/ von der ihnen über dem Kopfe stehenden Unglücks-Wolcke aufrichtigen Bericht zu ertheilen; und sie bey der allgemeinen Wolfarth zu beschweren: daß sie zwar einen der Grösse ihres Gemüthes anständigen Schluß machē/ aber nicht allein ihr bißheriges Glücke/ sondern auch die für Augen schwebende Gefahr mit in Rathschlag ziehē/ sichere Rathschläge auch mehr für einen Brutt kluger als verzagter Leute halten möchtē. Hertzog Arpus erklärte sich hierauf unverwendetē Fusses: Des Fürsten Inqviomers Verrichtung verdiente unsterblichen Danck/ und in seinem Einrathen wäre so wohl etwas göttliches/ als ihrer aller Heil enthalten. Denn wenn des Bacchus und der Ubier Altar aus so viel Golde/ als Steinen gebaut wäre/ verdienten sie nicht: daß darumb so viel unschätzbares Menschen Blut verspritzet/ und Deutschlands Freyheit in Gefahr gesetzt werden solte. Hertzog Melo konte sich nicht enthalten/ anderer beserglichen Beystimmungen hiermit vorzubrechen: Die zwey Festungen wären viel köstlicher als Gold/ weil an ihnen die mehr als güldene Freyheit Deutschlands hienge; welche die Römer so lange bey den Haaren hätten/ als man ihnen diese zwey Kap-Zäume in Händen liesse. Andern Völckern möchte ihre gäntzliche Austilgung schrecklicher seyn/ als die Dienstbarkeit; ehrlichen Deutschen aber wäre die Freyheit lieber als das Leben. Dieser Beschirmung rechtfertigte auch einen sonst ungerechten Krieg/ und machte die furchtsamsten Thiere behertzt. Er glaubte wohl: daß der Fürsten-Mörder Marbod das Hertze hätte auch der deutschen Freyheit den Hals zu brechen; aber er würde mit unwilligen Hunden hetzen/ weil seine Deutschen durch ihrer Landsleute Bekriegung ihnen selbst das Messer in die Gurgel setzten. Hingegen wäre keine Feindschafft gefährlicher/ als wo es ihr umb die Freyheit zu thun wäre. Die Cherusker solten dem Marbod/ die Hermundurer Ariovisten begegnen; er und Hertzog Ganasch trauten mit Hülffe der Catten der gantzen Römischen Macht genungsam gewachsen zu seyn; weil der Sieg schon einmal auf ihre Seite den Hang bekommen/ und sie den göttlichen Beystand zum Gehülffen ihrer gerechten Sache hätten. Hertzog Jubil fieng hierauf an: Die Deutschen hätten freylich eine allzu rechte Sache. Alleine/ wenn der Himmel allemal für diese kriegte/ würde Marbod nicht ein Beherrscher so vieler Völcker/ und kein Heerführer einer so grossen Macht seyn/ für welcher sich alles zwischen der Elbe und dem Rheine nunmehr erschütterte. Weil nun des Kriegs Ausschlag auch unter dem Schilde der Gerechtigkeit ungewiß wäre/ heischte die Klugheit und Liebe des Vaterlandes von ihnen/ lieber etwas von ihrem Rechte vergeben/ als in einem grausamen Kriege ein mehrers auf die Spitze setzen. Kriege solte man auch wegen wichtiger Ursachen nicht anfangen/ und würde deswegen des Hercules wider den Laomedon und Augeas wegen vorenthaltenen Liedlohns angesponnener Krieg gescholten; und durch einen erträglichen Verlust solte man ieden Krieg abkauffen. Sintemal der Krieg/ wenn er schon ohne Unrecht und Unglück geführet wird/ doch das gröste Elend/ ja die

ärgste

ärgste Pest der Welt ist; und der/ welcher ohne euserste Noth sich in selbten verwickelt/gleichsam seiner Sinnen beraubt ist. Das Ubische und des Bacchus Altar wären für weniger Zeit deutsche Dörffer gewest; die Römer hätten sie für kurtzer Zeit zu was besserm gemacht. Wie? wenn die Römer diese Müh gesparet? Würden zwey Dörffer wohl für die Müh/ für so viel Kriegs-Kosten und Menschen-Blut lohnen? Kluge Leute aber selten niemals in Krieg ziehen; wenn sie daraus so viel/ zu geschweigẽ mehr Schaden zu besorgen/ als Vortheil zu hoffen hätten. Würde nicht aber der Catten/ Cherusker/ Sicambrer und Friesen gantze Wohlfarth durch diesen Krieg auf die Spitze gesetzt/ da unter dem Marbod und Ariovist zwey Drittel Deutschlandes/ unter dem Tiberius und Germanicus neun Legionen/ und noch so viel Hülffs-Völcker auf dem Halse lägen/ und aus Pannonien noch drey Legionen im Anzuge wären? Zwar Hertzog Melo hätte durch seine Helden-Thaten bewehret: daß ein Löwen-Hertz in seiner Brust steckte; und er glaubte: daß in dem gantzen deutschen Heere kein Kriegs-Knecht einen Hasen in seiner Brust hegte; alleine sie wären doch keine hunderthändichte Riesen-Söhne des Himmels und der Erde. Auch die Löwen verspielten/ wenn ihnen die Klauen verhauen würden; und viel Hasen wären auch der Hunde Tod. Diesemnach wäre nichts heilsamers/ als mit einem blauen Auge und mit Ehren aus diesem Kriege kommen; darinnen sie in einem Jahre so viel/ als die Römer in dreissigen gewonnen hätten. Hertzog Catumer/ Siegemund/ Marcomir und die andern Fürsten pflichteten alle dieser Meynung bey/ und setzte Catumer diß darzu: Wenn es ja dem Hertzog Melo so sehr umb das Ubische Altar zu thun wäre/ möchte er doch einer bessern Gelegenheit erwarten/ ohne welche auch der nothwendigste Krieg zu verschieben wäre. Denn die Unzeit verrückte allen klugen Rathschlägen den Compaß/ und der geschickften Tapferkeit das Ziel. Er möchte die über der Saale und dem Meyn aufziehende Wolcken vorbey gehen/ den Marbod und Ariovist ihre Hitze abkühlen lassen. Die Römer wären so unruhig und ungerecht: daß kein Jahr vorbey gehen würde/ sonder denen Deutschen genungsame Ursache zum neuen Kriege zu geben; und so leicht als ietzt ihre Sieges-Waffen ferner auszubreiten. Grosse Dinge dörfften eben so wohl als gewisse erst in drey Jahren reiff werdende Baum-Früchte Zeit zu ihrer Vollkommenheit. Melo brach ein: Bunds-Genossen wäre nichts schädlichers/ als Langsamkeit. Durch Aufschub würden die hitzigsten Entschlüssungen lau; und weil niemand in eine Gesellschafft als seines Nutzens halben tritt/ ieder in gemein ein absonderes Augenmerck hätte/ könten die Gefärthen eines Krieges niemals lange tauren. Daher wäre ungewiß: Ob in zwey oder drey Jahren noch ein Schatten von ietziger Verträuligkeit übrig seyn würde. Wären die Römer aber so ungerechte und Frieden-brüchige Leute/ so wären sie so wenig als Räuber und Tyrannen keines Vertrages fähig. Hertzog Arpus begegnete ihm: Das Römische Volck wäre für keine Räuber/ welche weder Recht noch Gesetze hätten/ nicht zu halten; ungeachtet ein oder ander Land-Vogt mehrmals Bund und Gerechtigkeit versehrte. Zu dem erforderte es mehrmals das gemeine Heil mit Räubern und Tyrannen Frieden zu schlüssen; wie Flaminius mit dem Nabis/ Pompejus mit den See-Räubern/ Lucullus mit dem Apollonius/ August mit dem Crocota/ und die Deutschen selbst mit den Römern mehr als einmal gethan hätten. Nach einem ziemlich langen Streite gab der Feldherr den Ausschlag: Die meisten Stimmen der deutschen Bunds-Genossen/ und das Heil des Vaterlandes nöthigte ihn gleicher gestalt den Friedens-Schluß mit Abtretung der zwey strittigen Plätze einzugeben. Es käme ihn zwar nicht weniger schwer an des Bacchus Altar den Feinden wieder einzuräumen; sonder-

 lich

lich/ weil es seines einigen Sohnes Geburts-Stadt wäre. Aber Deutschland aus Gefahr und in Ruh zu setzen wäre ihm auch sein Deutschburg/ ja sein Sohn und sein eigen Haupt nicht zu lieb. Sintemal kein Bürger/ wie unschuldig er gleich wäre/ sich bey dringender Noth nicht enteusern könte dem Vaterlande zu Dienste sich selbst/ wie viel mehr also sein Vermögen in die Hände der Feinde liefern zu lassen. So höre ich wohl/ fieng Melo ungeduldig an; ich oder das so theuer erworbene Altar der Ubier solte das Opfer seyn/ wormit Deutschland die zornigen Römer zu versöhnen vermeynet? Nein sicher! weil ich dieses Altar mit so viel edlem Blute der Sicambrer und Tencterer eingeweyhet; soll es ohne viel Blut nicht wieder entweyhet/ noch ohne Abschlachtung vieler Römischen Opfer mir nicht wieder aus den Händen gerissen werden. Ingviomer fragte alsofort den Melo: Ob er denn mit seiner eigenen Macht ohne gäntzlichen Untergang zu behaupte getraute/ was die Römer/ Marbod/ und Ariovist mit aller ihrer Macht bestürmen würden? Melo antwortete: Er traute ihnen als hertzhafften Deutschen nicht zu: daß sie ihnen den Dorn aus dem Fusse ziehen/ und ihm ins Auge stechen; sondern ihm vielmehr als einem treuen Bunds-Genossen/ der den Degen zum ersten wider die Römer gezückt/ den versprochenen Beystand leisten würden. Hertzog Arpus versetzte: Ein Bunds-Genosse wäre auch in der gerechtesten Sache und in euserster Noth dem andern zu helffen nicht schuldig/ wenn keine Hoffnung und Ansehn eines glücklichen Ausschlags verhanden wäre. Sintemal alle Bündnüsse auf etwas gutes/ nicht auf verzweifelte Fürhaben ihr Absehn hätten. Uber diß könten sie ihnen an den Fingern ausrechnen: daß die Römer anders nicht den Frieden zeichnen würden; als daß sie sich ihm und allen Römischen Feinden zu helffen enthalten sollen. Melo begegnete ihm: Er hoffte: sie würden und könten ohn seine Einwilligung mit den Römern keinen Frieden eingehen. Jubil antwortete: Sie hingegen könten für Ernst nicht aufnehmen: daß nachdem der Feldherr des Bacchus Altar abzutreten sich erklärte/ Melo seines Vortheils halber den allgemeinen Frieden hindern; oder/ weil doch auch unter Bunds-Genossen die mehrern Stimmen die wenigern überwiegen/ sich selbst vom Frieden ausschlüssen/ und ihm tausend Unheil auf den Hals ziehen würde. Melo fiel ein: Es wäre kein freyer Mensch/ weniger ein keinen Obern erkennender Fürst verbunden mehr einen Frembden/ als seinen eigenen Willen zur Richtschnur seines Thuns zu haben. Dahero könte die Vielheit der Stimmen ihm kein Gesetze des Friedens fürschreiben/ weil er sich nicht eriñerte: daß er bey Eingehung des Bündnüsses beliebt hätte/ das gröste Theil der Bunds-Genossen für den gantzen Bund zu halten/ und ihren getheilten Schlüssen zu gehorsamen. Daß aber ein Wille des andern beystimmen müste/ erforderte entweder eine ausdrückliche Einwilligung; oder daß man seinen Willen eines andern schlechterdings unterworffen hätte. Diß wäre wider die Eigenschafft der Bündnüsse; welche Gleichheit/ nicht Staffeln liebte. Jenes wäre niemals zu vermuthen. Daher wäre bey den Sarmatiern die Widersprechung eines einigen Edlmannes genung einen gantzen Reichs-Schluß zu hintertreiben. Er aber wäre hoffentlich der erste Sicambrische Edelmann/ und Fürst Deutschlands über dreyerley Völcker; welchem auf allen Fall eine dreyfache Stimme zukäme; und stünde der Hertzog der Ost- und West-Friesen gleichfalls auf seiner Seite. In der Bündnüsse Rathschlägen aber wäre die Rechnung nicht nach den Personen/ sondern/ nachdem einer viel oder wenig zu dem gemeinen Wesen beytrüge/ zu machen. Zu geschweigen: daß es rathsamer wäre die Meynungen zu wiegen/ als zu zehlen. Catumer versetzte: Diß letztere gienge nur in der Schule der Weisen/ nicht in der Rath-Stube der Fürsten an. Denn ob zwar einer

den Sachen besser/ als der andere/ nachdächte/ wäre doch aller Recht bey Abgebung der Stimmen gantz gleich. Denn/ weil jeder seine Meinung für die beste/ und sich für den klügsten hielte; würde man sich wegen Hartnäckigkeit der Menschen aus widrigen Rathschlägen sonder den Vorzug des grösten Theiles nimmermehr auswickeln können. Dahero sich jeder des grösten Theiles Urthel unterwirfft/ der als ein Glied sich in eine Versammlung begiebt. Sintemal er mit Fug nicht begehren kan: daß die meisten oder alle andere seine Meinung zur Gebieterin machen/ oder das berathene Werck gar unterlassen solten. Es wäre denn: daß er ihm solch Vorrecht bald beym Eintritte bedungen hätte. Außer dieser Bedingung aber wäre seine Pflicht den meisten zu folgen; weil er hoffentlich der Sicambrer/ Tencterer/ und Friesen Beytrag zum gemeinen Kriege nicht über der Cherusker/ Catten und Hermundurer sätzen würde. Oder/ weil Hertzog Melo freylich nicht versprochen hätte sich zu denen gemeinen Schlüssen so genau zwingen zu lassen; stünde ihm allerdings frey das Bündnüs aufzugeben. Ob dis letztere ihm aber anständig seyn würde/ stellte er zu eines so erfahrnen Fürsten Nachdencken. Melo brach ein: Und ich zu gerechter Bund-Genossen Uberlegung: ob er durch seine Treue und Eyver verschuldet; daß man ihn aus dem Bündnüsse zu stossen gedächte? Ob sie etwan lüstern wären: daß die Römer der Sicambrer Meister/ und hierdurch so viel mächtigere Glieder des deutschen Bundes werden solten? Ob sie nicht wüsten: daß Bündnüsse mit allzu mächtigen Nachbarn willkührliche Dienstbarkeit; und daher unter diesem scheinbaren Tittel die Thessalier der Macedonier; die Griechen der Athenienser/ die Lateiner/ Achéer/ Magneter und Heduer der Römer Knechte gewest wären? der Feldherr fiel nunmehr/ jedoch mit einer grossen Leitseeligkeit ein: es wäre dieser Undanck keinem Menschen in Sinn kommen einen so hoch verdienten Bund-Genossen/ als Melo wäre/ zu verstossen. Er aber trennte sich selbst/ wenn er dis verwürffe/ ohne welches die Bund-Genossen/ allem Ansehn nach/ zu Grunde gehen müsten. Diese Nothwendigkeit solte er beherzigen/ als das härteste und unverbindlichste Gesätze/ welches auch stählerne Bündnüsse auflösete/ und die niedrigsten Schwachheiten entschuldigte/ hierwider hinderte auch nichts das Versprechen: daß kein Bunds-Genosse ohne des andern Vorbewust und Einwilligung Friede machen solte. Sintemal dis Angelöbnüs einen nur so lange bindete/ so lange er ohne Untergang darbey stehen könte; und hätte es mit Bund-Genossen keine andere Beschaffenheit als wie denen auf einem Schiffe befindlichen Bootsleuten/ welche alle beym Sturme so lange/ als Hofnung vorhanden wäre das Schif zu erhalten/ für die gemeine Wolfahrt arbeiten müsten; wenn aber solches zu sincken anfienge/ möchte jeder sich retten/ so gut er könte. Wie nun außer diesem Falle kein Bund-Genosse sich von dem Bunde abzusondern befugt wäre/ was für vortheilhafte Bedingungen ihme gleich der Feind antrüge; also wäre auch ein jeder im Kriege eben so wol/ als beym Ungewitter auf dē Schiffe etwas für die gemeine Wohlfahrt in Stich zu sätzen/ und ins Meer zu werffen verbundē. Weil denn nicht nur ihr Bund sondern die Vernunfft selbst jedwedem dis Gesätze aufbürdete/ durch einen kleinen Verlust grössern Schaden abzuwenden; versähen sie sich zum Melo: daß er ihnen/ und ihm, selbst zu Liebe sich darein schicken würde. Ein für allemahl wäre es besser mit einer wenigen Verkleinerung Friede machen/ als mit euserster Gefahr und grossem Nachtheile einen hartnäckichten Krieg zu führen. GOtt würde auch nicht verhengen/ und Deutschland so straffen; am wenigsten jemand Ursache geben: daß die Römer die Sicambrer überwinden solten; welche auch auf solchen Fall nicht in die Stelle und das Recht der Sicambrer treten; noch sich den Deutschen/

wie König Philipp als Uberwinder der Stadt Phocis den Griechen / zum Bunds-Genossen aufdringen könten. Diesemnach hätte er denen Friedens-Mitlern bald anfangs gesagt: daß sie mit den Römern zwar Friede / nicht aber ein Bündnüs zu schlüßen gemeint wären; und würden sie auch wegen des Meynzischen Gebietes denen Römern keinen Sitz in dem deutschen Fürsten Rathe einräumen; ungeachtet August sich deswegen einen deutschen Fürsten rühmte / und sich also denen deutschen Bundes-Gesätzen unterwerffen wolte. Daher solte sich Hertzog Melo dis zu thun nicht schämen / was der Käyser gerne thäte / wenn er könte. Dem beypflichten / was die meisten dem gemeinen Heile nöthig achteten / wäre keine Erniedrigung / sondern eine Großmüthigkeit. Zu geschweigen: daß es in Deutschland von undencklicher Zeit Herkommens gewest wäre: daß alle Streitigkeiten zwischen denen verbundenen Fürsten / dem Feldherrn / als dem gemeinen Schiedes-Richter; wie bey den Griechen und Lateinern dem ersten Bunds Genossen wären untergeben worden. Er hielte den Frieden Deutschlande für nöthig und nützlich; gienge ihm auch selbst mit seinem Beyspiele vor: daß es rathsamer wäre / ein Ey zu vergessen / als die Lege-Henne in scheinbare Gefahr zu sätzen. Alle Fürsten hätten ihrer Herrschaft halber schwere Verantwortung bey GOtt und den Menschen über sich. Denn sie besäßen ihre Länder nicht so wol als ihr Eigenthum; sondern als ein heilig anvertrautes Gut / oder wie Vormünden das Vermögen unmündiger Kinder. Das Volck hätte sie ihnen nur zur Verwahrung; nicht aber die Macht gegeben solche nach ihrer Eigensinnigkeit in Stich zu sätzen / noch sie ihrer Rache und Begierde zu Gefallen zu verschleudern. Dem Hertzoge Melo sahe die Ungedult aus den Augen; jedoch sagte er nicht mehr: Es wäre ihm leid / daß die Deutschen mehr durch ihren Sieg verlieren solten / als sie durch so viel Blut gewonnen hätten. Sintemal die wenigen Orte / die sie behielten / gegen der sie jetzt einnehmenden Furcht die schnödeste Ausgleichung machte. Ihm gienge es aufs höchste zu Hertzen / daß die Deutschen nicht sähen / wie die Römer mit ihnen nicht so wol Friede zu machen / als die Waffen nur eine Weile einzustecken; sie also durch dieses Ländwerck nur einzuschläffen und zu trennen anzielten; also sie ihnen durch einen betrüglichen Frieden / unter dem Nahmen einer Artzney / schädlichstes Gifft beybrächten. Ihr Ehrgeitz gleichte dem Feber / welches / wenn schon Frost und Hitze nachließe / nicht vergienge / sondern immer heftiger wieder käme. Sie versteckten das Feuer des Krieges zwar unter die Asche; leschten es aber nicht aus; Und den Deutschen / welche durch einen so schädlichen Frieden zu genesen vermeinten / würde es nicht besser gehen / als Ubel-Geheileten / denen die Wunden wieder aufbrächen. Sie verriethen den Römern ihre Kleinmüthigkeit / indem sie ihnen auf einmal mehr gutwillig abtreten / als sie beym unglücklichsten Lauffe ihrer Waffen in etlichen Jahren verlieren könten. Wormit es nun das Ansehn nicht haben möchte: daß der Römer Macht und Marbods Dräuen das Vermögen hätten die Hertzhaftigkeit auch ihm aus dem Hertzen zu reissen; wolte er bis auf den letzten Tropffen Blut das Eigenthum seiner Vor-Eltern vertheidigen. Würden auf allen Fall ihn seine Bunds-Genossen / so wolte er sie doch nicht verlassen; Und wenn ihm schon genungsame Kräfften fehlten; wolte er doch seinen Feinden zeigen: daß ihm nicht ehe / als mit seinem Atheme Muth und Hertze gebrechen würde. Es wäre doch einmal nicht so schimpflich von etwas verdrungen werden / als es mit Zagheit verlassen. Er hätte noch auf seiner Seiten getreue Länder / ein sieghaftes Heer / den Glücks-Stern Deutschlands / die behertzten Friesen / und die göttliche Rache; wenn schon alle andere Riegel zerbrechen. Hiermit zog er drey Pfeile aus seinem

seinem Köcher / brach selbte entzwey / warf die Stücke zu Bodem / und gieng aus der Versam̃lung. Hertzog Arpus nam dis für eine Aufkündigung des Bundes auf / und sagte: Weil dem Melo ja nicht zu rathen wäre; solte man den Frieden keine Stunde mehr aufschüben; sondern mit den Römern schlüßen / so gut man könte. Die andern Fürsten pflichteten dieser Meinung durchgehends bey; der Feldherr aber rieth aufs beweglichste: man solte mit keinem Degen in dem Feuer scharren; sondern dem tapfern Melo / weil grosse Gemüther wie das Meer am leichtesten bewegt würden / er auch nicht ohne Ursache empfindlich wäre / seine Ungedult ausrauchen lassen. Ein für alle mal hätte doch dieser Fürst für Deutschlands Freyheit ein grosses gethan; also wären sie außer euserster Noth nicht berechtigt ihn alleine im Stiche zu lassen. Denn er wäre ein Glied ihres Bundes; welches von einerley Seele solte geregt werden / und nur einerley Zweck zum Absehen haben; nemlich aller und jeder Glieder Sicherheit. Dieser aber wäre durch keinen andern / als durch einen allgemeinen Frieden; welcher alle Bunds-Genossen einschlüße / und mit einem auch nach dem Friede tauernden Beschirmungs-Bündnüsse / gerathen. Jener wäre die unzerbrechliche Grund-Seule der gemeinen Wolfahrt / welche dem Feinde alle Mittel einzeler Siege abschnitze; hingegen baute man durch einzele Frieden seine Ruhe nur auf Eys; welche mit dem von der Sonne zerschmeltzenden Eise einbräche. Dieses aber wäre der Schild und eine Brustwehre des Friedens; welches alle Bundsgenossen wider neue Anfall des Feindes bedeckte / und der ehrsüchtigen Nachbarn Krieg / wie ein Tamm die Ergießung der Flüsse / und die Wellen des brausenden Meeres / im Zaume hielte. Es wäre der einige Ancker / welcher bey neuem Ungewitter die allgemeine Ruh befestigte. Wenn nun Bunds-Genossen eines aus diesen beyden versähen / des andern Gefahr und Wolfahrt nicht für ihre eigene hielten / also einer nach dem andern den Kopff aus der Schlinge zügen / die übrigen aber alleine baden liessen; gienge es allen nicht besser / als den Schlangen und Fliegen / welche / wenn man sie zerschnitte / zwar sich eine Weile noch bewegten; weil ihnen aber die Kräffte des abgetrennten Gliedes / als der Ursprung ihrer Tauerhafftigkeit entgienge / nach und nach Kräffte und Leben einbüßten. So lange nun die Römer mit dem Hertzoge Melo Krieg führten; so lange heilten auch ihre Wunden nicht zu; und Deutschland behielte noch einen feurigen Brand unter dem Dache. Daher hätten sie sich für den schlauen Römern wol fürzusehen: daß sie durch einen absondern Frieden mit den Catten und Cheruskern nicht auf eine solche Art / wie die Schmeltzer bey Reinigung Goldes und Silbers mit diesen das Bley vereinbarten / damit solches mit dem andern unreinen Zusatze im Rauche auffüge / oder sie wenigsten nur wie Ulysses sich der vom Polyphemus versprochenen Wolthat / nemlich am letzten gefressen zu werden / getrösten dörften. Diese Trennung nun zu hindern / hielt er für rathsam und nöthig den Melo auf alle Weise zu gewinnen / und bey den Römern das euserste zu thun: daß durch die Mittler die Friedens-Bedingungen für den Hertzog Melo noch etwas gemiltert / wider den neu-besorglichen Einbruch der Römer über den Rhein vorgebeuget / am allermeisten aber die Unterdrückung der Sicambrer und Tencterer verhütet würde. Dieses bewerckstelligte er mit Hülffe des Fürsten Ingviomers auch mit solchem Nachdrucke: daß Tiberius sich durch den Ritter Stahrenberg endlich erklärte: wegen des Ubischen Altares wäre kein Wort zu verlieren. Der Feldherr aber möchte des Bacchus Altar zu Ehren seines daselbst gebohrnen Sohnes behalten; jedoch mit dem Bedinge: daß das wenigste weiter an dem Tempel des Bacchus versehret; sondern der Römische Gottesdienst / und des Käysers

Augustus

Augustus Verehrung von denen dazu gewiedmeten Stifftungen darinnen offentlich fortgestellt; dem Segesthes sein von den Cheruskern eingenommenes Gebiete wieder eingeräumt/ und den Römischen Feinden wider die Römer keine Hülffe geleistet; alles dis aber vom Marbod und Ariovist verbürget werden solte. Der Feldherr war über dieser Milterung so bekümmert: daß er nicht wuste: ob er sie für eine Verärgerung annehmen solte. Sintemahl die Duldung des Römischen Gottesdienstes in einem Orte/ welcher der Cheruskischen Bothmäßigkeit unterworffen wäre/ ihme eine Billigung der vielen Römischen Götter aufzubürden; das Volck in seinem Glauben entweder irre/ oder gegen ihn argwöhnisch zu machen schiene. Uberdis war ihm die Uberlassung dieser Stadt bedencklich: daß Hertzog Melo nicht hieraus Anlaß zu argwohnen nehmen möchte/ als wenn der Feldherr umb diesen Gewinn der Sicambrer Ruhe und Sicherheit verkaufft hätte. Und endlich wäre weit aussehend: daß die Deutschen sich aller Hülffe gegen die/ welche die Römische Herrschsucht für Feinde erklären würde/ enthalten solten. Diesemnach denn der Feldherr mit den Mitlern/ und diese mit dem Tiberius/ etliche Tage bis Mitternacht über Abthuung dieser Schwerigkeiten arbeiteten; bis endlich mit Einwilligung aller anwesenden Fürsten/ außer dem auf seinem Sinne verharrenden Melo/ der Friede in eben der Nacht/ da der Neumonde/ als das vom Marbod gesteckte/ nunmehr aber mit des Tiberius Einwilligung auf fünf Tage verlängerte Krieges-Ziel eintrat/ dergestalt geschlossen ward: die Römer solten über den Rhein ohne der Deutschen Erlaubnüs keinen Fuß setzen; diese aber alles/ was sie auf der West-Seite des Rheines itzt besäßen/ ruhig behalten. Im Altare des Bacchus solte der Römische Gottesdienst unversehrt auf der Römer Unkosten verbleiben/ kein Deutscher aber zu selbtem gelassen werden. Kein Theil solte des andern itzigen oder künfftigen Feinden beystehen; es wäre denn: daß die Römer ein deutsches Volck bekriegen wolten. Jedoch solten die Deutschen nicht hindern: daß die Römer sich wider des Ubischen Altares/ welches der Feldherr zu schleiffen vergebens fürschlug/ bemächtigten; dafern Melo nicht zu bereden wäre/ solches gegen tausend Pfund Silber abzutreten. Welcher/ außer dieses einigen Ortes/ alles behalten/ und dieses Friedens/ wie alle andere Fürsten genüßen solte. Ins geheim ward auch verglichen: daß auf allen Fall/ wenn gleich die Römer mit dem Melo brechen müsten/ selbte weder über den Rhein einige Brücke schlagen; noch einige andere Festung einnehmen; widrigen Falls aber alle Bunds-Genossen unbeschadet des geschlossenen Friedens/ dem Melo mit allen Kräfften/ keines weges aber Marbod und Ariovist den Römern Hülffe zu leisten berechtiget seyn solten. Die Nacht war grösten Theils vorbey/ als sie mit diesem Schlusse richtig waren; gleichwol aber machten es die Mitler von Stund an durch den abgeschickten Ritter Weissenwolff dem Könige Marbod; durch den Ritter Nothhafft Ariovisten; der Feldherr aber den deutschen Fürsten zu wissen; Und/ weil in Deutschland die Frieden-Schlüsse/ wie alle hochwichtige Dinge/ von allen beliebt werden müsten/ ließ er auf den siebenden Tag alle Obersten und Hauptleute des Heeres/ Arpus auch von denen Cattischen Ständen/ so viel derer zu erreichen waren/ nach Bingen beruffen. Das Geschrey von dem Frieden aber zohe hundert mal so viel Volckes herzu; also daß sich niemand eines so Volck-reichen Reichs-Tages erinnerte. Das darzu für der Stadt ausgesteckte Feld ward zu enge und so voll: daß kein Apffel zur Erde/ und die Fürsten sich schwerlich zu ihren bereiteten Sitzen durchdringen konten. Nach dem die Priester der gantzen Versammlung eben so/ wie bey den Deutschen für Lieferung der Schlacht zu geschehen pflegt/ den

gewöhn-

gewöhnlichen Eyd fürgesprochen hatten / trug der auf einem Hügel stehende Feldherr dem von denen Priestern nach dem Stande / Alter / Verdiensten und Geschickligkeit in gewisse Reyen gestellten Volcke umbständlich die gantze Friedens-Handlung; der Fürsten hierbey gehabte Bedencken; und die Ursachen: warumb sie den abgehandelten Frieden einzugehen für nöthig und nützlich hielten / für; mit einer beweglichen Erinnerung: daß ein jeder umb die Liebe des Vaterlandes willen nach seinem besten Verstande / und Gewissen dessen sich erklären solte; was er GOtt annehmlich / den tapferen Deutschen rühmlich / und dem gemeinen Wesen verträglich zu seyn glaubte. Er und alle anwesende Fürsten / außer dem nicht erschienenẽ Sicambrischen / betheuerten bey dem unsterblichen Gotte / bey der Freyheit Deutschlandes; bey dem Ruhme ihrer Vor-Eltern / und bey ihren Häuptern / welche sie widrigen Falls allem Unglücke gewiedmet haben wolten / daß sie für dismal dem Vaterlande nicht besser / als durch diesen Frieden gerathen wüsten. Diese Erklärung that der Feldherr zugleich im Nahmen der gesam̃ten Fürsten / umb dardurch die besorglichẽ Vorrechts-Streitigkeiten zu verhüten; welches etliche Hohepriester allen Fürsten / welche nicht selbst ein Volck beherrschten / oder einen Obern erkennten / streitig machten; weil sie Diener und Bothschafter des die gantze Welt beherrschenden Gottes wären / und also alle weltliche Würden überstiegen; ja ehe in Gallien / Britannien und Deutschlande die Spaltung des Gottesdienstes entstanden / Könige und regierende Hertzoge ihnen gewiechen wären. Hierdurch erlangten die Priester die erste Stimme; welche ihrer verpflichteten Friedfertigkeit halber / fast unmöglich anders / als wider den blutigen Krieg stimmen musten. Uberdis hatte der Feldherr auch wegen des Bacchischen Tempels die darwider schwürigen Priester theils durch vernünftige Unterbauung / theils durch Woltätigkeit gewonnen. Unter dem meist aus Kriegs-Leuten bestehenden Adel / welche doch sonst dem Frieden so gram / als dem Siege hold sind / war eine so einträchtige Einwilligung des Friedens: daß es schien / als wenn die streitbaren Deutschen ihre alte Geburts-Art verändert und für ihrer vorigen Belustigung / nemlich dem Kriege / einen eckelnden Uberdruß bekommen hätten; so gar: daß sie auch einige unter sie vermischte Tencterer und Juhonen / welche dem Melo zu Gefallen / oder umb für andern hertzhafft angesehn zu werden / wider den Friede murreten / mit ihren Waffen / die sie ohne dis bey allen wichtigen Zusammenkunfften bloß zu tragen pflegten / das Stillschweigen aufdrangen. Das gemeine Volck / so ohne dis dem Kriege gram ist / so bald es nur seinen bitteren Vorschmack gekostet hat / gab mit einem grossen Freuden-Geschrey / wie vorher die Priester mit kleinen Glocken / das Kriegs-Volck mit dem Geschwirre der Waffen sein Wolgefallen zu verstehen. Das Frauenzimmer war noch übrig / welches nicht nur die Männer in Deutschland zu den Schlachten auffrischet / und die Flüchtigen zurücke hält; sondern auch selbst die Waffen führet; also von rechtswegen mit zu den Krieges- und Friedens-Rathschlägen gezogen wird. Auch dieser wegen hatte der Feldherr keinen geringen Kummer. Sintemal / wenn diese / als das schwächere Geschlechte zum Kriege riethen / die Mäñer aus Beysorge verzagt angesehn zu werden / sich einigen Frieden zu schlüßen schämen. Maßen sie denn auch die erwachsenden Streitigkeiten zwischen Bunds-Genossen beyzulegen das gröste Ansehn haben. Uberdis war dem Feldherrn nicht unbewust: daß Hertzog Melo hinter unterschiedene Weiber und Jungfrauen / welche verschmitzt und beredsam waren / seine kriegrische Rathschläge versteckt hatte. Dahero er auch seine Gemahlin Thußnelda vermochte: daß sie den Tag vorher das Kindbette verlassen / sich im Rheine gereiniget / ihr Tauben-Opfer abgelegt / und diesen Tag mit der Cattischen Hertzogin und anderm Frauenzim̃er in die Reichs-Versam̃lung eingefunden hatte. Welche

denn auch alle widrige Anschläge/ die Melo andern unter den Fuß gegeben hatte/ theils durch ihre grosse Vernunft/ theils durch ihre gleichsam bezaubernde Leitseeligkeit so glücklich hintertrieb: daß auch die/ welche das Widersprechen schon auf der Zunge hatten/ anfangs mit dem Hertzen und bald mit dem Munde dem durch Thußneldens Anmuth allzu sehr verzuckerten Frieden Beyfall geben musten. Ja nicht wenig aus dem Adelichen Frauenzimmer bothen sich freywillig zu Geisseln an; da einige den Römern zu Versicherung des Friedens gegeben werden müsten. Sintemal die Deutschen denen Jungfrauen eine gewisse Heiligkeit/ ihren Einrathungen eine göttliche Regung/ und denen durch sie verbundenen Schlüßen eine besondere Tauerhaftigkeit zueignen. Welcher uralten Gewonheit der Deutschen es schon Cleonymus zu Sparta/ Porsenna in Italien nachgethan; indem jenem die von Metapont/ diesem die Römer/ wie auch noch letzthin die Parthen dem August Jungfrauen zu Friedens-Geisseln liefern müssen. Die hierüber frohen Fürsten schickten Augenblicks nach diesem Reichs-Schlusse den beredsamen Grafen von Hanau zu dem Fürsten Melo; welcher ihm nicht nur diesen Schluß eröfnete; sondern auch mit nachdrücklicher Vorstellung des über die Sicambrer aufziehenden Ungewitters ihn zu Abtretung des Ubischen Altares gegen Annehmung der für ihn bedungenen tausend Pfund Silbers zu bereden keinen Fleiß sparete. Hertzog Melo aber hatte sich niemals ungedultiger gebehrdet/ als nunmehr/ da ihm alle Krieges-Hofnung eben so/ als wie den nunmehr von der in den Wieder tretenden Sonne zerschmeltzenden Schnee zu Wasser werden sah. Daher er dem Grafen/ als er ihm das Gewichte dieses Silbers/ worvon er zwey solche Städte/ als das Ubische Altar wäre/ befestigen könte/ zur Antwort gab: Wenn er Graf Hanau wäre/ dörfte er sich noch wol bereden lassen unnützes Ertzt für eine ihm im Hertzen liegende Festung und seine Ehre zu nehmen. So aber wäre er weder Hanau/ noch ein Geld-dürftiger Kauffmann; sondern ein Hertzog dreyer Völcker/ welchem es nicht anstünde die Sicherheit seiner Länder und den Ruhm seiner Siege umb so schnödẽ Wucher zu verkauffen. Seine Länder wären ihm nicht feil/ weniger sein guter Nahme; und möchte er mit dem tapferen aber einfältigen Brennus der andere deutsche Fürst nicht seyn/ der sich die Römer mit ihrem Gelde betrügen ließe. Ja er wolte lieber/ wie die verzagten Römer/ ihm die Daumen abschneiden/ umb sich zu aller Eydesleistung unfähig zu machen; ehe er der Römer Freund zu seyn schweren solte. Die redlichen Deutschen brauchten/ wie die Scythen und Indier/ keine schriftliche Versicherungen ihres Versprechens; weniger eydliche Versicherung. Ihr Treu und Glauben wäre ihr bester Schwur/ die Römer aber/ welche die Menschen hinters Licht zu führen nicht scheuten/ würden sich weniger für ihren unsichtbaren/ und entweder gar nicht geglaubtẽ oder mit zugemäßenẽ Lastern beschwärtzten Göttern scheuen. Dahero man ihrer Freundschaft sich nicht anders versichern könte/ als wenn man sie ihm weit vom Leibe hielte. Wer nun dem Feinde solche Festungẽ/ die Kapzäume seines Landes wären/ abträte; erkennte sich entweder für den Uberwundenen/ oder für einen albern Sieger. Er merckte die Kreide der Römer wol; welche nichts anders im Schilde führten; denn daß zwar die deutschen Fürsten den euserlichen Schein ihrer vorigen Herrschafft und Gottesdienst/ welche kluge Uberwinder auch neuen Unterthanen zu lassen nöthig hätten/ behalten/ und unter denen dienstbaren/ wie weiland Antiochus/ die Fürnehmsten/ oder vielmehr Werckzeuge andern Völckern das Joch der Dienstbarkeit aufzuhalsen seyn solten. Er verlangte aber weder durch dis ein Greuel der Welt zu werden/ noch aus der Römer Gnade zu herrschen. Der Degen und das Glücke möchte der Richter seyn/ wem das Ubische Altar von rechtswegen zukäme. Er getröstete sich aber keines schlimmern/ als es zeither gewest wäre; und so wol seine gerechte Sache/

als des unerschrockenen Hertzog Ganasches Versprechen ihn versicherten. Diesemnach solte der Graf den Feldherrn und andere deutsche Fürsten versichern: weil zwischen Herren und Knechten keine Freundschaft statt hätte/ und auch im Frieden sowol die Neigungen/ als Rechte des Krieges unvertilgt blieben/ würde die gläserne Verträuligkeit zwischen den Deutschen und Römern bald zerbrechen/ und also er jener Freund/ wenn sie ihn gleich beleidigten/ und dieser Feind/ wie sehr sie ihm liebkoseten/ sterben. Der Graf von Hanau antwortete: wenn Hertzog Melo bey dieser Meinung bliebe/ wolten die deutschen Fürsten entschuldiget seyn: daß sie bey ihm und für sein Heil alles gethan hätten/ was der gemeine Bund und ihre Pflicht erforderte: sie befinden sich gezwungen der Zeit zu weichen/ und für dem Verhängnüsse die Segel zu streichen. Dieser ihr Schluß würde ihm auch hoffentlich selbst verträglicher seyn; als wenn sie alle zusammen aus einer falschen Hertzhaftigkeit sich in Grund stürtzten/ und mit der Zeit zu seiner Erhaltung nichts beytragen könten. Melo aber versätzte: Er liesse der gantzen Welt die Freyheit zu urtheilen: ob seine ihn verlassende Bundsgenossen einen Weg zu ihrer Wolfahrt oder zu ihrer Verterben erkieseten? Ob dieses erhebliche Gründe ihres Verfahrens/ oder ihre Zagheit bemäntelnde Farben wären? Und ob sich ohne Verlust seiner Ehre in Treu und Glaubē eine solche Scharte machen liesse? Wie dem aber wäre; und was für Nothwendigkeit gleich hinter ihrem Friede steckte/ bliebe doch ihre Absonderung zum wenigsten eine grosse Schwachheit/ in welche kein Fürst verfiele/ der das Maas seiner Kräften verstünde/ und nichts ohne Vorsicht handelte. Denn/ da sie sich den Römern nicht gewachsen zu seyn gewüst/ und des herrschsüchtigen Marbods untreue Nachbarschaft für Augen gehabt; hätten sie entweder ihn nicht durch ihren Bund die Waffen zu ergreiffen veranlassen; oder itzt durch ihren unzeitigen Frieden der Welt ihr Unvermögen nicht so schimpflich verrathen sollen/ nach dem sie einmal die Beschirmung der deutschen Freyheit auf ihre Achseln genom̃en hätten. Der Graf von Hanau hielt nicht für rathsam durch ausführliche Antwort das gekränckte Gemüthe des Melo mehr zu erherben/ sondern brach kurtz ab/ und sagte allein: In schweren Verwickelungen müssen Fürsten dem Glücke/ wie in gefährlichen Kranckheiten die Aertzte der Natur folgen/ welche ihnen mehrmals selbst den Weg wiese/ durch welchen sie das Ubel angreiffen und den Krancken retten solten. Melo aber verließ die schon auf der Zunge habenden Worte im Munde/ sätzte sich im Gesichte des Grafen von Hanau zu Pferde; dessen Leibwache für der Stadt schon in voller Bereitschaft hielt; und sein Geräthe ließ er auf etlichē Schiffen den Rhein hinunter führen.

Nach des Hertzogs Melo Abzuge ertheilte der Cattische Hertzog alsbald Befehl den gefangenen und zu Maltium verwahrten Segesthes nach Bingen zu holen. Zwischen Meynz und Bingen aber ward auf einem kleinen Eylande im Rhein alles zu Vollziehung des Friedens bereitet. Auf Römischer Seiten war Cäcina und Asprenas; auf Deutscher der Graf Nassau und Waldeck hierzu verordnet. Für die Mitler war ein köstlich Zelt in der Mitte des Eylandes/ für die Römischē Gesandten am Sud- für die Deutschen am Nord-Ende bereitet. Die Mitler kamen mit der aufgehenden Sonnen dahin; eine Stunde darnach aber stiegen die Römischen und deutschen Gesandten auf einmal aus; und wurden auf gantz gleiche Art und Zeit in das Zelt der Mitler abgeholet. Nach dem sie alle einander mit grosser Ehrerbietung bewillkom̃t/ und König Marbods Bothschaffter beyden Theilen über dem geschlossenen Frieden Glück gewünscht; auch den abgehandelten Inhalt wiederholet hatte; erklärten sie sich zwar beyderseits: daß sie darmit einstim̃ig wären. Es erwuchs aber alsbald ein Streit über der Sprache; und auf was die Friedens-Bedingungen zum Beweiß und künftigem Gedächtnüsse verzeichnet werden solten. Die Römer ließen das dinneste Papier/

welches das Käyserliche genennet ward/ darlangen. Denn ob zwar schon zur Zeit des grossen Alexanders erfunden worden war/ aus denen mit einer Nadel von samen gezogenen und hernach mit trüben Nil-Wasser zusammen geleimten Blasern oder Häutlein einer Egyptischen Wasser-Staude Schreibe-Papier zu machen; so hatte doch Käyser August erfunden selbtes merklich zu verbessern; indem er nur die dinnesten Blätlein aus der Mitte des Papier-Baumes abschälen/ eines die Länge/ das andere die Quäre auf einander legen/ und mit einem klaren Leime zusammen kleiben ließ. Welches daher fürs beste gehalten/ und nach seinem Nahmen genennt ward. Der Graf von Nassau aber verwarf es/ als allzu sehr durchschlagend/ und keine scharffe Schreibe-Feder vertragend. Cäcina ließ also das aus denen andern Blätlein/ nach Erfindung Liviens/ was dicker gemachtes Papier hergeben; aber der Graf Waldeck meldete: die Deutschen wären gewohnt lange tauernde Frieden zu schlüßen; und also wäre ihnen hierzu alles Papier/ welches so leicht als die von den Alten zum Schreiben gebrauchten Baumrinden zerrissen/ und noch ehe von Schaben gefressen würde/ zu geringe/ oder eine verdächtige Wahrsagung eines vergänglichen Friedens. Diesemnach ließ er ihm eine ausgearbeitete Schweinhaut reichen; welche denen Römern nicht unangenehm seyn könte/ weil sie bey allen ihren Bündnüssen ein Schwein oder gar eine Sau zu schlachten pflegten; und als ein streitbar Thier ihrem Kriegs-Gotte gewiedmet wäre; nach dem solches von dem zähnichten Sicinius/ welcher hundert und zwantzig mal im Zweykampfe gefochte/ sechs und zwantzig Siegs Kräntze/ hundert und viertzig Armbänder erworben hätte/ dem Mars zum ersten mal wäre geopffert worden. Asprenas fiel ein: dieses Thier/ welches an Fettigkeit alle andere überträffe/ schickte sich zwar gar wol zu opffern; und würde dem Jupiter selbst zu Athen ein Schwein geschlachtet. Alleine die Haut dieses geilen/ Koth-fressenden und unflätigen Thieres wäre viel zu unwürdig ein Behältnüs des mehr als güldenen Friedens abzugeben; welcher auf das reinlichste zu verfassen wäre/ weil er denen Blutbeflekungen ein Ende machte. Daher zu Rom alle Frieden-Schlüsse auf schneeweisse Leinwand gedrückt/ und im Tempel des Saturn aufgehoben würden. Man schmiedete die mörderischen Schwerdter zum Theil aus Golde; man versätzte sie mit Edelgesteinen; ja man verwahrte wol gar tödtliches Gifft in Schmaragd und Hiacynthen; und man solte den unschätzbaren Frieden auf einer Schweinshaut besudeln? Wäre es nicht eben so viel als die Perle auf den Mist werffen? oder mit jenem thörichten Weibe ihren Harn in Gold lassen/ und aus Glase trincken? der Graf Waldeck antwortete lächelnde: Er hoffte durch seinen Verschlag nicht so sehr gesündigt zu haben. Wäre doch der auf Schwein- und andere Häute geschriebene Homer vom grossen Alexander unter sein Hauptküssen/ und folgends in das kostbarste damascenische Kästlein gelegt worden. Würden nicht die Schweine/ etlicher Meinung nach/ von Juden/ fürnemlich aber von Cretensern/ weil eine Bärmutter Jupitern in seiner Kindheit gesäugt hätte/ göttlich verehret? Ja die Vor-Eltern der Römer/ nemlich die Bürger zu Lavinium hätten der funfzig Ferklein werffenden Range des Eneas/ und die Stadt Alba einem Schweine/ als ihrem Urheber/ wie Rom seiner Wölffin eine Seule aufgerichtet. Zum wenigsten aber wäre diesem nützlichen Thiere das Lob nicht zunehmen: daß es mehrmals ein Werckzeug grosser Siege gewest; und hätten die von Megara mit überpichten und angezündeten Schweinen Antipaters/ die Römer des Pyrrhus Elefanten und Pferde/ welche für ihnen eine grausame Abscheu hätten/ in ärgste Verwirrung/ einen herrlichen Sieg/ und dardurch einen guten Frieden zuwege gebracht. Warumb solte nun eines so angesehenen Thieres; welches die Römer und andere Völcker eben so wol/ als Ochsen und Schaafe auf ihre ältesten Müntzen

Müntzen gepregt hätten/ nicht zu einer Schreibe-Tafel dienen. Cäcina nam diesen Einwurff für einen höflichen Schertz auf/ und sagte: der Römische und deutsche Friede wäre ihm so ein liebes Kleinod: daß er ihn in Diamanten und Rubinen zu schneiden würdig schätzte. Was würdigers nun hierzu zu nehmen/ und gleichwol der Deutschen Vorschläge nicht gäntzlich zu entfallen/ wolten sie hierzu etwas von einem Thiere erkiesen/ welches dem Schweine am ähnlichsten; ja dis aus selbigen Thieres Unflathe entsprossen seyn solte. Dieses wäre der Elefant. Hiermit ließ er ihm zwey schöne helffenbeinerne Taffeln langen/ welche von allen Anwesenden einmüthig zu Verfassung des Friedens beliebt wurden. Darauf wolten die Römer ihn in Lateinischer/ die Deutschen aber in ihrer Mutter-Sprache verfasset wissen. Jene/ weil die Lateinische Sprache den Deutschen wie allen Völckern kundig wäre/ zu Rom aber fast niemand deutsch könte. Diese/ weil sie auf deutschem Bodem/ und unter deutschem Himmel wären; die deutsche Sprache sich auch durch gantz Asien bis in Persien ausgebreitet/ und als eine der ältesten Sprachen den Griechen selbst ihre Buchstaben geliehen hätte. Der Graf von Stahrenberg wolte diesen Zwist nicht zu Kräfften kommen lassen; fieng also an: Es wäre zu wünschen: daß/ der Egyptischen Priester Wahrsagung nach/ bald in der gantzen Welt/ wie es von Anfange der Welt gewest/ da alle Thiere einerley verständliche Stimme gehabt haben solten/ eine Sprache geredet würde. Sintemal die siebenzig oder zwey und siebenzig Sprachen/ ohne ihre nachgezeugte Töchter/ als eine Straffe des Himmels in der Welt nichts als Verwirrung und Beschwerligkeit verursachten. Weil aber hierauf nicht zu warten/ kein Augenblick aber bezahlt werden könte/ der zu Beförderung des köstlichsten Dinges in der Welt/ nemlich des Friedens nicht angewendet würde/ hielte er fürs rathsamste: daß/ weil die Römer die Griechische gleichsam für ihre andere Mutter-Sprache angenommen; die Deutschen aber darzu ihre Buchstaben hergegeben hätten/ und beyde sie für ein allgemeines Band der Völcker/ und die Römer ihre Lateinische guten theils für eine Tochter der Eolischen hielten/ der Friede am füglichsten Griechisch abzufassen seyn würde. Beyde Theile beruheten bey diesem Vorschlage/ also schrieb ein Druys in eine; und ein Römischer Priester mit einem spitzigen Grieffel aus Stahle in die andere Taffel die Friedens-Gesätze; und so wol die Mitler/ als beyderseitige Gesandten darunter eigenhändig ihre Nahmen. Ja es ward beliebet: daß an eben selbiger Stelle eine ertztene Seule aufgerichtet werden solte/ darein die Friedens-Bedingungen geetzet wären. Welche zu Meynz so geschwinde gefertigt ward: daß man sie den neundten Tag auf einen dazu bereiteten alabasternen Fuß/ den Hertzog Arpus aus seinem Nordhausischen Stein-Bruche dahin eilfertig verschaffte/ aufrichten konte. Oben auf der Seule stand ein aus Ertzt gegossenes Bild des Friedens über eitel Rosen; welches auf dem Haupte einen Krantz aus Lorbeer- und Oel-Blättern/ wie auch Weitzen-Eeren/ in der rechten Hand einen Herolds-Stab/ in der lincken einen Püschel Mah-Häupter/ und gölldener Aepffel/ an der Seiten an statt des Köchers ein Horn des Uberflusses hatte. Die Barden wolten hierbey weder ihrer Freude noch Pflicht vergessen; daher gruben sie die erste Nacht in die eine Seite des steinernen Fusses über den zur Zierath darein gegrabenen Rhein-Strom folgende Reimen ein:

Der Alpen Riesen-Sohn / du Silber-reiner Rhein/
Für dem Eridanus in Pfützen sich verkreucht.
Dem/ wie auch seiner Frau der Donau / willig weicht/
Europens jeder Strom; der du schluckst Wässer ein/
Die statt des Sandes führn Gold/ Perl und Edelstein'.
Für dessen Hörnern selbst des Meeres Saltz erbleicht/
Und dessen Quell der Nil mit seinen Augen weicht/
Komm! laß dis Friedens-Bild stets deinen Abgott seyn;

Schütt' allen deinen Schatz aus an dis Heiligthum;
Denn Fried' ist güldener als Gold; und edler Art/
Als was für Stein und Perln der Ganges-Strom verwahrt.
Nim dem gestirnten Po nun immer seinen Ruhm.

Denn solche güldne Zeit ist alles Glückes Kern/
Und Eintracht nützlicher den Deutschen/ als ein Stern.

Auf der andern Seite war über dem zum Zierath eingegrabenen Römischen Adler zu lesen:

Rühmt ihr Phönicier; daß ihr durch Adlers Blut/
Nach dem Astart' es sprengt' auf des Neptun Altar/
Den Fels geanckert habt/ der vormals wanckend war/
Auf welchem Tyrus stand ins Meeres blauer Fluth.
Wie bald fiel eure Stadt durch blossen Ubermuth/
Die an dem Himmel hieng/ und lachte der Gefahr.
Denn Kette/ Marmel/ Stahl reißt wie ein schwaches Haar/
Wenn wir nicht klug/ behertzt/ und GOtt uns nicht ist gut.

Ihr Deutschen/ dieses Ertzt und dieser Friedens-Stein/
Ist durch viel edler Blut und Oel geweihet ein/
Das tausend Helden offt aus Wund und Adern raan.
Soll er wie Ertzt nun stehn/ muß der befleckte Rhein
Ein Sitz der Gottesfurcht/ der Eintracht Vorburg seyn.
Wer so befestigt ist/ den ficht kein Sturmwind an.

Nach dem nun der Friedens-Schluß gegen einander ausgewechselt/ und so wol vom Tiberius/ als denen deutschen Fürsten eine schrifftliche Genehmhabung denen Mitlern eingeschickt war; bestimmten die Deutschen den Vollmond/ die Römer aber den dreyzehnden April/ welcher dem siegenden Jupiter und der Freyheit geweihet ist/ zu Beschwerung des Friedes; und den sechzehnden darauf/ an welchem Tage Octavius zum ersten mal als Käyser August begrüsset worden/ solten ihre Freuden-Feyer gehalten werden. Der Graf Nassau und Waldeck wurden auf bestimmte Zeit nach Meynz abgeschickt/ daselbst vom Tiberius und Germanicus herrlich bewillkommt/ und unterhalten. Der Eyd geschahe in dem zu Meynz von den Römern erbauten Tempel des Jupiters/ von dem Tiberius alleine; weil er den Germanicus an seiner obersten Kriegs-Herrschafft ein Theil haben zu lassen viel zu neidisch war. Die Priester opfferten zu erst ein Schwein; hernach trat Tiberius für Jupiters Altar/ und legte die helffenbeinerne Friedens-Taffel mit grosser Ehrerbietung darauf/ der Hohepriester aber gab ihm einen Kieselstein in die rechte Hand/ auf die lincke Seite führte ihm ein ander Priester ein schneeweisses Lam/ welches er mit der lincken Hand fassete/ hernach zwischen diesen Worten den Stein zu Boden warf: Jupiter/ Mars und Quirin seyd Zeugen und Rächer dieses Friedens; und wo ich selben nicht treulich und ohne Arglist nachkomme/ so wendet mir alles zum besten. Solte ich aber friedbrüchig werden; so verwerffet mich von eurem Antlitz/ wie ich diesen Stein; oder zerfleischet mich/ wie der Priester itzt diesem Opffer-Thiere thun wird. Worauf denn Tiberius sich rechtwerts dem Altare wieder zuwendete/ mit scheinbarer Andacht der Opfferung des Lammes auswartete/ und hernach die deutschen Gesandten mit einem prächtigen Gastmahle abfertigte. Folgenden Tag/ an welchem der Vollmonde einfiel/ kamen Cäcina und Asprenas nach Bingen/ allwo der Feldherr auf einem unter freyem Himmel nahe an dem Rheine aufgerichteten Altare dem einigen Gotte des Friedens hundert weisse Ochsen opffern ließ/ und hierauf neben sechs andern deutschen Fürsten den Bestätigungs-Eyd mit grosser Andacht leistete/ jeder auch mit einer Zange aus dem Opffer-Feuer ein glüendes Eisen nam und in den Rhein warf/ mit beygesetzten Worten: Wenn unter ihnen jemand den Frieden verletzen würde/ solte er und sein Haus wie dis glüende Eisen ausgeleschet werden. Welche Eydesleistung der Griechischen nahe kommet; dabey Bündnissen ein glüend Stahl ins Meer geworffen/ und betheuert wird: Es solle der Bund so lange tauern/ als solch Stahl nicht wieder ans Licht käme. Die Römischen Gesandten wurden hierauf nach deutscher Art herrlich bewirthet; und allerseits gegen einander grosse Vertrauligkeit bezeuget. So seltzame Larven nehmen die Menschen nach und nach für; also daß einer heute ein geduldiges Lam/ oder eine behägliche Taube fürbildet/ der gestern ärger als ein Tieger wütete/ und schärffere Klauen/ als Geyer und andere Raubvögel zeigete; wormit diese Warheit ja so viel klärer an Tag käme: daß der Mensch der veränderlichste Cameleon/ die Welt ein Schauplatz/ das Leben ein anfangs lächerliches/ hernach aber trauriges Spiel sey.


P. 391.
Sandrart sculpsit



# Innhalt Des Dritten Buches.

VErgleichung geschminckter Angesichter mit der falschen Freundschafft / welche Tiberius mit den Deutschen aufgerichtet. Agrippina leget bey dem deutschen Frauenzimmer/ nemlich bey Thußnelden und Erdmuth ihre Besuchungen ab. Ihre höfliche Bewillkommung geschicht in Beyseyn der Erato/ Ismene/ Catta/ Zirolane und Adelmunde. Allerseits Verwunderung über aller Schönheiten; wie auch ihre Freundschafft und verträuliches Gespräche. Allzu viel Ehren-Bezeugungen oder Vorzug hindern die Verträuligkeit. Ob der Krieg die alte Freundschafft aufheben könne. Agrippine verehret im Nahmen der Käyserin Livia Thußnelden eine Schachtel-voll Kleinodien/ der Erdmuth aber eine Schnure Perlen; sie trägt Bedencken/ solche wider der Catten Gesetze anzunehmen. Gespräche von der Edelgesteine Natur und Eigenschafft. Ingleichen von allerhand mit Zeichen oder Zahlen bemerckten Siegeln oder Müntzen/ Perlen/ und denen zur Pracht dienenden Sachen. Ob man Perlen/ Edelgesteine und andere Sachen zum Zierrath tragen und sich schmücken solle? Von der Kleider Pracht. Agrippinens Verwunderung: daß in Deutschland auch Perlen und Edelgesteine wachsen. Zirolane verehret ihr eine Schnure derselben. Ihr Gespräche vom Gewichte der Perlen; und wie sie gezeuget und gefischet werden. Vom Gewichte grosser Diamantē. Thußnelde verehret Agrippinen ein Halsband von Opalen/ so bey den Kwaden gefunden werden. Agrippinens abermalige Verwunderung über Deutschlands Schätzen.

Inzwischen gibt der Feldherr dem Römischen Gesandten Sentius Saturnius Gehör; dieser ladet die deutschen Fürsten zu des Tiberius Lust-Spielen nach Meyntz/ und wil den Segesthes aussöhnen: Der Feldherr und Arpus entschuldigen sich dahin zu kommen. Segesthen aber verzeihet der Feldherr abermals. Segesthes wird durch den Grafen Barby eingeholet; dessen scheinbare Entschuldigung/ Abbitte und Versöhnung mit dem Feldherren und Arpus; welcher ihn bey der Liebe des Vaterlandes und seiner Kinder beschweret/ künftig bey Deutschlande zu halten. Siegesmund bittet Segesthen kniende umb Verzeihung/ daß er ihn unerkannt gefangen bekommen. Ingviomer/ Flavius/ Jubil und Catumer sind über der Aussöhnung vergnügt. Segesthes unterzeichnet den Reichs-Schluß. Jubil besinnet sich beym unterschreiben auf seinen Nahmen; worüber alle Fürsten lachen/ Segesthes aber solche Stachel-Rede empfindet. Herrmann bewirthet sie allerseits. Thußnelde bewillkomt ihren Vater thränende. Ismene seufzet nach dem Zeno. Catumer liebt Adelmunden die Chaucische Fürstin. Siegesmund Zirolanen/ Flavius die Königin Erato/ und ihr Gespräche. Saturninens Einladung zu des Tiberius Feyer- und Lust-Spielen; theilet goldene Gast-Zeichen aus. Alle reisen hierauf nach Meyntz. Unterschiedliche Gast-

Gebräuche. Tiberius/ Germanicus und Arpus bewillkommt die Deutschen zu Meyntz herrlich. Beschreibung des Schau-Platzes daselbst am Rhein. Des Tiberius prächtiges Schau-Spiel von der Römischen Freyheit; in welchem bey Eröffnung des Schau-Platzes drey Herolde und Bellona auftreten. Ferner die Stadt Rom mit ihren Königen und aller ihrer Pracht und Herrligkeit. Die sieben Könige kämpfen umb den Vorzug/ Bellona setzt dem Romulus/ als dem tapfersten den Siegs-Krantz auf. Prometheus erscheinet und erleuchtet alles; worauf Bellona den Romulus singende überredet/ solchen Siegs-Krantz des Augustus Bilde abzutreten. Tantz der Plejaden und sieben Irr-Sterne. Ein feuriger Steinbock trägt Augustens Bild in Himmel. Hierauf kehren die Zuschauer wieder nach Meyntz. Germanicus stellt des andern Tages in einẽ schönen Garten am Rhein ein ander Schauspiel vor. Der Erato und des andern Frauenzimmers kluge Betrachtungen / Gespräche und Verwunderung von Schönheit der Blumen und Gewächse daselbst. Germanicus vergnügt sich hierüber; Tiberius aber zeigt und legt ihnen unterschiedene seltzame Blumen aus. Prächtiges Garten-Gastmahl der Römer; dabey die Speisen und alles mit Blumen geschmückt sind. Die erste Pracht der Speisen stellen die Bilder der zwölff himlischen Zeichen/ iedes in sieben Schüsseln; die andere der zwölff Götter/ auf künstlich gezierte Art für. Schertz-Gespräche und Rätzel dabey. Tiberius gibt im Sauffen den Deutschen nichts nach. Wett-sauffen eines Römers und eines Deutschen. Des Germanicus und Agrippinens Bekümmernüß hierüber. Die dritte Tracht Speisen wird in Gestalt der Bilder der zwölff Monate auf einem vergüldeten Speise-Gestüle aufgetragen; die wie bey vorigen zwey Trachten/ iedes Bild sieben Schüsseln oder Teller mit allerhand Speisen träget. Tiberius stellet einen neuen prächtigen Aufzug von der Freyheit vor. Da anfangs der Müssiggang/ die Freyheit/ die neun Musen/ die freyen Künste erscheinen. Der Freyheit Lob-Gesang/ und der andern Personen Tantz. Auftritt des Janus/ der Göttin Rom/ Italien/ der Römischen Bürgermeister/ des Cecrops/ der Stadt Athen/ in Gestalt der Pallas / Griechenland / und dessen Helden. Der Mißgunst. Der Römischen Bürgermeister und Griechischen Helden Streit umb der Freyheit Sieges-Krantz. Ein Adler mit einem Lorber-Zweige. Die gewaffnete Liebe mit Augustens Bilde. Die Deutschen Fürsten stellen hingegen einen Aufzug; und zwar anfangs den deutschen Hercules mit funfzig Riesen/ die Königin Deutschland mit fünf hundert deutschen Rittern für; deren Führer ihre alte zwölff Herrscher abbilden. Deutschland besinget gleichfalls das Alter seiner Freyheit. Rom gibt den Kriegs-Krantz Deutschlande die Helfte; worauf dieser Aufzug von der Freyheit beschlossen wird. Nach diesem fodern zwey schwartze Ritter durch einen Herold den Flavius und Jubil auf den Kampf-Platz. Jubil rennt einen zu Bodem/ und erkennt ihn vor den Malovend. Flavius und der andere Ritter stossen einander zugleich zu Bodem / worauf dieser vor den Zeno erkennt/ Erato aber darüber ohnmächtig wird. Malovend läst beym Jubil umb Verzeihung bitten/ weil ihn die Liebe wegen der Catta zu diesem Zweykampfe verleitet. Jubil verzeihet ihm. Des Zeno und Flavius gefährliche Kranckheit/ und der Erato Betrübnüß/ welche sich deswegen erwürgen will. Thußnelde redet ihr wegen solchen verzweifelten Vorsatzes harte zu. Erato mißt die Schuld den angebohrnen Gemüths-Regungen und Gestirnen bey. Ihr beyder Gespräche: Ob die

Ge-

Gemüths-Regungen oder der Einfluß der Gestirne den Menschen zu verzweifelten Entschlüssungen zwingen? Als Erato sich mit einem Messer erstechen wil/ kom̃t ihre Nebenbuhlerin Jsmene darzu; die sie voller Ungeduld anfähret; Jsmene/ als sie von des Zeno Tod höret/ wil sich gleichfalls erstechen. Jede eignete sich den grösten Theil des Zeno Liebe zu. Thußnelde verweiset beyden die Verzweifelung/ und den Selbst-Mord ernstlich. Des Zeno Todes-Gefahr. Verlangt die Erato zu sehen. Ihr Traum. Zeno gesegnet die Erato; welche sich höchlich betrübet. Zeno und Flavius versöhnen sich; worbey Zeno ihm die Erato übergibt; welcher sie höchst wehmüthig von ihm annimmet; doch sich erkläret/ selbte mit ihm gleiche zu lieben. Die darzu kommende Jsmene beredet den Zeno: daß dergleichen getheilte Liebe nur Heucheley sey; und beut sich hingegen dem Zeno zur Liebe an. Worüber die sich eifernde Erato erstechen wil; Flavius aber sie mit beweglicher Zurede abhält. Zeno ermahnet sie gleichfalls den Flavius künftig zu lieben/ seiner aber/ als eines Sterbenden zu vergessen; welche sich endlich überwunden/ und geduldig darein gibt. Ein Artzt wil auf seltzame Art dem Zeno das Blut stillen. Ein Kräuter-Mann aber zeigt Jsmenen und der Gräfin von Bentheim ein besonder Mittel. Weil auch diß nicht helffen wil/ begehrt Jsmene von der Erato ihr das Recht auf den Zeno abzutreten/ wenn sie ein besser Mittel hätte ihn beym Leben zu erhalten. Dieses willigt Erato. Worauf Jsmene dem Zeno das Blut aussaugt/ solches stillet und ihn verbindet. Flavius wird vor übermässiger Freude die Erato zu besitzen kranck. Des Zeno Erkentligkeit gegen seine Helfferin Jsmene; diese schüttet hierdurch das Hertz ihrer heftigen Liebe vollends für ihm aus. Erato ermahnet so wohl den Zeno als Jsmenen einander zu lieben. Zeno wird wundersam heil; Flavius aber kräncker/ und Erato erst umb ihn aufs neue betrübet. Des Flavius seltzames Genesungs-Mittel von Jsmenens Vorsorge. Thußnelde bemühet sich die Königin Erato wieder auf die erste Liebe zum Zeno zu bringen. Der Erato Scham-Röthe und Zugeständnüß: daß sie den Zeno liebe/ aber ihr Recht wegen Erhaltung seines Lebens Jsmenen abtreten müssen; wird unter heftiger Beklagung ihres Unbestandes von der fallenden Sucht kranck. Ihr seltzames Genesungs-Mittel. Des Flavius und Zeno Zurede wegen ihrer Liebes-Veränderung und verzweifelten Vorsatzes. Jsmene ist der Erato Aertztin; wil die Kranckheit in einen Baum spinden. Etlicher Kunst-Aertzte/ besonders des Cornelius Celsus Gespräche mit einem gemeinen Kräuter-Manne von der Heilungs-Kunst und übernatürlichen Mitteln. Fortsetzung der Römischẽ Schauspiele; darinnen alle Beamtẽ und Bedientẽ der Stadt Rom/ wie auch ein gantzes Römisches Sieges-Gepränge nebst aller Zugehör/ die Stadt Rom mit ihrer grösten Pracht; die zwölff him̃lischen Zeichen/ die Tugend und das Glücke. Africa/ Asia und Europa und jedes mit zehn Ländern/ treten auf/ opfern Rom unter ihrem Gesange/ jedes/ was es hat. Das Glück und die Tugend streiten unter allerhand Vorstellungen/ mit Singen und Tantzen umb den Vorzug. Theils Länder schlagen sich zur Tugend; theils zum Glücke; hernach auch alle Römische Bürgermeister und Feldherren/ jeder Theil die Helffte; welche allerseits die erdencklichsten Täntze unter wunderlichen Klang- oder Seiten-Spielen halten. Die Göttin des Sieges gibt ihrem Kampf den Ausschlag. Die Eintracht vermählet Friede und Krieg/ Tugend und Glück/ Rom und Augusten zusammen.

men. Die Ehre setzet ihnen perlene Kronen auf; die Sibyllen singen hierzu einen Lob-Gesang vom August; ingleichen der Sieg. Freudiger Beschluß dieser Aufzüge. Einiger Deutschen Empfindligkeit hierüber. Germanicus bewirthet abermals die Deutschen auf einem prächtig beschriebenen Lust-Hause herrlich; alle werden auf besondere Weise bedienet. Aufbruch der Deutschen. Tiberius beschenckt alle deutsche Fürsten/ Agrippine das Frauenzimmer. Des Tiberius Aufbruch nach Rom/ und Bewillkommung daselbst. Hält drey Siegs-Gepränge. Schmäh- oder Stachel-Schrifften in Rom wider den Käyserlichen Hof. Augustus Urtheil/ der Livie Eifer darüber. Des Germanicus Kriegs-Sorgfalt in Deutschland. Des Melo und seiner Söhne Kriegs-Rüstung. Klopfet den Germanicus an der Mosel. Dieser reiset nach Rom seine Bürgermeister-Würde anzutreten; findet Rom sehr verändert und in Wollüsten ersoffen. Hält dem Volcke Ritter-Spiele/ und läst sich tapfer sehen. Der Cheruskische Hof reiset nach Mattium. Des Feldherrn Heyrath-Sorge für seinen Bruder und Schwester. Ismene soll Catumern heyrathen. Ihr Widerwill. Ingviomers Einrathen/ daß die Geistligkeit ihr zureden müste. Der Feldherr fällt ihm bey. Adgandester aber räthet den Zeno zuvor aus ihren Augen zu entfernen. Der Feldherr trägt anfangs Bedencken; doch befiehlt er Adgandestern diese Verrichtung zu übernehmen; und verlangt: daß Luitbrand/ der oberste Druys ihr einreden soll. Dessen anfangs gütige/ hernach bedrohliche Zurede. Ismene schützet die Unmögligkeit/ daß sie ihn nicht lieben könte/ für. Der Druys kündigt ihr den Bann an/ und beschuldigt sie bey dem Feldherrn einer Ketzerey und Gottes-Lästerung. Der erschrockene Feldherr verweiset dem Druys sein hitziges Verfahren; dieser wil sich nicht Mängel ausstellen lassen. Des Feldherrn Verdruß über solchen Hochmuth; hält Ismenen ihr Verbrechen für. Sie vertheidigt sich klüglich und entschuldigt sich: daß ihr Hertz unmöglich Catumern lieben könte; erzehlet zugleich ihren mit dem Druys gehabten Wortwechsel. Des Feldherrn Mitleiden; er schreibt an den Priester Libys/ daß er von der Druyden Versamlung nicht aussen bleiben möchte. Zeno nimt in einem Briefe von Ismenen Abschied; weil ihm von Adgandestern angekündigt worden/ Deutschland zu räumen. Sie will sich darüber nicht trösten lassen. Der Erato Wehklagen wegen des Zeno. Zirolane tröstet die Erato und Ismene. Beyde schreiben dem Zeno Antwort. Des Cattischen Hofes Unwillen über Ismenen. Adgandesters List und zauberische Mittel. 300. versamlete Druyden halten in einem Walde Deutschlandes über Ismenen hohes Gerichte; thun es vorher dem Feldherrn und Arpus zu wissen; beyder Antwort; fodern Ismenen; dieser Trost und Vertrauen auf Gott. Ihr Abschied/ des andern Frauenzimmers Bekümmernüß umb sie. Sie kleidet sich weiß/ ihre Bedienten roth. Ursachen davon. Ismene komt im Eichwalde an. Schrifft in den Eichbäumen. Deren Bedeutung/ und Erklärung der dreyeinigen Gottheit. Erato vergnügt sich über dieser Auslegung; der Druys aber weinet hierüber vor Freuden/ und erkläret ihr ferner die Gottheit und der alten Weisen Lehre. Der Druyden Opfer. Hegung des hohen Gerichts. Luitbrands Rede und Anklage. Ismenens stattliche Verantwortung wider die Beschuldigung der Gottes-Verläugnung/ und Sterbligkeit der Seele. Der oberste Druys fraget nach der Reye herumb. Diese geben sämtlich ihre Stimmen und Meynungen

nach

nach einander. Einer wil/ daß die Unschuld durch Anrührung eines glüenden Eisens/ ein ander durch den Zweykampf erforschet werden soll. Einer verdammet den Zweykampf/ ein ander billicht ihn. Funfzig stimmen ihm bey; wie auch die folgenden; worauf der Zweykampf erkieset wird. Sieben Ritter stellen sich vor den Druys zu kämpfen. Einer aber mit sieben Waffen-Trägern für Ismenen; welcher von den sieben Rittern einen für Segesthen im Zweykampf erkennet wird. Drey neue Ritter wegen Ismenens kommen in Schrancken; welche von ihrem Gegentheile einen vor Dagoberten/ den andern für Cariovalden/ den dritten für Siegesmunden erkennen. Zwey neue Ritter erscheinen vor Ismenen in Schrancken/ fechten abermals mit den Druydischen/ davon einer vor Childerichen/ und der Ismenische für Adelmunden/ einer für die Erato/ und der dritte für den Flavius erkennet wird. Zwey neue Ritter fechten ernsthaft; da einer für Adgandestern erkennet wird. Luitbrand beichtet Adgandesters und seine Boßheit/ und bittet Ismenen umb Verzeihung. Hält Adgandestern seine Schelm-Stücke für. Dieser läugnet alles; allein der ihn überwundene Ritter/ so Jubil gewesen/ redet ihm gleichfalls ins Gewissen; also daß er seine Schuld bekennet. Die übrigen Ritter geben sich auch zu erkennen. Allerseits Freude. Auslegungen der Sinnbilder auf der Ritter Schilden/ und Liebes-Schertze zusammen. Adgandester entschuldigt sich gegen dem Feldherrn. Dieser läst ihm und dem Druys den Hof verbieten. Ismene verzeihet beyden. Des Cattischen Hofes Kurtzweil.

# Des Andern Theiles Drittes Buch.



Je heßlichsten Angesichter dörffen die meiste Schmincke / und falsche Freundschafft den scheinbarsten Firniß. Nirgends aber ist dieser gemeiner/ als bey Fürsten. Denn ob zwar bey gemeinen Leuten die einmal zerbrochene Freundschafft eben so selten/ als ein zerschmetterter Spiegel ergäntzet wird; ist es doch mit der Herrscher Freundschafft viel anders bewand; als welcher Seele nicht so wohl die Zusammenstimmung ihres Willens/ als der Vortheil ihrer Reiche ist. So offt dieses ins Auge fällt/ vergißt man aller Beleidigung/ und die allergifftigsten Feinde vereinbaren sich/ wie die zerhauenen Schlangen zusammen. So lange die Freundschafft auch beyden nutzbar zu seyn scheinet/ bleibet sie als der gröste Werckzeug einer sicheren Herrschafft/ wordurch ein Land besser als durch Schätze und Kriegesheere beschirmet wird/ unzertrennlich; und es muß ihr so denn Wohlthat / Bluts-Freundschafft/ ja Gott selbst aus dem Wege treten. Dieses war auch das Band/ welches durch einen Frieden die Deutschen und Römer zusammen verknüpft hatte. Weil nun Tiberius wohl wuste: daß die von Römern so offt beleidigten Deutschen/ mehr als genungsame Ursache hatten/ denen Römern einen ewigen Haß zuzutrauen; ihm aber bey vorfallenden Alter des Käysers gleichwohl an ihrer Freundschafft allzu viel gelegen war/ unterließ er kein Mittel der Seinigen die Farbe einer

einer aufrichtigen anzustreichē. Ob er nun zwar wohl wuste: daß die Bündnüsse der Fürsten besser mit Eisen/ als Gold verknipft/ und beständiger durch Waffen/ als Geschencke unterhalten würden; so verstand er doch auch/ was das Frauenzimmer ihre Männer zu leiten für einen Hacken/ sonderlich aber in Deutschland auch bey Reichs-Schlüssen zu sagen/ die Freygebigkeit aber über die edelsten Gemüther für Gewalt hätte. Diesemnach veranlaßte er selbst Agrippinē/ welche nicht nur ihrem Gemahl Germanicus allenthalben hin folgte/ sondern auch Kriegs-Geschäffte übernahm/ des Feldherrn und des Cattischen Hertzogs Gemahlin zu besuchen/ und im Nahmen Liviens Thußnelden und der Hertzogin Erdmuth gewisse Geschencke von Perlen abzuliefern; wormit die Römer schon vorher mehrmals die guthertzigen Deutschen geblendet und gefesselt hatten. Agrippine übernahm diese Verrichtung so viel williger; weil sie schon zu Rom mit Thußnelden vertrauliche Freundschafft gemacht; ja sich in sie mehr/ als fast bey einerley Geschlechte geschehen kan/ verliebt hatte. Denn Agrippine suchte sich so vielmehr ihrer Keuschheit halber in Ansehn zu setzen/ als diese Tugend zu Rom seltzam/ oder vielmehr gar ein Gelächter des Hofes war. Nachdem nun Thußnelde des Tiberius Zusetzung mit fast unerhörter Großmüthigkeit ausgeschlagen und erhärtet hatte: daß die Schönheit und die Keuschheit/ die sonst ins gemein unversöhnlichen Tod-Feinde/ bey ihr verträgliche Zwillinge wären/ wurden Agrippine und Thußnelde vermittelst dieser Tugend gleichsam ein Hertze. Sintemal edle Gemüther durch dieses Band fester mit einander verknipft werden/ als die/ welche unter einem himlischen Zeichen gebohren sind. Als Thußnelden nun Agrippinens Ankunfft zu wissen gemacht ward/ meynte sie nicht wenig verspielt zu haben/ wenn sie ihr nicht mit gleicher Höfligkeit zuvor käme; also ritt sie in möglichster Eil mit der Königin Erato/ und der Fürstin Ismene aus Bingen Agrippinen entgegen; welche aber ihnen nur eine Virtel Meile von der Stadt begegnete. Die Bewillkommung geschahe mit einer so kräfftigen Ausdrückung ihrer Freuden: daß diese allein von ihrer unverfälschten Treuhertzigkeit unverdächtiges Zeugnüß geben konte. Gegen der Königin Erato und Ismenen gebrauchte Agrippine zwar nicht so viel Freyheit; gleichwohl aber litten beyderseits so wenig ihre Zuneigung/ als Höfligkeit einigen Abbruch; weil sie wohl wuste: daß eine so tugendhafte Fürstin nichts gemeines oder unanständiges zur Gesellschafft vertragen würde; sonderlich aber/ weil Thußnelde Agrippinens Sorgfalt durch Nachricht zuvor kam: daß eine die berühmte Königin in Armenien Erato/ die andere aber des Feldherren Schwester Ismene wäre. Sie kamen unter tausenderley verwechselten Freundschaffts-Versicherungen ehe nach Bingen/ als sie ihnen kaum einbilden konten. Sintemal die sonst zwar an Geschwindigkeit die Pfeile überfliegende Zeit/ bey annehmlichem Gespräche auch dem Lauffe der Sonne zuvor komt. Unter dem Thore begegnete ihnen auch die Fürstin Catta/ Zirolane die Marsingische/ und Adelmunde die Chauzische Fürstin; welche nach erfahrner Ankunfft der Käyserlichen Enckelin Agrippine auch die Ehre haben wolten ihr mit aller Höfligkeit entgegen zu gehen; und an der Pforte des Rathhauses/ wo die meisten Fürsten wohneten/ empfing sie gleicher gestalt die Cattische Hertzogin Erdmuth mit grosser Ehrerbietigkeit. Der Feldherr selbst kam eilfertig dahin/ und führte sie in Thußneldens Zimmer; welcher er Agrippinens Unterhaltung anvertraute; weil des vom Tiberius dahin geschickten Elius Sentius Saturninus Ankunfft ihm Verhör zu geben/ und also sich des Frauenzimmers zu entbrechen nöthigte. Hierauf giengen zwischen Agrippinen und dem deutschen Frauenzimmer die Umbarmungen allererst an; und ward Agrippine von so viel Schönheiten und Höfligkeiten gleichsam gantz verwirret; daß

daß sie sich mehrmals bedencken muste: Ob ihr etwan von einem bezauberten Pallaste träumte. Denn ob sie wohl zu Rom aus denen dahin gebrachten Gefangenen wahrgenommen: daß in Deutschland das rechte Vaterland schönen Frauenzimmers/ und auch die Weiber des Pöfels anderer Länder verzärtelten Adel mit dem herrlichen Kleinode ihrer Gestalt wegstäche; so hatte sie doch niemals solche Vollkommenheiten in einem so engen Kreisse gesehen/ noch denen Deutschen eine so rege Lebhaftigkeit zugetrauet; als sie in dieser Versamlung fand. Bey dieser aber war Agrippinen noch mehr verwunderlicher: daß ihre Freyheit eine gewisse Schamhaftigkeit begleitete; welche weder den Schein eines Zwanges/ oder einer Furcht; sondern ihrem Urthel nach/ die verschämte Röthe der frischen Rosen zum Ebenbilde hatte; wormit es das deutsche Frauenzimmer allem andern der Welt zuvor thäte; welches ins gemein allzu schichtern/ oder allzu frech sich erzeigete. Nachdem nun Agrippine alleine bey Thusnelden und der Fürstin Erdmuth sich anmelden lassen/ meynten alle andere/ ja auch selbst Erdmuth eine Pflicht ihrer Bescheidenheit zu seyn/ nachdem sie nunmehr die Schuldigkeiten ihrer Ehrerbietung abgestattet/ Agrippinen mit Thußnelden im Zimmer alleine zu lassen/ und auf eine Zeit von ihr Abschied zu nehmen. Aber Agrippine meynte an ihnen keinen gemeinen Verlust zu leiden; ersuchte sie also aufs freundlichste: Sie möchten mit ihrer Entfernung nicht so zeitlich ihre Vergnügung vergällen; am wenigsten aber für einen Gebrechen ihrer Gewogenheit auslegen: daß sie mit ihrer alten Freundin Thußnelde freyer umbzugehen das Hertze hätte/ und ihre Freude sie nöthigte selbtes gegen ihr so viel verträulicher auszuschütten. Sie traute aber durch kurtzer Zeit Gemeinschafft ihr Gemüthe bald auch so keck zu machen: daß es mit ihnen als Schwestern umbzugehen sich bald erkühnen würde; zumal sie sich nicht mehr Augen in ihren Stirnen/ als so viel holde Gestirne zu schauen bedüncken liesse. Sie hätte zwar von der Käyserin Livia einen Befehl bey der Hertzogin Thußnelde und Erdmuth etwas abzulegen; dieses aber wäre keine Verrichtung eines geheimen Zimmers/ oder einer sorgfältigen Einsamkeit. Alle waren zu dem unschwer zu bereden/ was sie selbst begierig verlangten. Sintemal ihnen Thußnelde nicht allein mehrmals Agrippinen als die tugendhafteste und redlichste Römerin beschrieben; sondern ihr Antlitz und Geberdung auch was gewisses an sich hatte/ was die Gemüther an sich zoh. Denn ihre Bräune wieß nicht mehr: daß sie viel Geist; sondern ihr Ey-rundtes Antlitz auch: daß sie Neigung zu verträulicher Freundschafft hätte. Ihre Stirne war zwar ernsthaftig/ ihre grosse schwartzen Augen aber milterten sie durch einen annehmlichen Liebreitz. Alles ihr Thun war ohne Beflissenheit/ welche aller Höfligkeit / wie zu grosser Aufputz der Schönheit abbrüchig ist. Alle ihre Liebkosungen redeten ihnen selbst das Wort: daß sie keine Erfindungen ihres Geistes / sondern das Hertze Theil daran hätte/ und ihre Bemühung andern zu gefallen ein Werck der Freundschaft wäre. Thußnelde nöthigte hierauf Agrippinen einen gewissen Sitz zu nehmen; sie erkiesete aber alsofort den nechsten bey ihr; und ersuchte Thußnelden: Sie möchte ihre alte Verträuligkeit belieben/ und in ihrem Zimmer alles Wortgepränge/ und Ordnungen des Versitzes durch ein allgemeines Freundschaffts-Gesetze verbieten. Sintemal sie ja von ihr allzu wohl wüßte: daß durch übrige Verehrung die Schwäche ihrer Seele getroffen würde/ und sie selbte nicht/ ohne ihr selbst Weh und Gewalt zu thun/ die Heucheley weder duldē noch üben könte. Thusnelde antwortete: Sie erkennte in ihrem Hause Agrippinen für die oberste Gesetzgeberin; ihr Zimmer aber/ welches so wenig Heucheley/ als gewisse Eylande giftige Thiere vertrüge/ hätte keines Verbots von nöthē. Jedoch hoffte sie nicht: daß Agrippine ihr und ihrē holdseligē Gespielinen die Ehre

schuldigster Bedienung gegen eine so seltzame Freundin mißgönnen würde. Diesem setzte die Hertzogin Erdmuth bey: Sie würde die gantze Gesellschaft ihr nicht wenig verbindlich machen/ wenn sie durch Annehmung des ihr anständigen Ortes andere von der sonst aufgenöthigten Unhöfligkeit entbürdete. Agrippine antwortete: Ich bin hieher kommen zu gehorsamen; also nehme ich diesen Stuhl/ nicht aber als einen Ober-Sitz/ sondern als einen angewiesenen Ort/ und alles/ was zu ihrer Vergnügung gereicht/ für einen Befehl an; mich bescheidende: daß Gebot und Folge zwey so gar der Grobheit vielgültige Vertheidiger sind. Erdmuth begegnete ihr: Sie wüsten wol: daß Agrippinens Tugenden keinen genungsam hohen Stand in Deutschland finden könte; sie möchte aber doch die Gütigkeit haben ihnen so viel Ehrerbietigkeit gegen sie zu enträumen; als sie ihr zu erzeigen fähig wären. Agrippine versätzte: Weñ ihr einige Tugend beywohnte; würde sie nirgends ihren vergnügtern Aufenthalt als in Deutschland haben/ wo die Bescheidenheit ihre unzertrennliche Gefärthin/ und die Demuth zu Hause wäre. Denn wie in den meisten andern Ländern die Hoffart viel annehmliche und nützliche Zusammenkunfften hinderte/ oder zum wenigsten mit Verdruß versaltzte; weil ihrer viel aus Hochmuth andern nachzusitzen sich der Gemeinschafft entschlügen; oder sich in selbten um den Vorzug zanckten; also stritte in Deutschland die Tugend und Würde umb die Ehre andern nachzugehen. Erato fiel Agrippinen bey/ und sagte: Sie hätte es selbst mehr denn zu viel erfahren: daß in Deutschlande nichts kaltsinniger/ als der Ehrgeitz/ und nichts feuriger als die Freundschafft wäre. Denn die grösten Frauen dieser Nord-Welt hätten sie aus einer Gefangenen zu ihres Gleichen/ und aus einer Feindin zu ihrer Schwester gemacht. Agrippine brach ein: Wie aber bin ich denn so unglücklich: daß man mir durch allzu viel schön-thun weh thut? und daß man durch übrige Ehrerbietigkeit/ welche ich für eine Schwachheit guter Freunde/ und für eine Verwürtzung der Verträuligkeit halte/ mich geringer als die viel frembdere Erato hält? welcher ich in allem/ nur aber an Aufrichtigkeit nicht zu weichen gedencke. Erato antwortete: Sie sähe wol: daß die unvergleichliche Agrippine sie eben so mit unverdienten Lobsprüchen beschämen wolte/ als sie sie mit ihren Leibes- und Gemüths-Gaben übertreffe. Ismene fügte bey: Erato wäre zwar keine Deutsche; gleichwol aber redete sie die deutsche Warheit. Dahero weil Agrippine nichts gemeines/ sondern eitel Seltzamkeiten an sich hätte/ sie von rechtswegen auf eine gantz absondere Art bedienet werden solte/ wenn Deutschland nicht hieriñen allzu einfältig wäre. Agrippine begegnete ihr: Warlich/ Deutschland kan sich von nichts mehr rühmen/ und bey der Welt beliebt machen; als durch die Einfalt; welche in Artzneyen und in der Andacht der Kern; die Seele der Freundschafft/ und der sicherste Wegweiser des Lebens ist. Warumb aber läßt man mich dieser Einfalt nicht genüssen? Warumb beschweret man mich mit so viel Gepränge? Und warumb entsetzet mich ihre allzu höfliche Liebkosung meines freyen Willens? Ismene gab ihr zur Antwort: Sie wüste wol/ und Agrippine bewehrte mit ihrem Beyspiele: daß die bis zum höchsten Gipfel gestiegene Tugend sich auf keine andere Weise/ als durch ihre selbst eigene Erniedrigung erhöhen könte; und dahero ihre Bescheidenheit geneigt wäre/ alle Aufwartung abzulehnen. Alleine man müste nicht nur seinen Ruhm befördern; sondern auch anderer Unehre verhüten. Diese würde ihnen zuwachsen/ wenn Agrippine sie nicht ließe ihre Pflicht abstatten. Wer für der Verehrung Eckel hätte/ müste sich seiner Würdigkeit entschlagen; also Agrippine ihnen verhengen/ was so wol die Gewohnheit/ als die Vernunfft ihnen zu thun auferlegte. Tugend wäre so wol fähig Höfligkeit/ als

als Pflantzen den Thau des Himmels anzunehmen. Sie wäre die genaueste Richtschnur des Lebens/ ohne welcher Ordnung die Welt in eine finstere Verwirrung einsincken würde. Diesemnach ihr auch ohne ihre Verschmähung ein anständiger Stand eingeräumet werden müste. Aus der Tugend rührte der Ursprung des Adels und anderer Würden in der Welt; nach derer Staffeln auch die ihnen gebührende Verehrung unterschieden wäre. Agrippine versätzte: Sie bescheidete sich wol: daß die Tugend keine Unverträgligkeit mit der Ordnung/ und keine Abscheu für ihrer Wehrthaltung hätte. Dieser wäre ihr bester Zunder/ jene ihr eigener Meßstab; ja das Feuer des Prometheus/ welches alle Dinge beseelete/ die güldene Kette/ welches alles Schöne in der Welt zusammen verbinde. Die seltzamsten Marmel blieben unansehnliche Steinhauffen/ wenn sie die Bau-Kunst nicht zu einem Pallaste; die auserlesenste Worte/ ein unverständliches Nichts/ wenn der Mensch sie nicht zu einer Rede in Ordnung setzte. Ja die Thiere selbst wüsten ihr nicht zu entbehren/ und wäre solche nicht ohne Verwunderung im Gewebe der Spinnen/ in Wachs-Zellen der Bienen/ im Fluge der Kranche/ im Schwimmen der Hirsche; und im Aufzuge der Elefanten zu schauen. Alleine/ es würde ihr die gantze Versamlung verzeihen; wenn sie der vertraulichen Freundschafft die Unordnung zur anständigsten Richtschnure zueignete. Denn da diese nur für einen Schatten zu achten wäre/ durch welche man einigen Vortheil suchte; wäre ja auch der Vortheil des Vorzugs und grosser Ehre von selbter zu verbannen. Da keine Freundschafft für rechtschaffen zu halten/ welche dem andern nicht so viel gutes/ als ihr selbst gönnete/ müste unter Freunden alles gantz gleiche hergeben. Denn so bald ein Freund einen Vorzug verlangte/ oder besser als der andere zu seyn sich bedüncken liesse/ kriegte die Vertrauligkeit ein Loch und die Freundschafft ihr Ende. Die Fürstin Zirolane hielt sich verpflichtet/ auch ihr Wort hierzu zu geben; fiel also ein: Es wäre wahr: daß die Verzückung und Einbildung mit der Freundschafft keine Verträgligkeit litte; dis aber wäre ihre Vollkommenheit/ und ihr heiligstes Gesetze: daß man dem Frembden mehr/ als ihm selbst gönnen und ihm zueignen solte. Ja/ sagte Agrippine; aber derselbe/ welcher mehr annimmt/ als er zurück giebt/ macht sich nicht nur der Freundschafft unwürdig; sondern zerreißt hiermit ihr Band. Weßwegen auch zwischen Leuten allzu ungleichen Standes keine Freundschafft bestehen/ ja nicht einst gemacht werden kan. Zirolane begegnete ihr: Auch die Gleichheit hat ihre Absätze; und es giebt Ursachen: daß einer Henne Ey dem andern/ zwischen denen doch die gröste Gleichheit der Welt seyn soll/ mit Rechte vorgezogen wird. Der einige Umbstand der Zeit/ oder des Ortes verbindet die besten Freunde zu veränderten Bezeugungen; unbeschadet die Aufrichtigkeit ihres Hertzens keines Haares breit verrückt wird. Die Verträgligkeit zwischen dem Mercur/ und der Venus wird dadurch nicht aufgehoben/ ungeachtet bald dieser bald jener Irrstern dem andern den höhern Stand im Himmel einräumt. Die Freundschafft der Geschöpfe ist das Band des gantzen Welt-Gebäues/ sonst würde entweder das Wasser alles ersäuffen/ oder das Feuer alles einäschern; gleichwol bestehet das grosse Uhrwerck der Welt in der vollkommensten Ordnung. Die Sonne tritt keinen Augenblick/ oder eines Nagels weit über den gestirnten Thier-Kreiß. Alle Gestirne verehren sie/ unbeschadet ihrer gemeinen Liebe und Zuneigung. Was ist aber die Freundschafft im Leben geringers/ als die Sonne in der Welt? Agrippine brach ein: die Gestirne verehren die Sonne nicht als ihren gleichen Freund/ sondern als ihren wolthätigen Fürsten; und die Liebe/ nicht die Freundschafft bindet alles in der Welt zusamen; welche von der Freundschafft hierinnen

am meisten unterschieden ist: daß diese in der Gleichheit/ jene in der Ungleichheit ihre Vollkommenheit erlangt. Sintemal die Liebe am höchsten steigt/ wenn sie sich am meisten erniedriget; und erlanget ein Käfer eine grössere Wolthat von der Sonne/ wenn sie ihn durch ihre Wärmbde aus eines Esels Unflate gebieret; als wenn sie zu der Geburt eines edlen Löwen beförderlich ist/ oder ein Gestirne erleuchtet. Wenn aber auch zwischen denen Gestirnen eine Freundschafft zu finden; so ist die Unordnung in selbten auch jedermann sichtbar. Die der ersten und sechsten Grösse sind so wunderbar durch einander vermischet: daß/ wenn man die Weißheit der göttlichen Versehung nicht für ein unser Auge des Gemüthes nur bländendes Licht hielte/ der menschlichen Einfalt es schier fürkommen solte: daß die Sternen GOtt nur ungefehr aus der Hand gefallen wären/ und er bey ihrer Erschaffung zu unmüßig gewest wäre/ jedem nach seiner Würdigkeit seinen Platz einzuräumen. Die vorwitzigen Sternseher hätten sich zwar erkühnet/ die Sterne gleichsam als zerbrochene Stücke zusammen zu lesen/ und ihnen gewisse Gestalten zuzueignen; alleine ihre Thorheit hätte aus dem prächtigen Schau-Platze des gestirnten Himmels/ aus dem Wunder-Baue der Natur einen heßlichen Viehstall/ und wie die Egyptier aus den Göttern Ochsen/ Stiere/ Schlangen/ Fische und ander Ungezie-fer gemacht. Nichts weniger hätte auch die Erde an der Unordnung ihr Belieben/ und brauchte die Verwirrung zu ihrer Zierde. Flächen/ Hügel und Berge wären so seltzam/ als auf selbten tausenderley Kräuter/ Blumen und Bäume durch einander vermischt; also: daß wenn jemand jede Art an einen absondern Ort zusammen setzte/ er der Erde nicht weniger ihr Reichthum/ als die Schönheit benehmen würde. Daher sich die neubegierigen Menschen in die fettesten Wiesen unfruchtbare Klippen zu versätzen/ anderwerts Berge abzutragen; im Meere Land/ und im Lande Seen zu machen sich erkühnen/ nur umb den Vorwitz ihres Auges zu vergnügen. Das Meer dünckt uns niemals schöner/ als bey seiner stürmerischen Verwirrung zu seyn/ wenn eine Welle die andere erdrückt/ ein Wirbel den andern verschlingt/ und das in die Lufft gespritzte Wasser des Tages ein Perlen-Regen/ des Nachtes ein feuriger Thau zu seyn scheinet. Nicht anders suchet die Freundschafft ihre Vergnügung in einer verträulichen Verwirrung/ in einer schlechten Rede/ in einfältiger Gebehrdung/ und in einer unaufgeputzten Verträuligkeit. Zirolane hatte ihren Gegensatz schon in Gedancken abgefaßt/ und auf der Zunge; aber Thußnelde kam ihr zuvor/ und fieng an: Lasset uns denn der gütigen Agrippine Urthel uns unterwerffen; weil wir dardurch sie für unsere Lehrmeisterin erkennen/ und uns ihre Meinung zum Vortheil gereicht; theils daß wir Deutschen unser Unvermögen sie recht zu verehren nicht verrathen dörffen/ theils: daß wir als kleine Sterne die Ehre haben/ den grossen gleich geachtet zu werden. Agrippine färbte sich ein wenig hierüber/ und beschwerte sich: daß Thußnelde/ welche doch unter allen Anwesenden ihre älteste Freundin wäre/ ihr es näher als keine andere gesucht hätte. Dahero beschwüre sie sie bey ihrer alten Verträuligkeit: sie möchte sich aller Zierligkeiten und Gepränges/ welche doch einmal nichts/ als unnütze Schalen/ und insgemein ohne Kern wären/ gäntzlich enthalten; Und wo jemand in so edler Gesellschafft sie lieb hätte/ oder sie einiger Freundschafft werth schätzte/ solten sie mit ihr umbgehen/ als wenn sie von Kind-auf beysammen gelebt hätten. Die Zeit wäre allzu kostbar/ und die Gesellschafft viel zu edel: daß beyde mit dem Bländwercke der Heucheley und Falschheit/ nemlich geschmierten Worten und gezwungener Ehrerbietigkeit/ verspielt werden solte. Sie lernte das deutsche Frauenzimmer diesen Tag nicht zu erste kennen; und also hätten sie nicht von nöthen mit

ihrer

ihrer Höfligkeit sich zu zeigen. Die Freundschafft aber forderte weder solche Opfer; weniger gäbe sie solche Künste jemanden ein. Der Verstand wäre gewohnt zierlich; das Hertze aber seine Meinung gerade heraus zu sagen. Agrippine redete dis mit einer so durchdringenden Art: daß niemand zweifelte: ob es ihr Ernst wäre; und daher jede gleichsam für der andern die offenhertzigste zu seyn sich bemühete. Also wurden aller Zwang und alle Zierligkeiten aus dieser Gesellschafft verbañt. Was eines wolte/ beliebte dem andern; gleich als wenn ein Geist sie alle beseelte/ und ein Wille sie sämtlich regte. Diese Zusammenstimmung vergnügte Agrippinen deregestalt: daß sie wider ihre Aufrichtigkeit gesündiget zu haben glaubte/ wenn sie die Ursachen ihrer Dahinkunfft länger verschwiege. Daher sagte sie: der zwischen den Römern und Deutschen fürgefallene Krieg wäre ihr deßwegen so vielmehr bekümmert gefallen/ weil sie besorgt: daß hierdurch der unschätzbaren Thußnelde Freundschafft auch würde Schifbruch gelitten haben. Nach dem nun dieser sich geendigt/ hätte ihr Hertze nicht ruhen können/ bis sie hierüber Thußneldens Gemüths-Meinung erkundigt; und auf allen Fall ihre Freundschafft wieder auf ihren alten Fuß versetzt hätte. Thußnelde fiel ein: Sie erkennte mit schuldigster Danckbarkeit Agrippinens ungemeine Zuneigung/ und wäre sie nicht wenig beschämt: daß sie ihr mit Versicherung der Freundschafft dieselbe hätte lassen zuvor kommen/ welcher doch wenig daran gelegen seyn könte. Jedoch wüste sie keine bessere Entschuldigung; denn daß sie bey sich niemals besorgt: daß der Krieg ihrer Freundschafft abbrüchig seyn könte. Denn ob zwar der/ welcher einen Krieg führte/ auch über die Bürger seines Feindes/ ihre Weiber und Kinder das Recht des Lebens und Todes hätte; so bliebe doch das zwischen zweyer Feinde Bürgern vor oder bey dem Kriege entsprossenes Recht unversehret; ihre absondere Bündnüsse würden durch die allgemeine Fehde des gantzen Volckes nicht aufgehoben; sondern ihre Obrigkeiten wären so gar ihres Feindes Unterthanen deßwegen Recht zu verschaffen verbunden. Solte nun das heilige Band der Freundschaff schwächer/ als einer gemeinen Handlung seyn: Vielmehr würde es eine der grösten Grausamkeiten abgeben/ wenn ein Krieg allen Menschen beyder Länder durchgehends Haß und Freundschafft aufnöthigte. Agrippine versätzte: diese Gedancken wären in gemeinem Handel und Wandel wol gar recht; aber auf Freundschafts-Verbündnüsse ließe sich dieses Recht schwerlich ausdehnen. Sintemal jeder Bürger ein Glied des gemeinen Wesens/ und alles zu desselben bestem zu thun; also auch alle Glieder seines Feindes zu hassen/und durch Vertilgung derselben dem gantzen Volcke Abbruch zu thun verbunden wäre. Weßwegen die Römischen Kriegs-Gesätze auch in Ansehung der Stadt so gar die Bande des Geblütes aufhiebe; und ein Vater seines Sohnes/ wenn dieser für Feind erkläret worden/ zu schonen nicht befugt/ und unterschiedene Beyspiele verhanden wären: daß in Schlachten ein Bruder den andern auf feindlicher Seite hingerichtet hätte. Junius Brutus hätte seinen es mit den verstossenen Tarquiniern haltenden Söhnen die Köpfe abschlagen/ und Fulvius seinen dem Catilina zugethanen Sohn hinrichten lassen. Thußnelde fiel ein: dieses Gesätze wäre ihrem Bedüncken nach von allzu grosser Schärffe/solches würde zweifels-frey auch nur die Kriegs-Leute/ und zwar auch nur/ wenn sie würcklich mit dem Feinde angebunden hätten/ binden. Wiewol sie/ und ihr Bruder Siegesmund/ auch bey dieser Milterung des Gesätzes den Kopff verwürgt haben würde. Brutus aber hätte als ein Burgermeister/ Fulvius als ein Feldhauptmann schwerlich ohne Verabsäumung ihres Amptes anders verfahren können. Alle diese Umstände aber träffen bey Agrippinen und

und ihr nicht ein; sondern sie hätten unbeschadet der zwischen dem Römischen und den deutschen Häuptern waltender Feindseeligkeit/ Freunde bleiben können. Wenn aber auch sie ihres Vaterlandes Haß auf sich schuldig gewest wären/ hätte dieser nunmehr durch den Frieden ein Ende/und würde die Zeither mehr schlaffende als ausgeleschte Freundschafft wider sie ergäntzt zu halten seyn. Agrippine versicherte sie: daß ihr Einwurff kein Werck eines geschöpften Argwohns; sondern nur eine kleine Bekümmernüs gewest wäre. Denn man sorgte für nichts mehr/ als was man am liebsten hätte. Sie traute vielmehr Thußnelden/ als einer solchen Fürstin/ welche die Beständigkeit zum Fusse ihrer Tugenden und Keuschheit fürlängst erkieset hätte/zu: daß wenn auch der geschlossene Friede hundertmal brechen solte/ doch ihre Freundschafft dardurch keinen Ritz bekommen würde. Sie wolte aber von dem so betheuerlich-befestigten Friedens-Wercke viel ein besseres hoffen. Denn beyde Völcker hätten gegen einander ihre Kräfften geeichtet/ und mit in Händen habenden Schwerdtern sich verglichen; welche Friedens-Schlüsse wol die tauerhaftigsten wären. So könte sie auch wol versichern: daß der Käyser August die Deutschen werther/ als kein ander Volck/ sie auch am liebsten zu Freunden hätte. Der letztere Krieg wäre auch mehr Ehrenthalben/ als aus Haß geführet; und von der Käyserin Livia nicht wenig zum Frieden geholffen worden; welche mit Thußnelden gleicher Gestalt die alte Verträuligkeit zu erneuern/ mit der Hertzogin Erdmuth und andern Fürstinnen Deutschlandes aber neue Freundschafft zu stifften sich sehnte; und daher ihr an beyde etliche kleine Merckmale ihrer Zuneigung abzuliefern Befehl überschickt hätte. Hiermit zohe Agrippine eine Schachtel-voll der seltzamsten Kleinodien herfür; darbey meldende: Sie bescheidete sich: daß so vollkommene Frauen vollkommnere Geschencke verdienten; es wären aber alle Gaben nicht nach ihrem geringen Werthe/ sondern nach Wolmeinung des Gebers zu schätzen/ und gehörete unter die Anzahl der Tugenden auch was schlechtes nicht zu verschmähen. Mit diesen Worten überreichte sie Thußnelden einen vortreflichen Diamanten-/ der Hertzogin Erdmuth aber einen wunderschönen Perlen-Schmuck. Thußnelde nam ihr Geschencke ehrerbietig an; und sagte: Sie hätte zwar ein so ansehnliches Geschencke/ derogleichen Deutschland schwerlich vorher besessen/ so wenig jemals verdienet/ als sich desselben zu dieser Zeit versehen. Sie würde aber dasselbte danckbar anzunehmen nicht nur durch die Höfligkeit der Uberbringerin/ welche über sie völlige Gewalt hätte/ sondern auch darumb genöthigt: daß es nicht den Schein hätte/ als wenn ihr an der Gewogenheit einer so grossen Frauen wenig gelegen wäre/ oder sie Livien der Ehre einer mehr/ als Königlichen Freygebigkeit berauben wolte. Die Hertzogin Erdmuth aber stand an die Perlen zu empfangen/ mit beygesetzter Bitte: Agrippine möchte ihr Bedencken und Entschuldigung ja für keine Verschmähung solcher unschätzbaren Seltzamkeiten nicht aufnehmen; sondern versichert glauben: daß nach dem ihre Landes-Gesätze ihr solch Geschencke anzunehmen nicht zuliessen; ihr das hieraus allzu viel erwiesene Wolwollen der Käyserin lieber/ als alle Perlen der Welt wären. Hilf Himmel! fieng Agrippine an überlaut zu ruffen: was haben die streitbaren Catten für rauhe Gesätze; welche der Freygebigkeit den Eintritt in ihr Land verweigern? Warumb aber nehmen sie vom guttbätigen Himmel den Thau/ von trächtigen Wolcken den Regen/ vom Wasser die Fische/ von der Erde die Gewächse an? denn dis alles sind nichts anders/ als Geschencke der Götter.

Von jedermann alles annehmen/ wäre schimpflich/ von niemanden aber etwas/ eine Grausamkeit. Erdmuth begegnete ihr lächelnde: die Catten wären so wilde nicht; und weder derselben Gesätze/ noch ihre Meinung erstreckte sich so weit. Denn ihr Verboth liesse nur nicht zu Wein/ und frembde Perlen oder Edelgesteine ins Land zu bringen. Agrippine fragte: warumb sind die unschuldigen Perlen so unglücklich/ und die Edelgesteine so verächtlich in ihrem Vaterlande? Haben nicht die vom Thaue gezeugten Muschel-Töchter mehr vom Himmel/ als vom Meere? Sind die Edelgesteine nicht die Sterne der Unter-Welt? Warumb wil man sie denn nicht auf der Erde dulden? Erdmuth versätzte: Sie hegte zwar mit Perlen und Edelgesteinen keine Feindschafft/ sondern hielte sie für eine schöne Geburt der Natur; Gleichwol aber würde sie nicht würdig eines Catten Tochter/ weniger ihre Fürstin seyn/ wenn sie keine vernünfftige Ursache ihres Gesetzes zu geben wüste. Es möchte sich Agrippine aber nur selbst erinnern/ wie viel Römer/ ja August selbst sich beklagt: daß für unnütze Steine und Scherben so viel Geldes zu frembden oder gar zu feindlichen Völckern verschleppt würde; daß die Indianer und Serer jährlich allein über hundert tausend Sestertier aus Rom zügen. Würde nun Rom/ welchem die gantze Welt zinßbar ist/ durch diese Verschwendung erschöpffet; wie könte der Catten Armuth hierzu zulänglich seyn? Agrippine fiel ein: Es wäre kein Ding in der Welt so gut/ daß es durch Mißbrauch nicht schädlich werden könte. Und hierinnen hätten weder Perlen noch Edelgesteine kein Vorrecht. Die Römischen Sitten wären allerdings zu schelten: daß eines Rathsherrn Frau zweyer Geschlechter Erbschafften an so viel Ohren hienge; da die gemeinen Weiber sie umb den Hals und die Armen trügen/ und sich derselben an statt der Trabanten bedienten/ welche ihnen in dem Gedränge Platz machten/ und ein theuer Halsband denen begegnenden einen Zwang auflegen solte ihnen aus dem Wege zu weichen. Ja es wäre Schande: daß nunmehr auch die Männer Perlen an die Ohren hiengen/ Edelgesteine an die Finger steckten/ oder gar die Mohnden auf den Schuhen damit versetzten. Diesemnach wäre des Käysers Meinung nur gewest/ dem Pöfel den Gebrauch/ dem Adel die Ubermaaß abzustellen/ nicht aber diese Köstligkeiten von Rom/ oder aus der Welt zu verbannen. Erdmuth brach ein: Es hätten gewisse Dinge in der Welt eine Eigenschafft: daß mit ihnen schwerlich Maas gehalten werden könte. Hierunter gehörten auch diese Kostbarkeiten/ derer Gebrauch im Mißbrauche/ ihr Nutz in Uppigkeit bestünde. Denn worzu dienten sie sonst/ als zu Werckzeugen der Hoffart/ und zu Erfindungen der Verschwendung. Dahero ins gemein gegläubt würde: Prometheus/ der nichts gutes in der Welt gestifftet/ hätte den ersten Edelgestein aus einer Klippe des Caucasus gehauen/ und damit zum grossen Schaden die unersättliche Begierde damit zu prangen in die Welt gebracht. Erato nam sich Agrippinens an/ und sagte: Es wäre nicht glaublich: daß die weise Natur an unnütze und nur mißbräuchliche Dinge solchen Fleiß angewendet/ und sie zu so schönen Wunderwercken unserer Augen gemacht haben solte. Ihr Glantz und Durchsichtigkeit stritten schier mit den Strahlen der Sonne/ und beschämten das Licht der Gestirne; und sie solten nur würdig seyn in der Finsternüs der Klüffte und Schachte zu liegen/ nicht aber ans Licht des Tages zu kommen? Kein Kefer/ keine Raupe/ kein Regenwurm/ kein Kieselstein/ kein Sandkorn wäre von GOtt/ wie die Deutschen selbst lehrten/ umbsonst ge-

 schaffen;

schaffen; Perlen und Edelgesteine aber solten unnütze Mißgeburten des Meeres und der Erde seyn? da doch dieser zweyhundert vier und sechzig Sorten gezehlet würden. Erdmuth antwortete: sie müste ihre Unwissenheit gestehen: daß ihr außer des Gepränges kein Nutzen bekandt wäre; und daß die Zauberer ihnen träumen ließen: daß der Indische Schneckenstein/ und der in den Augen des Thieres Hiána befindliche Stein/ wenn man ihn auf die Zunge legte/ die Krafft des Wahrsagens zu wege brächte. Daß die Korallen dem Ungewitter widerstünden; daß der Stein Synochitis die Geister zu erscheinen zwinge/ und ein ander aus dem Pontus sie verjagte. Sie hätte auch mehrmals gehöret: daß nach gewissem Stande der Gestirne ihre Bilder denen Edelgesteinen eingegraben/ und geglaubt würde: daß sie hiermit auch derselben Krafft eingeflößt bekämen. Also solte der in einen Amethist geschnittene Wieder/ den/ der ihn trägt/ tieffsinnig; der in Berill gegrabene Löw beredsam; der Schütze im Schmaragd ansehnlich machen. Die Zwillinge im Goldsteine einem Freundschafft/ die Wage im Carniol Gerechtigkeit/ der Wassermann im Saphiere/ Eintracht zu wege bringen. Der Krebs im Topaß/ der Scorpion im Sardonich/ und die Fische im Jaspis/ solten den Febern widerstehen/ aber einen zu Lügen/ Unbestand und Ungerechtigkeit reitzen. Der Stier im Hyacinth/ die Jungfrau im Chrysolith/ und der Steinbock im Calcedonich solten zur Andacht und zum Ackerbau; das in Edelgesteinen befindliche Bild des Pegasus den Kriegs-Andromache den Eheleuten zur Liebe und Versöhnung/ Caßiopea zum Schlaffe/ der Schlangen-Mann wider Gifft/ Hercules zum Siege/ Jupiter im Schmaragde zur Annehmligkeit/ Mercur im Achat zur Weißheit/ Mars im Magnet zur Hertzhafftigkeit/ Venus im Türckis zur Schönheit/ Saturn im Onyx wider die Gramschafft; die Wasser-Schlange zu Reichthum/ der Centaurus zur Gesundheit/ Orion zum Siege/ der Adler zu grossen Ehren behülfflich seyn. Agrippine brach ein: sie begehrte in Vertheidigung der Edelgesteine sich mit keinen Träumen oder Aberglauben zu behelffen. Sie hielte von allen erzehlten Dingen so wenig als von denen unter gewissem Scheine der Gestirne gegossenen Siegeln der Araber und Egyptier/ welche die Einfältigen beredeten: das Siegel des Saturnus aus Bley/ worauf dreymal drey Zahlen geschrieben stehen/ derer jede funfzehn austragen/ hülffe denen schwangern Frauen zur Geburt/ denen Bittenden zur Erhörung. Jupiters zinnernes Siegel mit vier mal vier/ allezeit vier und dreißig austragenden Zahlen bringe Reichthum und Liebe des Frauen-Zimmers zuwege. Des Mars eisernes Siegel mit fünf mal fünf allezeit fünf und sechzig ausmachenden Zahlen vermöge Zwytracht und Unfruchtbarkeit zu stifften. Der Sonne mit sechs mal sechs Zahlen bezeichnetes Siegel aus Golde/ welche sechs mal hundert und eylfe in sich hielten/ solle die Krafft haben in allen Dingen den Träger glückseelig zu machen. Der Venus küpfernes Siegel mit sieben mal sieben Zahlen/ welche so viel mal hundert/ und fünf und siebenzig zusam̃en machten/ solle einem Gewogenheit und Fruchtbarkeit zuziehen. Des Mercur aus Silber/ Aloe/ Mastyx und Kweck-Silber zusammen gemischtes Siegel mit achtmal acht viereckicht zusammen gesetzten Ziffern/ die allenthalben zwey hundert sechtzig ausbringen/ solle dem Gedächnüß helffen/ künfftiger Dinge Wissenschafft zueignen; das silberne Mondẽ-Siegel mit neun mal neun/ auf allen Seiten drey hundert neun und sechzig ausmachenden Zahlen/ solle zu glücklichen Reisen/ und zu Erlangung fürtrefflicher Sachen

chen dienen. Alle diese Geheimnisse hätte sie vom Tiberius aus sonderbarem Vertrauen begriffen/ welcher solche abergläubische Müntzen und bezeichnete Steine nie von sich legte/ und diese aus der einflüssenden Krafft des Himmels/ jene aus der Lehre des Pythagoras/ welcher alles aus den Zahlen ergrübelt/ oder vielmehr hinter sie versteckt hätte/ zu rechtfertigen sich bemühete. Alleine alles dieses/ wie auch viel andere denen Steinen zugeschriebene Eigenschafften/ als daß der im Mund gehaltene Saphier Wahrsagung eingäbe/ Schlösser aufsprengte/ vom Jupiter einem die Herrschafft/ vom Saturn das Priesterthum zuzüge; daß der Chrysolith Gespenster vertriebe; daß der Jaspis beliebt/ der Beril weise machte/ der Diamant von keinem Hammer zerschlagen/ sondern nur durch Bley/ Bocks- und Löwen-Blut erweichet würde/ wären verlachens werthe Eitelkeiten; hingegen durch vielfältige Erfahrung zu Rom auf absondern Befehl des Käysers erhärtet: daß ieder Edelstein absondere und seltzame/ ob schon nicht so sichtbare Würckungẽ habe/ als der Magnet. Jedoch klebe der weiß-röthliche Carniol so handgreifflich am Holtze/ als der Magnet am Stahle. Uberdiß heilte er frische Wunden/ vermehrte die Freude/ widerstünde der Zauberey/ und stillte das Nasenbluten. Die Smaragdẽ-Mutter/ der grüne roth-ädrichte Jaspis/ welchẽ die Natur seines vielẽ Nutzens wegen mit Fleiß nicht unter Klüffte verborgen/ sondern über der Fläche der Erden reichlich zeuget/ stärcket fürtrefflich den Magen/ das Hertz und die Augen/ stopfte den Blut-Fluß/ stillte die Geilheit/ hülffe der Geburt/ diente wider Feber und Wasser-Sucht. Der allerhand-färbichte Agat/ in welchem die Natur ihre sonderbare Mahler-Kunst sehen liesse/ diente dem Gesichte/ stillte den Durst/ verursachte Träume/ heilte die Schlangen-Bisse/ und stärckte den Menschen. Der Sardonyx/ auf derer einem der Käyser des langsamen Fabius Tugenden abgebildet hat/ machte freudig. Die sechseckichten Beryllen vertrieben wie der Ag-Stein die Flüsse/ hülffen der Leber/ schärfften den Verstand. Der grünlicht-gelbe des Nachts leuchtende Topaß kühlte im Augenblick siedendes Waßer/ vertriebe die Mohnden-Sucht und Tollheit; widerstünde der Wasser-Sucht und Schwindung; seine Kräfften nähmen mit dem Monden ab und zu/ und bewehrte hiermit die so wohl der Steine/ als der Pflantzen Verwandschafft mit dem Gestirne. Der Lasur-Stein aber stellete gar einen blauen Hiñel mit güldenen Sternen für Augẽ/ wäre den Augen/ auch wider Schrecken und unzeitige Geburten gut. Der Chrysolith/ der des Nachts das Feuer/ des Tages das Gold eigentlich fürbildete/ ja neben welchem das Gold erblaßte/ und Silber zu werden schiene/ hülffe der Lunge und Lufft-Röhren/ vertriebe die Traurigkeit. Der blaue Amethyst benähme die Trunckenheit/ machte wachsam/ widerstünde dem Gifte. Der ihm nicht unähnliche Hyacinth kühlte den heissen Mund/ triebe das Gifft vom Hertzen/ widerstünde dem Blitze/ und machte schläfrig. Der allerblaueste Türckis erquickte das Hertz und Gesichte; ja wenn er in ein Glas gehenckt würde/ schlüge er zu grosser Verwunderung eigenbeweglich die Stunden. Der durchsichtig-blaue für aller Edelgesteine Edelgestein beruffene Saphier/ derer einer auff der Atlantischen Insel in der Grösse eines Hüner-Eyes gefunden worden/ heilete die Scorpion-Stiche/ innerliche Geschwüre/ tödtete die Spinnen. Der alle andere grüne Sachen wegstechende- und zu hellen Spiegeln dienende Schmaragd heilete den Aussatz/ erquickte das blödeste Gesichte/ tödtete das Gift; denen ihn lange ansehenden Schlangen zerflüssen davon die Augen/ und wäre ein Wunder-Bild der Keuschheit; sintemal er bey Ausübung der Geilheit in Stücken springe/ und daher von den Al-

ten der himlischen Venus gewiedmet worden wäre. Der die feurigsten Sternen überstrahlende Rubin / welcher gegen andere Steine so viel köstlicher / als das Gold gegen ander Ertzt seyn solte / und nicht nur in der Nacht glüende Kohlen fürbildete / sondern auch von keinem Feuer warm = weniger beschädigt würde / verjagte das flügende Gift / widerstrebte der Fäulnüß / machte hurtig / und stärckte die Lebens-Geister; ja / daß Sternen und Edelgesteine nicht nur einander geneigt wären / sondern jene auch diesen ihr Bild eindrückten / erhärtete eine gewisse Arabische Art der Rubinen; welche in sich sieben güldene Sternen nach der Ordnung / wie sie in dem Kopfe des gestirnten Ochsen stünden / hätten. Der blitzende Diamant / welcher nunmehr durchgehends für die Sonne der irrdischen Gestirne gehalten würde / verlachte alle Gewalt des Feuers / benähme dẽ Magnet seine Eisen-ziehende Krafft / zernichtete die Beschwerungen / entkräfftete das Gifft / verjagte den Alp; zerschnitte alle andere Edel-Gesteine / wie das Glas / und kriegte im Golde mehr Stärcke / gleichsam zur Lehre: daß Königen sich nur mit Königlichem Geblüte zu vermählen anständig wäre. Die Perlen stärckten das Hertze / erquickten die Lebens-Geister / hülffen den Miltzsüchtigen / steuerten der Pest / stillten das Hertz-Klopfen und den Schwindel. Die Cattische Hertzogin fieng an: Sie wären sämtlich Agrippinen für so heilsamen Unterricht verbunden; wordurch sie erwiese: daß sie von diesen Köstligkeiten mehr Verstand / als schwerlich alle Morgen-Länder hätten / die doch das Vaterland der meisten Edelgesteine bewohnten. Sie würde nichts weniger sich einer unverantwortlichen Vermessenheit schuldig machen; wenn sie an denen erzehlten / und durch die Erfahrung geprüfeten Kräfften wider so unverwerfliches Zeugniß zweifelte. Zumal sie sich selbst wohl bescheidete: daß die Natur nichts umbsonst machte / und nichts auf der Erde wäre / was nicht sein Vorbild / oder vielmehr seine Wurtzel im Himmel hätte. Alleine Agrippine würde vermuthlich selbst nicht in Abrede seyn: daß die gemeinen Krebs-Augen / das Hirschhorn / die Hecht-Zähne und andere unschätzbare Dinge ja so viel Würckung in der Artzney hätten / als die Perlen? Und manch mit Füssen getretenes Kraut würde der Edelgesteine Heilsamkeit zweifelsfrey die Wage halten. Es wäre nur aber in die Artzney eben die Eitelkeit / die sich der Taffeln bemeistert / eingeschliechen: daß nichts schmeckte / nichts den Kranckheiten abhülffe / was wohlfeil wäre. Also müste man nicht selten das beste / weil es gemein / verwerffen / damit man das unnütze desto theurer bezahlte. Wie dem allem aber wäre; so redete die Erfahrung für sie: daß hundert Centner Edel-Gesteine zum Ausputz der Hoffart / zum Zunder der Geilheit / hingegen nicht ein Pfund zur Artzney und andern heilsamen Würckungen verbraucht würden. Der Geitz hätte ja noch die Perlen in den Schachteln der Aertzte behalten; aber nur die geringen und in Muscheln zu zehn und zwantzig sich befindenden Staub-Perlen / umb darmit den schändlichsten Wucher zu treiben / und diesen unreiffen Sand so theuer / als wenn es die allervollkommensten und aus der von der Sonnen-Hitze geöffneten Muschel von sich selbst fallenden Haupt-Perlen Indiens gewest wären / anzuwehren; welche ihrer reinen Zärtligkeit halber in Essig zergeben sollen / und sich derogestalt zu Artzneyen besser schicken würden / als die Perlen der Abend- und Nordländer / welche sich kaum in marmelnen Mörseln zerstossen liessen. Nachdem nun dergestalt Perlen und Edelgesteine in der Artzney entpehrlich / durch wohlfeilere Mittel ersetzlich / und ihr Mißbrauch zum Wucher / zur Verschwendung / als mit derer Zerbeitzung Clodius und Cleopatra gleichsam

König-

Königreiche in einem Löffel verschlungen / zur Hoffart und andern Lastern so dienlich wäre / würde das Cattische Gesetze hoffentlich nicht zu verdammen seyn. Agrippine versetzte: Diß wäre so wenig ihre Meynung gewesen / als es in ihrer Gewalt stünde anderer Völcker Satzungen aufzuheben. Weil die Menschen aber sich nicht scheuetē fast täglich die Schickungē des Verhängnüsses zu tadeln / würde sie hoffentlich zum ärgsten nicht sündigen / wenn sie das Cattische Gesetze einer übrigen Schärffe beschuldigte. Daher das deutsche Frauenzimmer so grosse Ursache hätte den Richter-Stul der Catten / wie die Römischen Weiber das Rathhaus / zu besetzen / und auf des Cattischen / wie diese auf des Opischen Gesetzes Aufhebung zu dringen. Sintemal ihrem Bedüncken nach die Natur Perlen und Edelgesteine nicht nur zur Artzney / sondern zur Augen-Lust und zum Schmucke des menschlichen Geschlechtes gezeuget hätte. Denn wenn sie auf diß letzte ihr Absehn nicht gehabt / zu was Ende hätte sie Perlen und Edelgesteine so schön und gläntzend gemacht? welche sonst in die ungestaltesten Wurtzeln / in die stachlichsten Kräuter / in die bittersten Rinden die bewährtesten Artzney-Kräfften gesencket / ja durch ein besonder Geheimnüs fast alle Artzneyen widrig und abscheulich gemacht hätte. Solte denn / fieng Erdmuth an / die Natur selbst eine Handlangerin der Uppigkeit seyn / und der Menschen Eitelkeit mit Fleiß gewissen Werckzeug verschaft haben? Agrippine versetzte: Die Natur hätte die Edelgesteine zwar nicht zur Hoffart und Eitelkeit / aber wohl zum Schmucke und zur Zierde / wie die Gestirne und Blumen nicht allein zum Nutzen / sondern auch zur Ergetzligkeit der Menschen so schön gemacht. Erdmuth antwortete lächelnde: Sie wüste von dem Schmucke der Perlen und gläntzenden Steine / welche weder wieder den Frost dienten / noch die Sonnen-Hitze deckten / die anklebende Eitelkeit nicht abzusondern. Ihrem Bedüncken nach solte der Mensch sich mit seiner angebohrnen Schönheit vergnügen / und als das edelste Geschöpfe sie nicht von todten Dingen erborgen. Worinnen ihr der Topaß zum Beyspiel diente / welcher / wie er von Natur gewachsen / am schönsten wäre / vom künstlichen Schleiffen aber seinen Glantz verliere. Das Fleisch der Perlen-Austern aber hätte die Natur Zweifels-frey darumb mit einem so bösen Geschmacke versaltzen / daß den Menschen auch die Lüsternheit nach denen in ein so unflätiges Behältnüß versteckten Perlen vergehen solte. Diesemnach könte sie sich noch nicht überwinden / ihrem väterlichen Gesetze zu böser Folge so schädlichen Abbruch zu thun. Wer eines aufhübe / schwächte alle andere. Denn sie hiengen wie eine Kette an einander / und wäre keines so gut / das nicht etlichen mißfiele; zu ihrer Rechtfertigung aber genung: daß es den meisten beliebte / allen zu Nutz gereichte / und so lange getauert hätte. Ergo nahm sich Agrippinens unter dem Vorwande an: daß sie als eine Morgenländerin für den Preiß der Morgenländischen Schätze zu reden schuldig wäre; sagte also: Die Hertzogin Erdmuth käme der Schönheit und der menschlichen Herrschafft über alle andere Dinge in der Welt zu nahe. Die Bäume trügen nicht nur Früchte / sondern auch Blüthen. Also wäre der Mensch in seinē Leben sich aller Dinge theils zu seiner Nothdurfft / theils zur Annehmligkeit zu gebrauchen berechtigt. Jeder Sinn hätte was besonders zu seiner Erquickung. Das Gehöre erlustigte sich an Seitenspielē / der Geruch an Rosen und Balsamē / der Geschmack an niedlichen Speisen / das Fühlen an der Kitzelung. Warumb solte denn dem fürtrefflichsten Sinne / welcher alles erfindet / der mit der Seele die festeste Verbindnüs hat / ja der Königliche Stul der Liebe ist / nemlich dem Gesichte / sich an was schönem zu ergetzen verwehret seyn? Warumb leschet die

Natur nicht die rubinenen Flammen des Morgen- und Abend-Sternes / die diamantenen Strahlen der Sonne / den saphirnen Glantz des Himmels aus? warum vertilget sie nicht die Schmaragden auf den Kräutern / die Amethisten auf den Hyacinthen / die Chrysolithen auf den Narcissen / die Granaten auf den Rosen? Adelmunde fiel ein: Meinem Bedüncken nach verwirfft die Cattische Hertzogin nicht das Wohlgefallen an angebohrner / sondern nur die eitele Annehmung geborgter Schönheit. Denn jene ist in der gantzen Welt gerechtfertiget / und würde sie sonst mit der Natur selbst einen Krieg anfangen müssen: daß sie ihre und ihrer wunder-schönen Tochter Catta Lippen so reichlich mit Rubinen / ihre Wangen mit Corallen / ihre Brüste mit Perlen übersämet; ihre Haare mit Chrysolite besetzt / und durch die Sardonyche ihrer Haut so viel Adern aus Türckissen durchflechten / und zwey so schöne Saphire zu Augen ihnen in die Stirne gesetzet habe; welche eben so starck aller Anschauer Hertzen zu sich locktẽ / als die schmaragdenen Augen des auf des Hermias Grabe stehenden marmelnen Löwens die Meer-Fische verjagt hätten. Die Fürstin Catta begegnete ihr: Erato gäbe zwar eine gute Auslegerin der Meynungen / aber eine böse Mahlerin ab; denn sie heuchelte zu sehr / und schiene es: daß wenn sie die Welt nach ihren Gedancken abbilden solte / der Pinsel ihrer Gewogenheit alle Hecken zu Rosen-Sträuchen / und alle Sand-Körner zu Diamanten machen würde. Agrippine brach ein: Die gütige Erato hätte ein so gutes Auge über die Schönheit; daß niemand ihrem Urtheil widersprechen könte. Aber die Schönheit ersuchte das sämtliche Frauenzimmer wider die Catten zum Beystande: daß sie ihr nicht allen euserlichen Aufputz aberkennen möchten. Prangete doch der Himmel offt mit den Regenbogen / welche gleichsam von eitel Opalen zusammen gesetzet wären; die Erde und das Meer aber den Zeug dazu leihen müßte. Die Sonne überstreute die Wolcken früh mit Granaten / des Mittags mit Carniolen / des Abends mit Rubinen. Das stille Meer schmückte sich mit flüssenden Schmaragden oder Amethysten. Die Brunnen und Flüsse leckten von den Ertzt-Adern ihren Kern ab: daß sie Golde und Perlen sich könten sehen lassen. Die Reben umbhalseten die Ulmen-Bäume mit frembden Blättern zu prangen. Die Tauben spiegelten ihren gleichsam mit Berillen versetzten Hals / die Pfauen ihren Schwantz an den Sonnen-Straalen / der Hirsch wetzte seine Geweihe / der Elefant seine Zähne an den Felsen: daß sie mehr gläntzeten. Warumb solte dem Menschen / welchem als dem Herrn der Welt alles zu Dienste stehet / sich nicht mit allen ihm zu gefallen gewachsenen Schönheiten schmücken? Solte der mehr als perlene Hals der Fürstin Erdmuth und Catta was geringers als Perlen tragen? Solten ihre die Chrysolithen beschämende Haare mit was schlechterm als Edelgesteinen eingeflochten seyn? Und zwischen ihren mit Rubinen gekröneten Brüsten was unwehrters / als Rubinen und Diamanten hencken? Diese haben in Arabien zu der Schale ihres Wachsthums das feineste Gold zu unserm Unterrichte: daß die Schönheit nicht in Kutzen / sondern in Seide und Gold gekleidet / eine Seule aus Porphir auf keinen leinernen Fuß gesetzt / eine grosse Fürstin auf Agat gehen / und auf einem helffenbeinernen Wagen fahren solle. Alles dieses geschiehet aus keiner Eitelkeit / wenn nur der Stand der Menschen nicht vermischet würde; und nicht die / welche sich mit Zeugen aus Ziegen-Haaren vergnügen solten / Sammet und Silber-Stück trügen. Fürnemlich aber wäre Fürsten unanständig / wenn ihre Kleidung sie nicht von dem gemeinen Manne unterscheidete. Sie könten sich durch nichts mehr verächtlich machen / als durch eine so niedrige Sparsamkeit.

West-

Weßwegen des Lycurgus Gesetze: daß die Reichen und Armen/ vornehme und gemeine Bürger einerley Kleider tragen selten/ so geschwinde abgethan/ als verlacht worden wäre. Hätte doch die Natur den Löwen/ den Elefanten und andere fürnehme Thiere auch eusserlich mit einer ansehnlichern Gestalt/ als die unedlen begabt. Ja Gott selbst verschmähete bey seinem Gottes-Dienste weder Edelgesteine noch andern Schmuck. Bey den Egyptiern hätte so wohl der oberste Priester/ als die Richter einen Saphier/ als das Bild der Wahrheit/ am Halse hencken. Bey den Juden dörffte der Hohe-Priester nicht in das allerheiligste ihres Tempels gehen/ ohne einen mit zwölfferley Edelgesteinen versetzten Brust-Schild. Wer wolte diß nun als unrecht schelten / oder darinnen Eitelkeit suchen? Eben so wenig ist verdamlich/ wenn eine edle Frau ihrer Gestalt mit Perlen und Edelgesteinen eine Folge giebt/ wie man diesen bey der Einfassung selbsten unterlegt; wenn dieses nur nichts böses zum Zweck hat; sondern sie sich nur dem zu gefallen aufputzet/ der sie zu lieben Recht hat/ oder eine Fürstin sich bey einem Gepränge für was mehr als eine Bürgerin muß sehen lassen. Die Hertzogin Erdmuth fieng an: Sie müste gestehen: daß Perlen und Edelgesteine an sich selbst untadelhafte Geschöpfe der Natur wären. Aber an diesen schönen Aepfeln klebten zwey giftige Würme/ nemlich Geitz und Verschwendung/ welche den Kern aller grossen Herrschafften aufgefressen/ und die mächtigsten Völcker entkräfftet hätten. Bey allen diesen hätten ausländische Zierligkeiten und Trachten sich anfangs der Fürsten/ hernach des Adels/ endlich des Pöfels bemächtigt. Kein Verbeth / ja keine Armuth wäre mächtig dem Schwall der Kleider-Pracht zu widerstehen; wenn ihr schon nur wenig Lufft gemacht werden. Die Weiber machten Schlüsse: daß wenn die/ welche nicht besser/ als sie wären/ sich mit was neuem herfür thäten; könten ihre Männer ohne Verkleinerung sie nicht geringer halten; solte mancher auch sein halbes Vermögen an einen Stein wagen/ der zuweilen nicht so viel Groschen/ als sein Vorgänger Talent hat. Zu geschweigen: daß lüsterne Weiber endlich bey frembden Männern zu verdienen lernten/ was sie von ihren eigenen nicht zu erbitten getraueten. Erato begegnete ihr: Es wäre schon genung: daß die Fürstin Erdmuth die innerliche Güte der edlen Steine erkennte. Denn bey den Deutschen/ derer gute Sitten fast keiner Gesetze bedörfften/ wäre keine solche Verunehrung derer nur Fürsten anständiger Dinge zu besorgen. Sie hätte in keinem Lande grösseres Ansehen der Herrscher/ und zwischen Adel und Pöfel keinen mercklichern Unterschied wahrgenommen. Bey dem gemeinen Pöfel hätte die Einfalt/ bey den Edeln die Bescheidenheit/ bey den Gebietern die Unschuld ihre Wohnstadt. Zwar/ wenn gar niemand bey den Catten Perlen trüge/ würde kein Weib darmit es der andern vorzuthun sich anmassen; aber alle Edlen sich wohl beschweren können: daß / was zu Rom und in Gallien schon der niedrigsten Tracht worden/ in Deutschland auch Fürstinnen zu köstlich wäre; gleich als wenn andere Völcker für den tugendhaften Deutschen einen Vorzug hätten. Sie wunderte sich diesemnach/ wie zu den Catten ehe ein Gesetze wider übrigen Pracht kommen/ ehe der Pracht bey den Deutschen kentbar worden. Sintemal ja sonst die Erkäntnüß der Kranckheit für den Erfindungen der Artzneyen vorher gienge. Erdmuth antwortete: Sie hätte zwey solche Schutz-Frauen der Edelgesteine für sich/ daß man sie nur ihrentwegen werth zu halten/ die Catten aber ihnen zu Liebe ihr Gesetze aufzuheben Ursache hätten. Wormit auch Agrippine diese ihre Erklärung keiner Heucheley wegen verdächtig halten möchte/ wolte sie das hochschätzbare Geschencke der Käyserin Livie von einer so holden Hand danckbar annehmen/ und

und von ihrem Gemahl eine Milierung des Gesetzes erbitten: daß sie diese Perlen zum Andencken einer so freygebigen Fürstin/ iedoch zu Vermeidung schädlicher Nachfolgen nur an hohen Feyertagen tragen dörffte. Agrippine vergnügte sich höchst über dieser Entschlüssung/ und sagte: Fürsten wären für sich selbst von solchen Gesetzen/ welche übrigen Pracht und Kostbarkeit mässigten/ ausgeschlossen; wiewohl sie durch nichts bessers/ als durch ihr Beyspiel sie in Gebrauch bringen könten. Uberdiß wäre bey den Catten kein einschleichender Mißbrauch und schädliche Nachfolge nicht leicht zu besorgen/ weil in Deutschland keine Perlen und Edelgesteine wüchsen/ und die Catten keine darmit handelnden Kauffleute in ihr Land liessen. Zirolane fiel Agrippinen ein/ und sagte: Sie möchte Deutschland nicht für so arm/ und seinen Himmel nicht für so gar ungütig halten. Denn in dem Gebürge/ welches die Marsinger von dem Lande der Bojen/ ietzt Marckmänner schiede/ führten nicht nur unterschiedene Bäche Geld/ sondern man finde auch Rubinen/ Agathen und Granaten/ welche schöner/ als die Indianischen wären. Zwey Meilen von der Oder grübe man Diamanten/ und bey den Bojen in der Iser finde man grössere Perlen/ als Indien zeugte; ungeachtet die deutschen Perlen freylich kein so schönes Wasser/ die Diamanten auch nicht so durchdringende Strahlen hätten. Agrippine wunderte sich hierüber/ und sagte: Derogestalt wäre Deutschland reicher/ als Italien; welches nur auf der Spitze des Berges Vesuvius wenig gespitzte/ aber ziemlich schlechte Diamanten aufzulesen hätte. Daher wünschte sie von denen Deutschen wohl einige zu schauen. Zirolane nahm ihre Schnure Perlen vom Halse/ und reichte sie Agrippinen mit diesen Worten: Sie könte keine grössere Ehre/ und Deutschland kein grösser Glück geniessen/ als wenn Agrippine diese geringe Miß-Geburten ihres Vaterlandes nicht verschmähen würde. Agrippine fieng an: Soll ichs für Schertz oder Ernst annehmen: daß diß deutsche Perlen sind. Zirolane antwortete: Diese Perlen sind in der Iser gefischet/ und die Diamanten/ wormit das Schloß versetzt ist/ im Marsingischen Gebiete gegraben. Warlich diese Perlen/ sagte Agrippine/ sind viel grösser/ als sie im rothen Meere/ oder im Persischen See-Busem wachsen. Ich erfahre nun auch: daß die Schnure Perlen/ welche ein deutscher Handels-Mann nach Rom gebracht/ und der zu Rom gewesene Indianische Gesandte als eine grosse Seltzamkeit für seinen König Pirimal umb drey hundert Talent erkauffte/ nicht/ wie er vorgegeben/ das Atlantische Eyland/ sondern Deutschland zu ihrer Geburts-Stadt gehabt habe. Adelmunde fiel ein: Die Friesen brächten wohl auch aus denen Atlantischen Eylanden sehr grosse Perlen; und hätte ihr Vater Hertzog Ganasch eine ziemlich lange Schnure von denen dahin Schiffenden zusammen gebracht/ derer keine weniger/ als hundert und zwantzig Pfeffer-Körner wiege; zwey als Birnen gestallte Perlen aber hätten iede das Gewichte von zwey hundert und zwantzigen. Sie wären aber alle bleyfärbicht. Gleicher Gestalt brächten sie Perlen aus den Caledonischen Eylanden/ welche aber denen Atlantischen und Deutschen wichen. Agrippine versetzte: Vermuthlich würden die zu Rom verkaufften auch Caledonische gewest seyn; denn diese der Fürstin Zirolane wären schöner und grösser/ also auch würdiger gewest in Indien geführt zu werden. Sie hätten zwar nicht einen so durchsichtigen Glantz/ als die/ welche im Persischen See-Buseme/ bey Taprobana/ und hinter den Serischen Ländern im eusersten Ost-Meere gefangen würden/ aber eine ungemeine Rundte/ und eine wunder-würdige Grösse. Da hingegen nach dem Berichte des Indianischen Ge-

Gesandten die von Taprobana zwar die schönsten und rundesten in der Welt/ die grösten aber nur zwölff biß sechszehn/ die übrigen Indischen biß viertzig Pfeffer-Körner schwer/ und noch darzu gelblicht wären; wiewohl die Araber diese für viel tauerhaffter/ als die gar weissen hielten. Ob schon diese gelbe Farbe von nichts anderm herrührte; als wenn die Auster in der Muschel zu faulen anfienge/ ehe sie von der Sonnen-Hitze sich zu öffnen gezwungen würde. Denn wenn man sie mit Gewalt öffnete/ würden die in den Austern wachsende Perlen wie die Eyer in den Hünern meistentheils zersprenget. Adelmunde fiel ein: Bey solcher Beschaffenheit dörffte ich wohl glauben: daß der Indianer aus Werthhaltung/ nicht aber das Gespötte damit zu treiben/ die nordländischen Perlen gekaufft habe. Diß aber ist mir noch bedencklich: daß er sie so theuer bezahlet/ da doch bey so viel Arabischen/ Persischen und Indianischen Perlen-Fischereyen/ und da in einer Muschel so viel Perlen jung werden/ also der Alten Meynung/ als wenn die Perle das Hertze der Auster wäre/ eben so wohl/ als des Mitylenischen Clares/ welcher sie für ihre Gebeine hält/ falsch ist; ja die Perlen-Muscheln im Meere so häuffig/ wie die schwermenden Bienen ziehen sollen/ sie überaus wohlfeil seyn müsten. Agrippine antwortete: Sie wäre in diesen irrigen Gedancken auch gewest/ biß der Indianische Gesandte sie eines andern versichert/ und erzehlet/ wie die grossen Perlen meist zwölff Ellen tieff im Meere/ dahin unmöglich einiger Thau oder Sonnen-Straal dringen könte/ gefischet werden müsten/ und drey hundert Fischer-Nachen kaum zwey geschickte Taucher aufbringen könten. Ismene fragte: Ob denn diß wahr wäre: daß denen Perlen-Fischern von den Austern mehrmals Finger und Hände abgezwickt würden? Agrippine antwortete: Davon hätte sie nichts vernommen/ schiene auch ein blosses Getichte der Perlenhändler zu seyn/ weil die gefischten Muscheln feste verschlossen/ und von der Sonnen-Hitze offt kaum den funfzehenden Tag geöffnet würden. Deßwegen aber wären die Perlen im Morgenlande nichts desto wohlfeiler; weil die Indianer sie für was himlisches hielten/ und ieden glücklichen Tag mit einer Perle bezeichneten. Massen denn ein Arabischer Fürst eine acht und viertzig Körner wiegende Perle haben solte/ welche er seiner durchsichtigen Klarheit halber dem Könige Pirimal nicht für siebentzig Attische Talent hätte überlassen wollen. Weil nun diese nicht kleiner/ würde sie eine unverantwortliche Unhöfligkeit begehen/ wenn sie die allzu freygebige Fürstin Zirolane/ welche eine Zins-Frau über alle Perlen zu seyn verdiente/ eines so auserlesenen Schatzes verlustig machen solte. Sie vergnügte sich aber an derselben Anschauung und der von Deutschlandes Schätzen ertheilten Nachricht; wiewohl sie mit denen Indianern auf weisse Perlen/ weisse Diamanten/ weisses Brodt/ und weisses Frauenzimmer viel hielte. Zirolane aber weigerte sich ihr Halsband zurück zu nehmen/ mit dem Beysatze: daß sie die verweigerte Annehmung für nichts anders/ als ein nachtheiliges Urthel über der Deutschen allzu schlechte Schätze auslegen könte. Agrippine antwortete: So wolte sie denn lieber unhöflich als unrecht oder verdächtig seyn/ auch mehr für Ehre als eine Bürde schätzen: daß sie einer so vollkommenen Fürstin Schuldnerin bliebe. Thußnelde fiel ein: Für was würde nun sie sich erkennen müssen; nachdem Agrippinens unschätzbares Diamanten-Geschencke/ gegen welchen die Deutschen nur Glas oder Cristall zu seyn schienen/ alle Ausgleichung überstiege. Agrippine versetzte: Wenn die Diamanten gleich noch hundert mal so groß wären/ würde Thußneldens Freundschafft schon eine überwichtige Vergeltung seyn. Livia hätte deßwegen durch diese Art Steine sich in Thußneldens Gewogenheit einlieben wollen/ weil die

Diamanten ein so fürtrefliches Sinn-Bild zweyer verknüpfter Hertzen abgäben. Sintemal diese/wenn sie lange zusammen gerieben würden/ an einander unzertrennlich kleben blieben. Sonst aber wären nicht nur die Deutschen/ sondern auch die Indianischen Diamanten den Crystallen ähnlich/ als welche alle aus einer Crystallenen Feuchtigkeit gezeuget würden. Diese Deutschen müsten auch eine ziemliche reine Mutter haben/ dahingegen nicht nur die Mohrischen/ sondern auch/ welche in dem Desorenischen Theile Indiens/ wo doch an einem Orte über sechzig tausend Menschen stets diese Steine suchten/ und derer nicht wenig hundert und sechzig Pfeffer-Körner schwer antráfen/gegraben würden/nach dem Unterschiede ihres Erdbodens/ röthlicht/ gelblicht/ grünlicht aussähen/ und wo es sümpfícht wäre/ aufs schwartze stächen. Welche Mängel die Indianer des Nachts/oder unter dem dicken Schatten eines grünen Baumes viel genauer/ als andere Völcker beym hellen Tagelicht zu erkiesen wüsten. Thußnelde fiel ein: so solte sie der Grösse nach/ denen empfangenen Diamanten dis Vaterland zueignen/ wenn ihre allzu schöne Farbe es nicht zweifelhafft machte. Agrippine antwortete: des Indianischen Gesandten Berichte nach/ welcher aus denen Desarenischen/ Mambarischen Gruben/ wie auch von denen daselbst in einem flüssenden Wasser gefundenen spitzigen Diamanten einen ziemlichen Vorrath der Käyserin überbracht hätte/ solten diese auf Jamboli der grösten Insel der Welt aus einem Flusse gelesen worden seyn. Die Fürstin Ismene fragte hierauf: So würde sie ihr aus dem Grunde sagen kön̄en: Ob die gemeine Sage wahr sey: daß in der Welt keine grössere Diamanten/ als Haselnüsse wären/ gefunden würden? Agrippine antwortete: Livie hätte selbst einige grössere; Und der Gesandte hätte von seinem Könige versichert; daß er in seinem Schatze einen Diamant in Gestalt eines halben Eyes besäße/ welcher roh dreytausend sechshundert Pfeffer-körner gewogen hätte/ und nun derselben neunhundert und achtzehn wiege. Thußnelde/ die inzwischen aus einem Schrancken etliche Kleinode gezogen hatte/ fiel ein: dieses wäre sonder Zweifel der König aller Diamanten in der Welt/ ungeachtet derer in so viel Orten gefunden würden. Jedoch hätte Deutschland noch eben so wol/ wie Persien seine Türckisse/ was besonders zu zeigen/ was weder in Indien/ noch einig ander Land besäße. Hiermit reichte sie Agrippinen ein Halsband von Opalen/ welche nur bey den Quaden zwischen dem Flusse Cusus und Grauna gefunden würden. Agrippine sahe sie verwundernd an/ und betheuerte: daß sie in Rom nicht zehn Stücke Opalen/ welche diesen aber nicht das Wasser reichten/ gesehen hätte. Ihre Seltzamkeit wäre aus des Nonius Hartnäckigkeit/ welcher lieber sein Vaterland/ als einen Opal hätte entpehren wollen; und daher/ daß zu Rom eben so wol der Opalen/ als Schmaragde Vaterland unbekandt wäre; ihre Schönheit aber daraus zu urtheilen: daß in selbigem des Rubins Feuer/ des Amethystes Purper/ des Schmaragdes grünes Meer vereinbaret wäre. Thußnelde bat hierauf Agrippinen: sie möchte diese geringen Steine nicht verschmähen zu behalten/ wormit zu Rom hierdurch ihr zweifelhafftes Vaterland entdecket werden möchte. Agrippine fieng an: Ich sehe wol: daß die Natur Deutschland mit Perlen/ Rubinen/ Granaten/ Opalen/ Diamanten und Agstein zu bereichern allzu grosse Ursache gehabt; weil die Freygebigkeit in seiner Einwohner Hertzen zu Hause ist; und sie sich niemanden durch Wolthaten überwinden lassen wollen. Ich wil dieses unschätzbare Kleinod zwar annehmen/ aber nicht für mich/ sondern für die Käyserin; welche zweifelsfrey solche einem Heiligthume wiedmen wird; weil sie durch ihre immerthauende Regenbogen genungsam ihre himmlische Verwandnüs

wandnüs erhärteten; und also dazu würdiger/ als die so genennten Ammons-Hörner wären. Thußnelde aber bat: Agrippine möchte ihre Höfligkeit aus so schlechten Sachen/ welche in Deutschland nur Katzen-Augen hießen/ nichts so grosses machen; sondern selbte mit denen im Flusse Achelous befindlichen Milch-Steinen bedecken/ welche die Vergessenheit würcken solten.

Inzwischen/ als das Frauenzimmer durch diese und andere annehmliche Unterredungen die Zeit verkürtzte/ gab der Feldherr und Hertzog Arpus dem Sentius Saturninus Gehöre/ welcher zum ersten beym Fürsten Flavius abgetreten war/ und im Nahmen des Tiberius ihm mit hundert versprochenen güldenen Bergen geliebkoset hatte. Sein Anbringen bestand in grossen Freundschaffts-Versicherungen des Tiberius/ welcher zugleich alle anwesende Fürsten und Grossen zu denen Käyserlichen Spielen nach Meyntz einladen ließ. Beym Schlusse seines andern Vortrags lenckte Saturnin auf seinen Eydam den Hertzog Segesthes ab; und bat: daß weder der Feldherr seiner Widersetzligkeit halbē gegē Thußneldes Heyrat/ noch auch die sämtlichen Fürsten deswegen/ daß er zum andern mal die Waffen wider die Deutschen geführet/ auf einige folgende Rache gegen ihn sinnen möchten. Wenn zwischen zweyen Nachbarn sich ein Krieg entzündete; wäre nichts gefährlichers/ als auf zwey Achseln tragen; nichts schwerers/ als sich auf die rechte Seite schlagen. Denn der Ausschlag des Krieges wäre ungewiß/ der Sieger aber behielte allemal Recht. Segesthes hätte zwar seiner Geburt halber Ursache gehabt/ die deutsche Seite zu erkiesen; die von den Römern empfangenen Wolthaten aber hätten bey ihm/ wie bey allen edlen Gemüthern das Gewichte bekommen. Da nun Segesthes bey seiner Wahl etwas versehen hätte/ müste er wol ein Theil der Schuld auf seine eigene/ und ein Theil auf seiner Gemahlin Sentia Achseln schieben. Sie selbst wären klug genung zu urtheilen/ was eine beliebte Frau über ihres Eheherrn Gemüthe für einen aufgehenden Stern hätte. Der Feldherr und Arpus entschuldigten unter dem Vorwand wichtiger Reichs-Geschäffte ihre Dahinkunfft; entweder weil sie für eine allzu gefährliche Verträuligkeit hielten/ sich als die Häupter Deutschlandes in die Hände eines unversöhnten Feindes zu trauen; oder weil die Zusammenkunfften der Fürsten/ da jeder den andern an Pracht und Klugheit zu übertreffen bemühet ist; beyderseits Hofeleute auf alle Worte und Tritte hundert Augen aufsperren/ und selbige nach ihren Gemüths-Regungen ausdeuten/ ins gemein neue Zwytracht und so viel Unglück/ als die Näherung des Monden und der Sonne Finsternüs würcken. Jedoch vertrösteten sie den Saturnin: daß unterschiedene Fürsten ihre Stelle vertreten/ und den Tiberius der Deutschen Aufrichtigkeit versichern würden. Wegen Segesthens erklärete sich der Feldherr: Er hätte an seiner Tochter Thußnelde so viel gutes empfangen: daß er ihr zu Liebe alles empfangene Unrecht vergessen würde; weñ er sie schon nicht dem gemeinen Wesen zum besten eben so/ wie die/ welche er dem Vaterlande angethan/ durch den Frieden-Schluß ausgetilgt hätte. Hertzog Arpus aber erklärte sich hierüber deregestalt: die Deutschen hielten es für ehrlicher/ einen beleidigen/ als hassen; daher wären sie gewohnt bey ihren Versöhnungen allen Zunder der Rachgier auszuleschen/ nicht aber unter der Asche der Freundligkeit nur zu verbergen. Bey solcher Bewandnüs möchte Segesthes glauben: daß alle seine Vergehungen nicht nur in ihren Hertzen/ sondern auch in ihrem Gedächtnüsse verlescht wären. Jedoch würde Saturnin ihnen nicht zumuthen können eine Schlange im Buseme zu nähren; also Segesthen seiner eigenen Wolfahrt halber verwarnigen: daß er der Deutschen Langmuth und

und das Rad des Glückes an einer Schnure zu haben ihm nicht solte träumen lassen. Sintemal dieses ohne einen Schritt weiter zu thun sich auf der Ferse umbzuwenden/ mehrmals mißbrauchte Gütigkeit aber in eine unversöhnliche Raserey/ wie die erzürneten Tauben in erboste Raubvögel zu verwandeln gewohnt wäre. Saturnin erklärete sich hierauf: der Stein des Anstossens wäre mit der Römischen Feindschaft aus dem Wege geräumet/ und würde Segesthes hinfort nicht nur ein treuer Sohn des Vaterlandes/ sondern auch ein Werckzeug seyn der Deutschen Verträuligkeit mit den Römern immer mehr zu vergrössern/ derer Treue und Aufrichtigkeit er Zeither von Grund aus erkennen zu lernen mehr als jemand anders Gelegenheit gehabt hätte. Weil nun Saturnin zugleich berichtete: daß Segesthes unweit von der Stadt des Feldherrn und des Hertzog Arpus Erlaubnüs erwartete sich mit ihnen zu ersehen/ schickte der Feldherr den Grafen von Barby ihn einzuholen. Es gieng wenig über eine Stunde vorbey: daß Segesthes sich nur mit sieben Casuariern einfand. Denn ob er zwar noch für unterschriebenem Frieden von den Catten nach Meyntz geliefert worden war/ entschlug er sich nunmehr mit allem Fleisse aller Römischen Begleitung. Der Feldherr empfieng ihn mit der allerfreundlichsten/ Arpus aber mit etwas ernsterer Gebehrdung. Segesthes mühete sich zwar seinen innerlichen Kummer mit euserlicher Freundligkeit zu verhüllen/ aber seine Bangigkeit ward durch unterschiedene Seufzer/ verbrochene Worte und Enderung der Farbe verrathen. Denn weil das Gewissen zugleich Ankläger/ Zeuge und Richter ist/ entfället auch dem Verwegensten der Muth sein Gerichte mit unverwendeten Augen auszutauern. Daher sticht die Unruh eines ihm übel bewusten Gemüthes/ wie der Eßig in dem süssesten Weine/ und die Schwärtze durch den weissesten Gips für. Sein Vortrag war kurtz; jedoch konte er seine Fehler/ wie die Verwundeten ihre Schäden/ nicht gantz unberührt lassen/ ungeachtet weder eines noch das andere ohne Empfindligkeit geschicht. Denn wie die Verstellung allzu sehr verrathener Beleidigung den Argwohn ärgster Rache nach sich zeucht; also hat es einen Schein ärgster Hartnäckigkeit/ wenn einer sein offenbares Laster mit gar nichts entschuldigt. Seine Vertheidigung aber bestand in der allgemeinen; da nemlich die/ welche ihre Verbrechen sonst niemanden auf den Hals zu schütten wissen/ sie durch ein neues Laster dem Verhängnüsse zumässen; gleich als der Himmel gut genung wäre an seine Reinigkeit unsere Schandflecken zu wischen/ und seinen Sternen nur Gestalten giftiger Thiere einpregen zu lassen. Er erwehnte selbst die nachdrücklichen Warnigungen beyder ihn hörenden Hertzoge; aber/ sagte er/ bey dem/ welcher zu einem gewissen Unglücke versehen wäre/ verfiengen keine gute Rathschläge. Kein Mensch hätte noch die Staffel dieser Vollkommenheit erreicht: daß er sich/ oder jemand andern aus dem Nothzwange seines Verhängnüsses hätte befreyen können. Diesemnach wäre alle Behutsamkeit vergebens/ alle Versehung umbsonst. Denn der Mensch rennte mit sehenden Augen in sein Unglück/ wie die Schafe ins Feuer. Uberdis verfiele man bey so grossen Zufällen und Veränderungen auf so viel Scheidewege: daß der Allervorsichtigste nicht allemal den rechten treffen könte/ sondern in dem verwirrten Spiele der Welt wider Willen zuweilen den Blinden abgeben/ und denen Sehenden sich zum Gelächter machen müste. Nunmehr aber hätte er Gott zu dancken: daß mit dem ausgekläreten Zustande Deutschlandes er sein gantz Gemüthe umbgedrehet zu seyn fühlete/ und seine bisherige Unfälle ihm allererst die Augen aufgesperret hätten den Angelstern seines Glückes nirgends anders/ als gegen Nord zu suchen/ und die Deichsel seines Fürhabens nicht anders wohin zu kehren/

als wohin ihm so wol das Glücke/ als die Liebe des Vaterlandes selbst den Weg wiese. Hertzog Arpus kam mit allem Fleiß dem Feldherrn/ welcher Segesthen mehr Ehrerbietigkeit zu erweisen Ursache hatte/ zuvor/ und antwortete: Wenn eine zerfallene Freundschafft nur aufrichtig ergäntzet würde/ kriegte sie wie die zerbrochenen und wolgeheilten Beine mehr Stärcke; also/ daß beyde hernach ehe anderwerts/ als an dem beschädigten Orte brechen würden. In diesem Vertrauen nehmen sie ihn zum Freunde so willig auf/ so behertzt sie und das Glücke/ ja der seine eigene Kinder zur Rache wafnende Himmel ihn verfolgt hätten. Sein/ und tausend andere Beyspiele erhärteten: daß noch niemand den Degen wider sein Vaterland gezückt/ den er ihm nicht selbst durch die Hand gestochen. Mehr wäre Segesthen nicht zu sagen. Denn er würde zweifelsfrey schon in sich gegangen seyn/ und ihm selbst mehr eingehalten haben/ als einem zukäme/ der die Feindschafft/ wie sie/ schon abgelegt/ oder vielmehr vergessen hätten. Eines aber könte er mit Ehren und Gewissen nicht unterlassen/ nemlich ihn bey der Liebe seines Vaterlandes und seiner ruhmwürdigsten Kinder/ welche keine Wildigkeit auch den Thieren abzulegen verstattete/ zu beschweren: Er möchte nicht einem Weibe zueignen/ was er/ vermöge des in sein eigen Hertz geschriebenen Gesetzes der Natur/ denen erstern beyden schuldig wäre. Die Entfrembdung dieser Liebe wäre zuweilen des Vaterlandes Fall/ aber allemal des von seiner Pflicht absetzenden Leichen-Brett. Die Römer/ welche ihr eigenes Vaterland Alba eingeäschert/ und mehrmals Rom zu verlassen vorgehabt hätten/ liebkoseten zwar eine Zeitlang denen/ welche sich zu Werckzeugen frembder Dienstbarkeit gebrauchen liessen/ aber diese wären ihnen hernach bis zu ihrem Untergange ein Dorn in Augen: Niemand hätte mit grösserm Eiver als Masanissa seinem Vaterlande das Seil an die Hörner binden helffen; gleichwol hätte sein Enckel Jugurtha nackend in einem stinckendem Gefängnüsse ersticken und erhungern müssen. Die Heduer trügen nun/ aber wol verdient/ ein zweyfaches Joch/ weil sie im Anfange untergebückt: daß Julius die Last den andern Galliern aufbürden können. Nichts sicheres aber könte Segesthes thun/ als wenn er durch anderer Augen in sich selbst sähe. Solte Rom die Catten und Cherusker zu Knechten machen; so würden die Chassuarier und Dulgibiner nicht Zeit haben nach der Freyheit sich umbzusehen. Würden sie aber für einen Mann beysammen stehen/ so hätten sie sich auf den gemachten Frieden/ oder auch auf allen Fall auf ihre Kräfften zu verlassen. Kein Riese wäre so starck/ daß er einem Pferde einen gantzen Schwantz ausrisse/ oder ein Gebund Pfeile zerbräche; eintzelweise aber wäre es auch Zwergen nicht zu schwer. Kein Feind hätte den Deutschen noch was abgejagt/ wenn sie nicht ihre Zwytracht zum Vortheil voraus gehabt: Und die Römer hätten lernen klein zugeben/ so bald nur drey oder vier deutsche Fürsten wären unter einen Hutt gebracht worden. Daher Segesthes weder aus Hoffnung/ noch aus Furcht von den Deutschen mehr abzusetzen und zu den Römern sich zu schlagen Ursach haben würde/ wenn sie nicht glauben solten: daß er entweder aus keinem deutschen Geschlechte entsprossen sey/ oder sein gantz Geblüte sich in Galle verwandelt hätte. Sie trauten ihm aber nunmehr nach dem Erkäntnüsse dessen/ was das Verhängnüs und das Vaterland von ihm forderte/ so viel Freundschafft als Klugheit zu: daß er allen andern Fürsten in Deutschland ein Vorbild unabtrennlicher Treue abgeben würde. Nicht nur alle Chassuarier und Dulgibiner würden mit ihm in den deutschen Bund treten; sondern auch die Allemänner/ Longobarden und Marckmänner nach sich ziehen. Daher hätte er und alle Fürsten ins künfftig wol grosser Vorsicht von nöthen. Deñ

es wäre mit ihnen wie mit den Ziffern/ eine eines stünde offt für tausend; und ein einiger von ihnen begangener Irrthum gebiere ihrer unzehlich bey gantzen Völckern. Die Anfälligkeit aber des Bösen wäre ärger/ als das böse selbst. Segesthes/ welcher wol verstund: daß wenn Stahl und Stein zusammen kämen/ Feuer geschlagen würde/ und also klein zuzugeben von nöthen hatte/ antwortete: Wie er nicht zweifelte/ daß von denen beygelegten Mißhelligkeiten keine Narbe eines beschuldigenden Gedächtnüsses übrig blieben sey; also würde seine künftige Bezeigung darthun: daß er nichts von seinem alten Mißtrauen in seinem Hertzen behalten habe/ sondern die Wolfahrt des Vaterlandes sein oberstes Gesätze/ und dessen Liebe seine Richtschnur seyn würde. Hierauf umbarmte der Feldherr und Arpus Segesthen/ jener bändigte ihm auch den in der Schlacht verlohrnen Degen wieder ein/ mit dem Beysatze: Wenn er diesen Degen nicht wieder verlieren wolte/ solte er ihn nie wider sein Vaterland zücken/ wider desselbten Feinde nie zu feste stecken haben. Segesthes bedanckte sich zwar hierfür/ nam aber selbten und zerbrach ihn in kleine Stücke/ darbey meldende: dieser Degen wäre so befleckt/ daß sein Widerschein ihn allezeit schamroth machen würde; daher solte er nicht mehr an seine Seite kommen. Nach diesem kam auf ein gegebenes Zeichen Fürst Siegesmund in das Zimmer/ fiel für Segesthen auf das eine Knie nieder/ und bat: Er möchte ihm zu Gnaden wenden: daß nicht so wol sein Wille/ als Unglück ihn verleitet hätte wider das erste Gesetze der Natur zu sündigen/ nemlich ein Werckzeug zu seines Vatern Gefangenschafft zu seyn. Im Kriege würden nicht nur die Augen/ sondern auch die Vernunfft verbländet; und denen Rechten der Natur der Mund gestopft. Nichts destoweniger wäre sein Gewissen viel zu zart sich aller Straffe zu entziehen; wenn nicht die Gütigkeit seines Vatern vorher sein Verbrechen ausleschte. Sintemal auch der seinen Vater Lajus unwissentlich tödtende Oedipus seine Unvorsichtigkeit nicht gelinder/ als mit Ausreissung seiner Augen gestrafft hätte. Segesthes konte nicht anders thun/ als seinen Sohn aufheben/ und ihm zu sagen: Er erkennete hierinnen die Schickung des gerechten Verhängnüsses; welches mehr als sein Sohn die Waffen wider ihn geschärffet hätte. Diesem hätte er zu dancken: daß/ was er als Vater dem Vaterlande leides gethan/ der Sohn durch seine Treue zugleich gut gemacht hätte. Irrthum könte kein Werck verschlimmern/ wo der Vorsatz wol angezielet gewest wäre. Keiner aber könte besser seyn/ als der für des Vaterlandes Heil angesehen wäre. Diesemnach müste er gestehen: daß der Sohn rühmlicher geirret/ als der Vater sein Absehn verfolgt hätte. Und wenn Siegesmund diesen Fußstapffen nachgehen würde/ könten auch seine Fehltritte nicht getadelt werden. Ingviomer/ Flavius/ Jubil/ Catumer/ und andere Grossen/ bey denen Sentius Saturninus inzwischen im Nahmen des Tiberius grosse Freundschaffts-Bezeugungen abgelegt hatte/ traten hiermit in das Zimmer/ und unterbrachen durch ihre freundliche Begegnungen zwischen Segesthen und Siegesmunden zu beyder Vergnügung die empfindlichste Unterredung; da den Sohn seine kindliche Gemüths-Regung/ den Vater das Gedächtnüs seiner Fehler schamroth machte. Fürnemlich aber nam dieser Siegismunds Entschuldigung wider desselben Meinung für eine Beschuldigung auf; da denn nichts gewöhnlicher als daß man sich dis am meisten zu hören schämet/ bey dessen Vollziehung wir uns nicht einmal gefärbet/ oder ein Bedencken gemacht haben. Sentius Saturninus erinnerte hiermit: daß Segesthen der versprochene Reichs-Schluß/ in welchem alle wider Segesthen vorhin gemachte Schlüsse abgethan werden solten/ ausgehändiget werden möchte. Worauf der Feldherr auch den Aufsatz

zur Stelle zu bringen befahl/ und mit seiner Unterschrifft denen andern Fürsten vorgieng. Als es aber an Hertzog Jubiln kam/ hielt er mit seiner Feder eine geraume Zeit inne. Wie nun der Feldherr dessen Ursache erkundigte/ gab dieser schlaue Fürst zur Antwort: Er könte sich sobald nicht auf seinen ihm entfallenen Nahmen besinnen. Hierüber entstand zwar ein ziemlich Gelächter/ aber Segesthes empfand dis als die spitzigste Stachel-Rede im innersten seines Hertzens; gleich als wenn dieser scharfsinnige Fürst allen deutschen Fürsten unvermerckt verwiese: daß sie bey Ausfertigung dieses der Deutschen Freyheit nachtheiligen Schlusses außer acht gelassen hätten/ wer sie Zeither gewest wären. Gleichwol aber ward er von allen unterschrieben/ und Segesthen ausgehändigt. Der Feldherr stellte hierauf Befehl die Taffel zu bereiten/ und verfügte sich mit allen Anwesenden in Thußneldens Zimmer. Wie mächtig diese Fürstin nun ihrer war/ so überfielen sie doch bey dem Anblicke ihres Vaters und des Sentius Saturnus zwey so ungleiche Gemüths-Regungen: daß man ihre Verwirrung ihr an Gesichte und Gebehrden ansah. Ob nun zwar die heftigste vom Saturnin herrührte/ als welcher mit Vermählung seiner Tochter Sentia an Segesthen/ zwischen Thußnelden und ihres Vaters Hertzen eine ewige Trennung gestifftet hatte; so verhüllete sie doch diese empfindliche Schwachheit unter die lobwürdigen Freuden-Thränen/ mit denen sie die geküssete Hand Segesthens als mit einem reichen Thaue überschüttete. Sie selbst bat sehr beweglich: Segesthes möchte diese für einen Zoll ihrer Treue und Ergetzung über seiner so annehmlichen Umbarmung anzunehmen würdigen. Ihr Hertze wäre Zeit seiner währenden Entfernung von Traurigkeit/ wie die Erde des Winters vom Froste verschlossen gewest. Nunmehr aber öfnete es sich von seiner annehmlichen Gegenwart/ wie diese im Frühlinge von den Strahlen der Sonne. Ihre Augen fliessen so viel Zähren/ als einen Schweiß ihrer angefeuerten/ oder als einen flüssenden Zeug ihrer von Liebe und Treu schmeltzenden Seele herfür. Segesthen giengen gleichfals die Augen über/ und sagte er: seine Vergnügung liesse sich gleichfals nachdrücklicher mit saltzichten Thränen/ als flüchtigen Worten ausdrücken; Weil er seine liebste Tochter/ die vollkommene Freude seines Hertzens/ nun nicht allein als eine Gemahlin des ruhmwürdigsten Feldherrn/ sondern als eine fruchtbare Wurtzel des Cheruskischen Hauses umbhalsen könte. Ja wenn beydes nicht genung wäre ihn mit einem Ubermaße der Freuden zu überschütten/ so käme noch darzu: daß er sie nicht rechter seine Tochter/ als seine Erlöserin nennen müste. Denn ihr Beyspiel hätte an ihr wahr gemacht: daß kein Gefängnis so feste verriegelt/ keine Kette so hart gestählet seyn könte/ welche nicht die Liebe auf- oder zu zersprengen wüste. Bisher hätte er ihm eingebildet: daß seine Sehnsucht alle andere Regungen überwachsen hätte; Nunmehr aber verkleinerte sie seine Vergnügung über ihrer Wieder-Erlangung/ und zernichtete den gemeinen Irthum: daß der Genüß eines Dinges nicht so süsse/ als das Verlangen darnach wäre. Thußnelde holete hierüber einen tieffen Seufzer/ und sagte: Wolte GOtt! daß dieser Genüß niemals mehr durch einigen Eckel vergället werde; und daß die Liebe in Vereinbarung der Gemüther nicht schwächer seyn möge/ als er ihr in Zerbrechung der Ketten und Kerker zugeeignet hätte. Segesthes umbarmete sie/ und antwortete: sie solte dieses für ein ungezweifeltes Kennzeichen seiner unzertrennlichen Liebe annehmen; welche/ weil das Wesen ihrer Seelen einander nicht selbst umbarmen könte/ sich mit Umbfassung ihres Behältnüsses vergnügen müste. Wie die Sonne keine Strahlen von sich liesse/ welche sich nicht mit andern Gestirnen/ unserm Gesichte/ Edelgesteinen und andern

Geschöpffen vermählten; Wie das Meer keinen Tropffen Wasser verwendete/ ohne selbtes mit der Erde oder Lufft zu vermischen; also könte auch ihrer beyder so reine Liebe nicht ohne Vereinbarung der Seelen sich auslassen. Sonst würde auch die vollkommenste eine Bewegung ohne Ziel/ eine Reise ohne Ruh/ und eine Verirrung ohne Ende seyn. Weil nun nichts leichters ist/ als sich der Leichtgläubigkeit eines uns liebenden Hertzens mißbrauchen; ungeachtet nichts niedrigers und schwärtzers zu finden; wurden Thußnelde und der Feldherr durch so bewegliche Betheuerungen unschwer beredet: daß in Segesthens Seele weniger Falschheit/ als in einem offtmals gereinigten Magen Galle übrig blieben seyn könte. Also verneuerten sich ihre Umbarmungen; und/ weil eines Herrschers holdes Auge die erste Bewegung aller anderer Liebkosungen ist/ war niemand nicht in gegenwärtiger Versammlung/ welcher nicht dem andern mit Ehrerbietung überlegen zu seyn sich bemühte. Inzwischen ward die Taffel in dem nechsten Saale bereitet; bey welcher die deutschen Fürsten ihre Vertäuligkeit durch Ausleerung nicht weniger mit köstlichem Rheinweine gefüllter Hörner und Gläser verneuerten; als wormit sie zugleich ihre Hertzen so viel aufrichtiger auszuschütten/ und ihre Freundschaffts-Schlüsse am festesten zu versiegeln vermeinen. Unterdessen befunden sich doch unter allem diesem Gepränge scheinbarer Vertäuligkeit nicht alle vergnügt. Segesthen reitzete der Dorn seiner Schande und der Verdruß über dem Genüsse so vieler unverdienter Gewogenheiten zu einer heimlichen Rache. Sintemal die menschlichen Gemüther nichts säuerer ankommt/ als die Beleidigten zu lieben und mehr Wolthaten zu Danck annehmen/ als man verdienet. Ismene seufzete/ wenn schon andere Ursachen ihrem Munde das Lachen abnöthigten/ nach ihrem abwesenden Zeno; konte sich also nicht überwinden den doch mit so viel Sieges-Kräntzen ansehnlichen Fürsten Catumer für was bessers/ als für einen Bräutigam ihrer Unruhe/ und für eine Schiffbruchs-Klippe ihrer Glückseeligkeit anzuschauen. Catumer hingegen hatte stets/ jedoch Wechsels-Weise/ ein Auge des Antlitzes oder des Gemüthes auf die Chaucische Fürstin Adelmunde; gleich als diese zwey einander/ wie die ihre Eyer durch bloßes Anschauen ausbrütenden Straußen/ ablösen müsten/ umb ihre Vergnügung reif zu machen. Fürst Siegesmund war zwar von Zirolanen zu einer stillschweigenden Anbetung gebracht worden; alleine seine Augen bemühten sich so viel arbeitsamer zu seyn. Unter allen aber schätzte sich Flavius noch für den glückseeligsten. Denn ob ihn sein Glücks-Stern zwar nicht so hoch erhöhete; daß er sich in den Augen der Königin Erato eine Soñe zu seyn unterstehen dorfte; meinte er doch in der Abwesenheit des Fürsten Zeno die Stelle des Monden zu vertreten berechtiget zu seyn. Ihr Hertze hingegen war mit so viel Zweifels-Knoten umbflochten; sonderlich nach der letztern Schlangen-Wahrsagung: daß weder ihre Vernunfft/ noch ihre Neigungen sich aus der Liebe des Zeno und Flavius auszuwickeln wusten. Der Tag gieng mit der Taffel und tausend aufwallenden Gemüths-Regungen zur Neige. Nach dem sie aber aufgehoben war; bediente sich Flavius des Vortheils oder vielmehr der Freyheit/ welcher der Wein ins gemein den Zügel was reichlicher enthengt/ die Königin Erato in Thußneldens Zimmer zu begleiten/ und ihr zu sagen: Allerschönste Königin; nunmehr hat der Himmel uns alle Pforten der Glückseeligkeit aufgesperret. In ihrer Willkühr bestehet es nun entweder Armeniens Königin durch Hülffe der mir geneigten Römer/ und mit mir eine Fürstin Deutschlands zu seyn; oder mich in äuserste Verzweifelung zu stürtzen. Das Verhängnüß redet mir das Wort; der mit meiner Schwester vergnügte Zeno hat mir mit Fleiß

die Stelle geräumet; Ist es nun nicht rathsamer mit mir die selbstständige Liebe zu umbarmen/ als mit denen an dem abspenstigen Zeno hangenden Gedancken ihrem Schatten und eigenem Unvergnügen nachrennen? Erato seufzete und antwortete: Großmüthiger Flavius/ es ist mir so schwer Armenien/ als ihm seine Königin zu besitzen; Und mir so unmöglich des Zeno als meiner zu vergessen. Auch scheinet mir unglaublich: daß Flavius sich mit einer Seele unauflöslich verbinden könne; welche sich ihn so leichte von ihrer andern Helffte hat trennen lassen. Darumb mäßige Flavius sein Verlangen von der/ die ihm so wol wil/ ein mehrers zu begehren/ als sie ihm zu gewehren mächtig/ und ihm anzunehmen gut ist. Liebet er mich aber/ wie er vorgiebt/ so schone er meiner/ und mühe sich nicht meine Pflicht zu einer Dienst-Magd meiner Schwachheit zu machen. Er ist vernünftiger als ich/ darumb stehet ihm vielmehr zu mein Hertze wider sich selbst zu verhärten/ damit mich die Tugend nicht verlasse/ umb seinen Versuchungen zu folgen/ und mich nach den Eitelkeiten des verschmäheten Armeniens lüstern zu machen. Die Ankunfft einer Person in das Zimmer oder vielmehr seine eigene Verwirrung hinderte den Flavius nicht allein in einem Gegen-Satze; sondern verstörete ihm auch durch tausenderley Auslegungen ihrer Worte seine gantze Nachtruh. Gleichwol aber heuchelte er seiner Begierde so weit: daß er die Königin Erato zu erlangen nicht mehr für unmöglich hielt; wenn er ihr nur mit sich den Besitzthum Armeniens zubrächte. Die Grund-Steine dieser Einbildung waren: daß niemand mehr nach Kron und Zepter seufze/ als der sie aus Einfalt verschmähet hat; und daß die erste Regung der Eyversucht/ damit sich Erato schon vorher gegen dem Fürsten Zeno loßgegeben hatte/ der vergehenden Liebe letztes Athem holen sey.

Folgenden Morgen unterließen Agrippine und Saturninus nicht ihre Einladung zu dem dem Käyser zu Ehren angestellten Feyer aufs beweglichste zu wiederholen. Womit auch ihnen ihre Einladung so viel mehr ein Ernst zu seyn schiene/ theilten sie im Nahmen des Tiberius/ an statt der sonst gewöhnlichen beinernen-höltzernen- oder ertztenen/ zierliche Gast-Zeichen aus Golde allen Fürstlichen und andern hohen Personen aus; welche man in zwey gleiche Theile von sammen schüben oder schrauben konte. Worvon der eingeladene Gast die eine/ der Wirth die andere Helffte zum Merckmale des eingegangenen Gastrechtes zu behalten pflegte. Auf dem/ welches der Feldherr Hermann bekam/ war auf dem einen Theile Pylades/ auf dem andern Orestes künstlich geschmeltzt. Thußnelde bekam eines/ darauf Telemachus Minerven bewirthete. Auf Jngviomers stand das vom Menelaus dem Telemachus und Pisistratus gegebene Mahl. Auf dem der Königin Erato war geetzt; wie die gutthätige Calypso den scheuternden Ulysses bewillkomte. Ja jedes dieser kostbaren Gast-Pfänder hatte was nachdenckliches auf sich. Uberdis lieferte Agrippina im Nahmen des Germanicus dem Feldherrn eine güldene rundte Platte ein/ umb welche alle Schutz-Götter der Gäste/ nemlich Jupiter mit den Donner-Keilen/ Venus/ Minerva/ Apollo/ Castor/ Pollux/ die Hauß- und Strassen-Götter gebildet waren. In der Mitte aber stand die schärfste Betheuerung und Flüche/ da denen Eingeladenen das wenigste Leid geschehen solte. Zwischen diesem Eyde war überdis durch Schmeltz aufs zierlichste ausgedrückt/ wie Jupiter den ihm von dem Menschen-Fleische seiner erwürgten Gäste zu Essen-gebenden Lycaon in einen Wolff verwandelt. Weil der Feldherr keinen Schein einigen Mißtrauens von sich blicken/ noch auch von den Deutschen urtheilen lassen wolte; daß ihre Gramhaftigkeit der Römischen Höfligkeit nicht würdig wäre; gab er selbst Anlaß: daß seine Gemahlin Thußnelde/ Erato/

Catta/ Jsmene/ Zirolane/ Adelmunde/ Hertzog Flavius/ Ingviomer/ Catumer/ Siegesmund/ Marcomir/ Sesitach/ Sebald/ Reinold/ Arnold/ und viel andere deutschen Helden nach Meyntz reiseten/ denen Käyserlichen Ritter-Spielen beyzuwohnen. Tiberius hatte inzwischen an Pracht und anderer nöthigen Anstalt nichts vergessen/ was so wol zu würdiger Bewillkommung so vornehmer Fürsten/ als zu Andeutung seines Gernesehens nöthig schien. Hierzu veranlaste ihn nicht nur der neue Friede und Freundschafft/ welche nach beygelegtem Zwist am geschäfftigsten ist seine gute Neigungen zu bewehren/ oder zu bescheinigen; sondern auch der Deutschen Art; welche über alle andere Völcker der Welt das Gastrecht für was gar überaus heiliges halten. Denn ob wol die freundlichen Griechen ihre Gäste desto ehrlicher zu empfangen absondere Aempter in Städten hatten/ die gastfreyen Cretenser allemal neben ihrem Tische einen andern für frembde Gäste/ und den dritten für den bewirthenden Jupiter deckten die freygebigen Megarenser und Corinthier/ so gar ihre Kriegs-Gefangenen als angenehme Gäste unterhielten/ und ohne Lösegeld frey liessen; die gutwilligen Nachbarn des Flusses Phasis jedem Schiffbruch-leidenden über ihren Unterhalt noch drey Minen mit auf den Weg gaben; die Calabrer das ihrige auf Gäste zu verschwenden für Ehre hielten; ja fast allenthalben das nur mit Saltz und Brod gestifftete Gastrecht der Bluts-Freundschafft vorgezogen wird; also/ daß wegen dieser Verbindung der dem Priamus verwandte Teucer für die Griechen wider sein Vaterland zu kämpffen kein Bedencken trug; so thun es doch die Deutschen und Gallier in Bedienung ihrer Gäste allen andern zuvor. Denn sie nehmen nicht nur Steinfrembde umbsonst auf/ und halten es für Schande sie umb Geld wol zu bewirthen; sondern sie geben auch selbten entgegen/ und streiten gleichsam umb die Ehre ihnen gutes zu thun. Denn sie halten alle Gäste für heilige und GOtt angenehme Leute/ also für ärgstes Laster ihnen Leid zu thun/ oder wiederfahren zu lassen. Nichts ist in ihrem Hause für ihnen verschlossen; alles muß sodenn bey Tische voll-auf/ und denen Wegziehenden/ nichts/ was sie nöthig haben oder verlangen/ versagt seyn. Und hierinnen machen sie so gar zwischen Bekandten und Frembden keinen Unterscheid/ und gleichwol rechnen sie alles diß für keine Wolthat/ machen auch daraus keine Verbindligkeit. Dieses sind die Sitten der freygebigen Nord-Länder; woraus bey den Griechen dieses Gerichte erwachsen: daß Toraxis und andere Scythen ihre Gäste für Götter anbeteten. Diesen wolte nun Tiberius seinen Römern zu Ehren nichts nachgeben; als welcher bey seinen vielen Lastern doch viel Tugenden/ und darunter diese fast am vollkommensten hatte: daß er gastfrey war/ und wie vorzeiten Cajus Gracchus zu Rom/ täglich offene Taffel hielt. Diesemnach muste die deutschen Fürsten Germanicus/ den Adel Apronius zu Meyntz für dem Thore mit allerhand Säiten-Spielen und vielem Gepränge empfangen. Tiberius selbst kam ihnen mit dem fürnehmsten Römischen Adel bis an die Pforte seines Hauses entgegen; reichte allen Deutschen die rechte Hand; grüssete einen jeden absonderlich/ denen Fürsten küssete er das Haupt/ dem Frauenzimmer die Stirne/ als einen heiligen Sitz des Schutz-Geistes. Hingegen wolte er dem deutschen Adel durchaus nicht verstatten: daß sie ihm zum Zeichen ihrer tieffen Verehrung die Knie anrührten; betheuerte auch: daß die Ankunfft so hochgeschätzter Gäste ihm unfehlbar etwas gar gutes bedeutete. Denn bey Fürsten wird zuweiln eine blosse Unterlassung einer geringen Zierligkeit für einen Schimpff und Beleidigung aufgenommen. Flavius und Thußnelde musten des Tiberius eigene Zimmer einnehmen/ und die fürnehmsten Römer denen andern ihre bequämsten Wohn-Städte räumen. Gallien hatte von beydes

Meeren genungsam zuzuführen / umb allem Mangel an kostbarer Unterhaltung abzuhelffen/oder vielmehr den Uberfluß der Natur/und das Vermögen der Römischen Verschwendung sehen zu lassen. Zu denen Spielen war oberhalb Meyntz an dem Rheine ein weiter Platz ausgezeichnet / und in Gestalt eines Schau-Platzes mit Gestülen für viel tausend Zuschauer umbgeben. Agrippine führte alles deutsche Frauenzim̃er auf einem Schiffe dahin/ welches einen güldenen Wallfisch/ die Ruderer aber schupffichte Wasser-Götter fürbildeten. Rings umbher schimmerten viel kleine/ theils wie Sirenen/theils wie Meerschweine gebildete Nachē/ welche mit annehmlichen Säiten-Spielen die Luft / wie die Sonne mit einer liebkosenden Wärmbde erfülleten. Die deutschen Fürsten und Ritter aber wurden vom Sentius Saturninus zu Lande dahin begleitet. Sintemal diese wol wusten: daß die Deutschen und Persen/welche ihre Kinder bald zum Stecken-Reiten gewöhnten/und im gewissen Alter auch an statt der Senfften sich der Pferde bedienten/für Schande hielten dahin zu fahren/ wo sie hin reiten könten. Der erkiesete Schau-Platz bildete recht die länglicht rundte Renne-Bahn des beym Trasimenischen See vom Hannibal erlegten Flaminius ab/ welchen er neben den bald nach vertriebenen Königen erbauten Tempel der Bellona aufgeführt hatte. Für die Römer und Gallier waren im eusersten Umbkreisse; für die eingeladenen Deutschen aber in der Mitte der Reñebahn zwischen den Bildern des Neptun/ der Thetis/ und Achilles unter einem vergüldeten Himmel wolabgetheilte und mit Persischen Teppichten bedeckte Gestühle bereitet; auch eine grosse Anzahl des Römischen Adels und Frauenzimmers diese vornehmen Gäste zu unterhalten verordnet. An der geraden Seite des Ey-länglicht-umbschlossenen Platzes war ein Tempel des Krieges zwar nur aus Holtze gefertigt/ aber so wol gemahlet: daß er dem außerhalb der Stadt Rom stehenden steinernen Tempel der Bellona/ welchen Appius Claudius gebaut hatte/ an Seulen/ Pforten/ und allem gantz ähnlich/ darmit aber unterschieden war: daß an statt der Claudier/ der sieben Römischen Könige Bilder zwischen den Seulen zu schauen waren. Für diesem Tempel stand auch/ wie bey dem zu Rom/ eine niedrige Seule/ an welcher die neuen Kriege angezeichnet wurden. Sie hatten kaum ihre Stühle besessen/ als gegen über sich die Pforte des Tempels mit einem grossen Gethöne kriegerischer Hörner öffnete/ und vier Herolde zu Pferde heraussprengten / drey mal umb den Tempel rennende allezeit rufften: Krieg! Krieg! endlich jeder an erwehnter Seule einen Spieß aufhieng; und an die Seule mit Röthe voraus gesprochene Worte anschrieb. Hierauf folgte auf einem Feuer-rothen Wagen/ welchen vier Trachen zohen die Schwester und Gemahlin des Kriegs-Gottes. Sie war in Blut-rothe Seide gekleidet; in der rechten Hand hielt sie eine brennende Fackel/ in der lincken eine Sichel. Auf dem Haupte hatte sie einen Helm/ zerstreute Haare. Zu den Füssen einen Schild/eine Peitsche und allerhand Waffen. Umb den Wagen giengen sieben nackte Priester/ welche mit Messern ihre Armen und Beine zerkerbten; das daraus flüssende Blut aber mit den holen Hand-Tellern auffiengen uñ einander zutrancken. Für dem Wagen giengen zwölf Unholdinnen mit schwartzen Pech-Fackeln. Ihm folgten zwölf einäugige Riesen / und so viel geharnschte Zwerge/ jene mit grossen Käulen / diese mit Bogen und Pfeilen. Als Bellona zu der Krieg-ankündigenden Seule kam / rieß sie nach Art der zum Kriege ausziehender Bürgermeister einē Spieß davon zu sich / schlug damit wider die Seule und warf selbten grimmig weg: daß er in der Erde stecken blieb. Hierauf fieng sie an zu singen:

Rom/ Frau und Haupt der Erde/
Mein wohlgerathen Kind/
Hemm' einmal deine Pferde.
Denn deine Siege sind
Nunmehr biß an den Rhein/ und hoch genung gebracht.
Der ist nicht Siegens werth/ der keinmal Friede macht.

Du wirst mit Lorbern prangen/
Die Welt dich beten an/
Ob ich dir dein Verlangen
Gleich nicht gewehren kan:
Daß Elb' und Weser wird dein neues Eigenthum.
Die Tugend krieget nicht umb Wucher/ nur umb Ruhm.

Kein Ziel der Mord-Lust finden/
Ist ein Cyclopen-Krieg;
Sich selber überwinden/
Ist aller Siege Sieg.
Weil das Verhängnüß nun steckt deinem Krieg ein Ziel.
So sey vergnügt mit dem/ was Stern und Himmel wil.

Jedoch must du nicht schlaffen;
Stets ruhen ist nicht gut.
Der Rost frißt stille Waffen/
Bewegung dient der Fluth.
Erörter mit dir selbst: welch Bürger deiner Stadt
Der Tugend höchsten Preiß den Krantz verdienet hat.

Nach dem Beschlusse ihres Singens erhub sich ein abermaliges Krieges-Gethöne; und Bellona rennete zwischen denen sie umbgebenden Schaaren gleichsam wütende hin und her. Hierauf ließ sich ein annehmlicher Schall von Seitenspielen hören/ nach welchen die Unholden/ die Riesen und Zwerge einen künstlichen Tantz anfiengen. Darinnen die Riesen bald mit ihren Käulen die Unholden/ bald diese die Riesen mit ihren Fackeln verfolgten; die Zwerge sich aber bald zu einer/ bald zu der andern Seiten schlugen/ und durch ihre Geschwindigkeiten theils mit dem Bogen-Schüssen/ theils mit ihren leichten Sprüngen einem und dem andern einen Vortheil abrennten. Als dieser Tantz sich kaum geendigt hatte/ öffnete sich das Thor auf der Ost-Seite der Renne-Bahn/ durch welches der alte Arcadische König Evander; welcher auf dem Palatinischen Berge das erste Schloß in Rom gebauet haben soll/ mit einem Hauffen halb auf Arcadisch/ halb auf Römisch gekleideter Kriegsleute einzoh. Diesem folgte ein ertztener von vielem Eisen schwirrender und von vier Wölfin gezogener Sieges-Wagen/ an dessen Hintertheile eine übergüldete Wölfin mit zwey saugenden Kindern künstlich geetzt war. Darauf saß Rom in Gestalt eines siebenjährigen/ aber wohl-gerüsteten Kindes. Hinter dem Wagen folgte der den Romulus fürstellende Tiberius zu Pferde/ mit hundert alten Römern/ welche theils Arcadisch/ theils Phrygisch/ theils nach Art der alten Lateiner aufzohen. Für ihm ward getragen das Gemählde der von ihm viereckicht-gebauten Stadt Rom mit vier Pforten seines Vejentischen Sieges/ und der Raub der Sabinischen Weiber. Nach dem Romulus hatte Germanicus mit Vorstellung des andern Königs Numa Pompilius auf einem von Maul-Thieren gezogenen silbernen Wagen seinen Aufzug. Darauf war Egeria/ wie sie auf ein brennendes Altar Weyrauch streute/ gemahlet. Für ihm trugen vier Vestalische Jungfrauen das von Troja in Italien gebrachte ewige Feuer/ drey Priester das zu Troja vom Himmel gefallene Bild der Pallas/ zwölff Salische Priester des Kriegs-Gottes in gemahlten Röcken mit eisernen Brust-Stücken so viel Ancylische Schilde; derer einer zur Zeit des Numa/ als ein Merckmal ewiger Herrschafft/ gleicher gestalt vom Himmel gefallen seyn soll. Diesem folgten hundert wohlgewaffnete Leib-Schützen oder Celures. Den dritten Aufzug machte der den kriegerischen Tullus Hostilius vertretende Asprenas/ auf einem von vier Luchsen gezogenen rothen Wagen. An selbtem war das Bild der Rache zu sehen; welche den Horatius zu Durchstechung seiner Schwester; den Hostilius zu Zerreissung des Metius Fufetius anstiftete. Für ihm ward das Bild des Kriegs-Gottes/ die mit Ruthen umbwundenen Bürgermeister-

Weile / das Gemählde von Uberwindung der Curatier / der Stadt Fidena / die Einäscherung der Stadt Alba und die Aufnehmung der Albaner in Rom fürgetragen. Ihm folgten hundert aufs beste gewaffnete Römer / halb zu Pferde / halb zu Fusse. Der vierdte war Cäcina auf einem mit vier Walachen bespannten Wagen / der Vorsteller des die Kriegs- und Friedens-Künste miteinander vermischenden Ancus Martius. An seinem blauen Wagen war das güldene Bild des Glücks geetzt / welchem dieser König den ersten Tempel in Rom gebaut. Seinen Ruhm stellten die vorgetragenen Bilder des über die Lateiner erhaltenen Siege / der erweiterten Stadt Rom / der gebauten Brücke über die Tiber / und des bevolckten See-Hafens Ostia für. Nach ihm folgten ebenfalls funfzig Reiter / und so viel Fuß-Knechte. Der fünfte Aufzug war des Tarquinius Priscus / oder des seine Stelle vertretenden Norbanus. Er saß in einem gantz güldenen Sieges-Wagen auf einem helffenbeinernen Stule / in einem mit Gold und Seide gestückten Rocke. Den mit allerhand bunten Blum-Wercke besämten Wagen zoben vier mit einem köstlichen Zeuge belegten Hengste. An dem Wagen war das Bild der Pallas aus Corinthischem Ertzte künstlich erhoben; weil er aus Griechenland eben so wohl allerhand Künste und Wissenschafften / als alle obige Zierrathen zu erst nach Rom gebracht. Für dem Wagen wurden von eitel Wahrsagern getragen zwölff abgebildete Städte der Thuscier / Sabiner und Hetrurier; welche er mit ihren Völckern überwunden; wie auch der Grund-Riß des Capitolium / und seine Gebäue wider die überlauffende Tiber. Die ihm nachfolgenden Kriegsleute waren mit viel bessern Waffen / als seiner Vorgänger ausgerüstet. In dem rechten Aufzuge vertrat auf einem mit eitel Sternen beworffenen Wagen Stertinius die Stelle des Servius Tullius. An dem von vier weissen Ochsen gezogenen Wagen war das Bild des Verhängnüsses gebildet / welche des Tullius Haupt mit einer Flamme überschüttete; weßwegen ihn des Tarquinius Gemahlin Tanaquil / als einen künftigen Herrscher unter ihre Kinder aufnahm. Für ihm wurden unterschiedene Taffeln getragen / auf welchen die Abtheilung des Römischen Volckes / die Unterscheidung des Adels und der Zunften / die Austheilung der Schatzungen / und anderer Wirthschaffts-Anstalten; der Riß von Erweiterung der Stadt und der sie umbgebenden Graben; die Uberwindung der Sabiner / und die Demüthigung der Vejenter zu schauen war. Ihm folgten hundert gewaffnete Römer in einer bessern Ordnung / als alle vorher. Den siebenden Aufzug hielt Lucius Apronius unter dem Nahmen des hoffärtigen Tarquinius in einem Purpur-Kleide auf einem mit Edelgesteinen besetzten / und von drey Panthern gezogenen Wagen; an welchem die Hoffart / die Herrsch-Sucht / und Grausamkeit Tullien des Tarquinius Gemahlin über die blutige Leiche ihres ermordeten Vaters Tullius mit denen Pferden zu sprengen reitzten. Vorher ward das bey angefangenẽ Baue des Capitoliums ausgegrabene Menschen-Haupt; der Abriß seines grossen Tempels; ein Verzeichnüß der von ihm gesetzten Feyertage / und die Gemählde seiner wider die Sabiner und Hetrurier erlangten Siege getragen. Die dem Wagen nachfolgenden Römer waren so wohl mit Werckzeugen der vom Tarquinius ausgedachter Peinigung / als Waffen versehen. Nachdem alle diese einmal umb die Renne-Bahn gezogen waren / machten die sieben Könige mit ihren Aufzügen umb Bellonen einen Kreiß / Rom aber stellete sich Bellonen gleich gegen über / und fieng nach einem starcken Gethöne der Kriegs-Hörner an folgendes zu singen:

Auf festen Grund Palläste bau'n/
Auf Stämme gute Pfropfer setzen;
Füllt zwar das Auge/ last sich schau'n/
Schafft so viel Frommen/ als Ergetzen.
Der aber thut ein Werck/ das beydes übersteigt/
Der Schlösser legt in Grund/ und Stämme selber zeugt.

Mein Adler ist der Grund und Fuß
Der ew'gen Stadt Rom zu nennen;
Das Welt und Meer verehren muß/
Dem alle Völcker Weyrauch brennen.
So viel ein kräfftig Quell beschämt die faule Bach/
So viel gibt iede Zeit auch meiner Jugend nach.

Und diese sieben Söhn' allhier/
Die Erst-Geburthen meiner Stärcke/
Gehn allen andern Römern für;
Was sie gethan/ sind Wunderwercke.
Der ersten Jahre Kern hegt stets das beste Blut/
Der Anfang ist stets heiß/ der Fortgang schwächt die Glut.

Weil aber eine Sonn' allein
Ist unter sieben Irre-Sternen;
Und aller Blumen edler Schein
Sich für der Rose muß entfernen;
Die Tugend einen Krantz nur einem setzet auf.
So zeigt/ wer ihn verdient/ durch euren Kampf und Lauff.

Nach Endigung dieses Liedes renneten die sieben Könige auf ihren zweyrädrichten; iedoch sonst auf vielerhand Arten unterschiedenen Wagen mit einander umb die Renne-Bahn die Wette; hernach stritten nicht nur sie von den Wagen mit Werff- und Abschüssung vieler Warff-Spiesse und Pfeile; sondern auch die/ welche sie begleiteten/ aufs zierlichste gegen einander. wie beydes auf der Flaminischen Renne-Bahn in den Tauri'schen Spielen zu geschehen pfleget/ welche dem blutigen Saturnus und andern unterirrdischen Göttern zu Ehren pflegen gehalten zu werden. Am wunderwürdigsten aber war bey diesem Rennen zu schauen: daß die faulen Maul-Thiere des Numa denen andern schnellen Thieren so gleich die Wage hielten/ die unbändigen Luchse/ so wohl als des Martius Walachen/ den Zügel des Hostilius vertrugen; die sonst langsamen Ochsen des Tullius der feurigen Geschwindigkeit der den Priscus führender Hengste nichts bevor gaben; die grimmigen Panther für dem hoffärtigen Tarquinius sich so sehr demüthigten; und fürnemlich: daß die Wölffe sich so freundlich geberdeten/ als wenn sie unter eitel beliebten Papegoyen wären; oder in ihrer Haut eitel freundliche Latonen wohneten/ und nach etlichen Rennen sie nicht alleine allen andern Thieren zuvor kamen; sondern auch die Pferde gantz stätig und hiermit die Meynung wahr machten: daß die angespannten Pferde/ wenn sie in eines Wolffes Fußstapfen treten/ gleichsam gefroren und unbeweglich würden. In dem Gefechte thäten in allen sieben Hauffen auch ein ieder das beste; und müheten sich diese mit geschickter Wendung ihrer Pferde; jene mit Vortheilhafftigkeit ihrer Schilde und Waffen; viel mit Arglist durch Netze und Riemen/ andere durch ihre Geschickligkeit die Oberhand zu behaupten. Wie denn ieder Hauffe mit allen andern Wechsels-weise zu treffen kam. Endlich erhielten doch die Gefärthen des Romulus/ wie ihr Führer für allen andern so viel Vortheil; daß der andern sechs Könige Hauffen wider den einigen Romulus ein stillschweigendes Bündniß zu machen schiene/ und mit gesamter Hand dem Romulus auf den Hals dringen wolten. Bellona aber rennte mit ihrem Anhange darzwischen/ und/ nachdem für ihr nicht allein alle die Waffen sincken ließ/ sondern der gantze Schau-Platz gleichsam verstummete/ fing sie an zu singen:

Nun ists/ ihr edlen Helden Zeit
Von Kampf und Rennen aufzuhören;
So wohl-bewehrte Tapferkeit
Strebt nicht nach Rache/ nur nach Ehren.
Der Erde Schatten reicht zum Monden höher nicht;
Kein Neid verfinstert ie der höchsten Tugend Licht.

Zieht euch nicht eures Romulus
Verdienten Vorzug zu Gemüthe;
Weil ihm zum Vortheil dienen muß
Der Wölffin Milch/ des Mars Geblüte.
Was Wunder? daß an dem nichts eure Tugend schafft.
Der Gott zum Vater hat/ und wilder Thiere Krafft.

Ihr-

Uhrheber meiner grossen Stadt/
Die dich zur Göttin macht auf Erden/
Und dich für längst vergöttert hat/
Dir muß mein lorbern Siegs-Krantz werden.
Nim hin der Tapferkeit verdienten Ehren-Preiß:
Weil sich kein Römer dir nicht zu vergleichen weiß.

Nach vollendetem Gesange wendete sich Bellona/ und fuhr in erster Ordnung wieder in den Tempel. Die Römischen Könige aber renneten mit allerhand zierlichen Wendungen so geschickt durch einander: daß es nicht ohne Verwunderung zu schauen war/ wie die einander so begegnenden Wagen nicht an einander stiessen. In diesen geschickten Verflechtungen wiechen die andern sechs Könige dem Romulus allezeit mit Ehrerbietung aus; und am Ende beschlossen sie seinen Wagen in die Mitte. Hierauf hielten der Könige Begleiter zu Pferde einen von den kriegerischen Spartanern erfundenen Roß-die zu Fusse aber einen von den Cureten angegebenē Waffen-Tantz. Hiermit überfiel den Schau-Platz die finstere Nacht; aus der Lufft aber kam in Gestalt eines fallendē Sternes Prometheus gefahrē; welcher mit einer breñenden Ruthe sich durch die oberste rundte Oefnung in Bellonens Tempel herab ließ. Dieser ward inwendig alsofort mit viel Lichtern erfüllet: daß es durch die Fenster und Pforten nicht anders schien/ als wenn er in vollem Feuer stünde. Kurtz darnach kam Prometheus mit Bellonen wieder auf ihrem Wagen aus dem Tempel gefahren/ und hatte für sich ein von ihm aus Golde gearbeitetes Bild des Käysers Augustus. Bellona aber/ als sie zwischen die sieben Könige kam/ wendete sie sich gegen dem in der Mitte haltendē Romulus/ und fieng an zu singen:

Vergnüge/ Romulus/ mein Sohn/
Dich am Genüsse dein[illegible] Preises;
Ich gönne dir den Tugend-Lohn/
Den Ruhm des gantzen Erden-Kreises;
Doch mein ertheilter Krantz steht dir nicht länger an/
Nun mir ein himlisch Licht die Augen aufgethan.

Beschaue des Prometheus Bild/
In dem ein himlisch Feuer glimmet;
So bald die Zeit wird seyn erfüllt/
Die das Verhängnüß hat bestimmet/
Wird Rom durch seinen Geist beseelt und glücklich seyn;
Ja ihm wird sich die Welt zum Tempel weihen ein.

Der grösten Sieger Helden-Geist
Wird sich für seinem scheu'n und flüchten.
Der/ wo Nil/ Ister/ Tagus fleust/
Nur Wunder-Wercke wird verrichten.
Ja Rom/ für dem die Welt und Mars sich bücken muß/
Legt Schwerdt und Sieges-Fahn selbst für Augustens Fuß.

Die Adler/ welche Jupiter
Ließ umb den Kreiß der Erde flügen/
Wird er von Delphis bringen her/
Rom sie zum Heiligthume kriegen.
Und seines Zepters Maaß wird künftig bringen bey:
Daß Rom/ nicht Delphis mehr/ der Erde Nabel sey.

Hat Romulus den Grund gelegt;
So wird August doch Rom erst bauen.
Wo ietzt der Leim ein Stroh-Dach trägt/
Wird Gold und Marmel seyn zu schauen;
Er macht das Dorff zur Stadt/ zum Meere seinen Fluß;
Drumb tritt den Preiß nur ab dem andern Romulus.

Bey wehrendem Singen stiegen sechs Könige von ihren Wagen/ hoben das Bild des Käysers August von dem der Bellonen/ und setzten es mit grosser Ehrerbietung neben den Romulus/ welchem er seinen empfangenen Lorber-Krantz aufs Haupt sätzte. Alles was sich im Schau-Platze nur regen konte; rennete oder tantzte. Zwischen diesen Freuden-Bezeugungen sang Bellona folgende Reyme:

Der Ruhm des ersten Romulus
Wird blühend seyn/ weil Rom wird stehen.
Denn seine Herrschafft war der Fuß
Des Reiches/ das nie wird vergehen.
Der and're Romulus/ Augustus aber soll
Zum Erden-Haupt erhöhn Rom und sein Capitol.

Rom wird zwar als ein Heiligthum
Des ersten Königs Hütte preisen.
Allein Augustens Glück und Ruhm
Wird Welt und Himmel Ehr' erweisen.

Wer'z neu' und alte Rom auch mit der Zeit beschaut/
Bekenn't: Dort habe Kunst/ die Einfalt hier gebaut.

Nach diesem erhellete sich die Lufft mit unzehlbaren Stern-Feuern; derer etliche sich nach und nach der Erde näherten/ und zugleich vergrösserten. Diese wurden endlich im Schau-Platze für die sieben Irr-Sterne/ und ihnen nachfolgenden sieben Plejades erkennet. Jene gesellten sich alsofort zu den sieben Römischen Königen; und zwar Saturn zum hoffärtigen Tarquinius; Mercur zum geschickten Servius; Jupiter zum Kunst-liebenden Priscus; Venus zum beliebten Martius; Mars zum streitbaren Hostilius; der Monde zu dem andächtigen Numa; die Sonne zum Romulus; vielleicht/ weil dieser der Uhrheber der lebhafften Stadt Rom/ wie die Sonne der Brunn des Lebens/ und die Seele der Welt ist. Bey der Ankunfft dieser Gestirne war niemand in Begleitung der sieben Könige/ der nicht eine weisse Wachs-Fackel/ niemand wuste bey dieser Geschwindigkeit/ woher/ in die Hand bekam. Das Sieben-Gestirne der Plejaden aber verfügte sich zu dem Wagen des Romulus/ und fieng nach siebenerley Seiten-Spielen an zu singen:

Der Sterne sieben Könige
Sind lüstern worden nach der Erde.
Sie fahrn aus der saphirnen Höh':
Daß ihnen kund und wissend werde/
Was für ein himlisch Glantz die Renne-Bahn erhell't/
Was für ein göttlich Bild bestrahlt die Unter-Welt.

Die sieben Irr-Sterne hielten hierauf einen künstlichen Tantz umb den Wagen des Romulus/ darauf Augustens Bild stand. Sie näherten sich Wechsels-weise diesem Bilde/ und zeugten ihre Begierde es genau zu betrachten. Bey dem Schlusse fuhren die Plejaden im Singen fort:

Daß es Prometheus Diebstahl sey/
Kan dieses Bildes Zeug beweisen.
Dionens Ertzt/ Saturnens Bley/
Der Zien des Zevs/ des Mavors Eisen/
Der Sonn: Gold ist hier/ des Monden Silberfeur/
Und der Queck-Silber-Geist des flüchtigen Mercur.

Die Irr-Sternen verneuerten hierauf ihren Tantz/; und nach diesen die Plejaden ihren Gesang:

So ist's/ des Himmels Feuer-Dieb
Prometheus hat diß Bild gegossen
Aus Ertzt/ das durch des Himmels Trieb
Aus Sternen-Saamen hergeflossen.
Er wehrt/ weil er nichts mehr vom Himmel stehlen kan/
Für Thon ietzt himlisch Ertzt zu seinen Bildern an.

Nach wiederholetem Tantze der sieben Irr-Sternen verneuerten die Plejaden auch ihren Gesang:

Diß Bild ist noch zur Zeit zu gut
Die Kindheit der Stadt Rom zu zieren.
Laßt's uns für die gestohlne Glut
In güldnen Himmels-Tempel führen:
Da der gestirnte Bock ihm eine Seel' einflößt/
Die güldne Zeiten bringt/ und's Unglück von uns stößt.

In einem Augenblicke kam ein feuriger Stein-Bock/ welchen August für seinen Geburts-Stern hielt/ und ihn deßwegen auch auff seine Müntze pregen ließ/ aus der Lufft herab gefahren. Die Irr-Sternen und Plejaden aber faßten sich mit dem Bilde des Käysers August/ setzten es auf den gestirnten Stein-Bock/ welcher sich darmit gegen dem Himmel erhob. Die Sternen folgten selbten mit einem Gethöne vieler hundert Seiten-Spiele nach/ biß alles sich in den Augen der hierüber verwunderten Zuschauer verlohren/ und mit denen ausleschenden Lichtern auch alles im Schau-Platze verschwand. Jedermann kehrte hierauf wieder nach Meyntz/ in Meynung durch den Schlaf so viel dem Tage zu benehmen als die Wachsamkeit der Nacht Ruh abgebrochen hatte. Alleine die Hefftigkeit des sonst so sauersehenden Tiberius weckte sie zeitig mit anmuthigen Seitenspielen und Griechischen Sängerinnē auf. Kurtz darauf ließ er alle Gäste in einen am Rheine gelegenen Garten einladen; dahin Germanicus die deutschen Fürsten; Agrippina das Frauenzimmer selbst abholete. Dieser Garten war vom Drusus noch angelegt/ auf dreyen Seiten von eitel mit

Reben belegten Hügeln umbgeben / und von vielen lebendigen Quellen angewässert. Alle Gänge waren nach der Schnur mit weissen Buchen besetzt / welche theils mit ihrer Höhe / theils mit ihren die Gänge zuwölbenden Aesten keine Sonnen-Strahlen einliessen / sondern recht kühle Lauber-Hütten abgaben. Die Helffte des Gartens bestand in eitel fruchtbaren Obst-Bäumen / welche mit denen köstlichen Früchten / die Griechenland / Italien und Hispanien trägt / gepfropft waren. Die andere Helffte bestand in zwölff Blumen-Feldern / welche mit hunderterley Arthen Blumen überwachsen waren / die die Römer erst für wenigen Jahren aus Assyrien und Asien nach Rom und folgends nach Meyntz versetzt hatten. Die dahin kommenden Deutschen erstauneten: daß sie in ihrem Deutschlande so unvermuthet alle Schönheiten der Morgen-Länder antraffen. Sie waren beschämet: daß sie der wenigsten Nahmen zu nennen / weniger aber ihre Farben zehlen / oder ihre Gestalten unterscheiden konten. Ja die Königin Erato selbst / welche mit dem sämtlichen Frauenzimmer alle noch von dem Speichel der Sterne / nemlich dem Thaue / bespritzte Blumen-Stücke begierig betrachtete / ward hierüber gleichsam verzückt / und fieng an: Sie finde in diesem Garten mehr Vergnügung / als ihr iemals einer in Meden oder Armenien gegeben hätte. Dieses rührte auch nicht nur aus blosser Anmuth der Neuigkeit her / sondern sie hätte darzu rechtschaffene Ursachen. Die Cypressen / wormit sie im Morgenlande die Gänge besetzten / hätten zwar eine fettere Grüne und eine annehmlichere Rundte; aber die sich gegen einander wölbenden Buchen wären zwar zum Schein für die Sonnen-Strahlen viel geschickter. Die Obst-Bäume wären hier in einer so wunderwürdigen Ordnung gepflantzt: daß / wo das Auge sich hin wendete / man gerade Gänge für sich sähe. Die Blumen wären in Mesopotamien und Assyrien / als ihrem rechten Vaterlande zwar zu Hause / und wüchsen ungepflantzet auf den Feldern; aber die hier vollen Narcissen wären dort nur hohl; die Anemonen nicht so vielblättricht; die Hyacinthen hätten nicht so grosse / auch nicht so viel- und hochblaue / am wenigsten aber volle Kelche wie in diesen Blumen-Stücken; die Tulipanen wären dort nur roth und gelbe; hier aber spielten sie mit so viel Farben durcheinander: daß das Auge sich kaum von ihrer Vielheit auswickeln könte; und die Kunst in Deutschland der Natur wärmerer Länder hierinnen den Preiß abjagte. Es ist wahr / sagte Agrippine; die Kunst ist in Gärten ein rechter Proteus; welcher nicht nur wilde Stämme in fruchtbare Bäume; sondern auch das ungefärbte Wasser der Blumen in Gold / Himmel-blau / Purpur / ja gar in Flammen verwandeln kan. Durch ihre hülffliche Hand spielet die Natur mehr in diesen flüchtigen Geschöpfen / als in Edel-Gesteinen. Etliche übertreffen Schnee und Helffenbein; andere Flammen und Schnecken-Blut; viel das Gold / die Türckisse und Saphire; und ihrer nicht wenig spielen vielfärbichter / als die Tauben-Hälse / Pfauen-Schwäntze und Regenbogen. Dahero sich über denen Getichten der Griechen nicht zu verwundern: daß die Lilgen aus der Milch des Juno / die Hiacynthen aus dem Blute des Ajax / die Anemonen aus dem schönen Adonis gewachsen / die Rosen aber von den Wunden der Liebes-Göttin geröthet worden wären; gleich als wenn die gütige Natur / welche in dem Blumwercke ihre Mahler-Kunst am fürtrefflichsten sehen läßt / nicht Farben und Pinsel genung hätte zu so unzehlbaren Blumen-Bildungen. Sintemal der menschliche Verstand freylich nicht zu begreiffen weiß / wie die Natur durch ein einiges Rohr eines grünẽ Stieles in die Häupter der Blumẽ Zinober / Röthe / Berg-blau / Meer-grün / Milch / Bleyweiß und alle andere in den Ertzt-Adern verborgene Farben einflössen / und so wohl einander

zusagend vermischen könne. Man hat sich bey der Geburt der Blumen: daß eine weisse Mutter ein braunes/eine gelbe ein rothes Kind gebähre/ mehr als über den Nicäus zu verwundern/ welcher mit einem weissen Weibe einen Mohren/ wie sein Groß-Vater war/ zeugte. Die widrigsten Farben verschwistern sich in den Tulipanen so seltzam mit einander: daß ein Theil derselbten unter den schneeichten Bären/ das ander unter dem schwärtzenden Hunds-Sterne gebohren/ und nicht/ wie denen menschlichen Leibes-Früchten/ durch eine Nabel-Schnure/ sondern durch gantz unterschiedene Adern die Nahrung eingeflöst zu werden scheinet. Mit einem Worte: Es fällt der beredsamsten Zunge nicht so leichte ihre bundte Pracht auszusprechen/ als der in dem Blumwercke am meisten spielenden und üppigen Natur solche so künstlich zu mahlen. Keine Schönheit und Vollkommenheit sättigt hier das Gesichte/ sondern nur die Neuigkeit/ welche täglich eine vorhin nie gesehene Seltzamkeit ans Licht bringen/ und mit diesen lebendigen Tapezereyen die Erde ausputzen soll. Ich sehe niemals die Blumen-Zwiebel ohne Verwirrung an. Sintemal mein Verstand allzu alber ist: daß er begreiffen solle/ wie diese einsame Mutter von niemanden geschwängert wird/ und noch schönere Kinder/ als Helena gebieret. Wie sich diese ungestalte Zwergin selbst befruchtet; und ohne Lehre/ ohne Verstand/ ohne Erfahrung eine so grosse Künstlerin abgiebt: daß Dädalus und Apelles bey ihr beschämt steht. Euclides mag über denen so wohl abgetheilten Wachs-Fächern der Bienen erstaunen und fragen: Wie es möglich sey: daß diese Würmer ohne Lehre und ohne Hände so vollkommene Sechs-Ecken bauen können? Archimedes mag ihm über der künstlichen Abtheilung der Spinnen-Weben/ und Eratosthenes ihm über seinen unsichtbaren Streichen den Kopf zerbrechen; alle aber werden bey genauer Betrachtung nur einer einigen Blume mehr Kunst in der Abtheilung/ mehr Wunder in genauer Zusammenstimmung finden. Der blosse Stiel/ durch welchen eine iede Blume den Safft der Erde / wie ein Kind die Milch der Brüste/in ihre Aederlein säugt/ ist ein grosses Meister-Stücke des göttlichen Verstandes. Die Blätter sind so geschickt/ und bey einem ieden Geschlechte der Blumen in gleicher Anzahl neben einander gesetzt; in einerley Grösse abgemässen/ mit dem Stiele so feste verbunden/ und auf einerley Art entweder ausgebreitet/ oder eingebogen: daß niemand vernünftiges sie anschauen kan/ sondern die unsichtbaren Hände Gottes darauf zu schauen. Der inwendige Krantz/ den die Natur nicht nur in Lilgen und Rosen/ sondern in den meisten Blumen aus Golde zu flechten gewohnt ist / stellet nicht weniger ein vollkommen Gemächte der Mäß-Kunst/ als durch ihr Saamen-Behältnüß ein Merckmal der göttlichen Versehung für. Diese ist nicht weniger in dem Unterschiede der Blumen / als in der Anzahl der Sternen unbegreifflich. Die Lilge strecket ihren Hals über alle andere empor/ zur Lehre unserer Seele: daß ihr reines Haupt von dem Kothe der Erden könne besudelt werden. Die Rose/ das Bild der Liebe/ ist zu dem Ende mit Dornen verwahret: daß sie durch Abhaltung der Hände nach sich desto grössers Verlangen erwecken; oder uns lehren solle: daß Lust und Unlust aus einer Wurtzel wachsen. Etliche wachsen mit gestrecktem Halse empor/ andere bücken ihre Häupter; viel kriechen aus Demuth gar auf der Erde; andere verstellen wie Epheu durch Umbarmung eines Gehülffen ihre Schwäche/ oder lassen sich lieber wie ein Gewebe zu Bekleidung der Wände hin und her flechten/ als sie sich wollen mit Füssen treten lassen. Etliche vergnügen sich mit einem in sich selbst gewi-

gewickeltem Blatte; andere haben ihrer wol hundert in einem Püschel. Viel Stiele tragen nur eine Blume; offt aber pranget einer mit Schocken. Etliche sind so zart/ als giengen sie nur im Hembde/ oder als wären sie gar nackt/ oder mit gewebtem Winde bekleidet; andere hingegen tragen Sammet/ oder gar Rauchwerck; viel scheinen auch gar von Gold- und Seiden-Stücken erhoben zu seyn. Etlicher Blumen Haupt ist haaricht/ und entweder wie ein Wichtel-Zopff verwickelt/ oder ihre Locken zierlich ausgekämmet. Diese bilden offene Schalen/ Schilde/ Becher; jene enge Pfeiffen und Schwerdter für. Nicht wenig sind mit Helmen oder Feder-Püschen gethürmet; andere sind harte/ und runtzlicht; andere glatt und weich und so zärtlich/ ja gleichsam Lufft; welche nicht nur für dem Anrühren fliehen/ sondern gleichsam durch einen Anblick verwundet/ durchs Anhauchen in Ohnmacht versätzt/ durch Anfühlen getödtet werden. Etliche halten ihre Knospen stets verschlossen; etliche sperren ihre Augen nur halb auf; viel scheinen auch wie Anaxagoras/ nur zu Anschauung der Sonne/ viel auch/ wie die Nacht-Eulen/ sich nur im finstern Schatten zu verstecken gebohren zu seyn. Gewisse behalten ihre frische Farbe so wol auf der Baare/ als in der Wiege; andere vergrössern mit dem wachsenden Tage ihre Pracht; viel fangen auch so bald sie aus der Schale kriechen/ schon an zu verblassen. Erato seufzete hierüber/ und fieng an: Wolte GOtt! daß nur die Blumen/ nicht aber auch die Menschen so offt ihre Farbe veränderten! Wolte GOtt! daß man nur in Nuß- und Ahorn-Bäumen die knörnrichten Gewächse so sorgfältig/ als die Perlen in Muscheln suchte/ nicht aber auch in Gemüthern die Verstellungen für was sonderliches achtete/ und eine Mißgeburt für ein Wunderwerck hoch hielte! So aber ist es leider! dahin kommen: daß/ wie die ihre Farbe am seltzamsten verwandelnde Blumen für die schönsten/ also die unbeständigsten Hertzen für die gescheutesten geachtet werden. Ihrer viel bilden sich ein: sie könten nicht die Ehre haben Rosen zu seyn/ wenn sie nicht mit ihren Dornen andere Seelen beleidigten. Ismene machte ihr hierauf diese Auslegung: daß Erato den ihr so lieben Fürsten Zeno anstäche; fieng daher an: Ihr Hertze trüge sie so sehr zu den Blumen: daß sie eine Vertheidigerin ihrer Unschuld seyn; und also auch dis/ wormit die Menschen den Blumen nachahmten/ rechtfertigen müste. Unterschiedene Weltweisen hätten nicht nur dis/ was die Königin an den Blumen tadelte/ gepriesen/ sondern sie gar für ihre Lehrmeistern erkennet. Welche den Menschen zu einem viel höhern anleiteten/ als was das leibliche Auge an ihnen wahrnehme. Die stachlichsten Kräuter wären die kräftigsten Artzneyen/ welche die Natur mit Disteln und Stacheln aufs sorgfältigste gewaffnet hätte/ damit selbte nicht von unachtsamen Füssen vertreten/ von vorwitzigen Händen versehret; von gefräßigen Thieren vertilget; sondern dem Menschen zum besten aufbehalten würden; denen dis/ was man an ihnen hassete/ zum besten gewachsen wäre. Die Natur hätte die Blumen so schön gemahlet/ umb ihren Nutzen desto annehmlicher zu machen; und daß die Wollust der Augen uns zu ihrem heilsamen Gebrauche so viel mehr anreitzte. Nach dem Beyspiele dieser Gewächse erforderte es auch offt die hohe Noth: daß ein Mensch sich gegē dem andern mit spitzigen Waffen ausrüstete; wormit die Eitelkeit sich nicht an uns vergriesse; oder durch unsere Unempfindligkeit, zu weit vergienge. Die Klugheit erforderte von uns öfter/ als die Natur von Blumen/ die Farbe zu verändern/ damit andern nicht für uns zu eckeln anfienge. Ja es wäre fast Noth: daß uns der Himmel offt für dem Alter grau und runtzlicht werden/ und unsere Gestalt so geschwinde/ als der Blumen verschwinden liesse. Sintemal wie die Schönheit in den Blumen

die Ursache des Todes und einer zeitlichen Abbrechung; also unsere des Unglücks ist/ dadurch wir durch anderer Liebe gestürtzt werden. Die Fürstin Thußnelda verstand allzu wol: daß die Eyversucht beyden dergestalt die Zunge lösete/ und brach ein: Alle Blumen wären so grosse Wunder-Wercke in der Welt: daß dieser Nahme nicht ohne grosses Unrecht nur etlichen Arten derselben zugeeignet würde; ja alles/ was sie an sich hätten/ wäre etwas göttliches; außer/ daß sie sterblich wären. Diesemnach sich der Mensch an ihnen/ als Nach-Gemählden himmlischer Schönheiten gar wol zu spiegeln hätte. Ihr Glantz wäre so wol/ als der Schimmer der Sterne ihre Sprache/ welche uns ins Hertz redete: daß wie sie nur auf einen Tag; also die Menschen auf nicht viel länger gezeuget wären/ und die schönsten am geschwindesten verwelckten. Daß der Purpur der Könige/ wie der Anemonen erblaßte; das Gold so wol von gekrönten Häuptern/ als Lilgen abfiele; und die Käyser-Kronen so wol in Pallästen/ als Gärten zu Bodem fielen. Nichts aber vergnügte und unterwiese sie an den Blumen mehr/ als ihr Geruch. Dieser wäre ihre rechte Seele/ und eine Erquickung der Seelen. Sie hätten zwar mehr Farben und Gestalten/ als keine Sprache Wörter solche zu nennen; Aber noch weniger liesse sich das Reichthum ihres Gemüthes ausdrücken; also/ daß wenn gleich Indien und Arabien alle Balsame/ Hartzte und Würtzen zusammen trüge/ sie doch weder die unzehlbaren Arten/ noch die Krafft des Blumen-Geruchs ausgleichten. Sie vergiengen auch zweifels-frey nur deßhalben so geschwinde; weil sie durch den Geruch so begierig ihre Seele ausathmeten. Ja etliche/ wie klein sie wären/ rüchen so starck/ daß sie schienen Geister ohne Leib zu seyn. Der Geschmack würde zwar der köstlichen Früchte überdrüßig: aber an den Farben der Blumen könte sich das Gesichte/ an ihrem Bisame der Geruch niemals sättigen; also daß nur an ihnen der Uberfluß sich seiner Unart/ nemlich des sonst aus ihm erwachsenden Eckels erledigte. Nach diesem Beyspiele solte der Mensch auch unaufhörlich den süssen Geruch eines guten Nahmens von sich auslassen. Denn dieser wäre ein so gewisses Kennzeichen der innerlichen Tugend/ als der Geruch in Blumen eine Anzeigung ihrer Heilsamkeit. Wenn an diesem die Farbe gleich vergienge/ die Blätter verwelckten/ bliebe doch ihr Geruch; und ihren Staub genüsse man in Artzneyen; also auch/ wenn wir schon verweseten/ tauerte ein wolverdienter Nachruhm nach unser gäntzlichen Einäscherung. Und der nur im Gedächtnüsse übrige Schatten unsers Lebens diente der Nachwelt zu einem Lichte.

Germanicus/ welcher in einem laubichten Gange des Gartens dem Frauenzimmer unvermerckt genähert/und sich hinter das Bild des Bacchus gestellt hatte/ hörete diesem allem begierig zu; und als ihn Zirolanens vorwitziges Auge ausgespüret hatte/ trat er herfür/ und fieng an: Er hätte noch keine würdige Liebhaberin der Gärte/ als Thußnelden gehöret. Ins gemein hielte man in ihnen nur den äuserlichen Schein und zwar unmäßig werth. Der Geist der Anschauer schwinge sich selten über ihre Blumen-Bäte; und die meisten hegten sie nur zum Zunder ihrer Eitelkeit/ und zu Haupt-Küssen des faulen Müssigganges. Sie pflegten eines frembden/ wiewol unnützen Gewächses/ sorgfältiger/ als ihrer eigenen Kinder; und giengen umb eine verwelckte Blume oder verfaulte Zwibel länger/ als Murena umb seinen Fisch/ und ein ander Römer umb einen Raben im Leide. Wenn ein ander in seinem Garten was seltzamers hätte/ gienge

es ihnen näher / als dem Sulla / da er nicht Stadt-Vogt / und dem Cato / da er nicht Bürgermeister werden konte. In diesem Schatten der Bäume vergrübe aber die Fürstin Thußnelde nicht ihre allzu hohe Gedancken; sondern ihre Garten-Lust wäre die Erleichterung ihres Gemüthes / und die Erbauung ihrer Tugend. GOtt hätte alles in der Welt nicht so wol zum blossen Anschauen / als zu unserem Unterricht und Nutzen geschaffen; und um unsere Schlafsucht zu ermuntern / oder den Gebrechen unserer Ohnmacht zu rühmlichem Vorsatze anzuleiten / in die kleinsten Gewächse die gröste Kunst verwendet. Also wäre kein Kraut so unansehnlich / keine Blume so ungestalt / welche nicht eine Artzney so wol unser Seelen / als unser Leiber abgäbe; und nicht weniger zu einem Spiegel des Lebens / als zu einem Hülffs-Mittel der Gesundheit diente; welche aber niemand besser als Thußnelde anzugewehren wüste. Thußnelde antwortete: Es wäre eine angebohrne Höfligkeit: daß er über ihre niedrige Gedancken eine so herrliche Auslegung machte. Dis aber könte sie nicht läugnen: daß sie aus dem Buche der Natur GOtt zu erkennen und sich zu erbauen jedesmahls beflissen hätte. Sie wäre zwar kein Riese; aber darinnen doch dem Antäus nicht unähnlich: daß / wenn sie mit ihrem Nachdencken die Blumen-reiche Erde berührte / sie jedesmahl neue Kräfften bekäme. Erato fiel ein: sie hielte diese Regung für eine Eigenschafft aller edlen Seelen. Daher hätten nicht nur die Könige Adonis in Cypern / Alcinous auf Corcyra / Atlas in Africa die Dornen ihrer Reichs-Sorgen in den Blumen-Gärten erleichtert; und Semiramis zu Babylon in ihren hängenden Gärten allen Kummer an Nagel gehenckt; sondern ihre Vorfahren in Armenien hätten diese rühmliche Empfindligkeit so wol als die Könige in Persien bey sich gefühlt / derer Paradiese ihre Wohnstädte / die Gärtnerey ihr Handwerck gewest wäre. Nichts weniger solte Attalus sich so wol auf die Blumen-Zeugung / als auf das Gewebe der geblümten Zeuge und Kleider verstanden; auch Epicur und andere weise Griechen / ihre Welt-Weißheit in Gärten gelehrt haben; gleich als wenn die Seele durch den Anblick so schönen Mahlwercks / und durch den Geruch so viel kräfftiger Gewächse zu vieltieffsinnigerem Nachdencken aufgeweckt würde.

Uber diesen Worten näherte sich auch Tiberius / welcher in diesen blühenden Garten und bey der lachenden Jugend des Jahres gleichsam alle Ernsthafftigkeit seiner Geburts-Art und Alters von sich gelegt hatte / und alle Deutschen / besonders aber das Frauenzimmer mit der anmuthigsten Freundligkeit unterhielt; und ihnen selbst ein und andere seltzame Blumen; also insonderheit Purpur-färbichte Lilgen-Narcissen theils mit grossen Kelchen / theils mit rundten Blumen / theils mit verschlossenen Scheiden; Feuer-färbichte Jasminen aus Indien / Syrische Früh-Rosen / und andere Wunderwercke fremder Länder zeigte und auslegte. Hierüber ward durch die Trompeten angedeutet: daß die Taffel zur Mahlzeit bestellt wäre. Die mit hunderterley Blumen gekräntzte / ja darin gekleidete Chloris kam mit zwölf umblümten Gärtnerinnen / und lud die gantze Versammlung zu der bereiteten Mahlzeit ein. Sie bestreueten für ihnen den Weg mit so viel Blumen: daß sie gleichsam darinnen waten musten; gleich als wenn so viel Fürsten nicht anders / als die Götter von einem Uberflusse der Blumen bewillkommt werden müsten. Also näherten sie sich dreyen an einander gehenckten Zelten / welche von den seltzamsten Blumen zusammen geflochten / oder vielmehr wie die Persischen Tapezereyen gestickt waren. Denn die weissen / blauen / rothen / gelben und scheckichten Blumen bildeten theils Landschafften / theils Thiere / theils nachdenckliche Schrifften so künstlich ab: daß

daß alle Mahler der Welt mit ihren kostbaren Schildereyen allhier gegen der mit einander verschwisterten Natur und Kunst würden beschämet worden seyn. Die Taffeln und die Köche waren nach Sybaritischer Art nicht nur mit Blumen überdeckt/ alle Schüsseln und Gerüchte darmit überstreuet/ alle Trinck-Geschirre mit Blumen-Kräntzen umbflochten/ und der Wein mit Blumen vermischt; sondern man gieng auch so gar auf nichts/ als Rosen; und denen Gästen waren zum Sitzen Küssen und Polster aus Rosen untergelegt; also daß dieser Ort mehr/ als die Stadt Paläa der Götter Rosen-Tisch genennet zu werden verdiente. Ob es nun zwar so wenig zu Rom/ als Griechenland bräuchlich war: daß frembdes Frauenzimmer/ am wenigsten aber Jungfrauen Gastereyen beywohneten; außer denen Feyermahlen der Rathsherren; so ließ doch Tiberius allhier nach Art der unschuldigen und nicht argwöhnischen Deutschen beyderley Geschlechtes Gäste unter einander sitzen. Bey der Taffel wurden sie von hundert der schönsten Jungfrauen bedienet; welche auf den Häuptern grosse ihr gantzes Antlitz überschattende Kräuter trugen/ und in ihren von Blumen zusammen gehefteten Röcken eitel Blumen-Göttinnen vorstelleten/ bey derer Kräntzen die vom Pausias und der Glycera gelehrte- und dem Amasis die Krone Egypten-Landes erwerbende Kunst/ welche Blumen sich ihrer natürlichen Eigenschafften halber zusammen schickten/ aufs genaueste beobachtet war. Massen denn auch die güldenen Harffen/ und andere Säiten-Spiele alle/ wie des Apollo Leyer mit Lorbeer-Kräntzen/ prangten. Mit einem Worte: Es war hier nicht anders/ als wenn es Blumen geschneyet hätte; oder sich alles/ was so holdseelige Gäste anschauten/ in Rosen verwandelte/ und die Laconische Blumen-Stadt Anthana in diesen Garten versätzt; ja fast jeder Krantz ein kurtzer aller auf Erden/ im Meere/ und im Himmel zertheilter Schönheiten wäre. Agrippina hatte auch allem deutschen Frauenzimmer Anlaß gegeben ihnen mit eigener Hand zu Bekräntzung ihrer Häupter/ Armen und Brüste Blumen abzubrechen. Sintemal es für einen Fehler gehalten ward/ an grossen Feyern mit gekaufften Blumen sich zu bekräntzen. Jedem Helden aber sätzten/ wie bey den Gastmahlen der Götter geschehen soll/ zwölf Centauren einen Rosen-Krantz auf die Scheitel; einen von Laube umb die Stirne; und/ gleich als wenn die Kräntze nicht allein zu Verehrung des Hauptes erfunden wären/ einen von Kräutern umb den Hals. Tiberius ließ nichts an Kostbarkeit der Speisen/ und an Aufmunterung zur Ergötzligkeit erwinden; entweder weil sein altes Feuer der Liebe gegen Thußnelden wieder glimmend ward; oder weil er durch so viel Ehren-Bezeugungen die Deutschen in Sicherheit einzuschläffen gedachte. Die Taffeln waren am Fusse von Helffenbein; die Blätter von Citron-Holtze; die Bette zur Lager-Stadt der Gäste mit roth sammetenen Decken belegt. Als es zum Liegen kam/ fand sich zu jedem Gaste eine wolaufgeputzte Jungfrau; welche ihm die Schuch auflösete/ und die Füsse ihm mit wolrüchenden warmen- die Hände mit kalten Wassern wusch; zum Haupte und Barte Syrischen Balsam reichte/ und einem jeden einen leichten und köstlichen Gast-Rock von Baumwolle anlegte. Thußnelden war die lezte Stelle des mittelsten Bettes/ und also die Oberhand an der Taffel/ und nach ihr allen Deutschen der Vorsitz eingeräumt. In der Mitte der Taffel stand ein unbeweglicher Colossus/ welcher in der rechten Hand eine Schüssel voll Saltz/ in der lincken ein Gefäße voll Wein hatte. Derer jenes bey Tische für ein Vorbild der Freundschafft/ dieser der Freudigkeit gehalten wird. Die Speisen einer jeden Tracht wurden alle auf einmal auf einem vergüldeten Gestülle auf die Taffel gesetzt. In der ersten Tracht wurden all Speisen auf zwölf

güldene Füsse gesätzt/ welche die zwölf himmlischen Zeichen abbildeten; und auf jedem dieser Füsse stunden sechs sich darzu schickende Speisen. Auf dem mit Amethisten versetzten Wieder war allerhand Wieder-Schaaf- und Lamm-Fleisch. Auf dem mit Hyacinthen gezierten Ochsen Speise von Rindfleische; auf dem mit Chrysopasen bedeckten Zwillingen zugerichtete Nieren und Geilen. Auf dem mit Berillen geschmückten Löwen allerhand nur erdenkliches Wilpret von vierfüssigten Thieren mit Africanischen Feigen belegt. Auf der mit Chrysolithen erhebenen Jungfrau/ Gerüchte von Bibern/ Geburts-Glieder von geldem Vieh und Schild-Kröten. Auf der von Sardonichen schweren Wage alles nur ersinnliche Flügel-Werck; sonderlich aber gethürmte Schüsseln von Fasanen/ Hasel-Hünern/ und Gerstlingen; wie auch vielerley Back-Werck und Kuchen; auf dem mit Sardonichen gläntzenden Scorpion Bären-Fleisch und Raub-Fische; auf dem mit Schmaragden bekleideten Schützen Trappen und wilde Schweinen-Köpffe; auf dem mit Chalcedonichen bekleideten Stein-Bocke Gemsen/ Reh- Hirsch- und Elend-Fleisch; auf dem mit Saphieren schimmernden Wasser-Manne Wasser-Wilpret/ Austern/ Schnecken/ und vielerley See-Fische; auf dem mit Jaspißen gantz bedeckten Fischen hunderterley Fluß-Fische/ und gekräntzte Milch. Der mit Topaßen prangende Krebs stand in der Mitten mit Krebsen/ welche alle die Schalen abgeworffen hatten. Und auf diesem waren wol hundert Kräntze über einander gethürmet. Nach dem sich die Anwesenden aufs neue aus wolrüchendem Wasser gewaschen hatten/ wie die Römer bey Veränderung jeglicher Tracht gewohnt waren/ ward in der andern Tracht an des Wieders Stelle gesetzt/ ein mit Eicheln gekröntes Bild Jupiters/ welches sieben mit Trappen/ Stieren/ Reh-Böcken/ Granat-Aepffeln/ Citronen und Feigen gefüllte Schüsseln trug; die aber alle mit Saffran-Blumen überstreut waren/ auf welchen Jupiter und Juno sollen zu schlaffen pflegen. An statt des Ochsen ward das Bild des mit Myrthen gekräntzten Kriegs-Gottes gesätzt; welches auf sieben mit Raute/ Grase und Wermuth überstreuten Tellern/ Biber/ Hechte/ Forellen/ Senff/ Brunnkressen/ und andere scharffe Kräuter den Gästen vorhielt. Den Platz der Zwillinge erfüllete das mit Poley umbflochtene Bild der mit einem halben Monden gehörnten Diana/ mit so viel von Hirsch-Fleische/ Schneppen/ Austern/ Schnecken/ Krebsen/ und eingemachten Melonen gehäufften- und mit Hahnen und Beyfuß ausgezierten Muscheln. An statt des Löwen sahe man den mit feurigen Anemonen umbflochtenen Vulcan; welcher in sieben umbnelckten Rabben/ Datteln/ Indianische Palmen-Nüsse/ Zimmet/ Nägel/ Muscaten/ Pfeffer/ und viel andere Würtzen/ darreichte. Der Jungfrau Stelle versätzte die mit Oel-Zweigen überschattete Minerva; welche in so viel mit Rosmarin umbflochtenen Geschirren allerhand Oele und Balsame hielt. An statt der Wage stand das mit Reben-Blättern bekräntzte Bild der Juno; welche auf ihrer güldenen Krone sechs empor-gekehrte Mohnden führte/ und sieben mit Pfauen/ Rebhünern/ Lerchen und hunderterley Flügel-Werck gehäuffte/ auch mit Lilgen gezierte Schüsseln kaum ertragen kunte. Den Abgang des Scorpiens ersetzte der mit frischen Feigen gekrönte Saturn auf so viel mit Cypressen und Eschen-Laube umbwundenen/ und mit Aalen/ Lampreten/ gemeinen und Egyptischen Feigen/ eingemachten Oliven/ Gurcken/ Fichten-Nüssen angefüllten Schalen. Den Schützen vertrat das Bild des Apollo mit einem Krantze von Sonnenwenden und Egyptischen See-Blumen; und war in sieben mit Hyacinthen beblümten Schüsseln mit Phasanen/ Indianischen Hünern/ wilden Auer- und Birck-Hähnen/ wie

auch Salmen / Lachs und andern niedlichen Speisen überladen. Die Speisen waren alle mit Goldstaube bestreuet. An der Stelle des Steinbocks befand sich der mit dreyen Narcissen / und Lorbeer-Kräntze aufziehende dreyköpfichte Mercur; welcher in sieben künstlich-geflochtenen und mit Bürgel-Kraute umbwundenen Körben / sieben prächtige Schau-Gerichte hielt. Eines stellte den Atlas für; der auf den Achseln eine gläserne Welt-Kugel trug / in welcher oben Forellen und Purpur-färbichte Salmen schwamen / unten aber kleine Schnee-Könige herumb flohen. Das andere bildete Andromeden und den sie zu verschlingen dräuenden Wallfisch für; welcher vermittelst eines Uhrwercks fort für fort den Rachen aufsperrte; da denn jedesmal eine Drußel / Stiglitz / Hämpfling / Quecker / oder dergleichen kleiner Vogel heraus geflogen kam. Das dritte war das Bild Amphions; welches durch gleichmäßige Regung / so lange als es auf der Taffel stand / auf der vom Mercur erfundenen Leyer spielte / wozu denn 2. versteckte Knaben unterm zuckernen Berge Parnassus / welcher mit dem Apollo und den neun Musen das vierdte Schau-Essen fürstellte / mit ihrer hellen Stimme zierlich einstimmeten. Das fünfte war das Bild der sich in einen Baum verwandelnden Myrrha / dessen Aeste von allerley Balsam tröpffelten. Das sechste Schau-Essen vorbildende den Berg Aetna; welcher auf seinem Gipffel mit seinem stets-glimmenden Zimmet-Feuer und Weyrauch-Dampffe die Lufft einbisamte; auf den Seiten aber aus den Klippen rothen und weissen Wein sprützte. Das siebende bildete den sich in einen Pfauen verwandelnden Argus für; dessen Augen bald allerhand Edelgesteine / bald Sternen fürstellten / und solche unaufhörlich bewegte. An der Stelle des Wasser-Mannes stand Neptun mit einem fichten Krantze auf dem Haupte / und reckte in sieben grossen mit Wasser-Klee belegten Muscheln denen bey der Taffel auf Römische Art liegenden Fischen alle ersinnliche Meer-Speisen zu. An statt der Fische zeigte sich das Bild der mit Rosen gekräntzten Venus. In sieben Porcellanen mit Anemonen überstreuten Schalen hielt sie zugerichtete Geilen von Kapp-Hahnen / Numidische Hüner / Marenen-Milch / eingesaltzene Eyer von Stören und Hausen / mit Wein-Eßig und Oel eingemachte Eingeweide von Makrellen / und andern zur Geilheit dienenden und deßwegen so vielmehr gewürtzten Speisen. Auf der mitlern Stelle des Krebses stand das Bild der Ceres mit einem Weitzen-Krantze; welcher Krantz der älteste unter allen / und ein Wahr-Zeichen eines gewünschten Ausschlages seyn soll. Sie trug sieben mit weissem Geblüme bestreute Schüsseln aus Lemnischer Erde / mit allerhand nur ersinnlichem Obste. Tiberius und die andern Römer unterließen das wenigste die Deutschen aufs höflichste zu bedienen / und aufs annehmlichste zu unterhalten. Ihre Verträuligkeit war die Erfinderin allerhand Schertzes / und dieses Gesetzes: daß / wer ein ihm aufgegebenes Rätzel nicht auflösen könte / ein Glaß Saltz-Wasser zur Straffe austrincken solte. Welches aber den Gesetz-Geber Tiberius am ersten traf / nach dem die scharfsinnige Thußnelde mit ihren verblümten Fragen seiner Arglist weit überlegen war. Hierbey wuchs nicht weniger seine Begierde zu trincken / als seine Vergnügung. Daher er ihm die schönsten Trinck-Geschirre aus Edelsteinen / Berg-Krystallen und dem reinsten Glase / darein viel Geschichte und Sinnen-Bilder künstlich geschnitten waren / reichen und nach einander ausleeren ließ. Er vergaß hierbey keines deutschen Fürsten Gesundheit in gekröneten und mit Ephen umbwundenen Gläsern zu trincken / und hiermit zu erhärten: daß er es den Einwohnern der

dursti-

durstigen Mitternacht im trincken zuvor thäte. Wie er denn auch entweder aus Einbildung: daß das Vermögen unmäßig zu trincken eine grosse Tugend wäre/ oder in Meinung den Deutschen zu liebkosen/ sich bey angefeuerter Stirne rühmte: daß er dreyen ihm stattlich Bescheid thuenden Sauf-Helden/ nemlich dem Pomponius Flaccus die Syrische Land-Vogtey/ dem Lucius Piso die Aufsicht der Stadt Rom/ und einem andern die Ober-Einnahme der Reichs-Einkunfften beym Käyser zu wege gebracht hätte. So offt nun Tiberius ein grosses Glaß ausgeleeret hatte/ steinigten gleichsam die an der Taffel sitzenden Römer/ wie die Macedonier bey Alexanders Gastmahle/ den Calisthenes/ und nach gemeiner Art der schwelgenden Griechen/ ihn mit Blumen; und jauchzeten gegen ihm als einem Uberwinder/ welcher auf den Olympischen Spielen seinem Gegner alle drey Streiche angebracht hätte. Ja Tiberius war hierüber so verträulich: daß er ihm etliche tausend helffenbeinerne Würffel/ darauf allerhand Thiere/ Früchte/ güldene Ketten/ Silber-Geschirre/ Geld/ auch zum theil lächerliche Dinge geschnitten waren/ bringen ließ/ und über die Taffeln/ bey welchen die deutschen Kriegs-Leute gespeiset wurden/ zu werffen befahl; derer jeder hernach vom Rentmeister abzufordern berechtigt war/ was sein Würffel andeutete. Unter diesem Gläser-Kriege brachten die sie bedienenden edlen Jungfrauen frische zwar nur aus Eppich und Epheu geflochtene/ aber mit Edelgesteinen glänzende Kräntze; welche nicht nur von denen aus Rosen/ Veilgen und Lilgen/ Myrthen- und wilden Reben-Blättern/ aus Narden und Majoran-Wurtzeln bereiteten Oelen/ sondern von Syrischem und Babylonischem Balsam gleichsam troffen/ und nicht weniger die Häupter anfeuchteten/ als die Stirnen und halben Antlitzer gantz verdeckten; vielleicht die vom Weine verursachte Röthe zu verbergen. Diese sätzten sie nicht nur denen Trinckenden auf die Häupter; also/ daß dieses Zimmer eben so wol/ als des Philippus Philadelphus bey seinem Gastmahle die Gestalt einer mit Edelgesteinen beblümten Wiese fürbildete; sondern denen Gästen wurden so gar aufs neue rings herumb die Füsse aus Jasmin- Amomum- und andern wolriechenden Wassern gewaschen. Mitten in diesem Blumen-Saale/ an dessen Decke allerhand zum singen abgerichtete Vögel angebunden waren/ und aus welcher es fort für fort gleichsam Blumen schneyte/ hieng ein mit Diamanten und Rubinen reich-versätzter Rosen-Krantz/ welcher sonder Zweiffel kostbarer war/ als den die Persen dem Agesilaus schickten. Inwendig war in die güldene Schiene dieses Krantzes mit zierlichem Schmeltze köstlich eingeetzt:

Weil allen Siegern man ins Haar flicht Blumen ein/
Wie soll die Wollust denn nicht auch gekräntzet seyn?

Unter diesem abhängenden Krantz sätzte Tiberius ein Trinck-Geschirre/ dessen Zeug zwar Gold/ aber gegen der Versetzung mit Schmaragden/ und der herrlichen Arbeit das geringste war. Auf diesem stand die Vermählung des Bacchus/ der Ceres und Venus erhoben/ mit beygesetzten Worten:

Ohne Wein und gute Kost
Ist die Glut der Liebe Frost.

Tiberius erklärte sich hierbey: daß/ wer dieses drey Maas haltende Gefäße auf einen Trunck ausleeren würde/ den aufgehänckten Siegs-Krantz zum Preiße haben/ und dem Alcibiades gleich geschätzt werden solte. Ob nun zwar die Deutschen dem Tiberius zu Gefallen/ auch in dem Truncke ihren Mann

ziemlich wehrten/ so hielten sie doch so viel möglich an sich umb nicht durch Verlierung der Vernunfft denen Römern sich zum Gelächter zu machen. Und ob wol ein Schwardonischer Edelmann sich heimlich gegen dem Hertzog Jngviomer heraus ließ/ auch bey Saltz und Brodte schwur: daß er dessen Meister zu werden gar wol getraute; hielt er doch selbten zurück/ mit der Erinnerung: Es wäre eine unauslöschliche Schande der Griechen: daß sie ihren Xenocrates wegen seines Sauffens mit einem kostbaren Krantze beschenckt hätten; diesen und den weibischen Sybariten/ welche wollüstige Verschwender träntzten/möchten es die Römer nachthun. Denen Deutschen aber wäre nur anständig sich durch Tugend/ nicht durch strafbare Laster umb Ehren-Kräntze zu bewerben. Unterdessen zückte sich Novellus Torquatus herfür/ und bot sich an/ nicht alleine sich an das Trinck-Geschirre zu machen; sondern er that auch seinem Versprechen zum grossen Frolocken der Römer/ sonderlich aber des Tiberius ein Genügen; welcher dem Novellus alsobald den Krantz aufsätzte. Er nam hierauf seinen Krantz vom Haupte und zerriß ihn in kleine Stücke; gleich als er hierdurch seines höchsten Wunsches gewehret worden wäre/ oder er durch dis Zeichen aller Uppigkeit den Zügel verhencken wolte. Er ergrief auch selbst einen Myrthen-Zweig/ und sang den Anfang des dem Bacchus vom Aeschylus gemachten Lob-Gesanges; welchem seine Nachbarn/ denen er den Zweig zulangte/ nachsingen musten. Nach dem dieser Preiß vergeben war/ erlaubte Hertzog Jngviomer seinem Edelmanne eben selbigen Becher auszutrincken; welches er denn in einem Atheme zu aller Anwesenden Verwunderung ausrichtete. Dieses vergnügte den Tiberius derogestalt; daß er anfieng: dieser Deutsche verdiente in den Elysischen Feldern des Musäus Stelle zu vertreten; welcher denen/ die daselbst in unaufhörlicher Trunckenheit lebten/ einen Krantz aufsätze. Er befahl auch dem Novellus: daß er/ als Uberwundener/ diesem Deutschen den Siegs-Krantz einhändigen und einer andern Vergeltung gewärtig seyn müste. Wie sehr sich dieser nun zwar des Empfangs weigerte; muste er doch der öftern Nöthigung des Tiberius sich unterwerffen. Germanicus/ welcher besorgte: daß der trunckene Tiberius sich in Wollüsten noch weiter vergehen/ und gegen das deutsche Frauenzimmer ärgerlicher Freyheit/ wie auf solchen Gastmahlen bey Zerreissung der Kräntze/ Auslöschung der Lichter/ Vermengung der Bette/ mehrmals zu geschehen pflegte/ unterfangen würde/ ward hierüber bekümmert; sonderlich da er deswegen von der eben dis besorgenden Agrippine einen Winck bekam/ und sie Zeugung machte mit dem andern Frauenzimmer/ nach Art der Persischen Königinnen bey hervorbrechender Trunckenheit von der Taffel aufzustehen. Diesemnach machte Germanicus Anstalt: daß dis/ was zu der angestellten Lust ermangelte/ nunmehr beschleuniget werden möchte. Es ward diesemnach die dritte Tracht auf einem über und über vergüldeten Speise-Gestühle auf die Taffel getragen. Darauf stunden die Bilder der zwölf Monate. An der Stelle Juno stand der ihr gewiedmete Jenner/ welcher in sieben Schüsseln eitel Schnee und Eis abbildendes Zucker-Werck trug. Den Platz des Neptun vertrat der Hornung mit sieben Schalen/ welche von Eingeweiden der Meer-Barben/ und Murenen Milch; den Raum Minervens vertrat der Mertz mit Torten/ welche mit den köstlichen Säfften/ Baum-Früchten/ und Marck der Thiere gefüllt waren. Die Venus bildete der Blumen-reiche April/ welcher denn auch in sieben Muscheln nichts anders/ als einen Uberfluß des schönsten aus Zu-

cker und Säfften gemachten Blumwercks/ wie auch allerhand Milch fürsätzte. Des Apollo Stelle füllete der May mit sieben Schalen/ welche von eingeamberten Suppen/ und aus den seltzamsten Stärck-Säfften gemachten Gallerten angefüllt waren. An der Stelle des Mercur befand sich der Brach-Monat/ mit sieben von Rebhüner-Eyern/ Drossel-Gehirne/ Phönicopter-Zungen/ Pfauen- und Papagoyen-Köpfen gefüllten Pasteten. Jupiters Platz füllte der Heu-Monat/ welcher auf sieben Tellern in Eyß gefrorne Erd- und Him-Beeren/ nebst andern Erfrischungen/ darreichte. An statt der Ceres ließ sich der August-Monat sehen mit allerhand künstlichem Backwercke/ Melonen/ unterschiedenen Piltzen und Schwäm̃en/ wie auch Samischen/ Coischen/ und Tarentinischen Kuchen aus Lesbischem Kern-Meele/ Honige/ Zucker/ Eyern/ Flachtoter/ Oel/ Ziben/ Milch und Würtzen bereitet. Den Platz des Vulcan nahm der Herbst-Monat/ welcher in sieben Körben so viel Körbe allerhand Obstes trug. Den Mars vertrat der ihm geweyhete Wein-Monat/ mit sieben Schüsseln voll frischer Wein-Trauben/ Wein-Beeren aus Chio/ Egyptischen Bohnen/ Africanischen Feigen/ und Asiatischen Gurcken. Der Winter-Monat nahm Dianens Raum ein/ mit Mandeln/ Datteln/ Pontischen- und Indianischen Nüssen. Die Stelle der Vesta ward von dem letzten Monat vertreten/ mit Cynthischem und Sicilischem Käse/ allerhand eingesaltzenen Fischen/ und geräucherten Speisen. Also daß Tiberius nicht ohne Wunderwerck auf einmal des gantzen Jahres Reichthum fürsetzte. Wiewohl wenig hiervon genossen ward; weil auff des Germanicus Anstalt kurtz darauf die oberste Spitze dieses Blumen-Gebäues mit Gewalt eröffnet ward/ und die an Achseln geflügelte mit einem Krantze aus nie verweickendem Tausendschön gezierte und in einẽ blauẽ Atlas mit darein gewirckten Sternen bekleidete Göttin des Geschreyes hinein drang/ und denen Anwesenden andeutete: Die güldene und unschätzbare Freyheit würde folgenden Morgen an dem edlen Rhein-Strome/ welcher der Freyheit zeither so viel Blutes geopfert hätte/ einen Kampff und ihr Siegs-Fest halten. Diese hatte sich kaum in die Lufft geschwungen/ als die kaum mit ihren magern Wangen die Zähne deckende/ und mit Zwiebeln und Nattern gekräntzte Mißgunst/ die Nachtreterin der Ehre/ und Mutter der Verläumbdung/ unter der Schwelle sich hervor kratzte/ und auf die Taffel einen Granat-Apfel warff/ welcher die Umb-Schrifft hatte:

**Dem freyesten Volck der Welt.**

Dem Hertzoge Jngviomern kam dieser Apfel zum ersten in die Hände/ und nachfolgends in der andern Deutschen. Welche diese Erfindung für eine Ausforderung der Römer aufnahmen; und alsobald darauf von der Taffel aufstunden/ umb sich desto besser auf folgenden Tag auszurüsten. Tiberius hatte etwan eine halbe Meile unterhalb Meynz am Rhein-Strome einen Kampf-Platz/ nach Art des vom Romulus zu Rom dem Mars gewiedmeten/ und nach Verjagung der Tarquinier zu Kriegs-Ubungen schicklich eingerichteten Feldes/ bereiten/ auch umb und umb mit zierlichen Gängen umbgeben lassen. Unter welchem viel tausend Zuschauer/ und sonderlich die eingeladenen Deutschen/ auf zubereiteten bequemen Sitzen/ bey vielen Taffeln mit allerhand zusammen gefrornen Früchten und andern Erfrischungen bedienet wurden. Denn es ist nunmehr so weit kommen: daß den Menschen nichts/ was der Natur/ gefällig ist; und daß der aufbehaltene Schnee der heissen Monate Wellust/ die Straffe der Gebürge/ nemlich das Eiß der Fürsten Geträncke/ und nachdencklicher Leute Arbeit worden; welche durch allerhand Künste und Kräuter den Winter zum Sommer zu

machen gedacht haben. Der Anfang der bestimmten Lust nahm den Anfang von denen allersüssesten Seiten-Spielen/ welche denen Ohren gantz nahe/ denen Augen aber entfernet waren. Unter dieser Ergetzung erschienen in dem Kampf-Platz hundert in lange Röcke mit rothen Säumen gekleidete Jünglinge/ wie der Römischen Freygelassenen Söhnen bey dem andern Carthaginensischen Kriege/ wegen beygeschobenen Geldes/ zu tragen erlaubet ward. Ihr Vorgänger war der Müssiggang/ den Socrates den Bruder der Freyheit zu nennen gewürdiget; die Thracier aber für ihr höchstes Gut geschätzet haben. Er hatte gar nichts in Händen; sein Gang war nur Fuß für Fuß; auf dem Haupte trug er einen Brodt-Krantz/ wormit auch zu Rom am Feyer der Vesta der Esel gezieret ward; weil er durch diese Göttin aufgeweckt/ und sie des Priapus sich zu enteusern gewarniget haben soll. Diesem folgte die blaugekleidete Freyheit auf einem von zwey Caledonischen Ochsen gezogenen güldenen Sieges-Wagen; welche Thiere lieber sterben/ als gefangen seyn. Sie trug einen Myrten-Krantz auf dem Haupte; in der Hand eine Schlange/ als ein Vorbild der Freyheit/ welche lieber sich ins Feuer stürtzt/ als sich in einem Kreyße von Dornen oder Eschen-Zweigen verschlüssen läßt. Dem Wagen folgten die neun Musen/ welche mit ihren Seiten-Spielen die Freyheit preiseten/ und der Zuschauer Ohren schier bezauberten. Nach ihnen kamen die sieben freyen Künste/ die Schreibe-Kunst hatte einen Krantz von Hyacinthen/ Bohnen-Blüthen und Pfirschken; vielleicht/ weil diese Blumen und Früchte von der Natur selbst mit Buchstaben bemahlet sind. Die Rechen-Kunst trug einen zugespitzten Krantz von Frauen-Haare und andern fädemichten Blumen; ihre Zärtligkeit dardurch anzudeuten. Die Beredsamkeit war mit anmuthigen Rosen; die Tichter-Kunst mit Lorbern; die Singe-Kunst mit Epheu; die Mässe-Kunst wie Cybele/ mit Thürmen/ und die Wissenschafft der Sterne mit Oel-Zweigen bekräntzt/ wie die langsamen Himmels-Pförtnerinnen Carpo und Tallote/ welche der Sonne zu Dienste den Himmel wölckicht und heuter machen. Die Singe-Kunst war mit Lilgen gekräntzet. Hinter diesen kam auch die mit tausend-schön gekrönte Mahlerey/ und die mit Alrau-Kraut gekräntzte Bildhauer-Kunst. Den Wagen begleiteten die Eintracht mit einem Lorber-die Freudigkeit mit einem Hyacinthen-die Mässigkeit und Weißheit mit einem Oel-die Wohlfarth mit einem Rosen-die Frömmigkeit mit einem Palmen-Krantze. Diese sezten mitten in diesem Felde aus sieben mitgebrachten Stücken eine Säule zusammen worauf die Freyheit einen mit allerhand Blumen und Edelgesteinen Hutt stürtzte; und darbey diese Reymen sang:

Ihr edlen Seelen/ die ihr wisset:
Daß alles Glücke schlechtes Bley
Und nur die Freyheit gülden sey/
Kommt/ ehret mich! kommt und geniesset
Der Seele Kost! den Schatz der Erden/
Für dem das Reichthum/ das die Welt
Für mehr als seinen Abgott hält/
Als Armuth muß verschmähet werden.

Entfernet euer groß Gemüthe
Von knechtischer Furcht und Dienstbarkeit;
Die mit der Tugend stets hegt Streit/
Und folget der Vernunfft Gebitte/
Die als des Himmels Kind die Schwächen
Der Regungen nicht herrschen läßt/
Der Wollust giftig Licht ausbläst;
Die minder Lust hat als Gebrechen.

Haß't Lufft und Glutt doch das Gedränge;
Die Flutt müht sich zu machen frey;
Die Pflantze sprengts Gefäß entzwey/
Wenn sie darinnen steht zu enge.
Kein Thier ist/ das nicht lieber tragen
Will Hunger als ein gülden Band;
Und den beperlten Elefant
Hört man die Dienstbarkeit beklagen.

Wie daß denn nur der Mensch alleine
Zu dienen scheint gebohrn zu seyn?
Man hüll't ihn jung in Windeln ein;
Alt klebt er selbst an Dunst und Scheine/
Wenn er sich an der Liebe Nesseln
Und an der Ehrsucht Feuer brennt/
Sein Hertze nie von Golde trennt/
Wenn Glück' und Eitelkeit ihn fesseln.

Der aber/ den kein Laster bindet/
Besitzt mehr als ein Königreich;
Er ist sein Herr/ und Gott zugleich/
Den nichts nicht zwingt/ nichts überwindet.
Ja Jupiter kom̃t selbst hierinnen
Nicht den behertzten Weisen bey.
Denn er ist von Natur nur frey/
Worzu sich jene machen können.

So laßt euch doch nichts thörichtes bländen/
Daß ihr steht andern zu Geboth;
Es ist ja ärger als der Tod;
Die Freyheit steht in euren Händen.
Kein Herrscher ist von solcher Stärcke!
Daß nicht ein Knecht sein Herr seyn kan.
Wer einen Wüterich greifft an/
Sich frey macht/ übt die grösten Wercke.

So kom̃'t nun/ ihr berühmten Geister/
Die ihr der Freyheit euch geweiht;
Bewehrt mit euer Tapferkeit:
Die Freyheit sey der Fürsten Meister/
Der Tugend Kleinod euer Leben;
Für das ihr opfert Seel und Blut.
Dem würdigsten soll dieser Hutt
Zum Ehren Preiße seyn gegeben.

Hierauf hielten die ihr vortretenden hundert Freygelassene umb die aufgesetzte Säule einen künstlichen Tantz/ und legten darinnen alle ihre Hütte derselben zun Füssen. Diesen folgten die neun Musen/ und die sieben freyen Künste mit der Mahlerey und Bildhauer-Kunst; derer iede in einem vermengten Tantze mit stummen Geberden ihre Fürtrefligkeit so deutlich fürbildete/ als wenn sie solche mit Worten ausdrückte; iede auch darinnen ihre Wahrzeichen mit einer zierlichen Ehrerbietung an die Säule der Freyheit gleichsam zum Opfer aufhienge: nemlich die mit Lorber-gekräntzte Hereldin der Helden/ Clio/ in einem Goldstücke ihre Trompete; die geile Aufseherin der lustigen Schauspiele/ die mit Epheu ums Haupt und mit einem gelb-geblümten Rocke prangende Thalia ihre Larve und Stiefeln; die freudige Täntzerin/ die mit Strauß-Federn auf dem Haupte und einem von silbernem Zindel gemachten Gewand aufgeputzte Terpsichore ihre erfundene Cyther; die ernsthafte Erfinderin der Trauer-Spiele/ die mit Zypressen gekräntzte und in braunen Sammet gekleidete Melpomene ihren Zepter und Dolch; die hertzhaffte Aufmunterin der Kämpfer/ die mit denen dem Hercules gewiedmeten Pappel-Zweigen geschmückte und geharnschte Euterpe ihre Flöte; die annehmliche Liebes-Sängerin/ nemlich die mit Rosen gezierte und mit Purpur angethane Erato ihre Laute/ die durchdringende Rednerin/ nemlich die in weisses Silber-Stück gekleidete und einen Perlen-Krantz tragende Polyhymnia ihr Buch; die scharffsichtige Himmels-Ausspürerin/ nemlich die in blauen Atlas sich hüllende und mit Sternen gekrönte Urania ihre Hiñels-Kugel; die prächtige Erfinderin der Helden-Gedichte/ die mit Palmē bekräntzte und sich in grünen Atlas hüllende Calliope ihre Leyer. Gleicher gestalt wiedmete der Freyheit die Schreibe-Kunst ihre güldene Feder; die Rechen-Kunst ihre Ziffern; die Beredsamkeit ihre Blumen; die Tichter-Kunst einen güldenen Drey-Fuß; die Mässe-Kunst ihren Zirckel; die Sternseher-Kunst ihr fernendes Schau-Glas; die Singe-Kunst eine Geige mit einem Ey-rundten Bauch/ weil in solchen der Schall sich am besten vergrössert; die Mahlerey ihren Pinsel; und endlich die Bildhauer-Kunst ihr Schnitt-Messer. Als diese Täntze geendigt waren/ rennte die frohlockende Freyheit dreymal umb ihre Sieges-Seule; hernach stellte sie sich auf die eine Seite des Kampf-Platzes/ alwo selbter die Stirne des zu Rom auf dem Berge Aventinus gebauten Tempels der Freyheit abbildete. Hierauf öffnete sich gegen über ein grosses Thor/ durch welches der

alte

alte kluge König Janus mit zweyen Gesichtern und einem Krantz von Brunn-Kresse herein zoh. Er saß auf einem mit vielen Kräntzen ausgeputzten weissen Ochsen/ dessen Hörner und Klauen vergüldet waren/ und hatte in der Hand eine Ruthe von Wein-Reben; weil Janus der Kräntze und des Weines erster Erfinder gewest. Ihn begleitete eine grosse Menge Ackers-Leute mit Kräntzen von Weiden-Laube/ und mit allen ersinnlichen Acker-Geschirren/ weil dieser den Berg Janiculus bewohnender uhralter König Italiens den Acker-Bau vom Saturn zum ersten gelernet haben soll. Hierauf erschien auff einem helffenbeinernen und mit Lorber-Aesten umbwundenen Wagen / welchen / wie den des Jupiters / zwey schneeweisse Pferde zohen / die mit einer strahlenden Krone wie die Sonne gläntzende Göttin/ Rom/ in Gestalt einer vierzehn-jährichten Jungfrauen: Auf ihrer güldenen Krone trug sie noch/ wie Juno/ einen Thurm und den Gürtel der Venus. Die Pferde hatten Geschirre mit güldenen Puckeln/ auf der Stirne silberne Schilde/ wie halbe Monden/ und perlene Hals-Bänder. Ihre Haare waren mit silbernen Bändern eingeflochten/ und sie waren mit silbernen Huf-Eisen beschlagen. Hinter dieser Römischen Göttin / welcher die Stadt Smyrna den ersten Tempel gebauet / und ihr geräuchert hat / stand Italien/ und hielt ihr eine Lorber-Krone übers Haupt; weil dieses Land in diesem andern Alter von Rom überwältiget worden. Nach dem Wagen kamen vier hundert und achzig Bürgermeister in purpernen Krieges-Röcken/ mit eichenen Bürger-Kräntzen auf dem Haupte/ geritten; weil nach den Königen jährlich zwey Bürger-Meister zwey hundert und viertzig Jahr lang biß zum ersten Carthaginensischen Kriege den Römern vorstunden. Sie waren alle auffs beste gerüstet/ wie wenn sie als Heer-führer in Krieg zu ziehen pflegten. Jeder hatte einen Schildträger/ und auf eines ieden Schilde war das wichtigste/ was er für die Freyheit des Römischen Volckes gethan / abgebildet. Tiberius hatte ihm die Stelle des Junius Brutus/ Stertinius des Fabius Maximus / und der Kern des übrigen Römischen Adels anderer Bürgermeister Stellen zu vertreten auserkiesen. Dieser Aufzug geschah unter dem Getöne etlicher hundert Trompeten. So bald sich aber diese Bürgermeister hinter einander in zwölff Glieder gestellt hatten/ ward im Augenblicke alles stille/ und Rom fieng zu linden Seitenspielen folgender Weise an zu singen:

Die Freyheit ist mit Rom vermählt/
So wohl/ als mit der Kunst der Waffen;
Sie hat in mir den Sitz erwehlt/
In Ruh und Sicherheit zu schlaffen.
Denn Fried' und Freyheit wird in erster Blüth' erstickt/
Wenn sie nicht Tapferkeit vertheidiget und deckt.

Durch die hab' ich der Zentner-Last
Mich der Tarquinier entbrochen.
Denn Knechtschafft ist mir mehr verhaßt/
Als Spinnen den/ den sie gestochen/
Die recht der Erde Pest/ der Tugend Wurm-Stich heißt/
Die Freyheit aber ist des Lebens Seel und Geist.

Bücke sich gleich manches Volck für mir/
Folgt Welschland meinen Grund-Gesetzen;
So schreib' ich doch nur Richtschnurn für/
Die ihre Freyheit nicht verletzen:
Begierden dienstbar seyn/ ist ärgste Sclaverey;
Wer aber der Vernunfft dem Rechte folgt/ bleibt frey.

Kein weiser Indianer wil
Von eines Menschen Knechtschafft wissen;
So ist auch meiner Herrschafft Ziel/
Besiegter Fessel aufzuschlüssen.
Wer Rom und Göttern dient/ sucht sich nur zu befreyn;
Drumb wil Fürst Prusias mein Freygelaßner seyn.

Wormit mir nun die gantze Welt/
Wie Smyrna/ heil'ge Tempel bauet/
Mich für der Erden Gottheit hält/
Und meiner Herrschafft sich vertrauet;
So führt/ ihr Helden ihr/ die meine Brust genehrt/
Durch eure Waffen aus: Ich sey der Freyheit Schwerdt.

Wenn weiter euch der gröste Trieb
Anspornt die Freyheit zu besitzen;
Wenn nicht so sehr jeden Leben lieb/
Als das Gelücke/ mich zu schützen:
Dem wird der Freyheit Hand aufsetzen ihren Hut/
Den schönsten Krantz der Welt/ der Menschen höchstes Gut.

Dieser Gesang war so bald nicht beschlossen/ als die Trompeten und Krum-Hörner ein Zeichen zum Kriege gaben/ und ieder unter diesen Bürger-Meistern sich zum Kampfe rüstete; weil ein ieder sich umb Rom so viel verdient zu haben Anzeugung machte: daß ihm der Freyheit Ehren-Hut wohl anstünde. Es erregte aber bald die Eröffnung eines andern Thores aller Anwesenden Aufsehen. Sintemal unter dem Schalle der allerlieblichsten Seitenspiele der alte Cecrops mit zweyen Antlitzen auf einem Drachen in den Schau-Platz geritten kam. Von welchem Aufzuge er für Alters für einen halben Menschen und einen halben Drachen gehalten/ oder aus Drachen-Zähnen entsprossen zu seyn geglaubet ward. Er war wie Bacchus/ Hecate/ und die Götter bey den Egyptiern auch mit einem Drachen gekräntzet. Ihn begleitete eine grosse Menge mit Streit-Kolben gerüsteter- mit wilden Oelzweigen/ nach Gewohnheit des Hercules und der Sieger auf den Olympischen Spielen/ gekrönter- und mit Oel eingeschmierter Fechter. Sintemal in Griechenland das Oel zum ersten gewachsen seyn soll/ und für eine Hülffe und Vorbild der Tapferkeit gehalten wird. Hierauf erschien in Gestalt der Göttin Pallas die Stadt Athen mit einem Krantze von Oelzweigen; dessen sämtliche Blätter auf der einen Seite vergoldet waren. Hinter ihr stand das mit Myrten gekräntzte- und mit einem gold-gestückten Rocke bekleidete Griechenland; welches jener eine köstliche Perlen-Krone übers Haupt hielt/ wie dergleichen die sämtlichen Griechen dieser Stadt nach dem wider die Persen erhaltenen grossen Siege/ und die Byzantier und Perinthier ihrem sechzehn Ellen hohen Bilde aufgesetzet haben. Hinten am Wagen war das Gerichte der Pallas und Neptun abgebildet; in welchem jener für diesem das Schirm-Recht über Athen zuerkennet ward. Dem Wagen folgten vier hundert und achzig weiß-gekleidete und darunter fürtrefflich gerüstete Helden. Denn bey den Griechen waren solche Kleider ein Kenn-Zeichen der Freyheit; und dorfte niemand in gefärbter Kleidung zun Schauspielen kommen. Jeden begleitete ein nackter Fechter/ welcher ihm Schild und Lantze trug. Germanicus hatte ihm erwehlet Miltiades zu seyn; auf seinem Schild war die Marathonische Schlacht mit den Persen geetzt. Diesem zu Liebe hatte das Glücke durchs Looß die fürnehmsten Römer auf die Griechische Seite geschlagen. Saturninus bildete Themistoclen für; auf dessen Schilde war die grosse See-Schlacht bey Salamine wider den weibischen Xerxes/ und die männliche Artemisia zu schauen. Cäcina war Alcibiades; auf seinem Schilde stand seine mit Lorbern gekrönte Schiffs-Flotte/ und die Abbildung des ihn mit Entgegen-Tragung ihrer Götter bewillkommenden Athens. Lucius Asprenius vertrat die Stelle des den Mardonius erlegenden Aristides; welchen Sieg das Gemählde seines Schildes ausdrückte. Asprenas hatte das Glücke Cimon zu seyn; dessen Schild nicht alleine seine in einem Tage zwey zu Wasser und Lande beym Flusse Eurymedon wider die Meden erhaltenen Siege/ sondern auch die ihm selbst angelegtẽ Fessel seines gefangenen Vaters fürstellten. Apulejus hatte die Ehre den weisen und behertzten Pericles/ sein Schild die grosse Niederlage der Sicyonier am Flusse Nemea vorzustellen. Plancus hatte die Person des Agesilaus übernommen. Sein Schild zeigte; wie er in dem Opfer-Feuer der Soñe den anwesendẽ Xerxes schreckte/ als er nach verbreñter rechtẽ Hand auch die lincke freywillig ins Feuer hielt/ nachdẽ er aus Irrthum an statt des Königs den Mardonius erstochen hatte.

Mennius / Camillus und Acilius waren die Vertreter des Thrasybul / des Harmodius und des Aristogiton; ihre Schilde aber Abbildungen ihrer wider die dreissig Wütteriche ausgeübter Helden-Thaten / die von wegen der Spartaner das vom Pausanias eroberte Athen beherrschten. Norbanus war Conon. Auf seinem Schilde war zu sehen / wie er mit Persischer Macht wider die Spartaner zur See einen herrlichen Sieg / und der Stadt Athen die Freyheit wieder erwarb. Seines tapfern Sohnes / Timotheus Person / stellte Centronius für. Auf seinem Schilde war die Göttin des Glückes geetzt / welche mit einem Netze Städte fischte; er aber lag schlafend zu ihren Füssen. Iphicratens Platz nahm der junge Sulpitius Galba ein; und dessen Schild dieses zwantzigjährigen Heldens stellte den denen Spartanern versetzten herrlichen Streich vor. Censorinus war Chabrias; auf dessen Schild der verschmitzte Sieg bey Thebe wider den Agesilaus gepregt war. Junius Silanus war Phocion / welcher auf seinem Schilde die Geschencke König Philipps und des grossen Alexanders verschmähete. Mit einem Worte: Es mangelte keiner der tapferen Athenienser; und ihre Schilde waren eitel Sinnen-Bilder aller Griechischen Helden-Thaten. Ja es fanden sich auch auf Seiten der Römer und Griechen über die Zahl unterschiedene herrlich aufgeputzte- und in ihren Schilden nachdencklichen Sinnen-Bilder führende Ritter / welche nicht mit in die Rolle kommen / und also ihren eigenen Geferten unkenntlich waren. Nachdem diese sich gleichfalls gegen die Römer in Schlacht-Ordnung gesetzt hatten / fieng Athen mit einer durchdringenden Liebligkeit an zu singen:

Wie? soll Athen nicht auch ein Theil
An diesem Freyheits-Preise haben?
Mein Volck wünscht sich fürs Volckes Heil
Wie die Philenen zu begraben.
Der Freyheit Liebe regt und schärffet ihren Muth;
Im Hertzen walle Begierd' / in Adern edles Blut.

Die Welt war ungeschikt und schlecht /
Biß meine Künste sie gekrönet;
Rom hat von mir Gesetz' und Recht /
Und ihren Gottes-Dienst entlehnet.
Zu Rom lag noch kein Stein / es glam noch kein Altar /
Als ich schon Griechenlands sein Augen-Apfel war.

Die Freyheit ward zu meiner Zeit
Mit mir gebohren und verehret.
Mein Tempel der Beredsamkeit
Hat erst / was Freyheit sey / gelehret.
Denn ohne Weißheit ist die Freyheit Sclaverey /
In Fässeln aber bleibt Miltiades noch frey.

Wer jemals nur ein einig Blat
Von meinem Krantze wegzubrechen
Aus Eyversucht gelüstet hat /
Hat nur bemüht sich selbst zu schwächen.
Ich hab in Trojens Graus mein ewig Lob geetzt /
Und Persens Monden-Krantz mir auf mein Haupt gesetzt.

Nach geendigtẽ Gesange scharrte sich die mit Schlangen gekräntzte Mißgunst mitten in diesem Kriegs-Felde aus der Erden herfür / und ruffte mit heiserem Halse unaufhörlich aus: Zun Waffen! zun Waffen! Die Trompeten munterten auch Männer und Weiber zum Kampfe auf. Junius Brutus und Miltiades machten den Anfang alleine drey Lantzen mit einander zu brechen; darinnen jener auch noch bey seinem ziemlichen Alter seine Geschicklichkeit / dieser eine absondere Zierligkeit schauen ließ. Hierauf traffen zwey und zwey / folgends drey und drey / biß endlich gar zwölff und zwölff auf einander: daß die Lufft nie von Stücken der zersprungenen Lantzen leer war / und die Augen nicht genung sehen kunten / umb alle Meister-Streiche der Tapferkeit wahrzunehmẽ. Fast allen aber that es derselbe Römer zuvor / welcher den Bürgermeister Horatius Pulvillus fürstellte / und in seinem Schilde die durch die Tiber schwimmende Clölia führte. Zwey guter Stunden hatte dieses Lantzen-Brechen gewähret / als die Griechen mit Fleiß denen sie ferner ausfordernden Römern / gleich als wenn sie sich hiermit überwunden zu seyn erkenneten / den Rücken kehrten. Hierauf verfügte sich die

Frey-

Freyheit wieder auf ihren Wagen in die Mitte des Schau-Platzes/ und sprach singende das Urtheil aus:

Verkreuch dich/ thör'chtes Griechenland!
Dein grosser Pyrrhus mag dir sagen:
Ob du befugt seyst Hals und Hand
Für Rom so hoch und stoltz zu tragen.
Das grosse Griechenland ist schon der Römer Knecht.
Was rühmt das kleine denn viel seiner Freyheit Recht?

Ihr edlen Römer aber habt
Noch mit den Waffen auszufechten:
Wer unter euch soll seyn begabt
Mit dem/ was Ehr' und Freyheit flechten.
Ob ich euch alle zwar des Kleinods würdig weiß;
Gebühret dem würdigsten doch nur der Freyheits-Preiß.

Dieser Ausspruch war unter den Römischen Bürgermeistern ein neues Zanck-Eisen. Jeder hielt es für eine Schande in der Liebe und Beschirmung der Freyheit/ welche zu genüssen ihnen die unvernünftigen Thiere so gar die gefesselten Klauen abnagten/ einem andern was vorzugeben. Jeder rüstete sich mit neuen Lantzen zu einem frischen Gefechte/ welches niemals grausamer/ als für die Freyheit ist. Die Römer traffen hierauf für Mann auf einander; der den Brutus vorstellende Tiberius aber fieng nunmehr mit allen andern Römern an zu treffen/ und zwar mit solchem Glücke: daß er eitel Wunderwercke auszuüben schien. Denn auser seiner waren alle andere Lantze durch ein sonderbares Kunst-Stück derogestalt bereitet: daß/ wenn sie Tiberius nur mit seiner berührte/ selbte so/ als wenn sie Glas oder von Glase gegossene Thränen wären/ bey Abbrechung ihrer Spitze zersprungen. Niemand war auch/ der nicht durch seine Ehrerbietung schon diesen eingebildeten Brutus für den Uhrheber der Römischen Freyheit erkennte; welches die abermals in der Mitte dieses Feldes erscheinende Freyheit derogestalt bekräfftigte:

Komm Brutus! dessen Weißheit sich
Vermumm't in Thorheit ließ verlachen;
Umb durch die Arglist einen Striech/
Durch Dienstbarkeit ein Loch zu machen;
Der du die Frau der Welt/ was frey sey/ hast gelehrt;
Komm! daß dich Rom und Welt für ihren Freyherrn ehrt.

Komm! und setz' auf den Freyheits-Hut/
Den dir die Tapferkeit erworben!
Du wiedmest mir dein eigen Blut.
Die Knechtschafft ist zu Rom gestorben/
Als du dem Sextus triebst den Degen durch das Hertz/
Und deiner Söhne Todt war ohne Vater-Schmertz.

Du hast der Kinder dich beraubt:
Daß du des Volckes Vater würdest;
Der Freyheit Schirm/ der Bürger Haupt/
Die du erleichterst/ nicht bebürdest.
Apollo wehlt dich selbst; weil keiner hat gewüst/
Wie man nach seinem Heisch zu erst die Mutter küst.

Die Freyheit grieff beym Schlusse nach dem zum Freyheits-Preiße aufgesetzten Hutte; es kam ihr aber ein aus der Lufft wie ein Blitz abschüssender Adler zuvor; nahm und führte den Hut empor/ und ließ hingegen der Freyheit einen im Schnabel habenden Lorber-Zweig in die Hand fallen. Diesen händigte die Freyheit an statt des Hutes dem Brutus ein; und sang darzu:

Nihm hin/ du Sonne deiner Zeit/
Des Phöbus eignes Sieges-Zeichen.
Dir/ Vater der Glückseligkeit
Muß ich hier den Gelücks-Zweig reichen/
Den dir der Himmel schenckt/ die Tyber eignet zu;
Der du den Grund-Stein legst zur Freyheit/ Herrschafft/ Ruh.

Bey diesem wehrenden Singen senckte sich auf ihrem güldenen Wagen/ die Göttin der gewaffneten Liebe/ als eine Beschirmerin der Freyheit und Uhr-An-Frau des Julischen Geschlechtes/ mit denen drey Holdinnen gegen der Erden. Diese brachten ein güldenes Bild des Käysers August/ und setzten es auf die mitten in diesem Kampf-Felde stehende Säule. Worzu Venus mit ihnen diese Reymen zu denen allersüssesten Seitenspielen sang/ welche die umb sie flügenden Liebes-Götter regten:

Gar recht: daß Brutus diesen Preiß
Der Freyheit als ihr Stiffter träget;
Es lebt kein Römer/ der nicht weiß:
Er habe sie in Grund geleget.

Allein sie käumet nur; sie bleibt ein Zwerg und Kind/
So lange Rom der Welt das Hefft nicht abgewinnt.
Wie vielmal muß die Freyheit nicht
Sich unters Pöfels Herrschafft beugen/
Der übern Adel Urtheil spricht/
Und offt heißt Bürgermeister schweigen.
Die Freyheit aber kan unmöglich bleiben rein/
Wo iedermann gebeut/ Zunfftmeister Herrscher seyn.
Wenn aber Rom die güld'ne Zeit
Sein männlich Alter wird erleben;
So wird ihm die Glückseligkeit
Auch seiner Freyheit Völle geben.
Der/ dessen Bild hier steht/ wird Rom erst machen frey/
Von's Pöfels Ubermuth/ von's Adels Tyranney.
Wo Glück' und Freyheit sollen blüh'n/
Muß eine Sonn'/ ein Fürst nur scheinen.
Wo alle sich zu herrschen müh'n/
Nagt ieder an des andern Beinen.
Wenn aber Fürst August der Freyheit Schirm wird seyn/
Wird sich die Welt bey ihm gehorchend lieben ein.
Zum Zeichen dieser güldnen Zeit
Wird dieser Adler wiederkehren
Auf Löwen: bepurpert Kleid/
So Henn' als Lorber-Zweig gewehren;
Aus dem ein Lorberwald wird wachsen/ der das Haupt
Der Käyser/ und das Haar der Siegenden/ umblaubt.

Bey wehrendem Gesange ließ sich der vorhin fast wieder in der Höhe unsichtbar gewordene Adler allgemach wieder herunter/ und setzte bey dem Schlusse den Hut/ als das Kleinod und Wahrzeichen der Freyheit / dem Bilde des Käysers August aufs Haupt. Worüber der gantze Schau-Platz ein unaussprechliches Freuden-Geschrey bezeugte; und dem Käyser August als dem Freyheits-Geber der gantzen Welt / viel tausend Glück zuruffte; ja ihren Gehorsam aller ungebundenen Freyheit weit fürzohe. Das vorhin mit seinë Helden der Freyden Rücken kehrende Griechenland wendete sich nunmehr freudig umb/ und fieng an zu singen:

Nim Rom mich zum Gefärthen an/
Den grossen Käyser zu verehren/
Dem man wie Gott gehorchen kan/
Und darff die Freyheit nicht versehren.
Weil er als Vater herrscht/ geh' ich der Welt voran/
Die/ wenn sie ihm nicht dient/ nie völlig frey seyn kan.

Die deutschen Fürsten/ welche von dieser Erfindung der Römer den Tag zuvor Nachricht und zugleich/ als die grösten Eyverer für die Freyheit / Eyversucht eingezogen hatten/ waren auf eine Anstalt euserst bemüht gewest auf diesem Kampf-Platz theils ihre Tapferkeit/ theils ihre Liebe der Freyheit zu zeigen. Wie sie nun nach und nach von dem Fortgange dieses Schauspiels Nachricht bekamen; also rückten sie bey wehrender Verehrung des Käysers dem Platze zu/ und öffnete sich bey dem Schlusse das Nord-Thor unter einem heftigen Gethöne vieler bey den Deutschen im Kriege bräuchiger Krum̃-Hörner. Durch dieses trat hinein der deutsche Hercules. Er trug einen grossen Streit-Kolben auf der Achsel/ darein war mit Griechischen Buchstaben geschnitten: **Für die Freyheit.** Führete einen gezähmten Löwen an der Hand; und er selbst war gantz nackt; ausser/ daß er einen Krantz von Pappel-Laube umb die Stirne und die Lenden hatte. Ihm folgten funfzig wie er aufziehende Riesen/ welche aus dem gantzen deutschen Heere mit Fleiß ausgelesen waren. Hierauf kam auf einem von vielem Eisen schwirrenden und von 4. Luchsen gezogenen Sichel-Wagen die Königin Deutschland in Gestalt einer ernsthaften Frauen. Sie trug auf dem Haupte einen Eichen-Krantz/ in der rechten Hand einen Spieß wie Pallas; in der lincken einen Schild / darinnë ein Eichen-Stam̃ mit der Uberschrift war: **Ich vertrage keine Einpropfung.** Wordurch nichts anders angedeutet ward; denn daß die deutsche Freyheit keiner frembden Herrschafft unterlegen wäre. Nach diesem Wagen kamen beynahe 500. auserlesene deutsche Ritter. Die ersten 40. führte Hertzog Ingviomer unter dem Nahmen des vom Ascenas entsprossenen Fürsten Tuisco. Er war an statt des Helmes und Harnisches mit einer Löwen-Haut überdecket. Sein Waffenträger trug ihm einen Schild bey/ umb welchen 16. Griechische Buchstaben geetzt waren/ welche Tuiscon erfunden/ und hernach den Griechen entlehnet haben soll. Zwischen diesem stand ein Circkel/ als ein Sinne-Bild/ entweder des unbegreifflichen Gottes / oder seiner unumbschrencklichen Tapferkeit. Unter ihm

zohen

zehen eben so auf: Sarmata/ Dacus/ Geta/ Berich/ Philemar/ Mösa/ Savus/ Hister/ Adulas/ Mösias/ Dalmata/ Dachau/ Andechs/ und andere Urheber grosser Völcker. Der andere Hauffen folgte dem Hertzoge Flavius; welcher den König Mann mit einem Helme fürbildete; dieser war über und über mit Pferde-Haaren bedeckt. In seinem Schilde führte er einen Phönix; vielleicht durch diesen Vogel/ welcher von keinem weiblichen Geschlechte weiß/ anzudeuten: daß alle seine deutschen Männer seyn müsten. Ihm folgeten in gleicher Rüstung viertzig edle Cherusker/ welche die Stellen der alten Fürsten Trevir/ Ingevon/ Istäven/ Vandalus/ Tyras/ Nester und anderer unter ihm lebenden Fürsten/ vertraten. Des dritten Geschwaders Führer war der Hertzog Jubil unter dem Nahmen Hermions. Er führte auf seinem Helme/ wie nach seinem Beyspiele Pyrrhus/ grosse Büffels-Hörner; in seinem Schilde einen Löwen/ welcher mit seinen Klauen Eisen zerbrach. Ihm folgeten eitel auf Amazonen Art gewaffnete deutsche Frauen und Jungfrauen/ weil dieser Fürst auch die Weiber in Waffen geübt/ und eingeführt hat: daß ein Mann bey der Heyrath seinem Weibe zum Ehgelde etliche Ochsen/ ein gesatteltes Pferd/ einen Spieß und ein Schwerdt einliefern müsse. Den vierdten Hauffen führte unter dem Nahmen des Marsus Hertzog Segimer. Sein Helm hatte zu oberst einen güldenen Sphynx/ und im Schilde einen ackernden Ochsen: weil zu diesem Helden Osiris in Deutschland gereiset seyn/ und ihn den Ackerbau/ wie auch das Bierbrauen gelehret haben soll. Für dem fünften ritt Hertzog Catumer und stellte den Fürsten Cimber für/ dessen Helm so glatt und gläntzend wie Feuer war/ oben einen wilden Schweins-Kopff/ in dem Schilde das Bild des Libyschen Hercules/ welcher diesen deutschen Fürsten mit seiner Mutter Isis heimgesucht haben soll. Der sechste Führer war Marcomir; welcher den König Svevus fürstellte; auf dem Helme einen Wolff/ im Schilde eine gekrönte Seule zum Wahrzeichen hatte. Den siebenden Beherrscher Deutschlandes/ nemlich den Vandalus/ stellte Hertzog Siegesmund für; dessen Helm mit einem Drachen-Kopffe gerüstet; in dem Schilde aber ein Zweifels-Knoten zu sehen war. Der achte Führer war Fürst Sesitach/ der den sinnreichen Teutates mit einem Schlangen-Krantze auf dem Helme und einem Schilde/ darinnen ein siebenspitzigter Alb-Fuß zu sehen war/ vertrat. Der neundte war Sebald ein junger Chamavischer Fürst/ der den behertzten Alemann mit einem Löwen-Kopffe auf dem Helme/ und einem Löwen im Schilde vorstellte. Den zehnden Hauffen führte Reinold ein Marsingischer Fürst/ und vertrat den Fürsten Bojus. Auf seinem Helme führte er einen Tyger-Kopff/ im Schilde einen Bär. Dem eilften gieng Dagobert ein Schwäbischer Fürst für/ anstatt des alten Ingrams; welcher auf dem Helme einen Luchs/ im Schilde drey Elefanten-Zähne hatte. Der letzte Hauffen ward von Arnolden/ einem Friesischen Fürsten/ geführt/ der als ein Vertreter des zwölfften deutschen Herrschers Adalgers/ der auf dem Helme ein Hirsch-Geweih/ im Schilde einen stossenden Stier führte. Nachdem diese sich die Helffte gegen die Römer/ die Helffte gegen die Griechen in Ordnung gestellt hatten/ küste das sich regende Deutschland zwar die Hand/ ja ihr Kutscher die Geisel/ und warffen sie ehrerbietig Rom und Athen zu; es behielt aber darbey seine ernste und männliche Gebehrdung/ und fieng hierauf an zu singen:

Es rühme Rom und Griechenland
Die Freyheit/ ihre Helden-Wercke.
Kein Volck ist mehr als ich bekand
Von mehrer Freyheit/ grösser Stärcke.
Eh' als Phoroneus fieng der Griechen Herrschafft an.
War mir schon Canaan und Mosel unterthan.

Als Rom in Wieg' und Windeln lag/
Herrscht' ich vom Eiß-Meer bis zun Alpen/
Man suchte Hültzen und Vertrag
Bey mir von Hamus bis zu Calpen.
So Rom/ als Griechenland verfiel in meine Hand/
Und Asien that mir vergebens Widerstand.

Es sehnet sich noch alle Welt/
Nach meinem Schutz und meinem Herrschen.
Weil dis die Freyheit ihr erhält
Und jeder Feind mir kehrt die Fersen.
Bey andern Völckern ist die Freyheit nur ein Gast/
Mir ist sie angebohrn/ und Dienstbarkeit verhaßt.

Mein Angel-Stern wird Hunds-Stern seyn/
Mein Eyß-Meer wie das Rothe sieden;
Eh' als die Donau und der Rhein
Wird mit der Knechtschafft seyn zu frieden.
Urheber meines Reichs/ wol so bewehrt: daß frey
Und von der Deutschen Blut erzeugt seyn/ eines sey.

Römer und Griechen wurden durch diese unvermuthete Ausforderung genöthiget sich mit neuen Lantzen zu versehen und zum Kampffe fertig zu machen. Inzwischen hielt der deutsche Hercules mit seinen Riesen nach Himmlischen und Sack-Pfeiffen einen gantz besondern Tantz; welcher zwar mit dem Griechischen keine Gemeinschafft/ aber viel mehr Kunst in sich hatte. Denn sie sprungen bald über einander/ bald standen sie einander auf Achseln/ bald sie selbst mit empor gestreckten Füssen auf den Köpffen; bald flochten sie sich in einander/ und wunden sich doch ohne Verwirrung von sammen also; daß die Römer sich an dieser neuen Tantz-Art nicht satt sehen kunten/ und sich so wol über die Geschickligkeit/ als Geschwindigkeit dieser ungeheuer-grossen Leute verwundern musten. Nach geendigtem Tantze traffen anfangs die deutschen Heerführer eintzel weise auf die Römischen und Griechischen Obersten; hernach die Geführten/ Gliederweise so zierlich auf einander: daß der vorhin gleichsam eingeschlaffene Schau-Platz nunmehr allererst die Augen aufzuthun schien. Nichts aber war denen Römern verwunderlich; als daß das deutsche Frauenzimmer so behertzt und geschickt im Lantzen-brechen waren/ und in diesem sich nicht nur verhielten/ als wenn es ihr gewohntes Handwerck wäre; sondern es auch an zierlicher Werff- und Schwenckung der Lantzen fast allen Männern zuvor thäten. Unter diesen ließ sich fürnemlich selbst die Fürstin Jsmene/ Catta/ Zirolane/ eine Gräfin von Nassau/ von Waldeck/ von Salen/ Bentheim und mehr andere tapffer sehen. Ob nun wol Tiberius sich dieses geschwinden Streichs von den Deutschen nicht versehen hatte/ und entweder aus einer angebohrnen Mißgunst/ oder weil er es dem Römischen Volcke nicht für verträglich hielt: daß die Deutschen zu Rom ihrer Geschickligkeit halber in so grosses Ansehn kommen solten/ verfsichtig ward; so verstellte er doch/ seiner Gewonheit nach/ diese Empfindligkeit. Ja seiner Arglist mangelte es nicht an einer geschwinden Erfindung und Mitteln Anstalt zu machen: daß bey geendigtem Lantzen-brechen Rom auf seinem Wagen zwischen die gegen einander gestellten Hauffen gefahren kam/ und zu singen anfieng:

Ich gönne/ Schwester/ dir den Ruhm:
Die Freyheit sey dir angetreuet/
Die Tugend sey dein Eigenthum/
Und bin darüber selbst erfreuet.
Ja deine Tapfferkeit hat auch zu wege bracht:
Daß mein Aar fast mit dir solch' einen Frieden macht.

Mein Krieg war nicht des Hasses Brut;
Nur eine Prüfung unser Stärcke.
Uns alle zwey regt edles Blut;
Wir üben beyde Wunderwercke.
Weil gleich und gleiche nun die beste Freundschafft macht;
Wird auch die Nachwelt nicht auf Spaltung seyn bedacht.

Nun wir einander siebzig Jahr
Durch Tapferkeit gerichtet haben;
Bau'n wir der Eintracht ein Altar/
Das tausend Erndten nicht begraben.
Weil Freundschafft nun für sich nichts eignes haben kan:
So nimm den Lorbeer-Zweig halb von mir/ Deutschland/ an.

Mit diesen letzten Worten brach Rom den Lorbeer-Zweig mitten entzwey/ und reichte die

Helffte

Helffte Deutschlands zu. Hierüber entstand ein allgemeines Freuden-Geschrey; die deutschen Riesen machten sich noch mit einem seltzamern Tantze lustig/ und diesem Lust-Spiele ein Ende.

Die Trompeten wolten gleich das Zeichen zum Abzuge geben; als ein Herold in Begleitung zweyer Waffen-Träger auf einem schwitzenden Pferde hinein kam. Er hatte auf dem Haupte einen Krantz von Oel-Zweigen/ und in der rechten Hand einen Oel-Zweig/ welchen er zum Zeichen: daß er demüthig um Erlaubnis zu reden bäte/ gegen dem Tiberius beugte. Hiernach fieng er mitten auf dem Platze an zu ruffen: Zwey aufs euserste beleidigte Ritter haben diesen Schau-Platz zu Ausübung ihrer gerechten Sache erwehlet: daß sie die edelsten Helden der Welt nicht weniger zu Richtern/ als Zuschauern ihrer Tapferkeit haben; die Vermessenheit aber sich an der Straffe der Beleidiger spiegeln möge: wie gefährlich es sey der Tugend auf die Zeen treten. Gehet diesem nach/ ihr Waffen-Träger/ und bringet denen/ welchen diese Rache gilt/ die gleichen Waffen: daß sie zu ihrer Vertheidigung die ihnen anständige Helffte erkiesen. Augenblicks verfügte sich der eine zum Hertzog Flavius/ der andere zum Hertzog Jubil/ derer jeder ohne Befragung: wer ihnen auf den Hals wolte? eine von den angebotenē Lantzen/ ein Schwerdt/ einen Bogen und Köcher zu dem abgenöthigtem Kampffe erkiesete. Der Herold zerbrach hierauf den Oel-Zweig/ und warf einen Spieß von sich: daß er in der Erde stecken blieb. Ja er war kaum wieder aus diesem umbschlossenen Felde kommen/ als zwey Ritter auf zwey kohlschwartzen Pferden und in schwartzer Rüstung auf den Platz geritten kamen; welcher von allen Anwesenden in der Mitte mit Fleiß geräumet ward. Sie hatten beyde auf ihren Helmen Kräntze von Nesseln/ welche kein Anrühren ohne Brand vertragende Pflantze hier schicklicher ein Merckmal der Rache/ als dem geilen Antigonus einen Zepter abgab. In dem Schilde führte der eine einen Bienschwarm/ welche einen Bär mit Stechen ängstigten; Mit dieser Umbschrifft:

Honig ist so süsse Sache
Nicht/ als sterben nach der Rache.

Der ander hatte in seinem Schilde einen Hauffen glüenden Kohlen/ mit der Uberschrifft:

Wer die Rache zündet an/
Fühle/ daß sie brennen kan.

Sie hatten gar keine Waffen bey sich; sondern empfiengen dieselben von ihren Waffen-Trägern/ welche ihnen Hertzog Flavius und Jubil übrig gelassen hatten. Diese wusten zwar nicht/ konten es auch nicht aussinnen/ wer ihre Ausforderer seyn müsten/ jedoch machten sie sich zum Kampffe mit nicht weniger Freudigkeit/ als zu einem Tantze fertig. Wiewol nun Tiberius über dieser Ausforderung sein Mißgefallen an Tag und bey den Fürsten zu verstehen gab: daß/ weil er seinen so werthen Freunden aus Schuldigkeit des Gastrechtes Sicherheit zu verschaffen/ und sie zu beschirmen schuldig wäre/ würde es an Römern nicht fehlen/ welche diesen vermäßenen Ausforderern die Stirne wieder bieten würden; so baten doch Hertzog Flavius und Jubil aufs beweglichste: man möchte ihnen die Ehre eigenhändiger Rache in den Augen so vieler hundert Helden nicht mißgönnen. Deregestalt muste Tiberius darein willigen; worbey er sie aber beschwur: sie möchten daraus keinen Anlaß nehmen das Gastzeichen mit Bereuung ihrer ihm erwiesenen Freundschafft zu zerbrechen. Der erste Angrief geschahe auf beyden Theilen mit den Pfeilen/ welche sie aber sämtlich mit den Schilden so meisterlich zu versätzen wusten/ als wenn sie als Schützen solche ihnen selbst zum Ziele erkieset hätten. Nach dem alle verschossen waren/ grieffen

grieffen sie zu den Lantzen/ welche nicht wie in Lust-Spielen mit breitlichen Blättern verwahret/ sondern wie im Kriege mit Stahle scharff zugespitzt waren. Sie verrichteten das erste Rennen alle mit so gutem Glücke: daß alle vier Lantzen ohne jemandens Verwundung brachen. Im andern ward der/ welcher mit dem Hertzog Jubil anband/ so heftig auf die Brust getreffen: daß er sich an die Meynen des Pferdes anhalten muste; wenn auch der Stoß nicht so gestreckt/ und des Getroffenen Harnisch so gut gewest wäre/ würde ihm Jubil damit sein Licht ausgeleschet haben. Dessen ungeachtet ergrief er/ wie Flavius und sein Gegener/ welche wie das erstemal einander nichts nachtheiliges angebracht hatten/ die dritte Lantze um dem Hertzoge Jubil zubegegnẽ. Alleine dieser faste jenẽ so wol: daß er ihn zwischen den Waffen durch den rechten Arm nahe am Gelencke der Achsel durchstieß/ und derogestalt mit sambt dem Pferde zu Bodem rante. Jubil war wie ein Blitz vom Pferde/ um seinem Feinde den leztẽ Streich zu versetzen. Er rieß ihm daher/ den blancken Degen in der Hand habende/ den Helm vom Haupte; erkennte aber seinen Feind mit so viel mehr Verwunderung für den Fürsten Malovend/ weil er sich nicht erinnerte: daß er ihm jemals einiges Leid zugefügt hätte. Weil nun die Beleidigungen/ welche keine rechtschaffene Ursache haben/ von Seiten des Beleidigers am heftigsten/ von Seiten des Beleidigten am empfindlichsten sind; ward Hertzog Jubil mit sich selbst streitig: Ob er das Recht seiner Rache am Malovend vollends ausüben solte? Gleichwol aber überwand seine Großmüthigkeit seinen Zorn: daß er ihm nicht allein mehr kein Leides that/ sondern auch befahl ihn aufzuheben und ihm die Wunde zu verbinden. Er sätzte sich diesemnach wieder zu Pferde/ und gab nun nebst allen andern einen Zuschauer ab des feurigen Zwey-Kampffes mit dem Flavius. Niemand konte noch urtheilen/ wer sein so tapfferer und erbitterter Feind wäre/ außer die Fürstin Catta machte ihr alsbald die Auslegung: daß die eyversüchtige Liebe den Fürsten Malovend wider den Hertzog Jubil/ und den Hertzog Zeno wider den Flavius in Harnisch gejagt hätte. Die Königin Erato quälte sich mit eben diesem Kummer/ und/ weil beyde Kämpffer nunmehr nach gebrochenen Lantzen zu den Schwerdtern gegrieffen hattẽ; geschah von ihnen kein Schlag daß ihr nicht zugleich das ängstige Hertze schlug; also/ daß sie nicht/ wie Catta/ ihre Empfindligkeit verstellen konte. Ihre Seele verwickelte sich in einem rechten Zweifels-Knoten; den die vorigen Ebentheuer und Wahrsagungen hatten sie so irre gemacht; daß sie sich nicht auszuwickeln wuste: wen sie unter dem Zeno und Flavius lieben? weniger/ wem sie den Sieg gönnen solte? Unterdessen sätzten beyde streitende Helden einander so heftig zu: daß beyde wegen einander zugefügten Wunden von Blute troffen. Am schrecklichsten aber war zu sehen: daß ihr Athem von der Bemühung/ und ihre Kräfften von der Blutstürtzung gleichsam zunahmen. Wie nun der von den Römern erkennte Malovend alsbald zur Pfleg- und Verbindung weggetragen ward; also muthmaste Tiberius aus diesem den Römern vorhin zugethan-gewesten Gefärthen: daß auch der andere Ausforderer des Flavius ein Freund der Römer seyn müste. Diesemnach veranlaßte er den Germanicus diesen Kampff/ in welchem beyde Ehre genung erlangt hätten/ zu unternehmen. Dieser verfügte sich zu dem Ende dahin; ward aber seiner Müh überhoben/ weil sie beyde auf einmahl von Pferden für todt zur Erde fielen. Die Waffen-Träger sprungen bald darzu/ und öffneten ihnen ihre Helme. Wordurch denn dem gantzen Schau-Platze kund ward: daß Flavius mit dem Zeno gefochten hätte. Erato, welche durch beyder Fall Gehöre und Vernunfft verlohren hatte/ war nicht mächtig sich zu mäßigen: daß sie Thußnelden verließ/ und denen Gefal-

lenen

lenen zusprang. So bald sie aber beyder erblassete Antlitzer ins Auge bekam/ verwandelte sie sich selbst in ein Ebenbild des Todes; und fiel ohnmächtig zu Bodem. Die nechsten Zuschauer dieses unvermutheten Trauer-Spieles wusten nicht/ wem sie zum ersten zulauffen solten. Die Hertzogin Thußnelde und Agrippine drängten sich selbst herzu; und weil andere mit Entwafnung des Flavius und Zeno beschäfftiget waren; brachten diese die Königin Erato wieder ein wenig zu Kräfften/ aber nicht zur Vernunfft. Denn so bald sie ihrer Hände und Zunge mächtig war/ rauffte sie ihr verzweifelnd die Haare aus und ruffte wiewol mit lächsender Stimme: Zeno! Zeno! Alles reiben/ kühlen und einbalsamen hatte bisher nicht zuwege bringen können: daß weder Zeno noch Flavius ein Zeichen des Lebens von sich gegeben hätten. Nunmehr aber hatte die doch so schwache Stimme der für Leid vergehenden Erato mehrere Krafft/ als derer/ welche durch das getrunckene Wasser des Brunnen Zame selbte helle gemacht hatten. Oder sie übertraf vielmehr die Kräfften der Strauß-Augen; welche durch stetes Anschauen ihrer Eyer an statt des Brütens ihre Jungen lebend machen. Denn Zeno und Flavius schöpfften zugleich Athem/ und endlich öfneten sie auch die Augen. Erato hingegen ward aufs neue ohnmächtig; und nachdem man sie wieder nur ein wenig erfrischet/ sie aber keinen der Verwundeten mehr sahe/ welche Agrippine zur Verbindung wegtragen lassen; ergrief sie das auf der Erde liegende Schwerdt des Zeno/ und hätte es ihr durch den Leib gestossen/ wenn nicht Homburg/ ein deutscher Ritter/ ihr in die Armen gefallen wäre. Sie verlohr aber hierüber gleichsam ihre Sinnen; ruffte mit denen nachdrücklichsten Liebkosungs-Worten bald den Zeno/ bald den Flavius; bald verfluchte sie auch einen und den andern als Mörder/ und Verstörer ihrer Vergnügung. Thußnelden stieg alles dis mitleidentlich zu Hertzen; und begleitete sie die Königin selbst unter das Zelt; dahin sie die sorgfältige Agrippine auf den Armen ihrer Freygelassenen/ aus diesen aber auf Bithynischen an vier Seulen frey in der Lufft hängenden Sänfften/ darauf die der Agrippine aufwartenden Römischen Raths-frauen dahin gefahren/ und derer Pulster mit eitel Rosen gefüllt waren/ bringen ließ. Also endigte sich dieses Freuden-Spiel mit vieler Trauern/ wie manch schöner Tag mit Regen und Ungewitter.

Das allgemeine Leid über dieser dreyer Fürsten Beschädigung hinderte den Fortgang der Römischen Freuden-Spiele. Das gemeine Volck fällte von diesem Kampffe hunderterley Urtheil/ welches ins gemein so viel Meinungen als Köpffe hat. Der deutsche Hof aber konte ihm die Rechnung leicht machen: daß die Eyversucht den Zeno gegen den Flavius wegen der von ihm geliebten Erato hierzu veranlasset hatte. Malovend aber/ welcher unter denen Verwundeten sich noch am besten befand/ machte sein Geheimnüs freywillig kund/ indem er durch zwey Marsische Ritter den Hertzog Jubil umb Verzeihung seiner Ausforderung ersuchen/ wegen gerechter Bestraffung seiner Vermässenheit sich aber aufs höflichste bedancken ließ. Seinen Degen hätte ihm nicht einige Feindschafft/ sondern die Hefftigkeit seiner Liebe gegen der Fürstin Catta gezücket/ welche ihm so viel grimmiger zugesätzt/ jemehr er sich selbte zu verhölen bemühet hätte. Diese gebiehre ins gemein solche Mißgeburten/ wenn sie sich mehr mit der Tapferkeit/ als der Vernunfft vermählte. Jedoch hätten ihn die gerechten und glücklichen Waffen des Fürsten Jubils von der Verzweifelung wieder auf die rechte Bahne dem Verhängnüsse zu folgen/ und sich über seinen Unfall nicht zu beschweren verwiesen; ja ihn gelehret: daß der Himmel nur über unserm Unglücke lachte/ das man der Liebe halben ausstünde. Diese hätte ihn zwar so keck und vermässen

gemacht sich an einen so grossen Helden zu reiben; Er hätte aber beym ersten Anbinden erfahren: daß ein geistiger Blick der Tugend einem Schuldigen durchs Hertz führe/ und ihr blosses Anschauen diesen schon Straffe genung wäre. Alleine was er am Ruhme der Tapferkeit eingebüßt/ hätte er durch seinen Schaden an Klugheit gewonnen/ nemlich gelernet/ sich von dem bescheiden zurück ziehen; was ein würdiger zu seinem Augen-Ziele hätte. Seine Thorheit aber würde etlicher maßen von dem gemeinen Fehler verredet: daß wir an andern nur ihre Schwachen/ an uns selbst aber nur dis/ was etwan das beste an uns ist/ anschauen/ und uns daher andern/ wo nicht überlegen/ doch nichts nachzugeben einbilden; also uns solcher Dinge unterwinden/ welche weit über unsere Kräfften sind. Dis verstünde er nunmehr/ und hätte er seinem Willen schon einen Zaum angelegt/ nach der Hertzogin Catta nicht mehr lüstern zu seyn; ja wenn er über sein Gedächtnüs eine Bothmäßigkeit hätte/ würde er seinen Gedancken befehlen ihrer gar zu vergessen; und wünschte er ihm zum Besitz der unschätzbaren Catta so viel Glücke/ als ihrer beyder Tugenden verdienten. Er hätte nunmehr mit seinem Schaden/ jedoch zu seinem besten gelernet: daß Hertzog Jubil so wol ein Muster eines unvergleichlichen Helden/ als die Hertzogin Catta einer vollkommenen Fürsten abgäbe. Bey diesem seinem Verstossen begehrte er keinen andern Schirm für seine Fehler/ als den unüberwindlichen Jubil zu suchen/ als welcher keine selbst zu begehen fähig wäre. Hertzog Jubil nam Malovends Erklärung mit so viel Höffligkeit auf; mit wie vieler Hertzhaftigkeit er vorhin seinen Anfall hintertrieben hatte. Und weil Jubil noch immer das Gedächtnüs der ihn so hertzlich liebenden Leitholde im Gemüthe/ und von selbiger Zeit an/ da selbte in Wahnwitz gerieth/ mit allen Liebhabern grosses Mitleiden hatte/ nam er nicht alleine Malovends Entschuldigung höflich an/ sondern suchte *ihn selbst* heim/ und schätzte nunmehr seiner Bescheidenheit halber seine Tugend höher/ als jemals vorher. Sintemal sonst selten heftige Liebe und gute Vernunfft sich mit einander vertragen; sondern durch ihren blinden Trieb auf hunderterley Thorheiten von ihren Nebenbuhlern schimpflich zu reden/ ihre Buhlschafft zu verkleinern/ oder gar in Unglück zu stürtzen gerathen. Dahingegen Malovend die Fürstin Catta zu einer Göttin; welche anzubeten er zu unwürdig/ den Hertzog Jubil aber zu einem solchen Helden machte/ welcher nichts sterbliches zu verehren fähig wäre. Hertzog Flavius und Zeno hingegen waren in einem so elendem Zustande/ der keine Besuchung vertrug; jedoch die Königin Erato in ihrem Gemüthe noch gefährlicher verwundet/ als jene an ihren Leibern. Nichts desto weniger löseten Thußnelde/ Agrippine und anderes Frauenzimmer/ außer der bis in das innerste ihrer Seele bekümmerten/ und sich deßwegen in eine stete Einsamkeit versperrenden Ismene/ einander bey der verzweifelnden Erato fast stündlich ab. Als diese sich aber einst allein befand/ raffte Erato alle Uberbleibungen ihrer Vernunfft zusammen/ und beschwur sie bey der von den Deutschen angebeteten Gottheit/ beym Haupte ihres Jupiters/ und beym Schutz-Geiste ihres so sehr geliebten Hermanns: sie möchte ihr allemal den Zustand des Zeno und Flavius mit ihren Veränderungen aufrichtig wissend machen. Ob die Aertzte nun zwar dieses widerriethen/ und in solchen Fällen/ da einem Krancken die unverfälschte Warheit zum Nachtheile/ wie einem verterbten Magen der Zucker zu Galle geriethe/ die Unwarheit als eine heilsame Klugheit rühmten/ war doch Thußnelde eines so zarten Gewissens: daß sie sich nach erlangter Nachricht: Es könte Zeno unmöglich von seinen Wunden genesen/ zur

Erato verfügte/ und ihr sagte: sie solte nunmehr ihre Gemüthe durch die Tugend so befestigen: daß es sich durch keine Zufälle aus den Angeln einer hertzhafftigen Beständigkeit heben ließe. Hätte Phidias ein solch Oel zu bereiten gewüst; welches seine Bilder wider Rost/ Abschüssung der Farbe/ und die Veralterung bey ihrer Neuigkeit/ Jugend und Schönheit zu erhalten vermocht; so wäre es auch keine Unmögligkeit unser himmlisches Theil/ nemlich die Seele/ für Schwachheiten zu verwahren. Die Zeit und tausend seltzame Zufälle hätten die Königin schon derogestalt abgehärtet: daß ihr nichts in der Welt zu empfindlich und unverträglich fallen könte. Erato sahe hierüber Thußnelden mit starren Augen an/ und bat: sie möchte ihr ohne Umbschweiff sagen: welcher unter beyden Kämpffern todt wäre. Thußnelde antwortete: keiner noch; aber umb einen wäre es der Aertzte Urtheil nach geschehen. Erato fragte alsofort: Umb welchen? diese antwortete: umb den Fürsten Zeno. Erato erstarrete und erblaßte zugleich über diesem Worte. Diese Unbeweglichkeit aber gab genung zu verstehen: daß das Stillschweigen nicht weniger in Schmertzen/ als in der Liebe eine grosse Beredsamkeit wäre. Uber eine Weile aber ergrief sie eine seidene Schnure/ welche an dem einem Ende des Haupt-Küssens hieng/ und schlingte sie ihr umb den Hals; hätte sich auch erwürget/ wenn nicht Thußnelde ihr augenblicks die Hände ergrieffen und Salonine die Schnure loßgeschlingt hätte. Die behertzte Thußnelde/ welche allzuwol verstund: daß solche Krancken nicht mit linden Salben und Pflastern/ sondern mit schneidenden Messern und glüenden Eisen zu heilen wären; fuhr die Königin mit so ernsten Gebehrden/ als Worten an: Wenn sie ihr von ihr eine solche Gemüths-Zärtligkeit jemahls hätte einbilden können/ würde sie sich niemals haben bereden lassen die Warheit ihr so lauter einzuschencken. Die Natur hätte sie mit so viel Vernunfft beschenckt/ und die Zeit hätte ihre Tugend durch so viel Ebentheuer abgehärtet; nunmehr aber vergäße sie auf einmal beyder/ und könte ohne Verzweifelung dem Verhängnüsse nicht einen rechten Streich aushalten. Ihr Geist hätte so viel Licht aus den Gestirnen bekommen/ und sie ließe ihr die Gemüths-Regungen ärger/ als unvernünfftige Thiere zu Kopffe machen. Diese müsten ja ihrem ersten Triebe/ als blinde Sclaven gehorsamen; in vernünftigen Menschen aber hätten die mit dem freyen Willen aus einerley Wurtzel entspringenden Gemüths-Regungen eben so wol/ als er ihre Freyheit. Diesemnach solte sie ihrer selbst nicht auf einmal so gar vergessen/ und durch ihre scheltbare Kleinmuth nicht der Welt verrathen: daß sie nur einen Schein/ nicht den Kern der Tugend besessen hätte. Erato seuffzete aus der innersten Seele; und nachdem sie ihr die aus den Augen schüssenden Thränen abgewischt hatte/ fieng sie an: O der erbärmlichen Freyheit unserer Regungen/ wenn uns Liebe und Schmertz auf beyden Seiten anfäßeln! Warlich! diese sind von so niedriger Ankunfft/ und von so unberührlicher Schwerde: daß sie die Vernunfft so wenig/ als die Sonne die Ausdampffungen sümpfichter Thäler zertreiben kan. Rühren aber auch gleich unsere Aufwallungen des Hertzens eben daher/ wo unser Wille; sind auch unsere Regungen weder so blind/ noch so gefässelt als anderer Thiere; so sind doch diese von dem Willen so ferne/ als die Granat-Aepffel-Blätter von den gekrönten Früchten unterschieden. Sind in uns Liebe/ Schmertz/ Zorn und andere heftige Auffsteigungen nicht an einem Felsen angeschmiedet; so gleichet doch ihre Freyheit nur denen Gefangenen/ welche in einem Kerker herumb gehen. Ja so gar unsere Vernunfft kan sich so wenig/ als die

Gestirne einer vollkommenen Freyheit rühmen/ sondern beyde sind des Verhängnüsses Leitung unterworffen; also unser Verstand ein angefässelter Führer einer blinden Freygelassenen/ und eine schöne Sclavin/ die den Regungen/ als ihrer Königin/ bey stock-finsterer Nacht eine Fackel vorträgt. Hat die Vernunfft doch nicht das Vermögen zu hindern: daß wir beym Erschrecknüs zittern/ unser Antlitz schamroth werde. Diese Epp und Fluth unsers Geblütes kommt und verscheust ohne Erwartung einigen Befehls von unserm Willen; ja der Schauer der Furcht bemeistert unsere Glieder so sehr/ als der des Febers. Wie soll sie denn Liebe/ Zorn/ Schmertz und andere wilde Regungen bändigen oder ausrotten? die Sterne flößen sie unsern Adern/ als einen Saamen des guten und bösen/ für unserer Geburt ein; wie soll denn unsere eitele oder unvollkommene Weißheit selbige zu reinigen mächtig seyn? welche/ wenn sie diese Kräfften hätte/ verdiente: daß die edelsten Gestirne sich herunter liessen/ umb durch sie ihrer Flecken loß zu werden. Thußnelde brach ein: Ich hätte der Königin niemals zugetraut: daß sie ihren scharffen Verstand zu einer Dienst-Magd der niedrigen Gemüths-Regungen machen/ ihren freyen Geist aber einer eingebildeten Nothwendigkeit/ welche vom Himmel den Ursprung haben soll/ unterwerffen solte. Gleich als wenn dieser nicht weniger ein Brunn irrdischer Schwachheiten/ als des Lichtes und guten seyn könte. Alleine weil dieser gewohnt ist die Ausdämpffungen/ wormit die Erde seine schönen Gestirne zu verdüstern bemüht ist/ in fruchtbare Regen zu verwandeln/ also böses mit gutem zu vergelten; wil ich auch mit ihren Irrthümern glimpflicher/ als sie mit der Warheit umbgehen; indem ihre Einbildung vom Himmel in ihre Seele solche Einflüsse zu fühlen vermeint/ da man doch durch die künstlichsten Ferne-Gläser noch nichts anders/ als fruchtbare Wärmbde/ und erfreuendes Licht von oben herrinnen gesehen. Wie können aber der Sternen Cörperliche Einflüsse Leiter der Seelen seyn/ welche als Geister würdiger als die Sternen selbst sind? ist diesen aber ja einiger Reitz zu enthengen; so sind sie gewiß nur Wegweiser/ nicht Kerkermeister; welche unserm Willen mit annehmlicher Lockung zu folgen liebkosen; ihm aber nicht an die Gurgel greiffen und den Gemüths-Regungen/ welche selbst von Ankunfft Leibeigene sind/ zu gehorsamen zwingen. Dieser ihr erster Anfall kan uns zwar im ersten Sturme eine Röthe abjagen/ einen Schauer eindrücken; deßwegen aber bleibt die sich erholende Vernunfft eben so wol als die wol anschlagenden Artzneyen der Kranckheiten Meisterin. Die zitternde Furcht faßte den grossen Alexander bey angehender Schlacht zwar bey den Armen und Beinen; wenn es aber zum Handgemänge kam/ trat er sie unter die Füsse/ und sein Schauer verwandelte sich wie in Febern in eine feurige Hitze. Das Hertz geust bey Liebe/ Verlangen/ Freude und Zorn/ und andern thätigen Regungen sein flüssendes Feuer zwar in alle Glieder; und rufft es bey Traurigkeit/ Furcht/ Verzweifelung und andern kalten Regungen/ welche es bedrängen/ zu Hülffe; Und hierinnen läßt ihm das Hertze/ welches in dem/ was den Leib und das Leben angeht/ keine Oberherrschafft der Vernunfft erkennet/ nichts gebieten oder verwehren. Wenn aber die Vernunfft die wilden Gemüths-Regungen besänfftigt/ die Ohnmächtigen erfrischet/ kommet das Geblüte doch endlich wieder in sein Lager/ und das Hertze zur rechten Bewegung. Dafern aber unser Vernunfft die Liebe nicht mehr als die Bewegung des Geblütes gehorsamte/ die Hemmung des Zornes so wenig/ als die Ergiessung

der

der Galle/ in der Gewalt unsers Willen stünde; was hätte die tugendhaffte Erato für einer geilen Lais/ für einer unmenschlichen Tanaquil für ein Vorrecht? denn die unablehnliche Nothwendigkeit/ böses oder gutes zu thun/ raubet den Lastern ihre Häßligkeit/ der Tugend ihre Schönheit. Sie macht sie zu Schwestern von einerley Würde und Gestalt; ja sie hebet den Unterschied ruhm- und scheltbarer Menschen auf. Die Geschicht-Schreiber könten sich der Verläumbdung nicht entbrechen: daß sie des Tarquinius an Lucretien verübten Noth-Zwang gescholten/ die Mäßigkeit des Africanischen Scipio gepriesen. Es wird kein Unterschied seyn: ob einem die Nase/ oder seine Faust von des Vaters oder Bruders Blute trieffe? Ob einer über Ehbruche/ oder an einem hitzigen Feber schwitze? die Liebes-Male des Pylades und Orestens würden für Thyestens und anderen Mord-Taffeln/ derer blosser Schatten uns auf den Schau-Gerüsten ein Grauen erwecket/ keinen Danck verdienen. Ja wir Menschen wären nicht einst von wilden Thieren abzufordern/ welchen kein Gesätze eingebohren noch geschrieben ist/ welche weder Tugend noch Geblüte kennen/ und die säugenden Brüste ihrer Mütter von gemeinen Quellen nicht unterscheiden/ und mit den Füssen ihnen das Wasser trüben/ daraus sie trincken. Wenn unsere Vernunfft uns so wenig/ als rasende Hunde und schäumende Wald-Schweine zurücke halten/ unser Wille der hitzigen Leber folgen muß; wenn unser Geblüte/ wie der Panther/ eine stets bittere Galle/ und unsere Seele ein stets hitziges Feber ist/ und unser himmlischer Geist nicht verwehren kan: daß der Leib in Unflat vielerley Sünden fällt; daß Orestes so wol/ als hungrige Wölffe unser Mütter-Brüste zerfleischet; daß Romulus das neben ihm in einerley Eingeweiden liegende Blut eben so wol/ als eine wütende Edwin trincket; daß Medea nicht weniger/ als Schlangen und Nattern/ aus nichts als Gifft und Boßheit bestehet; außer/ daß wir einen ohnmächtigen Verstand/ und ein überflüßiges Licht besitzen/ welches nur unsere Fehler und Irrthümer scheinbar macht. Moses/ Solon und Lycurgus haben bey solcher Beschaffenheit eine grosse Thorheit begangen: daß sie Gesätze zu Richtschnuren des Lebens geschrieben. Weñ unsere Vernunfft weder Seile noch Ketten hat/ unsere Neigungen von Lastern zurück zu halten; wie viel mehr wären sie schuldig gewest unsern Schwachheiten Pulster unter zu legen/ daß wir nicht allzu harte fielen? wenn die Begierde uns zum Besitzthum gläntzenden Goldes und schimmernder Edelgesteine/ zum Genüß der aus schönen Antlitzen und schwartzen Augen fallender Strahlen anlocket; wenn Zorn/ Geitz und Ehrsucht so sehr als Stein/ Geschwulst/ Rose und Wassersucht unserm Willen zu widerstreben hartnäckicht sind; weñ unser Geist nur einem Schiffer gleichet/ dessen Schiffe/ Segel und Ruder fehlt/ und unser Verstand uns nur/ wie jenem der Angelstern und die Magnet-Nadel den Weg zu seinem Schiffbruche zeiget. Warlich es wäre eine unmenschliche Grausamkeit/ wenn jemahls ein Gesätz-Geber was geboten hätte; was nicht der Botmäßigkeit unser Willkühr unterworffen ist. Die Natur und das Glücke erkennen keinen Menschen für ihren Oberen/ und lassen ihnen kein Gesätze fürschreiben. Kein Egyptischer König hat dem Nil Ziel und Maas gesätzt/ wie hoch er wachsen dörffe oder müsse. In den zwölff Römischen Gesetz-Taffeln ist der Tiber die Uber-Strömung/ und in Ordnungen der Stadt Tyrus dem Meere sein Stürmen/ und die Beschädigung ihrer Schiffe nicht verbothen. Der unsinnige Xerxes hat durch seine dem Meere gegebene Streiche und durch Anle-

gung der Ketten sich der Nach-Welt zum Gelächter gemacht; und seine zerschmetterten Schiffe haben seinen Aberwitz theuer bezahlen müssen. Kein Busir und Phalaris hat iemals sich unterstanden zu gebieten: daß einer zweymal sterben müsse/ und die Leichen noch Pein und Folter fühlten. Wenn es nun einerley wäre einem Bürger anzubefehlen: Es solte ihn nicht hungern/ schläffern und dürsten; oder er solle nicht geil/ geitzig und zornig seyn; welche kluge Obrigkeit wolte solche Unmöglichkeit dem geringsten Knechte aufbürden? Wer diesemnach der Vernunfft ihre Herrschafft über die Gemüts-Regungen abspricht/ reisset die Spann-Adern des gemeinen Wesens entzwey/ zergliedert die menschliche Gemeinschafft; und zernichtet den Ancker aller Städte/ nemlich die Gerechtigkeit. Denn wie könte iemand deßwegen ohne Unrecht gestrafft werden/ was zu unterlassen nicht in seinen Kräfften gestanden hat? Wenn Phryne aus unvermeidlicher Noth sich so gemein als Lufft und Wasser machen muß; wenn es so wohl des Dionysius als der Tyger unveränderliche Eigenschafft ist grausam zu seyn; wenn Pasiphae nicht keuscher seyn kan als ihr Ochse/ für welcher Schand-That sich iedes Papier/ darauf sie geschrieben stehet/ schämet; Es würde eben so unverantwortlich seyn einen Dieb/ als einen Schwindsüchtigen ans Creutz zu nageln; und wenn man einen Verräther tödtete/ würde man nicht gerechter/ als die Areopagiten handeln/ die die Waffen/ wormit einer ermordet war/ zur Zerbrechung verdamten; und die Persen/ welche die Kleider der Mißhandelnden peitschten/ und dem/ welcher den Kopf verwürgt hatte/ den Bund abschlugen. Die Königin Erato hatte sich über dieser scharffen und nachdrücklichen Zuredung ein wenig ermuntert/ und fieng an: Da ihre verzweifelte Entschlüssung eine so tugendhaffte Fürstin so sehr verletzt hätte/ begehrte sie ihre Straffe nicht so wohl abzubitten/ als die Grösse ihres Lasters zu entschuldigen. Denn ob schon ihre Schwachheit sie beredete: daß die Vernunfft einem übermäßigen Schmertze und der Verzweifelung nicht gewachsen wäre; so könte sie doch die Gesetze nicht tadeln/ noch für unrecht schelten: daß der/ welcher ohne natürlichen Reitz/ aus blosser Boßheit und muthwilligem Vorsatze andere beschädigte/ aus dem Wege geräumet würde. Also gäbe die gemeine Sicherheit einem ieden das Recht/ Schlangen/ Nattern und Crocodile zu tödten; ungeachtet diese Thiere aus natürlicher Eigenschafft und ohne Gesetz-Bruch Böses stifteten/ und durch ihre Tödtung ihre Seelen nicht mit Blute besudelten. Überdiß sündigte der Mensch mehrmals wider die Natur/ und thäte durch seine Boßheit denen Neigungen Gewalt an; da hingegen unvernünfftige Thiere niemals/ wie viel menschliche Ungeheuer/ die ihrem Geschlechte schuldige Ehre verletzten/ niemals sich durch einsame und unfruchtbare Brünste befleckten. Wölffe und Beeren behielten immer einerley Unart; keine Taube verwandelte sich iemals in einen rauberischen Geyer/ und kein Schwan in einen Raben: Der Mensch alleine stellte heute ein Lamm/ morgen einen Drachen für; er versteckte die Wolffs-Zähne mit schönen Lippen/ und die Greiffen-Klauen unter Pflaumen-streichenden Händen. Er sinnte so gar auf neue Erfindungen der Grausamkeit nach. Auch hätte er die Peinigung zu einer Wissenschafft gemacht/ und denen Ermordungen lernen ein Geschicke geben; also daß der Tod zur Straffe mehrmals aufgehalten/ und einem ieden Gliede ein absonderlicher angethan; ja so gar die Leichen zur Quaal der Lebenden aufgegraben würden. An dieser Boßheit hätten weder die Gestirne/ noch die Gemüths-Regungen Schuld; und dahero wären für sie keine Gesetze zu scharff/ und keine Straffen zu grausam. Thußnelde begegnete der Königin: Diese

letz-

letzteren sind nicht würdig Menschen genant zu werden; ja gegen wilde zu rechnen ungeheure Miß-Geburten; derer Gedächtniß so wohl als ihre Weisen mit Strumpf und Stiel auszurotten ist. Gleichwohl aber bleiben dieselben Vergehungen/ worzu dem Menschen seine natürliche Neigung Anleitung giebt/ nicht unstrafbar. Zielten die Straff-Gesetze auch nur dahin: daß niemand durch die Sündigenden zu Schaden käme/ würden aller Unterschied/ und die Staffeln der Straffen aufzuheben der Vorsatz nicht geringer/ als das Verbrechen zu straffen/ und iedem Menschen eben so wohl auf schädlicher Leute/ als auf wilder Thiere Jagt auszuziehen freygelassen seyn. Wenn unsre blosse Sicherheit uns das Richt-Beil in die Hand gäbe/ würde man denen mit anfälligen Seuchen beladenen Kranckheiten sicherer Gifft/ als Bezoar und Rhabarber eingeben; und die zur Pflegung gebauten Siech-Häuser in Kercker und blutige Trauer-Bühnen verwandeln müssen. Da hingegen so wohl Klugheit/ als Gerechtigkeit aus diesem einigen Grunde: daß unboßhafte Schädligkeit nicht Straffe/ sondern Hülffe verdiene/ befiehlet: daß man niemanden auch in der Pest vergeben lassen soll; da doch dieser ihr blosser Schatten schädlich/ ihr Athem tödtlich ist/ und man sie mehr nach ihrem Tode/ als lebend zu fürchten hat/ als welche vielmal durch Anrührung eines Fingers/ oder eines Tuches/ gantze Städte vergifften und wüste machen. Uber diß haben alle kluge Gesetz-Geber sehr vernünftig die Richter-Stüle verordnet/ welche die Grösse einer ieden Missethat aus allen Umbständen genau untersuchen/ und selbte ihr eine gleichwichtige Straffe auflegen lassen. Ja ihr fürnehmstes Absehen gienge dahin: daß andere zum bösen geneigte sich an anderer Straffe spiegeln/ und ihrer Vernunfft über ihre Gemüths-Regungen brauchen lernen. Die Erfahrung ist auch ein unverwerfflicher Zeuge: daß die wildesten Menschen/ wo nicht durch den Zaum des Gesetzes doch durch die Schärffe der Straffen gebessert werden; ja in etlichen Eylanden/ wo der Einwohner Vernunfft so/ wie das Tage-Licht des kürtzten Tages verdüstert/ und von euserlichen Sinnen wenig oder nicht unterschieden zu seyn geschienen/ hat vernünftiger Leute Anleitung und Beyspiel milde Sitten und Tugenden eingeführt. Die Regungen selbst kriegen mehr Zunder von aussen/ als sie uns einflössen. Der Abgang der an der Sonne der Ost-Welt gekochten Reichthümer verstopfen dem Geitze/ der Mangel des anbethenden Pöfels der Ehrsucht leicht alle Röhren. Die Liebe hat zwar zuweilen/ wo nicht vom Himmel/ doch von unser Einbildung einen so feurigen Einfluß: daß sie ihre eigene Einäscherung für eine Ergetzligkeit hält; aber ihr Trieb kan doch nicht heftiger seyn/ als der des Hungers und Durstes; beyde aber hat nicht allein die Vernunfft des großmüthigen Cato im wüsten Libyen/ da es wenig kältere Lufft als in Bad-Stuben/ und keine andere Feuchtigkeit/ als eigenen Schweiß/ und das Gifft kalter Schlangen gab/ bemeistert; sondern sein einiges Beyspiel verursachte auch: daß sein gantzes Heer sich weder Hitze/ Sand/ Durst/ noch Drachen aufhalte ließ/ und so wohl seine eigene/ und der Natur Gebrechen/ als die feindlichen Mohren besiegte. Keine Kirrung aber ist mächtig wilden Thieren ihre Zähne und Klauen zu binden: daß sie sich der Gelegenheit des Raubes nicht bedienen; und alle andere durch viel Zeit und Mühe ihnen abgewöhnte Unart kennt/ ehe man sichs versieht/ wieder. Der Mensch allein ist fähig durch die Vernunfft die angebohrnen Gebrechen auszurotten/ und seinen Adern gleichsam ein ander Geblüte einzugiessen. Alcibiades hatte mehr Trieb zur Uppigkeit/ als hundert Menschen; und gleichwol ward er tugendhaffter/ als tausend andere.

andere. Socrates war von Geburt ein aus Hartzt und Schwefel zusammen gebackenes Bild; gleichwohl aber war er hitzigen Regungen weniger unterworffen / als der allerwäßrichste Scythe / dessen einiges Beyspiel alleine zu erhärten genung wäre: daß die Vernunfft / eine Bothmäßigkeit über alle Gemüths-Regungen der Gestirne habe / und ihre böse Würckungen entweder entkräffte / ihre guten verbessere. Erato war entweder durch die Wichtigkeit angeführter Gründe überwiesen / oder durch ihre Gemüths-Verwirrung so geschwächet: daß sie Thußneldens Meynung nichts entgegen zu setzen wuste. Das Andencken aber ihres Zeno und sein unschätzbarer Verlust versetzte sie abermals in eine solche Wehmuth: daß sie iedes Wort Thußneldens mit hundert heissen Thränen bezahlte; endlich der sie nunmehr mit sanftern Trost-Worten aufrichtenden Thußnelde antwortete: Ach! wie zierlich lässet sichs von Uberwindung unsrer Liebe / von Mäßigung unsers Schmertzens / von Verdammung unsrer Verzweiselung reden! wie schwer oder unmöglich aber fället es eines von diesen bewerckstelligen! Wenn aber ja alle Neigungen von der Vernunfft gehemmet werden; ist doch diese Ohnmacht der Liebe mir unbegreiflich. Denn da diese so gar die Götter überwältiget; wie soll sie unserm Verstande unterworffen seyn? Ja da auch aller anderer Liebe sich die Gesetze der Vernunfft binden läßt / ist doch meine von einer besondern Art und von einer unüberwindlichen Stärcke. Diese alleine weiß von sich / nur ich von den Kräfften meiner Liebe zu urtheilen; welcher ich für allen andern Rathgebern zu folgen habe. Denn ie mehr man liebet / ie weiter sperret man die Augen auf. Allein / ich thörichte! was für eine Zwitracht lasse ich mir zwischen meiner Liebe und Vernunfft träumen? Diese selbst redet meiner Verzweifelung das Wort / und befiehlet mir mit dem zu sterben / welcher ohne mich nicht leben konte / und ohne den mein Lebē ein täglicher Tod seyn würde. Keine Seele ist iemals so sehr / als Erato von Zeno geliebet worden; solte ich nun nicht mich mit ihm zu begraben für Glücke und Ehre / mein Leben nach ihm aber für eine Kaltsinnigkeit des undanckbarsten Weibes halten? Könte ich meiner gerühmten Treue einen ärgern Schand-Fleck anbrennen / als wenn ich einen so unverwerfflichen Fürsten / einen so beständigen Liebhaber / so seichte / und nur biß zu seinem Grabe geliebt hätte? Die Liebe ist stärcker als der Tod; die aber nur ihr Schatten / welche sich nicht mit dem Geliebten in die Finsternüß seiner Todten-Grufft einschleust. Gib dich also überwunden! treuhertzige Thußnelde! nachdem mir deine eigene Zunge / und die vertheidigte Vernunfft zu sterben befiehlet. Mißgönne mir nicht / wehrteste Freundin! daß sich meine Asche mit den modernden Beinen dessen / der eine so süsse Flamme im Leben mit mir vereinbart hat / vermische. Lasse mir zum unsterblichen Nachruhme auf beyder Grabe-Stein schreiben: **Daß darunter die Uberbleibung zweyer Leiber / aber nur einer Seele ruhe.** Erato fiel nach diesen Worten in Ohnmacht / also daß die mitleidende Thußnelde nicht mehr vielen Thränen den Vorbruch hemmen konte; durch welche sie vielleicht mehr als durch Saloninens Balsame erquicket ward. Als sie nun ein wenig wieder zu rechte kam / fieng Thußnelde mit übergehenden Augen an: Sie hat recht Erato / ihren sterbenden Zeno zu beweinen / aber nicht Befugnüß ihm ihr Leben aufzuopfern. Jenes ist eine Schuldigkeit reiner Liebe / dieses aber ein scheltbares Werck der Verzweifelung. Todte sind keiner andern Verehrung fähig / als eines ruhmbaren Andenckens. Dieses aber entzeucht sie ihrem so würdigen Liebhaber / wenn sie ihr selbst das Tacht des Lebens ausleschet. Ihre Asche kan des Fürsten Zeno Verdiensten und Liebe kein Licht / aber wohl ihr Leben eine bren-

nende Fackel eines Ruhmes anzünden. Lebe diesemnach Erato! wo du nicht wilst: daß mit dir das süsseste Gedächtnüß deines Zeno sterben soll. Verbrenne das übrige Oel deiner Seele/ ihm zu Ehren! welches vorher eine lodernde Ampel der keuschesten Liebe gewesen ist. Erato brach ein: Mühe dich nicht/ Thußnelde/ mir ein erbärmliches Leben so scheinbar zu überfirnsen. Schätzest du für verantwortlich mich zu einem Leben zu verdammen: daß ich durch stetes Andencken meines unsterblichen Todten alle Augenblicke aufs neue sterbe? Könte ich ohne äuserste Schande ohne den leben/ der meinetwegen sich in den Tod gestürtzt hat? Bin ich ihm zeither in Liebe und Großmüthigkeit ungleich gewest/ so wil ichs ihm zum wenigsten an der Weise zu sterben nachthun. Ich wil einmal sterben! so wird die Liebe unser Gedächtnüß nimmermehr sterben lassen. Wenn ich mich aber auch gleich überreden lassen könte nicht zu sterben/ würde mich doch mein Gewissen zum Tode verdammen. Denn ich/ nicht Flavius hat den Zeno getödtet. Dieser ist nur mein Werckzeug/ ich selbst die Stifterin des Todes gewest. Meine Augen haben im Flavius eine verbothene Liebe/ im Zeno eine gerechte Eyversucht entzündet; dieser aber hat lieber sich selber mir zu einem Opfer der Liebe/ als mich zu seiner gerechtesten Rache abschlachten wollen. Mit wie viel besserem Rechte hätte Flavius seinen Degen mir durchs Hertz getrieben/ als daß er die Liebe gegen mich seine Waffen auf den unschuldigen Zeno schärffen lassen? Saget demnach dem Flavius: daß er weder seine Seele noch sein Schwerdt von Flecken dieses edlen Blutes reinigen kan/ wenn er es nicht mit meinem abwäscht. Wie vergnügt würde ich sterben/ wenn ich von der Klinge stürbe/ die in der Brust meines getreuen Liebhabers gesteckt hat! Dieses ist das einige Mittel/ welches mich/ Flavius/ zu deiner Gegen-Liebe bewegen kan; ausser welchem ich für dir als einem Mörder meiner andern Seele allezeit werde Grauen und Abscheu haben. Diß ist der einige Beweiß/ den Geist meines erblichenen Zeno zu bereden; daß ich ihn mehr/ als meine Neben-Buhlerin Ismene geliebt habe. Mit diesen Worten erhub sich Erato als ein Blitz aus dem Bette/ eilte einem an der Wand stehenden Tische zu/ und hätte/ ehe es Thußnelde oder Salonine verhindern können/ sich mit dem darauf liegenden Messer verwundet; wenn nicht Ismene hinter den Tapezereyen hervor getreten wäre/ und das Messer ihr vorher weggenommen hätte. Erato erstarrete über dem Anblicke Ismenens/ unwissende: Ob sie sie für die selbständige Ismene oder für ein Gespenste halten solte. Bald aber fuhr Erato sie an: Kommest du nun auch mir die Süssigkeit des Todes zu rauben/ die du durch deinen Eintrag mir meine Liebe so sehr vergället hast? Wie? oder wilst du die Ehre haben mir selbst das Licht auszuleschen/ die du das Hertze gehabt/ die in der reinen Seele des Zeno mir angezündete Liebes-Flamme dir zuzueignen? Wohl! wohl! vollziehe diesen deinen Vorsatz/ welcher verantwortlicher/ als dein erstes Beginnen ist! Rechtfertige durch meine Entseelung dein Verbrechen; daß du mit dem Zeno mir meine Seele zu rauben dich hast gelüsten lassen! Thue mir die Wohlthat: daß ich von deinen Händen sterbe! denn ausser dem werde ich dir die mir im Lebē angethane Beleidigung nimmermehr verzeihen. Durch einen so glücklichen Tod wird meine unglückliche Liebe vollkommen werden. Ja du wirst durch einen mitleidentlichen Stoß mich dir so verbinden: daß/ wenn Zeno wieder lebend werden könte/ ich sterbende ihn dir bescheiden wolte. Ismene/ welche nunmehr ihre Liebe gegen den Zeno für Thußnelden länger zu verhölen durch seinen ietzt vernommenen Tod viel zu ohnmächtig war; antwortete der Königin/ welche sie zeither gleichsam mit versteinerten Augen derogestalt angesehen hatte:

daß es unmöglich zu unterscheiden war: Ob es mehr aus eigener Bestürtzung / als aus Mitleiden gegen der Erato geschehe: Ist Zeno todt! so hat Ismene weder Krafft noch Lust zu leben! aber wohl mehr Recht/ als Erato mit ihm zu sterben! Denn meine Liebe hat in seinem Hertzen ihr Bild verwischet/ meines aber aufs frischeste darein gepräget. Meine Seele wohnet in seiner mit solcher Völle: daß sie weder der Erato/ noch iemand anderm den engsten Platz enträumet. Diesemnach kan man ihn nicht begraben/ sonder daß man mich mit ihm zugleich zu Grabe trägt. Stirb diesemnach! Ismene! stirb! Denn was wären die leeren Schalen eines unbeseelten Leibes auf der Welt nütze? Lasse dir die Erato nicht mit einem ruhmbaren Tode zuvor kommen/ die du an der Seele des verliebten Zeno mehr Theil gehabt hast. Was für eine dem Kalck gleichende Empfindligkeit aber hat Erato: daß sie aus den ausgelöschten Liebes-Kohlen des Zeno eine so heftige Flamme empfindet/ daß sie sich mit ihm einäschern wil? Die Verschmähung ist wohl eine Mutter der Rache/ nicht aber der Liebe. Sie reitzet wohl andere/ nicht aber sich selbst zu tödten. Räche dich demnach! hier ist das Messer / an der / welche gestehet: daß sie durch den Strom ihrer heftigen Liebe in dem Hertzen des Zeno deine ersäuffet und ausgeleschet hat. Erato ward hierüber derogestalt entrüstet; daß sie Ismenen nach dem Messer grieff und anfieng: Bilde dir solche süsse Träume nich ein / Ismene: daß du am Zeno einiges Theil gehabt. Er muß mir sein gantzes Hertz haben zugeeignet/ weil er ja für mich sein Leben gegeben/ und mit Verlust desselben sich an demselben zu rächen entschlossen hat / der an mir Theil zu haben sich bedüncken ließ. Wenn ich nun mit dem für mich sterbenden nicht stürbe/ würde die Welt und Ismene selbst urtheilen: daß mein Hertze von aller Tugend leer/ und von Undank voll wäre. Ismene versetzte: Ich habe mehr Erbarmnüß mit der Eitelkeit ihrer Einbildung/ als Mißgunst gegen ihrer Begierde zu sterben. Glaube mir Erato: daß Zeno dir allen äuserlichen Schein; Ismenen aber alles Wesen der Liebe zugetheilt habe. Ich widerspreche nicht/ er habe der Erato gesagt: Er liebe sie mehr als mich; aber ich weiß allzu gewiß: daß er mich mehr geliebt/ als er ihr gesagt. Ich mag ihr kein Kennzeichen für die Augen legen; denn ich habe mit ihrem Elende so viel Erbarmnüß/ als meine Seele gegen den Zeno zarte Regung. Die vorhin eivrige Erato ward hierüber als ein Tuch blaß; gleichwohl erholete sie sich und fieng an: Heuchele deinen süssen Gedancken/ wie du wilt; bilde dir aber von mir die Schwachheit nicht ein: daß ich in der Liebe einer Neben-Buhlerin glauben könne. Hätte mich aber auch Zeno gleich niemals geliebt/ als da er mir zu Liebe wider den Flavius den Degen gezückt; da er sich umb mich zu besitzen dem Tode in Rachen gestürtzt/ so wäre ich mit ihm zu sterben verbunden und willig. Denn bey solcher Bewandnüß hätte das grösseste Ubel der Welt / nemlich sein Tod mir das gröste Glücke zugeschantzt. Sein Tod müste in meinem Hertzen die heisseste Liebe anzünden/ wenn von ihr niemals kein Funcken darinnen geglommen hätte. Wie solte nun von dieser durch den Tod gestifteten Liebe in mir die Begierde zu sterben getrennt seyn? Ja wenn ich auch zu bereden wäre: daß Zeno mich weder im Leben/ noch sterbende geliebt hätte/ würde ich so viel freudiger in Tod gehen/ weil ich vielleicht die erste seyn würde/ die den Ruhm erlangt: daß sie aus Liebe gegen den/ der sie nicht geliebt hätte/ gestorben wäre. Ismene fiel ein: Erato ist numehr in der rechten Meynung; aber auf einem irrigen Vorsatze. Es ist Raserey/ keine Liebe / dem zu Gefallen sterben / der uns nicht liebet. Daß dich aber Zeno nicht wie mich geliebet habe/ wirst du zu glauben gezwungen werden/

den/ wenn du dieses Pfand der Liebe zu kennen nicht leugnest. Hiermit entblößte Ismene ihren Arm/ und zeigte der Königin ein Arm-Band/ wormit sie noch zu Sinope den Zeno beschenckt hatte. Zugleich reckte sie ihr auch das Messer/ und redete ferner: Räche diesemnach/ Erato/ durch einen behertzten Stich/ dich so wohl an mir/ als am Zeno! denn ich werde sonst nimmermehr glauben: daß du den Zeno iemals hertzlich geliebt hast; sintemal diß unmöglich eine rechtschaffene Liebe seyn kan/ welche sich nicht/ wenn sie verschmäht wird/ in eivrigste Rache verwandelt. Uber diesem Anblicke und Worten sanck Erato zur Erde; Ismene aber fuhr fort: Ich sehe wohl/ Erato habe mehr Lust zu vergehen/ als sich zu rächen. Ihre Lebens-Geister sind so bemüht von sich selbst auszulöschen; gleich als wenn ihnen mit der ausgeloschenen Liebe des Zeno aller Zunder entgangen wäre. Ist es aber nicht Wahnwitz/ wenn es mein Ernst ist zu sterben/ derselben Hand zum Werckzeuge des Todes auszubitten/ die mir die Ehre mit dem Zeno zu sterben nicht gönnet/ die aus gerechter Rache mir ein langes Lebẽ zur Straffe wünschet? Kan ich die Grösse meiner Liebe mit einem kräfftigern Siegel bewehren/ als wenn ich selbst zugleich ihr und des Zeno Priester und Opfer werde? Keine Liebe ist dieses Nahmens werth/ welche nicht den Tod für den Preiß ihres Sieges/ und den lodernden Holtz-Stoß für den Siegs-Wagen ihres brennenden Hertzens hält. Hiermit holete Ismene aus/ das Messer ihr selbst in die Brust zu stossen. Zu allem Glücke aber erblickte es die nebst Saleninen umb die ohnmächtige Erato beschäfftigte Fürstin Thußnelde/ erwischte ihr den Arm/ und rieß ihr das Messer aus der Hand. Erato schöpfte wieder ein wenig Lufft; Thußnelde aber gab mit Fleiß durch alle ihre Geberden eine empfindliche Ungedult zu verstehen; und redete zu beyden/ bald eine/ bald die andere ansehende: Ich weiß nicht/ welche unter euch am meisten scheltbar sey. Denn eine hat alle Vernunfft/ die andere alle Sinnen verlohren. Sie beweinen als einen Todten den/ welcher noch lebet; und zancken sich umb das Vor-Recht aus Liebe zu sterben; gleich als wenn die Todten mehr Süssigkeit im Grabe/ als die Lebenden in den Armen ihrer Liebhaber zu genüssen hätten. Bist du/ Erato/ in der Liebe ein solcher Neuling/ und auf dem Fusse der Tugend so übel gegründet: daß jene ihre gewohnten Stürme/ nicht mit Hoffnung und Gedult/ die zwey Heb-Ammen der Liebe/ nicht auszuwarten weiß; diese aber sich durch einen sauern Anblick des Todes von ihrer Höhe in thörichte Verzweifelung stürtzen läßt? Wer nichts verschmertzen kan/ muß nicht anfangen zu lieben; und wer dem Tode nicht behertzt in die Augen sieht/ ist ein Weichling/ taugt nicht einst weder in die Schule der Liebe/ noch der Tugend. Denn beyde arbeiten ins gemein mehr in Stahl/ Stein und knörnichtem Holtze/ als an Wachse/ Gold und Helffenbein; Ihr Hertz-Blat ist die Beständigkeit alles/ nemlich die Tugend/ die gewohnt ist/ was sie uns bittres einschencken/ ohne Ungedult auszutrincken/ allen Verlust zu verschmertzen/ sich aber nicht selbst mit zu verlieren. Ist ihr so frembde: daß die/ welche ihrer Liebhaber Tod im Leben lange beweinen/ mehr ausstehen/ als die wahnsinnige Porcia/ welche doch den Tod mit glüenden Kohlen einschlingt? Sich in solchem Zustande selbst entleiben/ ist nur eine gemahlte Liebe; eine falsche Großmüthigkeit der Kinder/ welche/ wenn man ihnen die Tocken nim̃t/ sich auf den Bodem werffen/ und ihnen die Haare ausrauffen. Die aber lieben recht und beständig/ welche ihrer Liebhaber Zufälle ohne Zärtligkeit fühlen/ und ohne Härtigkeit überstehen. Auch die rechtmässige Liebe erfodert ihre Maaß. Nichts in der Welt muß uns/ auser der Tugend/ so annehmlich/ wie etliche süsse Kräuter den Ziegen/ schmecken: daß sie durch Un-

Unersättligkeit sich dadurch selbst hinrichten. Für was aber soll ich/ Ismene/ deine verzweifelte Entschlüssung aufnehmen? Ist es iemals erhöret: daß man ein Haus ehe eingeäschert/ als brennen siht? Auch der Blitz hat die Gewalt nicht etwas ohne scheinbare Flamme zu vernichten. Ich aber soll dich hier für Liebe sterben sehen/ ehe ich weiß: daß dein Hertz einen einigen Funcken der Liebe gefangen habe? Mit was Unrechte aber hast du auf den Zeno ein Auge/ weniger eine solche ungeheure Liebe werffen können/ welcher der Tod aus den Augen sihet/ und die Verzweifelung im Busem steckt? Aber was kan anders eine solche Chimere/ wie die verbotene Liebe ist/ gebehren als Miß-Geburten? Weist du nicht: daß iede einem andern gewiedmete Seele ein verbothener Baum sey/ und man ihm an seinen Aepfeln den Tod esse? Von seinen Blättern aber die Schande nichts als Kräntze der Schmach winde? Was für übele Nachrede wirst du nicht nur dir/ sondern allen deutschen Frauenzimmern auf den Hals ziehen/ wenn die Ausländer erfahren werden: daß die tugendhafte Ismene ihrer Gästin keuscher Liebe Eintrag gethan habe? Was für Aergerniß wirst du dem Rheine und der Elbe geben/ wenn sie hören werden: daß ihres Feldherrn Schwester eine der zweyen Weiber sey/ welche umb einen Liebhaber sich gezwistet/ und aus rasender Blindheit verzweifelt sind. Ja Zeno selbst/ welchen ihr beyde so unsinnig liebet/ wird von euch beschimpfet; und ihr werdet verursachen: daß man sein Grab an statt der Cypressen und Lilien mit Disteln bestreuen; den seine Asche verwahrenden Todten-Kopf aber an statt der Hyacinthen mit Wolle umbflechten wird/ wormit die Versehrer der Ehe und keuschen Liebe gekräntzet werden. Lebet diesemnach beyde: daß Zeno/ wenn das Verhängnüß es ja so haben wil/ mit Ehren sterbe; euer Tod aber euch nicht ein Urtheil auf den Hals ziehe: daß ihr ohne Scham und Schande euch nicht zu leben getraut/ und nur eure Unehre mit dem Grabe verhüllet hättet. Alle Verzweifelten haben in solchen Fällen sich durch ihre eigene Hand aufgeopfert/ und alle Weise sich durch ihre Vernunft erhalten. Thußneldens Rede hatte einen solchen Nachdruck: daß Erato und Ismene als zwey versteinerte Nioben stehen blieben. Keine rührte ein Glied/ weniger die Zunge zu ihrer Verantwortung. Die ihnen aber auf die Wangen tretende Scham-Röthe vertrat die Stelle eines Richters/ und sprach für Thußnelden wider Ismenen und die Erato die Sache aus. Beyde musten endlich ihre Vergehung gestehen/ und bekennen: Die lebhafte Thußnelde hätte ihnen so viel bewegliches ins Hertz geredet: daß sie mehr keine Begierde hätten sich zu verterben. Weil nun die kluge Thußnelde wohl verstand: daß wie getrübte Brunnen/ also auch verwirrete Gemüther zu ihrer Ausklärung Ruh und Zeit von nöthen hätten/ nahm sie so wohl als der Tag Abschied; befahl die Königin Saloninen; Ismenen aber der Gräfin von Bentheim aufs beste.

Die folgende Nacht würckte in den Hertzen der in Meyntz sonst überaus wohl bewirtheten Deutschen fast so vielerley Gemüths-Regungen/ als sie Sterne an Himmel stellte. Erato und Ismene waren fast ausser sich selbst/ und viel zu schwach nur ihre Gedancken zusammen zu raffen/ weniger was vernünfftiges zu entschlüssen. Thußnelde war nicht nur umb dieser beyder Wohlfarth; sondern auch wegen Ismenen bekümmert: daß nicht ihre verzweifelte Liebe dem ihr bestimten Hertzoge Catumer/ und dem Feldherrn Hermann zur Wissenschafft käme; unwissende: daß der Cattische Hertzog hierdurch eine grosse Erleichterung seiner nach Adelmunden seufzenden Seele bekommen haben würde. An

Her-

Hertzog Siegesmunds Hertze nagte noch immer Zirolanens Liebe; und zwar so viel empfindlicher/ weil nicht nur ihm ihr so scharffes Verbot/ sondern auch seine gegen ihr tragende tieffe Ehrerbietung die Zunge schloß/ nur ein Wort von Liebe gegen ihr zu gedencken. Zeno und Flavius waren gleichsam zwischen Thür und Angel des Lebens und des Todes; gleichwol aber fühlten sie noch mehr Schmertzen von Liebe und Eyversucht/ als von ihren Wunden. Umb Mitternacht fiel Zeno bey seiner Verbindung in eine solche Schwachheit: daß er bey nahe ihnen unter den Händen vergangen wäre/ und sie daher ihre gewohnte Trost-Larve vom Gesichte zohen; und weil alle euserste Mittel ihm das Blut zu stillen mehr keine Würckung thun wolten/ dem ein wenig gelabten Zeno mit Einziehung der Achseln das Todes-Urthel ankündigten. Zeno hörte es unerschrocken an; und verlangte allein die Königin Erato noch ein mal zu sehen; welches die nunmehr an der Genesung verzweifelnden Wund-Aertzte wider ihre bisherige Meinung willigten. Erato war von ihrer Abmergelung in Schlaff/ oder viel mehr in eine halbe Ohnmacht gefallen. Kurtz ehe sie aufgeweckt ward/ träumte ihr: Es schwebte ein sie in die Klauen feste einschlüssender Adler in der Lufft herumb; dieser aber würde von einem Donner-Strahl gerühret; worüber sie ihm zwar entfiele/ aber von einem Falcken aufgefangen/ und nach langer Umbschweiffung/ durch neblichte Lüffte und Gewölcke von selbtem zu Artaxata in dem Tempel Jupiters bey seinem die Leda umbarmenden Schwanen-Bilde nieder gesetzt würde. Die unvermuthete Beruffung zum Zeno/ und die hieraus fürgebildete Todes-Näherung ließ ihr weder Zeit noch Kräffte diesem seltsamen Gesichte nachzudencken. Ihr Wehklagen aber machte: daß so wol des Zeno euserster Zustand/ als der Erato Beruffung der in einem unentfernten Zimmer liegenden Jimene kund ward/ und sie aufs neue in ärgste Verwirrung versetzte. Die zugehen unvermögende Erato ward zu dem krancken Zeno getragen/ welcher von ihrem ersten Anblicke sich ermunterte/ ja sich aufzurichten und sie zu umbarmen anfieng. Sie hingegen ward in seinen Armen fast gantz entseelet/ und eine gute Weile konte weder eines/ noch das ander ein Wort sprechen. Ihre Augen klagten alleine einander ihr Leid; gleich als wenn die Glieder/ in welchen sich ihre Liebe angesponnen/ auch dieselben seyn müsten/ in denen sie ausleschen solte. Nach etlichen halb-verbrochenen Worten der Erato/ welche ihn mehr/ als die fertigste Beredsamkeit ihrer noch eingewurtzelten Liebe versicherten/ erholte sich Zeno/ wie ein dem Ausleschen nahes Licht/ und redete die Königin an: Ich bin nunmehr an dem Ziele meines Lebens und meiner Liebe; und meine Seele soll sich nach wenigen Augenblicken so wol von ihrer/ als von meinem Leibe trennen. Mein Leben haben die Götter in Glück und Unglück/ wie die Sonne die Zeit/ nemlich in Tag und Nacht abgetheilt; und zwar wie dis der Welt/ also jenes mir zu meinem besten. Denn das annehmliche und widrige Glücke sind die zwey Bildhauer der Natur/ durch welche sie das menschliche Gemüthe zur Vollkommenheit ausarbeitet. Meines ist jederzeit in Ruh/ und mein Hertze stets vergnügt gewest. Denn das Verhängnüs hat in seiner Gewalt keine so bittere Galle gehabt mir einzuschencken: daß nicht das bloße Andencken der holdseeligsten Erato mir hätte verzuckern können. Ihre Liebe ist das rechte Saltz meines Lebens/ das Marck meiner Wollust/ und der Leitstern zur Tugend gewest. Ich gestehe gerne: daß unsere Liebe nicht allezeit Sonnenschein; sondern offt trübes Wetter/ und zuweilen harten Sturm gehabt. Aber sind die schönsten Rosen nicht mit den meisten Dornen umbgeben?

Liebe und Beschwerligkeit sind leibliche Geschwister; ja die Liebe ist nicht mehr Liebe/ wenn man sie entwaffnet und ihr die Pfeile zerbricht. Ihre gröste Süßigkeiten sind ohne Kummer ungesaltzene Speisen; und eine vermischte Sauere giebt so wol Liebhabern/ als Granat-Aepffeln die schmackhafteste Anmuth. Glaube mir diesemnach/ Erato: daß deine Liebe mir so gar das bitterste in der Welt/ nemlich den Tod süße macht; und ich werde mit Freuden sterben/ wenn ich noch einmahl aus deinem Munde das Wort hören werde/ welches mich so viel mahl lebend gemacht hat/ nemlich: **Ich liebe dich Zeno.** Uber diesem Worte zerfloß Erato gleichsam in eine Bach; und überschwemmte den krancken Zeno mit so viel Thränen/ als man nicht geglaubt hätte/ daß ihrer eine solche Menge in tausend Augen solten Raum haben. Zeno sahe ihr mitleidentlich an/ wie sehr sie sich mühte zu reden/ und wie feste ihr der Schmertz die Zunge hielt. Endlich brachte sie doch gegen Himmel sehende diese Worte heraus: Zeuget mir ihr unsterblichen Götter/ die ihr Hertzen und Nieren prüfet: daß ich mich selbst nicht so sehr/ als den Fürsten Zeno liebe! Straffet mich in den Augen des Zeno/ wo sein Bild jemahls aus meinem Hertzen kommen; und du gütige Mutter der Liebe/ welche Armenien als eine Hertzen-Wenderin anbetet/ laß nimmermehr mein Hertze ein Behältnüs einer andern Seele/ als des Zeno/ und seinen Tod zugleich das Ende meines Lebens seyn! Wolte GOtt! es stünde in meiner Gewalt mein Hertze zu theilen/ so wolte ich es die Helffte dir nehmen umb nur des zweifelnden Zeno Unglauben zu straffen. Aber nur einen Augenblick; weil meine Unschuld darbey mehr als sein Mißtrauen leiden würde. Zeno ward durch diese Worte/ mehr aber durch ihre ihm sein Hertz brechende Seufzer bis in die innerste Seele gerühret; welche ihm nicht nur etliche Zähren aus den Augen; sondern auch aufs neue mehr als vorhin Blut aus seinen Wunden preßten; gleich als wenn eine so hertzliche und feurige Liebe mit keiner andern/ als so rother Tinte geschrieben werden könte. Er grief sich aber doch aufs euserste an/ und sagte: Es ist genung/ Erato: daß du mich bisher geliebet hast! Versiegele mit dem letzten Kusse diese deine Versicherung/ wie ich mit meinem Tode: daß ich auch sterbende dich noch liebe. Keine Erklärung der Liebe kan unverdächtiger seyn/ als wenn selbte nichts mehr zu erwerben hat; nemlich auf dem Scheide-Wege des Lebens und Todes. Setze kein weiteres Ziel deiner Liebe/ als die Götter meinem Leben! bleib aber meiner Liebe ingedenck/ wenn mein erblichener Geist sich nur mit dem Schatten deines Bildes/ du aber mit einem würdigern Liebhaber dich vergnügen wirst. Dem Zeno entfiel hierüber die Sprache/ und die ihn küssende Erato fiel gestreckt für todt zur Erde. Die Erquickungen brachten sie doch wieder zum Atheme; Zeno aber bat den an seinem Bette stehenden Grafen von Löwenstein: er möchte beym Hertzog Flavius ihm die letzte Gnade ausbitten; daß er sich möchte in sein Zimmer tragen lassen/ umb von ihm Abschied zu nehmen/ und in einer Sachen ihm Erleuterung zu thun/ welche ihn nicht nur zu Vergessung seines ihm angethanen Unrechts bewegen; sondern mit seiner ewigen Ruh seines Gemüths beglücken würde. Löwenstein richtete diesen Befehl treulich aus; Flavius aber war viel zu höflich den viel kränckern Zeno zu erwarten; sondern seine Gegenwart fand sich an statt der Antwort ein. Als die von den Aertzten ermunterte Erato wieder die Augen aufthat/ ward ihr Verstand gantz verblendet/ da sie den Zeno und Flavius als Hertzens-Freunde einander umbarmen sah/ welche für zwey Tagen als Tod-Feinde einander angefallen hatten. Nach

diesen stummen Ausdrückungen ihrer Versöhnung fieng Zeno lebhafter/ als noch nie vorher den Flavius anzureden: Es ist mir leid/ tapfferer Flavius! daß/ da ich jetzt sterbe/ meine Wangen von Schamröthe gefärbter seyn sollen/ als meine Wunden von Blute. Dieses giebt einen Glantz meinem Tode. Denn wie hätte ich rühmlicher/ als von der Hand eines solchen Helden sterben können? jenen Schandfleck aber würde mein Tod nicht ausleschen/ wenn ich von einem so grossen Geiste durch Erkäntnüs meines Verbrechens nicht den Nachlaß seiner Beleidigung zu erbitten hoffte. Mein Unrecht hat zu seinem Ursprunge und Vorbitter die Liebe/ welche sich an keiner Helffte sättiget/ keine Theilung verstattet; sondern wie geitzige Erben das gantze besitzen wil. Ja meine eigene Irthümer reden mir bey dir das Wort/ weil sie dir als Uberwindern/ wie die Wunden guten Wund-Aertzten zur Ehre ausschlagen. Traue mir nicht zu: daß deine gegen meiner Erato angesponnene Liebe in meinem Hertzen Mißgunst gezeugt/ dieser aber meine Klinge gegen dich geschärfft habe. Nein warlich mein Hertze ist für diesen geringen Wurm allzu groß; und meine Entschlüßung gegen sein Thun allzu feurig gewest. Denn der Neid frißt nur wie der zubereitete Demant-Staub langsam umb sich; er zeucht wie die Schnecken die Hörner ein/ wenn man ihm die Zähne weist. Die Liebe aber gleicht dem Blitze/ der die härtesten Eichen und Klippen angreifft/ und im Augenblicke zermalmet. Diese Stunde soll ein Vertheidiger meines viel ehrlichern Beginnens/ und ein unverfälschter Zeuge seyn: daß ich am Flavius nichts geneidet/ und auf der Welt ihm nichts mißgegönnet habe. Ich schätzte mirs für Ehre; daß Flavius dis/ was ich liebte. Denn weil Liebe die vollkommenste Großachtung ist/ lobte er hierdurch meine Wahl. Weil die Ereignung der Neben-Buhler den besten Wetzstein der Liebe abgiebt/ machte Flavius meine Flammen so viel feuriger. Weil Adler nicht nach gemeinen Sternen/ sondern nur in die Sonne sehen/ wuchs in meiner Seele meiner Erato eine solche Schätzbarkeit zu: daß ich mich selbte zu besitzen nicht würdig schätzte; wenn ihr ein würdiger Liebhaber/ als ich wäre/ aufstieße. Ich sahe den Flavius niemahls an: daß ich mir nicht einbildete: er wäre vom Verhängnüsse mir zu einem Neben-Buhler auserkiest werden. An dessen Tapfferkeit ich mich zu prüfen hätte: ob ich ihrer Liebe werth wäre. Die von dem Cheruskischen Hause genossenen Wolthaten hielten mich zurücke: daß ich dis/ nicht ehe/ als für zwey Tagen bewerckstelligte. Ich reisete mit dem Fürsten Malovend in Deutschlands euserste Nord-Länder/ in Meinung diesen Eyver abzukühlen. Ich erfuhr aber: daß unter dem Striche des heissen Hunds-Sternes nur die Hitze der Leiber/ unter dem gefrornen Bär aber das Feuer der Gemüther seine Esse hätte. Also trieb mich diese kriegrische Lufft/ es leitete mich der gerechte Himmel/ in dem Gesichte der zwey streitbarsten Völcker der Welt/ zu deinem Ruhme auszumachen: welcher unter uns beyden diese Perle Armeniens zum Siegs-Preisse zu überkommen verdiente. Deine Waffen haben sie dir erworben; das Verhängnüs spricht sie dir durch mein Todes-Urthel zu; und wormit deine Liebe so viel mehr gerechtfertiget werde/ so nim̃ hin/ und empfang sie mein Leben aus des sterbenden Zeno eigenen Händen. Erato/ welcher Hand Zeno mit Gewalt ergrief/ und in des Flavius legte/ war ihr Lebtage noch nie in solcher Verwirrung gewest/ als dismal. Das grosse Leid über des Zeno Lebens-Gefahr/ welches auch eine laue Liebe wieder rege macht/ hatte bis hieher den gegen dem Flavius gefasten Zunder schier gantz erstecket. Bey dieser frembden Entschlüßung des Zeno aber liessen sich in ihrem betrübten Hertzen wider etliche Funcken/

wie die güldenen Puncte in dem tunckelen Lasur-Steine blicken. Des Flavius Anblick rückte ihr die von Schlangen gebildete Wahrsagung ins Gedächtnüs; ja alle Umbstände wiesen ihr gleichsam mit den Fingern: daß sie vom Verhängnisse nicht für den Zeno/ sondern den Flavius bestimt wäre. Als sie aber nur wieder an den Zeno dachte/ verschwunden alle diese neue Liebes-Gedancken; die Trauer-wolcken umbwülckten ihren Verstand/ und zerflossen endlich in den gewohnten Regen der Liebe und Bekümmernüß/ nemlich in Weinen. Flavius hingegen/ welcher ihm zwar von einem Liebhaber eine so ungemeine Freygebigkeit nicht hatte träumen lassen; ja/ wenn sie nicht von einem Sterbenden geschehen wäre/ für Schertz oder Verspottung ausgedeutet hätte/ faßte der Erato Hand so feste: daß sie sie ihm nicht entziehen konte/ und antwortete dem Zeno: Ist es wol möglich/ unvergleichlicher Zeno! daß in einem Hertzen so ein hoher Geist und eine solche Leitseligkeit wohne? daß der unüberwindliche Zeno seinem Unsterne noch liebkosen/ und seinem Beleidiger Recht geben könne? Ist es glaublich: daß eine Seele vollkommen lieben/ und mit dem/ was ihm lieber als sein Leben ist/ so freygebig zu seyn vermöge? Ich erkenne mein Unvermögen gegen der Tapfferkeit des Zeno; Ich bescheide mich: daß nicht meine Geschickligkeit/ sondern meine Liebe/ oder vielmehr etwas/ in dessen Hand alle Fädeme unsers Thuns hängen/ mir meine blinden Streiche geführt habe. Ich würde niemals so vermessen gewest seyn gegen denselben den Degen zu zücken/ welcher das Vorrecht der Liebe/ alle Gesetze der Freundschafft zu Beyständen seiner sonst allezeit sieghaften Waffen hätte; wenn es dem Fürsten Zeno nicht gefallen hätte/ sich unkenntbar zu machen. Aber dis/ was seinen Leib verdeckte/ war das erste/ das ihn verrieth. Denn seine Waffen lehrten mich bald genung: daß ich mit einem Löwen/ oder dem Zeno zu thun hätte. Ich bejammere das Unglück meines Vortheils/ welcher in Gefechten insgemein mehr den Zufällen/ als der Geschickligkeit zuzuschreiben ist. Wolte GOtt! daß das Blut meiner Wunden/ welche ich künfftig als Ehren-Mahle zum Gedächtnüs eines so vollkommenen Helden tragen werde/ deinen Adern eingeflößt; und nachdem man auch nunmehr Menschen-Blut zur Artzney bereitet/ dir zur Genesung dienen möchte; so wolte ich nicht nur alle Pflaster abreissen/ sondern mir selber mehr Wunden kerben umb einen solchen Helden mit meinem Blute zu erhalten/ den meine Unbesonnenheit umbs Leben bringt. Verzeihe diesemnach demselben die Beleidigung/ der sie sein Lebtage bereuen/ und deine Ehre bis in Tod vertheidigen wird! Was soll aber ich zu des Fürsten Zeno unschätzbarem Geschencke sagen? weil denen Wachenden offtmals so seltzame Dinge/ als den Schlaffenden träumen/ habe ich Ursache mich gar wol zu besinnen: ob ich glauben soll: daß ein Beleidigter seinem Feinde seinen grösten Schatz vermachen könne. Des Cato und Tiberius Nero Treuhertzigkeit reicht keines weges an diese. Denn Hortensius war des Cato bester Freund/ dem er die Martia überließ. Augustus aber Fürst und Gebieter/ welchem Nero ohne Gefahr des Lebens nichts versagen konte. Livia und Martia waren auch schon übertragene Waaren. Erato aber ist noch eine unaufgeblühte Rose/ eine Fürstin/ derer Windeln schon Purpur gewest; welche von der Natur mit der vollkommensten Schönheit eine Herrschafft ohne Zwang über alle zarte Seelen bekommen/ und durch welcher Tugenden dem Himmel eine sichtbare Gottheit fürzustellen beliebt hat. Urtheile diesemnach aus der Empfindligkeit deiner Seele: ob die meinige von ihr keinen Zug empfinden sollen? Uberlege: ob die Liebe einer Schönheit von so gutem Geruche/ einer Heldin von so grossem Beyspiele könne verdamlich seyn? Warumb!

ich kan meine Liebe für dem nicht verbergen/ dessen scharfsinniger Geist aller Menschen Heimligkeit ergründet/ die er nur anschaut. Was mühe ich mich aber/ meine Liebe auf den Teppicht zu breiten? sie selbst legt sich an den Tag/ und ist schwerer zu verstecken/ als das Tage-Licht. Sie redet mit stummer Zunge/ und verräthet sich mit jedem Blicke. Zeno hat sie fürlängst ausgekundschafft. Denn wie würde er ohne Versehrung seines unschätzbaren Geschenckes gegen mich so freygebig seyn können/ wenn er meiner Liebe nicht allzu gewiß versichert wäre? dieses nehme ich mit der tieffsten Ehrerbietung so viel danckbarer an/ weil die Götter selbst mir nichts köstlichers vom Himel werffen könten. Ich kan an der Königin Gegen-Liebe nicht zweifeln/ weil ich allzu wol weiß/ wie sehr sie den Fürsten Zeno liebet. Das erste Gesetze der Liebe aber ist/ dis wollen/ was der Geliebte wil. Weil nun Zeno weiß/ wie hefftig ich seine Liebhaberin liebe/ kan er ihm die Rechnung leicht machen: daß ich ihnen ihrer Liebe halber lieben müste/ so lange mir die Augen offen stehen/ wenn er schon durch seine Tugenden nicht aller Welt Liebe verdiente. O eines unerhörten Beyspieles der Liebe! Kommet hieher ihr Weisen! und ändert eure bisherige Lehre: daß der Liebe Wesen in Vereinbarung zweyer Hertzen bestehe! Kommet und betrachtet mit Verwunderung unsere Liebe! denn in dieser findet ihr so gewiß drey verknüpffte Hertzen/ als in einem Dreyeck drey Spitzen/ und auf einem Klee-Blate drey Blätter. O unvergleichlicher Zeno! du alleine bist fähig solche Wunderwercke zu stifften! du alleine verdienest: daß alle künftige Liebhaber dein Gedächtnüs verehren/ und jährlich dein Grab mit Rosen bestreuen! Kan ich aber an dein Grab ohne Seuffzen gedencken/ und von selbtem ohne Thränen reden? Wird mit dir nicht unserer Liebe der Stiel abbrechen? Der Himmel lasse so geschwinde Verstümmelung unserer Freundschafft nicht geschehen! sondern er erhalte dich zu Bewehrung dieses seltzamen Ebentheuers: daß zwey Hertzen ohne Eyfersucht eine Seele lieben/ wie mehr Irrsterne in einem himmlischen Zeichen sich vertragen können. O seltsame Mißgeburt der Liebe! ruffte zu diesen Worten eine unversehene aber bald erkennete Stimme. Denn Ismene hatte sich mit Hülffe der Nacht/ und des gemeinen Bekümmernüsses/ welches jedermann unachtsam macht/ in einem gemeinen Schlaff-Rocke ins Zeno Zimmer gespielet/ und trat nunmehr freymüthig herfür mit wiederholeten Worten: O seltzame Mißgeburt der Liebe! soll ich dich/ Zeno/ zugleich so leichtgläubig und einfältig halten: daß mein Bruder Flavius von Hertzen dein Leben/ und mit dir in Gemeinschafft der Liebe zu stehen verlange? Kleine Sterne können sich ja auch wol vereinbaren/ und gemeine Freunde einander leiden. Aber die zwey grossen Augen des Himmels kommen nimmermehr in einem Zeichen zusammen; und die Liebe verträgt so wenig als die Sonne/ und der Augapffel neben sich einen Gefährten. Ein getheiltes Hertze kan so wenig lieben/ als leben. Grosse Ströme/ wenn sie in vielen Wasser-Betten zu flüssen anfangen/ werden zu verächtlichen Bächen; und eine Seele/ die sich ihrer zwey zu lieben vermißt/ betheilet entweder eine/ oder gar beyde mit eitelem Schein und Schalen. Erato ist demnach viel zu edel: daß sie einem unter beyden zum blossen Vorwand dienen solle; und zu aufrichtig: daß sie aus ihrer Liebe ein gebrechliches Stückwerck machen solle. Lasse dich/ liebster Zeno/ daher nicht mit solchem Winde speisen. Zerstückele nicht das Geschencke/ das du meinem Bruder gegeben hast; und lasse deine geliebte Erato durch eine so ungestalte Liebe nicht zu einem Thiere machen/ welches bald auf Erden/ bald im Wasser lebt. Nim vielmehr hier Ismenen/ welche dich von gantzer Seele mit unzertheiltem Hertzen liebt/ für deine Buhlschafft; oder wo dis

für sie zu viel/ für deine Dienerin; wo es aber für dich zu geringe/ für deine Anbeterin an. Frage deine gewesene Erato/ wie sehr dich Ismene liebet; wie dein verlautender Tod sie entseelet/ und zu einer festen Entschlüßung die Brände deines Holtzstosses mit ihrem Blute auszuleschen gebracht haben. Glaube: daß Ismene nicht mehr lebte/ wenn Zeno todt wäre; und solte das Verhängnüs was so grausames über dich/ oder vielmehr über sie beschlüssen/ so stehet es in dessen Macht nicht zu hindern: daß Ismene nicht mit dem sterbe/ in dem sie lebe. Der Erato hatten mitlerzeit so viel Gemüths-Regungen zugesetzt; daß ihr Hertz wie ein ohne Ruder/ Segel und Mast in den Wellen wanckendes Schiff ihm nicht zu rechte helffen konte. Ihre Vernunfft war eine Schiff-Nadel ohne Magnet; und ihre Zunge ein stummer Buchstabe. Nunmehr aber zwang ihr die Regung Ismenens eine Entschlüßung ab; und ihr Eintrag/ welcher der stärckste Blasebalg der Liebe ist/ lösete ihr die Zunge; daß sie einbrach: Wie? soll Ismene für der Erato ein Vorrecht haben mit dem Zeno zu sterben? hat sie in einem Jahre sich mehr durch ihr Liebkosen umb ihn verdienet/ als die ihn von Kind an in ihrem Hertzen angebetet? Ich gestehe es: daß ich nach dem Zeno in der Welt keinen Menschen höher/ als den Flavius schätze; und ich würde niemanden als ihn lieben/ wenn nicht Zeno sich meines gantzen Hertzens bemächtiget hätte. Aber darumb werde ich die Verknüpffung unser Seelen nicht trennen; ja dem Tode selbst soll es so gut nicht werden: daß er sich über uns einen Ehsch[e]ider nennen solle. Hat Ismene das Hertze mit dem Zeno zu sterben/ so wil Erato ihr die Ehre nicht nehmen lassen: daß sie/ umb die Warheit ihrer Liebe mit Blute zu besiegeln/ vorher sterben könne. Hiermit grief sie nach einem auf dem Tische liegenden Pfriemer der Wund-Aertzte/ und war in vollem Stoße ihre Brust darmit zu durchbohren. Flavius aber hielt ihr in den Arm fallend mit genauer Noth diesen tödtlichen Stoß zu rücke; rieß ihr diesen zur Heilung/ nicht zur Tödtung/ bestimmten Werckzeug aus der Hand/ und redete sie an: Woher schöpfft sie/ wunderschöne Erato/ für mir eine solche Abscheu: daß ihr das schrecklichste in der Welt lieber ist/ als meine Liebe? Aus Liebe gegen den Zeno kan weder ihr Vorsatz zu sterben/ noch ihre Enteuserung nicht rühren; weil Zeno selbst wil/ daß sie mich liebe. Alle Regungen/ ja alle Gedancken geben sich demselben leib-eigen/ den man rechtschaffen liebet. Unsere Seele ist unserm Liebhaber einen gantz blinden Gehorsam schuldig; welcher nur seinen Befehl ausübet/ nicht aber überleget. Ja wenn es möglich wäre/ würde sich eines Liebhaberin Seele in ihres Liebhabers/ und ihr Willen in seinen verwandeln. Liebe demnach den Zeno! so wirst du mich nothschließlich lieben; und deinen Vorsatz zu sterben/ als einen Ungehorsam gegen den Zeno/ und eine Todfeindschafft gegen den Flavius fahren lassen. Außer dem wird niemand anders glauben/ dann daß du durch deinen Tod dem Zeno sein Sterben zweyfach bitter machen/ mich aber/ der ich ohne dich nicht leben kan/ vorsätzlich tödten wollest. Ist es aber eine Mögligkeit: daß man den liebe/ dessen Befehle man widerstrebet; so ist nicht zu zweifeln: daß Erato den Fürsten Zeno liebe; so liebe sie ihn zu meinem Nachtheile nicht weiter/ als er und die Natur seiner Liebe ein Ziel gesteckt hat. Könte wol von einem ein grausamer Gesetze ersonnen werden/ als dis: das ihr Erato selbst aufhalsen wil/ nemlich: daß wenn eines der Liebhabenden stirbt/ das andere entweder mit sterben/ oder sich lebenslang menschlicher Gemeinschafft entschlagen/ und auf des Todten Grabesteine zu tode weinen müsse? Ein solch schreckliches Sterbe-Recht würde beyzeite die Welt zur Einöde machen. Wie viel verantwortlicher ist derselben wahnsinnige Liebe/ die an einem Bilde oder Gemählde einen

Narren

Narren gefressen; als derer/ welche sich in eine Leiche verlieben/ oder mit Todten-Asche vermählen. Jede vernünfftige Liebe hat zu ihrem Zweck und Preiße die Liebe. Was nun nicht wieder lieben kan/ soll man nicht lieben/ umb sich nicht selbst vorsetzlich elende zu machen. Man hat viel genung zuthun/ daß man thue was man soll/ und eine unfruchtbare Vermessenheit das thun wollen/ was man zu thun nicht verbunden ist. Erato fiel ein: Meine Liebe ist so wenig/ als des Zeno Tugenden nach gemeinem Maßstabe einzuschrencken. Der Monde stehet der Sonne nie näher/ als wenn sie verfinstert wird. Wie soll denn ich/ die ich von dem Glantze meines hochschätzbaren Liebhabers so viel Licht genossen/ mich dem Schatten seines Grabes entfernen? Lasse mich diesemnach sterben Flavius! wo es dein Ernst ist mich zu lieben. Denn wenn ich den Fürsten Zeno überlebte/ würde ich mich des Flavius Liebe unwürdig/ wie eines verletzten Bündnüsses schuldig machen. Zeno begegnete ihr nicht ohne eine kleine Eyferung: Lasse dich/ Erato/ nicht den Schein eitelen Ruhmes bländen/ noch übermäßige Bestürtzung dein gutes Urthel verwirren. Der Tod/ das alles in der Welt zernichtende Ungeheuer/ hebet alle Bündnüsse auf. Der umbschrenckten Könige Gewalt endigt sich mit ihrem Leben; alle Pflicht und Eyde der Unterthanen und Leibeigenen werden zurissen. Und hierinnen hat die sonst Tyger- und Löwen-bändig machende Liebe keinen Vorzug. Wenn unsere Liebhaber uns nichts mehr gebieten/ unsere Verehrung nicht mehr annehmen können/ gewehren wir die zarte Regung nicht besser an/ als die/ welche einem Marmel-Bilde hundert Lichter anzünden. Es ist billich: daß unser Gedächtnüs ihrer Hold nimmermehr vergeße; daß unsere Hände ihren Tugenden Ehren-Seulen aufrichten. Aber Vernunfft und Natur wollen auch: daß der alles verzehrende Schwamm der Zeit unsere Thränen abtrockne; daß die allen Dingen ihre Maas gebende Weißheit unsere Schmertzen verminderc. Alle von der feurigsten Liebe aufgethürmte- und mit unverzehrlichem Oele erleuchtete Grabmale sind zu ausgeleschten Fackeln worden/ den Sterblichen zur Nachricht: daß die Verstorbenen am Lichte/ und die Lebenden an den Todten kein Theil haben. Aller ihr Athem vermag nicht ihrer Asche einigen Geist einzublasen/ und die allerverliebtesten Seufzer ihren ewigen Schlaff zu vertreiben. Ja alle Lebenden entsetzen sich von Natur für den Todten-Grüfften und Geistern. Welche weder Hofnung noch Verlangen/ nach den Leibern haben/ noch auch die geringste Frucht von unser Liebe genüssen können; wiewol es auch eine lautere Unmögligkeit ist einen Todten zu lieben/ dessen Fäule uns anstinckt/ dessen Seele sich mit den Gestirnen vermählet/ und alles Irrdische verhöhnet. Also haben der Tod und die Liebe niemals mit einander Gemeinschafft. Unsere Einbildung macht das Andencken unser Buhlschaft zu ihrem Bilde; und der Schmertz nimmet allein die Larve einer heftigen Liebe für; welchem die Vernunfft so gerechte Gräntzen/ als die Natur den Ländern setzt; also daß sich niemals kein kluges Weib mit ihrem Manne ins Grab verscharret hat. Mit einem Worte: wie man nicht lieben kan/ was man nie gesehen; also muß man zu lieben vergessen/ was man nicht mehr sehen wird. Liebe demnach den Flavius/ von dem du gestehen must: daß er deiner Liebe würdig sey/ und von dem du glaubest: daß er dich liebe: thue dir selbst nicht Gewalt an. Denn wer gläubet: daß er geliebet werde/ fänget schon selbst an zu lieben. Zeno hätte ihr deßhalben mehr Einhalt gethan/ wenn seine ihn verlassende Kräften ihn nicht durch eine halbe Ohnmacht abzubrechen gezwungen hätten. Ismene aber nam das Wort von ihm/ und sagte: siehest du wol/ Erato/ daß du durch deinen hartnäckichten Vorsatz zu sterben den Zeno für der Zeit tödtest? Erato antwortete: die Hartnäckigkeit ist Lobens

werth/uñ wird zur Tugend/weñ sie auf Behauptung der Warheit/oder Erhaltung der Ehre feste steht. Flavius begegnete ihr: wollest du deñ nicht deiner Hartnäckigkeit etwas Abbruch thun? weñ du dem Zeno so viel am Leben köntest zusezẽ? Erato sagte: Jhm sein Leben zu verlängern wolte ich nichts in der Welt zu thun weigern. Flavius versezte: So würdest du auch den Flavius dich zu lieben überwinden/ wenn diß ein Mittel wäre/ daß Zeno genesete. Ja/ bekennete Erato; ich traute auf solchen Fall meiner Meister zu werden. Jsmene brach ein: Woltest du/ Erato/ denn auch Jsmenen verstatten: daß sie der Zeno liebte/ wenn sie ihm hierdurch könte das Leben geben? Wolte Gott! sagte Erato: daß ihn alle Frauen der Welt durch ihre Liebe heileten. Jsmene fuhr fort: Würde dir es denn auch möglich seyn geschehen zu lassen: daß Zeno Jsmenen liebte. Erato stutzte/ seufzete und antwortete: Ach! Jsmene! Kanst du Unbarmhertzige! mir ohne Grausamkeit so sehr zusetzen? Aber ja! liebe du den Zeno; nur höre nicht auf mich zu lieben. Flavius brach ein: So gestehest du/ Erato: es sey einem Hertzen möglich/ und recht: daß es ihrer zwey liebe? Warumb weigerst denn du dich/ mich nebst dem Zeno ohne einige Bedingung zu lieben? Ach! Erato ich sehe es: daß dich meine unbeschreibliche Liebe empfindlich gemacht habe. Warumb wilst du denn nicht fühlen/ was du wahrhaftig fühlest? Warumb thust du dir selbst durch eine schreckliche Marter so viel Ungerechtigkeit an/ umb nur mich und meine Schwester zu peinigen? Hast du den Vorsatz auf diese Art dich gegen den/ dessen Liebe ohne diß nicht höher steigen kan/ beliebt zu machen? Hegest du auch die unmenschliche Meynung: daß in einer Frauen nichts beliebter sey/ als die Grausamkeit? Es ist wahr; keine Hertzen rühren die Zärte unserer Seele mehr/ als die sich/ wie grosse Festungen/ nicht bald ergeben. Aber sie müssen sich doch endlich gewinnen lassen. Du bist lange genung grausam gewest; dein Hertze hat sich lange genung gehalten; und Zeno/ der es dir zu verwahren vertraut/ befihlt es selbst dich zu ergeben. Ungehorsame Tapferkeit ist nicht weniger in der Liebe/ als im Kriege straffbar. Erato antwortete: Setzet meiner Schwäche nicht ferner zu! Störet nicht länger die Ruhe meines Zeno! und meine seiner Verehrung gewiedmete Andacht! Vergnüget euch: daß ich Jsmenen dem Zeno/ und dem Flavius die Erato zu lieben nicht verwehre. Sie gab bey diesen letzten Worten dem Flavius einen so erbärmlichen Anblick: daß er zwar einen ungemeinen Schmertz/ aber zugleich eine innerliche Zuneigung ausdrückte; welche er ihm/ als eine ungezweifelte Versicherung/ mit unbeschreiblicher Anmuth ins Hertze pregte. Erato und Jsmene nahmen nebst ihm wahr: daß Zeno zu schlummern anfieng; daher sie auf der Aertzte Winck sich des Zimmers entäusern musten.

Hertzog Zeno ruhete wieder Gewohnheit biß in die dritte Stunde sanfter/ als noch niemals bey währender Niederlage; ob schon seine Wunden niemals zu trieffen aufhöreten. Vielleicht/ weil es zu Beruhigung seines Gemüthes gereichte: daß er zwey der vollkommensten Frauenzimmer in der Welt nicht allein umb seine Liebe; sondern so gar umb die Vermählung mit seiner Todten-Asche hatte kämpfen gesehen. Diesen Tag kam ein von dem Tiberius aus Trier verschriebener Artzt zu Meyntz an; welcher sich vermaaß durch das eingebalsamte Fleisch der Egyptischen Leichen das Blut zu stillen. Als aber diß nichts verfangen wolte/ forderte er das auf einem unbeerdigten Hirn-Schädel gewachsene Mooß; welches jedermann aufzusinden auf die Wall-Stäte der gehaltenen Schlachten viel Leute ausschickte. Inzwischen ward Zeno immer schwächer/ und gerieth in einen solchen Zustand: daß die Aertzte

mehr

mehr keinen Menschen ins Zimmer lassen wolten. Ismene/ welche bey so verzweifeltem Zustande nun nicht mehr den Tod des Zeno/ sondern ihr Unglück: daß sie ihn nicht sterben sehen dürfte/ beklagte/ wuste ihrem Leide kein Ende; Und ihre Ungeberdung bewegte iedermann zum Mitleiden. Umb ihr nun den Schmertz ein wenig aus den Gedancken zu bringen/ veranlaßte die Gräfin von Bentheim Ismenen: Sie möchte mit ihr über den Rhein fahren/ auf daß sie nicht alleine die müssigen wären/ welche für den Fürsten Zeno die verlangte Artzney nicht auffsuchten. Sie verfügten sich also in ein an dem Ufer des Meyns liegendes Gepüsche/ wo zwischen den Catten und Römern ein scharffes Treffen vorgelauffen war. Ismene selbst stieg vom Wagen/ und mühte sich aufs emsigste einen bewachsenen Schädel zu finden. Als nach langer Müh sie schon an ihrem Zwecke verzweifelten/ kam ein eyß-grauer Kräuter-Mann zu Ismenens Bedienten/ welcher die Ursache ihres Suchens erkundigte/ und auf erlangte Nachricht sich auf einen Hügel verfügte/ von dar auch in kurtzer Zeit zwey bemooßte Köpfe zur Stelle brachte/ und damit zu Ismenen geführet ward. Ihre hierüber bezeugte grosse Freude/ und seine reichliche Beschenckung veranlaßte ihn nach dem Gebrauch und Nutzen dieses Mooßes zu fragen. Als er nun vernahm: daß einem verwundeten vornehmen Fürsten damit das Blut seiner Wunden gestillet werden solte; lachte er/ und fragte: Warumb sie nicht auf die Fettigkeit eines in der Geburt getödteten Beeres/ oder ein von einem noch lebenden Thiere abgelösetes Glied/ oder eine After-Geburt einer Gebährerin/ und dergleichen abergläubische Dinge mehr darzu nähmen? Ismene erschrack über diesem schlechten Troste/ und fragte: Ob er denn bewehrtere Blutstillungs-Mittel wüste? In allewege/ antwortete dieser Kräuter-Mann; ich traute mir ohne Zauberey und glüendes Eisen einem/ dem gleich ein gantzer Schenckel abgeschnitten wäre/ das Blut zu stillen. Er führte hierauf die nach solcher Artzney eine unsägliche Begierde habende Fürstin in seine Höle/ laß aus viel tausend verhandenen Kräutern etliche aus/ zerklitschte sie auf einem Steine/ drückte den Safft heraus in Vitriol. Hierauf erwischte er einen Hund/ schnitt selbtem das Bein ab/ stillte aber mit Umbbindung dieser Salbe im Augenblick das Blut. Ismene war für Freuden gantz ausser sich; ließ auch nicht ab/ biß dieser Cattische Kräuter-Mann ihr nicht nur diese Wund-Salbe zu geben/ sondern auch sich mit nach Meyntz zu verfügen willigte; unterweges aber sie in demselben Gebrauche genau unterrichtete. Ismene verfügte sich alsbald in des Zeno Zimmer/ welcher der neue Artzt wegen mitgebrachter bemoosten Todten-Köpfe nicht nur den Eingang verstattete; sondern weil er vermittelst dieser Artzney dem Zeno das Blut zu stillen verhatte/ die Hertzogin Thußnelde/ Erato/ und den Flavius einließ. Dem Zeno ward das Mooß alsofort aufgelegt; das Blut raan zwar etwas sparsamer; aber doch hörte es nie gar auf. Der hierüber bestürtzte Artzt fragte: Ob etwan iemand anwesend wäre/ der einsmals von einer Schlange gestochen worden wäre? Denn solcher Menschen Gegenwart; mehrte die Kranckheiten entkräfftete die Artzneyen. Niemand aber wolte hiervon etwas wissen/ und die Wunden troffen immer stärcker. Hiermit fieng Ismene an: Weg mit euch und euren untauglichen Mitteln! ihr elenden Aertzte! die Liebe hat dem Zeno die Wunden geschnitten; also kan sie auch niemand heilen/ als die Liebe. Erato/ nunmehr ist es Zeit dich rund aus zu erklären: ob du deinen Liebhaber unbarmhertzig sterben lassen? oder mir deinen Anspruch an Zeno abtreten/ und dardurch ihn beym Leben erhalten wilst? Die in Thränen sich badende Erato/ welch ein sauer Apfel-Biß es ihr gleich war/ befand sich gezwungen diese Erklärung zu thun: Es ist nichts in der Welt so schwer/ was ich nicht wil-

willige/ ihm das Leben zu erhalten. Ismene antwortete: Ich nehme der Königin gütige Erklärung zu Dancke/ und alle Anwesende darüber zu Zeugen an. Es ist von ihr eine grosse Klugheit/ ihrem Liebhaber und dem Verhängniß gehorsamen. Daß dieses mich nur zur Aertztin dieser Wunden/ hingegen den Zeno zum Artzte meiner Liebe erkieset habe/ wirst du selbst bald sehen/ und diese Aertzte gestehen müssen. Mit diesen Worten nahm sie alle Binden und Pflaster nach und nach ab; und wiewohl es der fast ohnmächtige Zeno nicht geschehen lassen wolte; sog doch Ismene mit ihrem eigenen Munde das Blut aus/ und führte an: daß dieses eine gewohnte Pflicht des deutschẽ Frauenzimmers/ und die beste Reinigung der Wunden wäre. Welches Weib der Tapferkeit nicht feind/ nicht ein Zärtling der Wollust wäre/ könte ihr für diesem Purpur-Schaume der Ehren-Mahle nicht eckeln lassen. Des Zeno Hertze ward über diesem Beginnen Ismenens deregestalt gerührt: daß er sich bedüncken ließ: Ismene saugte ihm alle Schmertzen aus den Wunden/ und flößte ihm alle Süssigkeit der Liebe ins Hertze. Sie aber bereitete aus ihrer Salbe dienliche Pflaster/ verhüllete damit den beschädigten Leib/ worvon sich Augenblicks zu aller Anwesenden Verwunder- und der Aertzte Beschämung nicht allein das Blut stillte; sondern Zeno fühlte/ oder bildete ihm zum wenigsten ein: daß sich seine Schmertzen verlierten/ die Kräfften aber erholeten. Ismene verfügte hierauf den der Ruhe hochbenöthigten Krancken alleine zu lassen/ und verließ: daß sie erst folgenden Morgen in Gegenwart der damals Versammleten ihr angemaßtes Ampt verrichten wolte. Auf bestim̃te Zeit fand sich iedermann mit grosser Begierde ein; ausser Flavius/ der dem Vermuthen nach/ aus übermässiger Freude/ über dem/ daß er nun bey der Erato einen guten Stein im Brete zu haben vermeynte/ kranck worden war. Hingegen hatte Zeno die gantze Nacht geschlafen; er befand sich zweymal so starck/ als den Tag zuvor/ und er selbst betheuerte: er wäre gleichsam neu gebohren. Als auch Ismene die Wunden auffband/ erstarrten alle; niemand aber mehr/ als die Aertzte/ weil sie selbte schon halb geheilet funden. Kein Mensch wuste zu ergründen/ wie und woher Ismene in so kurtzer Zeit diß Geheimnüß ergründet haben könte? ob es mit Kräutern oder Zauberey zugienge? Zeno aber sagte: Soll ich dich/ Ismene/ nunmehr für eine Tochter des Apollo/ für eine Göttin/ oder mehr für die vollkommenste Liebhaberin verehren? Zu diesem leitet mich deine hertzliche Zuneigung; zu jenem das für aller Menschen Augen unbegreiffliche Wunder-Werck. Ismene antwortete: Ich bin froh: daß Zeno nunmehr meinen Worten gläubet: Ich liebe ihn. Meine irrdischen Schwachheiten aber werden mich bald verrathen: daß ich nichts göttliches an mir habe. Denn wo mich Zeno nicht zu lieben würdiget/ werde ich noch heute zur Leiche werden. Ich weiß wohl: daß er vorher an der Königin Erato etwas köstlichers/ als ich bin/ geliebt habe. Ich bescheide mich: daß man keine güldene Seule zerbrechen/ und an statt derselben keine thönerne zum Abgott machen soll. Alleine dieses sind nur Absehungen der Ehrsucht; die Liebe aber nimmt es so genau nicht; sie verschmehet so bald einen Scepter für einem Hirten-Stabe/ als Gold-Stück für einen leinenen Kittel. Ich bin zufrieden: daß er die Erato anbete/ wenn er mich nur liebet. Erato hat ihn zwar ehe/ kan aber ihn nicht so heftig/ nicht so geschwinde geliebt haben. Denn als ich ihn nur den ersten Blick ins Gesichte kriegte/ als ich ihn in der Schlacht mit dem Varus zu hassen verbunden war/ fieng ich ihn schon an zu lieben. Zeno ward damals unser Gefangener; ich aber verlohr meine Freyheit/ und er erwarb die Herrschafft über mich. Meine Dienstbarkeit hielt ich Gewinn/ und freuete mich über den Verlust meiner Freyheit. Einmal

mal mühte ich mich zwar ihn nicht zu lieben; im Augenblicke aber wendete sich das Blat und mein Hertze sehnte sich ihn immer noch viel mehr zu lieben. Ich erlustigte mich über der Unruh meines Gemüthes / welche seine Groß-müthigkeit in mir rege gemacht hatte. Diesemnach kan meine Liebe nicht verdamm-lich seyn; weil sie seine Tugend zur Wur-tzel hat/ und weil meine Liebe in mir gezeugt worden/ ehe ich von der Erato Neigung ge-wüßt. Ihr Verfolg aber kan nicht getadelt werden; weil Zeno sie schon eines andern Liebe gewiedmet hat. Zeno versetzte: Ich wäre nicht bey Vernunfft/ wenn ich an deiner Liebe zweifelte/ die du nicht mit Worten/ sondern wichtigen Wercken ausdrückst/ welches die nachdrücklichste Sprache der Welt ist. Erato aber/ glaube ich/ würde an mir als ein Laster ver-dammen/ wenn ich dich nicht liebte. Erato lä-chelte/ und brach ein: Ich würde undanckba-rer als ein Kuckuck seyn/ wenn ich Ismenen für was weniger als deinen Schutz-Stern und meine Gottheit verehrte. Verzeihe mir/ Is-mene! daß ich zeither so viel deinem Ansehn ab-gebrochen. Du selbst hast Schuld daran: daß du deine Verwandschafft mit den Göttern verhölet hast. Alleine hätte ich aus deinem Thun nicht dein Wesen zeitlicher urtheilen sol-len? Nur der Helden/ nicht der Götter Bild-nüsse haben Uberschrifften; weil sie schon an sich selbst kenntlich sind/ oder keine Nahmen sie würdig auszusprechen vermögen. Liebster Zeno! ersetze diesemnach mit deiner Liebe bey Ismenen meine Fehler; und liebe/ liebste Ismene/ den Ze-no; nur daß er lebe. Ismene fand sich hierüber so vergnügt: daß sie sich selbst schwerlich begreif-fe konte. Zeno hätte ihr gerne mehr seine Danck-barkeit zu verstehen gegeben/ wenn sie ihm nicht ferneres Reden/ als eine Ursache der Schwach-heit verbothen hätte. Er und alle folgten Is-menens Anstalten; die Aertzte liessen sich nicht gerne mehr sehen/ weniger widersprachen sie ihr im geringsten/ nachdem sie durch den Augen-Schein alle ihre Künste beschämet hatte. Fol-genden Morgen fand man des Fürsten Zeno Wunden völlig zugeheilet/ und fühlte er mehr keine Schmertzen/ sondern nur noch eine ziem-liche Mattigkeit; welche Beschwerligkeit aber ihm theils die Anwesenheit/ theils das Anden-cken Ismenens/ welche er als die einige Erhal-terin seines Lebens unaufhörlich preisete/ ge-nugsam erleichterte. Hingegen hatte sichs mit der Kranckheit des Flavius so sehr verär-gert: daß die furchtsamen Aertzte schon die Köpfe zusammen steckten/ und ihn nicht auser Gefahr des Lebens zu seyn/ mit gewohnten Geberden an Tag gaben. Die sorgfältige Erato verstand am ersten diese Sprache; und grämte sich biß in die innerste Seele. Folgen-de Nacht aber nahm die Hitze des Febers so überhand: daß Flavius seinen Verstand ver-lohr; also die Aertzte an seinem Leben/ Erato aber für Bekümmernüß verzweifelte. Ja da diese es über des Zeno Kranckheit vorher arg getrieben hatte/ war ihre Ungedult ietzt noch viel ärger. Sie schlug gleichsam als unsinnig ihre Brüste; raufte ihr das Haar aus / zer-fleischte mit den Nägeln ihre Wangen/ fluchte dem Verhängnüsse / als welches das / dem sie ihr Hertz wiedmete / alsobald dem Tode auff-opferte; dräute und verschwur sich mit dem Flavius auf einem Holtz-Stosse zu verbren-nen. Denn es würde ihr doch nimmer-mehr kein Mensch diese Meynung aus dem Gemüthe reden: daß eine treue Liebhabe-rin sich so wenig von der Leiche ihres Lieb-sten / als der sich umb einen Baum windende Epheu von seinem vertorbenen Stocke solte trennen lassen. Nähme doch der weib-liche Palm-Baum / wenn sein männli-cher verdürbe / keinen Trost / und keine grüne Blätter an. Wie vielmehr wäre es die Pflicht einer vernünfftigen Frauen: daß sie nach Verlust ihres Liebhabers zu le-ben aufhörte? Mit einem Worte: Sie unter-ließ keine Ungeberdung der rasenden Liebe.

Ismene war zwar anfangs vergnügt über der Königin Leidwesen/ als einem deutlichen Kennzeichen ihrer nunmehr gegen den Flavius angeglommenen Liebe. Hernach aber/ als es mit ihm in einen so erbärmlichen Zustand gerieth/ bemeisterte sie eine heftige Bestürtzung. Jedoch hielt sie eine hertzhafte Sorgfalt für ihren krancken Bruder vor eine rühmlichere Mitleidens Art/ als die unnütze Verschwendung vieler tausend Thränen. Die glückliche Errettung des Zeno war ihr ein Wegweiser zu ihrem Wurtzel-Manne; welchen sie nach Gewohnheit der bey dem Kohl schwerender Jonier/ bey allen heilsamen Kräutern beschwur: daß er ihrem Bruder durch seine Artzneyen das Leben retten/ und zu ihm kommen möchte. Dieser Alte willigte/ seinem Vermögen nach/ das erstere; weigerte aber das letztere; theils/ weil er seine Anwesenheit nicht für nöthig hielt; theils/ weil er dadurch ihm der andern Aertzte Haß oder Zanck auf den Hals zu ziehen vermeinte. Er fragte aber nach aller Beschaffenheit des Krancken aufs genaueste. Ismene sagte ihm: daß der seiner Vernunfft beraubte Flavius mit der Lantze in die rechte Achsel verwundet; die Wunde zwar zugeheilet/ nunmehr aber allererst aus derselben hitzigen Auffschwellung geurtheilet worden wäre: daß die abgebrochene euserste Spitze in der Achsel stecken blieben/ und verheilet worden wäre. Die Aertzte hätten zwar ein Pflaster bereitet/ solches mit zermalmten Magnet-Steine vermischet/ und das verhüllte Eisen damit heraus zu ziehen vermeinet; weil solches aber nicht angehen wollen/ wären sie entschlossen ihm die Wunde wieder aufzuschneiden. Der Wurtzel-Mann lachte/ und sagte: dieses wären Metzger/ nicht Aertzte/ welche nicht verstünden: daß der Magnet alle seine Kräffte in heissen- nassen- und fürnehmlich in fetten Dingen verliere. Man solte aber nur offters hinter einander Tauben zareissen/ selbte ihm auf die Fußsolen aufbinden/ so würden dardurch das Haupt und die Lebens-Geister mercklich gestärckt werden. Hierbey gab er Ismenen ein zerstossenes Kraut/ welches umb des Flavius Achsel geschlagen werden solte; daß es das Eisen auszüge/ auch mit Saltz vermischte und zerflossene Wacholder-Beeren/ welche ihm aufs Haupt/ aufs Hertz/ und auf den Rückgrad/ bis sie gantz trocken würden/ aufgelegt/ hernach ihm aus einer Ader drey Löffel voll Blut gezöpfft/ alle Nägel an Händen und Füssen wie auch einen Püschel Haar abgeschnitten/ und ihm wieder zugebracht werden müsten. Ismene verrichtete alles dis mit emsigstem Fleisse/ und fürtreflicher Vorsicht. Ihre Bekümmernüs kriegte eine grosse Erleichterung/ als nach etliche mal aufgelegten Tauben Flavius wieder zu sich selbst kam/ daher sie ihrem Wurtzel-Manne so viel freudiger die verlangten Sachen überbrachte/ und mit ihm sich wieder über den Rhein verfügte. Daselbst vergrub er in die frische Erde des Flavius Blut; Nägel und Haare aber spündete er in eine junge Eiche ein/ von welcher er die Rinde derogestalt gelöset hatte: daß sie wieder füglich zugebunden/ und die Ritze mit Baum-Wachse verwahret werden konte. Hiermit meinte er seinem Ampte ein Gnügen gethan zu haben/ und Abschied zu nehmen/ mit Versicherung: daß in dreyen Tagen Flavius seines Febers loß seyn würde. Alleine Ismene lag ihm so lange mit guten Worten an/ bis er wieder mit ihr in die Stadt zu kehren willigte. Daselbst fand sie den Flavius in besserem Stande. Denn die zugeheilte Wunde der Achsel war schon aufgegangen; die stete Hitze des Febers ließ ein wenig nach/ und selbigen Abend hatte Ismene zugleich der Königin den schlimmsten Dorn aus dem Fusse gezogen. Thußnelden aber ward dardurch ein desto schärfferer ins Haupt gestochen. Denn sie hatte zeither für unmöglich gehalten; daß Erato ihre gegen den Zeno von so vieler Zeit eingewurtzelte Liebe dem Flavius zueignen solte. Also ihr über Ismenens Nei-

gung

gung zum Zeno wenigen Kummer gemacht; als welche anderer Gestalt nicht zu Kräften kommen könte/ da sie nicht auf den Grauß der erstern gebauet würden. Nunmehr aber werden Thußnelden durch der Königin Erato Ungeberden die Augen aufgesperret: daß sie den Flavius hertz- und ernstlich liebte; also Ismene/ nachdem ihr Erato beym Fürsten Zeno den Platz geräumet/ durch nichts in der Welt von ihm würde abwendig zu machen seyn; und mit der vorgehaltenen Heyrath entweder die Freundschafft der Cherusker und Catten zerrissen; oder Ismene durch eine gezwungene Eh in den erbärmlichsten Stand versetzet werden dürffte. Wie ungerne sie nun daran kam: daß sie Ismenen in ihrer Liebe/ als in dem allerempfindlichsten Dinge der Welt/ weh thun solte/ so fand sie sich doch durch die Liebe ihres Eh-Herrn und Vaterlandes gezwungen/ selbter/ wo möglich/ einen Stein in Weg zu werffen. Weil nun hierzu nichts dienlicher schien/ als die Königin auf ihren ersten Weg zu bringen; versuchte sie/ unter dem Scheine ihrer Bekümmerniß ein Ziel zu stecken/ den Zunder ihrer ersten Liebe wieder rege zu machen; indem sie ihr einhielt: Ob ihre Ungeberdungen mit einem auff die Tugend geanckertem Gemüthe Verträgligkeit haben könten? Ob diß ihrem Versprechen nachgelebt hiesse; daß sie bey keinem Unfalle mehr wider sich selbst grausam zu seyn begehrte? Wie ihr Hertz zu einer Zeit ihrer zwey so unmässig lieben könte: daß sie ihr darüber selbst so gram würde? An vielen Dingen könte man wohl ein Wohlgefallen haben; aber eine nur lieben. Jene Mutter der Liebe aber hätte so heftige Regungen nicht/ als diese ihre Mutter. Freundschafft vertrüge noch auch eine Vereinbarung mit zwey oder dreyen/ welcher Hartzt/ ja zuweilen etliche Hertzen dergestalt zusammen leibte: daß sie nichts als der Tod trennte. Aber auch diese hätte weder Gesetze noch Beyspiel sich mit einem sterbenden Freunde zu begraben. Ob sie nicht schon in ihrer Kindheit begrieffen: daß die Beständigkeit mit Enderung der Anfechtungen/ doch nicht ihre Tapferkeit verändern müste? Es wäre nicht genung ein oder zehnmal/ oder auch die Helffte unsers Lebens in allen Dingen wissen Maaß zu halten. Die Tugend behielte immer einerley Antlitz/ einerley Anmuth/ was vor Zufälle ihr gleich begegneten. Die Laster aber nähmen so viel Larven fürs Gesichte/ so viel mal sich die Lufft des Glückes oder der Wollust änderte. Erato ward hierüber mit einem gantzen Strome von Scham-Röthe übergossen; weil sie ihr nicht so wohl ihren unmässigen Schmertz/ als die Unbeständigkeit ihrer Liebe fürgerückt zu seyn einbildete. Sie muste etliche mal Athem hohlen/ ehe sie sich erholte/ Thußnelden deregestalt zu antworten: Ach! unvergleichliche Thußnelde! sie ist ein allzu scharffer Richter/ wenn sie anderer Schwachheiten nach der Richtschnur ihrer Vollkommenheiten urtheilen/ und einer Taube den Flug eines über die Wolcken klimmenden Adlers fürschreiben wil. Ich erkenne mein Unvermögen/ und unterwerffe mich willig ihrer Klugheit und Tugend/ daß jene mich als einen Blinden/ diese als ein Kind an der Hand leite. Ich kan die geschwinde Verstellung meines Gemüthes nicht leugnen; und es ist mit meiner Seele heute viel anders/ als für drey oder fünf Tagen/ ja wie in einer neuen Welt beschaffen. Ich habe durch tausend Pein und Schmertzen erfahren: daß die Liebe ein unsichtbarer Proteus sey/ welcher sich geschwinder als die Gestalten der Schau-Plätze/ oder die Menschen in Gedichten/ bald in Wasser/ bald in Feuer/ bald in grosse Wall-Fische/ bald in kleine Nattern zu verwandeln weiß. Alleine die Einflüsse des Himmels/ ja selbst das Verhängniß haben über Veränderung meines Hertzens gearbeitet. Der

Pfeil des dem Zeno zusetzenden Todes hat in mir mehr gewürcket/ als keine Schönheit der Welt/ und keine Fackeln der Liebe iemals in mir zu thun mächtig gewest wären. Die Furcht für des Zeno Leben erweckte in mir die Begierde meines zu verlieren / und mit meinem Hertzen meine Liebe für ihn/ als ein Löse-Geld zu geben/ für den ich/ als ich in Deutschland kam/ nicht einst zu leben verlangt hätte/ für den wünschte ich nunmehr zu sterben. Die wahrsagenden Gottheiten Deutschlands haben mir den Flavius zu lieben aufgelegt; ja der Wille meines Liebhabers und der unveränderliche Zwang des Verhängnüsses hat meine edle Hartneckigkeit niemanden als den Zeno mein Lebtage zu lieben so lange bestürmet/ biß sich meine Seele gegeben. Also kan ich nicht leugnen: daß ich den Flavius liebe/ und daß ich mir vorgesetzt gehabt/ ihn nicht zu überleben. Aber/ gütigste Thußnelde! rechtfertiget der Befehl dessen/ den wir lieben/ und ihm zu gehorsamen schuldig sind/ nicht unser neue Flamme? Leidet das Gesetze nur den / welchen wir einmal geliebt / biß in Tod zu lieben / keinen Absatz? auch keine Bedingung? Sind alle Veränderungen in der Liebe verdamlich? Ist unser Seele diß/ was am Himmel nicht getadelt wird/ unanständig? Glaube mir aber: daß meine Seele eben wie dieser/ von der Liebe mehr beweget/ als verändert sey. Meine Liebe gleichet einem gegen Suden segelnden Schiffe; welches zwar einen neuen Angel-Stern ins Gesichte bekomt/ aber doch die Nord-Sterne nicht gar verlieret/ allemal aber die Sonne zu seinem Wegweiser behält. Ich liebe den Flavius; aber dieser stehet mit dem Zeno so wohl: daß ich ihm nicht gram seyn darff/ und seine Tugend wird mir/ so lange mir die Augen offen stehen/ einen so angenehmen Leit-Stern abgeben/ daß ich/ wo nicht seine Liebhaberin/ doch seine Freundin/ seine Verehrerin/ seine Dienerin sterben werde. Kan ich aber dieses mit Ehren nicht thun/ leidet meine Keuschheit durch diese Veränderung Schiffbruch; warumb wehrt man mir denn zu sterben? Wahnsinnige Erato! warumb hast du dir das Messer auswinden/ und dich zu leben bereden lassen/ daß du andern zum Greuel/ dir selbst zur Schmach lebest? Wolte Gott! ich hätte ehe meine Brust mit meinem Blute beflecket/ ehe ich meine Liebe mit dem Laster des Unbestandes besudelt! es ist wahr/ ich bin nicht mehr werth: daß mich weder Zeno noch Flavius liebe; ohne eines oder des andern Liebe aber würde mein Leben ein unsterblicher Tod seyn. Warumb eile ich denn nicht zu sterben? Ich selbst kan keinen mehr lieben/ weil ich mir selbst anfange gram zu seyn. Wolte Gott! ich hätte fürlängst- und eher mein Gesichte verlohren/ ehe ich den Flavius gesehen/ so dörffte ich ietzt meines guten Nahmens nicht verlustig seyn! Wer ohne diesen zu leben vermeynt/ ist des Lebens niemals werth gewest. Stirb diesemnach/ Erato! und lasse dir in der Welt nichts so lieb seyn: daß du dessentwegen schamroth leben/ nicht aber rühmlich sterben soltest. Hierüber sanck Erato auf das Bette nieder/ und bekam die hinfallende Sucht. Die bestürtzte Fürstin Thußnelde aber machte ihr über ihrem so übel ausschlagenden Einhalte ein so schweres Gewissen: daß sie ihrem Leide kein Ende wuste/ weniger sich starck genung befand der Königin zu helffen. Daher sie durch einen lauten Ruff auf Hülffe schreyen muste. Salonine/ und das sie bedienende Frauen-Zimmer kamen aus dem Vor-Gemache voll Schrecken hinein/ traffen die mit allen Gliedern wie ein Aspen-Laub zitternde Thußnelde/ gantz erblasset und stum/ die Königin aber in so erbärmlichem Zustande an. Ismene/ welche Thußneldens Stimme in ihrem Zimmer gehört hatte/ folgte dieser auf der Ferse/ und wuste nicht: ob sie Thußnelden oder der Königin am ersten zulauffen solte. Nachdem aber jene sich ein

ein wenig erholete/und ein Zeichen gab/ nur dieser wahr zu nehmen; und Jsmene der Erato Zustand sah/ kehrte sie auff dem Fusse umb / und holete aus ihrem Gemach weisses Birnstein-Oel/ Biber-Geil/ und Wasser von schwartzen Kirschen. Durch welches Mittel denn auch Erato bald wieder zu ihr selbst kam. Als Thußnelde nun vernahm: daß sie nach etlicher Stunden Ruh zwar wachte/aber eine grosse Unruh ihres Gemüthes spüren liesse; verfügte sie sich zu ihr/ und entschuldigte auf alle ersinnliche Weise: daß sie durch ihre Unvorsichtigkeit ihr so viel Leides angefügt/ welche doch nur auf Mässigung ihres Schmertzens über des schon halb-genesenen Flavius Kranckheit gezielet hätte. Sie wüßte wohl: daß die Liebe einen gantz absondern Regung- und Schutz-Geist hätte/ welcher sich von keiner menschlichen Vernunfft meistern liesse; sondern ihre Regung würde von dem ersten Bewegungs-Rade des Verhängnüsses/wie der Zeiger in Uhren/ von den Gewichtern getrieben. Es könte ihr und dem Cheruskischen Hause kein grösser Glücke geschehen / als wenn sie den Flavius mit einer Königin so hohen Geblüts/ und solcher Vollkommenheit vermählet sehen solten. Sein und des Feldherrn Vater hätte ihm eine Gemahlin aus Parthen geholet. Warumb solte dem Flavius nicht eine aus dem edlen Armenien taugen? auff dessen Gebürge Gott mit dem menschlichen Geschlecht ein ewiges Bündnüß durch den ersten Regen-Bogen geschlossen haben soll; daß er es nicht mehr durch Wasser verderben wolte? Dessen ungeachtet blieb der Königin Hertze mit finsterer Traurigkeit / wie ihre Augen mit Thränen/ umbwölckt. Ihre Rede hatte keinen andern Innhalt / als eitel Wünsche und Begierde zu sterben. Ich/ sagte sie / bekenne meine Schwachheit: daß ich den Flavius liebe; iedoch kan ich diesen Irrthum wohl verdammen/ nicht aber hassen. Und die / welche werden den Ursprung meiner Liebe schelten/werden doch mit ihrem Ausgange müssen Mitleiden haben. Der Tod hat die Liebe des Flavius in meine Seele gepflantzt; also konte ich sie auch durch keine andere Merckmahle bewehren / als daß sie aus Liebe sterbe. Ich bereitete mich dem Zeno zu Liebe mit Hertzhafftigkeit zu sterben; nun bemühe ich mich mir selbst das Leben so herbe und verdrüßlich zu machen: daß ich des Flavius halber mit Freuden sterbe / und der Tod in meiner Person mir so annehmlich fürkomme/ so schrecklich er mir in der des Flavius geschienen hat. Andere stürtzten sich vorsetzlich in Tod: daß ihr Gedächtnüß in anderer Gehirne leben möchte; ich aber wil sterben: daß Flavius mit desto mehr Ehre lebe; und verlange für mich kein ander Vortheil/ als sein Andencken meiner hertzlichen Liebe; welcher niemand den Ruhm wahrer Treue strittig machen kan / weil sie sich allererst an Tag gibt / da ich verscharret werden soll / und da ich von ihm mehr keiner Gegen-Liebe von nöthen habe. Ich bin schon vergnügt mit der Hoffnung: daß Flavius genesen und leben werde. Denn einem ohne Falschheit liebenden ist sein eigener Tod so süsse/ als seines geliebten herbe. Jsmene/welche glaubte: daß der Königin Traurigkeit zum theil von dem Zufalle der ihr zugestossenen erbärmlichen Kranckheit herrührte; hatte mit ihrem geheimen Artzte Rath gehalten; brachte ihr also an Hals zu hencken einen Püschel voll Beeren/ welche auf einem Holunder-Strauche/ der auf einer Weide stand/gewachsen waren/ mit Versicherung: daß weil diese Sucht ihr nicht angebohren/ selbte dieses Mittels halber nicht leicht/ und wenn sie ihr bey itzt abnehmendem Monden von allen Fingern und Zehen ein wenig ihrer Nägel geben wolte/ nimmer.

mermehr wieder kommen würde. Erato bedanckte sich für so mitleidentliche Vorsorge; meinte aber: daß weil sie zu sterben beschlossen hätte/ sie für ihre Kranckheiten den wenigsten Kummer trüge. Die aufs euserste bekümerte Fürstin Thußnelde/ und Ismene gewehrten alle ihre Vernunfft/ Höfligkeit und Thränen ohne Frucht an sie zu besänfftten; bis auf den folgenden Morgen sich Flavius in dem Zustande befand: daß er sich auf einem Stule zu der Erato tragen ließ/ welchem denn seine über ihrem erbärmlichen Zustand erwachsende Bestürtzung folgende Worte heraus lockte. Wie allerliebste Erato/ soll ich das verstehen: daß/ da ich genese/ sie zu sterben wünschet? Ist sie nicht mehr dieselbe/ welche/ wenn ich stürbe/ nicht mehr leben wolte? Wie hat sich denn ihr Gemüthe so bald umgewendet? Ich kan nach vernünftigem Gegensatze anders nicht schlüssen; als daß/ da ihre erste Begierde zu sterben aus Liebe hergeflossen/ die letztere meinen Haß zum Ursprunge haben müste? Wormit hat diese Veränderung der unschuldige Flavius verdienet/ welcher lieber sterben als leben wolte/ wenn dis ihre Abneigung/ jenes ihre Liebe zu wege bringen solte? Warlich! Erato/ es ist mir einerley; ob du sagst: daß du sterben wilst; als daß du mich sterben heissest. Woher rühret deñ nun ihre Grausamkeit/ daß sie mich durch ihren Tod aufs schrecklichste tödten wil? Wie es eine mehr/ als weibische Zagheit ist/ nicht sterben wollen/ wenn es das Verhängnüs besieblet/ also ist es eine Unsinnigkeit nicht leben wollen/ wenn man kan; aber etwas unmenschliches einem andern zur Pein mit Fleiß sterben. Glimmet diesemnach nur noch ein Funcke meiner Liebe/ oder nur eines Mitleidens in ihrem Hertzen/ so schone sie doch ihres Blutes; sie spare ihr Leben/ umb meines nicht zugleich zu verschütten. Erato antwortete: wie kan jemand einem andern zu Wolgefallen leben/ der ihm selbst zur Schande lebt? Lasset mich also mit Ehren sterben: daß mein Leben nicht mir zum Laster/ andern zum Aergernüs werde! Flavius versätzte: was kleben denn ihrem Leben für vermeinte Flecken an? diese/ sagte sie/ daß ich im Lieben zum Wetter-Hahne worden; daß ich den Zeno nicht mein Lebtage geliebt; daß ich die heilige Einigkeit der Liebe zertheilet. Lasterhaffte Erato! schäme dich/ daß dich die unvernünfftige Turtel-Taube/ und die Eiß-Vögel beschämen/ welche ihr Lebtage nur einen Buhler küssen/ und bis in Tod betrauren. Meine Liebe hat sich in eine Schlange verwandelt; welche an jedem Ende einen Kopff hat/ und mit einem hin- mit dem andern her wil. Lasset mich diesemnach sterben! daß ich nicht ein Ungeheuer unter den Menschen/ nicht eine Urheberin einer so heßlichen Liebe sey! Thußnelde/ welcher alle diese verzweifelte Reden durchs Hertz giengen/ brach mit einer wüsten Gebehrdung ein: Meine übel-gedeutete Worte sind Ursache ihrer Verzweifelung; indem Erato meinen Trost für eine Tadelung aufgenommen; die Natur und kein Völcker-Recht/ auch nicht die hierinnen sonst so strengen Deutschen welche der Wittiben andere Heyrath verschmähen/ hat jemals in einem Gesetze der Liebe alle Veränderung verboten. Sie ist eine so feurige Regung/ als die Sonne/ welche sich in ein Himmels-Zeichen nicht einsperren läßt. Die zwey Angel-Sterne/ welche doch die unbeweglichen Wirbel der Welt seyn sollen/ sind so wenig ohne Bewegung/ als die Erde. Ja es giebet Umstände und Ursachen/ welche die Liebe zum Laster machten/ wenn sie unverändert bliebe. Welche aber kan wichtiger seyn/ als wo ein Liebhaber uns selbst unser Pflicht erläst; wo von der Aenderung beyder Heil hänget/ und wo das Verhängnüs selbst den Wagen der Liebe wie der Sternen-Kreiße forttreibet? Wie solte mir denn in Gedancken koñen seyn/ einer freyen Königin ein so scharffes Gesetze zu geben/

geben/ und ihr die Hände zu binden? Wenn aber auch Erato in Veränderung ihrer Liebe eine Schwachheit begangen hätte/ müste sie solches keines weges durch eine viel grössere abzuthun ihr träumen lassen/ wie ein solcher verzweifelter Tod sonder Zweifel ist; dafern man glauben soll: daß sie jemals den Zeno oder den Flavius geliebt habe. Denn was kan einem Liebhaber verkleinerliches widerfahren/ als wenn seine Liebste sein ihr verlassenes Bild zerreißt? Jst es aber wahr: daß eines geliebten Bild in der Einbildung/ im Geiste im Hertzen der Liebsten seinen Stand/ sein Leben/ ja sein Paradieß habe? so kan Erato nicht leugnen: daß sie durch den wilden Vorsatz eines gewaltsamen Todes das andere Wesen des Zeno/ das in die Gedancken von der Liebe gepregte Eben-Bild des Flavius mit sich auf einmal zu vertilgen trachtet. Die Liebe wird von denen/ welche aus einer falschen Großmüthigkeit sich umbringen/ viel ärger versehret/ als wenn eine/ welcher Liebhaber noch auf der Baare steht/ schon in ein ander Ehbette steiget. Denn diese andere Flamme hat mit dem Gedächtnüsse der ersten keine solche Unverträgligkeit: daß sie nicht ihre Bilder in Zimmern/ ihre Ringe in Händen behalten/ und noch etliche Funcken in der Asche ihrer ersten Liebe ihr Hertze anfeuren solten. Alleine die/ welche so/ wie Erato wil/ vergehen/ leschen das alte Feuer gar aus; vertilgen so gar die Asche und Brand-Stelle ihrer Liebe/ und tödten ihre Liebhaber durch ihr lebhafftes Gedächtnüs zum andern mal/ oder für der Zeit. Wie vielmehr aber würde Erato durch ihre Verzweifelung sündigen/ welche in zweyer so tapfferer Helden Bilder mit sich auf einmal vernichten wil; welche ihre Seele nicht nur mit eines Verstorbenen Gedächtnüsse sich vermählen/ sondern den ihr zu Gefallen und Dienste lebenden Flavius mit ihrer lebhaften Liebe glückseelig machen kan. Erato seufzete etliche mal/ und beantwortete Thußnelden mit stillen Thränen. Zeno aber/ welcher bey erfahrnem Nothstande der Erato/ aus einer neuen Aufwallung des Geblütes/ bald nach dem Flavius sich in ihr Zimmer eingefunden hatte/ trat herfür/ und fieng an: Wie/ Erato/ wil sie die Asche unser so reinen Liebe mit ihrem Blute/ und unsern guten Nahmen mit einer so schlimmen Nachrede beflecken? sintemal sich selbst erhalten wollen eine Regung der Natur/ ein Gebot der Vernunfft; sich selbst aber aufreiben ein Werck der Raserey/ und ein Kennzeichen eines bösen Gewissen ist. Dahero man auch in denen Fällen/ wenn die Götter unsern Untergang beschlossen haben/ man den Streich des Todes erwarten/ nicht aber selbst darein rennen soll. Das Verhängnüs aber zeiget ihr einen viel andern Weg/ als die schreckliche Straße des Todes; welches gleichsam durch Wunder-Wercke ihrer zwey zu ihrem Beyspiele beym Leben erhalten hat/ mit derer jedem sie sich zu sterben verbunden schätzte. Warum wil sie denn auch nun mit ihnen nicht leben? da ja das Gesetze mit einem Geliebten zu leben leichter und verbindlicher/ als das des Todes ist. Sie lasse sich den eitlen Wahn einer Hertzhafftigkeit nicht betrügen. Alle Ubermaß macht auch Tugenden zu Lastern. Ubrige Großmüthigkeit wird zur Raserey; und die unumpfälte Weißheit selbst/ kan in Thorheit umschlagen. Sie mache sich diesemnach nicht unglücklicher/ als sie der Himmel hat haben wollen. Es stehen ja in ihm ohne dis Unsterne genung/ unsere Ungedult darf ihrer mehr nicht darein setzen. Sie höre die weise Thußnelde; welche sie vor so gerne gehört hat/ nicht nur als eine treue Freundin; sondern als einen ihr zur Erhaltung vom Himmel gesendeten Schutz-Geist. Ja wenn sie sich für sich selbst/ auch für den Flavius nicht erhalten wil/ so erhalte sie sich doch für den Zeno; wordurch sie den eingebildeten Fehler ihrer abgebrochenen Liebe auf einmal ergäntzen kan.

kan. Erato sahe den Zeno so lange er redete mit unverwendetem Gesichte an; bey den letzten Worten aber warf sie die Augen mit einer mitleidens-würdigen Wehmuth auf den Flavius; gleich als wenn sie von ihm ihr End-Urthel ausbäte. Dieser einige Anblick zohe dem Flavius sein Hertz auf die Zunge empor; daß er sie in die Armen schlüssende sie anredete: Allertreueste Besitzerin meiner Seele! kanst du es wol übers Hertze bringen mit deiner auch meine mir erst vom Himmel wieder-geschenckte Seele zugleich mit aus der Welt zu reissen? Nein/liebste Erato! dieses bestehet nicht in deinen Kräfften. Denn weil ich deine Seele in das innerste meines Hertzens verschlossen habe; bist du derselben keines weges mehr mächtig. Ich habe sie vom Himmel dir und dem Fürsten Zeno zu meinem Eigenthume bekommen; also hast du kein Recht darüber was grausames zu gebieten. Fürwahr! deine eigene Augen verrathen dein Hertze: daß es mich mehr/ als sich selbst liebe. Was für ein höllischer Geist mühet sich ihr denn einzugeben: daß es den Tod/ welchen die gantze Welt hasset und fleucht/ mehr als mich lieben solle? Manche verblendet die Eitelkeit der Ehre: daß sie diesem Ungeheuer sich verloben; aber dein Tod würde deiner Ehre selbst Abbruch thun. Was für ein ander Schatz lieget denn in deinem Grabe verborgen? Weist du bey der Verstorbenen Geistern eine annehmlichere Seele/ als mich anzutreffen? Liebest du noch den Zeno? diesen Lebenden suchest du vergebens unter den Todten. Alleine dein Auge/ mein und dein Hertze saget mirs: daß ich dein liebstes Theil deiner selbst bin. Denn jedweder Sinn hat seine Sprache; und die Liebenden reden auch mit den Gedancken zusammen. Wil sie nun nicht die Unbarmhertzigkeit selbst seyn: so kan sie sich von mir und ihr nicht auf so grausame Weise trennen. Ach! Erato/ glaube mir nur: daß ein dir aus den Augen stehender Schmertz mir anliege/ für deine Erhaltung bekümmert zu seyn! Höre mich also! wo du mich und dich glückseelig wissen wilst! nicht aber deine Verzweifelung/ welche das ärgste Ubel der Welt ist! Höre deine Vernunfft und meine Liebe! so werden sie dir beyde aus einem Munde sagen: daß Erato sonder Versatz den Flavius zu ermorden sich zu tödten nicht gedencken könne! Habe ich dich aber mit was so beleidigt: daß es mit meinem Tode gebüsset seyn muß/ so versaltze dir nicht selbst deine Rache durch dein sterben. Ich selber wil dein Urthel an mir vollziehen/ ich wil deines zu erhalten mir gerne das Leben nehmen/ möchte ich nur bey Ausblasung meiner Seele die Freude haben: daß du über meinem Tode einmal seufzen/ und an mein Leben nach seinem Ende einmal gedencken müstest. Erato schöpffte hierüber Lufft/ und Flavius machte ihr ein Hertze zu antworten. Ist es Mitleiden oder eine neue Art der Grausamkeit einen zwingen: daß er leben muß? Ich wil/und muß ja leben; weil es die befehlen/ welchen der Himmel die Willkühr über meinen Tod und Leben verliehen hat. Alle Anwesende waren über diesen wenigen Worten unsäglich erfreuet; Flavius aber entzückt: daß er sich die Königin auf die Stirne zu küssen erkühnete. Erato röthete sich hierüber/ und fieng an: Unbarmhertziger Flavius! zwingst du mich deswegen zu leben: daß du nur Gelegenheit habest mich zu beleidigen? Flavius antwortete: wo ich sie hierdurch beleidiget habe/ ist es eine Rache/ welche die Liebe mir zum besten an die Hand gegeben hat. Mit was für einem Unrechte/ sagte sie/ habe ich denn einige Rache verdienet? Flavius begegnete ihr: Ach! unempfindliche Erato! glaubet sie denn nicht: daß eines ihrer grausamen Worte mir nicht durch Marck und Bein gegangen sey? Erato versetzte: Ich wil gerne unrecht seyn/ suche aber deine Vermässenheit zu rechtfertigen/ Flavius;

oder

oder berede mich es zum wenigsten durch einen scheinbaren Vorwand. Sintemal es mir erträglicher fällt/ für schuldig gehalten seyn/ als dich von einer warhafften Vertheidigung bloß stehen sehen. Uberrede mich es; daß ich dich beleidigt habe; wie ich mich habe bereden lassen/ daß du mich liebest/und daß ich leben soll. Thußnelde fieng an: Es wird dieser Streit wol ohne Mitler beyzulegen seyn. Denn eine liebende Seele kommt schwer daran das zu straffen/ was ihr lieb ist; und es fällt nicht schwer dieselben zu besänfftigen/ die uns lieben/ und geliebt zu werden verlangen. Zeno redete sein Wort auch darzu/ und unterließen beyde nichts der Königin Gemüthe zu besänfftigen. Ismene fand sich auch wieder ein; und ließ nicht nach, bis ihr Erato versprach von ihren Nägeln die verlangten Kleinigkeiten zu schicken. Welchem sie aber die Bedingung beysätzte: daß sie ihr das Geheimnüs dieser neuen Erfindung denen Kranckheiten abzuhelffen entdecken solte. Ismene sagte: die Liebe hätte ihr diese Mittel zu wege gebracht; welche die Mutter aller Erfindungen wäre/ und niemanden im Stiche liesse/ der zu ihr Zuflucht nähme. Weil aber auch die Liebe eine milde Hand und ein gütiges Hertz erforderte/machte sie von ihrem Geschencke so wenig Wercks; und ihr gutherziger Lehrmeister wäre so wenig neidisch; daß sie kein Bedencken hätte frey zu bekennen: sie wolte diese Nägel in eine Gans-Feder stecken/ und solche in einer Pappel-Weide/ zu welcher die Königin nicht leicht kommen könte/ verspinden; wie sie mit dem Blute/ dem Haare/ und den Nägeln des Flavius/ zu Vertilgung des Febers/ auch gethan hätte. Dieses hörete ein ungefehr ins Zimmer tretender Artzt; welcher an statt: daß sich die andern darüber verwunderten/allerhand Ursachen anführte: daß auf diese Heilungs-Art kein Krancker bauen könte/ weil er für sie keinen vernünfftigen Grund in der Natur zu finden wüste; sondern selbte vielmehr allen bewährten Schlüssen der Artzney-Kunst zu wider liesse. Ismenen verdroß dieses kühne Urthel/ antwortete ihm also: Es ist besser einen wider die Gründe euer Kunst gesund machen/ als nach euern Richtschnuren entweder dem Krancken nicht helffen/ oder ihn gar nach der Kunst tödten. Ich habe nichts/ als die uns allen bekante Erfahrung für meine Artzneyen; die Ursachen ihrer Würckungen aber weiß ich nicht auszuführen. Deñ ich bin nur ein Werckzeug des Artztes/ welchen ich Morgen euch Aertzten zu euer Prüfung vorzustellẽ kein Bedenckẽ tragẽ werde/ und er keine Scheu habẽ wird. Folgende Nacht-Ruhe diente dem Flavius und Zeno zu mercklicher Stärckung ihrer Schwachheiten/ der Erato aber zur Erleichterung ihres Gemüths/ in welchem die Liebe des Flavius/ wie eine Pflantze in geilem Erdreiche/ fast sichtbarlich fortwuchs. Ismene brachte auf den Morgen/dem Versprechẽ nach/ ihren Kräuter-Mañ in des Zeno Zimmer; welcher mit Fleiß alle Aertzte zu sich erfordert hatte/ und meldete von ihm: daß dieser redliche Alte der wäre/ welchem Zeno/ Flavius und Erato/ nicht aber ihr die Genesung zu dancken hätten. Einer der Römischen Aertzte/ Cornelius Celsus/ welcher der Lateinische Hippocrates genennet ward/ fragte den Alten/ wie er denn diese Kranckheiten geheilet hätte? welcher ihm einfältig erzehlte: daß er sie aus denen krancken Leibern in Bäume versetzet hätte; welche selbte wegen mangelnder Fühle besser/ als die zärtlichen Menschen erdulden können. Celsus fragte sorgfältig nach allen Umständen: ob dabey einige Beschwerungen/ oder andere zauberische Worte gebraucht würden? welches aber der Wurtzel-Mann verneinte/ und etwas empfindlich antwortete: Er wäre zu so schwartzen Künsten viel zu einfältig und ehrlich. Celsus versätzte: Ich finde aber/ guter Freund/ in der Natur keinen Grund/ welcher deine

Kunst

Kunst unterstützte. Denn/ da ja die gantze
Kranckheit nicht in denen unempfindlichen
Nägeln/ nicht in Haare/ nicht in einem Löffel
Bluts; sondern insgemein in dem gantzen
Wesen des Geblütes/ und der Feuchtigkeiten
stecket/wie ist möglich: daß mit diesen geringen
Dingen selbte von einem krancken Leibe geson-
dert werden können? Steckte sie aber darin-
nen; warumb höret sie nicht auch auf/ wenn
man Haare und Nägel nur abschneidet/ nicht
einspindet? der Wurtzel-Mann antwortete;
Ich bin niemals so vorwitzig gewest/ das Ge-
heimnüs der Natur zu ergründen; als welche
für mich und aller Menschen Verstand eine gar
zu grosse Künstlerin ist. Ich bilde mir aber
ein: daß/ weil freylich die Kranckheiten meist
den gantzen Leib einnehmen/ und das wenigste
Theil in denen abgesonderten Stücken stecket/
dennoch diese in dem Baume eben so wie die
Pfropf-Reiser auf andern Stämmen beseelet
werden müssen; also/ daß sie nach solcher Re-
gung dis/ was von der Kranckheit im Leibe zu-
rück blieben/ wie der Magnet alle die Nadeln/
die von ihm berühret worden/ oder Verwand-
schafft mit ihm haben/ nach sich ziehen. Celsus
begegnete ihm: Warum zeucht aber das grös-
sere Theil im Leibe nicht vielmehr das kleinere
aus dem Baume wieder an sich? Wie kan die-
ser Zug in eine solche Ferne und außer dem
Kreiße seiner Würckligkeit würcken/ da der
Magnet nur ein nahes Eisen an sich zeucht/
und nichts in der Welt in etwas entlegenes/
was nicht mit ihm eine gewisse Verbindung
hat/ würcken kan? die Sterne haben ja wol
fernere Regungen und Einflüße auf die Un-
ter-Welt; aber was ist dieser vom Leibe geson-
derte und seiner Seele beraubte Staub gegen
denen die Grösse der Erde hundert mal über-
treffenden Gestirnen zu rechen? das Blut ist
ja wol der Wagen/ das Behaltnüs des Lebens/
und hat etwas göttliches in sich; aber aus was
für Grunde lässet sich eine solche Wunder-
Krafft den Haaren/ Nägeln/ und dem Harne
zuschreiben/ welche fast nur Auswürfflinge un-
serer Leiber sind? der Wurtzel-Mann sagte:
Ich kan auf diese spitzige Einwürffe zwar nicht
antworten; gleichwol aber ist in der Natur
nichts seltzames: daß das kleinere und schwä-
chere das grössere und stärckere an sich zeucht.
Der in Katzen und Eichen verbergene Schwe-
fel macht; daß der Blitz auf sie gerne schlägt.
Der Feigen-Baum zähmet den wildesten Och-
sen/ der an ihn angebunden wird. Ein kleiner
Achat-Stein verknüpffet die Gemüther der
Ehleute. Etliche kleine Körner Goldes oder
Silbers regen in der stärckesten Hand die Win-
schel-Rutte. So macht auch die Ferne keine
Hindernüß: daß die Natur die ihr verwandte
Sachen nicht mit einander vereinbare. Das
in Geschirren verwahrte Bären-Schmaltz
jähret eben so wol im Winter/ wenn die in Hö-
len sich vergrabene Bären fett werden; als der
Wein in Fässern zu Sommers-Zeit/ wenn der
Weinstock/ und das Bier/ wenn die Gärste
blühet. Eine aus frembdem Fleische gemachte
und angeheilete Nase faulet mit dem/ aus wel-
chem sie geschnitten worden. Die denen Kin-
dern aus Empfindligkeit ihrer schwangern
Mütter eingedrückte Beern und Kirschmale
verändern nach unterschiedener Beschaffenheit
der wahren Gewächse ihre Farbe. Die umb
das verwundende Eisen gebundene Salbe er-
strecket seine Heilungs-Krafft in weit entfernte
Wunden. Denn die durch Regung der
Wärmbde aus den Leibern steigende kleine
Sternlein/ aus welchen alle Cörper zusammen
gesetzt sind/ lassen sich nirgends aufhalten; son-
dern bleiben in ihrer Bewegung so lange/ und
weichen denen anders gebildeten aus/ bis sie ih-
res gleichen antreffen/ und sich zusammen ver-
einbaren. Welches aus den Leibern aus-
schüssende Licht die Ursache ist: daß etliche

Dinge/wie das Eisen zum Magnet/die Spreu zum Agtsteine/ einen so kräfftigen Zug; andere aber wie der Diamant für dem Magnete eine rechte Abscheu haben. Diesemnach denn nicht folget: daß wenn gleich ein Leib den andern nicht berühret/ sie nicht in einander etwas würcken können/ und daß der Kreiß ihrer Würckligkeit unserm Augen-Maße unterworffen sey. Diese Warheit wird bewehrt durch den Basilisken/ welcher ohne Anrühren den Menschen durch seine aus den Augen unsichtbar schüßende Geisterlein tödtet. Der Wolff macht durch sein bloßes Anschaun den Menschen heiser. Der Tarantulen Gifft lebt in der gestochenen Wunde/ so lange er nicht stirbt. Die Gold-Ammer heilet durch Ansehen die Gelbesucht. Weil nun alle Leiber dergleichen ausschüßende Geisterlein haben/ wie alle Sterne ein Licht von sich geben; ist kein Wunder: daß nicht nur das Blut/ sondern auch Haare und Nägel derselben nicht mangeln/ und sie andere ihres gleichen nach sich ziehen; sonderlich/ wenn ihre Bewegung noch von außen her eine kräfftige Regung bekommt. Dergleichen fürnemlich die Liebe und das Verlangen desselben Menschen ist/ der diese Fortpflantzung verrichtet. Weßwegen auch die Waffen-Salbe von einer Hand fruchtbarer/ als von der andern angewehret wird. Zu geschweigen: daß alle gewaltsam zertrennte Dinge/ welche die Natur einmal vereinbart/ und aus einem Saamen entsprossen sind/ entweder durch Trieb derer in jedem Stücke bleibenden Lebens-Geister oder des die gantze Welt beseelenden Geistes einen so heftigen Zug behalten/ sich wieder zu vereinbaren/ als die zerstückten Nattern haben/ ihren abgehauenen Schwantz zu suchen/ und wieder an einander zu wachsen; oder als die Magnet-Nadel nach dem Angel-Sterne sich zu wenden geneigt ist. Celsus/ welcher so viel Witz in dieser Einfalt nicht gesucht hatte/ hörete diesem Wurtzel-Manne mit Verwunderung zu/ und redete ihn mit mehr Freundligkeit/ als anfangs an: Es ließe sich alles dis wol hören; aber es wären dis alles nur scheinbare Muthmaßungen/ nicht aber gründliche Ursachen/ worauf ein gewisser Schluß gebaut werden könte. Deñ gesetzt: daß es dergleichen Neigung und Zug in den menschlichen Gliedern gäbe/ sich nach der Trennung wieder zu vereinbaren/ so folget doch nicht: daß solcher Trieb der Leiber Schwach- und Kranckheiten aufhebe; die schon in dem noch unzertrennten Leibe ihr Wesen und Krafft hätten. Das vom Magnet angezogene Eisen heilet nicht die Gebrechen des Magnets/ noch der Magnet des Eisens. Da die Ausflüsse der Leiber auch keinen gewissen Leiter/ keine gerade Richtschnur hätten/ wie wäre es möglich: daß sie so ferne/ und in einer so kurtzen Zeit/ bey ihrer Blindheit einen so glücklichen Irrthum begehen/ und die gerade Strasse zu ihres gleichen finden können? Wie könten die wenigen Lebens-Geister in Nägeln und Haaren so grosse Kranckheiten bemeistern/ und mehr würcken als die in Leib genommenen kräfftigsten Artzneyen? Es wäre überdis noch gantz ungewiß: ob die Bäume oder Thiere/ darein die Einpflantzung geschehe/ gar mit einander einigen Heilungs-Balsam/ und Artzney-Krafft in sich hätten; welchen sie denen eingespindeten Nägeln/ und Haaren/ und folgends ihrem krancken Leibe mittheilen könten. Wenn aber auch durch einen solchen Zug und eine dardurch verursachte Jährung zuwege gebracht würde; daß das Wesen der Kranckheit zum theil aus dem Leibe käme/ würde doch solcher nimmermehr so starck seyn/ ihren gantzen Saamen/ welcher meist in der Leber/ dem Miltze/ dem Magen/ der Galle/ und andern unabsonderlichen Eingeweiden steckte/ auszurotten. Die Schweiß-Artzneyen nehmen viel böses mit weg/ deßwegen aber hörten die im Leibe zurück bleibenden bösen Feuchtigkeiten nicht auf darinnen zu jähren und zu toben. Das aus

aus der Ader gelassene und begrabene gute Geblüte verfaulte; das in den Adern wallende lidte deßwegen keinen Schaden. Der allgemeine Regungs-Geist/ und die grosse Seele der Welt bliebe also noch als eine der scheinbarsten Ursachen übrig/ welcher aber nichts anders wäre/ als der Einfluß des Gestirnes. Dieser regte die Geister aller Geschöpffe; er verknüpfte nicht allein dieselben mit ihm/ und dem Himmel; daß die Sonnenwende/ der Lothos-Stengel sich gegen der Sonnen wendete; der Mondenstein mit dem Monden sich verstünde; sondern er verknüpffte auch ein Ding mit einem andern/ und erhielte unter so viel tausend widrigen Dingen eine beständige Eintracht in der Natur. Aber aus diesem würde die Versetzung der Kranckheiten auch zu weit hergesucht; und könte er sich schwerlich bereden lassen: daß die Erfahrung allemal dieser Lehre an die Seite treten solte. Der Wurtzel-Mann begegnete ihm: diese Einwürffe wären für ihn zu hoch; zudem liesse sich jede Meinung leichter anfechten/ als vertheidigen. Seiner Artzney und Heilung halber/ hätte er alleine für sich die Erfahrung/ welche sonder Zweifel nicht nur der eine Fuß/ sondern gar die Mutter der Artzneykunst wäre/ welche die heilsamen Eigenschaften der Kräuter/ und die Weise zu heilen gelehrt hätte. Daß nicht alle Kranckheiten durch Einpflantzung versetzt werden könten/ wäre wahr; und wären nur eigentlich die saltzichten dazu geschickt. Jedoch gienge es mit diesen auch nicht allemahl an; weil darbey gar leicht ein Hand-Grief versehen werden könte; und hierbey freylich auf den Stand des Gestirnes/ sonderlich des Monden genau achtung gehabt werden müste. Gleichwol aber wäre der Einfluß des Himmels mit dem allgemeinen Regungs-Geiste der Welt nicht zu vermischen/ wiewol jener unter diesem begrieffen wäre. Denn dieser hätte nicht nur seine thätige Würckungs-Krafft in Sternen; sondern in allen Dingen der Welt/ auch in denen irrdischen. Wenn nun gleich ein Theil von einem jeden Dinge abgeschnitten würde/ behielte doch das abgeschnittene/ so wol als das grössere Theil/ diesen allgemeinen Geist in sich; welcher durch Ausflüsse sich das zertrennte doch wieder zu vereinbaren trachtete. Was nun einem oder dem andern Theile gutes oder böses begegnete/ würde durch solche Ausflüsse dem andern mitgetheilet. Hiervon käme es: daß wenn der Weinstock blühte/ der vorhin gewachsene Wein in Fässern prausete/ und zu jähren anfienge. Der absondere Geist der Sonne und des Gestirnes thäte dis nicht unmittelbar; Denn sonst müste dis auf einen gewissen und beständigen Tag des Jahres geschehen; so aber ereignete es sich nach Unterscheid der Länder/ hier vor- dort nach dem längsten Tage; und zwar nach dem der Weinstock blühet/ worauf der Wein gewachsen; wenn selbter schon tausend Meilen weit verführet worden. Die zur Zeit der Blüte aus den Weinstöcken insgemein in die Lufft steigenden Wein-Geister thun es auch nicht. Denn der hundert Ellen unter der Erde/ in einem Lande/ wo kein Wein wächst/ zwischen Eiß und Klippen versteckte Wein jähret so denn nicht weniger/ als der in seinem Vaterlande/ wo alle Hügel mit Reben bedeckt sind. Celsus zohe hierüber die Achseln ein/ und sagte: Mein lieber Freund/ ich sehe wol: wir werden dis Geheimnüs der Natur/ wie viel andere mit einander nicht ergründen. Das Buch der Natur ist zu groß und zu hoch/ unser Leben zu kurtz/ unsere Vernunfft zu alber/ es auszulernen. Wir müssen uns/ wie die Nacht-Eulen an dem wenigen Schimmer der Nächte vergnügen/ unsern Nachkommen auch etwas zu ergründen übrig lassen; und wo wir in die hellen Strahlen der göttlichen Weißheit nicht sehen können/ nur die Augen zudrücken/ und durch ihre Lieder gucken. Der deutsche Wurtzel-Mann legte deregestalt mit seiner Einfalt nicht geringe

Ehre

Ehre ein/ und er ward mit einer seinen Wunsch und Hoffnung übersteigenden Belohnung von dem Hofe erlassen.

Eben selbigen Tag kamen Tiberius und Germanicus aus dem Vogesischen Walde zurücke; dahin sie nebst denen führnemsten Römern den Hertzog Ingviomern/ Catumern/ Jubiln/ und andere deutsche Fürsten/ auf die Hirsch-Brunst geführet hatten/ weil sie durch des Flavius/ Zeno und Malovends Unpäßligkeit die Fortsetzung ihrer Freuden-Spiele zu verschieben veranlasset waren. Tiberius bezeugte so viel Freude als Verwunderung über der Verwundeten Genesung; und weil Thußnelde wieder nach Bingen zum Feldherrn zu kehren verlangte/ machte er Anstalt: daß folgenden Tag die dem Käyser zu Ehren angestellten Spiele vollends geendiget werden solten. Früh/ ehe noch die Sonne aufgegangen war/ kam Agrippine/ und forderte die Hertzogin Thußnelde/ Ismenen/ die Königin Erato/ und anderes deutsche Frauen-Zim̃er; Saturnin aber die Fürsten/ und den vornehmsten deutschen Adel ab. Sie fuhren abermals zu Schiffe dahin/ weil Tiberius abermals den Schauplatz nahe an dem Rheine/ wie die Griechen ihre Olympischen Spiele an den Fluß Alpheus verlegt hatte. Die Schiffe waren wie die der Argonauten gebildet; und die auf allerhand zierlichen Nachen umb sie schwärmenden Musen/ Sänger und Tichter hegten einen unaufhörlichen Kampff in Säiten-Spielen/ darein die vom Maro/ Horatz und Naso zu Ehren des Käysers gemachten Lieder gesungen wurden. Der neue Kampff-Platz/ war wie des Statilius Taurus zu Rom aus Steinen gebauter Schau-Platz angelegt. Dis in weniger Zeit aufgeführte Gebäue war zwar nur höltzern; jedoch umb ein gutes Theil geräumer/ als das des Taurus; und es ward durch unzehlbare Röhren mit Saffran-Geruch/ Narden-Oel/ und Jasmin-Wasser eingebalsamet. Alle Sitze hatten für sich gelb- und blau-seidene Vorhänge/ in denen untersten Gestülen aber/ wo die deutschen Fürsten und das Frauenzim̃er sassen/ waren sie von Purpur und Gold-Stück. Die Trompeten erfüllten die Lufft mit ihrem Schalle/ und machten den Anfang zum Schauspiele. Unter diesem kamen zweyhundert weißgekleidete Diener mit rothen Stäben in Schau-Platz/ welche in Siegs-Geprängen durch das sich zudrängende Volck Platz machten. Diesen folgten zwölf Stadt-Knechte mit aufgeschürtzten Kleidern/ mit so viel in Ruten gebundenen und mit Lorbern umbkräntzten Beilen. Hierauf kamen die Zunfftmeister/ die Bau- und Geträide-Vorsteher/ die drey Männer über die Hals-Gerichte/ über die Nachtruh/ über die Gesundheit/ über die Müntze. Die vier Männer über die Land-Strassen/ die zehn- und hundert Männer über die Gerichte; die Schatzmeister/ die Aufschauer über die Stadt-Gebäue/ über die Tyber/ über die Wasser-Läuffe/ über die Wächter/ und alle andere Römische Obrigkeiten/ alle in weissen gegürteten Röcken/ derer Saum mit Purpur eingefaßt war. Nach diesem traten hundert Römer herein; welche in ihren langen und weiten Röcken und auf der Brust angehefften Purpur-Zierath so viel Römische Raths-herren fürstellten. Diesen folgten funffzig mit Myrthen gekräntzte Trompeter/ welche in Trompeten/ und ertztene Krum-Hörner eben so als wie zum Streite/ aber gantz linde bliessen. Nach diesem fuhren sieben silberne von vier Pferden gezogene Wagen/ darauf allerhand köstliche Gemählde/ ertztene und helffenbeinerne Bilder/ güldene und silberne Geschirre/ Gefäße voller Perlen und Edelgesteine/ Purpur-Röcke/ goldgestückte Decken/ güldene mit köstlichen Kleinodten versätzte Kronen/ die Bilder der eroberten Länder/ eingenommener Städte/ und bezwungener Flüsse/ endlich alle nur ersinnliche Waffen der Völcker/ mit einem Worte/ aller Vorrath/ welcher in Siegs-Geprängen als Beute eingeführt zu werden pflegt. Ferner trugen

tausend in gehefteten Kriegs-Röcken aufziehende Römer in silbernen Geschirren/ güldene und silberne Müntzen/ köstbare Trinck-Geschirre aus Golde/ Edelgesteinen und Chrystall/ nach welchen funfzig Pfeiffer viel rauer aufbliessen. Hierauf wurden von zwey hundert Opffer-Knechten/ welche alle weisse Röcke mit Feilgen-blauen Säumen hatten/ und theils Hämmer/ Schlacht-Messer/ Beile/ Schüsseln/ Leuchter/ enghälsichte Krüge/ Töpffe/ Rauch-Fässer/ Teller/ Opffer-Tische/ und andere Opffer-Geschirre trugen/ theils hundert zum Opffer bestimmte Ochsen geführet/ derer Hörner vergüldet/ die Köpffe mit Cypressen gekräntzet/ die Rücken mit seidenen Gürten überlegt waren. Hernach erschienen die Priester in ihren weißseidenen in Purpur an allen Enden eingefaßten Röcken. Ihre Kräntze waren von Oel-Blättern/ und mit Golde zusammen gebunden. Nach diesen wurden vier mit Lorbeer-Kräntzen und Persischen Decken gezierte Elephanten von so viel nackten Mohren geleitet/ derer jeder einen Palm-Zweig in der Hand hatte. Diesen folgten noch vier andere mit Thürmen/ und drey übergüldete Wagen voller Kronen/ und Königs-Stäbe/ hinter welchen sechzig gefangene Könige und Fürsten/ derer Hände hinter die Rücken gebunden waren/ mit angenommenen Thränen giengen/ nebst einem grossen Gefolge gefangener Kriegs-Leute. Hierauf sahe man hundert in goldgestückten Kleidern/ viel von Gold und Edelgesteinen bereitete Kronen tragen/ dergleichen die eroberten Länder/ oder die benachbarten Bunds-genossen ihren Siegern zu schencken pflegten. Nach diesen giengen abermals vier und zwantzig mit Lorbern gekräntzte/ und rothgekleidete Stadt-Knechte/ mit bundten Stäben. Nach diesen in kurtzen aufgeschürtzten und gemahlten Röcken/ mit güldenen Kräntzen auf den Häuptern/ funfzig Sänger und Säiten Spieler/ und eben ihrer so viel mit Rauchfässern/ welche mit Weyrauch und Balsam die Lufft wolriechend machten. Eben so viel Säiten-Spieler/ Sänger und Räucherer folgten dem Sieges-Wagen/ für welchem einer in einem bundten mit Golde gebrämten Rocke/ mit einem Palmen-Krantze auf dem Haupte/ und einem Zweige in der Hand allerhand lächerliche Geberden machte/ die Gefangenen spettete/ und das Volck sie zu verhönen vermahnte. Der Siegs-Wagen war rund/ und auf zwey mit silbernen Schienen beschlagenen/ auch übergüldeten Rädern hoch erhoben. Das Gestelle war von Helffenbein/ der Korb von dichtem Golde/ mit Rubinen/ Saphieren/ Schmaragden versetzt. Diesen zohen vier Perlen-farbene Hengste/ derer Zeug von Golde/ und darein gesetzten Türkissen schimmerte/ die Huf-Eisen auch von Silber waren. In diesem stand Rom/ als eine Frau in ihren besten Jahren. Ihr Rock war zweyfach gefärbter Purpur/ in welchen auf Phrygische Art/ mit der Nadel um den Saum Palmen-Zweige/ sonst aber allerhand Geschichte gemahlet waren. Ihr Unter-Rock war blauer Sammet/ mit darein gewürckten güldenen Sternen. Sie hatte auf dem Haupte einen von Diamanten schimmernden Helm/ mit Oel-Zweigen umbflochten/ umb ihre Macht im Kriege/ und ihre Herrligkeit im Frieden/ oder die Kräffte ihres Leibes und Gemüthes anzudeuten. Auf der Stirne bildeten sieben grosse Rubinen das Sieben-Gestirne/ als Schutz-Sterne/ der sieben Berge in Rom ab. In der rechten Hand hielt sie einen Lorber-Zweig/ in der lincken einen helffenbeinernen Königs-Stab/ auf dessen Spitze ein Adler mit sich regenden Flügeln gebildet war. Hinter Rom stand das mit Gold- und Lorber-Zweigen gekräntzte und einen Palm-Zweig in der lincken Hand haltende Bild des Sieges/ welches der Göttin Rom eine güldene mit Perlen und Diamanten strahlende Krone übers Haupt hielt. Neben dem Wagen ritten in gestückten Purpur-Röcken zwey Römische Bürgermeister. Nach ihm folgten hundert mit Lorbern gekräntzte Schild-Träger. Und fünf hundert Römische Kriegs-Obersten zu Pferde mit einem güldnen Adler/

Adler/ und zwölff andern Kriegs-Zeichen/ einer Legion. Rom stellte sich in die Mitte des Schau-Platzes; ihr Gefolge aber sich auf die eine Seite desselben in schöner Ordnung nahe aneinander. Kurtz darauf hörte man ein annehmliches Gethöne von den allerlieblichsten Seiten-Spielen. Die Göttin des Geschreyes kam auf einem geflügelten Pferde vorher geritten/ und bließ in eine Posaune. Bald darauf sahe man den Apollo mit den neun Musen und dreyen Heldinnen in Schau-Platz kommen. Die ersten hatten theils Kräntze von Flügel-Federn/ theils von Epheu/ theils von Palmen/ diese von Rosen auf. Diesen folgten auf einem stählernen Wagen/ welcher einen Fels gleichsam abbildete/ die Tugend. Ihr Sitz war ein Palmbaum/ als seiner Nutzbar- und Tauerhafftigkeit halber das schönste Vorbild der Tugend. Den Wagen zohen ein Kamel und ein Ochse; dieses als ein Bild der Arbeit/ jenes der Mässigkeit. Sie war in Purpur und Gold gekleidet/ trug auf dem Haupt einen Krantz von Oel-Zweigen/ in der rechten Hand eine Lantze/ in der lincken einen Maß-Stab. Zu ihren Füssen lag ein stählerner Schild/ darinnen Hercules auf dem Scheide-Wege der Tugend und Wellust gebildet war. Hinter ihr stand die in Gold Stück gekleidete/ und mit einem Krantze von zwey Oel-Zweigen gekräntzte Ehre. Hierauf kamen dreissig Römische Feldherren in Gold-gestückten Krieges-Röcken geritten; über welchen sie einen purpernen offenen Mantel von Purpur über den Rücken und lincke Achsel abhencken/ auf der rechten Achsel aber mit einem köstlichen Kleinode zusammen gehefftet hatten. Jeder hatte zwey Waffenträger/ derer einer ihm einen Schild/ der andere etliche Lantzen nachtrug. Hierauf hörte man neue Seitenspiele/ und kam die Zeit unter der Gestalt des mit frischen Feigen gekräntzten schwartz-bärthichten Saturn/ auf einem Drachen in Schau-Platz geritten. In der rechten Hand führte er eine Sichel/ in der lincken eine Schale voll Müntzen/ weil er das erste Geld in Italien gepregt haben soll. Ihm folgten die im gestirnten Thier-Kreysse stehenden himmlischen Zeichen. Auf dem güldenen Widder ritt Helle/ und spielte auf einer Leyer/ darauf sie Orpheus spielen lehrete. Auf dem gestirnten Ochsen saß Jo/ und pfieff auf einer Flöte/ womit Mercur den sie bewachenden Arges eingeschläft. Auf zweyen Pferden erschienen die gestirnten Zwillinge Castor und Pollux/ bliessen in Trompeten; auf einer Kuh Thetys die Amme der Juno; auf ihrer Brust führte sie den Krebs/ der den Hercules bey Erlegung der Lernischen Schlange in einen Fuß gezwickt/ und von der Juno unter die Gestirne versetzt worden. Sie spielte auf einer mit Saiten überzogenen Muschel/ wie auf einer Laute. Auf dem Löwen/ welchen Juno in Feldern des Monden den Hercules aufzureiben erzogen/ und als dieser bey Nemea erlegt/ unter die Gestirne versetzt haben soll/ ritt die von der Mutter der Götter in einen Löwen verwandelte Atalanta/ und schlug auf einer Harffe. Dieser folgte auf einem gelben Pferde/ die Tochter der Morgen-Röthe/ die von der Erde unter die Sterne geflogene Jungfrau Astrea/ und sang einen Lob-Gesang des Verhängnüsses. Hierauf kam Orion auf einem zahmen Hirsche geritten/ mit dem gestirnten Scorpion/ von dem er auf Dianens Anstifftung getödtet war. Er bließ ein Jäger-Horn. Diesem folgte der vom Hercules wegen der Dejanira mit einem Pfeile durchschossene Centaur Nessus/ welchen Juno als einen Schützen in Himmel erhoben. Er striech eine Geige. Nach diesem kam der gestirnte Stein-Bock mit vergüldeten und mit Blumen umbflochtenen Hörnern; welchen Jupiter dem in Egypten darein verwandelten Pan zu Liebe unter die Sterne gesetzt. Auff ihm saß ein Wald-Gott/ bließ auf einer Hirten-Pfeiffe. Diesem folgte auf einem Adler

der Wasser-Mann/ oder Schencke Jupiters Ganymedes; welchen der in ihn verliebte Jupiter ebenfalls in Himmel erhoben. Dieser ließ sich mit einer Wasser-Pfeiffe hören. Das letzte war ein von zwey Wasser-Pferden gezogener Wagen/ auf welchem die in Egypten zu Fischen gewordene Venus und Cupido sassen. Ihr unterstes Theil endigte sich in einen Fisch/ und beyde schlugen auf zweyen mit Haaren bezogenen Muscheln. Die Wage war zu Verwunderung der Zuschauer nicht mit darbey; die weisesten aber urtheileten: sie würde deßwegen nicht mit aufgeführt/ weil die alten Sternseher nur eilff Zeichen gezeblet/ und die zwey Waag-Schalen für die zwey Schären des Scorpions gehalten hätten. Diesen folgte ein von vier geflügelten Pferden gezogener- und von eitel Gold und Edelgesteinen schimmernder Wagen; darauf saß das Glücke in einem Königlichen Kleide. Ihr Krantz war von eitel Perlen. Ihr Purpur-Rock starrte von Diamanten. In der rechten Hand hatte sie ein Steuer-Ruder; gleich als wenn sie alles allein in der Welt nach ihrem Gutdüncken richtete; in der lincken ein Horn des Uberflusses/ daraus sie ihre Schooß-Kinder überschüttete. Auf der Achsel trug sie eine Himmels-Kugel; zu seinen Füssen saß ein Liebes-Gott/ und sie trat auff Kronen / Scepter / Priester-Stäbe / Helme/ Waffen / Geld / Datteln/ Nüsse/ und hunderterley andere Dinge/ zur Andeutung: daß dieses alles/ auch die Liebe selbst ihren Fürsten unterworffen sey/ und die gantze Welt ihr zu Gebote stehe. Diesem Wagen folgten eben so/ wie der Tugend/ dreissig Römische Feldherren nach. Beyde stellten sich mit ihrem Gefolge im Schau-Platze einander gegen über; also daß Rom in die Mitte kam. Bald darauf ward ein neues Gethöne gehöret / und es kam auf einem von Drachen gezogenen güldenen Wagen das nackte und schwartze Africa in Schau-Platz. Umb den mitlern Leib war es alleine mit einer purpurnen Binde umbhüllet; welche aber nicht von dem rothen Speichel der Schnecken/ sondern von den Rosen-Blüthen wilder Granat-Aepfel gefärbet war. Es trug einen Krantz von Pfeilen / welche mit Oel und Granat-Aepfel-Zweigen durchflochten waren/ weil diese Bäume in ihm häuffig wachsen. Auf ieder Seite der Stirne gieng ein langes Ochsen-Horn für. Hinten am Wagen war ein Drache/ das Bild der Wachsamkeit/ als sein Wappen geetzet. In der rechten Hand hielt Africa einen Bogen; und ein Köcher hieng an der Seite. Uber den Wagen war ein fleckichtes Panther-Fell ausgebreitet / welchem sich das also gleichsam Fleck- oder Schuppen-weise bewohnte Africa gleichen soll. Dieser folgten auf einem güldenen mit vier Pferden bespannten Wagen das absondere Africa; worauf selbtes sein Haupt das glückselige Carthago mit einem Krantze von Edelgesteinenen Thürmen / und einem mit Golde durchwürckten Purpur-Rocke fürstellte. In der rechten Hand hatte sie einen helffenbeinernen Scepter/ in der lincken eine Garbe Weitzen/ welcher in Africa nicht nur ein- sondern zwey- und drey hundert-fältige Frucht bringen/ ja ins gemein aus einem Körnlein viertzig Eeren/ zuweilen gar drey hundert und funfzig Halmen wachsen sollen. Deßwegen es nicht unrecht das Eeren-Land / und eine Amme des menschlichen Geschlechts eine Speise-Kammer der Stadt Rom genennet wird. Hinten am Wagen war das Förder-Theil eines Pferdes/ als sein Wappen gebildet. Neben ihr fuhr auf einem marmelnen Wagen mit so viel Pferden das braune Numidien/ mit einem Weitzen-Krantze auf dem Haupte/ weil dessen faulender Sand mehr als andere fetten Aecker Weitzen trägt. In der rechten Hand hatte sie einen mit Datteln schweren Palmen-Zweig. Hinten am Wagen führte es zu seinem Kenn-Zeichen einen Palmbaum. Diesen folgte auf der rechten Hand das schwartz-gelbe

Mauritanien auf einem von Zitron-Holtze gemachten drey-spännigen Wagen / mit einem Krantze von Wein-Trauben umbs Haupt. Sintemal in diesem fruchtbaren Lande die Wein-Stöcke mehr / als zwey Klafftern dicke / die Trauben einer Ellen lang / und die Beeren so groß als Hüner-Eyer werden sollen. In der Hand führte Mauritanien einen Zweig voller güldener Aepfel / von denen die im Tingitanischen Mauritanien gelegenen Hesperischen Gärte erfüllet gewest. Am Hinter-Theil des Wagens hatte es zum Wappen einen Pegasus / als ein Merckmahl seiner flüchtigen Pferde. Auf der lincken Hand fuhr auf einem ledernen Wagen das wilde Getulien mit vier Pferden ohne Zaum; weil dieses Volck also zu reiten pflegt. Der Krantz war ein Kreiß von vielen die Spitze empor kehrenden Pfeilen. In der Hand hielt es einen Nab mit Saltze / welches nirgends weisser und schöner als in Getulien gefunden wird. Zu seinem Wappen hatte es hinten am Wagen einen Löwen mit Strahlen / als ein Bild der Sonne / welches Thier hier sein rechtes Vaterland hat. Nach diesem erschien das durstige / aber gesunde Libyen / auf einem von Palm-Zweigen geflochtenen Wagen. Es trug auf dem Haupt einen Krantz / von denen in ihm allzu gemeinen Schlangen. In der rechten Hand einen Püschel Gerste / welch Getreyde hier allein wächst. Zu seinem Wappen war ein Elephanten-Kopf mit einem langen Rüssel erkieset. Neben ihm fuhr auf einem ertztenen Wagen das Castanien-farbichte Cyrene. Auf dem Haupte hatte es einen Krantz von Wieder-Hörnern; vielleicht / weil in dessen Antheile Marmarica Jupiter unter der Gestalt des hörnrichten Ammon verehret wird. In der einen Hand führte es einen Zweig mit Zitronen; weil in diesem auch ein Hesperischer Garten gewesen seyn soll. In der andern einen Püschel des heilsamen Gewächses Sylphien. Hinten am Wagen führte es drey Elephanten-Zähne. Nach diesem fuhr das schwartze oder Ost- und das weisse oder West-Mohren-Land neben einander. Jenes hatte einen Krantz von Strauß-Federn / in der lincken Hand einen viel grössern Bogen / als die Persen brauchen / und an der Seite einen Köcher voll gantz kurtzer Pfeile. Neben selbtē standen helffenbeinerne Kisten voll Zimmet und Weyrauch / die zwischen denen Brunnen des Nil und am rothen Meere wachsen. Am Hintertheil seines Wagens war ein oben mit Kräutern bewachsener Drache gebildet. Das andere Mohren-Land fuhr auff einem gold- und silbernen Wagen / weil beydes in ihren Flüssen und Bergen in Erbsen- und Bohnen-Grösse gefunden wird; da doch sonst Africa für arm an Ertzte gehalten wird. In der Hand hatte es einen Zweig mit Granat-Aepfeln und Nüssen / welche zugleich Speise / Wein und Essig geben. Sein Wappen am Wagen war ein Crocodil. Zuletzt kamen Egypten und Thebais. Jenes saß auf einem von Papier oder Schilff geflochtenen Wagen / in Gestalt eines Krokodiles / woraus sie auch Schiffe zu machen pflegen. Auf dem Haupte hatte es einen Krantz voll Wasser-Blumen des Gewächses Lothos / die umb eine Schlange geflochten waren / welche die Egyptier in ihren Kronen als ein Bild ihrer unüberwindlichen Macht führten. In der Hand einen Püschel Weitzen / und Egyptischer Bohnen. Neben ihm lag ein grosser Schild / damit die Egyptier sich von oben biß auf die Spitze zu decken pflegen. Und zuförderst stand das Bild des Osiris / in Gestalt einer Schlange / welche auf dem Haupte eine den Lilgen ähnliche Lothos-Blume / neben sich einen Herolds-Stab / und ein von den Egyptischen Priestern zu gebrauchen gewöhnliches Seitenspiel hatte. Hinten am Wagen war ein Löwe / mit Strahlen / als der Egyptier Sonnen-Bild gemahlet. Thebais fuhr auf einem Himmel-blauen mit Sternen besäeten Wagen; weil Egypten sich ein vollkommenes Bild des Himmels zu seyn rühmte.

Auf dem Haupte hatte es einen Krantz von denenselben Pfirschken/ welche denen Mandeln und Datteln etwas gleichende Früchte tragen/ in Persien giftig/ in Egypten gesund/ und der Isis gewiedmet sind. In der rechten Hand führte es ein Gebund Egyptischer Feigen; in der lincken Hand einen Mäß-Stab/ weil allhier die Mäß-Kunst erfunden worden. Zu den Füssen stand ein porphyrener Krug mit Wasser/ dergleichen die Priester in die Tempel zu tragen pflegen. An selbtem war das Maaß des wachsenden und abnehmenden Nils gebildet. Am Vörder-Theil des Wagens stand das Bild der Isis/ in Gestalt eines gebrüsteten und aufgerichteten Drachens. Hinten am Wagen aber drey Schlangen/ iede mit drey Lothes Blumen bekräntzet; wordurch die dreyfache Gewalt der Schutz-Geister fürgestellt zu werden pflegt. Alle diese Africanische Länder waren mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet. Nach diesem Africanischen Aufzuge erschien das edle und reiche Asien auf einem von Edel-Gesteinen gleichsam blitzenden und von Kamelen gezogenen Wagen. Ihr Krantz war von Perlen; ihr Kleid von Phönicischem Gewand und auf Phrygische Art gestückt. Hinten am Wagen stand ein Löwe/ aus dessen Rachen der Blitz/ als ein Bild der Göttlichen Versehung und Herrschafft/ fuhr. Dieser folgte das schwartze Phrygien/ welches für Zeiten ein Haupt Asiens gewest. In sein blaues Kleid war des Paris Urthel über die drey Göttinnen mit Golde genehet. Auf dem Kopfe trug es eine gethürmte Krone/ wie die daselbst verehrte Mutter der Götter. Es trug in der einen Hand ein Geschirre mit güldenem Sande aus dem Flusse Pactolus; in der andern einen güldenen Apfel. Sein güldener von vier Cappadocischen Pferden gezogener Wagen hatte zum Wappen einen Wolff/ weil sich Apollo bey ihm darein verwandelt haben soll. Neben ihm fuhr der reiche und vom Mithridates zu einem grossen Reiche erhobene Pontus. Der Rock war Silber-Stück mit goldenen Lilgen. Sein Krantz war von dem Kraute/ welches Mithridates erfunden/ und nach seinem Nahmen genennet hat. In der Hand trug er einen Lorber- und Myrthen-Zweig/ welche ihm liebe Bäume Mithridates vergebens nach Panticapeum zu versetzen getrachtet hat. Sein silberner Wagen hatte zum Wappen zwey Püffels-Hörner/ als Kenn-Zeichen der Herrschafft. Nach ihm erschien in einem braunen mit Silber durchwürckten- und biß auf die Füsse gehenden Leib-Rocke Armenien. Der Krantz war aus Lorbern. In der einen Hand führte es einen Zweig mit Morellen; in der andern einen Bogen. An dem grünen mit Rosen beworffenen Wagen war ein gehörnter Löwe gebildet. Neben Armenien fuhr Meden in einem gelben mit Silber durchwürckten Rocke. Das Haupt war mit weisser Wolle umbgeben/ vielleicht weil Meden die berühmteste Schaf-Trifft in der Welt ist. In der einen Hand hatte sie einen Ast von Citronen/ welche in Meden am ersten und besten gewachsen sind. In der andern einen Nab voll Honigs/ der in Meden von Bäumen läufft. An dem weiß-zier-vergoldeten Wagen stand ein weisses Maul-Thier gebildet/ welche in diesem Lande häuffig gezeuget/ denen Persen gezinset/ und nach Rom verkaufft wurden. Hierauff kam Syrien gefahren. Sein Kleid war in Phönicischen Schnecken zweymal gefärbt- und gewässerter Damast. Sein Krantz war von Mandel-Zweigen. In der Hand hatte es eine Indische Balsam-Staude. An dem feuer-rothen Wagen führte es zum Kenn-Zeichen einen Fisch/ unter dessen Gestalt die Syrier der Göttin Atergatis opfern. Neben Syrien fuhr Arabien in einem klaren Gold-Stücke. Zum Krantze dienten ihr Blätter von Aloe/ in der einen Hand hatte es ein

Rauch-

Rauch-Faß voller Weyrauch; in der andern ein Gefässe voller Myrrhen und Würtze. An dem aus schwartzen Ziegen-Haaren geflochtenen- und von drey Arabischen Pferden gezogenen Wagen stand Arabiens Wappen/ nemlich ein Kamel. Hierauf folgte das glückselige Assyrien / in einem rosinfarbenen von Assyrischem Seiden-Gewebe gefertigten Rocke. Das Haupt zierte ein Palmen-Krantz; in der Hand hatte es ein Gebund Amomum. An dem aus Zypressen-Holtze gemachten Wagen war eine Taube / darein Semiramis soll verwandelt worden seyn. Neben ihm kam Persien in einem grünen Gold- und Silber-Stücke. Es war mit einem hörnrichten Wieder-Kopfe gekrönet. In der einen Hand hatte es das den Pfauen gleich gemahlte Kraut Semnion; welches die Persischen Könige wider alle Schwachheiten des Leibes und Gemüthes zu essen pflegten. Den güldenen mit Türckissen besetzten Wagen zierte ein weisses Pferd / wie man es der Sonnen opfert. Hierauf kam das Caucasische in Colchis / Iberien und Albanien bestehende Reich in einem von Haaren gewürckten dreyfärbichtem Rocke. Sein Krantz war von giftigen Kräutern/ in der Hand hielt es ein Wieder-Fell voll Gold-Staubes; welches die Colchier darmit aus ihren Flüssen fischen sollen. An dem von Drachen-Häuten gemachten Wagen war das Wappen ein güldener Wieder/ und darüber der Blitz/ an welchem Prometheus auf dem Caucasus seine Fackel angezündet haben soll. Diese neun Reiche fuhren drey und drey neben einander. Zuletzt aber kam das reiche Indien in einem seidenen- mit güldenen Drachen gestückten Kleide. Sein Krantz war wohl von hunderterley Edel-Gesteinen; in der Hand hatte es ein hohles Elephanten-Horn/ daraus unzehlbare Früchte/ Würtzen / Perlen/ Edelgesteine/ und andere Schätze hervor ragten. An dem von Perlen und Edel-Gesteinen schütternden Wagen war das Indische Thier Rhinoceros mit einem Nasenhorne gebildet. Nach diesem Asiatischen Aufzug kam das gantz geharnischte Europa/ auf einem glåntzenden stählernen Wagen mit vier Lusitanischen Pferden in Schau-Platz gefahren. Jedes dieser Länder hatte über diß an der Seiten Waffen nach einer Landes-Art. Auf dem Haupte trug es eine Bären-Haut und auf der Stirne zwey vergüldete Püffels-Hörner. In der Hand die Keule des Hercules. Ihm folgte das zu erst unter die Römische Bothmässigkeit gebrachte Italien/ auf einem mit vier gelben Pferden bespannten silbernen Wagen. Es trug ein Kleid von gelber Seide/ einen Krantz von Lorbern. In der Hand hatte es/ wie sein ältester König und Erfinder des Weines gebildet wird/ eine Wein-Reben-Butte; in der andern einen Schlüssel. An dem Wagen war das Wappen das zweyfache Gesichte des Janus auf der Schnautze eines Schiffes/ wie er dem aus Creta verjagten und in Italien anländenden Saturn zu Ehren auf seine erste Müntze prägen lassen. Neben ihm fuhr das reiche Hispanien auf einem güldenen Wagen; welchen vier schwartze Asturische Pferde zohen. Das Kleid war Purpur der Phönicier/ welche dieses Land grossen Theils bebauet. Der Krantz war aus Blüthe allerhand Ertztes/ mit dessen Menge und Güte Hispanien alle andere Länder übertreffen soll. In der Hand hatte es einen Oel-Zweig/ am Wagen drey Caninichen/ von denen es auch den Nahmen soll bekommen haben. Hierauf erschien Griechenland auf einem von Corinthischem Ertzte gegossenen Wagen. Es war wie die Venus in Meer-grün gekleidet / und mit Myrthen gekräntzet. In der Hand führte es einen Oel-Baum/ an dem Wagen zwey Kronen/ vielleicht die zwey Herrschafften der Stadt Athen und Sparta anzudeuten. An ihrer Seiten fuhr das streitbare Macedonien / auff einem von Eisen schwirrenden Sichel-Wagen. Sein Kleid war ein glåntzender Pantzer / sein

Krantz von Grase/ wie des Kriegs-Gottes. Am Wagen war des Hercules Löwen-Haut/ Keule und Bogen gebildet/ von dem die Macedonischen Könige ihren Ursprung herrechneten. Nach ihm kam auf einem stählernen Wagen das grausame Thracien. Dessen Kleid blutroth/ seine Achseln mit einer Luchs-Haut bedecket/ das Haupt/ wie des alldar verehrten Bacchus / mit einem von Epheu umbflochtenen Drachen-Kopfe gekrönet war. In der Hand hatte es einen mit Reben und Wein-Trauben umbflochtenen Spieß. Am Wagen war ein auf der Leyer spielender Löwe gebildet; vielleicht weil Cybele eine Schutz-Göttin der Thracier/ und bey ihnen die Leyer des Orpheus ein Heiligthum ist. Nechst ihm ließ sich auf einem von Kupfer geschmiedeten und mit gold- und silbernen Bildern gezierten Wagen das streitbare Pannonien schauen. Es hatte ein himmel-blaues Kleid/ und einen kurtzen Mantel von Purpur; umb das Haupt einen Krantz von Wein-Reben/ mit denen hier allein wachsenden Opalen geschmückt. In der rechten einen langen Spieß mit einem kurtzen Eisen und bundten Fahne. In der lincken ein ertztenes Horn des Uberflusses/ mit hunderterley Früchten erfüllet. Sein Wappen am Wagen war ein Ochse/ als das Bild der Fruchtbarkeit. Hierauf erschien auf einem roth- und schwartzen Wagen das weisse und wanckelmüthige Gallien in einem kermesinen Purpur-Rocke. Auf dem Haupte trug es einen Krantz von Narcissen/ wie die höllischen Götter; weil die Gallier vom Pluto sollen entsprossen seyn; und auff der Stirne zwey Widder-Hörner. In der Hand führte es eine mit Wein-Laube und Flachs umwundene Lantze/ am Wagen das Bild eines Wolffes. Neben ihm fuhr Britannien auf einem Wagen aus Zien/ von dessen Uberflusse es den Nahmen haben soll. Ein blauer Rock bedeckte es kaum die Helffte; was aber nackt/ war mit Weyd und Zinober gefärbet. Es trug einen Krantz von scheckichten Strauß-Federn. In der Hand ein Schaf. Am Wagen führte es ein Schiff mit einer Erd-Kugel; weil die Britannier den gantzen Erd-Kreiß umschifft haben sollen. Diesem folgte das rauhe und grimmige Scythien auf einem ledernen von drey Walachen gezogenen Wagen/ weil diß Volck die Pferde zum ersten ausgeschnitten haben soll. Sein Kleid war aus Zebeln und schwartzen Füchsen. Sein Haupt deckte ein weisser Bären-Kopf/ und darauf ein Krantz des Sieges von reiffen Pflaumen; weil Scythien noch niemals gar von einem ausländischen Feinde überwunden worden. In der Hand hatte es ein Horn voll Milch; am Wagen eine blancke Sebel/ bey welcher die Scythen schweren/ und sie wie einen Gott verehren. Zuletzt ließ sich auch Deutschland gantz absonderlich sehen. Es fuhr auf einem zierlich-vergoldeten Wagen/ und war nackt; ausser; daß es eine Bären- und Luchs-Haut umb sich hencken/ einen wilden Schweins-Kopf mit zweyen verragenden Zähnen auf dem Haupte hatte. In der rechten Hand trug es einen Oel-Zweig/ als ein Zeichen des mit den Römern geschlossenen Friedens. Die Schläfe waren mit einem Myrthen-Krantze/ als einem Zeichen der Freyheit/ umbwunden. Wordurch Tiberius den Deutschen heuchelte/ und die Aufführung Deutschlandes in diesem Aufzuge entschuldigte. Am Wagen war der deutsche Hercules gebildet. Alle diese fuhren langsam umb Rom mit Ehrerbietung herumb; und legte iedes Land diß/ was es in seiner rechten Hand führte/ ihm zu Füssen. Als es sich inzwischen in eine Anzahl linder Seitenspiele derogestalt mit heller Stimme hören ließ:

Ihr grossen Reiche dieser Welt/
Die ihr bißher durch Tugend und Gelücke
Viel Völcker habt ins Joch gestellt/
Nun aber echt/ als wie ein Krebs/ zurücke;
Nehmt an der Sonne wahr; kommt! schaut den Mohnden an/
Und lernet; daß man nicht stets steig- und wachsen kan.

Flucht meinem Glück und Göttern nicht;
Mißgönnt auch mir nicht so viel Sieges-Kräntze/
Weil sie der Himmel mir selbst flicht/
Und Thule setzt zu meines Reiches Gräntze.
Schämt sich kein Stern doch nicht mein Schmuck und Krantz zu seyn.
So flicht' auch in mein Haar/ mir Erd-Kreiß/ Lorbern ein.

Neigt euch für mir/ der Königin/
Für welcher sich selbst das Verhängnüs beuget.
Weil ich der Erde Göttin bin/
So werde mir auch würdig Ehr' erzeiget/
Da/ wo die Sonne sich früh in dem Ganges wäscht/
Und hundertmal so groß in Gadens Meer' auslescht.

Hat sich doch Welschland nicht geschämt
Mich als ein Kind schon anzubeten/
So Griech' als Mohr hat sich bequämt/
Mit mir in Bündnüsse zu treten.
Wem mag nun nicht stehn an mir Weyrauch aufzustreun/
Nun Jahre/ Stärck' und Witz in mir vollkommen seyn?

Rom rückt den Sieg niemanden auf/
Giebt den Besiegten beßer Recht und Satzung/
Hemt strenger Herrschafft ihren Lauff/
Und mindert ihrer Fürsten schwere Schatzung/
Nimt sie zu Bürgern an/ pflantzt ihnen Weißheit ein;
So ists nun Glück und Ruhm von Rom bezwungen seyn.

Viel hätte längst der Schwamm der Zeit
Verlescht; ihr Nahme würde seyn begraben
In Asche der Vergessenheit/
Die nur durch mich ein gut Gedächtnüs haben.
Wer seine Tugend wil bewehr'n/ führt mit mir Krieg.
So kämpfft der Deutsch' und Parth' umb Ehre/ nicht umb Sieg.

Denn seit/ daß Glück und Sieg sich hat
Zu Rom gesetzt/ ins Capitol gefunden/
Vernagelt' ich des ersten Rad/
Dem andern sind die Flügel abgebunden.
Daß jenes gar nicht wanckt/ der nicht verflügen kan/
So betet nun mit Rom Gelück' und Tugend an.

Verehrt doch Memphis und Athen
Der sieben Sterne regenhaffte Flammen/
Die an des Ochsen Stirne steh'n.
In Rom stehn so viel Sternen auch beysammen.
Jedweder Berg in ihm ist ein groß Stern der Welt/
Weil ja der Erd-Kreiß mich für seinen Himmel hält.

Die Tugend lächelte zu der Ehrerbietung so vieler Völcker/ und behielt allemal ein unverändert Gesichte/ welches alleine von dem verlangen Ehre einzulegen ein wenig auff den Wangen röthlich war. Als die Länder wieder in ihren ersten Stand kamen/ bewegte sie sich/ aber mässig.

Daß ihr das Haupt der Welt so tief verehret;
Daß ihr als Göttin sie rufft an/
Ihr Tempel baut/ durch sie die Sterne mehret.
Weil Titan nichts bestrahlt/ das man ihr gleichen mag/
Ja er ihr Weyrauch selbst zum Opffer bringt an Tag.

Alleine neben ihr bin ich
Als Mutter ihrer Größe/ zu bedienen.
Rom selbst verehrt/ als Göttin mich/
Dem ich als Schutzstern tausendmal erschienen.
Ich legte Rom in Grund/ und hab es ausgeführt;
So fragt nun Rom: ob mir nicht gleicher Dienst gebührt.

Als die Tugend schloß/ fieng Apollo mit den neun Musen und Gratien einen zierlichẽ Tantz auf Phrygische bey ihren Gastmahlen gewohnte Art an; darinnen sie den Streit zwischen dem Apollo und Marsyas durch Geberden sehr künstlich vorstellten. Clio stellte Minerven für/ wie selbte aus dem See bey Apamea die Schilff-Pfeiffe abschnidt und darauf spielte/ als sie aber sich in einem Brunnen spiegelnde ihrer aufgeblasenen Wangen gewahr ward/ selbte verächtlich wegwarff. Euterpe vertrat den Marsyas/ welcher diese Pfeiffe fand/ aufhob/ und vermöge der darinnen steckenden Krafft so lieblich spielte/ daß die der Nysier Stelle vertretende Gratien drüber erstauneten. Marsyas ward hierüber im Gemüthe mehr aufgeblasen/ als seine Wangen; und forderte den Apollo zum Streit aus/ mit dem Bedinge: daß der Sieger mit dem Uberwundenen nach Belieben gebahren möchte; die Nysier aber ihre Richter seyn solten. Apollo und Marsyas bliessen zusammen/ ein ieder in seine Pfeiffen/ und that dieser jenem es zuvor. Worüber Euterpe wunderwürdig des Marsyas Freude und Hochmuth fürstellte. Apollo aber lächelte nur/ und verlangte noch einen Versuch; und als Marsyas pfieff/ fieng er zu seinem Pfeiffen die Cyther so lieblich an zu schlagen/ daß gegen

dieser sein Spielen dem Geschrey der Heuschrecken gleichte. Marsyas erschrack/ und wendete ein: daß sie nur auf den Mund und die Pfeiffe/ nicht aber auf die künstliche Finger und die Cyther einander ausgefodert hätten. Aber Apollo versetzte: Jedermann möchte im Kampfe/ wormit er könte/ sein bestes thun. Die Nyseer aber sprachen für den Apollo wider den Marsyas das Urtheil aus; worüber er erblaßte und zitterte; gleichwohl aber sich unrecht beklagte. Alleine die Musen verlachten nicht nur den Marsyas/ sondern sie banden ihn auch mit Geberden an eine Fichte/ und wuste sich Euterpe so erbärmlich/ Apollo aber so grimmig zu stellen/ als wenn dem Marsyas wahrhaftig die Haut vom Leibe geschunden wäre. Hierdurch aber ward angedeutet: daß das Glücke eben so unrechtmässig der Tugend/ als Marsyas dem Apollo Kampf anzubieten sich unterstünde. Nach geendigtem Tantze warff das hochmüthige Glücke mit frechen Geberden seine Pferde herumb; drehte wie ein Bliz etliche mahl mit seinem Wagen ein Rad umb die Tugend/ und fieng mit einer durchdringenden Stimme in die Seiten-Spiele der himlischen Zeichen zu singen an:

Wer Rom zu ehren würdig schätzt/
Kan Ehr' und Dienst nicht weigern dem Gelücke.
Diß hat Rom auf den Fuß gesetzt/
Ja dieses ist des Glückes Meister-Stücke.
Für dem der Griechen Witz/ der Africaner List/
Europens Tapferkeit hat schimpflich eingebüßt.
Numantia trug schon das Joch/
Als Scipio der Tugend Haus ließ bauen.
Ich aber lag in Windeln noch/
Als schon in Rom mein Tempel war zu schauen;
Den Marz und Servius nie hat geweihet ein/
Nach denen ihrer mir wohl hundert ähnlich seyn.

Das Glücke hatte kaum seinen Gesang beschlossen; als die himlischen Zeichen in einem sehr zierlichen Berezyntischen Tantze das Gerichte des Paris über die drey nackten Göttinnen eben so artig fürstellten. Der Scorpion vertrat die zancksüchtige Eris/ wie sie den güldenen Apfel/ als einen Preiß der schönsten unter die Hochzeit-Gäste warff. Die Jungfrau muste den geschäfftigen Mercur/ der Schütze den bekümmerten Paris/ die Fische die hoffärtige Juno/ der Krebs die kluge Pallas/ der Wasser-Mann die beliebte Juno fürstellen; welche ungeachtet ihrer grossen Unähnligkeit es doch ohne einiges Wort so deutlich ausrichteten: daß die Zuschauer keines Auslegers bedorfften. Nach dem Schlusse dieses Tantzes fieng die Tugend wieder ihren Gesang an:

Die Mutter Roms ist Tapferkeit/
Der Ahnherr Mars/ des Romulus Gemüthe/
Voll feuriger Verwegenheit/
Des Numa Gottes-Furcht/ des Ancus Güte/
Des Tullus Krieges-Kunst/ und des Servius sein Fleiß/
Die Klugheit des Tarquin/ gab Rom so grossen Preiß.
Von dieser Kindheit nahm die Stadt
An Tugenden mehr zu/ als an den Jahren.
Die Helden/ die der Erd-Kreiß hat
Nur einzelhafft/ die zehlet Rom mit Schaaren.
Die Arbeit ist sein Spiel/ das Sterben seine Lust;
Ja Männer-Hertzen rühren der Römer Weiber Brust.

Durch diesen Tantz ward von denen himlischen Zeichen/ welchen das Verhängnüs eine Herrschaffts-Gewalt über die irrdischen Dinge/ und der Menschen Glücke anvertraut/ nichts anders angedeutet; als daß so wenig die unter der Pallas fürgebildete Tugend/ als die grosse Macht der Juno/ sondern insgemein die glückliche Venus den Sieg erhielte. Der Gesang war kaum aus; als Apollo mit den Musen und Gratien einen andern Tantz anhob/ darinnen der Kampf der Musen mit den Syrenen fürgebildet ward. Apollo übernam die Person der neidischen Juno/ welche die Syrenen zur Ausforderung der Musen verhetzte. Die drey Gratien musten wider ihren Willen in einem geilen Cordacischen Tantze/ die drey oben Jungfrauen/ unten Vögel verbildende Ungeheuer/ nemlich die drey Syrenen/ mit Geberden und hebischem Singen vertreten. Die neun Musen aber sich selbst/ welche denn sehr übertraffen/ und sehr lächerlich anzudeuten wusten/ wie sie denen überwundenen zur

Straffe

Straffe ihre Federn ausraufften und ihre Häupter damit flügelten. Wordurch eben dem Glücke/ als einer verführerischen Sirene/ der Sieg ab- und der Tugend/ welche durch Künste und Wissenschafften geschärffet wird/ mit denen Musen zugesprochen ward. Das Glücke aber stellte sich hierüber nur hönisch an/ und machte singende diesen Gegensatz:

Ich bin sein erstgebohrnes Kind;
So ist mein Bild im Capitol zu schauen.
Als Sylvien Mars lieb gewinnt/
Ließ sich die Sonn' auch mit dem Monden trauen.
Des Romulus Geburt traf auf Glückes Tag' ein/
Drumb must ein Wolff die Amm'/ ein Specht sein Pfleger seyn.

Das Glücke spielt' ihm in die Hand/
Durch Geyer 's Hafft/ durch Spiele Ehgenossen.
Der Nachbarn albrer Verstand
Ist's Röhr/ woraus des Numa Ruh geflossen/
War Servius nicht Knecht/ doch ward er's Haupt der Stadt/
Die's Glücke zum Compaß und Angelsterne hat.

Das Ende dieses Gesangs war der Anfang eines von den Griechen wegen seiner Heftigkeit so genennten Löwen-Tantzes/ welchen die himmlischen Zeichen hielten/ und darinnen mit Gebehrden den Krieg der Götter und Riesen fürstellten. Die Zeit war Typhon der grausamen Riesen-Führer. Die Jungfrau war Alcyon/ der Löw Ephialtes/ der Scorpion Clytius der Schütze Enceladus/ der Krebs Pallas/ der Wasser-Mann Porphyrion. Diese jagten in einem Tantze/ welchen die Griechen den Brand der Welt hiessen/ den Göttern eine solche Furcht ein: daß sie sich in Thiere verwandelten; und wurde der Widder den in ihn verwandelten Jupiter/ die Zwillinge den Raben/ und die Katze/ zu welchen Phöbus und Diana ward/ der Steinbock den Bacchus/ der Stier/ die Juno/ die Fische die Venus/ und den in den Vogel Ibis verkehrten Mercur in einem Tantze/ dem die Griechen von schöner Gestalt den Namen geben/ und fürnemlich in Nachaffung der Thiere bestebet/ so artlich abzumahlen/ als wenn sie selbst darstünden. Als hierüber die Riesen frolockten/ und schon über die bezwungenen Götter ein Siegs-Lied sangen/ that sich der Schütze mit Vorstellung des auf einem Esel reitenden Silenus herfür; welcher durch sein ungeheures Geschrey die Riesen schreckte/ und sie über Hals und Kopff in die Flucht jagte. Wordurch zu verstehen gegeben ward: daß ein geringer Zufall des Glückes offtmals mehr/ als eine fast göttliche Krafft ausrichtete. Die Tugend ließ sich hierdurch wenig irren; sondern vollführte derogestalt ihren Gesang:

Das Glück ist ja ein leichtes Rad/
Das eh sich/ als man die Hand umbdrehet;
Das am Verterb Gefallen hat;
Das Reiche stürtzt/ und Städt'/ als Spreu verwehet.
Das Gipfel unten dreh't/ und Stahl wie Glas zerschell't/
So hält es Rom ja nicht/ das man für ewig hält.

Das Glück ist selbst geborgtes Gut/
Die Tugend Eigenthum und Waare/
Der Zeit und Rost nicht Schaden thut;
Es tauert einen Tag/ ich lange Jahre.
Mein Thun ist Nutz und Ernst/ gemeines Heil mein Ziel/
Das Glück ein Wetter-Hahn/ sein Absehn Schertz und Spiel.

So bald die Tugend beschlossen; fieng Apollo mit den Musen und Gratien einen Tantz nach Erfindung der Epizephyrier an/ darinnen die den wäßrichten Monden zugeeignete Talia den Fluß Achelous bald in Gestalt eines Drachens/ bald eines Mannes mit einem Rind-Kopffe/ bald eines Ochsens; und seine Liebes-Werbung bey Dejaniren; Apollo aber seinen Neben-Buhler/ und folgends zwischen beyden ihren Kampff fürstellete; darinnen Hercules jenem verstellten Ochsen das rechte Horn abbrach/ und auf flehentliches Bitten des Uberwundenen ihm das Horn Amaltheens darfür gab. Welches dahin zielte: daß die mit dem Hercules vermählte Tugend der Stärcke des dem verschüssenden Wasser gleichenden Glückes überlegen wäre. Gleichwol rüstete sich dieses alsofort zu folgendem Gegensatze:

Dreht sich doch der Himmel umb/
Die Sonn' ist untern irrenden Gestirnen.
Der Monde laufft verkehrt und krumb;
Was wil man denn mit meinem Aendern zürnen.
Wer nur zu rechter Zeit mir reicht die rechte Hand/
Die Sitten nicht verkehrt/ den drückt kein Unbestand.

Mein Flügel-Fuß/ und Feder-Kleid
Kan Assur zwar/ und Persen bald verlassen.
Beym Griechen blieb ich wenig Zeit;
Weil keines mich verstand mit Art zu fassen.
Weil aber Rom so wohl mich aufnim̃t/ hält/ und pflegt/
Hab' ich für Kiel und Rad mir Acker beygelegt.

Des Glückes Gesang begleitete ein Mantineischer Tantz der himmlischen Zeichen/ in welchem der Löwe die hernach darein verwandelte geschwinde Atalanta/ acht Musen so viel ihrer Buhler fürstellten/ welche alle/ als Uberwundene/ von ihr mit einem Korbe abgefertigt wurden. Apollo aber vertrat den Hippomanes/ und drückte mit Gebehrden meisterlich aus/ wie er Atalanten drey von der Venus ihm geschenckte güldene Aepffel in Weg warff/ und sie zu derselben Aufhebung verleitete; bey welchem Verthel er/ ihr im Wettelauf zuvor/ sie aber/ als der bestimmte Siegs-Preiß/ in sein Besitzthum kam; zur Erinnerung: daß Tugend und Geschickligkeit sich von dem ihnen in die Augen leuchtenden Glücke mehrmals blånden/ und über den Stock werffen lassen. Die Tugend begegnete allem diesem durch wiederholeten Gesang:

Gar recht! die Tugend und Bestand/
Muß kein Quecksilber unbeweglich machen.
Wenn's Glücke/ Schwefel/ Hagel/ Brand/
Gleich auf uns schneyt; muß unsre Hoffnung lachen.
Sie und's Verhängnüs schämt sich den zu tasten an/
Der ihm das blaue nur in Augen sehen kan.

Wie vielmal hat des Glückes Neid/
Nicht Rom bestürmt durch bürgerliche Kriege;
Durchs Brennus Grimm und Tapfferkeit;
Durch Hannibals/ der Deutsch- und Persen Siege?
Durch Tugend aber wächst Rom/ wenn's Glücke kracht/
Das nur von hinten zu sich an den Käyser macht.

Diesen Satz zu bestärcken hielt Apollo mit den Musen einen vom Pyrrhus erfundenen Waffen-Tantz. In diesem ward von der dem Kriegs-Gotte zugethanen Clio der Betryeische arglistige König Anyeus/ welchem es tausend mal gelückt hatte die anlendenden Frembdlinge seiner Grausamkeit aufzuopffern fürgestellt; wie er die Argonauten zum Streit ausforderte/ und selbte in einen Hinterhalt locken wolte; von dem den Pollux vertretenden Apollo aber im Kampff hertzhafft und vorsichtig erlegt/ und das Gifft seiner eingesalbten Waffen zernichtet ward/ umb hierdurch zu erhärten: daß das Glücke wie ein lange zum Wasser gehender Krug endlich zerbreche/ und die arglistige Boßheit der Tugend nicht gewachsen sey. Das Glücke vergaß nicht ihren ausgestellten Mangel deregestalt zu vertheidigen:

Bey Munda lehr't ich redlich ihr:
Ob Tugend nicht für mir erblassen müsse.
Wenn Brutus muß den kürtzern ziehn;
Pompejus fällt für eines Sclaven Füsse;
Wenn Marius verspielt/ ist Cassius nicht blind:
Daß mit der Tugend es nur bloße Worte sind.

Was hilfft die Tugend den Sertor/
Wenn er sein Glück' in Glückes-Inseln suchet.
Er heißt sie ein zerbrechlich Rohr;
Und Mithridat hat zehnmal sie verfluchet.
Sie sieht meist elend aus. Wem aber ich steh' bey/
Bekommt den Ruhm: daß er so klug als tapffer sey.

Die himmlischen Zeichen bestätigten diese Meinung in einem Kranch-Tantze/ welchen Theseus bey dem Delischen Altare eingeführet/ und damit seinen Ausgang aus dem Cretischen Labyrinth abgebildet haben soll. In diesem Tantze nahm der Wassermann die Person der Thetis über sich; welche ihren Sohn Achilles durch den die Stelle des Chiron vertretenden Schützen in der Weißheit/ und in Säitenspielen unterrichten ließ; und selbten/ daß er nicht verwundet werden könte/ in das Stygische Wasser eintauchte. Weil aber Apollo wahrsagte: daß er für Troja bleiben würde/ versteckte ihn seine Mutter unter die Töchter des Königes Lycomedes; welche von den Gratien vertre-

vertreten wurden. Aber der den Ulysses fürbildende Widder zohe nur den herfür/ ohne dessen Tapfferkeit Troja nicht einzunehmen war. Er erlegte zwar allda die Mauer der Phrygier/ den Hector; aber der wollüstige Paris hatte das Glücke den unüberwindlichen Achilles an dem Fusse zu beleidigen/ worbey ihn bey seiner Eintauchung Thetis gehalten hatte/ und also seine Polyxenen angezündete Hochzeit-Fackeln in Begräbnüs-Lichter zu verwandeln; zu einem Zeugnüsse: daß die Tugend denen Verhängnüs-Schlüssen sich zu entreissen allzu ohnmächtig sey; und das Glücke auch der Wollust die Hand führe der Tapfferkeit Abbruch zu thun. Die Tugend war alsofort fertig zu folgendem Gegensatze:

Wahr ists: das Glücke ficht stets an
Die Tugend/ und betreugt mit ihren Künsten.
Weil es so tückisch heucheln kan/
Ist es beliebt. Es bländet uns mit Dünsten.
Lacht/ wenn es leere Schal'n uns in den Händen läßt/
Uns von dem Gipffel stürzt/ uns Ehr und Licht ausbläst.

Die Tugend aber ist der Grund;
Und Klugheit die Befestigung der Reiche.
Das Glücke macht sie zwar wol wund;
Doch sie versetzt dem Glücke beßre Streiche.
Weil nichts unwegbar ihr/ nichts unbezwinglich scheint/
So ist ihr auch das Glück ein überwindlich Feind.

Apollo mit seinen Gefährten folgte der Tugend alsofort mit einem Mauritanischen Tanze; und stellte Polyhymnia mit ihren artlichen Gebehrden den Libyschen Riesen Antäus für/ welcher so viel Menschen zerfleischte: daß er seinem Vater einen Tempel von Menschen-Schädeln gelobte. Apollo aber bildete den Hercules ab/ wie er mit diesem von seiner Mutter der Erde allezeit neue Krafft bekommenden Ungeheuer in Kampff gerieth/ und bey abgemercktem Vortheil ihn schwebend in der Lufft hielt und tödtete. Wordurch zu verstehen gegeben ward: daß wie ein starcker Riese das Glücke gleich ist; Klugheit und Tapfferkeit ihr doch überlegen sey. Das Glücke ließ sich aber nicht abschrecken der Tugend folgenden Einhalt zu thun:

Sie ist mein Feind/ doch mir zu schwach;
Mein Arm hat auch mehr Nachdruck und Geschicke.
Ihr folget Haß/ mir Mißgunst nach;
Doch jeder wil vermählt seyn dem Gelücke.
Die Freundschafft sehnet sich nach mir/ nach Tugend nicht/
Und hängt/ wenn ich verschwind'/ an Nagel Treu' und Pflicht.

Wer redet mit dem Glücke nicht
Mehr/ als mit Fürsten/ in geheimsten Dingen?
Ich blände der Scharffsicht'gen Licht/
Wenn Klugheit mir wil einen Streich anbringen.
Ich bin ein Gott der Zeit/ die Tugenden so feind:
Daß sie halsbrüchig schätzt/ wenn jemand sie beweint.

Kaum hatte das Glücke seinem Singen ein Ende gemacht/ als die himmlischen Zeichen einen Bacchischen Tantz anfiengen. Euterpe unter der Fürstellung des Pan foderte den Schützen/ als Vertreter des Apollo/ im Pfeiffen in Streit aus/ und machten einen Satz gegen dem andern. Der zum Richter erkiesete Phrygische Berg/ Tmolus/ den der Stier vertrat/ meinte zwar für den Apollo zu sprechen; weil aber der Könige Regungen schwerer als Berge sind/ erlangte durch des Phrygischen Königes Midas Ausspruch der grobe Hirten-Gott für dem Fürsten der Gestirne und Säitenspiele den Sieges-Preiß. Der Schau-Platz aber eine Lehre: daß ein gerechtes Urtheil offt eine zufällige Sache wäre; und die Geschickligkeit offt verschmäht/ der Grobheit ein gülden Halsband umbgemacht würde. Die Tugend versetzte auf dem Fusse mit einer sittsamen Stimme:

Das Glück ist nur der Klugheit Magd;
Weil jeder ihm selbst sein Gelücke schmiedet.
Ob Haß gleich an der Tugend nagt/
Und Boßheit sich an ihr vielmal ermüdet;
So beten beyde sie doch ein Gewissen an/
Und grämen sich: daß sie kein Feind vertilgen kan.

Sie ist ein unversehrlich Gut/
Der Dinge Kern; Glück aber spiel't mit Schalen.
Sie schmincket ihr verspritztes Blut/
Aus dem sie ihr kan Ehren-Fahnen mahlen.

Wenn

Wenn sie ein Unstern preß't/ das Glück ihr sich vergällt/
Vertheilet sich ihr Ruhm/wie Balsam in die Welt.

Apollo mit den Musen und Gratien führte in einem Thracischen Tantze durch verblühmte Ausführung den Kampff wider den zu Odrysa hochangesehenen Thampris auf. Euphrosyne übernam seine Verrichtung: und strich mit stummen Gebehrden den Götter-Sieg wider die Titanen so annehmlich/ als er für Alters mit seinen Getichten heraus. Die Musen selbst gaben ihm Gehöre und Beyfall; welches ihn zur Kühnheit verleitete/ sie zu verachten/und auf geschehene Ausforderung zu bediengen: daß die überwundenen Musen seiner Geilheit zu Willen leben/ oder er ihrer willkührlichen Straffe unterworffen seyn solte: die Vermessenheit aber erlag für der Tugend. Apollo erklärte die Musen für Uberwinder/ sie selbst aber beraubten ihn des Gesichtes/ und seiner Singe-Kunst. Zur Anmerckung: daß das Glücke zwar insgemein der Verwegenen Führer/ aber ihnen auch ein Bein unterzuschlagen gewohnt sey. Das Glücke hielt es für Schande diese Verkleinerung zu verschmertzen; sang also nicht ohne Entrüstung:

Wes dient des Ruhmes Eitelkeit/
Wenn man sie kaum mag über Achsel sehen?
Kein Hof den Eintritt ihr verrieg't/
Wenn Fürsten ihr meist nur den Rücken drehen.
Das Glück ist aber stets hoch angesehn und werth/
Weil sie offt Thon in Gold/ und Spreu in Purpur kehrt.

Egyptens Isis hat so viel
Nicht Brüst'/ als ich/ nicht so viel Milch darinnen.
Es fleußt nicht so viel Saltz im Nil/
Als Schätz und Lust aus meinem Horne rinnen.
Wer mir entgegen geht/ mir ausweicht/ wenn er kan/
Den lach' ich unverrückt/ wie Rom und Cäsarn an.

Der Gesang war auch so bald nicht geschlossen/ als die himmlischen Zeichen in einem Trözenischen Tantze so eigentlich ausdrückten/ wie der Athenienser Feldherr Cimon schlaffen lag; das Glücke aber neben ihm stehende mit einem Netze viel Städte ihm fischete; gleich als wenn das Glücke einem im Traume mehr als die Tugend den Wachsamen und Arbeitsamsten zuzuwerffen vermöchte. Die Tugend begegnete dem Glücke alsobald wieder mit folgendem Gegensatze:

Weil du mir must gehorsam seyn/
Pflege dich/ Gehorsame/ Rom zu verehren;
Weil Cäsars Tugend dich sperret ein/
Und du dich nicht ihn wagest zu versehren/
Läßt Rom dein Heiligthum in seine Gärte bau'n/
Indem sich aber auch der Tugend Bild läßt schau'n.

Denn sie war Cäsars Mast und Schild/
Als Glück und Meer ihn dräute zu verschlingen.
Wenn sie gleich/'s Unglücks Dunst umbhüllt/
So weiß sie wie die Sonn' ihn zu durchdringen.
Sie ist verfolgter Port/ sie hat offt Rom beschirmt/
Wenn's Glückes Tempel gleich vom Donner ward bestürmt.

Apollo mit seinen Gefährten hegten hierauf einen grimmigen/aber doch künstlichen Tantz/dergleichen die Griechen dem kriegrischen Hercules zu hegen pflegten. In diesem stellten sie für den Krieg der Götter wider den Hercules. Euphrosyne bildete die erzürnte Juno ab/ daß Jupiter ihr im Schlaffe den Hercules an die Brüste gelegt/ und durch ihre Milch die Unsterbligkeit an sich saugen lassen. Apollo aber den Hercules; wie selbter die von der Juno über ihn geschickte zwey Schlangen in Stücke riß; wie er den von ihr aus dem Monden herabgelassenen Löwen im Nemeischen Walde erlegte/ und seine undurchdrängliche Haut zum Schilde brauchte; und wie er die ihn selbst angreiffende Juno mit einem Pfeile in die rechte Brust verwundete. Urania stellte die Sonne für; wie sie den Hercules auf der Reise zu denen Tartessischen Ochsen hefftig stach/ und als er sich erkühnete/ einen Pfeil in sie zu schiessen/ dieser Kräffte und Hertzhafftigkeit wegen/ ihn mit einer güldenen Schale beschenckte. Terpsichore vermal den Oceanus/ wie er den auf solcher Schale schiffenden Hercules mit einem gewaltigen Sturme anfiel; welchem er aber durch Spannung seines Bogens ein Schrecken einjagte/

und das Meer zu besänfftigen zwang. Melpomene verrat den auf den Hercules verbitterten Pluto; weil er ihm den Cerberus aus der Hölle mitnam; den er aber ebenfals mit einem Pfeile durchschoß/ durch welches alles behauptet ward: daß die Tugend dem Himmel/ den Sternen/ der Lufft/ der Erde/ dem Meere gewachsen/ und die göttlichen Verhängnisse zu überstehen mächtig wäre. Das Glücke wolte der Tugend noch das wenigste nachgeben; erhob daher seine Stimme:

Rom hieß die starcke Göttin mich/
Die Männliche/ die Tilgerin des bösen.
Verkehrt mein Antlitz manchmal sich/
Wust ich doch Rom bey zeite zu erlösen.
Das Glücke/ welches kommt zurück/ ist noch so lieb/
Verschmähter Liebe Zwist hat einen stärckern Trieb.

Wer will der Tugend müssen bey:
Daß Perseus weg durch einen Streich zu Grunde?
Wer zweifelt: daß es Glücke sey/
Daß Antioch verfiel in einer Stunde?
Die Tugend schafft ein Gut/ das Glück ein groß Geschrey;
Rom selbst bekennts: daß ich sein bester Werckzeug sey.

Die Zeit mit denen gestirnten Thieren fieng einen Jonischen Tantz an/ wie selbter in Sicilien Dianen zu Ehren geheget ward. Dariñen stellte der Schütze den in dem Eys-kalten Flusse Evenus für Liebe glüenden Centauren Nessus; die Jungfrau die wegen angemaaßten Noth-Zwanges für Angst bebende Deianira; der Löw aber den von Eyversucht und Rache schäumenden Hercules für; wie er ihm einen vom Blute der Hydra vergifteten Pfeil durchs Hertze scheust/ wie der sterbende Centaur Deianiren mit seinem blutigen Kleide beschenckt/ und sie beredet: daß es ihren Ehmann von frembder Liebe abzuziehen Krafft haben würde. Die Zwillinge vertraten Jolen und noch eine andere Bulschafft des Hercules; der Krebs den Licha/ welcher von der eyversüchtigen Deianira dem opffernden Hercules des Centauren Kleid überbrachte/ von dem er rasend ward/ den Licha ins Meer warf; sich aber in die Opffer-Glut stürtzte. Worauf sich Deianira mit ihres Mannes Keule tödtete; aus ihrem Blut aber eine See-Blume und das Kraut Heraclea wuchs. Wordurch erhärtet werden wolte: daß die auch hundert-fach bewehrte Tugend doch endlich ein Schlacht-Opffer des Glückes würde. Die Tugend thät durch ihren Gesang denen Vertheidigern des Glückes diesen ferneren Einhalt:

Wenn's Glück in Ohnmacht sincken wil/
So stützt es sich auf des Alcidens Keule.
Wenn sich verkehrt sein Würffel-Spiel/
So lehnt es sich an meiner Klugheit Seule.
In Unglück schärfft den Witz/ und Noth die Tapfferkeit/
Da's Glücke Hochmuth schafft/ Verterb und Sicherheit.

Sehr selten paart sich Glück und Fleiß;
Ein Glücks-Kind und ein redliches Gemüthe.
Die Drangsal ist mein Sieges-Kreiß.
Ist Cato gleich von niedrigem Geblüte;
Hat Dienst-Magd und Gespenst den Servius gezeugt/
So hat doch jeder selbst sein Glück ihm zugeneigt.

Apollo mit seinen Gefährten pflichtete der Tugend in einem Laconischen Waffen-Tantze bey; darinnen sie den nach dem Achilles und Ajax tapffersten Griechen Diomedes einführten/ wie er mit dem Hector und Eneas so hertzhafft kämpffte/ den Thracischen König Rhesus seiner weissen Pferde entsätzte/ den Trojanern ihr Schutz-Bild nahm; ja den für das Glücke Phrygiens alle euserste Kräffte anwendenden Kriegs-Gott in die Achsel; die den Eneas bedeckende Venus aber in die rechte Hand verwundete; zu einem Beweise: daß Götter und Verhängnüs durch die Beständigkeit der Tugend doch überwältiget würden. Das Glücke fieng hierüber laut an zu lachen; und fieng an zu singen:

Die Ordnung wird von dir verkehrt/
Wenn's Glücke lacht/ so macht es kluge Leute/
Beherzt und kühn/ wenn es beschwert/
Und hilfft offt eh' aus Noth/ als viel Gescheute.
Ein Narr/ der aber nicht sein Glücke brauchen kan/
Hängt durch den Untergang mir keinen Schandfleck an.

Dis halff dem Marius aus Noth/
Als es den Sylla gleich trug auf den Händen.
Des Marius bestimmten Tod/
Muß zweyer Scorpionen Kampff abwenden.
Gewaan je Syllen Witz und Tugend etwas ab/
Der dem Gelücke sich leibeigen übergab?

Die Zeit und die himmlischen Zeichen fiengen nach diesem Gesange einen Paucken- und Zimbeln-Tantz an; darinnen wahrsagte der Wieder dem Könige Oenomaus/ den der Stier vertrat/ daß er von seinem Eidame getödtet werden würde. Diesemnach alle/ welche seine schöne Tochter Hippodamia begehrten/ mit ihm oder ihr ein Wagen-Rennen halten; die Besiegten aber über die Klinge springen musten. Die Jungfrau bildete Hippodamien und ihre Freude über die besiegten Buhler und ihre Grausamkeit bey ihrer und ihrer Pferde Abschlachtung; der Wassermann aber den schlauen Pelops für; welcher des Oenomaus Kutscher Myrtilus bestach; daß er für seines Herrn Räder nur wächsene Nägel schlug/ also mitten im Rennen ein Rad her/ das ander hinflog. Und Pelops mit der auf seinem Wagen sitzenden Hippodamia die Corinthische Meer-Enge/ als das gesetzte Ziel nicht nur erreichte/ sondern der sterbende Oenomaus bat ihn auch: daß er die Untreu am Myrtilus straffen solte; welchem aber Pelops anfangs versprochen hatte ihm die erste Nacht den Genüß Hippodamiens zu enträumen. Wie nun bey seiner Rückreise der durstige Pelops auf der Seiten einen Brunn suchte/ erkühnte sich Myrtilus Hippodamien gewaltsam zuzusetzen; weßwegen er auf ihre Beschwer vom Oenomaus ins Meer gestürtzet ward. Dieses alles gaben sie den Zuschauern/ und zwar zu der Lehre zu verstehen: daß ein einiger Zufall einem/ der schon dreyzehn und mehrmal gesieget/ die Lorbern vom Haupte/ und die hertzhafftesten Uberwinder von Siegs-Wagen in die Grube stürtzen könte. Die Tugend begegnete dem Glücke aber bald wieder:

Offt würde's Glück zu Grunde gehn/
Wenn sichs mit List und Lastern nicht vermählte.
Wie würde Marcius bestehn/
Wenn ihm Betrug/ nicht Witz dem Perseus fehlte.
Es ist so schädlich nicht/ wenn es die Zähne bleckt/
Als wenn sein lächelnd Mund so Gifft als Haß versteckt.

Die Tugend aber macht beglückt
Wenn sie gleich nackt und ungeschmincket stehet.
Sie darff nicht/ was ein Zufall schickt/
Und wieder raubt/ wenn's durch einander gehet.
Sie braucht der Laster nicht; nicht Glückes/ wie das Rad
Der Sonne frembdes Licht nur tilgt/ nicht nöthig hat.

Apollo bildete zugleich mit seiner Laute den Orpheus; die drey Gratien die singenden Syrenen; die Musen aber die Minyen/ in einem Schiffer-Tantze ab; darinnen die sich vom Orpheus überstimmt sehenden Syrenen aus Erbitterung anfangs verstummten/ hernach ihre Säitenspiele ins Meer warffen/ und sich ins Meer stürtzten; also die Minyen/ welche schon kein Ruder mehr rührten/ und sich den Strom an die Schiffbruchs-Klippen treiben ließen/ zu einem besondern Merckmal erhalten wurden: daß Tugend und Klugheit einen aus dem Rachen der Boßheit/ und dem Abgrunde des Unglücks zureissen mächtig genung wäre. Das Glücke verlohr auch hierüber nicht den Muth/ sondern setzte der Tugend entgegen:

Sie richtet nichts nicht ohne mich;
Ich aber viel; voraus in ihrem Kleide.
Sie hüllt in Hanff und Haare sich;
Ich aber geh' in Purpur nur und Seide.
Sie sorgt und schwitzt umbsonst; Mein Schoos-Kind aber liegt
Und schläfft/ wenn unterdeß das Glücke für ihn siegt.

Wenn's Capitol steht unbewacht/
Muß eine Gans es aus Gefahr erretten.
Wenn wider Rom ein Bündnüs ward gemacht/
Ließ ich wie Spinnenweben es zertreten.
Mit einem Wort: Ich bin sein Schutz-Geist stets gewest.
Mein Werckzeug war: Verstand/ Kunst/ Tugend/ Zwytracht/ Pest.

Die Zeit mit den himmlischen Zeichen bestätigte in einem Lydischen Tantze des Glückes Vorzug durch Fürstellung der sinnreichen

aber

aber unglücklichen Lydierin Arachne; welche den Flachs und Netze erfunden/ und im Würcken es allen mit Verwunderung vorthät. Die gestirnte Jungfrau vertrat mit artlicher Gebehrdung ihre/ der Krebs aber der neidischen Minerve Stelle; welche mit den Scheeren ihr alle ihre künstliche Wunder-Wercke zerschnitt/ und sie also sich aus Ungedult zu hencken verleitete. Welch Unrecht doch Minerve selbst erkennte/ und sie in eine Spinne verwandelte/ die noch der Welt zum Beyspiel dienet: daß Kunst und Armuth/ Tugend und Unglück meist einander verschwistert sind; und die Verzehrung seiner eigenen Eingeweide vergebene Arbeit sey/ wenn das Glücke einem seine schwere Hand auf die Achsel legt. Die Tugend schiene hierüber sich etlicher maßen zu entrüsten; warf also ihre Pferde etliche mal herumb/ und sang mit mehrerm Nachdruck/ als jemals vorher:

Der heut'ge Tag muß Richter seyn;
Wer aber wird den Knoten uns zerhauen?
Ihr Helden! die ihr mir stimmt ein:
Daß Glücke Furcht; daß Tugend schafft Vertrauen;
Komm't! kämpft für euer' Ehr' und für der Tugend Preiß!
Lehrt: daß mein Grund sey Ertzt/ des Glückes Glaß und Eiß.

Dem Glücke aber sahe eine viel heftigere Ungedult aus dem Gesichte. Die Augen waren voll Feuer/ die Gebehrden wilde/ und ihr folgender Gesang gantz kriegrisch:

Die Sternen kämpffen zwar für mich:
Doch unterwerff' ich euch mein Recht/ ihr Helden!
Die durchs Glück erhoben sich:
Daß sie mein Lob/ und ihre Siege melden.
Rom/ dessen Ruhm die Sonn' auf ihrem Wagen führt/
Mag urtheiln: ob nicht mir so Danck als Preiß gebührt.

Dieser Streit erregte so wol unter denen Römischen Feldherren; als unter denen aufgeführten Ländern eine Verwirrung/ wie unter denen schwermenden Bienen zu sehen. Jedes rüstete sich zum Kampffe/ und suchte sich auf die Seite zu schlagen/ wohin ihn seine Neigung trieb/ oder gewisse Begebnüsse leiteten. Aus dieser Verwirrung aber wickelten sich die aufgeführten Reiche derogestalt heraus; daß aus denen Africanischen Mauritanien/ Cyrene/ Libyen/ das weisse und schwartze Mohrenland; Aus denen Asiatischen Phrygien/ Syrien/ Assyrien/ Meden und Arabien. Aus denen Europeischen/ Italien/ Griechenland/ Pannonien/ Gallien und Britannien der Tugend beyfielen/ und also zu verstehen gaben: daß sie durch Tapfferkeit der Römer wären überwältiget worden. Auf die Seite des Römischen Glückes aber schlugen sich Africa/ Numidien/ Getulien/ Egypten/ Thebais/ Pontus/ Armenia/ das Caucasische Reich/ Persien/ Indien/ Hispanien/ Macedonien/ Thracien/ Scythien/ und Deutschland/ und gaben durch alle ihre Bezeugungen zu verstehen: daß der Römer über sie zuweilen erlangten Vortheile bloße Glücks-Streiche gewest wären/ sie auch durch ihre Hertzhaftigkeit denen Römern ein und andern versetzt hätten. Insonderheit aber waren Mohrenland/ Persien/ Indien/ Scythien und Deutschland der güldenen Fessel befreyet; wormit die andern Länder in diesem Schau-Spiele aufgeführet wurden. Sintemal Tiberius allzu vorsichtig war/ im Gesichte so vieler deutschen Fürsten sich durch eitelen Ruhm/ als wenn sie diese Länder bezwungen hätten/ zu verstellen/ und dadurch zu neuer Verbitterung zu veranlassen. Unter denen Römischen Kriegs-Häuptern war Appius Claudius Cauder der erste/ der dem Glücke als dem grossen Schutz-Geiste mehr Antheil von seinen Siegen enträumte/ als seiner eigenen Tapfferkeit zuschrieb; als welcher durch bloße Leichtgläubigkeit der das enge Meer besetzenden Carthaginenser Gelegenheit gefunden hatte mit seinen schlechten Schiffen in Sicilien überzusetzen/ den König Hiero zu schlagen/ und den Carthaginensern den ersten Streich zu versetzen erlangte. In seinem Schilde führte er einen

einen Kopff/ mit drey-gekrümmten Beinen/ und drey Weitzen-Eeren/ als das Bild des drey Vorgebürge habenden und von ihm zu erst angegrieffenen Siciliens. Hingegen fügte sich auf die Seite der Tugend der Bürgermeister Posthumius Magellus/ welcher den Hannibal in Agrigent belägert/ den dasselbe zu entsetzen vermeinenden Hanno schlug/ viel Elephanten und die Stadt eroberte. Auf seinem Schilde stand die Stadt Agrigent/ und darüber ein Belägerungs-Krantz von Grase. Diesem leistete alsobald Cajus Duillius Gesellschafft; welcher in sechzig Tagen nach dem Muster eines Africanischen Schiffes die erste Kriegs-Flotte der Römer baute/ und vermittelst der von ihm ersonnenen Schiffs-Hacken/ die viel geschicktere Flotte des Hannibals/ welcher hernach gekreutziget ward/ in die Flucht schlug. In seinem Schilde führte er das ihm hernach zu Rom auf dem Marckte aus Marmel aufgerichtete Sieges-Zeichen/ nemlich eine Seule mit drey Krieges-Schiffen. Dem Glücke aber fiel der Bürgermeister Eneus Cornelius Scipio zu; welcher das Eyland Corsica gleichsam ohne Widerstand einnam; die Kriegs-Schiffe der Stadt Carthago bey Sardinien/ eh es zum Hand-Gemenge kam/ in die Flucht brachte; den Hanno erlegte/ die Stadt Olbia und fast gantz Sicilien mit geringer Müh bemeisterte. In seinem Schilde führte er das Glücke/ in Gestalt eines alten Weibes/ welche in der rechten Hand Feuer/ in der lincken einen Wasser-Krug führte. Diesem gesellete sich Marcus Atilius Regulus bey; der Hamilcarn aus der See schlug/ den ersten Fuß in Africa setzte/ denen Carthaginensern in einer andern See-Schlacht dreißig Schiffe ersäuffte/ drey und sechzig eroberte/ in Africa die Stadt Clupea/ und zweyhundert andere Städte/ ihn aber das Gifft des heuchelnden Glückes einnam: daß er den angebotenen Frieden ausschlug/ und vom Xantippus gefangen ward. Auf seinem Schilde stand das Bild des Glückes; welches auf der am Flusse Bagradas erlegten ungeheuren hundert und zwantzig Fuß langen Schlange/ derer Haut zu Rom in einem Tempel aufgehenckt war; gleich als wenn das Glücke/ welches hernach allen Africanischen Raub mit fast dreyhundert Römischen Schiffen im Meere verschlang/ der grausamsten Schlange zu gleichen wäre. Eben dahin begab sich auch Lucius Metellus/ welcher Asdrubaln mit seinem von Weine angefüllten Heere/ meist durch Schuld der Elephanten-Leiter/ und der sich nähernden Carthaginensischen Schiffs-Flotte aufs Haupt zu erlegen das Glück hatte. In seinem Schilde führte er einen Elephanten; weil er selbte zuerst/ und zwar derer wol hundert und zwantzig in seinem Siegs-Gepränge zu Rom eingeführt. Nicht weniger schlug sich auch der lahme Bürgermeister Cajus Lutatius Catulus dahin; welcher/ ungeachtet seiner Verwundung/ den Hanno zur See angrief/ drey und siebzig Schiffe eroberte/ hundert und fünf und zwantzig zu Grunde richtete/ zwey und dreißig tausend Feinde gefangen bekam; dem Hamilcar auch zu Lande einen Streich versätzte/ Sicilien eroberte und die Ehre hatte/ mit einem vortheilhaftigen Frieden dem ersten Punischen Kriege ein glückliches Ende zu machen. Im Schilde war eine brennende Fackel zu sehen; welche beym Anfange der See-Schlacht am Himmel erschienen/ und mit ihrer Spitze den Carthaginensern alles Unglück gedräuet hatte. Hingegen lenckte sich Eneus Fulvius/ welcher der tapfferen Königin Corcyra nebst andern Eylanden und fast gantz Illyricum abgenommen hatte/ auf die Seite der Tugend. In seinem Schilde stand das Bild der Tugend in der rechten Hand mit einem Schiff-Ruder/ in der lincken mit einer Pflugschar/ zur Andeutung: daß es ihr gleiche gielte zur See oder zu Lande zu fechten. Zur Tugend hielt sich auch der Bürgermeister Lucius Aemilius/ welcher den König Ancroest mit

seinem mächtigen Heere der Gallier aus dem Felde schlug/ und den gefangenen König Britomar mit reicher Beute im Siegs-Gepränge einführte/ hernach auch den Demetrius Pharius aus Illyris jagte. Im Schilde hatte er zwey güldene breite Gürtel/ zum Gedächtnüsse: daß die überwundenen Könige ein Gelübde gethan hatten ihre Gürtel nicht ehe als im Capitol aufzuschnellen. Titus Manlius Torquatus aber fiel dem Glücke zu; weil er durch ein blosses Schrecken die Bojen in die Flucht/ und nach Erlegung etlicher zwantzig tausend sie zur gäntzlichen Ergebung brachte. Im Schilde führte er das auff einem Pegasus reitende Glücke. Cajus Flaminius hingegen verfügte sich zur Tugend/ welcher/ ungeachtet der widrigen Wunder-Zeichen/ die Insubrier angrieff und überwand; auch erst nach erlangtem Siege des Römischen Rathes Brief öffnete/ darinnen ihm zu schlagen verbothen ward. Im Schilde hatte er den auff dem gestirnten Eridanus stehenden Hercules; weil Flaminius zu erst sich über den Po gewagt hatte/ zur Andeutung: daß die Tugend auch über die Gestirne herrschte. Marcus Marcellus begab sich zum Glücke; weil er nach dem Gelübde die schönsten Waffen der Insubrer dem Feretrischen Jupiter zu wiedmen/ von ihm beglückt ward/ den König Viridomar mit eigener Hand zu erlegen/ Meyland und andere Städte zu erobern/ und ihre gäntzliche Unterwerffung zu erlangen. Hernach auch bey Nola Hannibaln drey Streiche zu versetzen/ und das abgefallene Sicilien/ und insonderheit das durch Archimedens Künste vertheidigte Syracusa zu erobern. Im Schilde führte er einen güldenen Harnisch mit der Bey-Schrifft: **Fette Beute.** Quintus Fabius Maximus verfügte sich unter die Fahne der Tugend/ welcher durch seine versichtige Langsamkeit das die Römer durch den siegreichen Hannibal drückende Unglück überwand/ den Carthaginensern unterschiedene Streiche versetzte/ und die zu Rom verfallene Hoffnung aufrichtete. Im Schilde hatte er eine an einer Spitz-Säule empor kriechende Schnecke. Eben dahin begab sich auch Lucius Martius; welcher nach dem Publius und Cneus Scipio in Hispanien fast mit ihren gantzen Heeren erschlagen worden/ dem Glücke durch den Sinn fuhr/ und 2. Läger der Carthaginenser einbekam/ 37000. Feinde erschlug. Sein Schild ward erobert von 130. Pfund Silber mit darein geetztẽ Kopfe Asdrubals. Hierauf machte der Africanische Scipio dẽ Beyständen der Tugend ein grosses Ansehen; dessen Tapferkeit die Jahre und das Glücke der Feinde überflog/ Asdrubaln schlug/ Carthago in einẽ Tage/ Hispaniẽ in weniger Zeit bezwang/ in Africa festen Fuß setzte; den König Syphar und Hannibaln überwand/ und dem andern Punischen Kriege ein sieghaftes Ende machte. Im Schilde führte er eine Schlange/ in welcher Gestalt Apollo seine Mutter geschwängert und ihn gezeugt haben solte. Claudius Nero aber trat zum Glücke/ als welches ihm fugte: daß er in Geheim in des Livius Lager kam/ und den hiervon nichts wissendẽ Asdrubal mit sechs und funfzig tausend Feinden erschlug. Hierauf Annibaln/ dem er seines Brudern Kopf fürwarff/ zu bekennen nöthigte: Er sehe nunmehr die unverhinderliche Gewalt des Römischen Glückes über Carthago. Im Schilde führte er das mit sieben Sternen gekrönte Bild der Stadt Rom. Lucius Furius/ der Amilcarn und drey Feldherren der Gallier mit fünf und dreissig tausend Feinden erlegte/ trat auf die Seite des Glückes. Seinen Schild zierete ein geflügelter Fisch; weil er diesen Sieg nicht als Bürgermeister/ sondern nur als Stadt-Vogt erhalten/ und durch das dem Furischen Geschlechte gleichsam wider die Gallier angedräuten Glücke sich gleichsam über sein Element empor geschwungẽ hatte. Titus Quintus Flaminius begab sich auf die Seite der Tugend; der mit Hülffe des Atta-

Attalus und der Rhodier den Macedonischen König Philip zweymal schlug/ Euböen einnahm/ und durch den ihm verliehenen Frieden Griechenlande die Freyheit erwarb. Im Schilde war ein Nemeïscher Sieges-Krantz von Eppich geetzet; weil die Griechen ihm zu Ehren fünf Tage lang in dem Nemeischen Schau-Platze allerhand Schauspiele hielten. Diesem gesellte sich Claudius Marcellus bey; welcher in dreyen Treffen gleichsam alle streitbare Leute der Gallier vertilgte/ und einen unsäglichen Schatz nach Rom brachte. Im Schilde führte er eine grosse güldene Kette/ die er aus der eroberten Beute dem Capitolinischen Jupiter angehengt hatte. Marcius Porcius Cato rückte nichts weniger zur Seite der Tugend/ durch welche er in einem Tage viertzig tausend Feinde erschlug/ ihr Läger eroberte und das aufrührische Hispanien beruhigte. In seinem Schilde führte er den auf dem Scheidewege sich zur Tugend lenckenden Hercules. Marcus Acilius Glabrio verfügte sich zum Glücke/ der mit seinem blossen Nahmen den wollüstigen König Antiochus von Eubóa verjagte/ ohne Müh ihn bey der Thermopylischen Enge zu Land und Wasser schlug. Im Schilde führte er das Bild des Cumanischen Apollo/ welcher als ein Schutz-Gott Asiens beym Anfange dieses Krieges hefftig schwitzte. Publius Cornelius Scipio Nasica/ der zu Rom den Ruhm und Nahmen des allerbesten Mannes hatte/ fügte sich der Tugend bey; welcher denen Bojen vollends den letzten Streich versetzte/ und sich den Römern zu ergeben zwang. Im Schilde führte er das auf einem Ancker stehende Bild der Tugend. Aemilius Regillus aber/ welcher mit Hülffe der Rhodier und des Windes des Königs Antiochus Kriegs-Flotte/ und darauf Hannibaln zu schlagen das Glücke hatte/ schlug sich auch gar gerne zu seinen Schoß-Kindern. Im Schilde führte er ein Schiff/ darauf das Glücke das Steuer-Ruder hielt. Gleicher gestalt schlug sich der Asiatische Lucius Cornelius Scipio auf die Seite des Glückes; welches/ als er gegen des Antiochus an sechs mal hundert tausend Männern bestehendes mit Elephanten und Sichel-Wagen umschantztes Heer zu schlagen anfieng/ durch einen Platz-Regen den Gebrauch aller Persischen Bogen zernichtete/ und ihm so wohl den Sieg/ als Asien disseits des Taurischen Gebürges in die Hand spielte. In seinem Schilde stand das Bild des an einen Palmbaum gebundenen Asiens/ darein dieser Scipio zum ersten übergesetzt hatte. Marcus Fulvius erkiesete nun wieder für die Tugend zu stehen/ welcher durch wunderwürdige Krieges-Künste die Stadt Ambracia/ des Pyrrhus Königlichen Sitz/ und die Etolier mit denen Eylanden des Jonischen Meeres sich zu ergeben zwang. Im Schilde führte er eine güldene Krone; weil die Ambracier ihn mit einer anderthalb hundert Pfund wiegenden beschenckt hatten. Eneus Manlius aber muste es dem Glücke dancken: daß er die unversehens überfallenen Galater so unbereitet antraff/ sie in zweyen Schlachten übermannete und ins Gebürge trieb. Im Schilde führte er einen geflügelten Hirsch. Appius Pulcher schlug sich gleicherweise zu dem ihm liebkosenden Glücke/ indem die Istrier/ welche des Eneus Manlius Lager gestürmt und erobert hatten/ ihre Tugend und Vernunfft in Wein vergruben/ und mit ihrem truncken Könige Apulo leicht zu überwinden waren. Auf seinem Schilde legte seine weisse Henne ein gülden Ey. Titus Sempronius Gracchus/ welcher die Celtiberier und ihre Bunds-Genossen vollends unters Joch/ und viertzig tausend Pfund Silber nach Rom gebracht/ wie nicht weniger die Sardinier gedemütiget hatte/ stand bey der Tugend. Er führte in seinem Schilde ein Panter-Thier/ welches mit seinem annehmlichen Geruche viel andere Thiere zu sich lockte. An eben selbigen Ort verfügte sich der Uberwinder der streitbaren

Lusitanier/ Lucius Posthumius Albinus. Seinen Schild zierete das Sinn-Bild der Tugend ein voll güldener Aepfel hangender Pomerantzenbaum. Quintus Marcius Philippus konte der Uhrheberin seines unvergleichlichẽ Sieges/ nemlich dem Glücke nicht entfallen; welches ihn über Berge/ die kaum Vögel überfliegen konten/ in das mit Waffen sorgfältig verwahrte Macedonien leitete/ und dem Könige Perseus eine solche Furcht einjagte: daß er seine Schätze ins Meer versenckte/ seine Schiffs-Flotte verbrennte/ und sich in Samothracien in einen Tempel flüchtete/ woraus er aber gelocket und zu Rom in dem dreytägichten Siegs-Gepränge eingeführt ward. Im Schilde führte er den Castor und Pollux; welche ihm im Kriege beygestanden/ und noch selbigen Tag seinen Sieg zu Rom verkündigt haben solten. Lucius Anicius machte sich zum Vertheidiger des Glückes; welches ihm ehe die Haupt-Stadt Scorda/ mit dem Könige Gentius und gantz Illyris in die Hände warff/ ehe man zu Rom vom Anfange des Krieges hörte. In seinem Schilde spielte das Glücke des Balles. Eben dahin begab sich Quintus Cäcilius Metellus/ welchem des Andriscus Thorheit zum Werckzeuge seines Glückes diente: daß er ihm zwey Schlachten abgewaan/ gantz Macedonien wieder eroberte/ und die Celtiberier schlug/ und die Balearischen Eylande demüthigte. Im Schilde stunden die drey Parcen geetzet. Hingegen gab dem Theile der Tugend einen herrlichen Glantz Publius Scipio Aemilianus; welcher durch Zerstörung der mächtigen Stadt Carthago und des hartnäckichten Numantia der Tugend zwey grosse Schlösser gebaut. Im Schilde führte er das an einem Granat-Apfel-Baum angebundene Africa. Lucius Mummius aber schrieb es nicht so wohl seiner Tapferkeit als dem Glücke zu: daß er die Achäer so leicht in die Flucht brachte/ und die offengelassene Stadt Corinth/ oder vielmehr das Wunder der Welt und der Kunst in kleinen Staub zermalmen konte. In seinem Schilde stand das Haupt der Venus/ als das Wappen der Stadt Corinth. Decius Junius Brutus pflichtete der Tugend bey/ welcher durch seine Klugheit mit wenig Volcke über funfzig tausend Gallácier und Lusitanier in einer Schlacht erlegte/ und beyde Völcker zum Gehorsam brachte. In seinem Schilde schmiedete die Tugend auf einem Ambosse das Bild des Glückes. Diesem leistete Cajus Sextius Gesellschafft/ welcher die Ligurier/ Vocontier und Salluvier in einem fünfjährigen Kriege zum Gehorsam gebracht/ und eine von warmen Brunnen berühmte Stadt nach seinem Nahmen gebauet hatte. In seinem Schilde stand Hercules/ wie er die vielköpfichte Schlange tödtete. Cneus Domitius aber erkiesete seinen Stand beym Glücke/ weil er durch das Brausen der Elephanten die Allobroger trennte/ ihrer wohl zwantzig tausend erschlug/ auf einem Elephanten durch Gallien herumb zoh/ und das erste Sieges-Mahl aus Steine aufrichtete. Im Schilde ward gebildet eines siegenden Elephanten/ und eines erdrückten Drachen Streit. Eben dahin schlug sich Quintus Fabius Maximus/ welchem das Glücke den Unverstand des Königs Bituit derogestalt zu statten kommen ließ: daß er mit gar wenigem Verlust 50000. Arverner und Rulhener entweder mit den Schwerdtern tödtete/ oder im Rhodan ersäuffte. Im Schilde stand ein Falcke/ welcher eine grosse Menge Vögel jagte. Herentgegen schlug sich Marcus Drusus zur Tugend/ der die streitbaren Scordisker in Thracien geschlagen und über den Ister getrieben hatte. Im Schilde führte er ein Schwerdt/ welches den Gordischen Knoten entzwey hieb. Eben dahin schlug sich Quintus Metellus der durch seine wachsame Tapferkeit durch unterschiedene Siege die Scharte ge-

gen den schlauen und streitbaren Jugurtha ausmerzte/ und sich grösten theils Numidiens bemächtigte. Also den Nahmen des Numidischen erwarb. Im Schilde führete er als ein Sinne-Bild der Wachsamkeit den Drachen/ welcher die Hesperischen Aepfel bewachte. Insonderheit aber machte der sich der Tugend zugesellende Marius/ welcher sich iederzeit für einen Feind des Adels und Glückes erkläret/ ein grosses Ansehen. Sintemal dieser die unüberwindliche Stadt Capsa erobert/ neunzig tausend Mauren/ Numidier und Getulier unter dem Könige Jugurtha und Bocchus erschlagen/ und dieser jenen dem Sylla einzuliefern gezwungen/ aus dem Rhodan einen schiffbaren Graben ins Meer geführt/ der Ambronen/ Teutonen und Cimbern eine unsägliche Menge erlegt/ und Rom von augenscheinlichem Untergange errettet hatte. In seinem Schilde führte er einen eisernen Ring/ als ein Sinne-Bild der nackten Tugend ohne Zierde des Adels oder anderer Glücks-Gaben/ welchen Marius auch lange/ nachdem er schon etliche mal Bürgermeister gewest war/ am Finger führte. In diesem Ringe aber stand ein güldener Adler/ welchen Marius am ersten zum fürnehmsten Zeichen der Legionen brauchte. Hingegen wendete sich zum Glücke Quintus Catulus; ob er schon an dem grossen Siege über die Cimbern mehr als Marius Theil hätte; weil jener ein und dreissig; dieser aber nur zwey Kriegs-Fahnen erobert/ und die meisten Todten in ihren Leibern Geschoß hatten/ die mit des Catulus Nahmen bezeichnet waren. Sintemal er diesen mehr dem anfänglichen Nebel/ und der hernach die Cimbern drückenden Sonne/ als der Römischen Tugend zuschrieb; und deßwegen zu Rom dem Glücke des Siegs-Tages seinem gethanen Gelübde nach ein Gedächtniß baute. Im Schilde führte Catulus eine Angel/ mit welcher ein güldener Drey-Fuß aus dem Wasser gezogen ward. Der Tugend aber fügte sich Titus Didius bey; welcher in Thracien die Skordisker demüthigte/ in Hispanien die Celtiberier/ Vacceer/ Termestiner/ Celendenser durch Tapferkeit überwältigte/ und durch nächtliche Verbergung seiner Todten sie zu Beliebung eines ihnen vorgeschriebenen Frieden bewegte. In seinem Schilde führte er einen Löwen/ welcher etliche Schwerdter in Stücke brach. Diesen aber hielt die Wage das grosse Ungeheuer des Glückes Lucius Sylla/ welcher die Cappadocier und Armenier schlug; Ariobarzanen zum Könige einsetzte; vom Parthischen Könige durch Botschafft verehret ward; Athen und Griechenland eroberte; den Archelaus und die Thracier in vielen Schlachten überwand/ und dem grossen Mithridates einen vortheilhaften Frieden abzwang. In seinem Schilde führte er so wohl/ als sonst im Siegel die ihm geschehene Ubergebung des Königs Jugurtha; an einer seiner Seite aber die ihm beystehende Minerva/ an der andern das Glücke. Hierentgegen wendete sich zur Tugend Cajus Scribonius Curio an; welcher die Dardaner überwältigte/ und unter den Römern zum ersten biß an Ister drang. In seinem Schilde lag der sich auf einen Wasser-Krug stützende Ister/ darauf die mit ihm sich vermählenden neun und sechzig Flüsse gegraben waren. Diesem folgte aber zum Glücke Lucius Lucullus; welchem das Glücke durch Hunger und andere seltzame Zufälle fugte das die Stadt Cyzicus belagernden Mithridates Heer zu vertilgen/ seine Schiffs-Flotte zu schlagen/ und ihn aus Bithynien zu verjagen; den König Tigranes in Armenien zu übermeistern; Tigranocerta und die Stadt Nisibis in Mesopotamien einzunehmen. In seinem Schilde führte er den an Caucasus angeschmiedeten Prometheus/ weil er unter den Römern am ersten über das Taurische Gebir-

ge gedrungen war. Eben dahin verfügte sich Quintus Cäcilius Metellus/ welcher dem Eylande Creta das Römische Joch anlegte/ und davon einen Zunahmen erwarb. Sein Schild bildete den Minotaurus im Irrgarten ab/ daraus sich Theseus durch Ariadnens Fadem ausflochte. Nach diesem gab der grosse Cneus Pompejus der Tugend keinen geringen Glanz; der Africa zum Gehorsam brachte/ die See-Räuber ausrottete/ des Sertorius Anhang vertilgte/ den Mithridates des Nachtes durch Hülffe des Monden aufs Haupt erlegte/ denen Iberiern/ Caspiern und Albaniern ein Schrecken einjagte/ die Colchier demüthigte/ die erste Brücke über den Euphrates schlug/ Artaxata und Jerusalem eroberte; Syrien/ Phönicien/ Cilicien dem Tigranes wegnam/ die Araber und Parther Rom zu verehren nöthigte. In seinem Schilde war abgebildet/ wie der mächtige Tigranes den Degen von sich gab/ und seine vom Haupt genommene Krone dem Pompejus zun Füssen legte. Nach ihm schlug sich Marcus Porcius Cato/ welcher Cypern eroberte und von dar grosse Schätze nach Rom brachte/ zur Tugend. In seinem Schilde führte er einen Phönix als ein Bild der Unsterbligkeit. Hingegen ward die Seite des Glückes vom Cajus Julius Cäsar verstärcket/ und von seinem Glantze so sehr erleuchtet/ als es ihm in Uberwindung Ariovistens und gantz Galliens/ in Bestreitung Britanniens/ in Erlegung des Bosphorischen Königs Pharnaces/ und in seiner Erhöhung über alle Römer unabsätzlich an der Hand gestanden hätte. In seinem Schilde waren die zwey Seulen des Hercules mit der Uberschrifft: **Noch weiter.** Unter denen Römischen Feldherren ließ sich auch der Vater der Beredsamkeit Marcus Tullius Cicero sehen; welcher die Cilicier hertzhafft übermeisterte. In seinem Schilde führte er einen mit Federn gefiederten Pfeil. Ihm folgte Asinius Pollio/ aber auf die Seite des Glückes; weil dieses ihm einen herrlichen Sieg über die Parthen und Dalmatier verlieh. Im Schilde hatte er das Bild des Glückes/ welches in einer Hand einen Mäßstab/ in der andern eine Wünschel-Rutte führte. Hierauf erschien Publius Ventidius; welcher die Parthen einmal an dem Taurischen Gebürge/ das andermal bey Zeugma am Euphrates/ und mit ihnen des Königs Sohn Pacor aufs Haupt erlegte. In seinem Bilde stand ein von der Sonn erleuchteter Mohnde; vielleicht/ weil Ventidius bey diesen Siegen vom Marcus Antonius seinen Hang hatte. Nach ihm verfügte sich Cajus Sosius zum Glücke/ der die Aradier und Juden überwand/ ihren König Antigonus kreutzigte/ und ihnen Hereden fürsätzte. In seinem Schilde war das Jüdische Land an einen Palm-Baum gebunden. Eben dahin sätzte sich auch Publius Canidius Crassus; dessen Glücke das Caucasische Gebürge überflog/ als er den König der Iberier Pharnabazes/ und den König der Albanier Zoberes zum Gehorsam brachte. In seinem Schilde führte er den am Caucasus angebundenen Prometheus/ welchem ein Adler die Leber ausfraß. Nach ihm wendete sich auf die Seite des Glückes Lucius Autronius Crassus; welcher über die Japyger/ Dalmatier/ Pannonier und Africaner ein Siegs-Gepränge hielt. In seinem Schilde war Livia gebildet; welcher ein Adler eine weisse in dem Schnabel einen Lorber-Zweig haltende Henne in die Schoß fallen ließ. Zur Tugend aber hielt sich Marcus Crassus; welcher der Dacier/ Bastarnen/ Geten/ Mysier und Scythen Meister ward. Im Schilde war Hercules zu schauen/ der an einer Kette den drey-köpfichten Cerberus führte. Hingegen rückte Cajus Petronius/ welcher die Königin Candace mit ihren Mohren aus Thebais verjagte/ in Mohren-

land drang/ auch nebst vielen andern Städten ihren königlichen Sitz Tanape eroberte. Im Schilde war Ulysses gebildet; wie er dem Polyphemus das Auge ausstach; wordurch zweifelsfrey auf den Sieg wider die einäugichte aber behertzte Candace gezielet ward. Hingegen verfügte sich Cornelius Cossus/ der mit grosser Tapfferkeit die Getulier überwältigt und von ihnen einen Zunahmen erworben hatte/ zu dem Hauffen der Tugend. In seinem Schilde stand ein geflügelter Löw an eine Seule angebunden. Endlich erwehlete auch Claudius Drusus für die Tugend zu stehen; welcher die Rhetier überwunden/ und die Römischen Waffen in Deutschland bis an die Elbe gebracht hatte. Sein Schild prangte mit der aufgehenden Sonne/ welche alle andere Sternen verdüsterte. Ein jeder dieser Römischen Kriegs-Häupter hatte zwey Waffen-Träger/ derer einer den Schild/ der andere einen Spieß trug. Wie bund nun so wol ihre Kleider/ Binden und der Römischen Feldherren Pferde im Aufzuge durch einander vermischt waren; so ereignete sich doch nach ihrer Absonderung: daß die Helffte derer sich zur Tugend gesellenden Helden Pferde schwartz/ mit grünen von Silber durchwürckten Decken belegt/ ihre Waffen-Träger auch alle in grünes Silberstück gekleidet; die andere Helffte der Pferde Perlen-Farbe/ ihre Decken Gold und Silberstück/ ihre Waffen-Träger auch also ausgeputzt waren. Die eine Helffte derer zum Glücke sich schlagenden Helden hatte äpfflichte Blau Schimmel mit Himmel-blauen Goldstückenen Decken/ die andere Helffte Füchse mit Rosen-farbicht-goldstückenen Decken. Nach welcher Art denn auch ihre Waffen-Träger aufzoben; und also auch allhier der vier-färbichte Aufzug des grünen Frühlings und der Erde/ des schnee-weissen Winters und des Wassers/ des neblichten Herbstes und der Lufft/ des Rosen-reichen Sommers und des Feuers fürgebildet war. So bald nun die Tugend mit einem weissen Tuche das Zeichen gab; machten sich die grünen und blauen Schild-Träger herfür/ und fochten mit ihren Schilden/ an statt der sonst von Fechtern bräuchigen ertztenen Platten aufs zierlichste nach dem Klange der Flöten gegen einander. So bald die Tugend und das Glücke das andere Zeichen gab; verfügten sich diese in ihre Reye; und geriethen die weissen und rothen Schild-Träger in einem künstlichen Ringen/ wie entweder von Bären oder dem Hercules soll gelernet/ und vom Marcus Scaurus in Schau-Platz gebracht worden seyn/ nach dem Schalle der Schallmeyen an einander. Sie hielten sich aber alle so wol: daß unter denen ersten keiner einen Streich versah/ unter den letzten keiner zu Bodem fiel; ungeachtet sie nicht nackt und nicht an Gliedern eingeölet waren. Nach dem dritten Zeichen machten sich die grünen und blauen Spieß-Träger herfür/ und hielten in einem zierlichen Waffen-Tantz; deregleichen Pallas nach überwundenen Titanen erfunden und Romulus in Rom eingeführt haben soll/ mit ihren Spießen ein künstliches Gefechte. Die weissen und rothen Spieß-Träger aber hielten von der Ost-gegen der West-Seite einen Wette-Lauff; darinnen aber allzugleich das dem aus Schwanen-Eyern gebohrnen Castor und Pollux zu Ehren mit Eyern oben ausgezierte und dreygespitzte Ziel erreichten. Rom gab hierauf selbst ein Zeichen; worauf Africa mit seinen Drachen/ Asien mit seinen Kamelen/ und Europa mit seinen Pferden den Schau-Platz dreymal umbrennten/ und ein jedes einmal den Vorsprung erhielt. Nach diesem gab Africa ein Zeichen; so renneten auf Seiten der Tugend Mauritanien/ Cyrene/ Libyen/ beyde Mohrenlande/ auf Seiten des Glückes Africa/ Numidien/ Getulien/ Egypten/ Thebais zehnmal mit einander. Die

von denen Richtern aber auff dem Ziele aufgerichteten Meer-Schweine / welche entweder wegen ihrer Geschwindigkeit/ oder weil sie dem Neptun/ als dem Schutz-Gotte dieser Spiele/ gewiedmet sind/ zu Merckmaalen des Sieges erkieset worden/ erwiesen: daß iedes land einmal den Vortheil erreicht hatte. Nicht anders lieff es mit denẽ zehn gegen einander rennendẽ Ländern Asiens ab/ als dieß das Zeichẽ gab; und mit denẽ zehn Europäischen/ als sie gleicher gestalt zehnmal den Renn-Platz umbrennten. So bald die Länder in ihren Stand gediegen waren/ gab die Tugend aufs neue ein Zeichen/ worauf die Schild- und Lantzenträger ihren Helden die Waffen zureichten; die Trompeten aber die Pferde zum Kampfe anfeuerten. Worauf denn ein Trojanischer Kampf/ welchen die Curetes in Creta umb den jungen Jupiter zum ersten gehalten; Eneas und Ascanius aber aus Phrygien in Italien gebracht haben sollen/ seinen Anfang nahm. Anfangs traffen der Tugend grüne Reiterey auf des Glückes blaue- hernach auf die rothe; die weisse aber anfangs auf die rothe/ hernach auf die blaue; und also ferner Wechsels-weise/ daß bald einer verfolgte/ bald flohe/ bald wieder entsetzt ward/ und einem andern Hauffen in die Eisen zu gehen Gelegenheit fand. Wer auch in einem Hauffen einmal der erste gewest war/ ward hernach der andere/ und so fort/ biß er endlich der funfzehende oder letzte ward/ und ein ieder mit einem ieglichen seines Gegentheils/ nemlich dreissig mal zu treffen kam. Die Angriesse geschahen mit Pfeilen /. Lantzen und Wurff-Spiessen nicht ohne Verwunderung: daß von so vielen/ wiewohl stumpff gemachten Geschoßen/ niemand sonderlich verwundet ward. Als das Treffen der Helden nach der Reyhe herumb war/ gieng auf gegebenes Zeichen zwischen den Ländern ein neues und zwar funfzehnfaches Rennen an. Denn die Africanischen rennten anfangs mit des Gegentheils Africanischen / hernach mit den Asiatischen / endlich mit den Europäischen; also daß iedwedes der Tugend beystehendes Land mit einem ieglichen des Glücks zu rennen kam. Gleichwohl aber stieß kein einiges / wenn es gleich dem andern durch einen engen Kreyß den Vortheil abzurennen trachtete/ an die Ecken des Zieles an. Die wohl abgerichteten Pferde thäten so wohl als die Führer ihr Ampt wunderwürdig. Beym Schlusse aber ereignete sich: daß einem ieden von denen am Ziele verordneten Richtern ein Ey oder ein Meer-Schwein aufgerichtet/ und ein Palm-Zweig in die Hand gegeben worden war; also der Zwist umb den Vorzug der Tugend und des Glückes so zweifelhafft blieb / als er im Anfange gewest war. Hiermit aber war weder die Tugend noch das Glücke vergnügt; sondern sie gaben denen Römischen Kriegs-Häuptern zu einem neuen Kampfe das Zeichen. Diese rüsteten sich auch zu einem noch heftigern Angrieffe; es kam aber die in der Mitte der Renne-Bahn auf einer hohen Säule stehende Göttin des Sieges zwischen beyde Theile geflogen / gab mit ihrem Palm-Zweige ein Zeichen vom Kampfe abzustehen / und fieng singende an:

Was bildet ihr/ ihr Sterblichen euch ein?
Meynt ihr: daß eure Macht und Stärcke
Der Herrschafft und des Sieges Uhrsprung seyn?
Nein! Sie sind meiner Hände Wercke.
Ich bin/ die Welt und Rom als Göttin betet an;
Weil ich nur Sieg verleihn/ und Friede stifften kan.

Zwar Tapferkeit/ Gelück und Tugend sind
Der Werckzeug meiner Helden-Thaten.
Wenn aber nicht mein Arm die Schlacht gewinnt/
Pflegt Thun und Anstalt mißzurathen.
Zevs/ Phöbus und Neptun braucht selbst Blitz/ Pfeil und Stab
Umbsonst/ wenn meine Faust nicht ihr Geschoß drückt ab.

Drumb krönt mein Bild fast iedes Heiligthum;
Rom setzt mich Jupitern zur Seiten;
Baut mir drey Tempel/ meinen Ruhm
Für andern Göttern auszubreiten;
Und des von Pessinunt gebrachten Kriegs-Gotts Bild
Kam in mein Haus/ eh' es ein sonderliches erhielt.

Der Himmel hat mit Flügeln mich versehn/
Die Silber/ Gold und Purpur schmücken.
Weil ja/ wohin sich meine Federn drehn/
Die Sonn' und Glücks-Gestirn' hie bücken.
Wenn sich die rothen rühren/ so siegt man durch viel Blut/
Mein Gold schafft leichten Sieg und reiches Friedens-Gut.

Mein Fuß ist nackt und ausgestreckt/ ein Ziel
Bald zu erreichen/ bald zu lassen.
Mein flügend Haar und Kleid der Winde Spiel/
Weil niemand mich vermag zu fassen.
Mein Lorber-Krantz bleibt zwar vom Donner unverletzt;
Manch Sieger aber wird in Graus und Staub versetzt.

Wie flüchtig und wie schnell ich gleich nun bin/
Offt Nord/ Sud/ Ost und West durchreise/
So meyn' ich mich doch wo zu setzen hin/
Wo man mich nicht als Gästin speise.
Ich habe 's Capitol zum Heerd und Hof erklärt/
Eh' Hiero nach Rom mein gülden Bild gewehrt.

Als ich zu Babel gleich noch Wirthschafft trieb/
In Persen mich als Gast verweilte/
In Griechenland kaum über Nacht verblieb/
Und gleichsam auff der Post durcheilte;
Trug mich bereit nach Rom mein gantzes Hertz und Sinn/
Das mich als Schutz-Geist ehrt/ und wo ich Haus-Gott bin.

Wo Rom mir Spiel und jährlich Feyer hält/
Mein Bild in Tempel und Gemächer/
Ins Rath-Haus/ Marckt und Renne-Bahnen stellt/
Und auf der Heiligthümer Dächer;
Ist iemand auch der Zahl der Götter einzuweyhn/
Der muß empor geführt auf meinen Flügeln seyn.

Wo ich nun soll beständig kehren ein/
Altar und Tempel mir erwehlen/
Muß Tugend und Glück Geschwister seyn/
Und dieses jener sich vermählen.
Wo Tugend und Glück in Rom nun Hochzeit hält/
Werd' ich ein Leit-Stern seyn/ und mein Magnet die Welt.

Kein Volck wird sich nicht weigern Gras
Dem Sieges-reichen Rom zu reichen.
Die Tiber wird verehrn Phrat/ Nil und Maaß/
Das Meer für ihr die Segel streichen;
Der Mohr die Renne-Bahn mit Kreide machen weiß;
Dem Ganges werden warm/ dem kalten Belte heiß.

Der Sieg machte bey währendem Singen gegen Rom die freundlichsten Bezeugungen; nach seinem Schlusse aber fieng die Tugend und das Glücke zugleich an:

Lebt in der gantzen Welt
Ein Geist von solcher Güte?
Ein so vollkommen Held?
Ein solch erlaucht Gemüthe?
Wo Tugend und Glück vereinbart leben kan/
Das nie kein Laster schwärtzt / kein schwartzer Stern scheint an.

Der Sieg versetzte alsofort:

Ich weiß: daß Glück' und Tugend Feinde sind/
Daß beyde sich als Spinnen hassen.
Wen aber das Verhängnüß lieb gewinnt/
Dem muß die Schlang' ihr Gifft weglassen.
Und in der güldnen Zeit/ die Rom beglücken soll/
Wird sich Wolff/ Lamm'/ und Löw'/ und Hahn vertragen wohl.

Es lebt in Rom ein Held von solcher Art/
In welchem Tugend und Glücke
Wie Zwillinge zusammen sind gepaart
Dem nie kein Anschlag geht zurücke.
Die Ehre wird ihn euch bald zeigen mit viel Pracht/
Seyd nur nach seiner Würd' ihn zu verehrn bedacht.

Der Sieg hatte nicht so bald geschlossen/ als das gegen Mittag gehende Thor der Renne-Bahn sich öffnete/ und dreissig in rothen mit silbernen Borten verbrämten Scharlach gekleidete Trompeter hinein geritten kamen. Diesem folgte ein von sechs Löwen gezogener grosser Wagen aus Stahl. Der Fuhrmann war das Schrecken; welches ein geharnschtes Ungeheuer mit einem Drachen-Kopfe und einem Schlangen-Schwantze vorbildete. Oben auf dem Wagen saß der Kriegs-Gott in einem vergüldeten Helme und Harnische. In der rechten Hand führte er eine Lantze/ in der lincken einen güldenen Schild/ in welchem Romulus und Remus an einer Wölfin saugten. Unter ihm stand die Raserey in Gestalt einer Unholdin. Ihr Leib war mit Tyger- und Leoparder-Häuten behangen. In der lincken Hand hatte sie einen silbernen Schild/ darinnen der Blitz mit beygesetzten Worten: **Mir mangelts nie an Waffen/** gebildet war. Mit der rechten Hand reichte sie dem

Kriegs-

Kriegs-Gotte von dem vorhandenen Hauffen Waffen eine Hand voll Wurff-Spieße und Pfeile zu. Auf der einen Seite des Wagens giengen die drey Unholden; auf der andern drey Cyclopen mit Keulen. Nach diesem kamen auf Maul-Thieren dreyßig in grünen Damast und Gold gekleidete Jungfrauen geritten/ welche auf Lauten/ Zittern/ Flöten/ und andern lieblichen Säitenspielen sich erlustigten. Ihnen folgte ein grosser von zwölff Hindinnen gezogener Wagen in Gestalt eines Lust-Gartens. Unten saß auf einer Seite die in weiß Silberstück gekleidete und mit einem Lorbeer-Krantze gezierte Eintracht. In der rechten Hand trug sie einen mit Schlangen verflochtenen Herold-Stab/ wie Mercur; in der lincken zwey zusammen geknüpffte Hertzen. Auf der lincken Achsel saß ihr eine Krähe/ zu ihren Füssen stand ein Geschirre voll Honig/ und eines voll Milch. Auf der andern Seite saß die in Purpur gekleidete/ und mit Wein-Blättern gekräntzte Freudigkeit. In der rechten Hand hatte sie drey Zimbeln; in der lincken ein Gebund Weintrauben. Zu den Füssen stand ein gefüllter Oelkrug. Oben saß auf zwey zusammen geflochtenen Oelbäumen der Friede in einem langen Rocke von Goldstücke. Das Haupt war mit einer güldenen Schiffs-Krone gekräntzet; vielleicht des Augustus Siege bey Actium zu Liebe. In der rechten Hand hatte der Friede einen Mäßstab; in der lincken Hand ein Horn des Uberflusses. Auf der lincken Achsel saß eine weisse Taube. Den Wagen umbgab der Hirten-Gott mit zwölff Satyren/ welche alle nur ersinnliche Feld- und Garten-Früchte trugen. Nach ihnen kam ein Hauffen junger gerüsteter Römer zu Fusse/ und hernach ihrer nicht weniger zu Pferde. Sie führten ihre gewöhnliche Krieges-Zeichen. In ihren aufgestreifften Armen waren die eingebrennten Buchstaben M und R zu lesen; wormit die Römer ihre neuen Kriegs-Leute zeichneten. Ihnen folgten zwölf mit zwey- acht mit sechs- und sechs mit vier Pferden bespannte Renne-Wagen; Ein Hauffen mit Oel eingeschmierter Ringer/ gepantzerte Fechter/ zwölf geflügelte Wetteläuffer/ welche die zwölf Nahmen der Winde auf der Stirne führten. Wie nun diese durch allerhand seltzame Streiche und Gebehrdungen ihre Begierde zum Ringen/ Kampfe und Rennen andeuteten; also machten die nachfolgenden Jünglinge und Knaben durch ihre Waffen-Täntze/ die mit Ephen umbwundenen Bacchen und Wald-Götter durch ihre seltzamen Sprünge aller Zuschauer Augen munter. Ihnen folgte eine grosse Menge Pfeiffer mit Krumhörnern/ Trompeten und Cythern/ wie auch Opffer-Diener/ Priester mit Ochsen/ derer Hörner und Klauen/ wie auch mit Widdern/ derer Stirnen vergoldet/ die Wolle aber mit Schnecken-Blute gefärbt waren. Nach ihnen trugen immer vier und vier Römische Edelleute ertztene Bildungen; welche den Fußfall des Lepidus/ des Antonius Ermordung/ der Parthischen Gesandten Zurückbringung der dem Crassus abgenommenen Adler/ der Indianer Verehrung und andere wichtigste Ehrenmale des Käysers August fürstellten. Hierauf wurden die Bilder der zwölf grossen Götter eingeführet. Jupiters güldenen Wagen zoben zwölf Adler/ des Apollo vier schneeweisse Hengste/ des Neptun zwey Wasser-Pferde/ des Mercur vier Kranche/ des Vulcan drey Melotische Hunde/ des Mars zwey Wölffe/ der Juno vier Pfauen/ der Vesta zwey Löwen/ der Minerva neun Nachteulen/ der Ceres zwey Stutten/ der Diana vier Hirsche/ der Venus zwey Schwanen/ zwey Tauben/ zwey Sperlinge. Hierauf erschien ein gantz güldener Wagen/ welcher von schneeweissen mit silbernen Flügeln gefiederten Pferden gezogen ward. Die Räder waren purpurfärbicht/ die Schinen Silber. In desselben Mitte stand eine über und über mit Egyptischer Bilder-

Schrifft bezeichnete Spitz-Seule; und oben darauf eine güldene Kugel/ als das rechte Sinnen-Bild der Ehre. Den Fuß dieser Seule umbarmte mit der lincken Hand die Ehre; welcher Gold-gekrauste Haare an statt des Krantzes mit einem güldenen Ringe umbgeben waren. Auf ihrer rechten Seite stand das Bild des güldenen Glückes/ auf der lincken das Geschrey; dessen Flügel von Golde/ das Kleid von Silber/ und in dis lauter Augen und Ohren gestückt waren. Sie hatte eine silberne Trompete in der rechten; in der lincken den gestirnten Steinbock in der Hand; darein mit eitel zusammen gesätzten Sternen der Nahme: **Augustus/** geschrieben war. Hinter ihnen saßen zehn Sibyllen/ nemlich: die Delphische Daphne/ die Erytreische Heriphile/ die Cumäische Deiphobe/ die Sämische Heriphile/ die Cumanische Amalthea/ die Hellespontische/ die Libysche/ die Persische Sambetha Noe/ die Phrygische und die Tuburtinische. Nach diesem sahe man einen von allerhand Edelgesteinen schimmernden zweyrädrichten Wagen von sechs sehr grossen Elephanten ziehen; welche mit Perlenen Halsbändern/ Rubinenen Brustſtücken/ Gold-gestückten Rücken-Decken prangten; und derer Zähne/ Schnautzen und Ohren vergüldet waren. Auf diesem heiligen Wagen saß einer/ der dem Käyser August/ wie er in seiner Jugend ausgesehen/ ziemlich gleichte. Sein Kleid starrte von Diamanten. Sein Haupt trug einen mit Rubinen versätzten Lorber-Zweig. In der rechten Hand hatte er einen Palm- und Oel-Zweig/ in der lincken eine Welt-Kugel. Uber ihm stand eine Sonne/ unter ihm der Mohnde von Edelgesteinen. Nach ihm kamen zwölf Sieges-Wagen/ mit der Beute der Völcker/ welche solche Wagen begleiteten. Zuletzte kamen die Priester der zwölf grossen Götter/ die Vestalischen Jungfrauen/ eine Anzahl Römischer Obrigkeiten/ und hundert betagte Römer wie Rathsherren gekleidet. Dieser Aufzug nam die andere Helffte der Rennebahn in Gestalt eines halben Mohnden ein; nach dem die vorigen sich in dem andern zusammen gezogen hatten. Der den August führende Wagen stellte sich mitten unter den Bildern der zwölf Götter der Göttin Rom/ der Wagen der Ehre der Tugend/ der des Geschreyes dem Glücke/ und die zwey des Krieges und des Friedens recht gegen über; also daß die zwey weissen das Ziel andeutende Striche sie unterschieden. Rom und August gaben zugleich denen mit Ruthen von Oel-Zweigen aufziehenden Opffer-Knechten ein gewisses Zeichen/ worauf sie zwölf Ochsen und hundert Widder abschlachteten/ abwuschen/ die Priester einweiheten/ und auf denen dreyen Altaren/ welche in dem mitlern Rückgrade der Rennebahn denen grossen vermögenden und mächtigen Göttern opfferten. Nach vollbrachter Opfferung fieng der auf seine Seule gestiegene Sieg zu singen an:

Komm Eintracht! komm! vergrösser' unsre Lust!
Vermähle Tugend und Gelücke/
Vermähle Fried' und Krieg/ Rom dem August.
Großmächtiges Verhängnüs schicke:
Daß ihre Eh' gebähr' uns eine güldne Zeit/
Die Rom mit Ehre krönt/ die Welt mit Sicherheit.

Bald hierauf stieg die Eintracht unter dem Klange der annehmlichsten Säitenspiele vom Wagen des Friedens/ und verfügte sich zu dem des Krieges; versätzte mit ihrem Schlangen-Stabe der Raserey/ und denen Unholden einen Streich/ worvon sie sich in so viel holde Jungfrauen verwandelten. Denen Cyclopen gab sie ein Stücke Gold/ daraus sie auf einem kleinen Amboß sechs zierliche Ringe schmiedeten. Hierauf trat die Eintracht in die Mitte/ und sang:

Nun Grimm und Raserey/
Und Unhold ist vorbey/
So steht euch nichts nicht mehr/ Verlobten/ in dem Wege.
Weil es die Welt begehrt/
Der Himmel es gewehrt/
So nähert euch/ und macht unendliche Verträge.

Hier-

Hierauf rückte unter dem Schalle der Trompeten anfangs Friede und Krieg zusammen/ dieser Hände drückte die Eintracht zusammen/ gab ihnen zwey Ringe/ welche sie gegen einander verwechselten. Der Sieg sang hierzu:

Wo die Vernunfft des Sieges Ruder führt/
Sein Zweck auf Schirm und Friede zielet;
Wo Unschuld bleibt von Waffen unberührt/
Man nicht mit Treu und Eyden spielet;
Da lässet Fried' und Krieg glücklich sich vermähln/
Und unter's höchste Gut ein herrlich Sieg sich zähln.

Hierauf rückte die Tugend und das Glücke Rom und August zusammen; also daß sie alle vier einander mit den Händen erreichen konten. Diese alle verknüpffte die Eintracht zusammen/ und vermählte sie mit vier Ringen/ welche sie einander selbst übers Kreutze zureichten. Der Sieg sang hierzu:

Nun jauchze/Rom! und prange gantze Welt/
Mit Palmen-Zweig- und Sieges-Pferden!
Denn/ wenn Glück und Tugend Hochzeit hält/
Geneust's der grosse Kreiß der Erden.
Und Rom kriegt/ wenn August schleust Janus Tempel zu.
Den Lorber-Krantz/ die Welt den Oel-Zweig süsser Ruh.

Hiermit rückten die Vermählten ein wenig von sammen/ und drehten mit ihren Wagen dreymal einen Ring. Die Ehre fuhr hierauf darzu/ und sätzte der Tugend/ dem Glücke/ Rom/ und dem August eine perlene Krone auf. Das Geschrey bließ in ihre Trompete/ und die Sibyllen sangen darzu:

Meer/ Himmel und die Erd' empfinden
Vereinbarter Gestirne Kraffte.
Wenn sich nun Götter selbst verbinden/
Muß ihrer Tugend Eigenschafft
Ja wie der Perlen-Thau im Meyen/
Viel gutes auf den Erd-Kreiß streuen.

Wo Glück und Tugend sich vermählen/
Kan nichts als Ehr und Wolfahrt blühn.
Wen GOtt und Himmel auch erwehlen
Und an so hohen Gipffel ziehn/
Von dem muß als wie von der Sonnen/
Viel Seegen kommen hergeronnen.

Der Syrer/ Pers- und Griechen Reiche
Sind gegen diesem/ das August
In Rom wird stifften/ Zwergen gleiche.
Der so viel Hertz in seiner Brust/
Als Julius sein Vater heget/
Mehr Sanfftmuth aber bey sich träget.

Er war ein Fürst im Bürger-Stande;
Itzt Bürger/ nun er Herrscher ist.
Ein Schrecken seinem Vaterlande/
Eh er zum Haupte war erkiest.
Nun aber wünschen Rom und Erde:
Daß Fürst August unsterblich werde.

Der zu dem Kriege war gebohren/
Hat Krieg und Zwytracht todt gemacht.
Die Freyheit/ die schon war verlohren/
Hat seine Herrschafft wiederbracht/
Die Welt hat sich mit ihm beweget/
Und sich mit ihm zur Ruh geleget.

Mit ihm ist Rom und Welt genesen/
Sein kurtzer Krieg schafft lange Ruh.
Der Himmel hat ihn auserlesen:
Daß er den Bürger-Krieg abthu;
Daß unter seinem Schirme müssen
Sich Friede/ Glück und Tugend küssen.

Er kehrt zu Rom nicht nur die Hütten
In Schlösser/ Leim in Marmelstein.
Was wilder Art/ in holde Sitten;
Durch ihn wird Rom ein Abgott seyn/
Den alle Völcker werden ehren/
Weil Welt und Zeit nicht auf- wird hören.

Zu diesem Liede hegten umb den Wagen des Krieges die drey verwandelten Jungfrauen mit denen drey Cyclopen/ umb den Wagen des Friedens/ der Hirten Gott mit den zwölf Satyren/ die ihm folgenden zwölf Winde/ die Ringer/Fechter und Bacchen auf allerhand Arten künstliche Täntze. Bey ihrem Schlusse wendete sich der Sieg gegen die Römischen Kriegs-Häupter/ und die sie auf beyden Seiten mit ihren Wagen bedeckenden Länder; sang er also folgender Weise an:

Ihr/ die ihr Rom zu Pfeilern war't erwehlt/
Laßt euch nicht Eyversucht vergällen.

Wenn der/ dem Glück und Tugend sich vermählt/
Als Haupt sich über euch wird stellen.
Es ist nur dem in Krieg zu ziehen wol kein Rath/
Der's Glücke zum Compaß/ zum Ancker Tugend hat.

Daß Titans Gold Dianens Horn absticht/
Dien' ihr zum Vortheil und zu Ehren.
Denn jenes Glantz versilbert ihr blaß Licht.
So kan nicht euren Ruhm versehren:
Daß über euch August vom Himmel wird gesätzt/
Ihr selbst erhöhet euch/ ie höher ihr ihn sätzt.

Ihr Länder denckt: die ihr der Römer Stadt
Für eure Frau Zeither verehret/
Daß den August/ den GOtt zum Vater hat
Der Welt erkohrn/ zu ihr'n gehöret.
Der Himmel zündet euch selbst neue Fackeln an:
Daß ihm der Erden-Kreiß was süssers opffern kan.

Der Sieg hatte so bald nicht geschlossen; als alle Länder nach der Reye sich dem heiligen Wagen des Augustus näherten/ und ihre Kräntze; die darauf folgende Römischen Kriegs-Häupter aber ihre Schilde und Waffen dem Käyser zun Füssen legten. Die Säitenspiele wechselten hierauf mit denen Trompeten ab/ und fieng alles/ was zu Pferde saß/ nach Erfindung der Sybariten einen Roß-Tantz an. Die aber zu Fusse waren/ tantzten alle Arten der Täntze. die in der Welt erfunden waren. Die Wagen hielten zur Verwunderung aller Zuschauer ein sehr künstliches Kreiß-Rennen. Ja das Ertzt und die todten Steine der Rennebahn wurden gleichsam rege und lebhafft. Auf der mitlern der Sonne gewiedmeten Spitz-Seule brennte oben der in einander gewundene Nahme der Stadt Rom und des Käysers August. Aus der Dreyzancks-Gabel des Neptun spritzte wolrüchendes Waßer. Die auf einem ertztenen Löwen reitende Mutter der Götter schüttete aus ihrer Schale Weitzen; die Altare der grossen Götter loderten von Weyrauch. Die Priester aber weihten das Altar der Hauß-Götter dem Glücke/ das der Murcia der Tugend/ das des Schutz-Geistes dem August mit stets frischen Flamen ein. Der Opffer-Tisch der Stadt Rom spielete mit allerhand Lust-Feuern. Das auf einer hohen Seule stehende Bild der Stadt Rom sprützte rothen/ das des Römischen Schutz-Geistes weissen Wein von sich. Der Oelstrauch trof von Balsam. Das Hauß der Sonne ward mit mehr als tausend Fackeln erleuchtet. Mit einem Worte: die Kunst hatte alle ihre Erfindungen/ das Reichthum alle seine Schätze erschöpfft den Käyser August zu verehren/ und die Zuschauer zu vergnügen. Die Deutschen selbst bezeugten hierüber ihr Gefallen/ ungeachtet es denen Empfindlichsten weh that: daß unter denen Rom und den Käyser verehrenden Ländern auch Deutschland aufgeführt ward. Die aber/ welche zur Zeit ein Auge zuzudrücken für Klugheit hielten/ redeten es jenen vernünfftig aus; und hielten ihnẽ ein: daß sich Spiele selten ohne Gedichte fürstellen liessen; die Parthen und Indianer eben so sehr/ als die Deutschen hierüber zu eyfern Ursach hätten; und wider Unrecht zur Unzeit und ohne fertige Rache zu murren Schwachheit wäre. Alle funden sich auch endlich darein; weil sie sonst von Römern aufs höflichste und kostbarste unterhalten wurden. Germanicus richtete noch selbigen Tag denen deutschen Fürsten auf einem noch vom Drusus mitten im Rhein gebauten Lust-Hause ein kostbares Mahl aus. Das Frauenzimmer ward bis an Strom von eitel schneeweissen Maulthieren auf helffenbeinernen Sänfften mit güldenen Himmeln getragen/ und auf einem Schiffe/ welches den die Europa tragenden Ochsen fürbildete; die Helden aber zu Pferde auf einer flügenden Kupffer-Brücke/ welche auf einmal tausend Reiter tragen konte/ auf das Eyland übergesätzt. Dieses Lusthauß war nicht nur mit dinnen Marmel-Blättern euserlich/ wie Mamurra am ersten zu Rom eingeführt/ besätzt; sondern durchaus dichte von Marmel erbauet. Es stund auf zwölff rothmarmelnen Seulen dreißig Fuß hoch. Der unterste Bodem war mit zwey-färbichtẽ Marmel-

Platten eckicht und so artlich versätzt: daß man sich anfangs scheute einen Fuß fortzusetzen/ aus Furcht in die erhöhten Spitzen zu treten. Die obersten Vorgemächer waren mit kleinen vergüldeten Kiselsteinichen gepflastert/ die Wände mit zusammen gefügten köstlichen Steinen eingelegt; welche allerhand Geschichte der Römer fürbildeten. Und so wol an Glätte als Widerscheine den Spiegeln gleichten. Alle Absätze an Mauren/ Fenstern/ glatten Seulen und Thür-Gerichte waren/ wie Lucius Mumius das Capitol gezieret hatte/ übergüldet. In der Mitte des Saales spritzte eine nackte Diana aus weissem Marmel aus allen Oefnungen das frischeste Brunn-Wasser in eine roth marmelne Schale/ in welcher die Verwandelung des Actäon erhoben war. Das Dach dieses Lusthauses war ein mit eitel ausländischen Gewächsen besäter Garten; und wurtzelten dieselben in grossen allerhand Thiere abbildenden Geschirren aus Samischer Erde/ welche nach Art der Porcellanen überglättet war. Unter diesen waren die theuern und schattichten Lothos-Stauden; derer zehn Lucius Crassus zu Rom anderthalb hundert tausend Gülden werth schätzte. Jedem Gaste war eine besondere Art der Aufwärter zugeordnet. Die schneeweisse Thußnelde bedienten zwölf Mohren-Knaben mit perlenen Hals- und helffenbeinernen Armbändern/ Ismenen so viel Olivenfarbichte Knaben aus Egypten mit schmaragdenen Hals- und Armbändern. Erato ward von zwölf Caledonischen mit weissen glatten/ Zirolane mit so viel Griechischen mit krausen Haaren bedienet. Jene trugen am Halse und umb den rechten Arm aus Agtsteine; diese an beyden Orten Corallene Bänder/ und an den Zehen noch güldene Ringe. Der Fürstin Catta warteten zwölf Indianische/ Adelmunden nicht weniger Arabische/ Agrippinen so viel Bithynische und Sentien Troglodytische Knaben auf. Die ersten hatten Hals- und Armbänder von Rubinen/ die andern von lichtem- die dritten von gesponnenem Golde; die letzten von einer Africanischen den Corallen ähnlichen und der Liebe verträglichen Frucht. Uberdis trugen sie alle an den durchbohrten rechten Ohrläplein aus Perlen/ Edelgesteinen und Golde Ohrgebencke/ und auf der Brust ein gülden Siegel zum Merckmale ihres Adels; Welche theils wie Liebes-Götter/ theils wie Gärtner/ wie Jäger/ wie Botsleute ausgeputzt/ und durch ihre Gestalt/ Farben und Tracht unterschieden; die zusammen gelesenen aber einander sehr ähnlich waren. Hertzog Ingviomer ward von zwölf Parthern/ Flavius von Numidiern/ Catumer von Thraciern/ Zeno von Armeniern/ Marcomir von Hispaniern/ Sesitach von Arabern/ Sebald von Mohren/ Reinold von Syriern/ Arnold von Britanniern/ Tiberius alleine von Römern/ Germanicus von Galliern bedienet; also daß man hier schier eine Versammlung aller Völcker antraf. Diese unterscheidete nicht nur ihre Landes-Art in ihren Kleidern/ und derselben Farben; sondern sie hatten auch eben so wol zum Zeichen: daß sie alle wider ihre Feinde gesiegt und solche Preiße verdient hatten/ ihre Armbänder aus Golde/ Silber oder Stahl; welche theils wie Schlangen/ theils mit Helden Gesichtern/ theils mit wilder Thieren gebildet waren. Die Taffel war Ey-rund von Zitron-Holtze wie ein Pfauen-Schwantz gleichsam mit Augen beworffen/ und mit einem silbern vergüldeten auch mit Edelgesteinen eingelegten Rande eingefaßt. Die helffenbeinernen Füsse bildeten vier Panther-Thiere ab. Die Bette an der Taffel waren von Silber mit zierlichem Blum- und Bilder-Werck erhoben; ihre Füsse und Zierathen von Onix/ die Küssen von Purpur. Der Schenck-Tisch war von Delphischem Marmel/ und ward von einem ausgehauenen Löwen getragen/ auch die allerkostbarsten Asiatischen Trinckgeschirre darauf

Staffel-weise aufgethürmet. Der erste Aufsatz mit sampt denen darauf stehenden Schüsseln und Geschirren waren aus eitel Berg-Krystallen. Zwischen vierzehn kleinern Schüsseln standen zwey grosse/ in derer einer zweytausend Fische hunderterley Art/ in der andern fünftausend Vögel hunderterley Geschlechtes aufgesätzt waren. In der Mitte stand eine grosse Crystallene Wanne/ mit weissem Weine gefüllt. Und darbey zwey solche Wagschalen mit güldenen Gewichten. So bald Germanicus einen Winck gab/ brachte man Thußnelden/ Ismenen/ der Königin Erato/ Zirolanen/ Catten/ Adelmunden und Agrippinen Meer-Barben. Nach dem nun diese gewogen/ und die erste sechs/ die andere sechstehalb/ drey fünf/ und die letzte vierdtehalb Pfund schwer zu seyn befunden ward/ bat Germanicus selbst: sie möchten diesen edlen Fischen die Ehre gönnen von ihren schönen Händen zu sterben. Jede gab dem ihrigen einen Stich; worauf sie nach weniger Ausblutung in die Wanne geworffen wurden/ umb eher mit dieser sterbenden Fische wunder-würdiger Farben-Veränderung die Augen/ als den Geschmack zu weiden. Anfangs rötheten sich die Schopffen/ Fluß-Federn/ und Bärte wie Zinober; hernach erblaßten sie nach und nach; also daß jedermann bekennen muste: es wäre nichts schöners/ als eine sterbende Meer-Barbe; und daß dannenher die Verschwendung des Octavius/ welcher für eine fünf tausend Sestertier bezahlt hätte/ etlicher maßen zu entschuldigen wäre. Nach dem sie in dem Weine nun gantz erblaßt waren/ trug man sie ab umb in der Küche/ darinnen alle Geschirre silbern waren/ sie zu sieden; welche hernach mit Säitenspielen von bekräntzten Köchen auf die Taffel getragen wurden. Die andere Tracht bestand aus eitel güldenen Schüsseln und Geschirren; welche von Phasan- und Pfauen-Gehirne und Eyern/ Phönicopter-Zungen/ Feigen-Fressern/ Murenen-Milch/ Scarus-Lebern/ und allen nur in der Welt befindlichen Kostbarkeiten angefüllt waren. In der Haupt-Schüssel aber waren Gerstlinge und Brachvögel aufgesetzt; welche in Gallien und Deutschland gefangen werden/ und Germanicus allem andern kostbarem Geflügel der Welt weit fürsätzte. Die dritte Tracht war von Porcellanen Geschirren/ und enthielt in sich eitel Ausländische Gewächse. Die Weine zu diesem Mahl hatten wol hundert Länder gezinset; also daß dieses weder an Kostbarkeit noch herrlicher Anstalt dem grossen Gastmahle des Tiberius nichts nachgab; außer daß auf diesem so starck nicht getruncken/ sondern mehr von allerhand Wunderwercken der Natur und Sitten der Völcker geredet ward. Hiermit verzohe sichs bey nahe an Mitternacht; da den̄ alle auf köstlich bereiteten Schiffen zwischen mehr als hundert-tausend Fackeln den Rhein herab/ nach Meyntz geführet wurden. Nichts desto weniger machten die Deutschen sich folgenden Morgen zeitlich auf/ um ihren den Tag vorher grösten theils bereiteten Aufbruch zu bewerkstelligen. Denn/ weil folgenden Tag das Jahr-Gedächtnüs des Drusus einfiel/ da die Gallier bey seinem Grabmale opffern musten/ und die Römer ihm zu Ehren allerhand Reñen hielten; eilten die Deutschen so viel mehr fort/ umb diesen ihnen ärgerlichen Greuel nicht mit anzuschauē. Beym Abschiede beschenckte Tiberius alle deutsche Fürsten/ Agrippine alles deutsche Frauenzimmer. Insonderheit liebkosete Tiberius dem Flavius umb ihn vertraulich und also mit der Zeit zu einem Werckzeuge des Römischen Joches zu machen; weil er ihn hierzu sehr dienlich/ und das Vertrauē für die sichersten Fessel schätzte. Zu mehrer Beglaubigung brach er eine güldene Müntze entzwey; auf welcher einen Seite der Kopff des Käysers und Agrippinens; auf der andern ein Krokodil von der Stadt Nemausus in Gallien gepregt war; worvon er die Helffte dem Flavius als ein Pfand seiner Freundschafft übergab/ das andere zu seiner Versicherung behielt.

hielt. Dem Hertzog Ingviomer gab er sein und des Käysers in einen grossen Onix geschnittenes Bild; Hertzog Catumern eine Agat-Schale/ darein das Bild des grossen Alexanders erhöhet war; dem Fürsten Zeno ein mit Edelgesteinen versätztes Armband/ welches die Haut einer Schlange umfaßte. Dem Feldherrn Herrmañ überschickte er so wol als dem Arpus eine halbzerbrochene Müntze/ wie Flavius empfangen hatte; und jenem darbey einen fürtreflichen Sardonich von ungemeiner Grösse. In dessen obern Theile war Jupiter auf einer/ Augustus auf der andern Seite sitzende mit einem Wahrsager-Stabe eingegraben. Die Rom fürbildende Livia saß ihm zur lincken Hand. Beyder Füsse standen auf Schilden. Zwischen beyden stand in einem Glücks-Kreiße der Steinbock. Unter ihm war ein Adler zu sehen. Hinter dem August stand die den Neptun umbarmende Cybele/ und sätzte dem August/ als einem Sieger zu Lande und auf der See/ einen Siegs-Krantz auf. Unter ihnen lehnete sich die sitzende/ und einen güldenen Monden am Halse tragende Agrippina mit dem Arme auf den Stuhl. In der rechten Hand hatte sie ein Horn des Uberflusses/ und auf jeder Seiten einen nackten Knaben. Für dem Käyser stand der zum Kriege gerüstete Germanicus/ wie er aus dem Illyrischen Kriege sieghaft zurücke kam. Tiberius aber trat von einem Sieges-Wagen herab; dessen Pferde die Göttin des Sieges im Zaume hielt. Im untersten Theile dieses Edelgesteines richteten die Römer ein Siegs-Mahl über die Dalmater und Pannonier auf. Unter diesem saß König Pinnes mit hinter den Rücken gebundenen Händen. König Bato Dysidiates bat kniende umb Gnade. Dem Cattischen Hertzoge übersendete er ein köstliches Trinckgeschirre aus Topaß; und überdis jedem sieben Arabische Pferde. Agrippinens Geschencke bestunden am Fräulichem Schmutze/ Perlen/ Edelgesteinen/ Spiegeln/ und Asiatischen Seiden-Zeugen. Die Gesellschafft des deutschen Frauenziñers hatte Agrippinen auch derogestalt vergnügt; daß sie Thußnelden versprach aufs Früh-Jahr in den Schwalbachischen Sauerbrunn zu folgen/ umb bey Pflegung ihrer Gesundheit zugleich durch annehmlichen Unterhalt ihr Gemüthe zu ermuntern.

Weil nun Tiberius durch Stillung der Cherusker Ehre genung erlangt zu haben vermeinte/ und das verschobene Siegs-Gepränge über die Illyrier und Pannonier zu halten/ auch dem grossen Gastmahle seines Sohnes Drusus/ welcher daselbst Ober-Einnehmer des Reichs worden war/ beyzuwohnen verlangte; überdis auch die Wahrsager unaufhörlich den Tod des Käysers verkündigten/ so gar: daß August/ welcher doch vorher den Stand seiner Geburts-Sterne selbst herausgegeben hatte/ nunmehro alle Wahrsagungen von ihm bey Leibes-Straffe verbieten muste; brach Tiberius bald nach der Deutschen Abschiede nach Rom auf; umb/ da GOtt etwas über den Käyser verhienge/ von dem Haupte des Reiches nicht entfernet zu seyn. Uberdis schickte sichs auch nicht länger in Gesellschafft seines angenom̃enen Sohnes Germanicus zu bleiben; weil er zu Rom mit dem Fontejus Capito zum Bürgermeister erwehlet ward; ungeachtet er noch nie die Stadt-Vogtey verwaltet hatte. Denn nach dem sich August weit über die Gesätze geschwungen hatte; waren seine Anverwandten nicht mehr an alte Ordnungen und an die gemeinen Staffeln der Würden gebunden. Denn wenn Fürsten über ihr Geblüte was entschlüßen wollen/ brauchen sie selten andere Rathgeber/ als die Natur; und bey diesen ist das sich übereilende Glücke nicht in Gefahr/ wie bey Bürgern. Tiberius ward etliche Tage-Reisen weit von Rom schon von grossen Mengen der Bürger mit grossem Frolocken nicht viel anders/ als wenn er schon Käyser wäre/ bewillkom̃t/ und in dem Tempel Bellonens für der Stadt/ darein kein siegender für gehaltenem

Siegs-Gepränge kommen dorffte/ begleitet; ja er als die Glückseeligkeit der Stadt Rom/ wie Aristides Griechenlandes/ vom Volcke ausgeruffen. Denn das Ansehn bejährter Fürsten veraltert eben so wol als Bäume; und man giebt auf die wolthätige Sonne niemals so genau acht/ als auf neu-aufgehende Sternen/ ungeachtet es schädliche Schwantz-Gestirne sind. Tiberius fand den Römischen Rath im Tempel Bellonens schon vor sich; welcher nicht einst/ dem alten Brauche nach/ seine Verrichtungen: ob sie das Siegs-Gepränge verdienten/ untersuchten; sondern ihn selbst baten: er möchte nicht nur über die bezwungenen Illyrier und Pannonier; sondern auch über die gezähmten Deutschen drey Tage nach einander Sieges-Gepränge halten. Denn ob zwar August Bedencken hatte das leztere dem Tiberius zu entbengen; weil die Römer mehr eingebüßt als gewonnen hatten/ und der Käyser aus einer den Alten anklebender Furcht die Deutschen dardurch aufs neue zu erregen besorgte; so hatte sich doch Livia des Käysers fürlängst so bemeistert: daß er seinem Stief-Sohne nichts mehr abzuschlagen getraute. Worbey sie sich dieses scheinbaren Vorwands bediente: daß ohne Zulassung eines Siegs-Gepränges über die Deutschen das Römische Volck ihm eine neue Niederlage einbilden/ und die so fast eingewurtzelte Furcht für den Deutschen nimmermehr ausgerottet werden würde. Also hielt Tiberius drey Siegs-Gepränge hinter einander mit solcher Pracht/ als fast kein Römischer Feldherr jemals vorher. Unter andern auf helffenbeinerne Taffeln geschriebenen Lobsprüchen ward dem Tiberius sonderlich nachgerühmt: daß er in Deutschland offt auf bloßem Rasen gespeiset; offt unter freyem Himmel ohne Zelt übernachtet; alle Kriegs-Verrichtungen folgenden Tages schrifftlich von sich gegeben und befehlen hätte: Alle an etwas zweifelnde Befehlhaber solten ihm selbst/ nicht durch eines andern Mund ihren Kum̃er entdecken; und seiner auch nicht bey der Nacht-Ruh schonen. Er hätte die alte Krieges-Zucht wieder auf die Beine gebracht/ und einen Kriegs-Obersten/ der wenig Soldaten auf die Jagt über den Rhein geschickt/ seiner Ehren entsätzt. Er hätte sein Leben etliche mal in höchste Gefahr gegeben/ und den mit des Varus Blute den Römern angehenckten Schandfleck redlich abgewischt. Tiberius/ welcher nunmehr in Hofnung die Herrschafft des Römischen Reiches schon verschlungen hatte/ unterließ nichts das Volck an sich zu ziehen/ und seine angebohrne Gramhafftigkeit durch angestellte Schau-Spiele zu verhüllen. Augustus machte mit seinen nach der Niederlage des Varus dem Jupiter gelobten grossen Spielen den Anfang/ und suchte damit zu bezeugen: daß Jupiter seinem Wunsche nach das Römische Reich in einen bessern Stand versätzt hätte. Auf diesen brachte Tiberius bey Wahrnehmung: daß der Adel in Schauplätzen zu fechten gelüstete/ beym Käyser zu wege: daß er denen Ritters-Leuten/ welchen es bey Verlust ihrer Ehre verboten war/ solches erlaubte/ umb deswegen an statt voriger Schande nun mit dem Tode gestraffet zu werden. Nach dem auch die Laster/ wenn sie wo schon anfangen Sitten zu werden; bald die Verwegenheit bekommen sich auf den Stuhl der Tugend zu setzen; so gieng es auch mit dieser Begierde zu fechten; und schämten sich die Edlen nur nicht von dem Stadt-Vogte in offentlichem Schauplatze Geschencke hierfür anzunehmen; sondern auch nicht August denen Austheilungen der Preiße persönlich beyzuwohnen. Ja zum Kennzeichen der verterbten Stadt mangelte es nicht an Leuten/ welche diese und andere im Schwange gehende Laster öffentlich lobten; und aus ihrer Schande Wolfahrt schöpften; welches die zwey eusersten Ende der Boßheit sind. Man nennte den Tiberius den neuen Hercules; welcher dem Käyser/ wie der alte dem Jupiter zu

Ehren in Creta mit seinen Brüdern Peoneus Epimedes/ Jasius und Idas gleiche Spiele zum ersten gehegt/ und solche hernach unter dem Berge Olympus alle fünf Jahr von gantz Griechenland zu feyern eingesetzt hätte. Die damals gewesene güldene Zeit käme mit diesem Hercules wieder; und man tichtete noch darzu: daß sich umb selbige Zeit in Arabien/ wie nachgehends kurtz für des Tiberius Tod in Egypte ein Phönix habe sehen lassen. Drusus kriegte den Nahmen Iphitus/ welcher die eine Zeitlang gelegenen Spiele der Griechen wieder in Ruff und Ubung gebracht hatte. Ohne diese Ubungen würde die Tapferkeit des Römischen Adels verrostern/ die Jugend wie stehendes Wasser faul und stinckend werden; nachdem sie mit der gebändigten Welt nicht mehr so viel zu schaffen hätten. Das niemals stille stehende Meer wäre das rechte Vorbild edler Gemüther; welche stets etwas zu thun/ und wo nicht mit andern/ doch mit sich selbst zu kämpfen haben wolten. Gleichwohl aber wächset die Boßheit der Tugend niemals so sehr zu Kopfe: daß sie mit Strumpf und Stiel ausgerottet würde. Unter einer solchen Welt-voll Menschen/ wie Rom hausete/ blieben gleichwohl ihrer viel/ welche im Hertzen diese Bländungen der Herschafftigkeit mit andern Lastern verfluchten. Und wie das euserste eines Lasters offtmals einer Tugend nahe kömt/ also vergehet sich zuweilen eine tugendhafte Empfindung auf einen Abweg der Laster. Dieses ereignete sich zu Rom damit: daß/ weil es nicht halff die Boßheit mit gutem Beyspiele zu schelten/ sie ihren Worten und Buchstaben eine Krafft der Verbesserung zutrauten/ und durch allerhand Stachel-Schrifften/ welche sie des Nachts an das Haus des Käysers/ des Tiberius anhefften/ und insonderheit bey dem Grabe des Cato mehrmals mit vielen Lichtern Nacht-Opfer hielten/ und die Götter anruffen: Sie möchten aus der Asche des Cato einen neuen Sittenrichter entsprüssen lassen. Insonderheit aber suchten sie es Livien und dem Tiberius offtmals so nahe: daß ihnen solche Anstechungen/ weil sie meistentheils wahr waren/ nicht nur im Hertzen weh thaten; sondern sie auch ihre Ungeduld beym Käyser empfindlich ausliessen. Der kluge August aber lächelte nur anfangs darüber/ und sagte Livien: Es stünde zwar in unser Gewalt tugendhafft zu seyn; aber nicht/ daß uns iedermann darvor ansähe. Dem Tiberius aber: Es wäre keine nachdrücklichere Rache wider die Verläumbdung/ als wenn man sie durch rühmliche Wercke zur Lügnerin machte. Und als sie noch heftiger darwider redeten/ sagte er beyden: Das Papier wäre weich und vertrüge alles. Solche Schmäh-Karten würden ehe vertilget durch Veracht- als Bestraffung. Wenn man sie abriesse/ wären auch die Vernünftigen vorwitzig nach ihrem Innhalte zu fragen. Wenn man sie aber stehen liesse; schämten sich auch die/ welche unter dem Pöfel was seyn wolten/ solche als Lästerungen zu lesen. Wer wider den Schaum des lästernden Pöfels sich seiner höchsten Gewalt gebrauchte/ thäte nicht besser/ als der/ welcher mit güldenen Pfeilen nach Fliegen schüsse; oder bey der Erndte sich das Geschrey der Heuschrecken von nöthiger Arbeit abhalten liesse. Insonderheit müsten Fürsten sich dieser Empfindligkeit entäusern; und die aus Leichtsinnigkeit herrührende Schmähungen verachten; die aus boßhafftem Vorsatze verzeihen; mit denen aus Wahnwitz herflüssenden aber Mitleiden haben. Denn nach des grossen Alexanders Urtheil/ wäre Königen nichts gemeiners/ als daß von ihrem besten Thun am übelsten geredet würde. Welcher Held nur drüber gelacht; und er hätte unterschiedene mal selbst sie belohnet/ wenn sie etwas sinnreiches in sich gehabt. Alleine Livie/ welcher das Ansehen des Tiberius mehr/ als ihr eigenes an die Seele gebunden war/ lag dem Käyser Tag und Nacht in Ohren/ und hielt ihm ein: Wer recht thäte/ hätte zwar übele Nachrede zu verlachen. Aber diese Gedult stünde nur gemeinen Leuten/ nicht Herrschern wohl an; und

müsten aufrühriſche Schmach-Schrifften von wörtlichen Schmähungen gewiſſer Leute unterſchieden werden. Der Stachel-Schrifften gerinſtes Abſehen wäre den Geſcholtenen zu ſchimpfen; das eigentliche durch Ausholung des Urthels derſelben Gemüther zu erforſchen/ welche mit der Herrſchafft übel zufrieden wären; umb ihnen zu vorhabendem Aufruhre einen Anhang zu machen. Sie kleibten die e gifftige Papiere nicht an ihre Galle auszulaſſen/ſondern ſie in andere Gemüther zu ſämen. Sie gebrauchten ſie zu rechten Wetter-Hähnen/welche ihnen Nachricht gäben: Woher/ und wohin die Liebe und der Haß des Volckes wehete? um bey erſehener Gelegenheit das gantze gemeine Weſen zu verwirren. Durch dieſe tägliche Beſchwerführungen ward Auguſt endlich erweicht: daß er wider die Fertiger ſolcher Stachel-Schrifften ein ſcharffes Verboth eröffnete/ ſolche von denen Bauherren aufs fleiſſigſte zuſammen ſuchen/ und auſſerhalb der Stadt verbrennen/ etliche Uhrheber auch ernſtlich ſtraffen ließ.

Unterdeſſen meynte der Bürgermeiſter Germanicus ſeine neue Würde mit einem herrlichen Siege ſo viel mehr anſehlich zu machen. Beſetzte daher Meyntz und andere oben am Rhein und an der Moſel habende Orte mit der andern/ dreyzehnden und ſechzehnden dem Cajus Silius untergebenen Legion aufs beſte; ſchickte den Aſprenas mit der 21.ſten Legion und 12000. Hülffs-Völckern gegẽ dẽ Hertzog Melo voran; umb alle ſeinem Nachzuge etwan im Wege ſtehende Hindernüſſe auf die Seite zu ſchaffen. Er folgte mit der erſten/fünften und zwantzigſten Legionen/ und noch zweymal ſo vielen Hülffs-Völckern nach. Denn mit der gantzẽ Römiſchen Macht gegen einen oder zwey deutſche Fürſten aufzuziehen/ hielt er ihm und dem Römiſchen Volcke zu verkleinerlich; und das Mißtrauen gegen die Noricher/ Pannonier und Illyrier nöthigte ihn auch ein Theil des Römiſchen Heeres oben am Rheine ſtehen zu laſſen. Ein Theil des Cherusk- und Cattiſchen Heeres zohe auf der Oſt-Seite des Rheines gleichfalls biß an die Sicambriſche Gräntze hinunter/ den Römern auf allen Fall die Uberfahrt über den Rhein/ und andere beſorgliche Widerkommungen des Friedens zu verwehren. Alleine Hertzog Melo/ und ſein Sohn Francke hatten inzwiſchen durch Verhauung der Wälder/Beſetz- und Verſchantzung der Ströme/ Hinwegnehmung der Pramen und Schiffe ſich mit Hülffe der Chauzen und Frieſen/ welche noch bey denen Sicambern und Juhonen feſte hielten/ in ſo gute Bereitſchafft geſetzt: daß Aſprenas ſich nicht einſt einen verhauenen Wald zu öffnen wagte; ſondern den Germanicus erwartete. Aber beyde fanden an der Moſel gröſſern Widerſtand/ als ſie ihnen eingebildet. Denn Hertzog Franck hatte alles ſein Fuß-Volck zu Pferde geſetzt; alſo daß es nach Bequämligkeit des Ortes zu Fuſſe und zu Roſſe fechten konte. Wermit ſie denn alle Anſtalten der Römer an unterſchiedenen Orten überzukomen zernichteten; ja ſelbſt durch ihre geſchwinden Ein- und Uberfälle die Römer ermüdeten; denen Galliern aber groſſen Abbruch thaten. Hierüber verſpielte Germanicus wohl zehn Tage/ und wie ſauer es ihn ankam/ muſte er zwey Tage-Reiſen weit gegen Trier an der Moſel hinauf rücken/ umb daſelbſt überzuſetzen; wiewohl es nicht ohne ſcharffes Gefechte abgieng/weil der jüngſte Sohn des Sicambriſchen Hertzogs/ Dietrich/ mit vier tauſend auserleſenen Reitern noch dahin kam; als die Römer kaum drey tauſend Hülffs- und ein tauſend eigene Völcker über den vom Regen ſehr angelauffenen Strom gebracht hatten. Daher das meiſte Theil der Hülffs-Völcker entweder in Stücken gehauen/ oder in die Moſel zurück getrieben ward. Endlich aber/als dieſe Handvoll Volck der gantzen Römiſchen Macht Uberſetzung nicht länger verwehren konte; wendete ſich der Hertzog Dietrich gegen die

verhauenen Wälder/ bey welchen Germanicus abermals einen sauren Apfel aufzubeissen bekam. Es fiel aber eine so grimmige Kälte ein: daß die Römer gegen deren des Frostes gewohnten Deutschen nicht mehr im Felde stehen konten; also sie ihnen in diesen Wildnüssen so viel weniger was abzujagen getrauten. Germanicus muste sich also an dem behaupteten Strome der Mosel/ von welchem sich nun auch Hertzog Franck und seines Vatern Bruder Verthorit zurück zohen/ vergnügen lassen. An diesem bautē die Römer eine grosse Anzahl von Holtz geschrotener/ und nur euserlich/ theils mit Erde/ theils mit Häuten gegen das Feuer verwahrte Schantzē/ um nur den Einfall der Sicambrer gegen die Orte/ worinnē das verlegte Römische Heer überwintern solte/ zu verwehren. Nachdem nun Germanicus dißfalls alle gute Anstalt gemacht hatte/ sich auch auf die Vorsicht des Cajus Cäcina/ dem er das Heer untergab/ zu verlassen wuste; eilte er als Bürgermeister selbst nach Rom. Denn weil er in viel Wege wider die alte Gewohnheit diese Würde bekommen hatte/ indem er noch nicht über zwey und viertzig Jahr alt/ auch nicht Stadt-Vogt gewest/ und noch dazu abwesend erwehlet worden war; hielt er es für eine Nothwendigkeit durch seine Gegenwart seine Fähigkeit zu diesem höchsten Ampte in Rom zu bewehren; welches im Richten / Einrathen / Vorgeben / Gesetz-geben/ Krieg führen das höchste Hefft führte/ und noch gewisser massen der Gewalt der Fürsten/ auch nach schon veränderter Herrschens-Art überlegen war. Germanicus traff zu seiner Verwunderung Rom in weniger Zeit so verändert an: daß ers fast nicht mehr kennte. Also übereilet die Zeit zwar die Vernunfft; aber die hinreissenden bösen Sitten die Zeit; ob sie zwar flüchtigere Flügel/ als die Gestirne hat. Das meiste und wichtigste Fürnehmen zu Rom war Wolleben; und die Wollust/ wormit die Römer vorher andern Völckern mehr als mit ihren Waffen Schaden gethan hatten/ hatte nicht nur bey dem lüsternen Pöfel/ sondern auch beym Adel das Ansehn eines aufgeweckten Gemüthes bekommen. Beyde Meere rauschten von unzählbaren Schiffen/ welche nichts als aus fremden Landen Würtzen der Uppigkeit/ und theuren Vorrath zu verschwenderischen Gastmahlen zuführten. Die Reichsten der Stadt meynten hochgesehen zu seyn/ wenn sie ihrer Vor-Eltern gesamleten Güter mit neuen Uppigkeiten durchbrächten. Fürnemlich war eine unersättliche Begierde der Schauspiele eingerissen; da für diesem solche nur an gewissen Tagen und nur von höchsten Obrigkeiten gehalten wurden/ unterstanden sich nunmehr einzele Edelleute/ ja Gauckler ausser der Zeit dem Römische Volcke selbte fürzustellē. Also ward Germanicus durch den Strom der Wollüste gleichsam gerissen sich auch darinnen sehen zu lassen. Denn/ wenn ein Fürst was weniger/ als andere thut/ ist er dem Volcke verächtlich; wenn er sich andern gleich hält/ verwundert es sich über ihn; wenn er es aber mit was besonderm andern zuvor thut/ bethet es ihn an. Weil nun Germanicus die Zuneigung des Römischen Volckes wider den neidischen Tiberius/ welcher seine fürtreffliche Thaten und Siege stets vernichtete und gar schädlich schalt/ zu seiner Schutz-Wehre hoch von nöthen hatte; richtete er selbtem unterschiedliche Mahle/ und theilte ihm etliche mal Weitzen aus. Insonderheit aber wolte er/ ehe er des Sicambrischen Krieges halber wieder in Deutschland reisen müste/ sich mit etwas ungemeinem sehen lassen; also machte er Anstalt den neuen Marckt des August mit grossen dem Krieges-Gotte gewiedmeten Spielen einzuweihen. Darinnen er sich fünf Tage hintereinander mit Rennen so wacker sehen ließ/ daß das Volck ihm ohne Heucheley zuruffen kente; er hätte es allen andern zuvor gethan. Endlich beschloß er die Spiele am Mittage desselben Tages/ da der von Livien dem Cajus und

Lucius zu Ehren gebaute Gang eingesegnet ward / mit einer Jagt in der grossen Renne-Bahn; darinnen er fast alle Thiere der Welt hetzen / und alleine zwey hundert Löwen tödten ließ; gegen welche auch Edle zu streiten sich nicht schämten; da vorher die / welche durch grosse Laster den Hals verwürgt hatten / zu solchem Kampfe verdamt wurden.

Unterdessen brach der Cheruskische und Cattische Hof nach Mattium der Catten Haupt-Stadt auf; theils denen Römern durch ihre Verharrung am Rheine keinen Argwohn zu verursachen / theils auch daselbst das Beylager des Fürsten Catumers mit Jsmenen zu vollziehen. Weil die Römer auch wegen frühen Winters ihr Heer in Gallien zu überwintern vertheilten / fand sich daselbst auch Hertzog Ganasch / und mit des Feldherrn Erlaubnüß Adgandester ein. An statt voriger Kriegs-Händel spielte die Liebe nunmehr bey den Cheruskern und Catten den Meister; und schien es: als wenn die der Liebe gewiedmeten Tauben in alle Helme der in dem Kriege so wohl verdienten Helden Nester gemacht hätten. Jedoch behielt die Liebe eine grosse Eigenschafft von dem Kriege / nemlich die Unruh / welche gleichsam das oberste zu unterste drehte; gleich als wenn Deutschland so wenig als das Meer ohne Bewegung bestehen könte. Weil die Zunge ein Blat des Hertzens ist / welches diß / was in der Wurtzel steckt / leicht mercken läßt; ja Wände und Teppichte gleichsam Zungen haben Fürsten Geheimnüsse zu entdecken / ist unschwer zu ermässen: daß diß nicht konte dem Feldherrn verschwiegen bleiben / was zwischen dem Flavius und der Erato / zwischen dem Zeno und Jsmenen zu Meyntz fürgegangen war; als wo die Noth alle Vermummungen der Liebe von den Antlitzern gerissen / und sie sich alle so bloß gegeben hatten. Ja Jsmenens einiger Unmuth verrieth unterwegens: daß sie gleichsam mit den Haaren nach Mattium gezogen würde. Beyde neue Verbindungen / so wohl des Flavius als Jsmenens / erregten ihm keinen *geringen* Kummer / und verrückten ihm *viel heilsame* Absehen für die gemeine Wohlfarth Deutschlandes; weil er nicht weniger den Flavius der Chaucischen Fürstin Adelmunden / als Jsmenen Catumern bestimt hatte. Er verstand zwar / was die obersten Herrscher zu Heyrathen ihrer Fürsten und Anverwandten zu sagen hätten; aber auch die dißfalls für andern Völckern den Deutschen zukommende Freyheit / und die Hartnäckigkeit der Liebe / welche / wenn sie sich einmal auf die Hinter-Füsse gesetzt hat / weder mit Gewalt sich über einen Hauffen werffen / noch die Vernunfft mit der Hand leiten läßt; sondern die einige Zeit eine kleine Bothmässigkeit über sie habe. Alleine Jsmenens und Catumers Heyrath ins weite Feld zu spielen / liesse sich in keinerley Weise thun. Denn weil zu sagen hohe Häupter auf Erden keinen andern Richter-Stul / als der eigenen Scham-Röthe hätten; blieben die Verlobungen zwischen Fürsten nur so lange verbindlich / als sich *keine an*ständigere Heyrath der Herrschens-Klugheit ereignete; und besorgte der Feldherr: daß nicht Hertzog Arpus diesen Verzug für eine Verachtung aufnehmen / und mit seinem Sohn Catumer ein Auge auf König Marbods Tochter werffen dörffte; welch Bindnüß mit der Zeit den völligen Untergang des Cheruskischen Hauses nach sich ziehen könte. Nachdem er sich lange mit seinen Gedancken geschlagen hatte; seine Klugheit aber keine aus diesem *Jrrgarten* ihn leitende Handhabe finden konte; entschloß er sich dieses wichtige Werck alleine mit seiner Gemahlin Thußnelde / Hertzog Jnguiomern und Adgandestern zu berathen; unwissende: daß der letzte selbst ein Auge auf Jsmenen hätte. Thußnelde sagte aufrichtig: Es schiene: daß das Verhängnüß bey der Liebe Jsmenens und des Zeno die Hand mit im Spiel hätte; weil die Königin Erato ihr so

festes

festes Band wider aller Menschen Vermuthen zerrissen/ und dem Zeno Jsmenen zu lieben freygelassen hätte. Das bewegliche Einreden des Feldherrn hätte bey Jsmenen nichts verfangen; sondern sie eine unüberwindliche Abscheu für dem Fürsten Catumer bezeuget; als sie auf den Zeno entweder noch kein Absehn gehabt/ oder zum wenigsten sie sich auf ihn/ wie ietzt/ keine Hoffnung machen können. Weil man nun wider das Verhängniß mit keinem Rathe aufkäme/ würde das rathsamste seyn die angezielte Heyrath von sich selbst wieder zerrinnẽ lassen. Eben dieser Meynung pflichtete der schlaue Adgandester bey/ welcher bey Berathschlagung über frembdem Glücke sein eigenes allemal zu seinem Augen Ziel hatte. Jngviomer aber/ welcher diese Heyrath für ein festes Band des Cheruskischen und Cattischen Hauses hielt/ und bey ihrer Zergehung besorgte: Catumer würde sich nach König Marbods Tochter umbschauen/ rieth nur stracks das Widerspiel. Die Jugend hätte zwar zu grosse Zärtligkeit und wenig Vernunft in der Liebe; also daß sie nicht übers Hertze zu bringen getrauten was schöners oder bessers zu verehren/ als das Bild/ welches ihre Einbildung zum ersten in ihre Seele gedrückt hätte. Aber der Vernunft wäre kein Ding unmöglich; und das älteste Gesetze der Cherusker wäre: daß iedermann fürs gemeine Beste sein Leben/ wie vielmehr seine Liebe aufopfern müste. Wolten bey Jsmenen keine Gründe der Vernunfft und der Ehre verfangen: daß sie mehr Ursache hätte einen zur Herrschafft gebornen Fürsten der welt-berühmten Catten/ als einen seinen eigenen Uhrsprung nicht wissenden Frembdling zu heyrathen; müste man durch die Geistligkeit sie gewinnen; welche durch ihren Gewissens-Zwang die härtesten Gemüther zu entsteinern wüsten. Der Feldherr fiel Jngviomern bey/ und hielt für nöthig keinen Augen-Blick zu versäumen: weil dem Hertzog Arpus Jsmenens Liebe unmöglich lange verborgen bleiben könte. Adgandester/ als er sich überstimmet sahe/ fieng an: Wo Jsmene gewonnen werden solte/ würde für allen Dingẽ Zeno von ihr zu entfernen seyn. Denn was man täglich im Auge hätte/ liesse sich schwerlich aus dem Hertzen verbannen. Der Feldherr und Jngviomer hielten diesen Vorschlag nicht für undienlich; dessen Ausübung aber fiel ihnen nicht nur bedencklich; weil es eine Unart wilder Völcker wäre/ einen Frembden nicht aufnehmen/ noch viel grausamer aber einẽ angenom̃enen verstossen; sondern auch in einem frembden Gebiete schwer/ und ohne Vorbewust des Cattischen Hertzogs unverantwortlich. Was solte man aber bey diesem gegen einem so klugen Fürsten für einen Vorwand gebrauchen? Würde es Arpus nicht für einen Eingrieff in sein Schirm-Recht annehmen? Würde Zeno sich nicht auf seine Unschuld beruffen; und die Ursache seiner schimpflichen Verjagung wissen wollen? Adgandester antwortete: Man solte diesen Kummer ihm lassen; ob zwar ins gemein ihrer viel begierig zum Rathgeben/ aber furchtsam zur Verrichtung wären/ erheischte doch seine Treue die Gefahr aller seiner Rathschläge über sie zu nehmen. Zeno hätte durch Mißbrauch der genossenen Wohlthaten sich der Gast-Freyheit verlustig gemacht; da er sich erkühnet mit des Hauptes in Deutschland Schwester heimliche Buhlschafft zu pflegen. Da er doch wohl wüste: daß bey den Deutschen und den meisten wohl-gesitteten Völckern die Verlöbnüsse ohne der Eltern Einwilligung ungiltig; sonderlich aber die Töchter nicht fähig wären ihrem Gutdüncken nach einen Mann zum Nachtheile des gemeinen Geschlechtes zu erkiesen. Ein Fürst aber wäre aller Vater; ja seine Gewalt erstreckte sich weiter/ als die väterliche. Hertzog Arpus könte es nicht übel aufnehmen: daß der Feldherr wider einen/ der ihn beleidigt hätte/ sich seines Rechtes so glimpflich gebrauchte. Für

wenig Jahren hätte Vocione in König Marbods Gebiete gar ein Blut-Gerichte über einen ihr nicht unterthänigen Ausländer ausgeübt: Die Fürstliche Hoheit klebte der Fürsten Person unzertrennlich an; also daß sie auch unter frembdem Gebiete sich nicht von ihm absondern liesse; es wäre denn: daß ein Fürst zum Gefangenen würde. Zu dem hätten die Feldherren in Deutschland eine durchgehende Bothmässigkeit in allen Ländern/ wo sie hinkämen. Diese scheinbare Ursachen/ und Adgandesters Ansehen/ welches er gleichsam durch eine Regung der Gestirne beym Feldherrn überkommen hatte/ bewegten ihn: daß er Adgandestern heimstellte den Zeno auf die beste Art aus Deutschland zu bringen; nach dessen Erfolg Adgandester so denn bey Ismenen halb gewonnenes Spiel zu haben vermeynte. Mitler Zeit berufte Hertzog Herman auf Veranlassung Adgandesters Luitbranden/ den fürnehmsten derer am Hofe sich stets aufhaltenden Druyden zu sich; welcher zwar von Ursprung ein Carnut aus Gallie; aber durch Adgandesters Hülffe in höchstes Ansehn beym Feldherrn und am Cheruskischen Hofe kommen war. Diesem vertraute er die wichtigen und von ihm selbst vorher gebilligten Ursachen der zwischen seiner Schwester Ismene und dem Cattischen Fürsten geschlossenen Heyrath/ und wie sie aus einer gegen einem Ausländer gefaßten thummen Liebe/ welcher doch bereit seinen Wanckelmuth durch Verlassung der mit ihm versprochenen Erato verrathen hätte/ sich so widerspenstig erzeigte: daß alle sein Einreden bey ihr nichts verfangen hätte; und er ohne der Geistlichen Einredung sie zu vernünfftiger Entschlüssung zu bringen nicht getraute. Der Druys lobte des Feldherrn Vorsicht/ danckte für das Zutrauen/ und übernahm willig Ismenen einzureden; ob er schon vorher unter der Hand Ismenen zur Gewogenheit gegen Adgandestern zu leiten bemüht gewest war; auch etlicher massen sich durch Ismenen widrige Neigung beleidiget zu seyn hielt: daß Ismene von ihm nicht solte gewonnen werden/ in dessen Hertzen die Gerechtigkeit ihren Sitz zu haben geglaubt/ dessen Urthel als heilig von gantzen Völckern befolgt würden. Gleichwohl ließ er es an seinem Fleisse nicht erwinden; gleich als wenn es sein wahrhaffter Ernst wäre Ismenen niemanden in der Welt/ als Catumern zuzudencken; vielleicht weil er von Adgandestern schon versichert war: daß Ismene sich niemals von ihrem einmal gefaßten Vorsatze abwendig machen liesse. Luitbrands Beredsamkeit diente ihm zu einem kräfftigen Werckzeuge seiner Sache eine Farbe anzustreichen; und er hätte sie zu allem beredet/ wenn es in Ismenens Gewalt gestanden hätte des Zeno zu vergessen/ ihr auch nicht vom schlauen Adgandester unter einem Scheine grosser Freundschafft wäre unter den Fuß gegeben worden: Sie solte sich zum Catumer nicht zwingen lassen; er wolte in geheim alle wider sie desthalben zusammen ziehende Wolcken schon zu vertreiben wissen/ auch alle seine einen andern Schein habende Bezeugungen sich nicht anfechten lassen. Diesemnach schützte sie/ wiewohl mit grosser Bescheidenheit/ die Unmögligkeit für/ und könte ihr nichts mehr gesagt werden/ als ihr der Feldherr schon zu Deutschburg eingehalten hätte. Ja sie hätte ihr selbst vielmal Gewalt angethan/ und ihr Hertze zwingen wollen Catumern zu lieben; aber sie hätte empfunden: daß wie süsse Gewächse/ wenn man sie zu sehr preßte/ bittern Safft von sich gäben; also ihr Zwang nur mehr Abneigung gegen den Fürsten Catumer verursacht hätte/ welchem sie keinen Mangel ausstellẽ könte/ als daß er vom Verhängnüsse für sie nicht bestim̃t wäre. Der Druys ward hierüber seiner Anstellung nach empfindlich; maßte sich numehr eines gleichsam gebietenden Ampts-Eivers an/ und redete nicht mehr wie ein Priester mit einer Fürstin; sondern nicht viel besser als eine Herrschafft mit ihrem Dienst-Bothen. Er beschuldigte ihre Entschuldigung; daß sie den verdam̃lichen Irrthum der Eubagen zum Grunde hätte; welche den freyen Willen der Menschen/ als einen

einen Kettenhund an die Gestirne anpflöckten. Er dräute ihr mit der Ungnade des Feldherrn/ mit der Rache der Catten/ und mit dem Zwange des oberkeitlichen Armes. Aber Ismene hatte sich so feste gesetzt: daß sie mit unverändertem Gesichte antwortete: Kein menschlicher Zwang wäre mächtig einer freyen Seele was aufzudringen. Zwar könte sie und Zeno wohl entfernt/ aber ihre Gemüther nicht getrennt; sie Catumern zwar mit Gewalt beygelegt/ aber ihn zu lieben nimmermehr genöthigt werden. Sie traute aber diese Grausamkeit/ für welcher auch wilde Völcker Abscheu hätten/ den freyen Deutschen nicht zu; welche Gott sonst mit dem Verluste ihrer Freyheit bestraffen würde. Die Catten hätten auch keine Ursache an ihr Rache auszuüben/ wenn sie sie nicht wolten vom Zaune brechen/ weil sie den Fürsten Catumer iederzeit als einen grossen Helden verehret/ ihn aber zu lieben nicht in ihrer Gewalt stünde. Denn Liebe rührte nicht so wohl aus Regung eigener Willkühr/ als wie der Thau aus dem Einflusse des Himmels her. Warumb hegt der Wein-Stock mit dem Kohle und Epheu/ der Oel-Baum mit Gurcken/ der Diamant mit dem Magnet/ das Schilff mit Farren-Kraute/ das Zieger-Kraut mit der Raute / eine solche Unverträgligkeit. Warumb haben die Ameissen für Wolgemuth/ die Ziegen für Heidekorn/ die Schafe für einer Art Eppich/ die Crocodil für einer Feder vom Vogel Ibys/ solche Abscheu? Warumb fürchtet sich der Elephant und Hirsch für dem Wieder/ der Affe für der Schnecke / der Scorpion für der Mauß/ der Löwe für dem Hahne/ der Elephant für dem Schweine / der Panther für dem Thiere Hyena/ der Trappe für dem Pferde? Warumb könten manche Menschen keine Katze/ andere keine Maus/ oder auch was annehmlichers nicht sehen? Und wer wüste nicht: daß ein Mensch zu einem einen heftigen Zug/ für dē andern aber eine unüberwindliche Abneigung hätte? Es wäre fürwahr nicht die sterbliche Schönheit/ nicht die Hurtigkeit des Geistes/ nicht die Ubermaaß der Tugend die Angel/ an welcher unsere Seele hencken bliebe; sondern das wunderbare Gesetze des Verhängnüsses / welches uns diesen oder jenen zu lieben leitete/ oder durch einen Nothzwang gleichsam mit den Haaren darzu züge. Keinen grössern Verlust könte sie zwar in der Welt leiden/ als durch die Gnade des Feldherrn; aber nicht glauben: daß ein so liebwerther Bruder eine unschuldige Schwester zu hassen sich überwindē könte. Auf allen unverhofften Fall müste sie sich aber trösten: daß mehrmals die Verwürfflinge der Welt Schoß-Kinder bey Gott wärē. Der mehr zu gebieten als bitten gewohnte Drups begegnete ihr: Sie möchte ihr diesen süssen Traum aus den Augen reiben. Wer die gemeine Wohlfarth des Vaterlandes hinderte/ welche unser allgemeine Mutter/ wie der König unser Vater ist; also ihr alle andere Verwandschafft der Natur und eigener Willkühr aus dem Wege treten muß; stürmte den Himmel/ kriegte wider Gott; und seines Amptes wäre solche Leute von der Gemeinschafft der Opfernden/ und von Ubung alles Gottesdienstes auszuschlüssen/ welcher das einige Band wäre/ das Gott und die Menschen mit einander verknipfte. Ismene erschrack über dieser Dräuung so sehr / als wenn sie vom Blitze gerühret würde/ theils weil sie glaubte: daß diese Ausschlüssung sie auch von Gott trennte; theils weil sie so denn aller Gemeinschafft der Menschen/ ja auch ehrlicher Beerdigung würde verlustig werden. Sie erholete sich aber bald/ und fieng mit Begleitung vieler Thränen an: Sie traute denen von Frömigkeit so beruffenen Druyden nicht zu: daß sie an einer Tochter eines deutschen Feldherrn / welcher für sie mehrmals sein Blut aufgesetzt/ sie mit so ansehnlichen Stiftungen versorgt hätte/ ein so grausames Urtheil ausüben solten. Wenn es aber ja geschehen solte/ würde sie Anlaß nicht wenig zu zweifeln bekommen: Ob Gott so ungerechten Leuten die Schlüssel des Himmels und der Erde anvertrauet hätte. Der Drups ward über diesen

Worten derogestalt entrüstet: daß seine Augen Feuer ausstreueten/ sein Mund schäumte/ und seine Hände die eigenen Kleider zerrissen; er auch mit Fluch und Dräuen sich erhob/ und davon machte. Weil nun Jsmene wohl verstund: daß diesen Leuten alles geglaubt würde; und es daher höchst gefährlich wäre/ sie zu beleidigen/ mühte sie sich ihn durch mildere Auslegung ihrer Worte ihn zu besänftigen; aber sein Eiver ward/ wie alle Rasenden/ durch die Schwäche der ihn zurück haltenden Fürstin nur mehr angezündet. Jn diesem Wüten kam der Druys zum Feldherrn; welcher nichts als Galle und Gifft auf Jsmenē auszuschütten wuste/ und nach langē Schnauben endlich fürtrug: Jsmene hätte ein rechtes kieselsteinernes Hertze/ welches weder auf böse noch gute Worte was gäbe/ und würde ihr kein Mensch unter der Sonne Catumern in/ und den Zeno aus ihrem Hertzen bringen. Es wäre aber zu wünschen: daß diese Hartnäckigkeit und seine Verachtung ihre grösten Laster wären; so aber könte er nicht ohne Schrecken verschweigen: daß Jsmene alle Druyden als ungerechte Leute verworffen/ und ihnen die Gewalt den Frommen den Himmel auf/ die Boßhaften vom Gottes-Dienste auszuschlüssen/ und ihre Seelen zur ewigen Pein zu verweisen/ abgesprochen hätte. Hierdurch würffe sie theils die Unsterbligkeit der Seelen / theils die priesterliche Gewalt / als die zwey fürnehmsten Gründe ihres Gottes-Dienstes übern Hauffen; sie machte sich hierdurch zur Ketzerin/ und würde sie erfahren: daß sie dadurch nicht einen Menschen/ welcher empfangenes Unrecht leicht verschmertzen könte; sondern Gott/ der ein strenger Rächer der Gottes-Lästerung wäre/ beleidiget hätte. Der Feldherr erschrack hierüber nicht wenig; und ob er zwar wegen Jsmenens Widersetzligkeit gegen sie ziemlich entrüstet war; so hatte er doch damit sein Bruderhertz nicht abgelegt. Jhre Tugenden/ und sonderlich ihr im Gottes-Dienste iederzeit wahrgenommener Eiver liessen ihn auch schwerlich begreiffen / wie sie in ihrem Hertzen so verwerffliche Meynungen hegen/ oder solche so lange hätte verbergen können. Die Ungestüme des Druys machte ihm auch seine Erzehlung verdächtig/ und aus allem nahm er wahr: daß er diese Verrichtung einem allzu hitzigen Kopfe vertraut hätte. Welches letztere er auch dem Druys zu verstehen gab / und ihm sagte: Er hätte mit Jsmenen/ seiner Erzehlung nach/ allzu feurig verfahren/ und wäre das erste mal zu weit gegangen. Die Liebe wäre ein Kind der Zeit; sie wüchse wie der Monde nicht in einem Augenblicke / sondern nach und nach/ und nähme auch also ab. Edle Gemüther liessen sich auch leichter mit Oel erweichen / als mit Schwefel und Feuer zerschmeltzen. Sonst traute er seiner Schwester keine so verdamliche Meynung zu. Die Ungeduld leckte einem verwundeten Gemüthe offt ein unbedachtsames Wort aus; welches unverantwortlicher aufs ärgste gedeutet / als hervor gebracht würde. Jedoch wolte er sie hierüber in seiner Gegenwart rechtfertigen; er aber solte für der Zeit hiervon nicht viel Geschreyes/ noch aus allem Holtze Pfeile machen. Alleine der Druys empfand ein neues Feuer der Rache: daß ihm in seiner Verrichtung Mängel ausgestellet werden wolten. Zu dem letztern aber wolte er sich nicht verstehen. Sintemal er ohne eigene Verunreinigung mit Jsmenen keine Gemeinschafft mehr unterhalten könte. Den Feldherrn verdroß dieser Hochmuth nicht wenig; weil aber in Deutschland die Priester mehr Glauben und Ansehn / als die Fürsten / jene auch die Gewalt über Verbrechen zu erkennen und zu urtheilen haben; ja sie alleine selbst die Verurtheileten eigenhändig straffen / und weil sie für Werckzeuge Gottes gehalten werden / welche den Willen Gottes wüsten und ausübten / leicht bey denen zum Aberglauben geneigten Gemüthern ein grosses Feuer anzünden können / mässigte er seine

Em=

Empfindligkeit; ließ aber alsofort Ismenen für sich erfordern; welcher er ein saurer Gesichte machte/ als sein Gemüthe war/ und hielt ihr ein und das andere beweglich für; stellte ihr auch die Gefahr/ in die sie für der Druyden Richterstuhle besorglich verfallen würde/ für Augen. Aber Ismene vertheidigte sich mit so grosser Hertzhaftigkeit/ als sie mit Ehrerbietigkeit sich gegen dem Feldherrn demüthigte. Sie entschuldigte mit Thränen: daß sie aus einem geheimen Triebe des Verhängnüsses den Zeno zu lieben begonnen; sie würde aber niemals so vermessen seyn/ ihn ohne Einwilligung des Feldherrn/ als ihres andern Vatern/ zu ehligen. Dem Fürsten Catumer verehrte sie seiner Tugend halber mehr/ als vielleicht kein ander Frauenzimmer; sie welte ihm wol/ und wünschte ihm als ihrem Freunde den Himmel zuzuneigen/ aber es wäre ihr leid/ und sie könte nicht darfür: daß es ihn zu lieben ihr unmöglich wäre. Sie traute aber dem gerechten Himmel zu; er würde durch einen merckwürdigen Ausschlag an Tag geben: daß die Hindernüs der Cattischen Heyrath von seinem allerweisesten Schlusse/ nicht von ihrer Hartnäckigkeit herrührte. Hierauf erzehlte sie alles aufrichtig/ was sie mit dem Druys geredet; was für Worte er ihr abgenöthigt/ mit was für Beding- und Umbschrenckung sie solche vorgebracht hätte. Ihr wäre die Gewalt und die Strengigkeit ihrer Gerichte wol bekandt; aber sie hätte in ihrem Gewissen einen ihr unentfallenden Zeugen/ und bey dem betrübtesten Ausschlage die süsseste Verzuckerung der bittersten Wermuth/ nemlich die Unschuld/ und die Hoffnung: daß das Unrecht/ welches einem auf der Erden angethan wird/ ihm im Stande der Unsterbligkeit zu eitel Ehre gedeye; ja daß der/ welcher einem andern mit dem Fusse aufs Haupt trit/ insgemein des Unterdrückten Gnade noch in diesem Leben bedörffe. Welte dieser hochmüthige Druys durch Stürtzung einer Cheruskischen Fürstin an ihr seinen Muth kühlen/ oder vielmehr der Geistlichen Gewalt eine in die Welt leuchtende Fackel aufstellen; würde sie ihre Sanfftmuth zwar leicht bereden/ solches ihm zu vergeben; aber GOtt würde es mit einer desto strengern Vergeltung rächen. Dieses redete sie mit einer so nachdrücklichen Bewegung: daß des Feldherrn voriger Eyver sich nun in Mitleiden verwandelte. Weil er nun besorgte: es dörffte über Ismenen ein trübes Wetter aufziehen/ schrieb er noch selbigen Tag an den obersten Priester Libys: daß er von bevorstehender Versammlung der Druyden ja nicht außen bleiben möchte. Durch dessen Vernunfft und Bescheidenheit er alle Widerwärtigkeiten abzulehnen oder zu überwinden getraute. Ismene war kaum in ihr Zimmer kommen/ als ihr durch einen Edelmann des Rhemetalces folgendes Schreiben wegen des Fürsten Zeno eingehändigt ward: Ich bin befehlicht/ noch vor der Sonnen Untergange Mattium/ und in dreyen Tagen Deutschland zu räumen; Mein Verbrechen kan schwerlich was anders seyn/ denn daß ich sie/ als die Sonne Deutschlandes angebetet/ und für meinen Glücks-Stern erwehlet. Gleichwol werde ich diese Sünde nimmermehr bereuen/ vielmehr aber nach Art der Mohren so wol der für ihnen verborgenen als der über ihrer Scheitel stehenden Sonne opffern. Wenn ich mich versichert weiß: daß sie an meiner unausleschlichen Liebe niemals zweifeln/ und nebst einem wenigen Wolwollen nur mein Gedächtnüs behalten werde/ so traue ich mir noch zu/ die nach ihrer Entfernung mir nur noch übrige Nacht meines Lebens/ und alle andere finstere Unglücks-Wolcken noch zu überstehen. Ich leiste gleich meinem Unglücke Gehorsam; weil es gefährlicher ist Herrschern/ als der Natur widerstreben; und wünsche der unvergleichlichen Ismene: daß alle Sternen ihr Ehre und Vergnügung/ alle Ströme ihr Seegen und Uber-

fluß zuflößen/ alle Winde ihr annehmliche Zeitungen zutragen mögen; wormit ich sie/ wenn die Götter mich jemals mit ihrem wiedersehen würdigte/ für die oberste Beherrscherin Deutschlands verehren müsse. Ismenen war noch nie was empfindlichers begegnet. Des Zeno Abschied kam ihr als eine Trennung des Leibes von der Seele für. Sie erstarrete: daß sie weder Mund noch andere Glieder rühren konte. Endlich verwandelte sich ihre Bestürtzung in eine Wehmuth; also daß sie so viel milde Thränen auf den empfangenen Brief fallen ließ/ als darinnen Buchstaben waren. Mit genauer Noth kunte sie sich erholen/ den Edelmann zu fragen/ wenn und wo er das Schreiben vom Zeno empfangen? dieser antwortete; Es wäre noch keine Stunde/ daß es ihm der mit seinem Herrn dem Fürsten Rhemetalces aus der Stadt reitende Zeno/ und noch ferner dis zu berichten anvertraut hätte: Ihm wäre anfangs dieser Befehl im Nahmen des Feldherrn/ unter des Fürsten Adgandesters Hand zukommen/ nach etlichen Stunden wäre ein gleichmäßiger vom Hertzog Arpus gefolget. Rhemetalces hätte auch an dem Cattischen Hofe ausgespüret: daß den letzern Befehl Adgandester ebenfalls ausgewürcket/ und dem Hertzoge Arpus fürgebildet hätte: daß die Anwesenheit des Zeno alleine Ursache gewest wäre an der Kaltsinnigkeit Ismenens gegen den Fürsten Catumer/ und an verzügertem Beylager. Also hätte der Feldherr durch nichts bessers/ als durch Verschreibung des Zeno sein Mißfallen zu erweisen/ und der Sache zu rathen gewüst. Dieses hätte Rhemetalces dem Zeno alles eröffnet. Flavius wäre darzu kommen/ hätte hierüber grossen Unwillen bezeuget/ und ihn in seinen Schutz zu nehmen sich erboten. Aber Zeno hätte diese Wolthat anzunehmen dancknehmig sich entschuldigt/ und eingewendet: Er würde sich der so viel Zeit genossenen Beherbergung unwürdig machen/ wenn er zwischen zweyen so ruhmwürdigen Brüdern zu einigem Unternehmen Anlaß geben solte. Er wolle der Zeit und dem Verhängnüsse sich unterwerffen; die Hoffnung aber nicht verlieren/ in dem angenehmen Deutschlande seine Vergnügung wieder zu finden. Ismenen gab jedes Wort dieser Erzehlung einen Stein ins Hertze; sie schlug die Hände über ihrem Haupte zusammen/ und thät deßhalben/ daß auch Hertzog Arpus den Zeno aus dem Lande verbannet hätte/ so kläglich: daß es einen Stich/ wie vielmehr aber den Uberbringer dieser traurigen Zeitung/ und die gleich ins Zimmer kommende Königin Erato/ und Zirolanen hätte erbarmen müssen. Beyde wusten noch nichts von des Zeno Verstoßung; sondern bildeten ihnen ein: Ismene wäre wegen besorglichen Zwanges zu der Cattischen Heyrath in solcher Gemüths-Verwirrung; so bald aber Rhemetalcens Edelmann ihnen die Ursache/ und der Erato vom Zeno ein Schreiben einhändigte/ verfiel diese in eben so grosse Ungebehrdung; und nach vielem Wehklagen stieß sie diese Worte heraus: Straffet mich! nicht den Zeno/ ihr gerechten Götter! ich bin der erste Zunder/ der in dem Hertzen des Flavius gefangen/ und die Flamme gezeuget hat/ welche die Kette unsers so heiligen Bündnüsses zerschmeltzet hat. Ja ich empfinde schon die Quaal in meinem Hertzen/ und den fressenden Wurm in meinem Gewissen: daß ich meiner ersten Treue habe vergessen/ und aus ihren ausgeleschten Kohlen einem andern ein Opffer-Feuer seiner unzuläßlichen Liebe bereiten können. Lasset mich meinem Zeno folgen! ehe man mich auch mit Spott und Schmach aus dem Lande jagt. Ismene fiel ein: Ist dis ein Beyspiel der von den Deutschen in der gantzen Welt berühmten Gast-Freyheit? Oder stehet diese Tugend nur gemeinen Leuten an: daß sie alle Frembden freundlich aufzunehmen/ aufs beste zu unterhalten/ zum Nachbar zu begleiten/ sie als heilige Leute für allem Unrecht beschirmen/

und

und sie zu beleidigen/ oder ihnen nur ihr Dach zu versagen für ärgstes Laster halten? Ist die widrige wilde Unart aber ein kluger Staats-streich der deutschen Fürsten? Werden die Spartaner und Serer nicht von aller Welt gescholten: daß sie Frembden in ihre Stadt und Land die Einkunfft so schwer machen? Was werden denn andere Völcker von Deutschen urtheilen: daß sie angenommene Gäste/ fürtrefliche Helden unverhörter Sache so schimpflich verstossen/ und ihnen Lufft und Wasser verbieten? Die Römer reichen denen ankommenden und wegziehenden Gästen die Hand; die Persen den Mund; und fast alle Völcker lassen sie mit einem Abschieds-Truncke/ mit Speisen auf den Weg/ mit Gelde/ mit Gedächtnüs-Geschirren/ und mit einem besondern Merckmale des gernesehens und gewünschten Wiederkommens von sich. Wir aber leider! versagen ihnen Laub und Graß! Wird man uns Deutsche nicht den Hesperiern vergleichen/ die ihre geschlachteten Gäste verspeisen? Oder dem Phrygischen Ungeheuer Celänas/ der die an sich und zu seiner Erndte gelockte Frembdlinge des Nachts enthauptete. Was hat Zeno verbrochen? durch was für ein Laster hat er das bey allen Völckern eingeführte Gastrecht verschertzet? Hat er aus feindlichem Gemüthe die Geheimnüsse Deutschlandes ausgespüret? Hat er jemanden an Ehre/ Gut oder Leben den geringsten Schaden zugefügt? Nein sicher! Warum brennet man ihm nicht gar/ wie König Philip einem solchen undanckbaren Gaste gethan/ Schandmale an die Stirne? Seine Feinde und Verläumbder/ und der boßhaffte Adgandester werden hiervon keinen Sonnenstaub aufzubringen wissen. Sein keiner Vertheidigung fähig gewesenes Laster ist: daß er Ismenen und sie den Zeno geliebet. Höre und räche es! du gewaltige Liebe; daß man dich/ die du die Erhalterin der gantzen Welt bist/ in Mattium als ein so schweres Laster verdammet! Hielten es die Babylonier nicht für Ehre/ wenn sie der Liebe ihrer Gäste fähig wurden? Schämen sich doch in Morgenländern der Könige Töchter nicht ihren Gästen die Füsse zu waschen. Ward es des Königs Nannus Tochter Gyptis nicht mehr zum guten als argen ausgedeutet/ als sie den Griechen Protis allen Galliern fürzoh/ und ihn zum Manne erkiesete? Wo bleibet aber deine so beschriebene Freyheit/ O Deutschland? Unglückseelige Ismene! hochbeleidigter Zeno! die Wehmuth hemmete Ismenen die Zunge/ daß sie nicht mehr reden konte; und Erato zerfloß gleichsam in Thränen; also daß Zirolane an beyden die gantze Nacht genung zu trösten hatte. Der Königin hielt sie ein: sie wäre in den Zufällen der Liebe/ in Abwechselung des Glückes so erfahren: daß sie sich wunderte/ wie was neues ihr könte so seltzam/ oder so gar empfindlich fürkommen. Sie hätte zwar als eine Unerfahrne Bedencken/ ihr hierinnen was einzureden. Denn die Erfahrenheit redete nachdrücklicher/ als der beste Redner der Welt; Nichts desto weniger nöthigte sie das Mitleiden ihr Erinnerung zu thun: daß sie wider sich selbst grausam wäre; indem sie ihre veränderte Liebe verdammte/ da es noch keinem Menschen wäre in Sinn kommen/ sie destwegen anzuklagen. Jedermann müste gestehen: daß die Abwechselung ihrer Liebe nicht von Leichtsinnigkeit ihres Gemüthes/ sondern vom Triebe des Verhängnüsses herrührte; dessen Ursachen allezeit wichtig/ und zwar anfangs geheim wären/ endlich aber ans Tagelicht kämen; und so denn müste unsere thörichte Vernunfft ihrer eigenen Blindheit lachen; und dis/ was wir vorher bitterlich beweinet/ wo nicht gar verflucht hätten/ für Werckzeuge unsers Glückes preisen. Sie solle wol behertzigen/ wie sie durch diese Ungedult des Zeno Kummer vergrössern/ den Flavius aber in Argwohn einer seichten und wanckelbaren Liebe versätzen würde; also ihr Thun mit Vernunfft/ und ihr Hertze mit

mit Großmüthigkeit fassen. Ismenen aber hielt sie für: sie wäre in einem grossen Irrthume/ wenn sie ihr einbildete. der Himmel der Liebe bliebe allezeit heiter/ und würde mit keinen Betrübnüs-Wolcken umbhüllet: Es regnete nicht immer Rosen/ sondern vielmal schneyete es Dornen und Hagel; Alleine eben diese Abwechselung wäre am Himmel die Ursache seiner beliebten Schönheit/ und in der Liebe ihrer so durchdringenden Süßigkeit. Das Meer hätte niemahls eine beliebtere Gestalt/ als wenn es beym Sturme Silber und Perlen schäumte; und die Liebe/ welcher Mutter deßwegen aus dem Meere entsprossen zu seyn getichtet würde/ wäre in Anfechtungen am herrlichsten. Dahero/ wie auf der See die Artzneyen bey den Schiffenden nichts würckten/wenn sie derselben nicht zweymal so viel als sonst zu Lande genüßen; also müsten Liebhaber auch das Aloe des Unglücks in vergrössertem Gewichte verdeyen können/ und sich nur bescheiden: daß die Widerwärtigkeit das rechte Saltz der Liebe sey. Ohne Müh überkommene und in Ruh besessene Güter wären bey weitem nicht so angenehm/ als die uns anfangs viel Schweiß/ hernach viel Sorge zu erhalten gekostet. Gefahr und Angst gäben nicht weniger als die Seltzamkeit vielen Dingen einen höhern Preiß. Die Liebe hörete auf Liebe zu seyn/ wenn man sie entwaffnete/ und ihr die Pfeile zerbräche/aus Furcht sich darein nicht zu stechen. Also darf sich Ismene keine Liebhaberin rühmen/ wenn sie zu zärtlich ist ein und andere Bekümmernüsse zu verschmertzen/ welche uns zwar eine zeitlang das Leben versaltzen/ hernach aber die Liebe desto kräftiger einzuckerten. Bilde dir nicht ein: daß weil die Liebe im weichen und kein hartes Bein habenden Hertzen wohnet/ auf weichen Wangen und zarten Brüsten spielet; sie deßwegen ein Weichling sey. Sie muß offt über entfleischte Beine/ kahle Hirnschädel und glüende Kohlen wandern. Keine Liebe hat jemal eine vollkommene Vergnügung/und den Preiß einer Tugend erlangt/ die nicht wie die Rosen auf dörnrichten Stecken gewachsen. Viel süsse Gewächse werden mit stachlichten Blättern verdeckt. Lasse deine Unschuld in dir keine Wehmuth gebähren/ sondern brauche sie vielmehr zum Ancker deiner Hoffnung. Herbergen doch die Bienen/ welche aus Thau und Saffte der Blumen das nützliche Honig bereiten/ in harten Eichen/ die holden Turtel-Tauben in Steinklippen; da hingegen Raben und Geyer ihnen von Stroh und Federn weiche Bette bereiten. Jene saugen nicht immer an süssem Klee und Rosen/ sondern sie kriechen auch über Dornen/ speisen sich an bittern und stachlichten Kräutern. Was soll denn ihr und uns die Natur was besonders machen? die Liebe würde von der Wollust wenig entfernet seyn/ wenn sie stets unter einem Sonnenschirme und auf Rosen gehen wolte. Niemals aber käme sie der Tugend näher/ als wenn sie baarfüßig über heissen Sand und scharffe Felsen wandern/ auf harter Erde liegen/ des Nachts sie Regen/ Wind und Reif zerweichen/ des Tages sich Staub und Hitze stechen lassen/ Pantzer und Harnisch tragen/ Schild und Waffen ergreiffen/ in Ketten liegen/ ihr die Augen ausreissen/ und wider Neid/ Verläumbdung/ Eyversucht/ Geilheit/ Mißtrauen/ Unglück und hundert andere Feinde bis auf den Tod kämpffen müste. Also wäre dis/ was Ismenen begegnete/ nur noch Kinderspiel; was dem Zeno widerführe/ein gemeiner Zufall. Die Gewogenheit der Herrscher nehme mit dem Meynden ab und zu/ und offt müsten sie einem weh thun/ den sie liebten/ einem andern Pflaumen streichen/ dem sie von Hertzen gram wären. Das Rad des Hofes aber verdrehte sich leicht/ und wären ihrer nicht wenig mit Sieges-Gepränge eingeholet worden/ die man vor zum Thore hinaus gestossen. Alles dis benehme auch nichts mehr der Ehre und Würde ihres Zeno/ als dem Staub schönen Gemählden/ derer Bilder er

zwar

zwar eine Zeitlang verdeckt/ aber sie weder frißt noch verwischet. Diesemnach würde Ismene durch ihre ungerechte Ungedult das Verhängnüs nur erherben: daß es ihr noch viel bitterer Coloquinten in den Becher der Liebe einzuschencken gereitzt würde. Mit diesen/ und andern beweglichen Zureden/ brachte es Zirolane ja endlich gegen Morgen dahin: daß Ismene an den Fürsten Zeno folgendes schrieb: Ich bin ohne ihn/ liebster Zeno/ außer mir; also weiß ich nicht was ich schreiben soll. Höre die nicht auf zu lieben/ die durch dich allein lebet/ und ehe zu leben/ als dich zu lieben aufhören wird. Deine Abwesenheit wird mich zwar aller Freuden berauben/ aber meiner Liebe den geringsten Abbruch thun; sondern vielmehr/ wie die am fernesten vom Mohnde stehende Sonne sein Licht/ sie ihr Wesen vergrössern. Der Himmel hat dich zweifelsfrey uns beyden zum besten auf eine zeitlang von hier entrissen/ daß weder du ein trauriger Zuschauer meiner Anfechtungē seyn; noch ich/in Anmerckung deines Betrübnüsses/ zweyfaches Leiden empfinden möge. Lebe wol! meine Seele! und gedencke: daß niemals kein so grausames Ungewitter gewest sey/ nach welchem nicht die Sonne geschienen habe. Die Königin Erato schrieb auf Zirolanens Gutbefinden nur diese Zeilen darunter: Unser Leben ist eine Uhr; du die Sonne; die Liebe der Zeiger/ und ich der Schatten gewest. Mit dieser Ehre habe ich mich vergnügt; werde auch bis in Schatten des Todes dieses verbleiben; insonderheit aber bey deiner Ismene/ so lange sie deines Lichtes entbehren wird/durch mich als deinen Schatten dein süsses Gedächtnüs zu erhalten/ bemühet seyn. Lebe wol! und lasse uns beyde in unserem Betrübnüsse niemals aus dem Gedächtnüsse/ wie die Sonne die zwey denen finstern Ländern leuchtende Angelsterne aus ihrem Gesichte. Hiermit fertigten sie den Edelmann ab/ mit welchem Zeno verlassen hatte: daß er ihn in den Uberbleibungen der vom Drusus auf dem Berge Taunus gebauten / und von den Deutschen eingeäscherten Festung antreffen würde. Zirolane schrieb zugleich an Rhemetalcen: daß er dem Fürsten Zeno mit Troste und gutem Rathe an der Hand stehen/ aber seines Traumes/ daß er in dem Lande der Marsinger am Oderstrome einen Schatz auszugraben hätte/ nicht vergessen solte. Hingegen war der Cattische Hof über vernommener Widerspänstigkeit Ismenens nicht wenig unruhig; noch vielmehr aber/ als selbter vernahm: daß Ismene einen Druys/ der ihr solcher Heyrath halber hätte einreden wollen/ so schimpflich abgefertiget hätte; daß deßwegen nicht nur aus deutschen Landen/ sondern auch aus dem Carnutischen Gallien viel Druyden zusammen verschrieben würden. Die Erzehlung des beleidigten Druys/ das Urthel des Pöfels/ und das Geschrey/welche/wie das Auge in die Ferne alles verkleinert/ alle kleine Dinge vergrössern/ hatten alles viel ärger gemacht/als es war. Und weil ohne dis die Käntnüs der Warheit zu den Ohren der Fürsten/eben so wol als ihre Einkommen zu ihren Schatz-Kasten niemals ohne Verminderung kommen; so war kein Wunder: daß Hertzog Arpus darüber nachdencklich ward/ und mit allerhand Entschlüssungen zu Rathe gieng; hingegen aber kehrte der Feldherr alle mögliche Mittel für/ dem Cattischen Hertzoge alle ungleiche Nachrichten auszureden; insonderheit aber allen Argwohn zu benehmen: daß das Cheruskische Hauß hinter Ismenens Widerspenstigkeit steckte/und den Catumer verächtlich hielte. Thußnelde hatte auch mit der Hertzogin Erdmuth niemals schöner gethan/als itzt/ ja sie mühte sich umb das gute Verständnüs der beyden Fürstlichen Häuser zu erhalten/ ihre angebohrne Holdseeligkeit noch zu überwinden. Denn ob zwar die Catten keine äuserliche Merkmale ihres Unwillens noch spüren liesen; so war dem Cheruskischen Hause diese Verstellung nur deste verdächtiger. Sintemal das Thun der

der Herrscher ins gemein ein ander Gesichte macht/ als die innerliche Gestalt ist. Auch ware so wol der Feldherr als seine Gemahlin deßwegen so viel mehr sorgfältig; weil sie wol wusten: daß die Geringschätzigkeit großmüthige Fürsten bis in die Seele beisse; die Catten auch weder an Alterthum noch Macht den Cheruskern was nachgeben; und daher zwischen diesen zweyen Völckern fast unaufhörliche Kriege gewesen/ also der Feldherr die alte Wunde der Eyversucht mehr verbunden als geheilet hatte. Adgandester/ als der führnehmste Werckzeug aller Unterhandlungen/ spielete hierbey meisterlich unter dem Hute/ und es seinem Bedüncken nach dahin: daß Zeno und Catumer von Ismenen zwey Muschel-Schalen; er aber alleine die Perle zur Beute bekommen solte. Maßen er es denn schon so weit gebracht hatte: daß nicht nur sein Neben-Buhler Zeno das Land räumen müssen; sondern auch der Graf von Catten-Ellenbogen im geheimen Rathe gegen dem Hertzog Arpus aufwarf: Ob es ohne Verkleinerung der Catten geschehen könte: daß wenn schon Hertzog Herrmann seine Schwester auf einen bessern Sinn brächte/ Catumer sie heyrathete? Nichts weniger spielte er mit denen Druyden unter der Decke/ nicht zwar in Meinung ihren gäntzlichẽ Untergang zu befördern; sondern nur sie ins Gedrange und in Noth zu bringen; daß sie seiner Hülffe von nöthen hätte. Denn weil Ismene sich zu hoch düncke/ihn zu lieben/ wäre kein ander Mittel ihrer Liebe fähig zu werden/ als daß er sie vorher durch den gewaltigen Arm der Druyden erniedrigte. Bey so schlauen Anstalten blähte sich sein Gemüthe von grosser Hoffnung auf: daß wenn diese das Wasser Ismenen am ärgsten getrübt haben würden/ er sie durch seine Verschlagenheit heraus fischen wolte. Ja er bediente sich aller abergläubischen Mittel/ durch welche er die Gewogenheit Ismenens sich zu erwerben bedüncken oder bereden ließ. Unter andern ließ er seinen Nahmen beym Neumonden in gewisse Küchel Kräuter stechen/ und den Vollmonden hernach abschneiden: daß solche alsdenn auf Ismenens Tische verspeiset wurden. Er mischte sein Blut in das Hünerass/ durch welches die für sie aufgehobenen gemästet wurden. Er verfügte sich im Vollmonden zu einem Schlangen-Beschwerer/ welcher ihrer umb Mitternacht in einem Eichwalde eine unzehlbare Menge zusammen zauberte. Diese bließen unter einem erschrecklichen Zischen/ für dem Adgandestern die Haare zu Berge stiegen/ aus ihrem gifftigen Speichel ein Ey zusammen; welches/ so bald es in die Lufft empor kam/ von dem darauf lauernden Druys erwischet/ dem zu Pferd sitzenden Adgandester zugeworffen ward; wormit er spornstreichs für den ihn verfolgenden sämtlichen Schlangen davon rennte/ und nicht ehe zur Ruhe kam/ als bis er durch den Lahnstrom gesätzt hatte. Dieses Zauber-Ey solte die Krafft haben einem aller Fürsten und Frauenzimmer Liebe zu erwerben. Weil der Aberglauben aber selten ohne Mißtrauen ist; opfferte er zu der Zeit/ als der Hunds-Stern aufgieng/ und weder Sonne noch Monde über der Erde stand/ der Erde Bohnen und Honig; umbgrub hernach eine Staude Farren-Kraut mit ungenütztem Eisen/ und riß selbtes mit der lincken Hand vollends heraus. Welch Kraut so denn aller Menschen Freundschafft zu wege bringen/ und allen Kranckheiten helffen soll. Der einige Fürst Catumer und Adelmunde schöpfften ins geheim aus denen Schwerigkeiten der Ismenischen Heyrath eine unschuldige Vergnüg- und Hoffnung/ daß hierdurch der Him̃el ihrer Liebe einen Weg zu einer vollkommenen Genüßung bähnete. Also weinet selten jemand über etwas/ darüber nicht ein ander lachet; und wie es in der Welt zu einerley Zeit an vielen Orten Sommer und Winter ist; so widrig wittert es auch jederzeit in Gemüthern der Menschen. Alleine diese Regungen musten sie im verborgenen ihres Hertzen verkochen/ wie

etliche Berge das Feuer in ihren Eingeweiden verglimmen lassen. Der Druyden Eyver aber ward je länger je mehr sichtbar; derer sich nunmehr über dreyhundert/ theils aus Deutschland/ theils aus dem Carnutischen Gallien an der Weser/ in einem grossen Eich-Walde eingefunden hatten. Dieser Wald war in Deutschland/ wie die Carnutische Gräntze in Gallien/ von Alters her zu dem hohen Gerichte der Druyden gewidmet. Ehe noch ihr oberster Priester Libys zu Mattium ankam/ fertigten sie eine Gesandschafft an den Feldherrn/ und an Hertzog Arpus ab/ durch welche sie beyden eröffneten: es wäre die Fürstin Jsmene beschuldigt: daß sie nicht nur wider die Würde und die Macht des heiligen Priesterthums geredet hätte; sondern daß sie auch von dem Grunde des uralten Gottesdienstes in Deutschland/ welche Thuiscon allen seinen Nachkommen so fleißig eingebunden/ und darauf die Erhaltung der Freyheit gegründet hätte/ abgewichen wäre; also erforderte die Ehre Gottes/ das gemeine Heil/ ihr Gewissen und Pflicht/ ein heiliges Gerichte zu hegen/ der Gerechtigkeit ein Genügen zu thun/ und zu hindern: daß auf allen Fall solch Gift nicht andere mehr ansteckte. Denn weil das menschliche Gemüthe nicht weniger zu neuen Jrrthümern/ als alle schwere Dinge den Hang gegen der Erde hätten/ wäre die Ketzerey anfälliger als die Pest. Hertzog Arpus/ weil er dem Eubagischen Gottesdienste zugethan war/ beantwortete sie: Es wäre ihnen unverwehrt/ an denen ihnen zustehenden Orten nach ihren Gesätzen zu leben; denn er hätte an die Fürstin Jsmene kein Recht. Der Feldherr bescheidete sie: Jsmene wäre zwar seine Schwester/ aber die Gemeinschafft der Gottesfürchtigen seine Mutter/ und der Gottesdienst sein Leitstern. Also begehrte er wider diese seine Schwester nicht zu vertheidigen/ noch in ihr Gerichte Eingrief zu thun; Er erinnerte sie aber/ als ihr Fürst: daß die Gerechtigkeit der andere Pfeiler der Reiche/ eine Seele des gemeinen Wesens/ ja ihre Ausübung ein Theil des Gottesdienstes wäre; dadurch der Menschen Gut/ Ehre und Blut/ eben so wol GOtt dis/ was ihm zustünde/ gegeben würde/ und dahero die Gerechtigkeit auch dem Himmel ein süsserer Geruch/ als alle Opffer der Farren/ alle Rauchwercke von Weyrauch und Zimmet wäre. Und so wol in Deutschland von den Druyden/ als zu Delphis/ einerley Messer zu Abschlachtung der Opffer-Thiere und verdammter Menschen gebraucht würde. Die Menschen kämen durch nichts GOtt näher/ als durch die Gerechtigkeit/ und könten sich durch nichts von ihm mehr entfernen/ als durch Ungerechtigkeit. Ein Richter wäre ein Stadthalter Gottes; ohne Gerechtigkeit aber nichts besser/ als ein ausgetrockneter Fluß ohne Wasser. Nach genommenen Abschiede schickten sie Jsmenen ein einiges Blat von einer Wispel zu/ darauf war der Tag des nechst-folgenden Neumonden mit Röthe/ in einen solchen fünfeckichten Stern/ den man einen Druyden-Fuß nennet/ geschrieben. Dieses war die allerschärfste Erforderungs-Art; also daß wer der nicht gehorsamte/ seines Lebens verlustig erkennet ward. Jsmene hatte ihr bisher noch immer eingebildet: daß die Druyden wider sie so ferne nicht verfahren würden; nunmehr aber stieg es ihr gleichwol nicht wenig zu Hertzen; daß sie als eine Fürstin von so hohem Geblüte/ für den Augen gantz Deutschlandes/ als eine Gottes-Verächterin verklagt und geurtheilet werden solte. Sintemal selbten auch die reineste Unschuld das Geblüte nicht derogestalt eintämmen/ und die Geister so stärcken kan: daß jenes im Hertzen nicht aufwalle/ und das Antlitz mit Schamröthe überströme; diese aber nichts kleinmüthiges blicken lassen/ wenn hundert tausend Augen auf ein Gesichte ihre Strahlen zusammen schüßen/ der jeder selbtem das innerste der Seele ausspüren wil. Sie erholete sich aber/ so bald sie sich erinnerte: daß der Himmel selbst über der Unschuld Hand hielte; bereitete sich also dahin zu reisen/ ohne einigen

einigen Menschen anzusprechen/ der sie begleiten solte. Theils weil ohne dis bey denen Deutschen in Gerichten kein Verredner verstattet/ noch andere Zierligkeiten beobachtet werden/ theils weil sie in Sorgen stund: daß niemand gerne in derselben Gemeinschafft würde seyn/ und sich allem Volcke zeigen wollen/ welche von der Gemeinschafft des Gottesdienstes ausgeschlossen werden wolte. Erato konte diese Hertzhafftigkeit Jsmenens nicht begreiffen/ fragte sie also: auf wen sie sich denn so sehr verliesse/ nach dem sie keinen Menschen zum Beystande verlangte? Jsmene antwortete: wer sein Gewissen zum Zeugen/ GOtt zum Helffer hätte/ dürffte keinen Menschen zum Beystande. Das Vertrauen auf Menschen gleichte dem stillstehenden Wasser/ welches man mit vielem Künsteln und Unkosten durch Röhre an durstige Oerter führen müste. Das Vertrauen auf GOtt wäre dem Regen-Wasser des Himels gleich/ welches von sich selbst aus den fruchtbaren Wolcken sanffte und doch durchdringend allenthalben hintröpfelte. Die Andacht aber ist/ das wunderwürdige Wasser-Geleite der Seele. So tief unsere Demuth das Gebete hinunter steigen läst/ so hoch und höher steiget es in der Wasser-Kunst der Thränen in die Höh. Diese wird mein Werckzeug/ Gott auf meine Seite zu bringen/ GOtt aber allen meinen Feinden gewachsen seyn. Gleichwol aber erboten sich Erato und Zirolane selbst an/ sie zu begleiten. Sie nam vom Feldherrn/ Thußnelden/ Adelmunden/ der Hertzogin Erdmuth/ Catta/ und andern in Person so freudigen Abschied/ als wenn sie zu ihrem Hochzeit-Feyer verreisen solte. Also jedermann ihr an der Stirn ansah/ daß das Vertrauen auf Gott das rechte Hertze der Seele wäre. Dahingegen das sie gesegnende Frauenzimer sie mit viel Thränen von sich ließ. Dem Hertzoge Arpus ließ sie durch den Graf Effren sich bestens empfehlen/ und ihn versichern: GOtt würde ihr aus ihrer Verläumbdung so rühmlich helffen: daß es dem Cattischen Hause nicht würde verkleinerlich seyn/ wenn gleich alle Welt erfahren würde: daß Jsmene einst im Vorschlage gewest wäre/ *einen so tapferen Fürsten als Catumer wäre/ zu heyrathen.* Sie hatte sich bey ihrem Aufbruche gantz weiß gekleidet/ und ihr Haupt war niemals ohne einen Krantz von weissen Blumē; alle sie Bekennenden aber zohen roth auf. Zirolane fragte: aus was für Absehn sie ihren Aufzug auf so neue Art eingerichtet hätte? Welcher Jsmene antwortete: durch die Kleidung ihrer Bedienten wolte sie ihre Richter erinnern: daß sie über Fürstlich Geblüte zu urtheilen hätten/ durch ihre eigene; daß ihre Unschuld nicht unreiner/ als der Druyden Heiligkeit wäre. Erato fügte bey: Es wäre auch in Morgenland die Röthe ein Merckmal des Adels/ die weisse Farbe der Unschuld/ der Gnade und der Keuschheit; als eine Kleidung der Priester Jungfrauen und der Pallas. Den dritten Tag kamen sie an die bestim̃te Gegend; den Abend aber vorher begegnete ihnen eine Gräfin von Hohenstein/ welche sie in ihr an den heiligen Eichwald anstossendes- und wolbestelltes Hauß einlud/ und hernach wol bewirthete. Es war aber an diesen Ort aus halb Deutschland ein solcher Zulauff: daß der Wald in wenigen Tagen mit grossen Herren umlagert ward. Hertzog Arpus stellte selbst nicht ferne davon eine Jagt an/ lud den Feldherrn und die andern Fürsten dazu/ unter diesem Scheine entweder dem Gerichte unferne beyzuwohnen/ oder doch alsbald dis/ was dabey vorgienge/ zu vernehmen. Auf bestim̃te Zeit fuhr Jsmene mit der Erato/ Zirolanen und der Gräfin von Hohenstein/ *bis an* das Gräntzmal des heiligen Waldes; daselbst musten sie absteigen/ ihre Haare loßflechten/ und die Schuch/ als das Sinnenbild fleischlicher Begierden und irrdischer Gedancken/ ausziehen. Sintemal niemand als baarfüssig/ und kein Thier in diesen Wald kommen dorffte: auch zu jedermanns Verwunderung das hierumb doch so häuffige Wild niemals die Gräntze überschritt. Daselbst waren auch schon einige Opfer-Diener bestellt/ die sie durch das Gedränge des

Vol-

Volckes zu dem Orte des Gerichtes leiteten/ welcher rings herumb mit dreyfachen Schrancken umbgeben war. Sie musten aber bey dem ersten stehen bleiben. Sie kamen dahin/ als es begunte finster zu werden; denn der Neu-Mond fiel erst eine Stunde in der Nacht ein; welches von den Druyden für gar glücklich gehalten wird/ welche die Zeiten nicht nach Tagen/ sondern nach den Nächten rechnen; weil die Welt aus der Nacht/ und die Deutschen vom Dis oder Theuth entsprossen seyn sollen. So bald nun der oberste Priester mit schlagen in ein messenes Becken die Erscheinung des Neumonden andeutete/ ward der Wald von viel tausend Lichtern erleuchtet; nichts desto weniger ward alles so stille: daß man gemeynt hätte/ im gantzẽ Walde wäre kein Mutter-Mensch zugegẽ. Ja es rührete sich nicht ein Blat auf den Bäumen/ denn die Druyden lehren wie Pythagoras: daß Gott eben so wohl durch heiliges Stillschweigen/ welches gleichsam eine andächtige Verzuckung abgebe/ als durch Gebete verehret würde. Also sahe man nicht ohne Schauern fünf hundert Druyden unter dreyen ungeheuren in einem vollkommenen Drey-Eck stehenden Eichen unbeweglich sitzen. Sie waren die grösten im Walde/ und/ der Druyden Meynung nach/ die gröstẽ in der Welt; als welche mit der Welt selbst sollẽ entsprossen seyn. Ihre einander begegnenden Wurtzeln/ standen nicht alleine so hoch über der Erden heraus: daß sie gar füglich darauf sitzen konten; sondern etliche beugten sich gar biß zu den Aesten empor: daß man darunter weggehen konte. Weßwegen sie die Griechen auslachen/ wenn sie die Grösse derer zwey vom Hercules bey Heraclea gepflantzten Eichen viel rühmen wollen. Alle drey Eichen waren häuffig mit Mispel bewachsen/ von welchen die Druyden glauben: daß er als was Göttliches vom Himmel entsprosse/ alle Kranckheiten heile/ die Unfruchtbarkeit und alles Gifft vertreibe/ und das Zeichen eines von Gott auserwehlten Baumes sey. An iedem Baume waren zwey Aeste gegen einander zum mitlern Gipfel gezogen/ und daselbst zusammen gebunden. Am Gipfel stand mit Purpur-Farbe geschrieben: **Thau.** An dem Aste gegen Morgen: **Hesus.** Am mitlern Stamme: **Thoranis.** Am Aste gegen Abend: **Belenos.** Erato sahe alles dieses mit grosser Befrembdung an/ also: daß sie einen von denen ausser den Gerichts-Schrancken neben ihr stehenden Druys anfangs/ ob ihr etwas frey stünde zu erkundigen/ mit linder Rührung ihrer Lippen/ und als er es verjahete/ wenn es nichts irrdisches wäre/ fragte: Was diese Nahmen bedeuteten? Der Druys antwortete ihr: Es sind diß alles uhralte Celtische Worte/ und bedeuten nichts anders als Gott. Wie denn auch das Wort **Thau** der oberste Priester der Druyden/ wie der der Juden/ zu gewisser Zeit an einem güldenen Stirn-Blate trägt. Die Britannier insonderheit halten das Wort **Tharamis** für den anständigsten Nahmen Gottes/ und bedeuten damit den Schöpfer der Welt. Die Gallier halten für den heiligsten den Nahmen **Hesus**/ und zielen eigentlich auf Gott den Herren der Heerscharen/ den die Römer Mars/ die Phönicier Esmum heissen. Die Noricher und Carner nennen Gott insgemein **Belenos**/ dessen Kleid die Sonne/ der Fuß-Schemel die Erde ist. Welchen die Assyrier Bel und Baal genennet/ und unter diesem Nahmen an statt Gottes seinen Schatten/ nemlich die Sonne angebetet haben. Warumb aber/ sagte Erato/ werden diese Göttliche Nahmen/ wenn sie einen Gott bedeuten/ in einer so wohl abgemässenen Drey-Eck mit einander vereinbaret/ und durch ein Band zusammen geschlingt? Der Druys antwortete: Hierinnen stecket ein sehr tieffsinniges Geheimnüß.

 heimnüß.

heimnüß. Diese Nahmen deuten mit ihrem Dreyeck eine dreyeinige Gottheit an. Wie wir/ daß unmöglich mehr als ein Gott seyn könne/ aus vielen unumbstoßlichen Gründen behaupten; also ist dessen Drey-Einigkeit dem/ der nur sein Hertze der Andacht/ sein Auge der Vernunft/ dem Lichte der Weißheit öffnet/ leicht sichtbar. Denn wie Gottes Geschöpfe der Mensch ausser sich gewisse Gemächte fertigt/ aus sich aber seines gleichen zeugt; also muß der allervollkommenste Gott/ der als ein Künstler/ ausser sich das grosse Welt-Gebäude aus nichts erschaffen/ als ein allgemeiner Vater aus sich selbst seines gleichen/ nemlich Gott zu zeugen/ nicht nur vermögend; sondern auch/ weil diese Zeugungs-Art die alleredelste/ und in Gott können/ wollen/ und thun/ einerley und unzertrennlich sind/ geneigt seyn; und also wahrhafft und würcklich von Ewigkeit her/ ein göttlich Wesen zeugen. Gottes Liebe gegen irrdische Dinge ist aus derselben Erhaltung gleichsam mit den Händen zu greiffen; wie solte nun Gott seinem können nach/ nicht seines gleichen zeugen/ damit er etwas habe/ was der Völle seiner unermäßlichen Liebe gemäß und würdig sey? Aus dem/ daß Gott mit den Menschen/ da sie noch nicht so böse waren/ geredet/ und verträulich umbgegangen/ lässet sich seine Neigung zur Gemeinschafft schlüssen. Wer wolte aber so alber seyn/ und ihm einbilden: daß er für Erschaffung der Welt in der auch nur mit der langen Schnure der Gedancken unermäßlichen Ewigkeit/ in seiner Einsamkeit geblieben seyn solte? Wer wolte glauben: daß der so thätige Gott/ dessen Auge niemals über den elendesten Menschen/ über den geringsten Wurm schlummert; ohne dessen Vorbewust uns kein Haar vom Haupte fallen kan/ der in der Welt alle Augenblicke neue Pflantzen/ Thiere und Menschen zeuget/ so viel tausendmal tausend Jahre ohne Thun in Müssiggang solle zubracht haben/ ehe er in wenig Tagen der Welt Grund gelegt? Nichts in der Welt hat ein Wesen/ Leben/ Sinnen/ oder Vernunfft; es zeuget seines gleichen, auch die/ wie Gott/ einzele Sonne doch die Strahlen ihr Bild/ das sonst alles verzehrende Feuer die Wärmbde/ ja iedwedes unfruchtbare Ding zum wenigsten im Spiegel sein Fürbild. Ob nun zwar der Mensch seines ihm eingeflößten Verstandes halber in der Welt ein Ebenbild Gottes ist/ weil er unter allen irrdischen Dingen alleine Gott erkennen kan; so ist er doch nicht gezeugt aus seinem Wesen/ sondern er hat nur in den zubereiteten Thon durch den Athem seiner Gnade ihm einen Funcken des himlischen Lichtes eingeblasen. Also ist unglaublich: daß der reiche und vollkommene Gott nicht ein Ebenbild seines eigenen Wesens haben solte. Seine Freude/ seine Vergnügung würde nicht ihre Vollkommenheit haben/ welche in der Einsamkeit unmöglich zu finden ist. Wie die Sonne ihre Strahlen in sich selbst nicht einsencken kan/ also auch nicht Liebe und Freunde. Also kan die Ergötzligkeit nur mit Gesellschafft sich vermählen. Welche Gesellschafft aber kan rechtschaffen angenehm seyn/ wenn sie nicht von seines gleichen bestehet? Welche Liebe aber ist nicht unvollkommen/ da man das geliebte nicht so sehr liebt/ als sich selbst? Läst sich aber wohl etwas vernünfftig auf diese Art lieben/ als seines gleichē? Wie könte sich nun die göttliche Liebe in solcher Vollkommenheit auslassen/ wenn Gott nicht seines gleichen zeugte? Ja ohne diese Zeugung würde der unerschöpflichen Wohlthätigkeit Gottes der allergrösseste Brunn verstopfet seyn. Gott hat in der Welt nichts geschaffen/ was nicht zu was gut/ und also wohlthätig seyn könne. Die Sterne flössen ihr fruchtbares Oel nicht nur in die Unter-Welt; die grossen Pflantzen und Thiere bringen nicht nur ihr Gewächse und Kefer; sondern auch der Isop an der Wand/ die Regen-Würmer das Geschmeisse/ die Käfer die giftigen Kröten/ die

todten

todten Steine/ und das Ertzt üben in der Natur ihre ihnen von Gott eingeflößte Wohlthätigkeit aus/ und theilen sich andern zum Nutzen/ und zur Vergnügung mit. Und der Brunn alles Guten der wohlthätige Gott solte sich alleine ihm selbst vorenthalten/ und sich selbst niemanden mittheilen? Solte seine Wohlthätigkeit allererst mit der etwan vier tausend Jahr stehenden Welt den Anfang genommen haben? Nein sicher! Gott kan niemals gewest seyn/ daß er nicht wohlthätig gewest wäre/ denn er ist die Wohlthätigkeit selbst. Da aber für Erschaffung der Welt keine Geschöpfe gewest/ welchen er hätte wohlthun können/ so hat er nothwendig seine Wohlthätigkeit inner sich selbst ausüben müssen. Dieses aber hat nicht geschehen können/ ohne eine ewige Zeugung/ in und aus sich/ welche aber nichts anders seyn können/ als seines gleichen/ nemlich eine ewige selbstständige Gottheit. Das höchste ist/ welches/ weil es das höchste ist/ mittheilbar hat seyn/ und also sich selbst einem mittheilen; und damit iemand diese Mittheilung hat empfangen können/ seines gleichen dem Wesen und Willen nach/ iedoch unbeschadet seiner unzertrennlichen Einigkeit/ hat zeugen müssen. Denn die gebende Hand kan ja nicht zugleich schlechter dings seyn die empfangende. Gleichwol aber ist in Gott nichts zertheilbares/ nichts ungleiches/ nichts zeitliches/ sondern alles eines/ unermäßlich/ ewig/ und hat diese warhafte Zeugung weder Anfang noch Ende. Weil auch Gott in seinem Wesen eitel Verstand ist/ hat die Zeugung auch nur durch solchen Verstand/ und wie der Sonnen-Strahl von der Sonne/ also die selbstständige Weißheit Gottes/ von dem selbstständigen Verstande gezeuget/ und wegen Gottes Unzertrennligkeit/ nur einem das gantze Bild des Zeugenden eingedrücket werden können; welches wir/ weil es die menschliche Zunge nicht besser aussprechen können/ das Wort/ die Weißheit/ und den Sohn Gottes nennen. Demnach nun die Eigenschafft eines ieden Zeugenden ist: daß er diß liebe/ was er zeuget/ und des Gezeugten/ daß er den Zeugenden liebt; so muß aus Gott dem Zeugenden/ und aus Gott dem Gezeugten/ etwas drittes gezeugt werden/ nemlich die Liebe/ welche aber/ weil Gott aus sich selbst ihm nichts ungleiches zeugen kan/ eben so wohl/ als das/ was allein der Zeugende zeugt/ der selbstständige Gott/ und weil Gott unzertrennlich/ mit denen zwey Zeugenden einerley Wesen seyn/ und in dem Zeugenden bleiben muß. Lasse dir diß nicht frembde fürkommen/ und erinnere dich: daß dein Verstand in sich viel Gedancken zeuget diese aber zeugen vermittelst des Urthels den Willen; alles aber bleibet doch im Verstande/ und kommet ausser ihm nicht. Weil nun Gott das allereinfältigste Wesen ist; so sind und bleiben diese drey eines. Es ist in ihnen wohl eine Ordnung/ aber kein Vorzug oder Trennung; sondern alle drey sind ewig/ unermäßlich/ und nicht mehr/ als dem Wesen/ dem Verstande/ und Willen nach/ ein Gott. Kanst du es anderer Gestalt nicht fassen; so dencke: daß deine Seele nur ein einfaches Wesen/ gleichwohl in ihr drey besondere Dinge/ nemlich der Verstand/ der Wille und das Gedächtnüß begrieffen sind; und daß auf diese Art deine Seele wo nicht ein Ebenbild/ doch ein Schatten des dreyeinigen Gottes sey. Die Königin Erato ward über dieser Erzehlung gantz vergeistert/ und fieng an: O welch eine Tieffe der Weißheit und des Verstandes! Wer kan seine von der schweren Eitelkeit angefeuchtete Flügel der Gedancken in solche alle Vernunfft übersteigende Höhe emper schwingen? Höre auf/ weiser Druys/ meine Einfalt mit so tieffsinnigen Lehren zu überschütten/ oder vielmehr meinen albern Verstand zu erstecken. Mein Haupt schwindelt mir; meine Augen werden düstern; gleichwohl aber werde ich durch eine brennende Andacht zu diesem dreyeinigen Gotte entzücket: daß ich nicht

mehr in mir selbst bin. Der Druys fragte sie mit freudigen Geberden: Jst es wahr: daß dein Hertze eine solche Bewegung fühlt/ und deine Seele einen solchen Zug empfindet? Erato antwortete: Es ist in alle Wege wahr. Aber meine Gedancken haben sich verstiegen: daß sie wie die nach den Gemsen kletternden keinen Rückweg wissen. Mein Verstand schwimmet auf einem unermäßlichen Meere/ da ich nirgends kein Ufer sehe/ und zu meiner Leitung keinen Compaß habe. O glückselige Seele! fieng der Druys weinende an; die du durch ein so geschwindes Licht der Göttlichen Barmhertzigkeit in einem Augenblicke so sehr erleuchtet worden bist/ als ich durch funfzehn-jähriges Nachdencken kaum kommen bin. O glückselige Seele! die du von dem ersten Funcken deiner Erleuchtung durch das heilige Feuer der Andacht schon bist angezündet worden. Freue dich! daß du mit dem alleine wahrhafften dreyeinbaren Gotte vereinigt bist! denn eine solche brennende Andacht ist das rechte Band zwischen Gott und der Seele; und deine Verzuckung ist schon ein Vorschmack deiner künftigen Unsterbligkeit; da dein ietzt verdüsterter Verstand verkläret werden/ und den unsichtbaren Gott allererst recht sehen wird; da deine Seele in einem Meere solcher Wollust schwimmen wird/ aus welchem ein vertheilter einiger Tropfen allen Menschen für der Bitterkeit ihres Lebens einen heftigen Eckel erregen würde. Erato seufzete/ und ließ sich bedüncken: daß sie in ihr Hertze vom Himmel einen so süssen Thau flüssen fühlte/ welche alle Anmuth der Welt überträffe. Dahero sie auch sich nicht enthalten konte/ ziemlich laut zu ruffen: Wie wird mir? ich vergehe für Wollust! Der Druys sahe sie nur an; weil er entweder für Freuden/ oder für Wehmuth nicht reden konte. Seine Augen aber hatten sich in zwey Brunnen verwandelt/ welche zwey häuffige Thränen-Ströme auf die zur Erden gesunckene Erato ausschütten. Nach einer langen Weile kam Erato gleichsam aus einem Traume wieder zu sich selbst/ und fieng an: Weisester Druys! Nimmermehr werde ich deinen Unterricht aus meinen Gedancken/ und keines andern als des dreyeinigen Gottes Anbetung in mein Hertz kommen lassen. Aber/ sage mir/ wie es zugehe: daß diese heilsame Lehre in der Welt so seltzam und verborgen ist? Haben alleine die Druyder hiervon Wissenschafft? Hat kein ander Weiser der Welt dieses Geheimnüß erblicket? Der Druys antwortete ihr: Diese Sorgfalt hat mich lange Jahre gequälet/ und ich habe nicht Ruhe gehabt/ biß ich alle Bücher der Griechen und Britannier/ die wir in unsern Schulen haben/ durchblättert. Da ich denn wohl gesehen: daß Orpheus von dem wesentlichen Worte Gottes/ welches Gott zu erst herfür gebracht/ und die Welt erschaffen/ gesungen habe. Hieraus hat man hernach die Zeugung Minervens aus dem Gehirne Jupiters auf die Bahn gebracht; Pherecydes hat gelehrt: daß als Gott die Welt schaffen wollen/ habe er sich in die Liebe/ welche der Anfang aller Dinge wäre/ verwandelt; und Pythagoras schrieb solch Werck der Weißheit Gottes/ und die höchste Vollkommenheit der dreyfachen Zahl zu. Zeno hat gelehrt: Das Wort sey Gott/ und der Geist Jupiters. Socrates aber und Plato: Es wäre ein selbständiges Bild/ ein Verstand Gottes/ welchen Gott durch Erkäntnüß seiner selbst gezeuget. Durch solch Bild/ durch solch allergöttlichstes Wort aber die Welt geschaffen hätte. Gott wäre die unsichtbare Sonne/ und der Brunn des Guten/ das Bild/ der Verstand/ und das Wort aber der Sohn des Guten/ durch dessen Mittheilung die Menschen sähen/ iedoch wäre der Herr/ als der Ursprung aller Dinge/ und dieses Herren Vater nur eines. Uber das göttliche Gute/ und den göttlichen Verstand lehrt Plato noch die Seele der Welt; zielet also wohl auf unsern dreyeinigen Gott; aber die

Grie-

Griechen reden hiervon mit verborgenen Retzeln / und verstecken die Wahrheit hinter ihre Getichte; daß zwar ein Erleuchteter in ihren Schrifften ein Licht findet; ein Unerleuchteter aber darinnen im finstern tappet. Weil aber Orpheus / Pherecydes / Pythagoras und Plato alles von den Egyptischen Priestern / wir aber von diesen keine Bücher haben / kam mich die Lust an / selbst dahin zu reisen / umb die Reinligkeit aus dem Brunnen zu schöpfen; denn ie weiter das Wasser und die Lehre vom Quelle entfernet ist / ie mehr haben beyde Beysatz. Ich bekam daselbst die Schrifften des weisen Zoroasters zu Gesichte / und fand darinnen: daß Gott der Vater alles gemacht / und seinem andern Verstande gegeben hätte auszutheilen / welchen das menschliche Geschlechte wie den ersten verehrte. Dieser göttliche Verstand habe alleine die Blume des Verstandes abgebrochen / aus dem Vermögen des Vaters / besitze also die Krafft des Verstandes und die Tugend den väterlichen Verstand dem Anfange und denen Brunnen der Dinge auszutheilen. Aus dem Verstande aber wäre die sich in Feuer kleidende Liebe entsprossen: daß sie zwischen ihnen ein brennendes Band wäre / und mit ihrer ausgebreiteten Wärmbde die Ströme der Brunnen milterte. Als ich mich aber bey meinem Lehrer über diese Tunckelheit beschwerte / legte er es mir derogestalt aus: Gott habe durch blosses Dencken gezeugt den Verstand / und den menschlichen Gemüthern eingesämet eine Gleichheit oder Bild dieses Verstandes / durch den blossen Willen aber wäre die Liebe allen Dingen zu ihrer Erhaltung eingeflößt werden. Nach diesem wieß mam mich zu dreyen porphyrenen Säulen in Memphis / darein der dreymal grosse Hermes seine Lehre geschrieben / wenn ja seine Bücher durch Ergiessung des Nils verterbet würden. An der ersten Säule stand: **Gott / welcher der Verstand das Leben / das Licht / und beyden Geschlechtes ist / hat gebohren das Wort / welch Wort der Verstand und aller Dinge Schöpfer ist / und mit ihm noch einen / welcher ein feuriger Gott / und seine Gottheit Geist ist. Dieser Verstand / weil er alle Fruchtbarkeit in sich hat / hat das Wasser bebrütet / und es fruchtbar gemacht. Also ist er viel älter / als die wäßrichte Natur / welche aus dem Schattē entsprossen.** An der andern war zu lesen: **Gott und der Verstand sind nicht von sammen unterschieden. Beyder Vereinbarung ist die Vereinbarung des Lebens. Der Verstand ist der einige wahrhafte erst-gezeugte Sohn Gottes / von Gotte herkommend / unerschaffen / unendlich / ewig / unveränderlich / unverterblich / mit Gott eines / ihm gleich / und mit selbstständig.** An der dritten war eingegraben: **Gottes Geist ist dem Wollen Gottes / wie sein Werckzeug unterworffē. Dieser macht alles lebendig / er erfüllet alles / er ernähret die Seelen / wie die Welt die Leiber. Nichts kan dieses Geistes entpehren / denn er wärmet / beseelet alles / und aus seinem Brunnen entspringt die Hülffe aller Geister / und alles dessen was lebt. Durch ihn ist die Welt entsprossen / und er hat iedem Gestirne seinen Platz zugeeignet.** An dem Fusse der erstern stand: **Hilff mir / du Anfang aller Dinge; ich beschwere dich durch den Himmel das weise Gemächte des weisen Gottes.** An der andern:

**Ich beschwere dich Wort/ welches der Schöpfer der Welt zum ersten fürbracht.** An der dritten: **Ich beschwere dich durch den alles in sich begreiffenden Vater/ und durch sein eingebohrnes Wort!** Endlich brachte ich bey meinem Lehrer mit vielen heissen Thränen zuwege/ daß er mir in einer unterirrdischen Höle des grossen Serapischen Tempels die in Marmel eingegrabene Antwort zeigete/ welche Serapis dem Könige Thuclis gab/ als er fragte: Was für Könige für ihm in Egypten geherrscht hätten/ und herrschen würden: Der erste Gott/ hernach das Wort/ und mit diesen der Geist. Alle diese sind einander verwand/ und in eines eingewickelt. Seine Macht ist ewig. Fleuch! fleuch geschwinde von hier/ ô Sterblicher! der ist viel besser als du/ der in Unwissenheit sein Leben führt. Die Königin Erato fiel nach seiner geendigten Erzehlung ein: O was ist diß für eine Finsternüß gegen deinem Lichte! Ich verstehe ja wohl etwas von ihrer Meynung/ nachdem du vorher mein Leitstern gewest. Sie sagen zwar etwas; darzu aber ein grosser Glaube gehöret. Allein dein Lehren bestehet auf eitel Gründen; und du leitest die blinde Vernunfft bey der Hand/ und führest sie zu dem Lichte/ da Grieche und Egyptier im Schatten der Unwissenheit sitzen. Der Druys versetzte: Es ist wahr! die klügsten Weltweisen vieler Völcker haben in etlichen tausend Jahren nicht so viel/ als du heute in einer Viertel-Stunde begrieffen. Sie wissen nicht/ was sie aus Gott machen sollen. Sie nennen ihn ein Ding/ weil unter ihm alle Dinge sind/ aber auch ein Unding/ weil ihm kein ander Ding gleich/ und er von keinem Menschen begriffen werden könne. Ja etliche nennen ihn alles/ welches nichts ist/ und nichts ist/ welches doch alles ist. Sie heissen ihn so bald eine Finsternüß/ als ein Licht/ weil ihr düsterner Verstand den unbegreifflichen nicht begreiffen kan. Erato fiel ihm bey/ und sagte: Sie hätte noch von ihrem Lehrmeister gehöret: daß *Simonides*/ als er gefragt worden/ wer Gott eigentlich wäre/ biß an seinen Tod immer Aufschub gebeten hätte. Und ihr Lehrmeister hätte sie beredet: Die Natur wäre wohl ein Spiegel Gottes/ aber weil kein menschlich Auge ihn genung zu betrachten und zu verehren wüste/ liesse er sich nur wie eine Neben-Sonne im Gegen-Schein einer Wolcke sehen. Alleine er hätte ihr heute das Fell der Blindheit von ihrẽ Augẽ abgezogen/ daß sie mehr wüste als alle Weltweisen im Morgenland. Der Druys begegnete ihr: In keinerley Weise. Diß wenige/ was er wüste/ hätte er von einem Juden zu Jerusalem gelernet/ aus welcher Schule die Chaldeer und Egyptier alles gelernt hätten/ was sie iemals gewüst. Aber alles diß/ was er und die allerweisesten von Gott wüsten/ wäre nur ein Sonnen-Staub von dem/ was Gott wahrhaftig wäre/ und was man durch seine Anschauung in der Unsterbligkeit zu sagen wissen würde. Bey diesen Worten schlug der oberste Priester dreymal an das schwirrende Becken/ worauf alles Augenblicks zu Boden fiel/ und mit den Antlitzen auf der Erde im Staube Gott mit andächtigem Gebete eine halbe Stunde lang verehrten. Niemand rührte darbey einige Hand oder Fuß/ und man hörete nichts/ als viel Seufzer der Betenden. Als der oberste Priester das Zeichen gab/ kam ein ieder wieder an seinen ersten Ort; die Opfer-Knechte brachten drey schneeweisse Ochsen/ welche geschlachtet/ und auf dreyen unter denen drey Eichen stehenden Altaren geopfert würden. Nach vollbrachtem Opfer ward von dem obersten Priester mit diesen Worten das Gerichte gehegt: Gott/ der die Gerechtigkeit selbst ist/ hat kein grösser Geschencke den Menschen gegeben/ als die Gerechtigkeit. Ohne diese kan die Welt nicht bestehen/ ohne sie wären alle Reiche Schlacht-Bäncke/ ja Räuber und Mörder selbst könnẽ ihr nicht gar entpehrẽ. Weil aber der

Men-

Menschen Irrthum offt wider Willen von der Richtschnur der Gerechtigkeit abschreitet/ oder die Boßheit derselben Gewalt anfügt/ muß sie durch Gerichte in ihrem Stande erhalten/ und dardurch die gemeine Ruh und Wohlfarth befestigt werden. Dieses geschihet/ wenn einem ieden diß/ was ihm zustehet/ zugeeignet wird/ dem Gläubiger die Schuld/ den Verdiensten der Lohn/ den Lastern die Straffe. Unser Vaterland hat für Alters den Priestern das Erkäntnüß hierüber anvertraut/ weil es sie für Gottes Stadthalter und Redner gehalten. Erweget diesemnach: daß ihr/ die ihr hier den Richter-Stul betretet/ an Gottes Stelle sitzt. Urtheilet daher nach der Göttlichen Erleuchtung eures Verstandes/ nach der Zärte eures Gewissens/ und wie ihr selbst von Gott und Menschen geurtheilet zu werden verlanget. Im Nahmen Gottes geschehe einem ieden/ was recht ist. Hiermit wurden die äusersten Schrancken geöffnet/ und durch einen Gerichts-Vogt ausgeruffen: Die Geladenen/ und wer sonst der Rechts-Hülffe von nöthen hat/ sollen erscheinen. Es wird iedem wiederfahren/ was Recht ist. Hiermit trat so wohl Ismene als der Druys Luitbrand in den mitlern Schrancken. Beyder Antlitzer und Geberdē waren aber von einander weit entfernet. Ismenens warē voller Freudigkeit/ Luitbrands voller Schwermuth. Denn Unschuld zeigt sich zwischen Blitz und Erdbeben unglaublich klug und behertzt. Was kan aber der in Gefahr für Vor- und Zuversicht haben/ welcher von seinen Unthaten in seinem Gemüthe unaufhörlich gequetscht und genaget wird? Gleichwohl hob dieser eine hochtrabende Rede an/ darinnen er ausführte: Der Gottes-Dienst wäre der erste und fürnehmste Pfeiler aller Reiche/ und so nothwendig zu ihrer Erhaltung: daß ihrer viel ihn für eine Erfindung der Staats-klugen gehalten. Die Gottes-Furcht wäre der Ancker der gemeinen Wohlfarth. Deñ wer wolte sich für Menschen scheuen/ ihren Gesetzen sich unterwerffen/ der Gott verachtete? Niemanden aber wäre die Gottesfurcht nöthiger als den vorleuchtenden Sternen dieser Welt/ nach derer Beyspiele sich die Unterthanen mehr richteten/ als nach ihren Gebothen. Denn dieser Schärffe verhärtete sie nur/ jene aber flößten ihnen einen liebkosenden Zwang zur Nachfolge ein. Dahero die göttliche Versehung auch auf sie stets ein genauer Auge hätte/ als auf gemeine Leute/ nicht weniger/ als die Natur über Bildung des Auges mehr Fleiß anwendete/ als über andern Gliedern; weil jene solten dieser Wegweiser seyn. Gott und die Sonne betheilten zwar die gantze Welt mit ihren Wohlthaten; wie aber diese einen gekrönten Granat-Apfel-Baum mehr/ als einen Hage-Dorn; also jener mehr die Herrscher/ als den Pöfel. Sie wären die Ringe oder Nadeln/ welche unmittelbar von dem Magnet-Steine bestrichen würden; und daher viel mehr Krafft/ als die erst von ihnen bestrichenen hätten/ das Eisen zu ziehen/ und den Angelstern zu zeigen. Diesemnach erforderte Gott und ihr eigen Gewissen von ihnen eine desto grössere Frömigkeit/ umb tausend andern diß zu seyn/ was ein Leuchte-Thurm den Schiffenden ist. Daher hätten kluge- sonderlich aber die Cheruskischen Fürsten sich iedesmal einer besondern Heiligkeit beflissen. Denn diese umbstrahlte mit ihrer Schönheit die Menschen/ und hätte eine mächtige Krafft durch Verwunderūg über ihrem Glantze/ die Gemüther an sich zu locken. Diesemnach wäre ihrer vielen die Gottes-Furcht eine Treppe auf den Thron/ und dem Könige Philipp der Krieg wider die Gotts-vergessenen Phocenser eine Ursache des bemeisterten Griechenlands gewest; weil iedermann ihn für den nechsten bey den Göttern hielt/ der der Götter Beleidigung rächete. Die Römer gestünden/ daß die Hispanier an Menge/ die Africaner an List/ die Gallier an Stärcke/ die Griechen an Kunst/ die Deutschen an Hertzhafftigkeit überlegen wären; und daß sie alleine durch eivrigen Gottes-Dienst sich zu Meistern der Welt gemacht hätten. Viel Völcker hätten dest-

deßwegen wie noch itzt die Römischen Käyser/ die oberste Priesterschafft mit der Herrschafft vereinbart. Midas in Phrygien hätte sich vom Orpheus zum Priester einweyhen lassen. Bey den Egyptiern könte keiner König seyn/ der nicht auch Priester wäre; und in Cappadocien vermöchte der Bellonen Priester fast mehr als der König. Nachdem die meiste aber gesehen: daß diese Würde einen gantzen mit weltlichen Händeln unbeschäfftigten Menschen erforderte/ hätten doch fromme Fürsten iedesmal die Priesterschafft / als den Aug-Apfel Gottes/ in Ehren gehalten / insonderheit die Deutschen sie zu allen wichtigen Rathschlägen gezogen / und sie zu beleidigen für gröstes Laster und ihren Untergang gehalten. Allem diesem aber hätte die Fürstin Jsmene zu wider gelebt. Nachdem sie mehr ihrer eitelen Liebe nachgehangen/ als das gemeine Beste Deutschlands durch Eingehung anständiger Heyrath befördern wollen/ wäre er von dem ihr zu gebieten habenden Feldherrn erkieset worden/ ihr bescheidentlich einzureden. Das ihr übel bewuste Gemüthe aber hätte seine wolgemeinte Erinnerung wie glüendes Eisen das Kühlwasser mit sprüen und schäumen angenommen/ welches das gewisseste Zeichen getroffener Boßheit wäre. Das Oel seiner sanfften Worte hätte ihren verkehrten Sinn nur verärgert. Denn ein solch Hertze wäre unempfindlicher als Marmel. Treue und bewegliche Ermahnungen versteinerten es/ an statt daß sie es zu welchem Wachse machen und schmeltzen solten. Seine eigene Verachtung wolte er gerne verschmertzen. Deñ die Erkäntnüs seiner Schwachheiten hielte ihn selbst für den allerverächtlichsten. Er wüste die genaue Verwandnüs zwischen dem Gliede und Leibe wol: daß die jenem angethane Unehre diesen nothwendig berühre; aber er häte selbst seines nicht mit auf die Wagschale ihrer Schuld zu legen. Daß sie aber den heiligen Orden der Druyden/ in welchem er der geringste wäre/ als gottlose Leute verläumbdet/ wäre ihm durchs Hertz gegangen; und könte von ihm nicht verschwiegen werden/ ob er schon mit Jsmenens Vergehung ein Mitleiden hätte. Denn was könte dem Gottesdienste mehr Abbruch thun/ als wenn dessen Vorsteher in der Welt einen so schlimmen Ruff haben solten? Aber auch diese Beschwärtzung würden die heiligen Druyden leicht verachten können. Die reinesten Flammen wären nicht ohne Rauch; und denen/ welche den besten Nahmen in der Welt hätten/ würde bisweilen übel nachgeredet. Wolte GOtt! Jsmene hätte sich hiermit nur vergangen. Alleine sie hätte den Druyden die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle aus den Händen gerissen/ welche ihnen der grosse GOtt gegeben hätte. Die Schlüssel/ welche kein irrdischer Mensch ohne Schrecken anrühren könte; ohne welche die Druyden ohne Priesterschafft/ die Welt ohne Gottesdienst wäre. Denn zu was Ende würde GOtt von den Frommen verehret/ von den Bösen gefürchtet; als daß diese ihre unsterbliche Seele nach Ablegung des leiblichen Kleides befreyet/ jene sie aber mit GOtt und unaufhörlicher Wollust vereinbart wünschen? sintemal in diesem Leben die Lasterhafften mehrmals auf Rosen/ die Gottsfürchtigen auf Dornen giengen? Wenn die Priester keiner Seele den Himmel oder die Hölle aufzuschlüssen hätten/ was wäre es anders/ als daß sie mit dem sterblichen Leibe verschwinden müste? Wer aber nicht die Unsterbligkeit der Seelen glaubte/ glaubte auch nicht/ daß ein GOtt wäre. Denn nichts sterbliches wäre fähig was unsterbliches zu begreiffen. Und wenn unvernünfftige Thiere GOtt abbilden solten/ würden sie ihres gleichen mahlen. Zwischen GOtt und der Seele wäre eine feste Verknüpffung. Wie die Wurtzel der Sonnenstrahlen in der Sonne/ ihre Spitzen aber auf der Erdkugel wären; also wären die Seelen zwar in menschlichen Leibern/ aber sie wären doch mit GOtt als ihrem Brunnquell verknüpfft. Wer nun von diesem Bande und

Ur-

Ursprunge nichts wüste/ könte auch nichts von GOtt wissen. Wer aber den nicht glaubte/ der könte unter der Gemeinschaft ihres Gottesdienstes/ ja schwerlich der Menschen geduldet werden. Ismene hörete dem Luitprand mit Gedult/ und ohne einige Veränderung des Antlitzes und Gemüthes zu/ als er auf die Beschuldigung kam: daß sie nicht die Unsterbligkeit der Seelen/ und endlich gar nicht GOtt glaubte/ überlief sie der Eyver/ und die Galle/ und das Geblüte. Sie mühte sich aber/ alle diese Regungen bald nieder zu schlagen/ umb bey ihrer Vertheidigung in keine Verwirrung zu gerathen. So bald er nun geschlossen/ fieng sie mit einer grossen Freymüthigkeit an: Ich habe hier einen Ankläger zu hören vermeint/ so aber habe ich gehört einen Verläumbder. Ich dachte für mir einen weissen Druys zu finden/ so sehe ich einen schwartzen Werckzeug der Finsterniß. Er meinet ihm zwar durch das Leb des Gottesdienstes/ der Gottesfurcht und der Priesterschaft eine Farbe anzustreichen; aber in seinem Thun finde ich nichts Priesterliches/ auf seiner Zunge keine Gottesfurcht/ und in seinem Hertzen keinen GOtt. Denn da er wüste/ was GOtt wäre/ würde er nicht glauben: daß ein so rasender Mensch in der Welt lebte/ welcher ihm aus dem Sinne reden könte: daß kein GOtt wäre. Ich glaube nicht: daß ein Mensch jemahls gelebt habe dem sein Hertze nicht gesagt/ sein Gewissen nicht überzeugt/ seine Vernunfft nicht überwiesen habe: daß ein GOtt sey. Wer GOtt nicht erkennet/ muß nicht nur seines Verstandes/ sondern seiner Sinnen beraubt seyn. Er muß nicht wissen: daß er eine Seele habe. Denn der Seele Wesen ist GOtt/ von dem sie und ihr Wissen entspringt. Ich weiß wol: daß für Zeiten Diagoras/ Theodorus von Cyrene und Evhemerus Tegeates dessen beschuldiget worden/ aber sie haben mehr die Abgötter verhöhnet/ als GOtt verleugnet. Welcher Mensch ist so alber/ den nicht der Strom zu seinem Brunnen leitet? Wer wil glauben: daß ein Fluß ohne Quell/ ein Baum ohne Wurtzel sey? Und ich solte nicht wissen: daß dieses grosse Weltgebäue einen Schöpffer/ einen Erhalter haben müsse? Was aber solte der anders als Gott seyn? Wer solte die unbegreifliche Kreisse des Himmels/ die Sonne/ die Sternen/ in so wunderwürdigen Ordnung bewegen? da doch keines in sich so viel Leben als eine Mücke/ und noch weniger Vernunfft hat. Wer solte zwischen dem kalten Wasser und heissen Feuer/ zwischen der leichten Lufft/ und der schweren Erde/ in so langer Eintracht erhalten/ da ihre Eigenschafften einander so zuwider sind? Welche verstimmte Laute stimmet sich selbst? Geschiehet aber alles nur ungefehr? Woher treffen unsere Zeiten-Rechnungen so genau ein? Wie können wir auch künfftige Finsternüsse/ den Stand und die Würckungen der vereinbarten Sterne auf tausend Jahr hinaus ausmäßen? Warumb überschreitet die Sonne niemals die zwey Kreiße der zwölf himmlischen Zeichen? Warumb wechseln Frühling/ Soñer/ Herbst und Winter so richtig mit einander ab? Wer giebet so vielen tausend Pflantzen Leben und Wachsthum? Wer unterscheidet sie und die Thiere mit tausenderley Gestalten und besondern Eigenschafften? Wer bereitet den menschlichen Leib in Mutterleibe; also daß ihn kein Seidenstücker künstlicher und schöner weben und mahlen könte? Wer flößet ihm so eine vernünfftige Seele ein; welche alle dis nicht ohne Wunderwerck begreiffen/ ja sich selbst zu dem unbegreiflichen GOtte schwingen kan? Warlich! der alleralberste Mensch muß hierüber die Augen aufthun/ und glauben: daß dis Reichthum aus einer fruchtbaren und unerschöpflichen Macht herriñen; diese Ordnung von einer unermäßlichen Weißheit/ welche für die Richtschnur aller Dinge in der Welt zu halten wäre/ fürgeschrieben werden müsse. Und ich/ wenn ich gleich nur aus diesem Brunnen den hundersten

Theile meiner Vernunfft geschöpfft hätte/würde durch diese einige Eichel (diese hob Ismene von der Erde auf) überwiesen werden: daß ein GOtt sey. Sintemal alle Menschen in der Welt mit versammleter Krafft nicht eine einige machen können. Was vertheidige ich mich aber deßwegen wider diesen Verläumbder? Solche Schutz-Reden kommen nur Unsinnigen zu statten. Denn diese alleine können nur an dem zweifeln/ was alle wilde Völcker der Menschen bekennen/ nemlich daß ein Gott sey. Kan aber meine Seele den unsterblichen Gott begreiffen/ wie kan ich glauben: daß sie sterblich sey? Nichts in der Natur sättiget sich mit was besserm/ als es selbst ist/wie solte sich denn eine sterbliche Seele an dem unsterblichen GOtte durch Verstand und Andacht speisen? Weil aber meine Seele an dieser unversehrlichen Warheit vergnüget/ wäre ich unvernünfftig/ wenn ich sie nicht für unsterblich hielte. Es ist in alle wege merckwürdig/ daß außer dem einigen Menschen sich kein ander Thier des Gebrauches des Feuers bedienet/ welches etwas himmlisches und den Sternen gemäßes/ und daher von den Persen für einen GOtt verehret worden ist. Dieses dient zu einer nachdencklichen Erinnerung: daß der Mensch gar was besonders für andern Thieren/ und eine Verwandschafft mit GOtt und dem Himmel haben müsse. Wie denn auch unsere Seele unwidersprechlich ein geistiges Wesen ist/ und nichts leibliches an ihr hat/ welches allein der Veränderung und Vergängligkeit unterworffen sey. Sie beweget sich von sich selbst; also kan die Bewegungs-Krafft von ihr nicht getrennet werden/ worinnen das Leben besteht. Ja sie ist selbst das wesentliche Leben des Menschen/ wie wäre es nun möglich: daß sie sterben könte? Sie bestehet für sich selbst/und ziehet in den Leib/ wie in ein Gasthauß nur auf eine kurtze Zeit ein; darf also keines andern Wesens/ welches sie beseele. Und weil sie einfach und unzertheilbar/ kan ihr nichts/ was zu ihrem Leben und Vollkommenheit nöthig wäre/ benommen *werden*. Unsere Seele hat drey Kräfften. In der Finsternüs des mütterlichen Leibes lebt und wächst sie nur mit den Pflantzen. Wenn die Natur die vollkommene Frucht wider Willen von sich stößt/ fängt die Seele in dem Bauche dieser Welt/ und in dem Kerker des Leibes an zu fühlen/ zu sehen/ zu hören. Sie erblicket zwar durch das Schauglaß der Vernunfft in dem Buche der Natur etlicher massen den Schöpffer aller Dinge/ aber das Gefängnüs seiner irdischen Hütte hindert sein rechtes Erkäntnüs. Wenn aber der Mensch durch den Tod sich solcher Beschwerde entschüttet/ kommet die Seele allererst durch diese andere Geburt in ihre Freyheit/ und ihr drittes vollkommenes Leben des Verstandes. Unsere Eitelkeit kan sich hierbey des Zweifels gar schwer entledigen/ denn die Last des Leibes hemmet allzu sehr den Flug der feurigen Seele. Aber würde doch eine in Mutter-Leibe beschlossene Frucht auch schwerlich ihrer Mutter Glauben beymäßen/ *wenn sie* selbter schon beybringen könte: daß sie aus einem so engen Gefängnüsse/ bald in eine so weite Welt/ und an das Licht der wundersamen Sonne versätzt werden würde. Also ist uns die Glückseeligkeit des künfftigen Lebens auch in diesem Kerker unbegreiflich. Gleichwol aber ist die Seele niemals reger und aufgeweckter/ als wenn sie dem Sterben als ihrer Erledigung am nechsten ist. Ja wenn die Augen uns schon brechen/ oder durch Verzückung sich *schon* gleichsam des Leibes gar entäusern/ so schärffet sich ihr Gesichte: daß sie bis in die Ewigkeit/ und in das Buch des Verhängnüsses blicket/ also nicht selten künfftige Dinge wahrsaget/ ihrem Seegen oder Fluche einen grossen Nachdruck giebt. Ja wenn auch jemals im Leben ein Epicurer an Unsterbligkeit der Seelen gezweifelt hat/ wird seine Seele wie ein Maulwurff beym Sterben sehend/ schwimmet aus

denen sie ersäuffenden Wollüsten empor/ erblicket ihr künfftiges Leben/ und erkennet seine Todesstunde für den andern Geburts-Tag seiner Seele/ also sich nicht zu verwundern: daß Cleombrotus aus Begierde bald der Unsterbligkeit zu genüßen/ sich ins Meer stürtzte; daß die Nachfolger des Plato wie auch Cato von Lesung seines Buches Phedon von der Unsterbligkeit der Seele eine unmäßige Begierde bald getödtet zu werden bekamen; daß die nackten Weltweisen in Indien mit so freudigem Geiste auf die lodernden Holtzstöße steigen/ und mit Einäscherung ihrer Glieder die Unsterbligkeit der Seelen so nachdrücklich behaupten. Sintemal sie wol wissen: daß es mit ihrem sterbenden Leibe wie mit Zerbrechung eines Brüt-Eyes zugeht/ aus welchem ein Hühnlein/ und also was köstlichers heraus kreucht/ als es selbst ist. Und wolte Gott! daß ich allhier durch einen so rühmlichen Tod diese Warheit bewehren/ und dich hieran allem Ansehn nach zweifelnden Luitprand überzeugen solte. Ich wünsche dir aber nur einen Funcken von dem sehnlichen Verlangen/ welches ich nach dem künftigen Leben meiner Seele in mir unterhalte/ und mir ein unfehlbares Kennzeichen einer den Leib überlebenden Seele ist; welche Begierde bey dem Tode am allerfeurigsten wird. Welches Menschen Geist ist so niedergeschlagen: daß er nicht nach seinem Tode/ wo nicht anders/ doch durch rühmliche Thaten/ oder in Gebäuen und Grabeschrifften/ gerne sein Gedächtnüs/ nemlich einen Schatten seines Lebens verlassen wolte? Dieser unterscheidet uns von andern Thieren/ die an kein künfftiges Leben gedencken/ weil sie es gantz mit ihrem Blute ausschütten/ und versichert uns unser Unsterbligkeit. Denn warum schwindelt uns bey ihrer Betrachtung nicht so sehr/ als wenn wir zurück an die Ewigkeit gedencken? Sicherlich nur darumb/ weil dieser nur Gott/ jener aber auch unsere Seele fähig ist. Wie solte diese aber sterblich seyn/ welche die vergangene und niemals wiederkommende Zeit durch ihr Gedächtnüs unter ihre Botmässigkeit bringt/ und sie ihr in ihrem Spiegel als gegenwärtig vorstellt? ja/ welche dis/ was schon für tausend Jahren vergraben und vermodert ist/ lebendig/ auf künftige Fälle Anstalt machen; also der Zeit und dem Tode/ und ihrer beyder Verzehrung nicht unterworffen seyn kan. Der Leib muß ja wol vergehen/ wenn er veraltert/ und durch seine Nahrung nicht mehr verneuert wird. Aber die Seele nim̃t mit dem abnehmenden Leibe/ wie die Feuchtigkeit der Zwiebeln mit dem abnehmenden Monden zu; je weniger Leib/ je mehr Verstand/ sie speiset sich mit nichts irrdischem; sondern an sich selbst/ an tieffem Nachsinnen/ und an himmlischen Dingen. Die Sinnen des Leibes würcken nicht in sich selbst/ sondern außerhalb sich; das Auge siehet/ und das Gehöre höret sich nicht selbst; der Verstand aber thut alles/ wie Gott in ihm und mit sich selbst; also daß die Seele ohne den Leib ihre Verrichtungen vollenden/ und nach dessen Trennung bestehen kan. Der Leib überfüllet sich leicht mit den Trebern der Erde; je mehr aber die Seele mit ihrem Verstande fasset/ je begieriger und hungriger ist sie nach der Weißheit. Jemehr der Verstand sich der eusserlichen Sinnen entschläget/ und die leiblichen Augen zuschleußt/ je höher schwingt er sich empor. Je weiter etwas von der Erde entfernet ist/ je leichter begreifft es die Seele. Sie entfernet sich von dem Leibe/ trennet sich von den Sinnen/ umbsegelt in einem Augenblicke gantz Africa/ sie umbfähret mit ihrem Verstande den Himmel tausend-ehe die Sonne auf ihrem Wagen einmal. Sie begreiffet den Himmel und die Erde mit ihrem Verstande/ welcher die Seele der Seele/ wie der Augapffel das Auge des Auges ist/ und selbst Gott/ wo nicht mit ihrem Erkäntnüsse/ doch mit Liebe und Andacht. Wie der Leib eine keine Welt/ oder ein Begrief der grossen ist; also ist die Seele ein kleiner Gott/

und ein Tempel oder Wohnstadt des grossen Gottes. Wie solte sie denn nicht tauerhaffter seyn/ als die irrdische Seele des Viehes? die Sinnen des Leibes haben Abscheu für allzu heftiger Empfindligkeit; das Fühlen fleucht den Brand/ der Geschmack die Schärffe des Saltzes und Pfeffers/ das Gesichte die Strahlen der Sonne; aber die Seele ist das höchste und tiefsinnigste/ das angenehmste. Denn diese leidet nicht/ sondern sie thut und wircket; sie bildet und beseelet den menschlichen Leib: daß er ein Mensch ist; sie aber selbst hat für sich keinen verterblichen Talg an sich; also kan der nur irrdische Dinge überwältigende Tod ihr auch nichts benehmen. Behalten doch die verbrennten Kräuter in ihrer Asche ein grosses Theil ihrer kräfftigen Eigenschafften; ja einige Künstler haben die Rosen aus ihrem Staube wieder auferweckt/ und zum ersten Wesen bracht. Mit dem Leibe des Menschen aber solte der gantze Mensch sterben? Haue mir/ Luitprand/ zur Sättigung deiner Rache einen Arm/ beyde Füsse ab! reiß mir die Augen und die Zunge aus; und zerstimmele meinen Leib: daß man ihn von einem zerfleischten Rehe nicht unterscheiden kan! glaube mir: meine in einem jeden Gliede so wol als im gantzen Leibe gantze Seele wird gantz unzerstückt/ und gesund so lange bleiben/ bis das Gebäue des Leibes/ darinnen sie ohne dis kleiner ist/ als sie an sich selbst ist/ gar nicht mehr zu bewohnen taug/ und sie also sich über den fürlängst in sich begrieffenen Himmel zu ihrem Ursprunge empor schwingt. Also ist der Mensch ein Wunderwerck/ welches den Himmel und alle Geschöpffe weit übertrifft; Wie die Pflantzen das Seyn und das Leben/ die Thiere das Leben und die Sinnen mit einander verbinden; also verknüpfft der Mensch das Vergäng und Unvergängliche zusammen. Er ist ein Eckstein des irrdischen und des himmlischen. Sein Leib ist ein kurtzer Begrief der grossen Welt/ die Seele des unbegreiflichen Gottes. Weil nun nur jene/ nicht aber diese vergänglich ist/ kan auch am Menschen nur der Leib/ als eine leimerne Hütte eines himmlischen Gastes/ als ein höltzern Futter eines köstlichen Kleinods/ als eine Larve eines schönen Antlitzes vergehen/ nicht aber die Seele sterben; welche nicht so wol des Leibes Geselle/ als sein Herr/ ja eigentlich nur der Mensch ist/ und des Leibes sich nur als eines Werckzeuges/ oder vielmehr nur als eines Ambosses gebrauchet. Weil nun der Mensch deregestalt besser ist/ als das grosse Gebäue der Welt; die es aber so viel tausend Jahr tauert; wer wolte glauben: daß der grosse Schöpffer das Edlere nur auf zehen/ zwantzig oder zum höchsten hundert Jahr geschaffen habe? daß dis/ was dem Menschen dienet/ nemlich die Gestirne und Elemente/ lebhaffter als der Mensch/ dem sie dienen seyn solten? Diese Dienstbothen der Menschen haben zwar über seinen Leib/ vermöge ihrer kräfftigen Einflüsse/ eine grosse Gewalt/ sie schwächen/ ändern und stärcken ihn nach ihren unterschiedenen Regungen/ aber über den Verstand und den Willen der Seele/ haben alle Sterne zusammen nicht die geringste Botmäßigkeit. Muß also der Leib ein geringer Knecht/ die Seele aber eine edle Herrscherin seyn. Ja wenn die Seele stürbe/ würde sie weniger als der Leib werden/ und also geringer seyn; denn der Leib wird durch den Tod nicht gäntzlich zernichtet/ sondern sein Verterb ist eine andere Dinges Zeugung. Was aber könte wol aus der Seele für ein ander Wesen werden/ wenn sie stürbe/ als eine Seele? Ist es nicht wahr: daß wenn man in Wachs oder andern Talg ein Bild eindrückt/ das vorher darinnen gewesene Bild zernichtet werde? Aber unser Verstand bildet tausendmal tausend Bilder in sich/ ohne daß die ersten Bilder in ihm verleschet werden; wie könte aber eine solche Unverterbligkeit in dem Verstande seyn/ wie könte er vergängliche Dinge in sich unvergänglich machen und erhalten/ wenn die

Seele

Seele selbst verterblich wäre? Zu was Ende wären Tugend und Laster von einander unterschieden? dieser himmlisches Verbot/ jener Befehl von Natur unsern Gewissen eingeschrieben/ wenn nicht diese nach dem Tode bestrafft/ jene belohnet würden? Wie könte aber die Seele Straffe oder Belohnung empfinden/ wenn sie mit dem Leibe vergienge? Was würde das allgemeine Gesätze der Völcker: daß man sein Leben für des Vaterlandes Erhaltung aufzuopffern schuldig wäre/ für einen Grund haben; Wenn diese Aufopfferung nach dem Tode uns keinen Gewinn bringen solte; weil wir keinen für den Tod im Leben genüssen können? Woher würde zwischen der vernünfftigen Seele/ und denen fleischlichen Reitzungen des Leibes ein unaufhörlicher Krieg seyn; jene zu Frömigkeit und Gerechtigkeit/ dieser zu viehischen Ergötzligkeiten einen steten Zug haben/ wenn nicht dieser irrdisch und schwer/ jene himmlisch und empor steigend/ also unvergänglich wäre? Sage mir nun Luitprand/ ob du an meiner Meinung was zu schelten findest? Urtheile selbst: ob du durch Verleumbdung der Unschuld dich nicht selbst verdächtig machst: daß du von Unsterbligkeit der Seelen nicht viel hältest? Deñ wenn du glaubtest: daß die boßhaften Seelen nach dem Tode gepeinigt/ die Tugendhaften erquickt würden/ so würdest du heute nicht mein Ankläger seyn; so würdest du selbst dis/ was dich so sehr wieder mich entrüstet hat/ und was mein so grosses Laster seyn soll/ glauben: daß der gerechte GOtt ungerechten Leuten/ welchem sie ein Greuel in Augen sind/ die Schlüssel zum Himmel und der Hölle nicht anvertrauet habe. Denn würden nicht so ungerechte Richter/ weil sie selbst böse sind/ den Boßhafften den Himmel/ den Frommen die Hölle aufsperren? Erkühnest du dich aber meine Worte auf den gantzen Orden der Druyden auszudehnen/ so schmähest du ihn selbst/ als Leute voller Ungerechtigkeit/ welche mich/ sonder etwas wider Gott und sie gesündigt zu haben/ von gemeinem Gottesdienste ausschlüssen würden. Von diesen war meine Rede/ nicht von jenen! Siehest du mich so für alber an: daß ich nicht wisse/ es könne in einem heilsamen Granat-Apffel ein fauler Kern/ und in einem Garten ein gifftig Kraut seyn? Redete ich aber nicht nur auch von einem Anlasse zu zweifeln/ ob so ungerechte Leute Gottes Pförtner seyn könten? Dann ich wil nicht gäntzlich verneinen: daß GOtt sich nicht auch so wol eines unwürdigen als gebrechlichen Werckzeugs bedienen könne; Sintemal die Ungeschickligkeit des Werckzeugs einem Werckmeister selbst zu Ehren/ und seiner Kunst zu desto grössern Ruhme gereicht. Mein Anlaß zu zweifeln aber/ war nichts anders/ als das mir von dir gegebene Aergernis; wie ich dich denn noch itzt nicht für einen Werckzeug des gerechten Gottes halte/ ja nicht einst/ wenn ich schon sterben solte/ von dir einen Brief an deine Verstorbene zu bringen übernehmen wolte; sondern ich glaube vielmehr: daß die göttliche Rache und das Gerichte der heiligen Druyden/ dich noch als ein faulendes Glied von seinem lebhafften Leibe abschneiden werde. Mich aber wird weder deine Verläumbdung/ noch anderer Schwermer Wahnwitz von dieser Meinung abwendig machen: daß Gott der Mittelpunct unser Glückseeligkeit/ die Gottesfurcht der Leitstern darzu sey/ sonder welche der klügste Mensch eine Biene ohne Stachel ist/ und daher keinen Honig machen kan. Ismenen sahe bey dieser Rede die Unschuld aus den Augen; und sie nahm ihrem Gegentheil damit sein gantzes Hertze/ und die Helffte der Beredsamkeit. Wie sehr er sich nun gleich wandt/ und seine Worte verflochte; so war doch aus allem deutlich wahrzunehmẽ: daß Ismene weder Gott noch die Unsterbligkeit der Seelẽ in Zweifel gezogẽ hätte/ sondern Luitprand nur durch seine Schlüsse beydes daraus erzwingẽ wollen: daß Ismene den Druyden die Gewalt der Schlüssel verneinet hätte. Auf dieser Be-


schul-

schuldigung aber blieb er feste bestehen/ und wolte sich keines vorgeschützten Absatzes erinnern. Aber Jsmene widersprachs/ und sagte: wo ein böses Hertz wäre/ wäre auch ein böses Auge/ und ein böses Gehöre. Sein böses Hertz hätte er durch seine Ungebehrdung verrathen/ da er von ihr keine Auslegung ihrer Meinung verlangt/ weniger die ihm angebotene angenommen; da doch jeder Mensch/ zu geschweigen ein Priester/ anderer Vergehungen mit Widerwillen vernehmen/ furchtsam glauben/ mit Schamhaftigkeit mercken lassen/ oder so viel möglich mit Entschuldigung zum besten deuten/ und wenn es ohne Aergernüs geschehen könte/ mit Stillschweigen begraben/ oder doch niemals darüber urtheilen solte/ sonder sich seiner eigenen Schwachheiten dabey zu erinnern. Der Druys versätzte: Verbrechen wider das gemeine Wesen/ und die Grundfesten des Gottesdienstes/ liessen sich nicht unter die Banck stecken. Gott trüge nicht weniger Gefallen an einer tödtenden Barmhertzigkeit/ als an einer barmhertzigen Gerechtigkeit. Daher wäre es Liebe/ nicht Rache dazu behülflich seyn. Denn neben dem Gebete wäre kein besser Opffer/ als das Blut der Ubelthäter/ und wer die Bestrafung der Ubelthäter auch nur durch Verschweigung hinderte/ machte sich ihrer Sünden theilhaftig. Insonderheit wäre nöthig wie bey Verrätherenen/ die Schlange in ihrem Eye zu tödten/ also das erste Unkraut ärgerlicher Meinungen im Gottesdienste mit Strumpf und Stiel auszurotten. Denn anfangs könte man mit einer Hand voll Wasser ein Feuer ausleschen/ worzu hernach gantze Ströme Blutes nicht zulangten. Jsmene begegnete ihm: Es wäre keine grössere Ungerechtigkeit in der Welt/ und kein schrecklicher Greuel im Himmel/ als einem Laster aufhalsen/ der sie nie auf der Zunge/ weniger im Hertzen hätte. Luitprand berufte sich auf die Glaubwürdigkeit seiner Würde; aber Jsmene auf ihre Unschuld. Wie sie hier nicht als eine Fürstin/ sondern als eine Beklagte erschiene; also stünde Luitprand nicht als ein Priester/ sondern als ein Ankläger für Gerichte. Dieser hätte nur Ohren zu Uberlegung der Sache/ aber keine Augen zu Unterscheidung der Stände. Hier würde Beweiß erfordert; denn sonst würde niemand unschuldig bleiben. Der Druys näherte sich einem Aste der einen Eiche/ und rührete den darauf stehenden Mispel an/ welches eine dem kräftigsten Eyde gleich gehaltene Betheurung bey den Druyden ist. Jsmene aber legte die Hand auf ihr Hertze/ wormit das Frauenzimmer in Deutschland die Warheit bestätiget. Der Priester Libys aber nam seinen Mispel-Krantz vom Haupte/ wormit beyden Theilen ein Zeichen zum Stillschweigen gegeben ward. Weil nun die offenhertzigen Deutschen die Gewohnheit haben bey Gerichten ihre Meinungen öffentlich zu sagen; fragte der oberste Priester/ welcher die letzte Stimme hat/ nach dem Alter und der Reye herum. Des ersten Druys Meinung war: man solte Jsmenen schlechter dings als unschuldig loßsprechen. Denn ob zwar die Druyden eine grosse Muthmassung der Warheit für sich hätten/ also daß sie auch in Sachen/ welche sie selbst angäben/ oder klagten/ Zeugnüs geben könten/ so wäre doch hier die Beklagte eine Fürstin/ welche ihrer hohen Ankunft und berühmter Tugend halber/ eben so glaubwürdig wäre und fürtreffliche Muthmassungen der Unschuld für sich hätte. Zudem wäre ihre Erklärung mit einem so heiligen Eyver/ und mit so bewährten Gründen abgefaßt/ daß man zur Gnüge wahrnähme/ es sey ihr ihr Bekäntnüs von GOtt und Unsterbligkeit der Seelen/ und ihre gute Meinung von den Druyden ein rechter Ernst; also/ daß wenn sie ja wo gefehlet/ nur ihre Zunge/ nicht ihr Hertze gesündiget hätte. Der andere und dritte fiel dem ersten bey/ der vierdte aber sagte: die Loßsprechung könte ohne Verkleinerung der Druyden so schlechter dings nicht geschehen/ weil mal Luitprand zum Zeugnisse den heiligen Mispel angerühret hätte; welches GOtt an ihm

durch

durch augenblickliche Rache gestrafft haben würde/ wen er wissentlich was unwahres geredet hätte. Gleichwol aber liesse sich aus solchen geheimen Prüfungen der Warheit niemanden verdaüen. Die verborgenen Verbrechungen rächete Gott/ nicht die Menschen. Keine andere Zeugen wären zu führen; weil Luitprand und Ismene sich von allen entrissen gehabt. Gleichwol aber müste der Richter auf den Grund kommen/ und daher beyde ein glüendes Eisen in die Hand nehmen/ und dardurch die Warheit bewehrē. Wie unterschiedene Weiber in Deutschland/ welche des Ehbruchs fälschlich beschuldigt worden wären/ auf diese Art ihre unversehrte Keuschheit erhärtet hätten. Diesem pflichtete der fünffte und sechste bey. Der siebende aber hielt diese Art des Beweises zu grausam/ und rieth: Es solte Ismene von der Auflage sich mit einem Eyde reinigen. Ihrer vier stiñeten ihm ein/ aber der dreyzehende meinte: beyde Theile hätten schon solche Betheuerungen gethan/ welche den schärffsten Eyden gleich zu achten/ und also nicht zu wiederholen wären. Man solte aber die alleräfteste Art/ wordurch die Deutschen die Warheit beygemässener Laster/ oder die Unschuld zu erforschen pflegten/ nemlich den Zweykampff für die Hand nehmen. Deñ ob zwar weder der Kläger als ein Priester/ noch die Beklagte als ein Frauenziñer/ selbst zu solchem Streite verbunden werden könten/ so gäbe ihnen die Freyheit doch das Recht andere zu Kämpffern und Vertheidigern zu erkiesen. Dieser Fürschlag beliebte neun nachfolgenden Druyden. Der drey und zwantzigste Druys aber fieng mit einer gewaltigen Heftigkeit an/ wider den Zweykampf zu reden. Dieses wäre mehr als eine viehische Grausamkeit; sintemal kein Wolff/ Tyger oder Drache wider seines gleichen wütete. Die Welt wäre etliche tausend Jahr dieser Raserey befreyt gewest/ bis die auch mit dem Meere kämpffenden Cimbern sie aus der/ aller Wärmbde und Liebe dürftigen Mitternacht/ oder vielmehr aus der Finsterniß der Hölle an Tag und unter andere Völcker bracht hätten. Die Natur hätte den Menschen ohne Waffen/ als zum Friede geschaffen/ an statt der Hörner/ Kreile und Klauen/ ihm die Vernunfft eingeflösset/ welcher Herrschafft in Ruhe und Eintracht bestünde/ und die aufwallenden kriegrischen Regungen der Gemüther dämpffte. So wenig der Eigen-Mord zu verantworten stünde/ so wenig wäre auch die Beleidigung eines andern besonders aber eines Bürgers zulässlich. Deñ wir wären alle Glieder eines Leibes/ nemlich eines Reiches/ oder auch der menschlichen Gemeinschafft. Weil aber der Mensch freylich darinnen von Thieren unterschiedē wäre; daß er aus zwey unverträglichen Dingen/ nemlich einem irrdischen Leibe/ und einer geistigen Seele bestünde; Also diese zwey nicht nur in Menschen stets einen bürgerlichen Krieg mit einander führten/ sondern auch/ weil der sich selbst selten begreiffende Mensch sich nicht/ wie die Thiere mit ihrem Auskoñen vergnügte/ er bey Verlangen der Ubermasse an Ehre und Vermögen andern bald zu nahe käme/ also hieraus Zwytracht erwüchse; so wäre doch deßwegen die eigene Rache niemanden erlaubt. Denn diese würde niemals Maas und die Gräntzen der Gleichheit halten; sondern aus einem Sonnenstaube weniger Beleidigung würdē grosse Berge Unrechtes entspriessen/ und der Blutstürtzung nicht ehe/ als mit gäntzlicher Vertilgung des menschlichen Geschlechtes ein Ende werden. Zu Verhütung dieses Ubels hätten alle Völcker ihrer ausser der Beleidigung und daher aufschwellenden Gemüths-Regungen sich befindenden Obrigkeit die auf der Wag-Schaale der Gerechtigkeit wol abgewegene Rache des Unrechts hinein gegeben/ und sich der eigenen enteusert. Wenn sich nun jemand anders dieser anmaaßte/ versehrte er das gemeine

Recht der Völcker/ und grieffe den Herrschern an ihren Richterstab. Da nun deregleichen Zweykampff nicht einst zur Vergeltung des erlittenen Unrechts/ welche doch sonst der Natur und der Billigkeit gemäß wäre/ bey bestellten Richter-Stülē könte verhangen werdē; wie viel weniger wäre einem Gerichte anständig sich seiner anvertrauten Gewalt zu entschlagen/ deregleichen Zweykampff statt des Beweises zu billigen/ und deregestalt das durch Bestellung der Richter verbannte Faustrecht über die Gewalt der Obrigkeit zu erhöhen. Würden die Druyden durch ein solch Urthel nicht gleichsam mit allem Fleisse das Laster eigener Rache rechtfertigen und in Schwung bringen? welche unrechte und rasende Tapfferkeit ihr ohne dis fürlängst den Ruhm der Tugend zugeeignet hätte; welche viehische Kranckheit weder durch die Artzney die Welt-Weißheit nach der Gottesfurcht geheilet werden könte. Würde in Deutschland die Gerechtigkeit nicht völligen Abschied nehmen/ und jeder durch lange Kriegsdienste umbs Vaterland wolverdienter Held nicht seine erworbene Ehre jedem frechen Narren/ der ihm auf dem Fechtbodeme eine zum Kriege undienliche Fertigkeit den andern zu stossen durch lange Ubung zu wege gebracht/ zur Kurtzweil aufsetzen müssen? Würde das eitel hertzhaffte Leute zeugende Deutschland nicht täglich im edelsten Blute schwimmen? und bey ermangelnden Kriegen seine Tapfferkeit durch solche Zweykampffe bewehren wollen? welche Mißgeburt der Großmüthigkeit mehr edles Blut/ als keine euserliche Feinde fressen würde. Sintemal die viel Weitzen-tragende Aecker eben so wol von vielem Unkraute bey nachbleibender Saate fruchtbar wären. Diese Wahnsinnigkeit wäre ohne dis schon allzu sehr eingerissen; da doch die männlichen Spartaner hiervon nichts gewüst/ die Römer/ welche sich aller Welt Meister machen wolten/ diese Raserey in eigene Eingeweide verlachten; und ein Scythischer Feld-Hauptmann zwey einander ausfordernde Kriegs-Leute mit dieser Frage nicht weniger beruhiget/ als ihren eingebildeten Ehren-Ruhm beschämt hätte: Ob kein Feind mehr übrig wäre: daß sie nicht an ihm/ sondern an sich ihre vermeinte Tapfferkeit ausüben müsten? Es würde bey einmaliger Billigung mehr kein Mittel seyn diesem Ubel der kitzlichen Jugend/ welche aus jedem unbedachtsamen Worte einen Spieß und eine Antastung der dem Leben vorzusetzen nöthigen Ehre machte/ zu steuern/ welche ohne dis zu Verachtung der Gerechtigkeit und Abbruche der herrschafftlichen Gewalt einander immer in die Haare fielen. Mit einem Worte: es wäre unverantwortlich etwas böses zu verhängen/ daß was gutes daraus folgen solte. Die zwey folgendē pflichteten diesem bey/ und der sechs und zwantzigste setzte noch darzu: der Zweykampff wäre in gegenwärtigem Falle so viel weniger zu verstatten/ weil nicht die Zwistigen selbst/ sondern andere statt ihrer sich schlagen solten. Denn was könte unvernünfftigers seyn/ als daß die/ welche von dem Rechte und Unrechte eines oder des andern Theiles nichts wüsten/ welche kein Theil an der Beleidigung hätten/ ja einander vielleicht nicht kennten/ einander blind/ und gleichsam rasend anfallen solten? Wen könten die Streitenden anders/ als ihre besten und tapffersten Freunde hierzu bereden? Wäre es aber nicht Grausamkeit einen deßwegen/ daß er unser Freund ist/ in Gefahr des Lebens setzen? und/ weil er hertzhafft ist/ ihn in Verterben stürtzen? jedoch wären die/ welche ihren Grim̃ andern lieben/ noch viel ärger. Deñ keine Schlange liesse wie sie/ ohne Zorn und Kentnis ihres Feindes/ ihr Gifft aus. Könte wol Deutschland/ welches so viel gewaltige Feinde auf dem Halse hätte/ das Blut seiner Kinder wol liederlicher verspritzen? Die Carthaginenser hätten der ihrigen Leben ihren Göttern zwar aufgeopffert/ aber in Meinung sie damit zu versöhnen; die Deutschen aber wolten ihr eigen Fleisch denen höllischen Geistern

schlachten/um Gott dardurch mehr zu erzürnen. Sie wären ja nicht aus denen von Cadmus geseeten Drachen-Zähnen entsprossen. Sie wären auch keine ungeheure Menschen-Fresser. Diesemnach solte man das edle Blut/ dessen übrige Weglassung den Leib und das Haupt schwächte/ zu Beschirmung des Vaterlandes aufheben; welches das rechte Bollwerck Deutschlandes/ der Schild und der rechte Arm der Herrscher wäre. An der Spitze der Römischen Legionen/ auf dem Walle der am Rheine gebauter Festungen seine Tapferkeit ausüben/ wäre die Pflicht und die Ehre des Adels; nicht aber/ wenn er sich selbst zerfleischte/ und das Vaterland seiner Dienste beraubte. Der sieben und zwantzigste aber billigte aufs neue den fürgeschlagenen Zwey-Kampf/ und hielt diesen entgegen: Er verdam̃te nicht allein/ als eine scheinbare Narrheit/ sondern er verfluchte auch die aus einẽ Rauch der Eitelkeit und einer flügenden Hitze der Ehrsucht erwachsende Balgerey; da einer/ welcher von dem andern nicht recht wäre angesehen worden/ oder dem einander unversehens ein Hünlein ertreten/ mit selbtem alsbald umb Leib und Leben fechten wolte. Gleichwohl aber wäre der Zwey-Kampf eben so wenig/ als der Krieg durchgehends und schlechter dings zu verwerffen. Durch den unaufhörlichẽ Streit der Kälte und der Wärmbde/ der Trocken- und Feuchtigkeit erhielte die Natur das grosse Welt-Gebäue in seinem Wesen. Was wäre im Menschen selbst lobwürdiger/ als der Krieg der Vernunfft wider die aufrührischen Gemüths-Regungen? Gott nennte sich selbst den Herrn des Streits und der Heerscharen/ führte wider die Himmel-stürmende Riesen und andere Gottes-Verächter mit Schwefel-Regen/ Sünd-Fluthen/ Hagel und Blitz/ Krieg/ ja brauchte die Menschen offt zu Butten seines Zorns/ und befehlichte sie die Waffen zu ergreiffen. Diesemnach auch die sittsamsten Völcker aus vernünftiger Art Krieg zu führen eine Kunst/ aus desselben unerschrockener Fortstellung eine Tugend gemacht/ und beyde mit gewissen Gesetzen umbschränckt hätten. Wie nun unlaugbar wäre: daß die Häupter eines Reiches nicht nur denen/ die ihre Freyheit ihnen ihres Schutzes halber unterwerffen/ sondern auch ihnen selbst wider andere Herrscher Recht verschaffen können/ also wäre kein Zweifel: daß auf dem Meere in Wüsteneyen/ und allenthalben/ wo man über den Beleidiger keinen Richter haben könte/ auch durch einzelen Streit sein Unrecht zu rächen berechtiget wäre. Nicht weniger wäre der Zwey-Kampf unscheltbar/ wenn die Obrigkeit solchen verstattete; und sich also der ihr vom Volcke gegebenen Gewalt zu richten entäuserte und dißfalls die Unterthanen in ihre erste Freyheit versetzte. Jedoch wäre wahr: daß Obrigkeiten ausser wichtigen Ursachen den Zwey-Kampf und nicht anderer Gestalt/ als zu Verhütung eines grössern Ubels verstatten solten. Also hätten zu Vermeidung grösserer Blutstürtzung der Römer Asellus und Jubelius aus Campanien/ die zwey Etolier wider zwey Eleer/ die drey Horatier wider die drey Curatier von Alba/ die dreyhundert Spartaner wider so viel Argiver rühmlich gefochten. Ja noch mehr Ehre legten die umb die Herrschaft oder was anders zanckende Fürsten ein/ wenn sie das Blut ihrer unschuldigen Unterthanen spareten/ und ihren Ehrgeitz mit eigenem Blute abkühlten. Dahero der Zwey-Kampf des Menelaus mit dem Paris umb Helenen/ des Eneas mit dem Turnus um Lavinien/ des Hyllus mit dem Eurisiheus umb den Peloponnesus/ des Hyperochus und Phemius umb das Land am Inachus/ des Pyrächma und Degmenus umb Elis/ des Corbis und Orsua umb Iba/ des Cyrus mit Artaxerxen umb Assyrien/ mehr zu loben als zu schelten wäre. Bey denen alten Deutschen und Galliern wäre es unerhört und abscheulich gewest: daß Fürsten ihrer Zwistigkeiten halber gantze Länder in Brand/ und ihre Völcker in

Krieg hätten vertreffen sollen; sondern die Fürsten selbst hatten im Angesichte beyder Heere mit ihrem Degen ihr Recht eigenhändig ausführen müssen/ sintemal es der Vernunfft gemässer/ und dem gemeinen Wesen dienlicher wäre: daß einer wegen aller/ als alle wegen eines Menschen/ umbkäme. Da nun dieses in solchen Fällen zuläßlich/ und Gott die Waffen der Kriegenden nach der Richtschnur seiner Gerechtigkeit an- und ausschlagen liesse; warumb solte nicht auch einem Richter frey stehen in dem Falle/ da er durch keine Scharffsichtigkeit eines oder des andern Theiles Recht aus seinem verdrehten Zweifels-Knoten auswickeln könte/ den Aus-Spruch dem Glücke oder der Gerechtigkeit der Waffen heimzustellen? Stünde es doch Kriegern frey/ ihren Zwist durch Looß zu erörtern. Wie vielmal müssen die Richter sich des Looßes bedienen? Was wäre der Zwey-Kampf anders als ein Looß? In welchem der gerechte Gott den Sieg dahin fallen liesse/ wo man es am wenigsten hin gedacht. Vielmal wären darinnen Zwerge Meister der Cyclopen; und die/ welche vorhin nie einen Degen in der Hand gehabt/ Uberwinder der geschicktesten Fechter werden. Der allein vom Verhängnüsse hangende Ausschlag einer Schlacht und einzelen Streites wäre mehrmals ein billiger Richter/ als der/ welcher nach Spitzfündigkeit der Rechts-Lehrer urtheilte/ welcher die Rechte dergestalt verwirrete: daß ein gutes Urtheil unter zufällige Dinge gerechnet würde. Wenn aber auch gleich das Verhängniß über die Unschuld zuweilen was verhienge/ würde solches/ wo nicht wegen der strittigen/ doch wegen einer andern Ursache/ und also niemals ohne Gerechtigkeit geschehen. Wie vielmal muß der gerechteste Richter die Folter gebrauchen/ sonder daß er weiß: Ob der gepeinigte schuldig oder unschuldig leide? Durch Erlaubung gewisser Zwey-Kämpfe würden die andern aber keines weges gebilliget/ noch zu solchen mehr Anlaß gegeben; sondern sie vielmehr und besser/ als durch ein allerschärffsten Straff-Gesetze abgeschafft werden/ welche zeither nicht ohne grossen Abbruch des oberkeitlichen Ansehens tausendmal wären durchlöchert worden. Denn die/ welche auch dieser Stachel der eitelen Ehre kitzelte/ würden sich solcher liederlichen Ursachen nicht gebrauchen/ ihrer schnöde Vorwande mehrmals schämen/ oder doch allemal: Ob selbte erheblich genung wären/ dem Urtheil bescheidener Richter unterwerffen müssen; widrigen falls aber nicht beklagen können: daß ihnen der Weg ihre Ehre zu retten/ ihre Beleidigung zu rächen verschränckt wäre/ noch auch: daß sie die ihnen so denn auf den Hals fallenden Straffen nicht genungsam verschuldet hätten. Man könte die/ welche zum Zwey-Kampfe gelassen werden solten/ mit scharffen Eyden verfassen: daß sie eine gerechte Sache zu haben glaubten. Also würde manchen das Hertz klopfen/ die Angst des Gewissens/ die Gegenwart des Fürsten/ das Ansehn so vieler tausend Zuschauer von einer liederlichen Schlägerey zurück halten. Mit einem Worte: Wie gewisse gifftige Kranckheiten durch nichts als Gifft geheilet werden könten/ also düncket ihn kein besser Mittel zu seyn liederlichen Balgereyen zu steuern/ als wenn man selbte in wichtigen Zufällen zuliesse; alle unzugelassenen aber mit Verlust der Ehre und des Lebens unnachläßlich straffte. Diese Ausführung billigten über funfzig nachfolgende Druyden. Der achzigste allein meldete: daß/ wenn er ein weltlicher Richter wäre/ würde er kein Bedencken haben ihnen beyzustimmen. So aber wären sie Priester/ welche die Menschen nicht nur mit Gott/ sondern auch untereinander selbst zu versöhnen; keines weges aber zur Feindschafft zu veranlassen hätten. Der nachfolgende aber antwortete: So wären sie auch nicht fähig iemanden zum Rechte zu verlassen/ in welchem

mehr-

mehrmals mehr Grell gehegt/ und mehr Galle/ als in offentlichen Schlachten ausgelassen würde. Daher unterschiedene mal vorher grössere Versammlungen der Druyden/ als gegenwärtige wäre/ strittige Sachen durch einzelen Kampf zu erörtern verstattet hätten. Der ihm folgende fiel ein: Diese Zulassung wäre zu der Zeit geschehen/ da diese einzelen Kämpfe in Deutschland noch nicht wären so gemein/ und bey den klügsten Leuten nicht so verhaßt gewest. Nunmehr aber hätte der Mißbrauch selbte so schwartz gemacht: daß man ohne Abscheu von keinem fast mehr hörte. Die Zeit und die Unzeit aber machten einerley Ding zuläßlich und verwerfflich/ und verliere sie ihren Preiß. Aus diesem Absehn hätte der Elefant und das grosse Nasenhorn-Thier aus Indien ihren bestimten Zwey-Kampf eingestellt/ als sie auf dem Kampf-Platze gewahr worden wären: daß eine Maus und ein Frosch eben so/ wie sie vorgehabt/ mit einander stritten. Sein Nachbar aber begegnete ihm: Wenn tapfere Leute sich dessen schämen solten/ was geringschätzige fürhätten/ würde niemand arbeiten müssen/ weil die Ameissen so geschäfftig wären. Man müsse den Mißbrauch guter Dinge durch Zeigung ihres rechten Gebrauches abthun/ wie man neben rechten Edelgesteinen die falschen am besten kennen lernte. Diese und andere Gründe drangen so weit durch/ daß zwey Theil der Druyden den Zwey-Kampf billigten/ iedoch deregestalt: daß desselben Einrichtung dem Hertzog Herrmann/ als Feldherrn überlassen werden solte. Der oberste Priester Libys/ welcher wohl gerne Ismenen gäntzlich loßgesprochen gesehen hätte/ muste nur den meisten Stimmen beyfallen/ und selbten gemäß ein Urthel eröffnen.

Es begunte schon zu tagen/ als das Gerichte beschlossen ward. Die begierigen Zuschauer trenneten sich zwar in unzehlbare Ende vonsammen; iedoch waren sie nunmehr lüsterner nach dem Kampfe/ als vorher nach diesem Gerichte. Der nur drey Meil weges entfernte Feldherr ward noch selbigen Tag umb Anstalt zum Zwey-Kampfe ersuchet; welcher denn auch nahe an dem heiligen Heyne die Schrancken aufrichten/ und ausblasen ließ: daß die Ritter/ welche ein oder des andern Theiles Sache mit der Lantze und dem Degen vertheidigen wolten/ auf nechst folgenden Voll-Monden dar erscheinen solten. Er verschrenckte hierdurch mit allem Fleisse denen streitenden Theilen die Auslesung ihrer Beschirmer; damit der menschliche Witz so viel weniger in dem die Hand zu haben scheinen möchte/ was alleine von dem Erkäntnüsse des Verhängnüsses herflüssen solte. Es ist unglaublich/ was so denn für ein Zulauff des Volckes war. Der Feldherr/ Hertzog Arpus/ Ganasch/ Segimer/ Flavius/ Marcomir/ Thußnelde/ Erdmuth/ Catta/ und viel andere Fürstliche Personen mit einem unsäglichen Gefolge des Adels kamen dahin: An der einen Seite der Schrancken befand sich der Druys/ auf der andern Seite Ismene unter einem Zelt; die andern fürnehmsten Zuschauer aber seitenwerts in der Mitte/ auf einer erhobenen Bühne. So bald dreymal der Kampf ausgeblasen/ und die Schrancken eröffnet waren/ kamen auf des Druys Seiten sechs Ritter/ alle auf weissen Pferden; vielleicht weil diß die Farbe der Priester ist/ in den Platz. Der erste hatte in seinem Schilde einen güldenen Schlüssel/ mit der auf des Druys Klage zielenden Uber-Schrifft: **Er öffnet und sperret.** Der ander führte im Schilde einen blühenden Wein-Stock/ von welchem Schlangen und Kröten sich entfernten/ mit einer Ismenens Ausschlüssung vom Gottes-Dienste bedeutenden Uber-Schrifft: **Er duldet nichts gifftiges.** In des dritten Schilde stand die Sonne; welche auf einer Seite mit ihren Strahlen eines Adlers Augen schärffte/ auf der andern eine

Nacht-Eule verjagte/ mit der Uber-Schrifft: **Sie erleuchtet und blåndet.** Der vierdte hatte im Schilde einen in einem Brunn stehenden und den Monden anschauenden Elephanten. Darůber stand: **Umb ihn reinlich anzubeten.** Der fünfte führte einen im Neste stehenden Storch mit einem Maßholder-Zweige im Schnabel/ mit beygesetzten Worten: **Wider alles schädliche.** Der sechste hatte im Schilde die gestirnte Ziege/ mit der Jsmenen anstechenden Uber-Schrifft: **Je höher/ ie schädlicher.** Jhr Einzug und alle ihre Geberdung war hochtrabend. Jhre Schild-Träger alle vermummet. Sie ritten alsbald für die Bühne des Feldherrn/ und erklärten sich/ daß sie für Gott/ für den reinen Gottes-Dienst/ und für die Würde des Priesterthums zu fechten/ und wider derselben Feinde das Recht auszuführen erschienen wären; von dem Feldherrn aber ein gerechtes Urthel über den Obsieg erwarteten. Auf Jsmenens Seiten war eine ziemliche Zeit kein Ritter zu sehen noch zu hören; also daß die hierüber aufs höchste bestürtzte Jsmene dem Pralen ihrer Feinde länger nicht zusehen konte; sondern sich selbst für die grosse Bühne der Fürsten verfügte/ und daselbst fürtrug: Sie sähe wohl: daß niemand von ihrer Unschuld mehr Wissenschafft/ also auch niemand mehr Hertze hätte solche gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Sie scheuete sich auch einigen Menschen mit ihrer Beschirmung/ und mit dem vielleicht eingebildeten Hasse der Druyden zu bebürden. Diesemnach bäte sie umb Erlaubnüß sich selbst zu rüsten/ und ihnen die Stirne zu bieten. Sie traute allen sieben sattsam gewachsen zu seyn. Denn ihr Hertze stünde ihr für einen Mann/ und ihr gut Gewissen für sechs Beystände. Die Ritter aber widersprachen Jsmenens Verlangen durch ihren Herold; welcher denn fürtrug: daß sie mit Männern zu kämpfen/ nicht an eine schwachen Weibe sich zu vergreiffen gefaßt wären. Wenn aber niemand wäre/ der Jsmenen zu beschirmen getraute/ bäthen sie ihre verzweifelte Sache für verspielt zu erkennen. Der Feldherr war bekümmert sich aus dieser Schwerigkeit mit Ehren und Vernunft auszuwickeln/ als ein Schall der Trompeten ein neues Aufsehn verursachte/ und auf Jsmenens Seiten ein Ritter mit sieben Waffenträgern in die Schrancken eintritt. Jn seinem Schilde war ein brennender Berg gemahlt/ welcher auf den ihn umbdeckenden Schnee viel Feuer-Flammen auswarff/ mit der Uber-Schrifft: **Nicht aus/ noch ohne Liebe.** So bald sich nun der erste von denen sieben Rittern gegen ihm stellte; schickte er ihm mit seinem Waffen-Träger zwey Lantzen und zwey Degen/ die Helffte davon zu erkiesen. Nachdem sie nun beyderseits ihr Theil davon hatten/ renneten sie auf einander so starck: daß nicht allein von beyden Lantzen die Spitzen in die Lufft/ sondern auch dem Ritter mit dem güldenen Schlüssel der getroffene Helm vom Haupte floh. Der mit dem brennenden Berge kriegte im Augenblick seinen Degen in die Faust; als er aber selbtem auff das entblößte Haupt gleich einen Streich versetzen wolte/ ward er gewahr: daß es Hertzog Segesthes war; dahero er den Streich nicht allein zurücke zoh; sondern vom Pferde sprang/ und ihm den Helm aufhob/ mit grosser Ehrerbietigkeit überreichte/ und entschuldigte: daß er aus Unwissenheit sich an den gemacht hätte/ welchem er zu dienen iederzeit verbunden wäre. Segesthes ward hierüber beschämt/ wendete sich/ ritt aus den Schrancken/ und ließ sich nicht mehr schauen. Der Feldherr und Thußnelde wurden hierüber nicht wenig bekümmert/ und gewahr: daß es Segesthen doch unmöglich wäre seinen Haß wider sie und ihr Haus abzulegen. Jsmenens Ritter machte sich fertig mit dem andern des Druys/ welcher den Wein-Stock und die Kröten führte/ anzubinden; als drey neue

Ritter in die Schrancken ritten. Der erste hatte in seinem Schilde einen mit einem Weinstocke umflochtenen Ulmen-Baum/ und darüber diese Worte: **Aus Liebe der Liebenden.** Der andere führte im Schilde eine eiserne Nadel mit einem Magnete an der Spitze/ welche sich mit einander gegen dem Angelsterne kehrten/ darüber war zu lesen: **Aus Liebe des Liebenden.** In des dritten Schilde stand eine der Sonnen nachsehende Sonnen-Wende/ und darauf ein Laub-Frosch mit der Uberschrifft: **Den Liebenden zu Liebe.** Die zwey mit den Weinstöcken traffen mit gleicher Heftigkeit auf einander/ aber mit sehr ungleichem Ausschlage. Denn die Lantze des für den Druys fechtenden sprang auf dem Schilde des andern in stücken; der für Ismenen streitende aber rennte sie seinem Feinde zwischen den Küraß und dem Helme durch den Hals/ daß er todt vom Pferde stürtzte. Die zu Unternehmung des Streites bestellten Ritter eilten herzu; aber der vom Pferde springende Ritter kam ihnen zuvor/ rieß seinem die Seele ausblasenden Feinde den Helm vom Haupte/ eilte damit zu Ismenen/ legte selbten ehrerbietig zu ihren Füssen/ sätzte sich hiermit wieder zu Pferde; und nachdem er für dem Feldherrn sich tief gebeugt/ blieb er bey den Schrancken als ein Zuschauer halten. Der Todte ward für Segesthens Schwester-Sohn Dagobert erkennet/ welcher lange Jahre zu Rom beym Tiberius sich aufgehalten/ und mit den Römern stets wider die Deutschen gefochten hatte. Hierauf kamen des Druys Ritter mit der Sonne/ und Ismenens mit der Magnet-Nadel an einander. Sie brachen die Lantzen beyde ohne einige oder des andern Beschädigung. Hiermit kam es zum Degen-Gefechte; worinnen aber Ismenens Ritter bewieß: daß er so wenig seines Feindes/ als seine Magnet-Nadel des Angelsterns fehlen konte. Der des Druys kriegte in die rechte Seite etliche Wunden/ worvon sein silberner Harnisch fast über und über bepurpurt ward. Zuletzt versätzte jener diesem einigen Streich in das Gelencke zwischen der rechten Hand und dem Arme; daß ihm der Degen entfiel. Worauf Ismenens Ritter zuritt/ seines Pferdes Zügel erwischte/ und ihm selbst den Degen zwischen die Fuge des Harnisches/ wo der Arm mit dem Brustücke sich vereinbart/ an Leib sätzte/ und sich erkennen zu geben und das Leben zu bitten befahl. Dieser befand sich derogestalt im Gedrangen: daß er sich seines Uberwinders Gesätze unterwerffen und bekennen muste: Es würde Cariovalda der Bataver Fürsten/ welchen nicht so wol seine Zagheit als vielleicht seines beschirmten böse Sache diesen Tag so unglücklich machte/ einem so tapffern Ritter/ wer er auch wäre/ das Leben schuldig seyn. Die Reye kam nun auf Seiten des Druys an den Ritter mit dem Elephanten; auf Ismenens Seite aber an den mit dem Laub-Frosche. Dieser aber rennte jenen im ersten Lauffe samt dem Pferde über einen Hauffen/ und verletzte ihn noch darzu mit der Lantze in die lincke Achsel. Jedoch raffte sich das Pferd wieder auf/ und meinte der Ritter des Druys nun zum Degen zu greiffen/ weil aber im Fallen der eine Gurt dem Pferde/ und ihm der Gürtel zersprungen war/ saß er gantz wackelnd/ und konte noch darzu hinter dem Rücken seinen Degen nicht ergreiffen. Ismenens Ritter hatte bey dieser Gelegenheit ihm zehen Streiche für einē zu versätzen Gelegenheit genung; aber einen/ der sich nicht wehren konte/ allzu viel Großmüthigkeit. Dahero redete er ihn an: Siehest du wol! daß bey Beschirmung einer gerechten Sache ein Frosch einen Elephanten zu Bodem werffe. Steig aber ab/ und versuche: ob eine böse Sache zu Fusse nicht so sehr hincke/ als zu Pferde. Aber sein Gegentheil bekennte: daß eine böse Sache auch auf stählernen Rädern nicht fortzubringen sey.

Er erkennte Jsmenen für unschuldig / er gäbe ihr die strittig gemachte Ehre wieder / und es würde ihn nimmermehr weder der Schein der Heiligkeit / noch der blinde Eyver der Gottesfurcht / noch der Gehorsam zu Vertheidigung einer Sache verleiten / von welcher Gerechtigkeit er nicht selbst eigene Wissenschafft hätte. Jsmenens Ritter wolte mit dieser Erklärung nicht zu frieden seyn / sondern er solte seinen Helm zu Jsmenens Füssen niederlegen. Der Ritter gab mit aufgehobenem Helme seinem Uberwinder allein sich für den Fürsten Siegesmund zu erkennen; und antwortete: Ich weiß: daß Jsmene selbst aus meiner Schande ihr keine Ehre zu suchen verlange. Hier aber liefere ich ihr und dir meinen Degen; mit der Versicherung: daß ich ihn niemals mehr wider euch beyde / und eine gerechte Sache zücken werde. Jsmenens Ritter brachte ihn Jsmenen zum Kennzeichen seines Sieges / und ihrer Unschuld. Des Druys Ritter aber wendete sich zum Druys / schalt ihn einen Ungerechten / und sprengte über die Schrancken. Unterdessen erschienen auf Jsmenens Seiten noch zwey Ritter in Kampff-Platz. Der eine hatte in seinem blauen Schilde eine Africanische Ziege; welche den brennenden Hundsstern anbetete / mit der Uberschrifft: **Aus Liebe des nicht Geliebten.** Der andere führte im Schilde die Sonne über einem Weinstocke und Oel-Baume / und darüber die Auslegung: **Aus Liebe der nicht Liebenden.** Sintemal diese beyde Gewächse einander zu wider sind / und doch beyde von der Sonne fruchtbar werden. Als nun dergestalt Jsmenens ander Ritter mit dem Weinstocke gewahr ward: daß es mit Jsmenen mehr keine Noth / sondern sie so schlechte Feinde und so tapffere Beschirmer hatte / sprengte er über die Schrancken / und ritt mit zweyen sich zu Pferde begebenden Waffen-Trägern spornstreichs davon. Hierauf machten sich gleichwol des Druys Ritter / mit dem Storche / und der mit der gestirnten Ziege herfür. Mit jenem band Jsmenens Ritter mit dem Weinstocke und Oelbaume / mit diesem der mit der Ziege / die den Hundsstern anbetete / an. Die ersten zwey kamen nach gebrochenen Lantzen mit den Leibern so nahe an einander: daß sie einander mit den Armen umbfaßten / und einer den andern von den Pferden zu reissen trachtete. Weil aber des Druydischen Stärcke; des Jsmenischen Geschickligkeit solches nicht verstatten wolte / liessen sie von einander ab und griessen zu den Degen. Alleine das Hispanische Pferd gab dem Druydischen wegen seiner gelencken Geschwindigkeit einen grossen Vortheil. Daher entschloß der Jsmenische dieses zu verletzen; gab ihm auch einen Schneller aufs Maul / worvon es etliche Sätze in die Lufft / und so ungeschickte Sprünge thät: daß er selbst entschlüssen muste herab zu springen. Dieses aber geschahe mit einem so hefftigen Falle: daß er an dem lincken Beine gelähmt ward / und ihm der Helm vom Kopffe sprang. Wordurch er für Childerichen / der Carnuten Fürsten in Gallien / erkennt ward. Jsmenens Ritter sprang auch vom Pferde / weil aber sein Feind nicht aufstehen konte / that er ihm kein Leid; sondern nach dem er sich für überwunden erkennet hatte / brachte er seinen verlohrnen Helm Jsmenen zum Siegs-Zeichen. Die andern beyden Ritter hatten mit den Lantzen ihre Pferde dergestalt beschädigt: daß sie mit beyden sich überstürtzten. Jsmenens aber hatte das Unglück: daß ihm der Helm absprang / und er nicht allein den Helm einbüßte; also zu des Schau-Platzes insonderheit aber Hertzog Gianaschs höchster Verwunderung für die Chaucische Fürstin Adelmunde erkennet ward; sondern ihr auch im Fallen der Degen entzwey brach. Gleich-

wol sprang sie eilfertig auf die Füsse/ und gieng mit halbem Degen ihrem Feinde unerschrocken unter Augen. Dieser feyerte auch nicht/ und waren sie beyde mit ihrer Behendigkeit denen zweyen in ihren Schilden stehenden Ziegen zu vergleichen. Niemand unter den Zuschauern war/ der nicht für Adelmunden Sorge/ und gegen ihren hefftigen Feind hefftigen Haß trug; ja als ihr folgends bey Versätzung eines gewaltigen Streiches die halbe Klinge aus dem Griffe floh/ sie für verlohren schätzte. Ihrem Vater Arpus wallete am meisten das Hertz; und ob wol unterschiedene Zuschauer rufften; daß es nicht nur Grausamkeit/ sondern Schande wäre/ ungewaffnete anzutasten/ ließ doch der Druydische Ritter Adelmunden keinen Augenblick Frist zu verblasen; also/ daß sie bey Versetzung des entblößten Hauptes in den lincken Arm/ und in die rechte Seite verwundet ward. Sie war nunmehr nahe/ bis an den innern Schrancken getrieben/ und schien es umb sie geschehn zu seyn/ als ein Habicht aus der Lufft geschossen kam/ welcher dem Druydischen Ritter in die Augen floh/ mit seinen Klauen ihn ins Antlitz kratzte/ und die Augen verbländete. Adelmunde kriegte durch diese himmlische Hülffe zwey Hertzen/ und zugleich Lufft eine abgebrochene halbe Lantze zu ergreiffen. Gleichwol aber war sie viel zu großmüthig ihren Feind zu beleidigen/ weil er durch solchen Tod die Ehre erworben hätte unüberwunden zu sterben; und daß er nicht durch Tugend/ sondern nur durch List hätte gefället werden können. Der Habicht entfernte sich/ so bald nur Adelmunde gewaffnet war/ gleich als wenn ihre Tapfferkeit nunmehr keines Beystandes mehr bedürffte. Ob nun zwar der Feind an seinem hauend- und stechenden Degen noch einen ziemlichen Vortheil hatte/ grief sie ihn doch nunmehr eyfrig an/ und versätzte ihm mit der Lantze einen Stoß durch das Gegitter des Helmes ins Antlitz: daß er wie von einem Donnerschlage zu Bodem fiel. Adelmunde säumte nicht ihm den Helm vom Haupte zu reissen/ das Angesicht aber war vom Blute gantz unkenntlich. Weil sie nun Ismenen den eroberten Helm und Degen überbrachte/ ward ihr Feind gerieben/ gekühlet/ abgewaschen/ und zu unsäglicher Bestürtzung des gantzen Cheruskischen Hauses und Hofes für die Königin Erato erkennet. Die hierzu kommende Ismene und Adelmunde erschracken hierdurch derogestalt: daß sie außer sich selbst kamen. Der Ritter mit der Magnet-Nadel warff seinen Helm gleichfalls vom Haupte/ und gab sich für den Liebhaber der Erato Flavius zu erkennen. Bey diesem wolte kein Trost/ bey jenem kein Einreden verfangen/ bis die hierzu beruffenden Wund-Aertzte versicherten; daß Erato nicht gefährlich in die Stirne verwundet/ und nur vom Schwindel zu Bodem gefallen wäre. Erato kam zwar wieder zu sich; aber als sie Ismenen/ Adelmunden und den Flavius für sich sahe/ färbte sie nunmehr ihr Antlitz so sehr/ mit Schamröthe/ als vorher mit Blute/ und dis vermischte sie mit einem Strome voll Thränen. Ob nun wol Ismene/ was sie wieder ihre Unschuld/ und Flavius/ was sie wider seine Schwester zu fechten veranlaßt hätte? fragten; war doch der Erato kein Wort abzubringen. Als sie aber bey allem/ was ihr im Himmel oder auf der Erde lieb seyn konte/ beschwuren/ fieng sie an: Wolte Gott! ich hätte einer solchen Gottes-Verächterin/ als Ismene ist/ und allen/ die durch ihre Verfechtung sich ihres Lasters theilhaftig gemacht/ das Licht ausleschen können! Wolte Gott! daß sich meine Rache an dem Blute des Flavius abkühlen/ und sein kaltes Hertze dem Fürsten Zeno aufopffern

könte/ in dessen Seele er die zu mir tragende reineste Liebe ausgelescht hat. Sie fiel hierüber in Ohnmacht/ und wußten die Bestürtzten keinen andern Rath; als daß sie die Königin zur Ruhe und Heilung in das nechste Jäger-Haus tragen liessen. Jedermann meynte: daß mit diesem seltsamen Ebentheuer der gantze Kampf ausgemacht/ für Ismenen der Sieg erstritten wäre. Massen denn auch der Druys sich im Kopfe rauffte/und wie eine Nacht-Eule sich in die Finsterniß seines Gezelts versteckte. Hingegen kam auf Ismenens Seiten ein frischer Ritter in die Schrancken/ welcher auf einem kohlschwartzen Pferde/ einen blauen Harnisch/ mit eitel Blitz und Feuer-Flammen; im Schilde aber einen von Zwibeln ringsher umbgebenen/ und mit denen allervollkommensten Rosen angefüllten Rosen-Stock mit dieser Uberschrifft führte: **Der Widerwertigen zu Liebe.** Sintemal die widrigen Rosen von denen dabey wachsenden Zwibeln/ eine schönere Farbe/ und einen stärckern Geruch bekommen. Als dieser in der Mitte des Kampf-Platzes sein Pferd tummelte/ und seinen Herold ausruffen ließ: Ob niemand wider ihn und seine gerechte Sache zu fechten das Hertz hätte? sprengte an einem absondern Orte ein Ritter auf einem falben Hengste mit schwartzen Mähnen über die Schrancken. Sein Harnisch war mit eitel Sternen besämt. In dem Schilde führte er eine Welt-Kugel/ mit einer über die sie mitten in zwey gleiche Theile unterscheidende Schnure gesetzten Magnet-Nadel; darüber war in güldener Schrifft zu lesen: **Uber der Schnure ohne Tugend.** Jener ließ diesem durch sieben Waffen-Träger vierzehn Lantzen/ und so viel Schwerdter fürtragen/ daraus ihm sein Theil zu erwehlen; er erkiesete aber nur drey Lantzen und ein Schwerdt/ und ließ ihm zurück entbieten: daß diß ohne dem ein Uberfluß wäre seiner Meister zu werden. Im ersten Rennen sprangen beyder Lantzen wie Glas auf den Schilden entzwey. Im andern Rennen traffen sie einander auf ihre Harnische; sie verrückten aber selbte so wenig/ als wenn sie auf einen Fels getroffen hätten. Im dritten Rennen aber faßte der Ritter mit der Welt-Kugel den mit den Zwibeln so wohl: daß er ihn mit der Lantze aus dem Sattel hob/ und über das Creutze des Pferdes zu Bodem warff. Dieser mühte sich zwar wieder auf die Füsse zu kommen; aber jener dräute ihn mit der noch in der Hand habenden gantzen Lantze zu durchstechen/ da er nicht Helm und Degen von sich legen würde. Der liegende Ritter ließ sich vernehmen: Er würde es für eine Wohlthat annehmen/ wenn er getödtet würde. Dieses machte dem andern Nachdencken/ und veranlaßte ihn sich vom Pferde zu schwingen/ und ihn zu erkennen. Welches auch unschwer zu vollziehen war. Denn ob sich der mit den Zwibeln zwar inzwischen aufraffte; war er doch so sehr auf die Hüfften gefallen: daß er mit Noth sich auf den Beinen erhalten konte. Dahero warff der mit der Welt-Kugel ihn leicht wieder zu Bodem; nahm ihm das Schwerdt/ und riß ihm den Helm vom Kopfe. Ismenen bebte hierüber das Hertz; und sie wuste ihrem Leide kein Ende; daß ihr der schon in Händen gehabte Sieg so unvermuthet ausgewunden/ und ein so herrlicher Anfang durch ein so schlimmes Ende verstellt werden solte. Ja weil man bey widrigen Fällē meist sehr mißträulich gegē sein Glück uñ anderer Tugend ist/ gerieth sie schon in Furcht dieser feindliche Uberwinder würde ihren vorigen Siegern die Palmen aus der Hand reissen. Der Druys aber kam voller Freuden zugesprungen/ umbarmete dieses Siegers Füsse; mit welchen er ihn aber von sich stieß/ und ihm also diese Freude versaltzte/ und sein Gemüthe verwirrete; warum der/ welcher so rühmlich für ihn gestritten/ ihn so schlecht abfertigen könte. Hier-

Hierauf warff er die Augen auf den Uberwundenen. Als er nun seinen auf der Erde liegenden Feind für den Fürsten Adgandester erkennte; zitterte er wie ein Aspen-Laub; hernach erstarrete er / wie ein Scheit. Unterdessen machten sich Jsmenens Ritter fertig diesem Uberwinder die Stirne zu bieten. Alleine dieser nahm Adgandesters Helm und Degen / legte sie zu aller Zuschauer unbegreifflicher Verwunderung Jsmenen zu Füssen / mit beygesetzten Worten: Es wäre zu wenig / unvergleichliche Jsmene / wenn sie heute nur ihre Unschuld retten / nicht aber zugleich über die Verläumdung und Verrätherey siegen solte. Dieser Adgandester ist der Uhrheber beyder Laster; und nicht weniger boßhafft / als unverschämt / wenn er ihrer Unschuld ein Bein unterschlägt; gleichwohl aber den Ruhm haben wil: daß er solche mit seinem Degen vertheidigt hätte. Jsmene danckte für diese Gewogenheit / wiewohl ihr alles / was von Adgandestern gesagt ward / unbegreiffliche Rätzel wäre / biß der erstaunete Druys nach einē verzweifelten Stillschweigē von freyē Stückē Adgandesters und seine eigene Boßheit zu beichten anfieng. Denn Rache und seltsame Zufälle lösen offtmals denen / derer verstockten Verschwiegenheit man sonst durch einen glüenden Ochsen kein Wort auspressen würde / die Zunge: daß sie Verräther ihres Hertzens wird; und ehe / als der Richter / wieder sie ein Verdammung-Urthel spricht: O gerechter Gott! rieff Luitbrand / wie unbegreifflich sind deine Gerichte! O du albere Boßheit! die du zur Närrin wirst / wenn du mit deiner Arglist die Tugend und Weißheit zu verwirren gedenckest! hast du Wahnwitziger nicht gelernt: daß die Verläumbdung eine Miß-Geburt der Höllen / eine Brutt der Lügen / eine Mörderin der Seele / und ein Brunn-Quell alles Unglücks sey? Hast du Ehrloser nicht daran gedacht: daß alle uns einnehmende Laster nur eine gefirnste Stirne / eine heuchlerische Zunge / aber einen abscheulichen Rücken / einen Stachel haben; daß ihrem Liebhaber nach derselben Begehung selbst darfür grauet. Jch bekenne mein wider Jsmenens Unschuld verübtes Verbrechen; und also darff weder ich noch sie eines Urthels. Denn eines Richters Erkentnüß befreyte sie nur von der Schuld / mein Bekäntnüß aber reinigte sie von allem Verdachte. Jch unterwerffe mich ärgern Straffen / als mir der schärffste Richter auflegen kan. Denn dieser kan nimmermehr hinter so viel Boßheit kommen / als ihm ein Boßhaffter selbst bewust ist. Jch habe vorgehabt Jsmenen umb Ehr und Leben zu bringen / ohne daß sie mich iemals beleidiget. Mein Laster hat an sich nichts unverantwortliches / als mein Zugeständnüß / welches im Bösen so gut / als die Hertzhaftigkeit im Guten. Jch würde mein Verbrechen / und meine Straffe nur verärgern / wenn ich bey meiner Boßheit noch wolte für froñ angesehen seyn. Denn wer dem Strome der göttlichen Gerechtigkeit entschwimmen wil / muß in dem greulichsten Abgrunde ersauffen. Jhre Straff-Pfeile werden alle von der Hand des unverhinderlichen Verhängnüsses abgeschossen / welche niemals fehlen kan. Die Straffe ist der Sünde so ähnlich / als wäre sie ihr aus dem Gesichte geschnitten. Meine weiß keine Entschuldigung; es wäre denn diese: daß ich nur der Werckzeug / Adgandester aber der Urheber dieser Verrätherey gewesen sey. Diesen hätte seine aus wahnsinniger Liebe entsprossene Rache / wider die ihn verschmähende Fürstin Jsmene / ihn aber sein schändlicher Ehrgeitz / welcher ihn durch Adgandesters Beystand dem obersten Priester Libys an die Seite gesetzt zu werden beredet hatte / verleitet. Dieser kan nun anderer Gestalt nicht vertilgt werden / als durch eine tieffe Abstürtzung. Weil ich durch Laster habe wollen einer der obersten Priester werden / bin ich

nicht würdig der geringste zu seyn. Kein gewisser Zeichen ist: daß einer ungeschickt sey zu einem Ampte/ als wenn er solches allzu eivrig sucht. Ein böse Werckzeug beschimpfet nur ein gut Werck/ Gott höret nicht/ wil ihm auch nicht räuchern lassen durch besudelte Hände. Hiemit zerrieß Luitbrand seinen Mispel-Krantz/ und sein leinenes Kleid; und fuhr fort: Glücke und Gleißnerey haben zeither meinen Unflat des Hertzens/ wie der Schnee einen Mißhauffen bedecket. Nun aber beydes zerschmeltzet/ lieget die stinckende Fäulnüß am Lichte der Welt. Ich habe mit einer himlischen Larve mein höllisch Antlitz verdecket; verdamme mich also selbst/ und enteusere mich meiner Würde: daß ich das heilige Ampt der Priesterschafft nicht in meine Missethaten einflechte. Aergert euch nur nicht an mir! ihr Anschauer meiner Schande! und gedencket: daß wie das Alter einen Priester nicht heiligen/ also die Unreinigkeit eines Dieners kein Opfer besudeln könne. Wie aber ist dir zu Muthe/ Adgandester? Schämestu dich deine Boßheit so deutsch heraus zu sagen? Ich weiß wohl: daß zwischen den Gewissen ein so grosser Unterschied/ als zwischen den Magen ist/ etliche sind zart/ und können kaum leichte Speise und Laster/ etliche auch gar grobe verdäuen; aber glaube mir/ beyde werden blöde und übergeben sich/ wenn man sie überfüllet. Dein Hertze hat so viel Gifft in sich: daß es anders nicht/ als durch ein aufrichtig Bekäntnüß/ durch die Verbitte Ismenens/ und durch die Gnade des Feldherrn genesen kan. Verlasse dich nicht auf List und Leugnen. Die scharffsichtige Klugheit verblindet/ und die schwärtzeste Finsternüß wird sichtbar/ wenn das durchdringende Auge Gottes schon einmal beginnt ein Einsehn über uns zu haben. Deine eigene Vergehung leite dich zu rechte. Denn was hättest du thörichters unter der Sonne begehē könnē; deñ daß du dich mit mir durch Boßheit so sehr verknipft weist; gleichwohl aber dich wider mich die Waffen zu ergreiffen erkühnest? Sind dir die Zufälle der Streite; und daß böse Dinge selten wohl von statten gehen/ unbekant? Alleine der närrische Vogel leimet sich auf der Leim-Stange selbst mit dem an/ was aus seinem eigenen Unflate gewachsen ist. Wie? oder hat dich deiner angesponnenen Verrätherey gereuet? Hast du durch Ismenens Beschirmung die Scharte der ihr geschehenen Nachstellung auswetzen wollen? Warlich! du wirst diß keinen Menschē in diesem Schau-Platze bereden. Auch die Einfältigsten werden muthmassen: daß du nur/ als du von schlechtem Zustande meiner Sache Wind bekommen/ zu guter Letzte an Ismenens Siege habest Theil haben/ deiner Falschheit eine Farbe anstreichen/ und mich Fallenden vollends erdrücken wollen. Denn die Laster gleichen dem Stein-Saltze/ beyde/ wenn sie unter der Erde/ und im Verborgenen liegen/ sind leichte/ wenn sie aber ans Tage-Licht kommen/ werden sie schwer; und daher gebiehrt die Gemeinschafft der Missethaten die ärgste Feindschafft. Wie viel mal aber hab ich aus deinem Munde gehört; daß man einem nur biß an Gürtel im Schlamme steckenden Feinde heraus helffen/ einem biß an Hals versinckenden aber mit dem Fusse vollends in Abgrund stossen solte? Erkenne dich also nur/ Adgandester/ nachdem du ohne diß schon allzu sehr bekant bist. Denn woher würde dieser für Ismenen stehender Ritter dich/ da du dich auf ihre Seite geschlagen hast/ zu bekämpfen Anlaß bekommen haben? Weist du nicht: daß er ihr schon deine Verrätherey offenbart? Wundere dich nicht: daß unsere Anschläge mit so unzeitigen Mißgeburten verworffen werden. Die Boßheit kan eine Weile wohl vermäntelt/ aber nicht lange verhölet werden; sie siehet solchen Leuten aus den Augen; unsere Zagheit schreibet sie uns an die Stirne: daß sie auch die Einfältigen lesen können. Zeit und Argwohn ziehen auch die am künstlichsten versteckte/ wie die Hirschen

mit ihrem Geruche und Athem die verborgenen Schlangen aus tieffsten Löchern herfür. Adgandester bieß die Zähne zusammen/ murrete unterschiedene mal auf der Erden; und ietzt hieß er den Druys als einē Wahnsinnigē schweigen; aber er ließ sich nichts irren/ sondern fuhr fort: Lasse dich/ Adgandester/ deine Eigen-Liebe nicht verführen: daß du leugnest/ oder dir träumen läßt unschuldiger/ als ich/ zu seyn. Ich weiß ihre Eigenschafft wohl: daß sie das Schau-Glas umbwendet/ und frembde Schwachheiten für den Blocks-Berg/ eigene Verbrechen für Maulwurffs-Hauffen ansiehet. Aber hiermit ist der Sache nicht gerathen. Unsere Richter sehen nicht durchs Blaster; und nehmen für eine Verminderung der Laster ihre Bereuung an. Lasse dich von dieser deinen hohen Stand nicht zurücke halten. Denn wer sich vergehet wie der Pöfel/ verdienet in der Straffe keinen Vorzug. Du hast deinen Helm und deinen Degen; das ist/ deine Ehre und deine Tugend schon eingebüßt; was ist dir mehr mit einem schimpflichen Leben gedienet? Ich wil lieber einmal sterben/ als immer. Denn es ist erträglicher todt/ als lebendig begraben seyn. Adgandester ermunterte sich endlich/ und bat: Man möchte diesen verzweifelten Verläumbder ihm aus den Augen schaffen. Kein Verräther könte durch seine Beschuldigung einen andern mit Verdacht eines gleichmässigen Lasters bebürden. Es wäre keine neue Erfindung: daß Missethäter durch Einflechtung anderer/ sich mit ihrer Gnade zu betheilen vermeynten. Er hätte seine Treu gegen das Cheruskische Haus mehrmals mit seinem Blut besiegelt; welche Farbe sich durch blosse Angeifferung eines Läster-Maules nicht schwärtzen liesse. Hingegen hätte Luitbrand von seinem Groß-Vater Induciomar den Haß wider die Deutschen; insonderheit aber wider das Cheruskische Haus geerbet; weil es sich wider die Römer und den Cingetorich nicht in seine verzweifelte Händel hätte einflechten wollen. Der Ritter/ welcher ihn überwunden hatte/ redete ihn an: Brenne dich nicht weisser/ Adgandester/ als du bist; und erinnere dich: was du mit Luitbranden für Briefe gewechselt? Sind sie dir nicht auf der Reise nach Mattium von Händen kommen? Hast du in selbten Jsmenen einen andern Nahmen gegeben/ als: Der Widerwertigen. Von welcher du in deinem Schilde bekennest/ daß du in sie verliebt seyst? Zwinge mich nicht dich mehr zu beschämen/ der ich aus eines andern Schande keine Ehre zu suchen gemeynt bin. Demüthige dich unter die Hand des gütigsten Fürsten der Welt/ des großmüthigsten Feldherrn. Es ist Thorheit lieber wollen überwiesen seyn/ als umb Gnade bitten. Adgandestern schoß hierüber das Blat; daher er nicht ohne mercklicher Kleinmuth antwortete: Es stünde ihm als einem Uberwundenen nicht zu mit seinem Sieger zu rechten. Sieger gäben die Gesetze; die Besiegten hätten sie nur anzunehmen. Er unterwürffe sich seinen Befehlen ohne einigen Vorbehalt. Ja er würde ihn nicht minder für einen Uberwinder seiner Seele/ als seines Leibes verehren/ wenn er die Schande seiner Niederlage durch Entdeckung/ von was für einem so tapferen Helden er bemeistert worden wäre/ etlicher massen verwischen würde. Der Ritter sagte: Ich darff mich für keinem Menschen in der Welt scheuen: daß er mir nicht dörffte unter Augen sehen. Hiermit nam er den Helm ab: daß ihn iedermann für den Hertzog Jubil erkennte. Weil nun Jsmenens Ritter mit der Magnet-Nadel/ der mit dem Laub-Frosche auf der Sonnenwende/ der mit dem brennenden Berge/ der mit dem Wein-Stocke und Oel-Baume darbey hielten/ ersuchte sie Hertzog Jubil und Adelmunde aufs ehrerbietigste: Sie möchten doch als Beschirmer einerley Sache/ und als Gefärthen gleiches Glückes nicht den Vorzug unbekant zu bleiben ihnen

ihnen wegnehmen. Die Tugend hätte ein so beliebtes Gesichte: daß sie sich nirgends schämen dörffte; und die Boßheit selbst könte sie zwar neiden/ aber nicht schelten. Der mit der Magnet-Nadel machte den Anfang den Helm abzunehmen; welchem also die andern zu folgen gezwungen wurden/ da denn der erste für den Hertzog Flavius/ der ander für Rhemetalcen/ der dritte für Catumern/ der vierdte für die Fürstin Zirolane erkennet ward. Es ist unbeschreiblich/ was diese Erkäntnüß für Freude erweckte/ für Umbarmungen zwischen ihnen untereinander/ und Ismenen verursachte; welche einem ieden ihrer Beschirmer nicht ohne viel Freuden-Thränen Danck sagte. Unter dieser Vermengung hatte Rhemetalces seine Zirolane/ Catumer seine Adelmunde zu umbfangen nicht minder einen Schein der Freyheit/ als Gelegenheit. Ja Ismene selbst konte sich nicht enthalten/ den Fürsten Catumer zu umbhalsen/ und zu bekennen: daß sie keinem mehr als ihm verpflichtet wäre/ weil er der erste ihrer Vertheidiger gewest/ da er doch/ weil sie ihn nicht hätte lieben können/ keine Ursache sich ihrer anzunehmen; sondern vielmehr wider sie den Degen zu zücken Ursach gehabt hätte. Der Feldherr/ Hertzog Arpus/ Ganasch/ Thußnelde und andere vornehme Zuschauer wurden hierdurch veranlaßt von der Bühne herab zu steigen/ um alles desto genauer zu ergründen. Unter so viel annehmlichen Bezeugungen fragte der Feldherr: Wer denn der allein mangelnde Ritter mit dem Ulmenbaume gewest wäre? niemand aber konte oder wolte davon einige Nachricht gebē. Hierauf betrachteten sie ieden Ritters Sinne-Bild/ und beschwur Thußnelde ieden seine wahrhafte Auslegung darüber zu thun. Flavius bekennte aufrichtig heraus: daß seines auf den die Ismene liebenden Zeno zielte; und daß sein Hertze als das Eisen mit des Liebenden/ als einem Magnete sich gegen Ismenen/ als des Zeno Angel-Stern ziehen liesse. Rhemetalcens Auslegung zielte mit seinem Laub-Frosche/ welcher auf der in die Sonne verliebten Sonnenwende nachsah/ auf beyde Liebende/ nemlich den Zeno und Ismenen. Zirolane sagte: Ihr Sinnen-Bild drückte durch ihr den widrigen Wein-Stock und Oel-Baum bescheinende Sonne ihre Gewogenheit gegen die einander nicht liebenden/ nemlich den Fürsten Catumer und Ismenen aus. Hertzog Jubil legte seine Magnet-Nadel über der Mittel-Schnure der Welt-Kugel auf Adgandestern aus: daß die Geschickligkeit/ wenn sie über ihre Mittel-Schnure haute/ untüchtig würde. Catumer und Adelmunde wolten alleine mit ihrer Deutung nicht heraus. Weil aber jenen Arpus/ diese Ganasch befehlichten/ den unverfälschten Verstand zu sagen/ fieng Catumer an: Er könte auf so heiligen Befehl nicht leugnen: daß sein Feuer-auswerffender Berg so viel sagen wolte: Er kämpfte nicht aus Liebe gegen das schneeene Hertze Ismenens; gleichwohl aber wäre er nicht unverliebt. Adelmunde sagte: Sie müste gestehen: Ihre den sonst wegen seiner versängenden Hitze verhaßten Hunds-Stern anbetende Ziege bedeutete so viel: daß ihr Hertze einem sonst unbeliebten nicht unhold wäre. Thußnelde aber sagte: Diß hiesse ein Rätzel durch Rätzel auslegen/ drang also auf beyde: daß Catumer seine Geliebte/ und Adelmunde ihren Ungeliebten nennen solte. Adelmunde sahe hierüber Catumern/ und Catumer Adelmunden an; worüber sie sich beyde röthleten. Thußnelde fieng hierüber an: Es darff keines ferneren Bekäntnüsses. Ich kenne die Sprache/ und die rothe Tinte der Liebe schon. Jene stecket in den Augen/ diese fleust auf den Wangen. Zirolane färbte sich hierüber auch: und als sie Rhemetalcen ansah/ auch dieser. Thußnelde lächelte/ und sagte zu Zirolanen: Sie hätte gehöret: daß wenn man einem Schlafen-

den einen gewissen Stein unter die Zunge legte/ selbter alle seine Hemligkeiten entdecken müste. Sie sahe aber wohl: daß eine freudige Vertrauligkeit ein viel bewehrter Mittel wäre/ auch Wachenden ihre Geheimnüß auszulocken. Hertzog Arpus und Ganasch stellten sich an/als wenn sie nichts von der verrathenen Liebe ihrer Kinder angemerckt hätten. Adgandester aber näherte sich dem Feldherrn/ und bat: Er könte seinen Fehler nicht läugnen: daß er Jsmenen geliebt/ und ihre Kaltsinnigkeit für eine Beleidigung angenommen. Niemals aber hätte er sich so ferne vergangen; als der gottlose Luitbrand ihn beschuldigt hätte. Das Wachsthum des Cheruskischen Hauses wäre iederzeit der Zweck seines Vorhabens gewest. Er wolte aber so wenig seine Verdienste loben/ als seine Vergehung entschuldigen; sondern beydes zu seinen Füssen werffen. Denn er wüste wohl: daß des Feldherrn Hertze ein Altar wäre/ auff welchem kein Feuer der Rache/ sondern der Liebe flammete/ und wo alle Demüthigen Gnade und Erhörung anträffen. Der Feldherr aber wendete sich von ihm weg/ und befahl: Man solte so wohl dem Druys als Adgandestern andeuten: sie solten sich seines Hofes und Gesichtes entäusern. Denn es wären keine abscheulichere Miß-Geburten in der Welt/ als ein gottloser Priester/ und ein untreuer Diener. Jsmene aber erklärte sich: daß sie beyden ihre Beleidigung verziehe; und da ihre Vorbitte ihrem Verbrechen etwas zu benehmen kräfftig seyn könte/ würde sie solche für sie einzulegen kein Bedencken haben/ die durch ihre Abneigung ihrer Unschuld/ wie die Mahler durch den Schatten ihren Gemählden nur mehr Licht gegeben hätten. Der gantze Schau-Platz hatte Theil an der Freude dieser Fürsten; und Hertzog Arpus unterhielt seine vornehmen Gäste mit Jagten und andern Fürstlichen Lustbarkeiten.



# Innhalt
# Des Vierdten Buches.

Krafft der Augen in der Liebe. Flavius bewachet das Jägerhauß/ darinnen sich Erato aufhält/ wird aber gewahr/ daß sie des Mitternachts mit einem Aufzuge vieler Wald-Götter in Gestalt Dianens mit Saloninen von drey Rittern weggeführt wird. Des Flavius Kummer hierüber/ und Gespräche: Ob und was Satyren seyn? Catumer wird mit der Chaucischen Fürstin Adelmunde verlobet. Ismene liefert ihnen einen sinnreichen Tantz; darinnen anfangs der Streit der göttlichen/ der Tugend-/ der ehlichen und fleischlichen Liebe; hernach der Kampff der Wollust/ der Ehrsucht/ des Geitzes/ und der Vernunfft umb den Vorzug in der ehlichen Liebe/ endlich der Zwist zwischen der Geblüts- der Freundschafft und der ehlichen Liebe vorgestellt wird. Allerhand Urtheil über Adgandesters Fall/ welcher sich mühet beym Feldherrn/ und endlich beym Hertzog Arpus ans Bret zu kommen/ welches Hertzog Ganasch hindert. Adgandester zeucht heimlich davon/ und mit Segesthen und Sentien zum Könige Marbod. Diese bringt es dahin/ daß Marbod Adgandestern zum Staats-Diener annimmt/ und ihn in Bothschafft zu den deutschen Fürsten nach Mattium schickt/ allwo er durch Geschencke und vielerley Wege die Gemüther gewinnet/ beym Germanicus durch den Grafen Kinsky/ und durch den Ritter Laschansky beym Cäcina anhält mit dem Kriege wider die Sicambrer inne zu halten. Als ihm vom Arpus und Ganasch Verhör gegeben/ vom Feldherrn aber verweigert wird/ nimmt er dis wol auf/ und schreibt an Marbod umb einen andern Gesandten. Fürnemlich zeucht er den Flavius an sich/ und macht ihm Hoffnung Marbods Tochter zu heyrathen. Diesem läßt er eine Abschrifft eines väterlichen Willens/ darinnen ihm das dritte Theil der Cheruskischen Länder vermacht ist/ durch einen Druys einliefern/ welcher im Tanfanischen Tempel liegen solte. Flavius ersucht Ingviomern/ daß er den Feldherrn zu dessen Abholung bewegen solte. Dieser widerräthet es/ aber vergebens/ ungeachtet er die Unzertrennligkeit des Cheruskischen Reiches für Augen stellt. Der letzte Wille wird aufgesucht/ aber für verfälscht erkennet. Ungeachtet nun der Feldherr dem Flavius ein Stück Landes einräumen wil/ ist er doch damit nicht vergnügt/ sondern zeucht auf Adgandesters Anstifftung im Zorne zum Germanicus. Der Feldherr räthet Ingviomern sich des betrüglichen Adgandesters zu entschlagen. Graf Windisch Grätz als Bothschaffter vom Marbod kommt beym Feldherrn an/ Germanicus vertröstet mit den Waffen bis auf den Mey wider die Sicambrer inne zu halten. Es wird bewilligt zu Mattium zwischen den Römern und Sicambern einen Frieden zu vermitteln. Segesthes/ Sentia und Cäcina kommen deßwegen dahin. Sentia schlägt für Adelmunden unfrucht-




*Sandart sculpsit*

unfruchtbar zu machen/ und dadurch ihre Heyrath an Catumern zu hindern. Segesthes muß auch darein willigen. Sentia erkiest hierzu eine Griechin Astree/ die beym Ganasch und Adelmunden in grossem Ansehn war. Diese hatte Adelmunden Cariovalden einem Fürsten der Bataver heimlich verheyrathen wollen. Weil es ihr aber mißlingt/ dencket sie auf Rache. Sentia läßt durch einen Bataver Astreen ein falsches Schreiben unter Cariovaldens Nahmen einhändigen/ der sie durch Geschencke beweget Adelmunden durch ein gekochtes Wasser unfruchtbar zu machen. Als sie es Adelmunden eingeben wil/träumet ihr/daß sie einen Brunn vergifftete/ und von einer sich umb den Hals windenden Schlange erwürgt würde. Hierüber/ und vielen andern wahrsagenden Träumen schlägt sich die Griechin mit Gedancken/ gleichwol treibt sie ihr Geitz das vorhabende Laster zu begehen. Ihr traumt aber noch einmal/ daß sie ihres Nahmens Buchstaben versätzte/und daraus das Wort: ΑΡΤΗΣΗ brächte/ welches bedeutet: du wirst gehenckt werden. Sie ändert daher ihren Vorsatz/ schickt aber Cariovalden einen Brief/ darinnen sie ihr schlimmes und mitkommendes Wasser beschreibt/ und es Adelmunden beygebracht zu haben berichtet. Dis bringt der Bataver Sentien. Adgandester berathschlagt hierüber/schlägt dem Grafen von Hohenstein für Marbods Tochter an Catumern zu verheyrathen; weil Flavius an der Erato hienge/ und mit dem Feldherrn zwistig worden wäre/ sich auch zu den Römern geschlagen hätte. Als diese Hindernüs wegen ihm verlobter Adelmunde einwirfft/ entdeckt er der Hertzogin Erdmuth/ daß jene durch die Griechin unfruchtbar gemacht worden wäre. Erdmuths und des Hertzogs Arpus hierüber erwachsende Gemüths-Kränckung. Jener wird durch Adgandesters grosse Versprechungen verleitet/ daß er sich zu grossem Leidwesen des Catumers/und zu Bekümmernüsse Jngviomers und des mit der Catta versprochenen Jubils an Adelmunden seinen Sohn nicht verheyrathen wil. Worüber Ganasch unwillig wird/ und durch Sentiens Unterhandlung die hierüber höchstbestürtzte Adelmunde an Cariovalden zu vermählen verspricht. Inzwischen bringt der Feldherr den Hertzog Arpus so weit/ daß er mit Bedinge: daß Adelmunde/wenn sie in fünf Jahren nicht schwanger würde/ ins Aurinische Heiligthum sich verloben solle/ in Vollziehung des Beylagers williget. Ob nun wol Arpus mit Segesthen und Sentien aus Mattium unverhofft gezogen/ zeucht doch Herrmann nach/ und sucht aber vergebens den Hertzog Ganasch zur Rückkehr und zu Vollziehung der Heyrath mit Catumern zu bewegen/ und von Cariovalden abwendig zu machen. Hingegen folget Catumer mit dem Grafen von Solms/Jsenburg/Witgenstein/Lichtenberg und etlichen hundert Catten Adelmunden nach/ trifft auf einem Steinfelse des Nachts zwey Priester bey dem heiligen Brunnen an/welche für das Eresburgische Heiligthum/darinnen Adelmunde mit Cariovalden vermählt werden soll/Wasser schöpffen. Seine ihnen gefällige Andacht und Gespräche/ darinnen er sich Adelmundens Bräutigam zu seyn angiebt. Folgenden Tages überfällt er den von Fürstenberg nach Eresburg ziehenden Cariovalda und Segesthen/ hält beyde im Walde gefangen/ und kommt des Nachts bey einbrechendem Neumonden in das Eresburgische Heiligthum. Dessen und der Hermians-Seule Beschreibung. Er wäschet sich im Flusse/ wird von denen zwey Priestern/ welche

ihn vor Cariovalden halten/ zur heiligen Höle geführet; dahin sich Adelmunde/ welche sich wegen Ehzwanges zu Cariovalden im Dymel-Strome erträncken wollen/ aber von Priestern errettet worden/ sich endlich auch einfindet. Catumer giebt sich ihr beym Opffer-Feuer zu erkennen/ und werden beyde vom obersten Priester zusammen vermählt. Catumer nim̃t Adelmunden mit sich/ läßt Segesthen und Cariovalden loß/ und kehret zurück. Hertzog Ganasch/ Segesthes und Cariovalda verfolgen ihn/ und schüßt jener nach einem langen Gespräche seine Tochter Adelmunde durch den Arm. Worüber die Catten die Chauzen anfallen/ und/ nach dem Segesthes und Cariovalda entflichen/ wird Ganasch hefftig verwundet. Adelmundens Wehklagen hierüber. Catumer läßt Ganaschen auf das Schloß Winterberg bringen/ ihn daselbst heilen/ er zeucht aber heimlich davon. Catumer begiebt sich nach Battenberg/ schickt den Grafen von Solms nach Mattium voran/ welcher aber von dem wegen Catumers Heyrath erzürnten Arpus ins Gefängnüs geworffen wird/ umb dem Adgandester/ welcher von Sentien diese Heyrath zu erst erfahren/ zu vergnügen. Ob nun wol sich Adelmunde schwanger befindet/ und Arpus dadurch gegen Catumern etlicher maßen versöhnet wird/ läßt er doch den Grafen von Solms zum Tode verdammen. Catumer kommt dazu/ hindert des Grafen Enthauptung/ und als hierüber zwischen Catumern/ den Zuschauern und der Leibwache ein Blutvergießen entstehen wil/ verhütet es ein Bataver mit vertröstеter Offenbarung eines grossen Geheimnüsses. Dieser entdeckt dem Arpus/ daß Adgandester und Sentia durch ihn Astreen bestochen hätten Adelmunden unfruchtbar zu machen. Arpus wird hiermit gestillet/ und aller Unwille gegen den Grafen von Solms/ Catumern und andere mit ihm gewesene Catten aufgehoben/ und Adelmunde von Witgenstein prächtig eingeholet. Adgandestern aber als einem Verräther der Eingang ins Schloß/ und hernach der Wegzug verwehret. Berathschlagung der deutschen Fürsten/ ob er als ein Bothschaffter da gestrafft werden solte. Wird aber beschlossen/ ihn ziehen zu lassen/ und sein Verbrechen dem Grafen von Windisch Grätz entdeckt. Graf von Wentheim aber erkohren zum Ganasche zu ziehen/ ihm Adgandesters und Sentiens Laster zu erzehlen/ und ihn zu versöhnen. Adgandester muß bey Sonnenscheine aus Mattium. Hertzog Melo und Ganasch schlüßen insgeheim einen Vertrag mit dem Germanicus. Melo läßt ins Ubische Altar das Bild des Käysers wieder einführen. Weil Germanicus Coblentz befestigt/ baut Arpus gegen über die Festung Hermanstein. Germanicus ist beym Feldherrn und Arpus zu Embs auf der Jagt.

# Des Andern Theiles Vierdtes Buch.

Das Hertze ist das erste/ was am Menschen in Mutter-Leibe zu leben anfängt/ und am letzten stirbt. Die Augen aber kriegen am längsamsten Wesen und Leben/ sterben aber am ersten. Dieser widrige Unterscheid ist so viel merckwürdiger/ weil die Augen nach dem Hertzen mehr Geister als kein ander Theil des Leibes haben/ weil alle Gemüths-Regungen als in einem Spiegel der Seele darinnen gelesen werden; ja die Seele selbst in ihnen lebendig abgemahlt steht/ und sie eine warhaffte Wohnstadt des Gemüthes/ und eben dis in der kleinen Welt nemlich dem Menschen sind/ was die Sonne in der grossen; welche mit Rechte das Auge und das Hertze der Welt heist. Weil die Natur aber das geringste nicht ohne erhebliche Ursache und wichtiges Absehn stifftet; ist schwerlich ein anderes zu ergründen/ als daß das Hertze als der Brunn aller Lebens-Kräffte den Augen solche am längsamsten mittheile/ und am geschwindesten entziehe/ weil diese so wol das eigene als frembde Hertzen so fälschlich betrügen/ und so offt mit einem reicheren Strome unsäglicher Schmertzen überschwemmen/ als selbtes den Gliedern mit dem Blute Lebens-Oel einflöst. Denn saugen die Augen nicht wie Feuer-Brunnen den Schwefel der Liebe an sich/ damit sie mit diesem höllischen Zunder das ihnen wolthätige Hertz in Brand stecken? Spielet sich nicht aus ihnen wie aus Basilisken Augen durch anderer Auge wie durch ein Fenster oder Pforte das Gifft der Begierden in unschuldige Seelen? sintemal die Augen der Schönen beredsamer als die Zungen der Redener sind/ und die Liebhaber ärger als Beschwerer die Schlangen bezaubern. Sie sind nicht so verschämt/ wie die allzeit mit Schamröthe gefärbten Lippen; haben also nicht weniger das Hertze als das Vorrecht Heroldeu der Liebe/ und Ankündiger menschlicher Neigungen mit ihren stummen Blicken zu seyn. Sind sie nicht Meckler zwischen dem Hertzen und der gesehenen Schönheit umb einen Kauff mit der so schädlich als thörichten Wollust zu treffen? Wann dem Munde die Zunge gebunden/ dem Willen ein Riegel vorgeschoben ist/ geben sie geheime Werber der Liebe ab; ja sie sind selbst gleichsam unsere einige Liebe und gantze Wollust. Diesemnach sich nicht zu verwundern ist; daß nicht weniger Menschen diese süsse Flammen im Hertzen/ als Augen an der Stirne tragen/ ja daß diese Schwachheit so gemein/ gleich als wenn sie wie das Feuer ein gemeines Element in der Welt wäre. Zu welchem Ende denn die Natur sonder Zweifel die Augen so wol zu Quellen der Thränen als der feurigen Liebe gemacht hat; damit sie mit ihrem Saltze solche Vergehung bereueten/ als mit ihrem Wasser so schädliche Brände auslesehten.

Diese Schmertzen empfanden zwar unterschiedene an dem Cheruskisch- und Cattischen Hofe/ niemand aber nunmehr ärger/ als Flavius/ welcher zwar auf dem Kampff-Platze die unvermuthete Enteusserung der Königin Erato mit unaussprechlicher Bestürtzung erfahren hatte/ aber fast in Verzweifelung gerieth/ als sich Erato in eine solche Einsamkeit verschloß/ daß sie/ außer Saloninen/ keinen Menschen

vor sich ließ. Ja Thußnelden selbst/ welche sie besuchen und wieder nach Hofe bringen wolte/ mit Entschuldigung/ daß ihr Kummer keines Menschen Antlitz vertrüge/ abzuweisen kein Bedencken hatte/ vom Flavius aber gar nichts mehr hören wolte. Sein Bekümmernüs war desto empfindlicher/ weil er durch kein Nachdencken die Ursache einer so plötzlichen und heftigen Veränderung aussinnen konte/ er sich auch schon in der Königin Gewogenheit und in der Schoos des Glückes gesehen hatte. Denn ungewisse Dinge/ wie sehnlich man sie gleich verlangt/ lassen sich noch leichter vergessen/ als die/ von derer Süßigkeit man schon einen Vorschmack genossen/ entpehren. Alle Härtigkeit Saloninens/ welche ihre Königin wie ein hundert-äugichter Drache bewachte/ war so vermögend nicht/ den Hertzog Flavius von der Wüstenen/ in welchem das die Erato beherbergende Jägerhauß lag/ zu entfernen/ ungeachtet er sich einiger Ungedult und Wegzuges annam. Denn er konte ihm die Rechnung leicht machen: daß Erato in dieser Einöde keine immerwährende Wohnung aufschlagen würde/ sondern weil sie mit der wolthätigē Thußnelde und dem so beliebten Hofe mehr keine Gemeinschafft pflegen wolte/ einen heimlichen Wegzug im Sinne führete. Er blieb daher unvermerckt in selbiger Gegend/ und übernachtete in einer nahe dabey gelegenen Kohlen-Hütte/ gleich als wenn der Unstern seiner Liebe keine Herberge von ander Farbe vertrüge. Er hatte bey sich nur Gladebecken einen mit ihme lange gereiseten Edelmann/ welcher des Tages das Jägerhauß/ wie er selbst des Nachtes beobachtete. Entweder weil er dergestalt desto besser seine Anwesenheit daselbst zu verhölen getraute/ oder die gefährlichste Zeit/ da Erato entkommen könte/ selbst beobachten wolte. Denn es kam ihm nach der Zeit immer für/ als wenn Zeno eben so wol sein Gemüthe von Ismenen ab/ und ihr wieder zugewendet hätte; und sie daselbst ihre Abholung erwartete. Weswegen er auch mit einem denen vom Hertzog Arpus zu ihrem Dienste bestellten Jäger ein geheimes Verständnüs machte/ ihm/ wenn er vom Aufbruche das wenigste merckte/ davon Wind zu geben. Außer dem entschlug sich Flavius zu Vermeidung Verdachts/ aller Gesellschafft/ und muste ihm sein Wirth der Kohlmann die tägliche Nothdurfft zubringen. Wiewol er sich mehr mit dem traurigen Andencken seiner Erato/ als mit andern Lebens-Mitteln speisete. Denn weil seine Liebe nicht nur aus ihrer Schönheit/ sondern aus ihrer Tugend den Ursprung hatte/ war sie so viel hefftiger. Sintemal diese über die Gemüther eine übermenschliche Krafft hat/ und über unsere Seele die gewaltigste Oberherrschafft führt. Es war schon die siebende Nacht/ da er umb Mitternacht auf seiner Wache in der Ferne des Waldes ein Licht erblickte/ welches er anfangs für den aufgehenden Mohnden hielt. Es näherte und vergrösserte sich aber je länger je mehr/ bis er eine Anzahl mehr als hundert Fackeln erkiesete. Endlich nam er/ dem doch vorhin noch nie kein Schrecken in sein Hertz kommen war/ nicht ohne Gemüths-Veränderung wahr/ daß alle Fackeln von rauchen Wald-Göttern getragen wurden/ welchen ein von vier Hirschen gezogener aber leerer Wagen/ und drey von Fuß-auf geharnschte Ritter folgten. Flavius hielt dis Gesichte anfangs für ein Gespenste/ sahe aber mit Schrecken/ wie bey dem Jägerhause der gantze Aufzug stille hielt/ und als die Wald-Götter mit ihren Jägerhörnern ein grausames Gethöne machten/ die Königin Erato wie Diana aufgeputzt mit der als einer Jägerin angekleideten Salonine heraus kam/ auf den Wagen stieg/ und/ weil Flavius mit sich selbst zanckte/ ob ihm träumte/ oder wachte/ mit unglaublicher Geschwindigkeit davon rennte. Als er sich wieder besann/ mühte er sich diesem Aufzuge nachzueilen.

Aber er watete gleichsam im Sande/ daß er wenig oder nichts von der Stelle/ ihm aber seine flüchtige Diana wie ein Irrlicht aus dem Gesichte kam. Denn wie die Furcht einem Reh-Füsse macht/ also bindet uns ungemeines Schrecken alle Glieder/ und hencket uns schwere Bley-Klötzer an die Fußsohlen. Also muste er nur seiner Verfolgung vergessen/ und in seiner rauchichten Hütten den in tieffen Schlaff versunckenen Gladebeck aufwecken. Dieser ward so bald nicht munter/ als er dem Flavius eine heftige Bestürtzung ansah/ aber/ ohne Erkundigung der Ursache/ auf seinen Befehl zwey Pechfackeln anzündete/ und mit seinem Herrn gerade dem Jägerhause zugieng. Dasselbe fanden sie offen/ das Zimmer der Erato und Saloninens unverschlossen/ die darinnen sonst wohnenden drey Jäger zwischen dreyen brennenden Lichtern schlaffend. Wie sehr sie nun an selben rüttelten/ war doch keiner zu erwecken/ also/ daß wenn sie nicht alle starck geschnarcht hätten/ sie selbte für Leichen würden gehalten haben. Gladebeck fieng hierüber an. Diese Lichter sind den Schlaffenden nicht ohne Ursach angesteckt; und ich wil nicht schweren/ daß diese Jäger nicht erwachen/ so lange diese Lichte brennen. Flavius sagte: ich weiß wol/ daß etliche Menschen wider alle Vernunfft fest und lange/ und zwar Mecenas drey/ Nizolius zehn Jahr geschlaffen haben sollen/ auch/ daß man einen durch Mahsafft einschläffen kan/ daß er so bald und leicht nicht erwache; aber durch was für Krafft solten wol diese Lichter der Schlaffenden Sinnen binden? Gladebeck antwortete: Er wüste zwar nicht/ ob durch natürliche Kräfften ein einschläffendes oder das Erwachen hinderndes Licht gemacht werden könte; dieses aber wäre gar gewiß: daß boßhaffte Leute durch Anzündung überpechter Menschen-Hände solches auszurichten wüsten. Dahero der Zauberey vielleicht auch nicht unmöglich fallen dörffte/ aus Menschen-Fett/ oder gewissen mit Kräutern vermischten Hartzte eben so kräfftige Lichter zu fertigen. Flavius fiel ein: Erato wäre viel zu tugendhafft/ daß sie sich mit Zauberey beflecken/ und derogestalt ihre Flucht zum Laster machen solte. Gladebeck entschuldigte sich: daß ihm diese Auflage nie in Sinn kommen wäre; zumal er auch von ihrer Flucht nichts wüste; und könten vielleicht andere die Hand mit im Spiele haben. Alleine die Erfahrung wäre der beste Prüfungs-Stein der Warheit; daher wolte er es mit eines Lichtes Ausleschung versuchen. Mit grosser Müh leschte er endlich eines aus; da denn selbigen Augenblick der darbey liegende Jäger mit Ungestüm auffuhr/ und den Hertzog Flavius/ welchen er aber nicht kennte/ umb Schutz anflehete. Flavius fragte; wer ihm einiges Leid anthun wolte? der Jäger antwortete: die Bock-Menschen. Flavius urtheilte hieraus selbst: daß es mit Kräutern zugienge; gab sich also dem Jäger zu erkennen/ und fragte/ was ihm geträumt hätte? der Jäger kam hiermit zu sich selbst/ und erzehlte; daß ihn im Traume eine grosse Menge wie rauche Böcke gebildete Menschen überfallen/ und/ weil er ihnen nicht ein zahmes Reh wollen folgen lassen/ zu ermorden getrachtet hätten. Flavius antwortete: du hast das dir anvertraute Reh übel bewacht. Denn die Königin Erato ist nicht mehr hier. Der Jäger rauffte ihm hierüber die Haare aus dem Kopffe/ und betheuerte: daß er die wenigste Anzeigung einiger Flucht gemerckt/ darzu alle Nacht von ihnen ein Jäger Wechsels-weise gewacht hätte. An dem neben ihm liegenden wäre die Reye gewest/ also müste er dafür Red und Antwort geben. Er mühte sich auch/ aber vergebens/ seinen Nachbar zu erwecken/ bis Gladebeck das neben ihm stehende Licht ausleschte; worauf auch dieser Jäger noch ungestümer auffsprang/ seinen Hirschfänger entblöste; und/ wenn ihm nicht

in die Armen gefallen wäre/ umb sich gehauen hätte. Nach seiner Ermunterung aber fiel er dem Hertzog Flavius zu Fusse/ und nach dem dieser Rechenschafft forderte; wo die ihm zu bewachen anbefohlne Königin hinkommen wäre/ erzehlte er: daß er an der Pforte die Wache gehalten/ es wäre aber Salonine mit einem Lichte aus der Königin Zimmer kommen/ hätte ihm unter Augen geleuchtet und gefragt: Ob er nicht schliesse? hiervon wäre er so bezaubert werden: daß er sich keines Dinges mehr erinnerte/ auch nicht wüste/ wie er zu seinen Gesellen/ und woher diese frembden Lichter kommen wären. Im Schlaffe aber wäre ihm vorkommen; als wenn eine Menge böckichter Menschen einbrächen und Gewalt übten. Nicht viel anders berichtete der dritte auf eben solche Art erweckte Jäger. Hertzog Flavius ward je länger je mehr hierüber bestürtzt/ und sagte: Ich muß euren Worten Glauben geben; weil ich selbst mit Augen gesehen: daß eine grosse Menge Satyren die Königin mit einem so grossem Gethöne/ welches auf eine Meilweges die Schlaffenden zu erwecken starck genung gewest wäre/ auf einem mit Hirschen bespannten Wagen weggeführt hätten. Gladebeck schüttelte den Kopff/ und sagte: Er hielte diesen Raub für eine Bländung/ und käme ihm so unglaublich für/ als daß die Hexen durch Böcke auf den Blocksberg/ und die umb das Nordliche Vorgebürge Ruben wohnenden Finninger von den Rennthieren an den Ort/ den sie ihnen ins Ohr sagten/ geführet werden sollen. Ich glaube auch nicht; daß ein Satyr in der Welt/ weniger in diesen Wäldern zu finden sey. Flavius begegnete ihm: was er mit Augen gesehen/ ließe er ihm nicht ausreden/ noch für Bländung verkauffen; an dem/ daß Satyren wären/ dörffte auch niemand zweifeln. Sylla hätte bey Apollonia in einem heiligen Heyne einen gefangen bekommen/ dessen unartige Sprache aber kein Mensch verstanden. Osiris hätte ihrer eine grosse Anzahl in Mohrenland gefunden/ und in Indien würde das Gebürge Coruda von so vielen bewohnet/ daß sie mit Abstürtzung der Steine die Jäger aus den Thälern vertrieben. In Africa hätte man ihn versichert; daß es ihrer auf dem Berge Atlas nicht wenig gäbe/ welche mit ihrem Gepfeiffe und Getümmel viel Wesens machten/ und im grossen Meere bey Africa lägen gewisse Eylande/ die von ihrer Mänge die Satyrischen genennet würden. Gladebeck brach ein: weil Africa ein rechtes Wohnhauß der Mißgeburten wäre/ glaubte er/ daß derogleichen Ungeheuer aus Vermischung unterschiedener Art Thiere zuweilen entsprüßen/ oder aber die abergläubische Schiffer aus der Ferne vielmal Affen und Katzen für Satyren ansehen; welche aber keines weges für Menschen/ am wenigsten aber mit den alberen Griechen für Halb-Götter zu halten wären. Flavius versätzte: Ich begehre die Satyren nicht zu vergöttern/ noch alle mit ihnen vergangene Irrthümer zu rechtfertigen; aber wären sie nur unvernünfftige Thiere; wie kan denn der mit dem weisen Midas in so grosser Verträuligkeit gestandene Silenus für einen der Natur und des Alterthums kündigen Mann gerühmet werden? Soll nicht das schlaue und mächtige Volck der Hunnen in Scythien von Satyren entsprossen seyn? Wie hätten die Griechen ihren Pan/ die Garamanter ihren Ammon/ die Egyptier ihren Mende als einen Gott in Gestalt eines Bockes oder vielmehr eines hörnrichten Satyrus bilden können? Gladebeck antwortete: haben diese abergläubischen Völcker ihnen nicht Hunde/ Mäuse und Katzen zu Göttern auffgeworffen? die Hunnen wären seinem Bedüncken nach so wenig Kinder der Satyren/ als die Cimbern der Beeren. Midas wäre allen Umbständen nach ebenfals ein Zauberer und entweder gar kein Silenus/ oder mehr ein Gespenst als Mensch gewest. Der älteste unter diesen Jägern

fiel ein: Er könte gleichwol auch nicht verschweigen/ daß er in denen Hercynischen Gefilden ein und andermal solche Wunder/ welche oben Mensch unten Böcke gewest/ und wie sie ihn diese Nacht gequälet/ gesehen hätte. So wenig sie sich nun hierüber vereinbaren konten/ so wenig wuste sich Flavius zu entschliessen/ was er bey so seltzamen Ebentheuer zu thun hätte. Die Königin in einer solcher Wildnüs zu verfolgen/ würde nicht nur wegen eines so grossen Vorsprungs und so vieler Irrwege vergebene Müh/ sondern auch gegen eine solche Menge Räuber/ sie wären gleich Gespenste/ Menschen/ oder was anders/ gefährliche Verwegenheit seyn. Daher muste er sich nur entschlüssen wieder dem Hofe zu folgen/ welcher sich nunmehr beym Hertzog Arpus an der Fälde in der vom Drusus gebauten Festung und Stadt aufhielt. Sein Gemüthe aber war über dem Verluste der Königin derogestalt niedergeschlagen/ daß er ihm selbst in seinem Hertzen gram/ und in anderer Augen unähnlich war. Er schalt seine Thorheit/ daß er sich Saloninen mit bloßen Worten abweisen/ und den Betrug ihrer Entführung unverhindert karten lassen. Kein verzagter Liebhaber hätte jemals den güldenen Apffel der Vergnügung überkommen. Er schämte sich; daß er die Augen zwar im Vorder-Haupte/ aber nicht im Hertzen gehabt hätte/ und sich nur nicht wie jene Vögel durch gemahlte Trauben/ sondern durch gemahlte Worte Saloninens hätte betrügen lassen. Seine Einfalt wäre grösser als derselben Leute/ welche in die Ferne sehende/ ihnen einbildeten/ daß die Schwiebogen des Himmels mit der flachen Erde vereinbart wären; wenn sie aber auf solch ihr Augen-Ziel kämen/ wäre der Himmel von ihnen und der Erde so weit entfernet/ als vorher. Also hätte ihm seine Eigen-Liebe geheuchelt: daß er mit der himmlischen Erato unauflößlich verbunden wäre/ nun aber sehe er sich von ihr weiter entfernet/ als niemals vorher. Er verdammte seine Trägheit und Kleinmuth/ daß er die Räuber der Königin/ welche vielleicht mehr Schatten als wesentliche Dinge gewest wären/ nicht angefallen/ oder/ weil ohne dis sein Leben ohne sie nur ein langer Tod seyn würde/ solches nicht mit mehr Ruhme ihrer Liebe aufgeopffert hätte. Diese seine Klage schüttete er bey niemanden offenhertziger aus/ als bey Rhemetalcen und Zirolanen; weil außer ihnen wenig seine Liebe billigten. Zirolane aber wuste ihm mehr als weiblich einzureden/ und sagte ihm: Er wäre ein allzu verzärtelter Liebhaber. Der Himmel hienge nicht immer voller Geigen; Er hätte/ wie der andere/ zwar seine anmuthige Lust- aber auch seine schwartze Unglücks-Sterne/ welche Donner und Blitz/ Hagel und Ungewitter/ Mißwachs und Schiffbruch verursachten. Wer nicht wüste zu leiden/ solte oder könte nicht lieben. Denn diese wurtzelte erst recht von Widerwärtigkeit/ wie die Eichen von Sturm-Winden: Unter diesen wäre zwar am empfindlichsten die Kaltsinnigkeit der geliebten Seele; aber auch am nützlichsten. Denn diese machte die Liebe allererst reiff und vollkommen/ wie der Reiff den Kohl. Je kälter es wäre/ je kräfftiger wäre das Feuer/ und die Flamme fräße im Winter mehr und geschwinder das Holtz/ als im Sommer. Also wäre keine Liebe feuriger/ als welche auf eine unempfindliche Schönheit anträffe. Wie uns dis/ was uns selbst in die Armen laufft/ bald Eckel erweckt/ also macht die Weigerung dessen/ was man liebt/ unsere Begierde unersättlich. Sie gleichet dem Zitron-Saffte/ der mit seiner Schärffe unsern Gaumen so lieblich kitzelt/ und den Geschmack auf der Zunge verzuckert/ daß die/ welche ohne Hunger zur Taffel sitzen/ sich kaum ersättigen könten. Diesemnach müste es ihm Flavius nicht lassen so seltzam fürkommen/ sondern/ umb seine Liebe vollkommen zu machen/ ihm

lassen lieb seyn / daß das Verhängnüs durch derogleichen Hindernisse seine Treue prüfete/ welches öffter Hertzhafften durch Sturm / als Weichlingen durch eine gäntzliche Windstille in Hafen verhülffe.

Als es derogestalt mit dem Flavius witterte/ schien dem Hertzoge Catumer und Adelmunden die Sonne. Sie liebkoseten ihnen nun nicht mehr mit ihrer eigenen Hoffnung/ sondern das Glücke schien alle Winde in ein Ende bezaubert zu haben / daß sie in die Segel ihrer Begierden blasen musten. Denn nach dem der Feldherr nicht weniger mit seiner Aufrichtigkeit ihm Freunde zu machen/ und durch seine Holdseligkeit ihre Gemüther an sich zu ziehen/ als mit seiner Tapfferkeit seinen Feinden schrecklich zu seyn wuste/ fiel es ihm nicht schwer dem Hertzoge Arpus glaublich zu machen: daß weder Ismenens Schwerigkeiten von ihm herrührten/ noch auch Ismene selbst aus Verachtung des Cattischen Hauses oder seines Sohnes sich der Vermählung widersetzt hatte. Sie war durch die wunderbare Ausführung ihrer Unschuld bey jedermann in ein solch Ansehn kommen / daß Arpus selbst glaubte; was ihr/ müste zugleich dem Himmel zuwider seyn. Also muß das Gefieder von denen auf die Unschuld geschossenen Pfeilen ihr selbst zu Schwungfedern dienen. Hertzog Arpus sahe es auch so wenig den Catten für gut/ als ihm anständig an/ seinen einigen und so tapfferen Sohn mit einem so harten Gesätze zu belästigen / als die Aufnöthigung einer unbeliebten Gemahlin ist. Also ward mit beyder Hertzoge gutem Willen / und mit grösserer Vergnügung Catumers und Ismenens ihr Heyraths Schluß zerrissen/ als vielleicht hundert andere getroffen werden. Derogestalt gehet es mit den Zufällen wie mit der Zeit her. Einem lachet offt mehr der Abend mit seinen braunen und traurigen Hiacynthen / als der Morgen mit seinen frischen und freudigen Rosen an. Weil dis letztere nun Arpus an seinem Sohne/ Hertzog Ganasch an seiner Tochter Adelmunde wahrnahmen ; Eltern aber mehr Freude aus ihrer Kinder/ als aus ihrer eigenen Vergnügung schöpffen/ konte sich auch in Mangel wichtiger Ursachen ihr Wille von derselben Belieben schwerlich entfernen. Die Hertzogin Erdmuth/ welche aus dem Chaucischen Hause ohne dis entsprossen war/ hatte fürlängst ein Auge auf Adelmunden gehabt/ und also stritte sie nunmehr gleichsam in Zuneigung gegen diese vollkommene Fürstin mit ihrem eigenen Sohne. Weil nun beyde einander an Geschlecht und Tugend gleich waren/ und überdis Schönheit und Freundligkeit Adelmunden/ Tapfferkeit und Anmuth Catumern das Wort redeten/ dorffte es keiner Werber und Meckler. Nichts desto weniger verstunden es der Feldherr und Thußnelde wol; daß diese Heyrath ein der Deutschen Eintracht sehr dienliches Band seyn würde; daher halffen beyde mit Händ und Füssen dazu; ja der Adel und das gemeine Volck der Catten gaben mit Wünschen und Freuden-Zeichen ihr Verlangen nach diesem Bündnüsse zu verstehen; und ward die Verlobung in kurtzer Zeit mit allgemeinem Frolocken geschlossen. Die kluge Ismene/ welche dieses Werck zu befördern alle ihre Kräfften angespannt hatte/ meinte ihrer Schuldigkeit zu seyn dem für ihre Unschuld fechtenden Catumer ein Merckmal ihrer Freundschafft und Gewogenheit abzuliefern/ weil es in ihrer Gewalt nicht gestanden hatte sich ihm als ein Opffer der Liebe zu liefern. Wie nun Hertzog Arpus an dem Verlobungs-Tage allen Fürsten und dem gantzen Hofe ein köstliches Mahl ausrichtete; darauf die deutsche Verträuligkeit offenhertzig mit einem reichen Uberflusse des bey dem Altare des Bacchus gewachsenen Weines verneuert ward; also brachte Ismene ihnen auf einem dazu bequämen Saale einen zierlichen Tantz. Aus den Wolcken ließ sich auf den darzu bereiteten

reiteten Schauplatz bey annehmlichen Säitenspielen ein überaus grosses Ey/ wie dieses aussiehet/ wormit Zoroaster die gantze Welt fürgestellet hat/ welcher Ebenbild auch warhafftig ein Ey ist/ indem das Erdreich durch die Schale/ das Wasser durchs Weiß-Ey/ die Lufft durch desselben geistige Bewegung/ das Feuer durch den Toter fürgebildet wird. Wie denn auch nach der Stellung die Schale das Gewölbte des Himmels/ das Weiß-Ey die Lufft/ der Toter die Erdkugel entwerffen kan. Wiewol Ismene durch dieses Ey mehr die allgemeine Fruchtbarkeit vorhatte anzudeuten. Sintemahl nicht nur das Geflügel/ Krebse/ Fische/ sondern auch Menschen und durchgehends alle Thiere aus Eyern ihren Ursprung haben sollen. Dieses Ey ward vom Himmel durch einen Strahl gerühret/ wovon es sich öffnete/ und kamen daraus viererley Liebes-Göttinnen. Die erste hatte eine Krone von Diamanten/ einen Rock von Goldstück/ am Rücken und an Füssen Flügel/ damit sie stets in der Lufft schwebte und die Erde nicht berührte. In der rechten Hand führte sie zum Zeichen der Ewigkeit einen güldenen Rincken; in der lincken Hand den Vogel Phönix. Durch diese ward abgebildet eine nur GOtt liebende Seele. Die andere hatte einen Krantz von Rubinen/ einen Rock von Silberstück/ sie war nur am Rücken/ aber mit kleinern Flügeln gefidert. Sie berührte die Erde/ aber niemals mehr als mit einem Fusse/ und zwar nur mit den Zehen. In der rechten Hand hatte sie eine Kristallene Lampe mit brennendem Oel; in der lincken einen in und von der Lufft lebenden Paradiß-Vogel. Durch diese ward eine nichts als die Tugend liebende Seele abgebildet. Die dritte hatte einen Krantz von Saphier/ einen Rock aus blauem Atlas/ und nur auf der einen Seite einen Flügel; durch welchen sie sich doch zuweilen von der Erde erhob. In der rechten Hand führte sie ein brennendes Hertze/ in der lincken eine Turtel-Taube. Diese stellte die ehliche Liebe für/ welche eine Vereinbarung der Hertzen und Leiber/ und zum Theil geistig/ zum Theil irrdisch ist. Die vierdte hatte einen Krantz von Schmaragd/ einen Rock von grünem Damast als der allein irrdischen Farbe mit darauf gestückten Thieren/ und verbundene Augen. Ihre Schuch waren von Bley. In der rechten Hand hatte sie eine Fackel aus Wachse der aus einem Ochsen-Aase gezeugter Bienen; auf der lincken Hand einen Raben. Diese stellte die gantze irrdische Liebe der Leiber für/ welche allein dem Viehe/ oder wollüstigen Menschen eigen ist. Jede unter diesen tantzte Wechsels-weise nach ihrer Eigenschafft; die erste nach den lieblichsten Sängerinnen/ die andere nach eitel Lauten/ die dritte nach Geigen/ die vierdte nach Flöten. Hierauf erschienen die vier Elementa. Das Feuer gesellte sich zu der göttlichen Liebe/ weil das Feuer vom Himmel den Ursprung hat/ und ein Bild des grossen GOttes ist; die Lufft zu der Tugend-Liebe/ welche/ wie die Lufft/ zwar nicht den Himmel übersteiget/ aber sich auch nicht unter die Erde versäncket; gleichwol aber sich von dem reinsten Lichte der Seelen speiset. Das Wasser gesellte sich zu der ehlichen Liebe/ welche wie das Wasser zwar ihre Schwerde und Fruchtbarkeit hat/ aber doch ihre Klarheit nicht verlieret. Die Erde erwehlte die fleischliche Liebe zur Gefärthin; welche wie die Erde so schwer als finster/ und kaum eine Liebe genennet zu werden würdig ist. Des Feuers und der göttlichen Liebe Tantz war nichts/ als ein künstlicher Flug/ durch welchen sie sich endlich zusammen in die Wolcken empor schwungẽ und verschwanden. Die Lufft und die Tugend-Liebe flohen bald wie geschwindes Geflügel in der Lufft herumb/ bald tantzten sie am zierlichsten auf dem Bodeme. Zu letzt kam die Göttin des Nachruhms auf einem mit Adlern bespannten Wagen/ reichte dieser Liebe die rechte/ der Lufft di lincke Hand/ wormit sie beyde von ihr in die Wolcken geführet warden. Die Erde gesellte

sich zu der fleischlichen Liebe / welche zu bedienen nun zwölff kohl-schwartze aber ungeflügelte und nur mit bleyernen Pfeilen und Pech-Fackeln gewaffnete Liebes-Knaben aus der Erde herfür krochen. Nach einem zusammen gehegten ziemlich frechen Tantze ward die Liebe / wie Actäon / in einen Hirsch / die Liebes-Knaben in Hunde verwandelt / welche ihn zerrissen und zerfleischten. Zu letzt ward die Erde zu einem Drachen / und verschlang zusammen Hirsch und Hunde. Also behielten das Wasser und die ehliche Liebe den Schauplatz alleine sich zu breiten. Welcher denn zwölf geflügelte mit güldenen Bogen / Köchern und Pfeilen gerüstete Liebes-Götter zuflogen / und mit ihr einen künstlichen Fackel-Tantz hegten. Bey dessen Beschluß erschien auf einem von vier weissen Kühen gezogenen Wagen die Fruchtbarkeit. Sie hatte auf der Stirne einen vollen Monden / im lincken Arme ein Horn des Uberflusses. Sie reckte der Liebe die rechte / dem Wasser die linke Hand / und führte sie durch eine Ehren-Pforte / über welcher die Worte: **Die Unvergängligkeit der Natur** / zu lesen waren / zwischen dem Frolocken der Liebes-Götter vom Schauplatze. In dem andern Aufzuge dieses Tantzes erschien die ehliche Liebe allein und gab nach dem Falle der süssesten Säitenspiele in einem zierlichen Tantze ihre Sehnsucht nach etwas Liebes-würdigem zu verstehen. Hierauf fanden sich auf dem Schauplatz die Wollust / die Ehrsucht / der Geitz / und die Vernunfft. Die erste stellte in einem üppigen Tantze ihr die Schönheit / in Gestalt der annehmlichen Phryne / die andere in einem hochtrabenden die Ehre / in Gestalt einer gekrönten Königin / der magere Geitz in einem langsamen das Reichthum in Gestalt eines mit Gold und Perlen behangenen alten Weibes in einem Affen-Tantze / die Vernunfft aber die Tugend in einem ernsthafften für Augen. Als keines aber dem andern weichen wolte; gab ihnen die ehliche Liebe zu verstehen; daß jedes einen Schiedes-Richter erwehlen solte. Die Schönheit erkiesete hierauf die Jugend / die Ehrsucht das männliche / der Geitz das greise Alter / die Vernunfft die Klugheit. Diese erschienen und vermischten sich mit denen Tantzenden. Jedes aber stritt für seinen Kührmann / konten sich also nicht mit einander vergleichen / ob es am rathsamsten sey der Schönheit / der Ehre / dem Reichthume oder der Tugend zu heyrathen. Die Ehrsucht meinte / die Bauren heyratheten nur nach Schönheit / edle Gemüther aber nach Ehren; der Geitz urtheilte: die auf Ehre sähen / speisten sich mit Schalen / er aber mit Kernen; die Schönheit hingegen: die nach Reichthum freyeten vermählten sich mit einem todten Aase / die nach Schönheit aber mit Engeln. Die Klugheit erkennte: wer nach Schönheit strebte / sättigte sich mit Eitelkeit / wer aber nach Tugend / vermählte sich mit GOtte. Diesen Zwist beyzulegen erschien auf dem Schauplatz das Glücke / wormit den Deutschen die absondere / wie durch die Natur die ordentliche Schickung Gottes fürgebildet wird. Diese gab mit Geberden in einem annehmlichen Tantze zu verstehen; daß eine gewünschte Eh nicht von menschlicher Wahl / nicht vom Einflusse der Gestirne / sondern von Göttlicher Versehung herrührte. Sie stellte zu derselben Muster die glückseelige Verlobung des Fürsten Catumers mit Adelmunden für / als welche beyderseits Schönheit / hohen Stand / Reichthum und Tugend zum Heyrath-Gute mitbrachten und empfiengen. In dem dritten Aufzuge kam die Liebe der Bluts-Verwandten der Freunde und die Liebe der Ehleute auf den Schauplatz. Die erste war in [illegible] Damast gekleidet / und mit Rosen gekräntzt. Die andere hatte einen schwartz-seidenen Rock mit weiß eingewürckten Todten-Köpffen / und einen Krantz von unverwelcklichen Amaranthen. Die dritte war mit grünem Atlas angethan / und mit Oel- und Lorber-Zweigen gekräntzt. Jede Liebe meinte es im Tantze der andern an Zierlichkeit vorzuthun / und mit Geberden ihre Stärcke und Vortreffligkeit abzubilden.

Die

Die Liebe des Geblütes gab zu verstehen: das Hertz wäre der Sitz der Liebe und zugleich der Brunn des Blutes/ also müste das Blut auch die Wurtzel rechtschaffener Liebe seyn. Was wäre brünstiger als die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder? was eiveriger als die Liebe der Kinder gegen Vater und Mutter? was zärter als die Liebe der unter einem Hertzen gelegenen Geschwister? Ihre Mutter wäre die Natur/ der andere aber die Gewohnheit. So viel stärcker nun die Natur wäre als die Einbildung/ so viel mächtiger wäre die Geblüts-Liebe/ als andere. Die Freundschafft zeigte an: Die Neigung des Geblütes würde mehrmals durch Rache und Ehrsucht in Gifft und Galle verwandelt. Es haßte niemand ärger einander als Brüder; und die Feindschafft der Kinder und Eltern endigte sich niemals als mit dem Tode; ja es steche ein Sohn wohl ehe seinem erblaßten Vater die Augen aus/ und eine rasende Tochter sprengte frohlockend mit Pferd und Wagen über die Leiche ihres Vaters. Die Freundschafft aber thäte es allen andern Verbindungen zuvor. Sie machte aus zwey Hertzen eines. Zweyer Wille gleichte sich eines Menschen zwey Augen; wo eines hinsähe/ müste das andere folgen. Ja das Grab und die Todten-Asche behielte noch in sich treuer Freunde Gedächtnüß und Zunder. Alle andere Liebe gleichte einer überlauffenden Hitze/ oder einem Feber/ welches bald kalt/ bald heiß machte. Die Beständigkeit aber wäre die Seele der Freundschafft/ sie liesse ihren Freund niemals aus den Gedancken/ ihre Neigung niemals aus dem Hertzen; wie ein Steuer-Mann den Compaß niemals aus dem Gesichte. Die Liebe wäre meistentheils einseitig; sie liebte ins gemein Dinge/ die nicht wieder lieben könten/ und der Liebe nicht werth wären; oder Menschen/ welche nur von der Liebe/ wie jener Africanische Brunn von den Sonnen-Strahlen kalt würden. Die Freundschafft aber wäre eine verwechselte Liebe zweyer Hertzen/ und sie also im Leben diß/ was die zwey Angel-Sterne in der Welt/ welche die Hertzen/ wie diese zwey unbewegliche Sterne den gantzen gestirnten Himmel an einander verknipfte. Sie liebte nicht alleine diß/ was der Verstand ihr zu lieben würdiges riethe; und also ins gemein die Tugend. Die Geblüts-Liebe wäre nur ein einfacher Thon; die Freundschafft aber eine vollkommene Zusammen-Stimmung/ von welcher die Glückseligkeit des Menschen/ wie von der Sonne der Wohlstand der Welt herrührte. Das Bündnüß des Geblütes wäre nur was zufälliges/ Freundschafft aber rührte aus wohlbedachtsamer Wahl ungezwungenen Willens her. Bluts-Freunde wären uns vielmal ungleich/ und also unanständig. Niemand vernünftiges aber erwehlte ihm was ungleiches/ dahero wäre es verantwortlicher eines Bruders/ als eines Freundes sich zu enteusern. Jenes wäre zum höchsten nur eine Leichtsinnigkeit; diß zum wenigsten ein Unrecht/ oder vielmehr eine schwartze Untreu. Keine Neigung in der Welt wäre auch so tauerhafftig/ als wahrhaffter Freunde. Alle Liebe gleichte dem Helffenbeine/ Freundschafft aber dem Marmel. Denn jene hätten/ wenn sie neue/ diese aber/ ie älter sie wären/ den schönsten Glantz. Wein und Freundschafft/ ie älter sie wären/ ie stärcker würden sie. Die ehliche Liebe drückte mit ihren Geberden aus: Die Geblüts-Liebe wäre die Liebe wilder Thiere/ die Freundschafft eigentlich nur der Geister/ und daher in der Welt so ungemein oder so unvollkommen; die ehliche Liebe aber die eigentliche Liebe der Menschen. Diese wäre die Mutter der Geblüts- und die Tochter der Freundschaffts-Liebe; also hätte sie ihr heiliges Feuer zum Ursprunge; und aus ihrem Quelle rinnte nichts als Flammen/ dahero schmeltzte die ehliche Liebe zwey Hertzen gleichsam als Wachs zusammen/ daß sie schwerer als Silber und Zien von einander getrennt werden könten. Wenn die Freundschafft auch vollkommen seyn wolte/ müste sie ihr darinnen gleich

werden/ daß sie nicht zwischen mehrern als zweyen Seelen unterhalten würde. Daher die Scythen eine Freundschafft mit vielen für so verächtlich hielten/ als eines geilen Weibes mit vielen Männern pflegende Gewohnheit. Weil aber kein Nachdruck niemals dem wahren Bilde gleich käme/ erreichte keine Freundschafft iemals die Vollkommenheit der ehlichen Liebe. Aufrichtige Freundschafft wäre über diß in der Welt so selzam/ daß man nicht ohne Ursache zweifelte: ob iemals ein Beyspiel nach allen Gesetzen der Freundschafft in der Welt befindlich gewest wäre. Da sie aber ie gewest/ liessen sie sich wie die in Arabien gesehenen Phönixe zehlen. Zuweilen hätte es ja einen Schein gehabt: daß ein Freund für den andern sein Leben in die Schantze gesetzt; aber man wäre doch niemals versichert gewest: ob er mehr aus Liebe seines Freundes/ als aus Ehrsucht sich in Tod gestürtzt. Der Eigen-Nutz mischte sich in alle Freundschafften/ wie das Queck-Silber in alles Ertzt/ und daher wären sie auch wie jenes ins gemein kaltsinnig und durchsichtig/ schwer/ und gleichwohl beweglich und unbeständig. Die ehliche Liebe aber/ welcher Gesetze zweyen Menschen die Unzertrennligkeit der Leiber und Seelen biß in Tod aufbürdete/ machte aus zweyen Menschen gleichsam nur einen/ und also wäre sie fast aller Mängel und Gebrechen der Freundschafft entübrigt. Ja wenn ihr nicht von der Vernunfft eingehalten würde; daß ein Ehgatte seinem verstorbenen kein lieberes Opfer als sein unaufhörliches Andencken liefern könte; würde man einen treuen Ehgatten niemals beerdigen; daß sich nicht der andere mit ins Grab legte. Welche tugendhafte Frau würde nicht mit der vortrefflichen Alcestis mit ihrem freywilligem Tode ihrem Ehmanne/ wie sie ihrem Admetus das Leben erhalten? Welch tapferer Ehmann würde nicht wie Gracchus sich gerne eine Schlange tödten lassen/ daß er seine Cornelia errettete? Welche treue Frau würde nicht nur mit Artemisien sich zum Sarche ihres Ehmannes machen/ mit Hipsicrateen ihrem Mithridates über Gebürge und Meere durch Eiß und Schweiß folgen/ sondern wie Julia bey Erblickung des grossen Pompejus ihres Ehmanns blutigem Rocke ihren Geist aufgeben? mit Porcien wegen ihres umbgebrachten Cato glüende Kohlen verschlingen/ und mit denen Indianischen Eh-Frauen sich für unehrlich schätzen; welche sich nicht in die glüenden Holtz-Stösse ihrer lodernder Ehmänner stürtzte? Welch Ehmann würde nicht seiner treuen Ehgattin/ wie Cajus und Marcus Plautius seiner Orestillen Todten-Asche mit seinem Blute bespritzen? umb mit ihnen den Ruhm zu haben in einem Grabe mit der Uberschrifft: **der Geliebten/** zu ruhen. Nachdem aber keine dieser dreyfachen Liebe der andern ein Vorrecht enthängen wolte; bezohen sie sich aufs Recht. Die Geblüts-Liebe schlug den Leib/ die Freundschafft die Seele zu Schiedes-Richtern für. Beyde erschienen/ und hegten wiewohl tantzende ihr Gerichte. Der Leib/ aus dessen Adern als aus ihrem Brunnen die Geblüts-Liebe entspringt/ gab für sie den Ausschlag; die Seele aber/ welche nach dem Gutachten ihres Verstandes aus freyem Willen ihr erkieset/ wen sie zu lieben würdig schätzt/ urtheilte für die Freundschafft. Hierauf erwehlte die ehliche Liebe beyde den Leib und die Seele zu ihren Richtern/ gab auch mit ihren stummen Geberden sehr verständlich zu verstehen: daß sie alleine eine wahrhafte Vereinbarung beydes der Leiber und der Seelen wäre/ iedes ihrer Gegentheile nur an einem einfachen Bande hienge. Sie beruffte zum Zeugen die fünf Sinnen/ und fünf Tugenden/ nemlich/ die Klugheit/ die Gedult/ die Beständigkeit/ die Mässigkeit/ und Hertzhaftigkeit. Jene stellte sie dem Leibe/ diese der Seele für Augen. Jene suchten in einem besondern Tantze den Leib zu bereden/ daß er von keiner Liebe so viel Ergetzligkeit genüsse/ als von der ehlichen/ welche alle Sinnen aufs höchste anspannete/ umb seinen Eh-

Eh-Schatz zu vergnügen/ ja diese Liebe wäre gleichsam die Seele aller Sinnen/ und die erste Regung des Leibes. Die Tugenden hielten in ihrem Tantze der Seele für; daß die Klugheit aus nichts mehr/ als in Erwehlung eines Ehgatten zu prüfen wäre; daß kein Unglück in der Welt zu finden/ welches die ehliche Liebe nicht durch Geduld verdauete/ das Ertzt am Marmel und Diamant gegen ihre Beständigkeit zerbrechliche Banden wären; daß sie die heftigsten Gemüths-Regungen mit einem annehmlichen Blicke/ wie die Sonne mit ihren Strahlen den Nebel zu Bodem schlüge. Daß sie stärcker als der Tod/ und mächtiger als die Einflüsse des Gestirnes wäre. Leib und Seele gaben hierauf durch einmüthiges Urthel zu verstehen: daß die Geblüts-Liebe fast nur die Leiber/ Freundschafft nur Gemüther/ ehliche Liebe aber Leiber und Seelen zugleich miteinander vereinbarten; also auch dieser der Siegs-Preiß gebührte. Die Sinnen und Tugenden hielten hierauf einen vermengten Tantz; darinnen sich allezeit bey iedem Schlusse das Gesichte mit der Klugheit als dem Auge des Gemüthes/ das nur allzeit leidende und nie nichts würckende Gehöre mit der Geduld/ das tauerhafte Fühlen mit der unempfindlichen Beständigkeit/ der zum Eckel geneigte Geschmack mit der annehmlichen Mässigkeit/ der kräfftige Geruch mit der Hertzhaftigkeit paarte/ welche auch die Asche ihrer Liebhaber mit der edlen Würtze unsterblichen Nachruhmes einbalsamet. Nach dem Ende dieses Tantzes fiengen die drey Lieben einen neuen an/ darinnen die Geblüts- und Gemüths-Liebe/ nemlich die Freundschaft der ehlichẽ Liebe ihre zwey Kräntze auffsetzten. Diese aber näherte sich denen für dem Schauplatze sitzenden Zuschauern/ und setzte den Rosen-Krantz auf Adelmundens/ den Amaranthen-Krantz auf Catumers Haupt/ und endlich zertheilte sie ihren eigenen zweyfachen Oel- und Lorber-Krantz entzwey/ und satzte jenen dem Hertzog Arpus/ diesen dem Feldherrn Herrmann auf. Welches nicht nur die spielendẽ Sinnen und Tugenden/ sondern auch alle Zuschauer mit einem grossen Freuden-Geschrey billigten/ und niemand war/ der nicht diese Erfindung der sinnreichẽ Ismene lobte.

Höret aber/ was in einem so heitern Himmel sich aus einem geringen Dampfe für Sturm-Wolcken zusammen ziehen können? Adgandester/ welcher ihm eingebildet hatte ein unbeweglicher Stern im Himmel des Cheruskischen Hofes zu seyn/ machte nicht nur sein unvermutheter Fall verzweifelt; sondern auch desselben glücklicher Lauff gleichsam rasend. Denn die/ welche eine Weile das Steuer-Ruder des gemeinen Wesens geführt/ lassen ihnen ins gemein träumen: daß mit ihrer Hand-Abziehung alles würde zu Grunde gehen. Hierinnen heuchelten ihm ihrer viel/ theils weil auch die ärgsten Ubelthäter bey Ausstehung ihrer Straffe mitleidende Augẽ zu Zuschauern bekomẽ; theils weil solche grosse Diener/ ungeachtet sie nur von ihrem Fürsten/ wie der Monde von der Sonne ein geborgtes Licht haben/ doch viel unter ihnen stehende mit ihrem wohlthätigen Einflusse betheilen/ und daher ihnen auch viel Gemüther verbinden. Diese Gewogenheit war bey vielen so viel mehr eingewurtzelt; weil Adgandester nicht nur etwan durch euserliche Geschickligkeit/ wohlgestalte Bildung/ welche allein die Augen des Fürsten füllen/ und mit der Zeit abnehmen/ weniger durch an die Hand gegebenen Wollüste und Laster/ welche doch endlich einem Fürsten zur Abscheu werden; sondern durch seine fürtreffliche Gaben des Gemüthes und nicht wenig Tugenden; ja grosse Verdienste die Gewogenheit des Feldherrn erworben hatte. Diesemnach fielen gantz unterschiedene Urthel über Adgandesters Fall; und ob wohl desselben Ursache am hellen Tage lag; daß er nehmlich Ismenen so hoch beleidiget hatte/ hielten solches doch die meisten nur für einen Vorwand; Gleich als wenn es so viel nicht zu bedeuten hätte/ seines Fürsten Schwester nach Ehre und

Leben zu strebẽ. Die Bescheidensten giengen in ihrem Urthel nicht zu weit/sondern bliebẽ nur in dem Schrancke gemeiner Zufälle/und woltẽ weder dem Feldherrn noch Adgandestern alleine die Schuld beymässen/ sagten also: Es wäre sich über dem Falle eines so grossen Dieners so wenig zu wundern/ oder nach absonderen Ursachen zu fragen/ als warumb der Bliz meistentheils in hohe Spitzen der Berge und in die Gipfel der gestrackſten Eichen einschlüge: das Verhängnüß hätte eine besondere Lust daran/ wenn es die/ welche sich gleichsam über ihre Fürsten empor schwingen/ in Staub treten sähe. Ein Fürst wenn er einem Diener alles/ was er geben und der Diener verlangen könte/ zugeeignet hätte/ würde/ umb nicht müssig zu seyn/ fast genöthigt auf einmal ihm alles zu nehmen; damit er theils wahr machte: Fürsten könten aus Staube Gold/ und aus Golde nichts machen; theils seinen in Ungnade fallenden Diener durch gäntzliche Stürtzung zu entkräfften/ daß er ihm nicht schaden könne; wie/ wenn er ihm nur ein und andere Feder ausropfte/ der Fürst nicht ohne Ursach zu besorgen hätte. Fürsten würden alter Diener/ wie die Magen zu oft genossener Speisen überdrüssig/ und ihre Gemüther wären nichts minder als andere zur Neuigkeit/und fürnemlich zu Gebährung neuer Brutten begierig. Diese wären auch unaufhörlich mit Neid und Eiversucht belägert; dahero die/ welchen ein Fürst wohl wolte/ stets in Kummer stünden; des Fürsten Schoßkind beschnitte ihnen seine Gnade: die in Ungnade stehenden aber bildeten ihnen ein: Er wäre Ursache des Fürstlichen Hasses. Also schriebe man so hohen Dienern alles böse/ wie dem Gestirne Hagel und Mißwachs zu. Ja es wäre noch an keinem Hofe ein so grosses Licht/ wie an dem Himmel kein berühmtes Gestirne gewest/ dem man nicht die Gestalt eines ungeheuren Thieres gegeben/ und ein grosses Laster zugeschrieben hätte. Das Glücke wäre alle Augenblicke zur Veränderung geschickt/ nirgends aber mehr als bey Hofe/ bey welchem es ein Irr-Stern bleiben würde / wenn es gleich anderwerts einen festen Stern abgeben könte. Mit einem Worte: Wer dem Fürsten eivrig diente/ beleidigte den Hof. Wer dem Hofe zu gefallen lebte/ thäte seinem Ampte keine Ausrichtung/ dem Fürsten kein Vergnügen. Also müste er unvermeidlich an ein oder der andern Ecke anstossen/ und sein Schiff zerscheitert oder verschlungen werden; wenn er nicht für seinem Ziele des Untergangs/ entweder an das Ufer des Todes anlendet/ oder die Segel selbst einzeucht/ und sich so wohl seiner hohen Würde/ als des Neides durch zeitliche Abdanckung entschlägt. Die aber/ welche für eine Scharffsichtigkeit halten Herrschern Mängel auszustellen/ oder auf Adgandesters Seite hiengen/ beschuldigten die erstern / daß sie mit ihrem Urtheile auf beyden Achseln trügen/ liessen sich also verlauten: Hertzog Herrmann hätte Adgandesters Verstand und Tapferkeit nicht mehr vertragen können; weil er durch derselben Licht seinen Glantz zu verdüstern geschienen. Adgandester wäre in seinen Diensten zu wachsam/ in seinem Gottesdienste zu eivrig gewest/ weil er nicht gewüst: daß ein Staats-Diener auch in Dingen/ die Gott angiengen/ den Mantel nach dem Winde hengen muste/ und bey aufgeweckten Fürsten Schlafsucht eine Klugheit/ und Nachlässigkeit ein grosses Verdienst wäre. Unter andern hätte er dem Feldherrn in einer Schlacht das Leben errettet; dieser Verdienst überstiege das Vermögen aller Vergeltung/ und daher/ weil Hertzog Herrmann allzu großmüthig wäre/ sich seines Dieners Schuldner / sich aber unvermögend zur Zahlung zu wissen/ hätte diese und andere grosse Wohlthaten mit nichts als seinem Falle ausgetilget werden können. Des Feldherrn Eiversucht wäre schon damals abzunehmen gewest/ als er Adgandestern unter dem Scheine einer Stadthalterey zu Hause gelas-

gelassen / und ihm die Ehre sich in dem letzten Kriege wider die Römer sehen zu lassen nicht gegönnet hätte; gleich als wenn eines Fürsten Ruhme so viel abgienge/ als ein Diener durch tapfere Thaten erwürbe; und einem Herrscher nichts verkleinerlicher wäre / als wenn eines Unterthanen Nahme für seinem bekandt und von denen Unterthanen oder dem Ruffe der Nachbarn einem Diener ein Bild aufgerichtet würde; welches seinen Schatten nur biß zu den Fuß-Sohlen seines Herrn würffe. Andere schalten hierbey zum Scheine Adgandesters Unvernunfft/ oder vielmehr des Feldherrn Mißgunst / indem sie ihm für Mangel ausstellten: daß er nicht ein und andern Fehler mit Fleiß begangen hätte/ damit der Fürst diese seinem Diener/ ihm aber alle glückliche Ausschläge hätte zueignen können. Welches seinem Ansehen nichts entzogen haben würde; weil die Klugen wohl wüßten: daß ruhmsichtige Fürsten grosser Diener Irrthümer gerner sähen/ als straffen. Kluge wüßten / daß Dienern auch blosse Zufälle und Schickungen der Natur als Fehler beygemessen würden; der Pöfel aber verstünde nicht selben Fehler von klügsten Verrichtungen zu unterscheiden. Bey dieser Trennung der Gemüther und Urtheile fehlte es Adgandestern weder an Freunden/ noch auch an andern Leuten/ welche theils aus Neigung zu ihm / theils aus anderm Absehen/ entweder unter dem Scheine der allen Menschen anklebenden Schwachheiten/ oder einem Eiver für die gemeine Wolfarth den Feldherrn mehrmals umb die Begnadigung Adgandesters behelligten/ und anführten: Weil allen Menschen gewisse Schwachheiten angebohren würden/ müste man von keinem lauter Vollkommenheiten fordern. Jene erkieseten wir nicht selbst/ sondern die Gestirne oder eine höhere Gewalt drückten sie unserm Geiste ein; oder in unserm Fleisch und Blute steckte auch offt eine Eigenschafft/ welche die Seele befleckte/ man aber so wenig als die Adern aus dem Leibe reissen könte. Dieser Hertzog/ welcher die Vergessenheit einer Beleidigung einem Fürsten für so eigenthümlich hielt/ als den Thau im Meyen fruchtbaren Wolcken; hätte Adgandestern mit der allzu gütigen Ismene Belieben unschwer begnadigt/ oder gar wieder auf seinen ersten Gipfel gethürmet; wenn nicht andere Räthe/ welche entweder den Feldherrn und das gemeine Wesen eivrig liebten/ oder von Adgandestern gäntzlich unterdrückt zu werden fürchteten/ hierwider sorgfältig eingewendet hätten: Verstand und Tapferkeit rührtẽ zwar nicht von des Menschẽ eigner Wahl/ sondern wie die Gesundheit und gute Bildung vom Him̃el her. Alleine wenn man gleich mit so herrlichen Gaben nicht vermöchte dem gemeinen Wesen zu dienen/ wäre doch so wohl uns möglich als wir verbunden in unserm Thun unschuldig und unserm Herrn treu zu seyn. Adgandester aber wäre zweyfach strafffällig/ weil die Natur ihn zu so viel gutem fähig gemacht; sein böses Gemüthe aber alles diß in Gifft und Galle verwandelt hätte. Er hätte sich über seinen Fall nicht zu beklagen/ denn unsere eigene Fehler wären das einige Unglücke/ das uns begegnete. Der Feldherr aber hätte zu bedencken / daß zu grosse Gunst und Barmhertzigkeit eine Tochter wäre / welche offt ihre eigene Mutter tödtete. Ein gefallener Staats-Diener taugte so wenig an Hof/ als der von denen sich reinigenden Lufft-Sternen abgeworffene Unflat im Himmel. Unter tausenden wäre nicht einer/ der die Begnadigung seines Fürsten nicht mehr für eine Erkantnüß eigenen Undancks / als für eine Wohlthat achtete; also die Gelegenheit sich zu rächen so wenig als eine einmal getretene Natter vergessen würde. Adgandesters Boßheit wäre am Tage. Ein Fürst aber solte so wenig sich lasterhafter Diener / als ein Bau-Meister schlimmen Werckzeugs gebrauchen. Sintemal wenn was in der Herrschafft versehen würde/ man nicht sagte/ daß es der Diener/ sondern der

der Fürst gethan hätte. Seine neue Erhöhung könte auch weder ohne des Feldherren Verkleinerung/ noch ohne seiner andern Diener Unterdrückung geschehen; gleich als jener ihn nicht entrathen/ diese nicht seinen Abgang ersetzen konten/ und alleine von seinem Einflusse geregt werden müsten. Damit auch dieser Rath so viel mehr Nachdruck hätte/ mangelte es nicht an Leuten/ welche dem vorhin gleichsam angebeteten Adgandester tausend Fehler und hundert Laster auszustellen wusten/ denn ie grösser ein Licht/ ie mehr giebt es bey seinem Auslöschẽ Rauch und bösen Geruch von sich. Sie führten an: daß er zwar mit Demuth / Gehorsam und Treue sich in die Gnade des Feldherrn eingespielet/ hernach aber durch Hoffart/ Eigen-Nutz und arglistige Rathschläge verrathen hätte: es wären solches nicht Tugenden/ sondern nur derselben Larven / oder auf eine Zeitlang entlehnt gewest. So bald Hertzog Herrmann seine Gewogenheit gegen ihm blicken lassen/ hätte er seiner selbst vergessen; und die Glückseligkeit seine Laster verrathen. Seine Vernunft verwirret/ und nachdem er als ein Diener nichts grössers werden können / sich des Feldherrn Reichs-Gefärthe zu seyn eingebildet/ oder wohl gar Hertzog Herrman den blossen Nahmen eines Fürsten zu lassen: Ihm aber das Heffte der Herrschafft zuzueignen sich erkühnet. Zwar hätte Adgandester in zwey oder drey gefährlichen Läufften sein Leben für den Feldherrn in die Schantze geschlagen; aber es wäre nicht so wohl aus so grosser Liebe und Treue gegen ihn als aus Triebe seines Ehrgeitzes geschehen. Sintemal einer ihm anfangs wehthun/ und durch etliche kecke Thaten einen Nahmen machen müste/ der eines Fürsten Schoß-Kind/ oder sein Gebieter werden wolte. Hernachmals aber hätte er seinen Herren durch Freundligkeit und Freygebigkeit aus frembdem Vermögen die Hertzẽ der Unterthanẽ und sein Ansehn gestohlen; indem er die beliebten Geschäffte über sich genommen/ die verhaßten aber dem Fürsten auf dem Halse gelassen. Durch welcherley Verdienste ein Diener mehr sündigte/ als durch offentliche Beleidigung seines Fürsten. Ihrer viel gaben ihm auch Schuld: Er hätte zwischen dem Feldherrn und Segesthen nach erfolgter Versöhnung Oel ins Feuer zu neuer Zwietracht gegossen/ und durch allerhand Erfindungen dem Hertzog Inguiomer / als wenn er mit dem Könige Marbod sich in ein geheimes Verständnüß vertiefft hätte / verdächtig zu machen sich bemüht; wormit er bey Vertreibung aller Fürsten des Geblütes alleine den Meister über Deutschland und den Feldherrn spielte. Er wäre ein gebohrner Catte/ welche es niemals mit den Cheruskern recht vertraulich meynten. Dahin hätte er auch allezeit den Mantel gehenckt/ und aus dem so blutigen Kriege ihnen den meisten Nutzen zugewendet. Hingegen die Cherusker wie Knechte / und so verächtlich als Frembde gehalten. Durch scheinbarẽ Fürwand/ daß ja dieses unverantwortlich und höchstschädlich wäre die tapferen Sicambrer alleine baden zu lassen/ die getreusten Leute des Landes/ und die ältesten Diener des Fürsten durch Verleumdung aus dẽ Sattel gehobẽ/ oder durch angethanẽ Verdruß den Hof und ihre Aempter zu verlassen genötigt. Uber diß hätte Adgandester den Feldherrn anfänglich mit Geschäfften überladen / damit er darüber verdrüßlich würde/ hernach ihn durch die Süssigkeit der Jagt/ der Ritter-Spiele/ und andere Belustigungen von der beschwerlichen Herrschafft abzuziehen getrachtet/ damit nur alles durch seine Hände gehen möchte. Ja er hätte schon mehrmals den mit den Römern gemachten Frieden zu untergraben Anstalt gemacht/ nicht so wohl dem Hertzoge Melo zu Liebe/ als daß gantz Deutschland wieder in Unruh geriethe/ er bey erregtem Sturme für einen desto nöthigern Steuer-Mann gehalten werden müste/ und er seine Geschöpfe desto füglicher ans Bret bringen

könte. Also wäre ihm nichts weniger bedencklich; als daß er hundert tausend Cherusker seinem Ehrgeitze und die Ruhe des Vaterlandes seiner Vergnügung aufopferte. Er würde auch in weniger Zeit gar die Klauen an seinen Fürsten einzuhauen/und sich nach ausgerotteten Fürsten des Geblütes die Herrschafft an sich zu reissen nicht gemässigt haben/ nachdem er schon die Vermässenheit gehabt seines Herrn Schwester ihm zur Buhlschafft auszusehen/ und nachdem diese eines frechen Dieners unverschämte Liebe verschmähet/ sie durch die schwärtzeste Verläumbdung umb Ehre und Leben zu bringen sich bemühet/ also seine vermeynte Freyheit zu sündigen nach der Grösse seines Glückes abgemässen/ und alles ihm gefällige für zuläßlich geschätzt hätte. Diese Beschuldigungen/ weil sie grossen theils wahr und dem gemeinen Volcke angenehm waren/ auch von den mächtigsten am Hofe herrühreten/ hatten mehr Nachdruck als diß/ was für Adgandestern geheim / und von Tag zu Tag immer furchtsamer geredet ward. Ja seine Vertheidiger verschwanden fast auf einmal/ als der Feldherr dem Grafen von Nassau/ welcher ihm von Adgandestern eine Bitt-Schrifft einhändigen wolte/ in Beyseyn vielen Adels sagte: Es wäre nichts gefährlicher als einer sinckenden Wand seine Achseln unterstützen. Diese Empfindligkeit rührte fürnehmlich daher/ daß sich Adgandester in seinẽ Fall nicht mit Bescheidenheit zu schicken wuste/ sondern daß ihm zu viel geschähe/ und sein einiger Fehler für schwerer/ als tausend seiner Verdienste geachtet würde / sich beklagte. Sintemal in solchen Fällen die demüthige Erkäntnüß seiner Schuld einen gefallenen Diener die einige Staffel zur Erhöhung/ die Rechtfertigung aber/ wie viel mehr also die Klage erlittenen Unrechts ein neues und grösseres Laster; und der gerädeste Weg zum völligen Untergange ist. Denn wie soll ein Fürst den nicht als einen Unwürdigen in Koth treten; der ihm für genossene Ubermasse der Gnade noch Undanck aufhalsen wil? Hiemit verschwand auf einmal alles Mitleiden gegen Adgandestern. Die besten seiner Freunde zohen von ihm seine Hand ab/ und vergassen seiner als eines nie gewesenen. Welche aber am klügsten seyn wolten/ mühten sich ihn vollends gar zu vertilgen/ und gaben mehrmals dem Feldherrn zu verstehen: Man hätte sich für einer getreten-aber nicht ertretenen Natter sehr wohl fürzusehen; aber für keinem todten Löwen nicht mehr zu fürchten. Denn wenn eine grosse Säule baufällig ist/ meinen alle ihres Amptes zu seyn/ daß sie sie niederstürtzen helffen/womit sie ihnẽ nicht selbst auf den Hals falle. Niemand wolte fast für so unwissend angesehen seyn/ der nicht ein absonderlich Laster Adgandestern nachzusagen wuste; gleich als wenn die ihn abmahlenden Kohlen Zinober wären ihre Tugenden sichtbar zu machen. Diesemnach sich der Feldherr fast schämte/ daß er sich eines so boßhafften Menschen so lange gebraucht hätte und nun allererst gleichsam durch seine Verstossung zum Fürsten worden wäre. Weßwegen er verbot/ daß in seiner Gegenwart niemand Adgandesters mehr gedencken solte. So veränderlich sind der Menschen Gemüter/ daß wir oft von dem nicht mehr hören können/ ohne den wir vorher nicht zu leben vermochten. Adgandester erfuhr gleichwohl alle diese Veränderung des Hofes und der Gemüther/ und nachdem er erfuhr; daß er durch seine Ruhmrätigkeit seine Sache gewaltig verschlimmert hatte/ schlug er die Segel auf die andere Seite/ und ließ sich vernehmen: Er hätte nun allererst/ was es für eine Herrligkeit wäre/ keines andern Diener zu seyn / schmecken lernen. Daher eckelte ihn der Hof an / und gelüstete ihn nichts weniger / als in vorigem Stande zu seyn/ und nichts mehr / als in Einsamkeit nur Gott und ihm zu leben. Ein vergnügter wäre ihm die gantze Welt / wie Cato ihm selbst die gantze Stadt Rom. Von nie-

niemanden als nur von sich selbst den Hang haben müste die gröste Glückseligkeit seyn/ weil man auf diese Art dem höchsten Wesen nemlich Gott am nächsten käme. Wer sich derogestalt selbst begrieffe/ wäre der gröste Herrscher/ und wer ohne andere zu leben wüste/ hätte nichts mit dem Vieh/alles von einem Weisen/und viel mit Gott gemein. Er nam sich auch einer solchen Lebens-Art an/ daß er nicht wenig Einfältige beredete: Es gelüstete ihm nach nichts weniger als nach Hofe. Aber keine Bländungen halten beständig die Farbe/ und der Ehr-Geitz/ wenn er einmal in ein Hertz eingewurtzelt ist/ läßt sich schwerer als Saal-Weiden aus Wiesen ausrotten. Weil nun Adgandestern der Kützel unaufhörlich nach der Herrschafft stach/ untersuchte er hundert Künste/weil es ihm beym Feldherrn unmöglich zu seyn schien/ sich beym Hertzog Arpus ans Bret zu bringen. Denn so vielmal sich ein Antlitz in den Stücken eines zerbrochenen Spiegels durch seine Bildung vervielet/ so viel Entschlüssungen gebieret das Unglück in unserm Gehirne. Nach vielem Nachsinnen und mancherley Anstalt gewan er etliche beym Hertzog Arpus wohl-gesehenen Räthe/ welche anfangs Adgandesters nur schlechterdings erwehnten/ und nach dem Arpus keine Empfindligkeit hierüber spüren ließ/ ihn nach und nach zu loben anfingen/ endlich sagten: Adgandester wäre gleichwohl ein Fürst aus Cattischem Geblüte/ ein in Staats-Sachen erfahrner Mann/ und im Kriege ein tapferer Held/ welcher durch seine kluge Rathschläge und hertzhafte Thaten ein grosses zu der gegenwärtigen Höhe des Cheruskischen Hauses beygetragen hätte. Er wüßte alle seine Geheimnüsse/welche Wissenschafft mit der Zeit dem Cattischen Hause ein Licht zu grossem Glücke anzünden könte. Sintemal ietzige Verträuligkeit zwischen den Cheruskern und Catten mehr durch Furcht für den Römern/ als aus eigentlicher Zuneigung zusammen geknüpft wäre. Die festesten Bündnüsse der Fürsten hienge an dem Fademe des Eigen-Nutzes/ wenn dieser zerriesse/ wäre weder Eyd/ noch Geblüte/noch Ehre/ noch Wohlthat so mächtig/ daß sie nicht zu Grunde gienge. Es wäre nicht ohne/ Adgandester hätte sich vergangen/ und Hertzog Herrmann/ welcher in seiner Schwester beleidiget worden/ hätte/wie er aus Staats-Klugheit vielleicht gerne gethan sich mit Ehren nicht entbrechen können ihn aus seiner Gnade zu lassen. Ein Fürst würde eben so wol bißweilen gezwungen wider seinen Willen ausser dem Schrancken seiner Gütigkeit/ als ein Diener aus der Gräntze seiner Klugheit zu schreiten/ wider sein ihm gesetztes Absehn zu handeln; ja was Böses zu erkiesen; welches sie in ihrem Gemüthe verdammen und nimmermehr thün würden/ wenn sie eine Bothmässigkeit über die Geschäffte und das allzu gewaltige Verhängnüß hätten. Diesen Nothzwang unterschieden ihrer wenig von dem Vorsatze böses zu thun; und ins gemein wüßte so grossen Staats-Dienern niemand mehr als der unvernünfftige Pöfel/ wie die Nachen-Fahrer auf kleinen Flüssen denen Schiffleuten auf dem unzähmbaren Meere/ die grösten Mängel auszustellen. Alleine Adgandester wäre auch noch keines Fehlers wider sein Ampt überwiesen; sondern die Wurtzel seines Verbrechens wäre die Liebe; von welcher sich kein Weiser rühmen könte/ daß sie ihn nie bethöret hätte. Diese wäre das gemeine Fallbret in der Welt/und Jsmenens Schönheit redete seinem Falle selbst das Wort. Denn diese bemeisterte zum ersten und in einem Augen-Blicke den Kopf/ wie der Wein die Füsse. Die Vergessenheit seiner selbst wäre der tieffste Schlaf; niemand aber vergeßlicher als ein Liebhaber. Jsmenens gegen ihm als einem Cattischen Fürsten gleichwohl allzu strenge Verachtung aber hätte ihn vollends gar der Sinnen beraubt. Weil nun bey ihm sein niedriges Theil wider die Vernunfft aufrührisch worden/und die Begierden der Seele zu Kopfe gewachsen/ was hätten für andere/ als Miß-

Geburten verzweiffelter Anschläge können ans Licht kommen? Nunmehr aber hätte er sich an dieser Flamme so verbrennt; daß er nicht so bald die Hand wieder hinein stecken würde. Es wäre eine grosse Wissenschafft/ wenn ein Mensch in seiner Erkäntnüs so weit käme; daß er den König unter seinen Schwachheiten kennen lernte. Denn dis wäre schon so viel/ als ihn halb überwunden haben. Niemand gienge hernach vorsichtiger/ als der zuvor gefallen wäre; daher würde Adgandester nach der Zeit durch Behutsamkeit vorige Scharte auszuwetzen so viel mühsamer seyn. Er hätte niemals mehr/ als bey und nach seinem Falle seine grosse Fähigkeit gezeugt; und wie ein aus der Höhe in ein tieffes Thal gefallener Colossus nichts von seiner Grösse verlohren. Das Unglück wäre die beste Streich-Nadel eines Menchsen Tugend zu prüfen; Welche guten Theils zu keiner andern Zeit/ als wenn es stürmet/ geübt werden könten. Wer niemals unglücklich gewest/ verstünde sich nur auf die Helffte des Lebens/ und wer allezeit den Wind hinter dem Schiffe und ein ruhiges Meer gehabt/ dörffte sich kein en Steuermann rühmen. Wie wenig Sachen nun wären/ die beym Tage und beym Nachtlichte einerley Farbe/ und wie wenig Menschen/ die beym Sonnenschein und Gewitter einerley Gesichte behielten; so müste doch jederman Adgandestern nachrühmen; daß sein Fall sein Gemüthe so wenig niedergeschlagen/ als sein Wolstand es vorher aufgeblasen/sondern er in allem seinem Thun eine kluge und beherzte Gleichheit bezeigt hätte. Diesemnach wäre es ja ewig Schade/wenn dieser Fürst/dem das Unglück nichts hätte anhaben kōnen/ ungebraucht bleiben/ oder gar zur Verzweiffelung gebracht/ und sich bey denen Römern einzulassen verursacht werden solte. Einem zu dienen geschickten Manne wäre der Tod nicht so empfindlich/ als wenn man sein nicht achtete; und sein erster Eyver dem Vaterlande zu dienen verwandelte sich hernach in eine feurige Begierde selbstem zu schaden. Jenen hätte er durch viel dem gemeinen Wesen Deutschlandes geleistete nützliche Dienste fürlängst bewehret. Wie viel embsiger würde er ihm nun die Wolfahrt der Catten angelegen seyn lassen/ weil er ja als ein Fürst Cattischen Geblütes mehr Verbindligkeit empfinde seinē Landsleuten treulich zu dienen/ als denen alten Feinden der Catten/ nemlich den Cheruskern. Hertzog Herrmann hätte es auch nicht übel aufzunehmen/ daß ihn Arpus in seine Dienste züge; weil er gegen ihn nicht als ein Diener/sondern als ein Mensch gesündigt/auch über die Verstossung seine Ungnade auf keine andere Straffe erstreckt hätte. Zudem wäre es besser/ daß ein verstossener Diener einem Freunde diente/als daß er sich zum Feinde schlüge. Jenes wäre ein Kennzeichen: daß er keine Rache im Schilde führte; dieses aber wäre das ärgste Mittel zu schaden. Adgandester wäre auch viel zu großmüthig Rache zu üben/ welcher Begierde nur eine Schwachheit niedriger Gemüther wäre. Mit diesen Fürbildungen brachtē sie es so weit: daß Adgandester sich nicht nur in dem Cattischen Gebiete aufhalten/ sondern auch zuweilen nach Hofe kōmen dorffte. Der Feldherr erfuhr dieses zeitlich genung/ jedoch ließ er es geschehen/ sonder darüber ein Unvergnügen mercken zu lassen; als welcher die Erhaltung guten Verständnüsses mit den Catten für den Grundstein der Deutschen Wolfahrt hielt. Bey dieser Nachsicht ließ Hertzog Arpus sich endlich beredē: daß er Adgandestern vor sich ließ; welcher die Gabe sich bey andern einzulieben in höchster Vollkommenheit besaß. Seine Beredsamkeit war ein geschickter Pinsel allen Dingen eine annehmliche Farbe anzustreichen/ und daher nicht zu verwundern: daß Hertzog Arpus seinen Schein für Tugenden/ wie jene Vögel das Mahlwerck für wahrhaffte Trauben anzuschauen verleitet ward. Es war schon an dem/daß Adgandester in den Cattischen Rath

eingeführet werden solte/ als Hertzog Ganasch durch den Fürsten Catumer/ welcher hierüber als einem zu seiner höchsten Verkleinerung gereichenden Fürhaben seinen grösten Unwillen ausschüttete/ hiervon Wind bekam/ und aus Besorge: daß Adgandester aus Ehrsucht seinen künfftigen Eydam verdüstern oder gar unterdrücken/ aus Rache aber gegen das Cheruskische Hauß die Catten von dem Bündnüsse abziehen/ oder doch der Feldherr hierüber Argwohn und Unwillen schöpffen würde/ sich solches zu hindern entschloß. Er verfügte sich diesemnach zum Hertzoge Arpus/ und nachdem er ihm durch allerhand andere Unterredungen den Weg auf Adgandestern zu kommen gebähnet hatte/ stellte er sich/ als wenn er von dem Vorhaben des Cattischen Hertzogs nichts wüste/ sondern brauchte das Meisterstücke an Segesthens Beginnen/ auch des Arpus Fehler zu schelten. Denn er wuste wol: daß wie die Sonnen-Finsternüsse am Himmel nicht ohne Versehrung der Augen/ in Wasser und Gegenscheine aber ohne Schaden betrachtet/ also der Fürsten Vergehungen an ihnen vergebens und gefährlich/ an drittern aber klüglich gestrafft und sie durch anderer Blindheiten am ehsten auf den rechten Weg geleitet würden. Ganasch entdeckte diesemnach seine grosse Bekümmernüs über dem/ daß Segesthes der doch kaum etliche mal mit dem Feldherrn hätte ausgesöhnet werden können/ mit dem seines Verbrechens wegen gar billich verstossenē Adgandester so grosse Verträuligkeit machte/ welche deswegen so viel verdächtiger zu halten/ weil Adgandester vorhin dem Segesthes in allem zu wider und Spinnenfeind gewest wäre. Ihr geheimes und zu Schaden des Cheruskischen Hauses angesehenes Verständnüs liesse sich daraus schon urtheilen; daß sich Segesthes selbst und der mit den Römern unter dem Hütlein spielende Hertzog der Bataver Cariovalda sich in den Kampff für den verläumbdrischen Drusus wider die unschuldige Ismene hätte in Kampff einflechten lassen. Daher besorgte er/ Segesthes und der rachgierige Adgandester würden aufs neue in Deutschland ein Feuer anzünden/ welches mit vielen Strömen Blut nicht würde zu leschen seyn. Hertzog Arpus fieng an: Er wäre darüber gleichfals bekümmert/ und deswegen hätte er auf ein Mittel gesonnen Adgandestern von Segesthen abzuziehen; nemlich/ er wäre entschlossen ihn in seine eigene Dienste zu nehmen. Hertzog Ganasch antwortete: diese Artzney wäre gefährlicher als die Kranckheit selbst. Denn die Freundschafft zwischen Adgandestern und Segesthen wäre so feste/ daß keine Dienste selbte nicht trennen; also Segesthes von ihm alle Heimligkeiten des Cattischen Hofes erfahren und/ so lange die zaubrische Sentia lebte/ seinen gifftigen Haß wider die Catten und Cherusker nicht ablegen würde. Wenn aber auch diese grosse Gefahr seine andere Erhebung nicht widerriethe/ wäre doch seine wider Ismenen und den Feldherrn verübte Verläumbdung und Untreu am Tage liegende Laster; ein lasterhaffter Mensch aber ein so gefährlicher Staatsdiener als der gifftige Scorpion ein schädlicher Stern/ also selbten erheben so viel als die Bosheit ausrüsten/ daß sie so viel mächtiger würde Arges zu stifften. Denn ein lasterhafter Bürger konte nur etlichen ihres gleichen/ wie eine Ziege wenigen Bäumen, ein solcher hoher Diener aber gantzen Völckern Schaden thun; wie die gestirnte Ziege im Himmel bey ihrem Aufgange alle Wein-Gärte/ die sie bestrahlet/ beschädigte. Es wäre schlimm genung/ daß in hohen Aemptern auch ehrliche Leute/ wie die aus Thälern auf die Spitzen der Gebürge versetzten Gewächse veraürben/ wie viel mehr würde sich nun die Boßheit in einer so [illegible] gend verärgern. Wer würde sich mehr befleissen mit beschwerlicher Tugend zu [illegible] Wenn jedermann offenbaren Lastern die Pforten der Ehren/ welche zu Rom den Tempel der Tugend zum Vorgemache hätte/ aufsperren/ sie in Gold und Purper prangen/ und die [illegible]

schuld zu Reysse wachsen sähe. Diesemnach möchte sich Hertzog Arpus wol fürsehen: daß er ihm mit Adgandestern nicht eine Schlange in Busen sätzte/ welcher darumb nicht mehr zu lieben/ sondern mehr für verdächtig geachtet werden müste/ daß er ein abgefundener Fürst des Cattischen Hauses wäre. Denn die Laster behielten ihre knechtische Ungestaltnüß/ wie die Kefer und Raupen ihrẽ Unflat/ wenn jene gleich am Adel/ diese an wolriechenden Bäumen klebten. Sie könten wol erhöhet/ aber niemals zu Würden werden. Uberdis könte Adgandester sein Recht der Anwartschafft leicht in Lüsternheit sätzen etwas bald lieber zu besitzen/ als ungewiß zu hoffen. Der Ehrsucht stünde weder Wolthat noch Geblüte im Wege undanckbar und grausam zu seyn/ welcher er Füsse und Flügel durch Erhöhung Adgandesters ansätzen würde; da doch die fürsichtige Natur die allergifftigsten Thiere weder geflügelt noch mit Füssen/ sondern kriechende geschaffen hätte/ damit sie desto langsamer und ohnmächtiger zum Schaden wären. Er gestünde es: daß Adgandester an Scharfsinnigkeit und Streitbarkeit wenig seines gleichen hätte. Aber diese Fähigkeit gäbe der Boßheit/ wie der sonst heilsame Wein dem eingenommenen Giffte so vielmehr Nachdruck. Er solte behertzigen: daß ein Staatsdiener eines Fürsten/ wie der Monde der Sonne Ebenbild wäre/ und weil beyde nicht stets allenthalben seyn könten/ ihre Stelle verträten. Wer aber würde zu bereden seyn: daß ein fleckichtes Nachgemälde ein reines Vorbild haben könte? und also würde Hertzog Arpus seinen bisherigen Ruhm durch ein so übel rüchendes Gefäße stinckend/ seine Unterthanen aber entweder unwillig oder böser machen. Deñ die Tugendhafften würden ihrẽ Gehorsam einem so schlim̃en Vorsteher nicht ohne scheinbares Recht entziehen; und die Herrschafft leicht in Verwirrung bringen. Sintemal offt auch ehrliche Diener ihnen verdächtig sind/ und ein Fürst genung zu thun hat selbtem sein Ansehn zu behalten/ weil Unterthanen einen Zug zum Mißtrauen und zu Scheltung ihrer Verrichtungen hätten/ ja aus Zufällen Laster oder Fehler machten. Die zum bösen geneigten aber/ welche Zeither zu sündigen für einem so guten Fürsten sich geschämet/ würden nu spornstreichs in Adgandesters Laster rennen/ welche die Heucheley bald auf den Seul der Tugend setzen würde. Sintemal von Vorgesetzten nichts so schlim̃es gethan werden könte/ welches sie ihren Untergebenen nach zu thun nicht zu gebieten schienen. Ihr Beyspiel hätte eine gar zu grosse Beredsamkeit/ daß sie einem auch die Heßligkeit einlobte. Daher wäre die Nach-Affung auch in Lastern eine Art heiligen Gehorsams beym Volcke/ und also Fürsten und ihre Augen/ nemlich die Diener vorleuchtende Tugend-Fackeln seyn solten; welchen zu dessen Anzeigung in Persien allemal brennende Lichter vorgetragen würden. Weil nun derogestalt eben so wol blühende Boßheit als Tugend Leute findet/ welche andere darinnen zu übertreffen bemüht sind/ meinet sie/ es wäre ihr eine Schande/ wenn sie nicht bis zum höchsten Gipfel stiege/ und ein Diener meinet/ er zeugte eine grosse Schwäche/ wenn er nicht einem jeden wiese/ wie hoch sich auch in bösen seine Gewalt und Vermögen erstreckte. Bey welcher Beschaffenheit es dem gemeinen Wesen viel schädlicher wäre einen guten Fürsten und schlimme Diener/ als einen schlimmen Fürsten und gute Diener haben. Denn jene mißbrauchten nur seine Gütigkeit/ diese aber wendeten seine Vergebungen eben so zum besten/ wie die niedrigern und gütigen Irrsterne des wilden Saturns schädliche Einflüsse verbessern. Der klügste Fürst wäre nicht allemal mächtig seiner Diener Boßheit zu steuern/ weniger sie zu straffen; wiewol es unvergleichlich besser wäre nicht sündigende zu erwehlen/ als nach Vergebungen die Erwehlten zu verdammen. Wann aber auch gleich Adgandester am Cattischen Hofe tugendhafft/ wie die Feigs Bohnen im Wasser süsse würden/ könte ihm doch Arpus leicht die Rech-

nung

nung machen; daß dis dem Feldherrn nicht nur sehr nahe gehen/ sondern auch grossen Argwohn erwecken müste. Denn es liesse wider die Gesätze der Freundschafft einen verstossenen Knecht in Dienste ziehen; also noch vielmehr wider Verträuligkeit hoher Bunds-Genossen. Es wäre so unrecht als schädlich eines andern Fürsten Diener zur Untreue verleiten/ ihrer Untreue halber verstossene aber an sich locken eine unläugbare Billigung ihres Verbrechens/ eine Anreitzung zur Verrätherey/ und eine öffentliche Ankündigung der Feindschafft. Was könte aber bey jetzigen gefährlichẽ Läufftẽ/ da die Römer an einer/ Marbod zur andern Seite auf der Deutschẽ Bundsgenossẽ Zweytracht Schildwache hieltẽ/ dem Cattischen Hause nachtheiligers begegnen/ als mit dem Feldherrn in Zwyspalt gerathẽ? Ein solcher Freund wäre einem alles mit einander der sicherste Schild wider das widerspenstige Glücke/ der herrlichste Werckzeug einer guten Herrschafft / und ihn wissen zu erhalten mehr/ als ihrer viel zu erwerben. Diesemnach solte er wol überlegen: ob es nicht rathsamer sey Adgandestern nicht in Diensten/ und den Feldherrn zum Bunds-Genossen/ als Adgandestern zum Diener/ und den Feldherrn mit den Cheruskern zum Feinde zu haben. Mitleiden wäre rühmlich / aber vernünfftige Liebe fienge bey sich selbst an. Daher müsse man einer verwundeten Schlange vollends den Kopff zertreten/ sie aber nicht in Busame wärmen. Grausamkeit wäre leichter zu entschuldigen als unzeitige Barmhertzigkeit. Denn jene tödtete andere/ diese sich selbst. Durch diesen nachdrücklichen Einhalt brachte es Hertzog Ganasch so weit: daß Hertzog Arpus ihn nicht allein versicherte sich Adgandesters gäntzlich zu entschlagen/ sondern ihm an eben selbigem Tage/ da er das Hefft über ein gantz Volck wieder in die Hand zu bekommen die gröste Hoffnung hatte/ sich des Hofes zu enteusern andeuten ließ.

Adgandester/ welcher sonst eine ungemeine Geschickligkeit hatte Verwickelungen zu verrichten/ stand hierüber so betäubt/ als wenn er von einem unversehenen Donnerstrahle gerühret wäre. Denn wenn auch das allergrösseste Gemüthe sich durch eine fest eingebildete Hoffnung allzu hoch empor heben läßt; fället es bey derselben Fehlschlagung/ wie ein empor geworffener Stein/ viel tieffer/ als es vorher in die Höhe gestiegen. Seine Bestürtzung verwandelte sich in die heftigste Ungedult/ weil er sich allemal selbst beredet hatte: daß das Glücke nur niedrige Gemüther zu Bodem treten / mit Edlen spielen/ aber Hohen nicht gebieten könte. Aus solcher Ungedult aber konte nichts linders wachsen/ denn die giftigste Rachgier/ welche also bald in verzweiffelte Entschlüßungen ausgebrochen wäre; wenn sie nur gewüst hätte/ auf wen sie ihre meiste Galle auszuschütten Ursach hätte. Also wandelte sich dieses Feuer abermals in eine Sorgfalt/ von wem eigentlich die Hindernüs seiner Beförderung herrühren müste. Sintemal ihn weder die dem Hertzog Arpus angebohrne Güte noch seine Beständigkeit in Entschlüssungen ihn glauben ließ: daß diese Veränderung aus des Cattischen Hertzogs eigenem Gehirne herrühren könte. Weil nun Argwohn die Gemüther/ wie Gifft die Magen aufrührisch macht/ schlug er sich in einem Augenblicke mit zehnerley Gedancken; welche ihm so viel Hinderer seines neuen Glückes fürbildeten/ als kluge Leute an dem Cattischen / Cheruskischen und Chaucischen Hofe sich nunmehr wieder zu Mattium befanden/ dahin alle Fürsten sich wegen des nähernden Frühlings/ und des vermutheten Römischen Krieges wider die Sicambrer verfügt hatten. Adgandester erforschte durch seine Vertraute alle Begebnüsse des Cattischen Hofes/ welche zwischen seiner ihm vom Arpus gegebenen Hoffnung und seiner schlechten Abfertigung fürgegangen waren/ konte aber doch nichts in den Kram seines Verdachts dienendes erfahren; als daß Hertzog Ganasch etliche

Stunden

Stunden mit dem Hertzog Arpus geheim geredet hätte. Dieses war dem argwöhnischen Adgandester schon genung diesen Schluß zu machen; daß niemand als der Chaucische Hertzog auf Anstifftung des Feldherrn ihm ein Bein untergeschlagen hätte. Und/ weil die Rache keine Augen hat/ verfiel er hiermit auf den blinden Vorsatz sich an allen dreyen Fürstlichen Häusern auf so grimmige Weise/ als es ihm möglich seyn würde/ zu rächen. Hierüber Rath und Einschlag zu bekommen/ wuste er niemanden geschickters als Segesthen oder vielmehr seine gifftige Sentia; welche alsbald nach Adgandesters Falle ihn zu einem Werckzeuge der deutschen Bündnüs zu zerreissen bestimmet/ und ihn dem Könige Marbod zu einem Staats-Rathe fürgeschlagen hatte/ und zwar fürnemlich darumb/ weil er nimmermehr keinen tauglichern seinē Feinde Herrmann Abbruch zu thun bekommē könte. Denn die Zähne/ welche durch ihre Liebes-Bisse anlockten/ wären tödtlich/ wenn sie hernach die Rache vergifftete. Adgandester verlohr sich nach wenigen Tagen in der Stille aus dem Cattischen Gebiete/ und reisete nur mit einem Cassuarier verkleidet zum Segesthes; daß niemand wuste oder erfahren konte/ wo er hin verschwunden war; entweder weil er besorgte; daß man aus Mißtrauen ihn gar in Hafft ziehen würde/ oder weil die Heimligkeit eine Eigenschafft bitterster Rachgier ist. Er ward von Segesthen und Sentien aufs freundlichste bewillkommt; welche eine Meisterin war anglim̄endes Feuer der Gemüths-Regungen aufzufachen. Segesthes goß gleichfals Oel ins Feuer/ weil er entweder als bezaubert oder gantz nach ihrem Willen hängende/ nach Art der Zug-Uhren so offt zu ihrem Vorhaben einstimmen und schlagen muste/ so offt sie den Strick zoh. Bey solcher Bewandnüs muste Segesthes mit ihr und Adgandestern ohne einige Zeit-Verlierung auf sein/ und auf umgewechselten Pferden sich an des Königs Marbods Hof verfügen. Alldar machte sie mehr denn zu sehr wahr/ daß nichts betrüglicher als die Zunge eines arglistigen Weibes sey/ als welche auch die Lufft in Betrug verwandeln kan. Sie wuste Hertzog Herrmanns unschuldigstes Thun zu grössern Beleidigungen zu machen/ als sie Marbod jemals selbst in dem ersten Eyfer aufgenommen hatte/ und von seiner meist verglommenen Eyversucht die vor der Zeit darüber gestreute Asche so künstlich wegzuweben/ daß er zu einem hellodernden Feuer der Rache ward. Hingegen hätte kein Mahler Adgandesters Tugenden so abzubilden gewüst/ als sie mit lebendigen Farben ihn als den einigen Grundstein/ worauf der Feldherr Zeither seine glücklichen Rathschläge gethürmet hätte/ herauszustreichen. Was Herrmann gethan/ hätte Adgandester vor erfinden müssen. Dieser wäre die Unruh/ jener der Weiser in der Uhr seiner Herrschafft gewest; und es würde sich im kurtzen ausweisen/ wie unrecht sie geben würde/ nachdem sie mit dieses Helden Klugheit und Tapfferkeit den besten Drat und das Gewichte verlohren hätte. Marbod hätte für ein groß Glücke zu achten; daß ihm der Himmel eine so herrliche Gelegenheit/ und zugleich den Verstand die Gemüther auszunehmen und das beste zu erwehlen gegeben hätte. Solche Wahl wäre ein Werck vollkommenster Klugheit; darinnen ihrer viel/ die gleich an Tieffsinnigkeit fruchtbar wären/ und ein scharffes Urtheil hätten/ verstießen/ sich mit dem schlimmsten überladetē/ und gleichsam zu irren nöthigten; daß er aber an Adgandestern keinen bloßen schlagen/ sondern einen seinem grossen Reiche gemäßen Staatsdiener haben würde/ der es durch seinen nicht kleinern Geist zu beseelen vermöchte/ wolte sie mit Segesthen Bürge seyn. Marbods selbst eigene Ehre erforderte auch Adgandesters Aufnehmung. Denn Fürsten müsten die Eigenschafft der Elemente haben; was eines verdrückt und verfolgt/ das nehme das andere auf/ und beschirmte es. Weil nun Adgan-

desiern an Vermögen sich zu zeigen/ was hinter ihm steckte/ nichts abgieng; man auch für Königen in dem besten Ausputze zu erscheinen gewohnet und der kein vollkommener Staats-Diener ist/ der nicht anderer Gemüther zu bezaubern weiß/ fand König Marbod am Fürsten Adgandester mehr ihn in seinem Dienste zu ziehen/ als daß es vieler Beredsamkeit dorffte ihn darzu zu bereden. Seine hohe Ankunfft dünckte Marboden zu Vermehrung seines Ansehns/ die Wissenschafften um die Cheruskischen Heimligkeiten zu Befestigung seiner Herrschafft keine geringe Pfeiler; und daß er verstossenen Leuten zur Zuflucht diente/ Flügel seines Ruhmes zu seyn; Sintemal die Kricken eines geheileten Krippels einem heiligen Bilde mehr Ehre zueigneten/ als die Anbetung vieler Gesunden. Uberdis war Marbod so wol als Adgandester eines sehr hohen Gemüthes/ welche Aehnligkeit die einige Ursache verborgener Zuneigungen ist; und weil Fürsten von grossen Gedancken Steuer-Schiffleute/ welche in andern Meeren geseegelt haben/ höchstbegierig suchen/ ward Adgandester vom Marbod allen seinen andern Staatsdienern vorgezogen/ alsobald mit recht Königlicher Freygebigkeit verbunden/ und bald darauf in Bothschafft an die sämptlichen mit einander im Bunde stehende Fürsten abgeschickt; allwo er/ Sentiens Gutachten nach/ für Königs Marbods Nutzen Wunder thun würde. Alles dis gieng so geschwinde her: daß ehe der Feldherr/ Arpus und Ganasch vom verschwundenen Adgandestern die wenigste Kundschafft kriegten/ er an dem Cattischen Hofe als ein Bothschaffter des Königes Marbods mit sehr grossem Gepränge ankam. Denn ob zwar die Bothschafft zeitlich genung dem Hertzog Arpus/ als sie seine Gräntze berührte/ angekündigt ward/ so gab sich doch Adgandester allererst bey seinem Einzuge in Mattium zu erkennen. Der Feldherr und Hertzog Ganasch/ so bald sie hiervon Wind kriegten/ liessen zwar den Hertzog Arpus ersuchen; er möchte Adgandestern für keinen Bothschaffter erkennen. Sintemahl das Recht der Völcker jedem Fürsten die Gewalt einräumte/ die ihnen entweder nicht anständigen oder beliebigen Gesandten ab- und zurück zu weisen. Am meisten aber wären sie dessen befugt/ wenn einem ein verstossener Unterthan/ oder der gegen uns vorhin sein feindlich Gemüthe bezeigt hätte/ über den Hals geschickt würde. Weil nun beydes Adgandestern anklebte/ könte Marbod/ wenn er mit seiner Bothschafft was gutes anzielte/ für kein Unrecht annehmen/ weñ Arpus und andere verbundene Fürsten sich disfals ihres Rechtes gebrauchten. Arpus aber möchte auch hierbey wol behertzigen/ daß nichts mehr eine böse Meinung verriethe/ als schlimme Werckzeuge. Keine als die selbst unflätig wären brauchten unreine Tücher zu Wischung ihrer Angesichter. Allein Arpus konte sich zu seiner Verstossung nicht entschlüssen/ weil es seine Adgandestern entgegen geschickten Räthe schon versehen/ ihn aufs höflichste bewillkommt/ und offentlich in Mattium eingeführt hatten. Uberdis drückte Marbods an Hertzog Arpus geschriebener Brief sehr nachdrücklich seine Neigungen zu dem Cattischen Hause aus/ vertröstete/ daß Adgandester mit selbtem sich fester zu verbinden/ und zwischen den Römern und Sicambern vollends einen der Deutschen Tapferkeit und Freyheit anständigen und sichern Frieden zu vermitteln so viel Begierde zeigen würde/ als er von ihm Befehl hätte. Diese Gütigkeit würde nun gleichsam mit Füssen weggestossen/ und Marboden solche in Rache zu verwandeln Ursache oder zum wenigsten ein scheinbarer Vorwand an die Hand gegeben werden/ wenn er Adgandestern derogestalt beschimpffen würde; welcher endlich noch mehr dörffte erhärtet/ und gar zu denen noch verdächtigen Römerñ sich zu schlagen genöthiget werden. Also ward Adgandester zur Verhör gelassen/ welcher nicht nur vom Marbod viel

güldene Berge versprach / selbtem ein festes Bündnüs wider alle Feinde der Catten zu Beschirmung der Deutschen Freyheit anbot / sondern auch für sich den Hertzog Arpus versicherte: Er könte es GOtt nimmermehr verdancken; daß er ihn zum Werckzeuge dieser Bothschafft erkieset hätte; damit er gegen die Catten seine zum Vaterlande tragende Liebe / gegen die Cherusker seine Danckbarkeit für so viel genossene Wolthaten durch seine treue Dienste bezeugen könte. Dieses wäre sein unverrücklicher Vorsatz / die einige Richtschnur seines Thuns / welche ihm keine Gemüths-Regung / kein eigen oder frembder Nutz nimmermehr verrücken würde. Dieses wäre so wol seine Art / als seine und eines jeden ehrlichen Mannes Verbindligkeit; welcher ihm niemals weder dem Wesen / noch dem Scheine nach unähnlich werden / sondern in allem guten stets der bleiben müste / der er vorher gewest; wenn ihn schon gewisse Zufälle oder auch anderer Gemüths-Veränderungen auf einen widrigen Pfad locken wolte. In Treue und Klugheit wäre alle Veränderung so wol des Verstandes als des Willens heßlich; welche ohne ärgste Verstellung heute nicht für schwartz schelten könten / was gestern das weisse in der Scheibe gewest wäre / darnach sie gezielet hätten. Der Feldherr und Hertzog Arpus würden allezeit in seinẽ Ohren heilige Nahmen / und so lange ihm die Augen offen stünden / seine zwey irrdischen Götter seyn / welche er mit gröster Ehrerbietigkeit anbeten / und ihrem Heile sein Blut opffern würde / wenn sie ihn schon beleidigten; welches er von keinem mit Warheit sagen / sondern vielmehr in seiner erholeten Verwerffung ihre Gnade preisen müste. Deñ der wäre keiner Wolthat werth / der wegẽ eines darauf empfangenen Unrechts des ersten vergessen / das letzte rächẽ wolte. Er wäre nun zwar dem Könige Marbod verpflichtet / aber er würde selbigen Tag seinẽ Dienst niederlegen / da ihm der König etwas dem Catt- uñ Cheruskischen Hause nachtheiliges auftragen wolte. Selbter aber meinte es mit Deutschland nunmehr so gut; daß er alle seiner Kräfften wider ausländische Gewalt und innerliche Zwyspalt zu seiner Ruhe und Freyheit anspannen würde. Adgandester wuste diesem allem eine so schöne Farbe anzustreichen / daß Hertzog Arpus das gröste Theil seines wider ihn habenden Argwohns fahren ließ / bey der andern Verhör ihm halben / bey der dritten fast völligen Glauben gab / mehr / weil aufrichtige Leute alle andere nach ihrer Elle mäßen / als aus Unverstande: daß die meisten einen grössern Zug haben auch nur eingebildetes Unrecht / als warhaffte Wolthaten zu vergelten. Weil dis für eine Beschwerligkeit / jenes für Gewiñ gehalten wird. Hierbey war er nicht weniger ein Meister durch Geschencke und Höffligkeit dem Hof / und sonderlich die zu gewinnen / von welchen er doch wuste: daß sie ihm waren am meisten zu wider gewest. Er machte keinem Menschẽ ein übel Gesichte / und ließ bey seiner Bothschafft zwar den Glantz aber niemals einen Blick seiner Würde sehen / sondern wuste bey Erhaltung seines Ansehns jedermann als seines gleichen zu unterhalten; also daß ihm nunmehr auch seine vorigen Feinde das Wort redeten / und ihn hoch hielten. Denn je weniger sich einer befleißet hoch angesehen zu seyn / je ansehnlicher wird er. Hierbey aber war er noch so vorsichtig / daß er seine Pfeile nicht alle auf einmal verschoß / sondern sich so wol in Angewehrung seines Verstandes als Vermögens mäßigte / und weñ er ein Gemüthe gleich mit was gewaan / doch selbtes stets mit Erwartung eines bessern speisete / und seiner Verbindligkeit immer zuvor kam. Nach dem nun Adgandester mehr als einen guten Stein bey den Catten am Brete zu haben meinte / ließ er bey des Feldherrn Obersten Hofemeister dem Grafen von Nassau durch den Ritter Zierotin anmelden: daß er vom Könige Marbod an den Feldherrn Schreiben und Befehl Verhör zu suchen erhalten hätte. Hertzog Arpus bat auch

selbst den Feldherrn ihm solche zu verstatten. Aber dieser war hierzu nicht zu bereden; sondern ließ Adgandestern großmüthig zu entbieten. König Marbods Briefe und alle seine andere Gesandten würden ihm allemal annehmlich seyn. Adgandester aber würde bey ihm wol gelernet haben: daß es ihm anständiger wäre zu Grunde zu gehen/ als sein Wort zurücke zu nehmen. Weil er nun wol wuste: daß er ihn niemals für sich zu lassen einmal geredet hätte/ solte sich Adgandester nur selbst bescheiden. An statt/ daß Adgandester sich über dieser Antwort als einer Beleidigung seines Königs hätte beschweren können/ bedanckte er sich gegen den Grafen von Nassau/ meldende: Sein König würde mit des Feldherrn Erklärung wol vergnügt/ er aber bey ihm bemüht seyn; daß Marbod den Feldherrn mit einem beliebtern Bothschaffter verehren möchte. Denn Fürsten hätten auf sich nicht zu ziehen/ was nur die Person nicht das Ampt ihrer Gesandten angienge/ und Gesandten nichts zu empfinden/ was nicht zum Schimpffe ihrer Fürsten angezielt wäre. Uberdis hätte der Feldherr eben so viel Recht als Gewalt ihn von seinem Gesichte zu verbannen; doch wäre sein Trost: daß seine Macht nicht zu hindern vermöchte/ daß er nicht dem Feldherrn Gehorsam/ und den Cheruskern treue Dienste leisten solte. Alle Cherusker/ ja der Feldherr selbst musten diese Entschlüssung Adgandesters rühmen/ und ihn für einen gescheuten Bothschaffter gelten lassen; sonderlich/ da er noch selbigen Tag einen seiner Edelleute Tschirnhauß an den König Marbod abfertigte/ und ihm einrieth an den Feldherrn einen andern Bothschaffter zu senden. Nach dem auch Hertzog Melo an Feldherrn/ an Hertzog Arpus und Ganasch durch den Grafen von Meppen berichtete; daß Cocina nicht allein an der Mosel sich zu einem frühen Feldzuge rüstete/ sondern auch Cajus Silius die an der Sare und Maaß vertheilten Legionen allgemach sich den Sicambrischen Gräntzen nähern ließe/ schickte er alsobald den ihm zugegebenen Grafen Kinsky an den Germanicus nach Maßilien/ dahin er von Rom bereit umb zum Sicambrischen Kriege Anstalt zu machen ankommen war/ und den Ritter Laschansky an den Cocina umb im Nahmen des Königs Marbod Ansuchung zu thun/ sie möchten mit den Waffen sich nicht übereilen/ weil er noch zwischen den Römern und Sicambern einen Frieden zu vermitteln getraute. Hiermit verdiente Adgandester das allgemeine Lob/ daß er nicht nur sinnreich reden könte/ aber noch besser in Wercken wäre/ und mit jenem die Vollkommenheit eines guten Kopffes/ mit diesem des Hertzens besäße/ worinnen die gantze Oberherrschafft des Gemüthes bestehet. Tieffsinnige Reden sind dis im Leben/ was im Mahlwercke der Schatten/ Thaten aber die lebhafften Farben; jene eines Menschen Zierath/ diese sein rechtes Wesen; jene vergehen und sind leichte/ diese aber sind schwer und lassen grossen Nachdruck nach sich/ jene sind Blüten der Weisheit/ diese Früchte der Tugend. Bey so gestalten Sachen ward Hertzog Ganasch gewonnen/ daß er Adgandestern auch bey sich für Marbods Gesandten aufnam und ihm Gehöre gab; sonderlich/ weil Hertzog Arpus ihm einhielt: daß er/ wie der Feldherr/ Adgandestern keine Beleidigung fürzurücken hätte/ und würde der Feldherr Zweifelsfrey mehr von seinem Worte und seiner Schwester Ismene gebunden/ daß er ihn nicht vor sich ließe; welcher deßwegen auch verhienge und ein Auge zudrückte; daß sein Bruder Flavius mit ihm umbgieng. Diesen auf seine Seite zu bringen brauchte er alle Meisterstücke kluger Leute. Er gab ihm im Nahmen seines Königs zwölff auserlesene Pferde/ drey grosse Acarnanische Wallachen/ drey feurige Armenische und drey leichte Arabische Hengste/ drey Scythische und drey Cappadocische

Stutten/

Stutten / vier Arcadische Maul-Esel / eine lange mit Opalen versatzte güldene Kette bis auf die Füsse / einen solchen Degen / und einen zu Damaskus geschmiedeten Harnisch. Weil nun durch den Hamen der Geschencke nicht nur die Gemüther der Menschen insgemein gefangen / ja GOtt selbst versöhnet wird / sondern auch die Deutschen sonderlich für grosse Ehre schätzen / wenn sie von benachbarten Völckern öffentlich beschencket werden; Adgandester auch Ismenen die allerdemüthigste Abbitte-Schrifft / die eine geschickte Feder jemals abfassen konte / und kurtz darauf von der Tochter des Königs Marbod ein Schreiben mit dem kostbarsten Opalen-Schmucke überschickte / sie auch beydes mehr umb ihre Großmüthigkeit zu bezeugen / als ihre Eitelkeit zu vergnügen annam / vergaß Flavius nach und nach Adgandesters Ismenen angefügtes Unrecht / und meinte / daß es besser sey andere durch Wolthaten uns zu verbinden / als von andern verbunden werden / und gegen Empfang entpehrlicher Dinge die viel wichtigere Freyheit des Willens verlieren. Dieses letztere aber geschahe dem Flavius / ehe er es selbst inne ward / und er gerieth mit Adgandestern in ungemeine Vertrauligkeit / also daß der Feldherr dieses vernehmende über der Taffel ihm Gelegenheit von Geschencken zu reden / und diesen Schluß machte: die einem als eine Schuld abgelieferten wären anzunehmen / die uns aber zu Schuldnern machen solten / zu verwerffen. Alleine Adgandester gab aller seiner Freygebigkeit den Nahmen einer Bezahlung / sein Thun hatte nichts gezwungenes / und seine Freundschafft schien nichts weniger / als was gleißnerisches in sich zu haben. Seine Aufrichtigkeit hatte mit der Einfalt / seine Klugheit mit Arglist keine Verwandschafft; also meisterlich wuste er alles zu spielen / daß keine seiner Künste / dem Ansehn nach / für was betrügliches gehalten ward / sondern wenn man auch gleich zuweilen auf Spure kam / ward er doch für keinen Betrüger gehalten / sondern damit entschuldiget: daß niemand kluges ohne alle solche Künste leben könte. Ob nun zwar eine solche eingebildete Offenhertzigkeit ein gewaltiger Magnet der Gemüther ist / hätte doch Adgandester weder damit noch mit andern Verbindungen den Hertzog Flavius schwerlich so weit / als es ihm glückte / bezaubern können / wenn er ihm nicht diese künstliche Angel angeworffen / nemlich einen Vorschlag gethan hätte Königs Marbods Tochter zu ehlichen / welche halb Deutschland zum Braut-Schatze mitzubringen hatte. Denn ob wol seine Liebe gegen der Erato in seinem Hertzen noch lichterloh brennte / so kitzelte ihn doch dieses nicht wenig / daß ihm eines so mächtigen Königs Tochter angetragen ward. Wiewol der unvergleichlichen Erato niemals aus seinen Gedancken kommende Gestalt / bald diesen Entwurff verwischt hätte. Denn das Andencken an das / was wir lieben / ist eine lebendigere Fürbildung / als das ähnlichste Gemählde von Farben. Und weil der Pinsel seiner sie in sein Hertz mahlenden Liebe sehr zart gewest war / war auch der Erato Bild seiner Seele so viel tieffer eingeschnitten. Adgandester merckte dis wol / und ob schon Flavius ihm viel von Hefftigkeit seiner unveränderlichen Liebe sagte / unterließ er doch nicht seinen ersten Vorschlag wieder auf den Teppicht zu werffen; hielte zu seinem Nachdencken: Ob er nicht Ursache genung hätte seine Liebe gegen der Erato zu mässigen / welche sich heimlich geflüchtet / und ihre Abneigung gegen ihn öffentlich an Tag gegeben hätte: hingegen stünde ihm zu erwegen: Ob eine Fürstin von fürtreflicher Schönheit / von grosser Tugend / mit einem Königreiche und funfzig Fürstenthümern nicht so liebens werth wäre / als eine verjagte Frau ohne Land und eines Frembdlings Braut / welche ohne Laster nicht den andern Bräutigam lieben könte.

Der Pöfel allein vergnügte sich nur die Stirne eines Dinges überhin anzuschauen/ einem Klugen aber müste nichts ins Gesichte kommen/ worüber er nicht nur ein besonder Nachdencken haben/ und mit dem Grunde den Kern eines Dinges erforschen solte. Fürnemlich aber müste ein Fürst die Augen aufthun sein Glücke zu machen/ denn nicht alle welche was schauten/ hätten offene Augen/ oder sich zu rühmen/ daß sie sähen. Niemand aber sähe recht/ der taub wäre gute Vorschläge zu hören. Flavius hätte Witz genung seine zu prüfen/ also solte er sich den Zweifel nicht aufhalten lassen was gewisses zu entschlüssen. Denn es wäre schwer einem den Verstand eines Dinges beyzubringen/ der keinen Willen hätte/ oder keinen Schluß machen könte/ iedoch schwerer einem den Willen einzureden/ der ohne Verstand wäre. Als Adgandester diesen Zweifels-Knoten aufzulösen bekam/ ereignete sich: daß der Feldherr an statt Adgandesters den Grafen von Nassau zum Hauptmann seiner Leibwache erklärte/ welcher Würde in Deutschland iederzeit diese angehenckt hatte: daß er der oberste Staats-Diener gewesen war. Hertzog Flavius wuste dieser Wahl keine Mängel auszustellen; weil der Graf von Nassau an Tapferkeit und Klugheit wenig seines gleichen hatte/ auch so wohl Deutschland als den Feldherrn liebte; welche vereinbarte Liebe der Fürsten Stütze/ der Länder Wohlfarth ist; da hingegen die/ welche den Fürsten allein liebten/ den Nahmen abgöttischer Heuchler/ die/ welche nur auf Wachsthum einer Herrschafft ihre Rathschläge einrichteten/ der Verläugner Gottes/ und die nur sich liebenden Epicurer gescholten zu werden verdienen. Nur allein gieng dem Flavius nahe/ daß der Feldherr über Bestellung dieses wichtigen Wercks ihn gar nicht zu Rathe gezogen/ oder vielmehr den Grafen Waldeck/ welcher dem Flavius besser anstund/ hierzu nicht befördert hatte. Weil nun Adgandester nicht weniger die Regungen aus Gemüthern/ als Bergleute das Ertzt aus Bergen zu ziehen wuste/ brachte er den Flavius unschwer zu Entdeckung dieser seiner Kränckung. Dieses war das rechte Wasser auf seine Mühle. Daher fieng er an: Ihn wunderte/ daß irgendwo ein Fürst des Geblütes einem frembden und niedrigern die Stelle des obersten Staats-Dieners enträumte. Denn / wenn man die Sache beym Lichten besähe/ wäre dieser würcklich der Herrscher/ ein Fürst aber führte nur den Nahmen. Jener solte der Schatten/ der Monde und der blosse Werckzeug/ der Fürst das Licht/ die Sonne / und der Uhrheber aller Reichs-Schlüsse seyn/ ins gemein aber bezeugte die Erfahrung/ daß dieser ein Diener seines Dieners/ und ein Fürst vom Volcke nur für einen Götzen/ sein Diener aber für das im Reiche / was ein Steuermann im Schiffe ist / gehalten würde. Ja wenn ein Diener auch mit der grösten Unschuld das Hefft der Herrschafft in die Hand bekäme/ wäre dieses doch so süchtig/ daß der allerbeste einen Grau der Begierde bekäme die Gewalt seines Fürsten zu mässigen / und ihn von den Herrschens-Sorgen abzuziehen. Denn/ weil der Pöfel und die Heucheley ihres Eigen-Nutzes halber einen solchen erhobenen Menschen alsbald durch Kniebeugen / Weyrauch- und Bilder-Anzündung zu einem Götzen machten/ bildete er ihm endlich selbst ein / daß er ein Gott wäre; und daher suchte er alle Mittel herfür die dem Fürsten gehörige Ehre/ wie einen Strom durch einen neugemachten Graben aus seinem Wasser-Bette zu leiten. Dergestalt geschehe Fürsten des Geblütes weh / wenn sie fähig eines so hohen Dienstes wären/ wie Flavius verlängst gewiesen hätte/ gleichwohl aber übergangen würden. Sie müsten so denn einem ihrer Unterthanen nicht nur in die Hand sehen / oder gar ihn über ihren Köpfen herümb gehen / ja wohl gar über ihr Leben urtheilen und das Fürstliche Blut ihrer Ehrsucht aufopfern sehen; sondern sie erhielten

bey

bey Ausländern das schlimmste Urtheil/ daß sie als Schöpse oder Kälber zu keinen Geschäfften tauglich wären. Da doch die Fürsten von so höher Ankunfft allzeit die Vermuthung für sich hätten; daß sie/ wie die Löwen/ mit offenen Augen gebohren würden/ also in Geheimnüssen der Klugheit mehr Licht als gemeine Leute oder dieselben Thiere hätten/ welche/ wie die Hunde/ lange/ oder/ wie die Maulwürffe/ biß in ihren Tod/ blind blieben. Weil nun ein unruhiges Gemüthe wenig eingeflößter Galle bedarff selbtes in völlige Verwirrung zu setzen/ fieng Flavius an seine Ubergehung als eine grosse Beleidigung zu empfinden/ ungeachtet noch niemals ein Fürst des Geblütes beym Cheruskischen Hause Hauptmann der Leibwache gewest war. So bald nun der Graf von Nassau in Anwesenheit des Flavius seinen ersten Dienst verrichtete/ konte dieser seine Empfindligkeit nicht verdäuen/ noch sich enthalten dem Feldherrn auf seine Frage: Ob er nicht seine Wahl für gut hielte/ mit einer verdrüßlichen Gebehrdung zu antworten: Weil kein Cheruskischer Fürst dazu fähig gewest wäre/ konte er und niemand des Grafen von Nassau Herfürziehung tadeln. Der Feldherr empfand diesen Vorruck nicht so geschwind/ als er dem Flavius antwortete: Er schätzte sein Haus zu groß und sich zu klein/ daß er den Anfang machen solte/ Fürsten seines Geblütes für Diener zu gebrauchen: Adgandester hatte so viel Zuträger an allen Höfen/ daß er noch selbigen Tag diß erfuhr/ daher er bey erster Gegenwart des Fürsten Flavius Anlaß nahm von Künsten der Staats-Klugheit zu reden/ unter denen eine der fürnehmsten wäre; daß sie Leuten hohen Ursprungs die vergüldeten Schalen grosser aber leerer Titul/ geringern aber unter schlechten Nahmen der Diener den Kern meister Gewalt zueignen; und zwar entweder aus Einbildung/ daß jene allzu verzärtelt wären sich mit täglichen Bemühungen abzumatten/ oder aus Eifersucht: daß wenn die Gewalt mit dem Ansehen edlen Geblütes sich vereinbarte/ das Volck so denn ihn allzu groß machte/ und also das Hertze und Reich eines Fürsten niemals in der Hand eines so grossen Riesen sicher wäre; da doch niemand nach der Herrschafft begieriger stünde/ als welcher vom Mist-Hauffen an Hof kommen/ und die Süssigkeit des Gebietens einmal schmeckte. Es wäre diß Mißtrauen aber eine grosse Grausamkeit/ und edlern Gemüthern die Erhöhung des Pöfels über den Adel/ des Adels über Fürsten/ so beschwer- und unerträglich/ als einem Thiere/ wenn man seine Füsse empor/ den Kopf gegen den Boden kehrte. Flavius seufzete hierüber/ und schüttete nach der Taffel seine Ungedult in die Schooß Adgandesters aus; welcher aber dem Flavius rieth/ daß weil sein Bruder ihn für seinen Diener zu hoch halte/ solte er ihn auch an seinem väterlichen Erbe Theil haben lassen/ daß er mit Ehren einen Fürsten in der Welt fürstellen könte. Flavius aber antwortete: Es wäre nicht nur aller gescheuten Völcker Gewohnheit/ und ihr erster vermuthlicher Wille/ daß ihr einem Fürsten anvertrautes Reich auch bey seinen Nachkommen nicht zertheilet/ und durch Zerspaltung unter viel Erben entkräfftet/ also denen Nachbarn zum Raube ausgestellt werden solte; sondern es hätte auch bey den Cheruskern allezeit der älteste Sohn die Herrschafft über alle Länder alleine bekommen/ denen jüngern Brüdern und Schwestern aber eine Abstattung nach seinem Gutbedüncken gemacht. Also stünde ihm nicht zu zum Nachtheil des Cheruskischen Reiches diese durchgehends beliebte Ordnung des Alters und der Natur zu unterbrechen/ und die untheilbare Herrschafft zu trennen. Adgandester versetzte: Es wäre das vermeynte Recht der Völcker für das einige Erb-Recht des Erstgebohrnen noch nicht ausgemacht/ und hätte solches König Marbod als das gröste Unrecht in allen seinen Ländern unter dem Adel gantz aufgehoben. Wenn

aber

aber auch diß schon wäre/ hätte zwar der älteste Bruder das Recht der Oberherrschafft ihm alleine vorzubehalten/ alleine es stünde ihm doch zu die jüngern mit einem auskommentlichen Theile und so vielen Einkünfften zu versorgen: daß er nicht Noth lidte/ und seinen Voreltern zu Spotte leben müste. Hiermit brach Adgandester dißmal mit Fleiß ab; es fand sich aber noch selbigen Tag beym Flavius ein unbekandter und von dem verstossenen Luitbrand angestiffteter Druys ein/ und überlieferte ihm eine Ab-Schrifft eines letzten Willens/ welchen sein Vater Segimer im Tanfanischen Heiligthume eingelegt haben solte/ darinnen er verordnet hatte: es solte Flavius nach seinem Tode das dritte Theil der Cheruskischen Länder zu seinem Erbtheile haben. Flavius war über der Warheit dieses Berichts zwar sehr zweifelhafft/ weil wir aber/ was wir fürchten oder wüntschen/ leicht glauben/ der Druys auch viel Umbstände/ und insonderheit/ daß Segimers letzter Wille mit Griechischen Buchstaben in der Höle unter dem grossen Altare verwahrt wäre/ zu erzehlen wuste; ließ er sich etwas zu seinem Besten unschwer bereden; als er es aber Adgandestern vertraute/ machte er zum Scheine hierüber allerhand Schwerigkeiten/ wolte ihm auch nicht ehe rathen etwas von dieser letzten Ordnung zu gedencke/ biß der Druys ihm vorher mit dem kräfftigstẽ Eyde betheuert: daß Segimers letzter Wille an dem bedeuteten Orte des Tanfanischen Tempels befindlich wäre. Dieser Druys war hierzu nicht schwer zu bereden/ entweder weil er bey einem Leichtglaubigen mit weniger Furcht und desto grösserer Hoffnung des Gewinns zu sündigen kein Bedencken trug/ oder weil er vom Luitbrand allzu sehr eingenommen war. Als Flavius diese Beglaubigung hatte/ zeigte er dem Fürsten Inguiomer die Abschrifft der Segimerischen Verordnung mit Bitte/ er möchte den Feldherrn zu Auffsuchung der Haupt-Urkunde/ und hernach zu Vollziehung des väterlichen Willens bewegen. Denn wie leutselig gleich der Feldherr gegen iedermann/ und vertraulich gegen seinem Bruder war/ verstand doch Flavius gar wohl: daß man Fürsten unangenehme Dinge durch Mittels-Personen/ wie saugenden Kindern die Artzneyen durch Einnehmung ihrer Ammen/ beybringen müste/ umb beyde nicht sehr zu beunruhigen. Hertzog Inguiomer hätte sich auch gerne dieser Verrichtung entschüttet/ weil niemand gerne Herrschern verdrüßliche Vorträge thut; daher machte er über der Wahrheit tausend Zweifel/ und rieth: Flavius solte vorher die Gewißheit beym obersten Priester Libys erkundigen; aber Flavius war dessen so sehr beredet; daß/ wenn er über einer ihm so fest eingedrückten Sache zweifelte/ einer Leichtsinnigkeit schuldig werden würde. Als diß ihm nicht auszureden war/ warff Inguiomer ein: Diese auf allen Fall befindliche Verordnung Segimers würde doch nicht kräfftig seyn/ welche wider die Grund-Gesetze der Cherusker und das Recht des Erstgebohrnen liesse; Flavius aber antwortete: Er versähe sich zu der Frömigkeit seines Bruders/ daß er dem väterlichen Willen nicht widerstreben würde/ welchen er in tausend andern Dingen als was heiliges zu seiner Richtschnur erwehlet hätte. Die meisten Völcker pflegten wie die Cherusker zwar durch des ältesten Sohnes Erbfolge ihre Reiche unzertrennt zu behalten; aber diese Gewohnheit hinderte in erblichen Reichen gar nicht/ daß ein Fürst seinen jüngern Sohn dem ältern fürziehen dörffte. Also hätte bey den Persen Artaban für dem Xerres das Nachsehn haben müssen/ in Egypten hätte Ptolomeus Lagidas seinen jüngsten Sohn auf den Thron gesetzt/ und als Pyrrhus wäre gefragt worden/ welcher seiner Söhne sein Reichsfolger seyn solte/ hätte er gesagt/ der/ welcher den schärffsten Degen haben würde. Inguiomer setzte ihm entgegen: In Recht-Erblichen Reichen/ welche ein Fürst nicht vom freyen Willen eines Volckes/ sondern

durchs

durchs Recht der Waffen bekommen/ liesse es sich vielleicht noch wohl thun; daß er aus seinen Söhnen zum Erben erkiesete wen er wolte/ nicht aber in den erstern. Da dennoch die Frage seyn würde/ welcher Art das Cheruskische Reich sey. Alleine auch in beyden wäre die Zersplitterung des Reiches hauptschädlich/ und also weil das gemeine Heil für das oberste Gesetze zu halten/ unzuläßlich. Denn die Gesetze der Natur und der gemeinen Wohlfarth giengen allen letzten Willen für/ ja wenn ein Sohn diesen nicht nachlebte/ thäte er recht und löblich. Zu dem wäre ein Reich nicht so in eines Fürsten Vermögen/ wie andere Güter/ oder eine andere Erbschafft. Jenes müste unzertheilt bleiben/ sonst hörte es auf ein Reich wie die Theile eines zerspaltenen Schiffes ein Schiff zu seyn. Oder wenn wegen seiner Grösse die Stücke gleich den Nahmen eines Reiches verdienten/ würden aus einem zwey oder mehr Reiche/ welches weder das Volck noch der Reichs-Gründer von Anfang gewollt hätte. Denn wenn schon die Theilung mit dem Bedinge geschehe; daß alle für einen Mann stehen; und die Erhaltung des Reichs befördern solten; so würde doch hierdurch die Einigkeit des Reiches nicht erhalten/ sondern nur ein Bündnüß oder eine vielköpfichte Herrschafft dadurch gestifftet; welche beyde nichts als Zweytracht und Untergang nach sich zügen. Ein Reich müste nur wie der menschliche Leib von einem Geiste beseelet werdẽ/ und daher wären alle andere Kinder auser einem/ aus der Eigenschafft eines ieglichen Reiches/ und aus dem Willen dessen/ der es zum Reiche gemacht/ es sey gleich ein Volck oder Fürst/ so weit ausgeschlossen; daß der Reichsfolger nicht aus Schuldigkeit/ sondern aus blossem gutem Wollen und blosser Billigkeit ihnen aus dem Reichs-Vermögen ihren Unterhalt und Abstattung/ iedoch daß das Reich am wenigsten entkräfftet werde/ verschaffen/ auch die vorher gemachten Schulden nicht zahlen dörffte. Flavius versetzte: Das Cheruskische Reich wäre sonder Zweifel ihres Fürsten Erb- und Eigenthum; weil es vom Tuiscon gegründet/ und keiner unter dem Cheruskischen Volcke seine Erbligkeit widerspräche. Daß es auch theilbar wäre/ erhellete daraus/ daß iezt so viel vom Tuiscon herstammende Fürsten der Catten/ der Chaucen/ der Alemänner/ der Sicambrer der Hermundurer besässen/ was des einigen Tuiscon Eigenthum gewest wäre. Ja Inguiomer wäre ihm selbst Beweises genug/ welcher ohne Widersprechung seines Bruders Segimers das Hertzogthum der Bructerer zu seinẽ Erbtheil bekommen hätte/ und durch seine vermeynte Unzertrennligkeit der Reiche ihm selbst einen schwerẽ Anspruch auf sein Land erwecken würde. Auch hätten sie zum Beyspiele das benachbarte Britannien/ darinnen so gar die Töchter mit den Söhnen am väterlichen Reiche Theil hätten: Also hätten die Römer Laodicen so wohl/ als ihrem Bruder Alexander Asien zuerkennt/ und Cleopatra hätte mit ihrem Bruder Ptolomeus in Egypten zu Theba die zwey Brüder Zethus und Amphion/ in Attica Pandionis Kinder/ auf Rhodus Camirus/ Jalysus und Lindus/ zu Argos vier Söhne des Perseus/ zu Troja Dardanus und Locsius/ auf Creta Minos und Rhadamantus/ zu Alba Numitor und Amulius die Herrschafft mit einander getheilet. Warumb solte denn er wider den Willen seines so klugen Vaters Segimers/ welcher so wohl die alten Rechte der Cherusker/ als was seinem Reiche und Nachkommen heilsam wäre/ verstanden hätte/ schlechterdings von dem ihm vermachten dritten Theile der Cheruskischen Länder ausgeschlossen seyn/ und allein seines Bruders Gnade leben: Ob er ihm zu seinem Unterhalte oder Abstattung was oder nichts geben wolte? Inguiomer begegnete ihm: Was Flavius aus dem Alterthume Thuiscons anführte/ steckte in einem so tieffen Finsternüsse der Vergessenheit; daß niemand sagen könte/ ob Deutschland durch brüderliche Erbtheilungen/ oder durch Gewalt

der Waffen so wäre zergliedert worden/ wiewol nicht ohne augenscheinlichen Schaden der gemeinen Wohlfarth. Sintemal wenn es unter einem vollmächtigen Haupte stünde / die Römer gerne von ihm Frieden kauffen/ und es fähnlich allen Kräfften der Welt die Stirne bieten könte. Das ihm verordnete Hertzogthum der Bructerer wäre kein altväterliches/ sondern ein vom Feldherrn Segimer neu-erworbenes Gut/ auch von ihm nie dem Cheruskischen Reiche einverleibt werden. Solche Landschafften aber wären den letzten Willen und Erbtheilungen eben so wohl als andere bewegliche Dinge unterworffen / wenn kein Reichs-Gesetze/ wie in Gallien verordnete: daß alle neu-erworbene Länder dem Reiche unabsonderlich zuwüchsen. Uberdiß hätte auch sein Vater dem Herrscher der Cherusker die oberste Gewalt der Bructerer vorbehalten/ derer sie und er sich gegen dem Feldherrn Herrmann noch nicht entäuserten. Daß die Britannier durch Zerspaltung ihrer Länder und ihre daraus erwachsene bürgerliche Kriege den Käyser Julius und August auf den Hals gelocket; andere angezogene Reiche in Asien und Africa aber dadurch sich zu Knechten der Römer gemacht hätten/ läge am hellen Tage; also möchte doch Flavius durch Verlangung eines sehr zweifelhaften Dinges seinen Bruder / der zugleich sein Fürst wäre / nicht in Verdruß/ und sein so liebes Vaterland nicht in Gefahr setzen. Es wäre eine grosse Klugheit wissen/ was man andern abschlagen / eine grosse Tugend aber verstehen / was man ihm selbst versagen solte. Insonderheit aber solte niemand die Gewißheit seines mittelmässigen Glückes für den Schatten eines grössern aus den Händen fahren lassen. Flavius aber blieb auf seinen Gedancken/ und versetzte: Mit seinem Zustande unvergnügt seyn/ wäre zwar eine Dürfftigkeit des Gemüthes; aber sich damit völlig sättigẽ eine Thorheit. Wer gar auf keine Verbesserung sinnte / verstünde entweder nicht sein Glücke / oder wäre von einem knechtischen Geist niedergeschlagen. Er vergnügte zwar sich/ wäre aber nirgends in Ansehen / auch so gar bey demselben nicht/ welchem seine armselige Vergnügung zum Vortheil gereichte. Er hätte zwar von seinem Bruder allen guten Willen zeither genossen; es wäre aber gleichwohl eine grosse Beschwerligkeit von eines andern Gnade leben und diß genüssen / was man mit Rechte besitzen könte. Vermöge der in seinen Händen habender Abschrifft hätte er für sich den Willen ihres gemeinen Vaters. Ob dieser über die Schnur seiner Macht geschritten sey/ müste künftig untersucht und erkennt/ nun aber nur die Wahrheit dieses Willens erkundigt werden. Weßwegen er sich iedem gerechten Richter willigst unterwerffen würde. Inguiomer sahe wohl/ daß dem Flavius dieser Anspruch nicht auszureden / niemanden aber sein wohl-gemeyntes Gutachten aufzunöthigen wäre. Denn eine Rathgebung gleichte dißfalls einer Artzney; beyde müsten unvermerckt beygebracht werden/ wenn sie was würcken solten; wenn man sie aber einem eckelen Munde mit Gewalt einzwinge / wären sie mehr schädlich als nütze. Also übernam Inguiomer lieber selbst dem Feldherrn des Flavius Verlangen zu entdecken/ als daß es ihm durch iemanden verdrüßliches vorgetragen/ und die brüderliche Neigung etwan durch Unbescheidenheit oder unzeitigen Eiver zerstöret werden solte. Der Feldherr sahe die ihm überbrachte Abschrifft mit Verwunderung/ hörte aber Inguiomers Vortrag/ darinnen er des Flavius Verlangen mit grosser Behutsamkeit verzuckerte/ ohne einige Entrüstung an. Inguiomer hatte auch nur geschlossen/ als er sich aus dem Steigereiffen erklärte: Er wolte ein paar ehrliche Leute in den Tanfanischen Tempel zu Auffsuchung des vermeynten väter-

väterlichen Willens abfertigen/ und er stellte seinem Bruder frey/ umb allen Verdacht der Vertuschung zu verhüten: daß er/ wen er wolte/ dahin senden möchte. Wenn er auch durch einen unverdächtigen Beweiß erhärten könte: daß sein Vater Segimer ihm die gantze Herrschafft über die Cherusker zugeeignet hätte/ wolte er sie ihm freywillig auch wider seines Volckes Meynung abtreten. Bey so einstimmiger Meynung ward die Abfertigung in Tanfanischen Tempel folgenden Morgen beschleunigt. Der Feldherr schickte den alten Grafen von Mannsfeld und den Ritter Burg/ welche beyde noch in Hertzog Segimers Diensten gewest waren / Flavius aber den Grafen Stolberg und Ritter Schöneiche dahin. Diesen letztern aber war ins geheim und verkleidet der Druys zugegeben / welcher dem Flavius die Abschrifft gebracht hatte. Sie lendeten in vier Tagen im Tanfanischen Tempel an/ übergaben dem obersten Priester Libys ihre Vollmachten/ und verlangten: daß das Altar eröffnet/ und Segimers letzter Wille daraus aufgesucht werden möchte. Nachdem der Priester Libys nach der End-Ursach dieses Begehrens gefragt/ auch die ihm eingehändigte Abschrifft überlesen hatte / fieng er an: Ich bin wohl versichert/ daß dem klugen Feldherrn Segimer diß zu verordnen nie in Sinn kommen sey; als von welchem ich viel ein anders denselben Tag gehöret habe/ als er von dem vergifteten Briefe seinen Geist aufgab. Ich kan auch gar nicht ergründen / wie diese Schrifft ohne mein als damals schon gewesten obersten Priesters Wissenschafft in diß Heiligthum hätte verborgen werden können. Die Deutschen pflegten zwar wie andere Völcker in ihre Heiligthümer/ wie die Römer in Tempel der Vesta ihren letzten Willen/ Bündnüsse/ Frieden-Schlüsse und Schätze beyzulegen/ aber nicht heimlich zu vermauern. Denn zu was würde ihre Verbergung nütze seyn. Uber diß hatte Libys nicht wenig Bedencken an dieses Altar die Hand zu legen/ weil ins gemein so wohl dieser als der Gräber Oeffnung denen Eröffnern zu grossem Unglück ausgeschlagen; so drangen doch beyder Theile Abgeschickte darauf; weil solche Oeffnung nicht aus Vorwitz und zur Entweyhung/ sondern zu Ergründung der Wahrheit angesehen wäre. Weßwegen Libys sieben der ältesten Priester erforderte und mit ihnen darüber rathschlagte; welche alle denen Abgeschickten ihre Beysorge des daraus erwachsenden Unheils für Augen stellten. Weil aber die des Feldherrn nicht gerne einen Argwohn erwecken wolten/ als wenn sie etwas verdrücken wolten/ die des Flavius aber ihres Herren Wohlfarth daran gelegen zu seyn glaubten/ waren sie beyderseits hierinnen einmüthig: daß des Feldherrn Segimers letzte Verordnung darinnen aufgesucht werden müste. Sie führten an: daß so wohl die oberste Gewalt eines Fürsten/ als das Recht des Siegers Heiligthümer entweyhen/ und zu weltlichen Dingen machen könte. Denn kein Ding würde durch seine Einweyhung schlechterdings dem menschlichen Gebrauche entzogen; ob es schon zum gemeinen Nutzen bestimt würde. Diesemnach wäre der Feldherr so wohl berechtigt ein Altar abzubrechen / als Sthenelus befugt wäre gewest aus dem eroberten Troja das Bild des Hercei schen Jupiters/ dem Fabius das Bild des Hercules von Tarent nach Rom/ dem Sylla aus den Heiligthümern zu Olympia/ Epidaurus/ und Delphis viel heilige Gefässe wegzuführen/ und dem Portius Cato den Göttern gewiedmete Bäume und Haynen auszuhauen/ und dem grossen Pompejus nicht allein in das heiligste des Jüdischen Tempels zu gehen/ sondern auch den Römischen Adler darein zu setzen. Ja alle von den Römern bezwungenen Städte und Länder müsten nicht nur Menschen und Vermögen / sondern auch ihre Götter und Tempel übergeben/ derer Bilder sie ins gemein mit in Siegs-Geprängen einführten. Der eine Priester antwortete: Ihres Feldherrn Frömmigkeit wäre viel zu groß/ daß er über den von ihm offt so andächtig

beschrittenen Tempel das Recht der Waffen ausüben solte/ dessen sich ohne dis nur solche Sieger ohne Unrecht gebrauchen könten/ die der überwundenen Gottesdienste nicht beypflichteten/ und in Heiligthümern nichts göttliches zu wohnen glaubten. Mannsfeld aber sätzte ihm entgegen: Eines Siegers Recht und Gewalt erstreckten sich nicht weiter als eines Herrschers. Jener erlangte solches eben dadurch/ daß er durch den Sieg dieses würde; ja eines rechtmäßigen Fürsten Gewalt erstreckte sich/ was den Gehorsam des Volckes anreichte/ disfalls noch ferner/ als eines Uberwinders/ weil dieser insgemein/ um nur seine Rache zu kühlen/ zu weit gienge/ jener aber seine Botmäßigkeit zum gemeinen Besten ausübte. Daher könten beyde wie Pericles zu Athen/ Mago in Hispanien/ die Syracuser zur Zeit Timoleons/ die Schätze ihrer Tempel zum Nutzen des gemeinen Wesens verwenden. Insonderheit hätten sie sämptlich als Deutsche ihnen über der Oeffnung dieses Altares so viel weniger kein Gewissen zu machen/ weil sie noch besser/ als die der Sonne alleine dienende Persen verstünden/ daß der unbegreifliche Gott in kein Altar oder Tempel vermauret werden könte. Weßwegen die aufs ärgste verbitterten Griechen selbst nachgeben musten/ daß er mit Zerdrümmerung ihrer heiligen Bilder nichts wider das Völcker-Recht gesündigt hätte. Am allerwenigsten aber wäre die Verletzung der Heiligthümer auf derselben blosse Eröfnung zu ziehen. Alles Beginnen wäre nach unser Meinung und nach Beschaffenheit unsers Absehns auszulegen. Die Güte der End-Ursache machte eine sonst bedenckliche Sache zuläßlich/ wie das Weisse in einer schwartzen Scheibe das Ziel sichtbar. So wenig als es sündlich wäre ein baufälliges Heiligthum abtragen und ergäntzen; so wenig wäre auch die Oefnung dieses Altares scheltbar/ welches der Feldherr köstlicher ergäntzen lassen würde/ als es jetzt beschaffen/ und von dem Alterthume schon etlicher massen beschädigt wäre. Weil der Feldherr nichts fester glaubte/ als daß der Gottesdienst die Kitte der menschlichen Gesellschafft/ die Stütze der Gerechtigkeit und der Grundstein der Reiche wäre; Hielte er es auch die vornehmste Pflicht seines Amptes zu seyn/ daß der Gottesdienst keinen Schiffbruch und Heiligthümer keinen Abbruch litten; also möchten sie doch glauben: daß der so gewissenhaffte Feldherr/ welcher ein Vater des Volcks und ein Pfleger der Priester wäre/ ihnen nichts ungebührliches zumuthen würde. Der Priester Libys/ welcher an dem redlichen Absehen des Feldherrn am wenigsten zweifelte/ und solcher Fürsten Wort selbst für ein groß Heiligthum hielt/ war hierdurch leicht zu gewinnen/ nicht allein diese Oefnung zu verwilligen/ sondern auch die andern Priester zur Verpflichtung zu bewegen. Sie musten selbst an das von eitel viereckichten Steinen zusammen gesätzte Altar die Hand anlegen/ weil keine ungeweihte es anrühren dorffte. So bald sie aber das oberste aus einem gantzen Steine gehauene Blat nur recht angrieffen/ wurden sie gewahr: daß sich selbtes ohne grosse Müh auch von einem Menschen wegschüben ließ. So bald es nun die Priester abnamen/ wurden sie an dessen untersten Seite dieser alten eingegrabenen Schrifft gewahr:

**Künfftige Oeffnung dieses Altares wird ein Vorbote gäntzlicher Zerstörung dieses Heiligthums seyn.**

Hilf Himmel! fieng der eine Priester laut an zu ruffen: Sollen wir/ die wir zu diesem Heiligthum gewiedmet sind/ die Werckzeuge oder Vernichtung seiner Einäscherung seyn? Sollen wir dem Vaterlande durch unsern Aberwitz so viel Unheil auf den Hals ziehen; weil dieser Tempel ohne vorhergehenden Fall der Ebenezer schwerlich zerstöret werden kan? Gerechter Gott! straffe an uns unser Verbrechen umb dieses Heiligthum zu erhalten/ oder lasse zum wenigsten uns diesen Greuel der Verwüstung nimmermehr erleben. Denn auch der Verzug dieses Unglücks ist eine Gnade/ wenn solches ja nicht gar abzuwenden

ist

den ist. Oder lasset uns vielmehr der Göttlichen Rache auf diesem Altare unser Blut opffern / wormit sein dadurch ausgeleschtes Zorn-Feuer dieses Heiligthum nicht zermalme. Der oberste Priester war zwar hierüber gleichfals bekümmert/ jedoch zeigte er keine Kleinmuth/ und sagte: da wir GOtt dadurch beleidiget/ lasset ihn uns nicht mehr durch Verzweifelung verbittern/ sondern durch demüthige Andacht versöhnen. Deñ nichts als der Rauch eines hertzlichen Gebetes kan die Sturm-Wolcken göttlichen Eyvers zertreiben/ und die von Missethat angesteckte Lufft reinigen. Ein ander Priester fiel ihm bey/ und hielt vor nöthig/ daß das Altar unverzüglich mit dem Blatte wieder bedeckt würde. Graf Stolberg aber widersätzte sich/ und sagte: die Eröffnung dieses Altares würde irrig für eine Ursache künfftiger Zerstörung des Tanfanischen Tempels gehalten/ da sie vielmehr eine nützliche Nachricht/ und eine Erinnerung vorsichtig zu seyn diente. Der diese Wahrsagung eingeetzt/ hätte dis zu dem Ende aufgeschrieben/ daß man vorher von diesem Falle Wissenschafft kriegte/ und dieses Verhängnüs uns so viel weniger seltzam vorkäme. Dieses wäre die Ursache der Weissagung/ nicht die Weissagung des Verhängnüsses. Nach dem sie nun schon so weit kommen wären/ könte er nicht verantworten: daß er ohne Aufsuchung dessen/ weßwegen die Oefnung geschehen/ die Verschlüßung geschehen ließe; weil jeder Macht man aufs genaueste an die Schnure seines habendē Befehls gebundē wäre. Voriger Priester antwortete ihm: wenn Herrmann und Flavius selbst zur Stelle wärē/ und diese Schrift sähen/ würden sie sonder Zweifel sich fernerer Nachsuchung enthalten. Es könte wol seyn/ sagte Stolberg; ein Fürst könte nach Belieben wol seinen Vorsatz/ aber ein Machthaber nicht des Fürsten Befehl ändern. Ein anders erlaubet die Macht eines Gebieters/ ein anders die Vollmacht eines Dieners; welcher/ wenn er auch aus Hofnung des Sieges und Nutzes für seinen über die Schrancken schritt/ sich der obern Gewalt strafbar anmaaßte. Der Priester begegnete ihm: Wer einen andern zu gewisser Verrichtung erkiesete/ sätzte auf seine Treue und Klugheit ein absonderes Vertrauen/ er verwandelte ihn gleichsam in sich selbst/ also daß der Machthaber kein eigenes/ sondern sein eigenes Werck zu befördern schiene/ und also auch über ja wider den habenden Befehl den Machtgeber verbindlich machte/ daher steckte allezeit in der Vollmacht eine geheime Zulassung bey verändertem Stande eines Dinges/ oder bey sich herfür thuender Schwerigkeit und Gefahr eines Werckes nach seiner Weißheit aus den Gräntzen des Befehls/ dem Machtgeber zum besten zu schreitē/ wie einem Schiffer bey umschlagendem Winde oder herfür blickender Klippen die gerade Schnur seines Lauffes zu ändern/ damit man an statt gehofften Vortheils nicht scheutere oder eine selten wiederkom̃ende Gelegenheit nicht aus den Händen gehe. Stolberg aber versätzte: der/ welchem alleine aus bloßem Vertrauen zu seiner Treue eine Verrichtung befohlē würde/ möchte vielleicht noch sich etlicher maßen entschuldigen kōnen/ weñ er seinem Machtgeber zum bestē das anvertraute Werck auf die Wagschale seiner Vernunfft legte/ und etlicher maßen über die Schnur schritte. Deñ dis wären meist Sachen von geringer Wichtigkeit/ und gereichten nicht zu so bösem Beyspiele. Wiewol auch solche Vollmächtiger/ die nur aus Willkühr einem ihres gleichen ihren Treu und Glauben verpflichteten/ auch das geringste Versehen vertreten müßten/ und schlechte Unfleiß für ein Laster gehalten/ ja wie ein Diebstal mit Unehre gestrafft würde. Viel andere Bewandnüs aber hätte es mit denen Befehlen der Gebieter und Obrigkeit. Dieser Befehle wären Gesätze/ welcher Meinung niemand anders/ als der Buchstaben fürschriebe/ auslegen könte. Denn wenn Unterthanen über empfangenen Befehlen grübeln und/ daß selbter entweder einen andern Verstand gehabt hätte/ muthmaßen/ oder / daß solcher durch eine andere nichts minder nützliche Art aus-

ausgeübt werden könte/ urtheilen möchten/ würde unter so scheinbarem Vorwande das Band des gemeinen Wesens nemlich der Gehorsam/ und darmit auch die Herrschafft verschwinden/ und die/ welchen nur die Ehre des Gehorsams übrig blieben/ zu Gefährten der Herrscher werden/ also in die Straffe der Widersätzigen fallen. Der Priester brach ein: die Zufälle wären so seltzam und so verkehrt/ wie gegenwärtige Wahrsagung zeigte/ daß keine menschliche Vernunfft alle vorsehen/ und seine Maaßgebung ausköm̃entlich einrichten könte. Daher/ wenn die Vollmacht zu allgemein wäre/ müste ein Gesandter aus der Sache und derselben Umbständen einen Schluß machen. Weñ sie aber noch so genau abgefaßt wäre/ schiene doch dieser Beysatz dessen/ was Zeit und Klugheit einriethe/ unverboten und allezeit mehr darunter verstanden als geschrieben zu seyn/ zumal es etwas wäre/ welches kein weiser Mañ nicht thun/ weniger verdammen könte: Stolberg antwortete: Es ließe sich dis leichter sagen als thun; und wäre eben so gefährlich eines Fürsten Befehl ausdehnen oder enger einspannen/ als desselben Geheimnüsse/ und wohin er mit diesem oder jenem ziele/ ergründen wollen. Diener wären nur Schatten/ also müsten sie sich nicht weiter ausdehnen/ als ihre Bilder. Etliche Sachen schienen wie die unbeweglichen Sterne Kleinigkeiten zu seyn/ und hätten doch hinter sich eine unsägliche Grösse und einen gewaltigen Nachdruck. Wer wolte nun auf eine so gefährliche Brücke treten/ die Verantwortung so wichtiger Dinge auf seine Hörner zu nehmen? denn alle Rathschläge/ also auch dis/ was ein Befehlhaber für sich selbst thäte/ würde/ nach dem es geriethe/ gelobt oder gescholten. Der Hof sähe mehr auf den Ausschlag einer Verrichtung/ oder urtheilte mehr nach seiner Neig- und Einbildung/ als daß es den Grund der Dinge untersuchte/ und dem/ der sich in seiner Hofnung betrogen befinde/ beypflichtete. Daher kriegte einerley thun einmal den Nahmen der Klugheit und Tapferkeit/ das andermal der Unvernunfft und eiteler Vermessenheit. Also wäre niemand besser dran/ als der entweder sich an den todten Buchstaben seines Befehls/ oder an grosse Pfeiler des Hofes hielte/ und also sicherer durch übermäßigen Gehorsam seinem Fürsten schaden/ als durch angemaaßte Freyheit Nutzen thut; weil auch Väter ihre Söhne am Leben gestrafft/ die wider Kriegs-Ordnung gesieget/ und Käyser Julius den Sulla gelobt/ daß er lieber ihm genau gehorsamet/ als es mit den Galliern gar ausgemacht. Der Priester wolte sich hiermit noch nicht beruhigen/ sondern wendete ein: Kein Befehl hätte die Krafft eines Gesätzes wider dis/ was entweder die Natur oder die Tugend für unmöglich erklärte. Denn jene wären die Richtschnur menschlichen Willens und der Gemeinschafft. Daher könte man einem dis/ was unerbar/ ungezühmend oder unmöglich wäre/ durch keinen Nothzwang aufbürden: Weil nun aber GOtt und das Verhängnis allem Ansehn nach wolte/ daß die verborgenen Geheimnüsse dieses Altars keines weges an Tag kommen solten; erforderte ihre Bescheidenheit die Ergrübelung als ein unmögliches und unehrliches Fürhaben zu unterlassen. Denn wie es straffbarer Vorwitz wäre/ wenn man in alles Verborgene zu schauen gelüstet/ also wäre in gewissen Fällen eine beflissene Unwissenheit eine rühmliche Gemüths-Mäßigung. Altäre wären sonder Zweifel grössere Heiligthümer als Gräber/ gleichwol aber wäre dieser Verunehrung vieler Verterb gewest. Nach dem Cambyses zu Saim des Amasis Grab geöffnet/ und die geprügelte Leiche verbrennt/ hätte er von Mohren und Ammoniern/ und Xerxes/ weil er des Belus Grab aufgemacht/ und den gläsernen Todten-Topff nicht mit Oele füllen können/ in Griechenland grosse Niederlagen erlitten. Hannibal wäre wegen abge-

abgebrochener Grabstädte in Belägerung der Stadt Agrigent mit vielẽ Carthaginensem durch die Pest umbkom̃en. Das nur zufälliger Weise eröffnete Grab des Capys hätte dem Käyser Julius seinen gewaltsamen Tod und Italien viel Elend zugezogen. Ja wenn es am erträglichsten abgelauffen / wären die Eröffner / wie der in der Semiramis Grabe viel Schätze suchende Darius/mit der langen Nase abgewiesen werden. Dieses dörffte ihnen auch besorglich begegnen/ und sie sich also andern zum Gelächter machen. Stolberg aber brach ein: Wir finden gleich was oder nicht/ können wir nicht irren/denn beydes wird zu steuer der Warheit dienen/ und weil GOtt die Warheit selbst ist/ sie uns auch ihm ähnlich macht/ kan unsere dafür habende Sorgfalt weder als unmöglich verworffen/ noch als unehrlich gescholten werden. Democritus hat der Warheit ihre Wohnung in einen tieffen Brunn zugeeignet; also ist es nichts seltzames; daß wir sie in der Tieffe dieses Altares suchen. Wie GOtt nicht der Bau aller Altäre gefällt/ also kan ihm nicht alle Versehrung derselben mißfallen. In Griechenland hätte er unterschiedene Altäre aus bald zerfließendem Opffer-Blute / oder aus leicht verfaulendem Holtze / etliche auch zwar aus Steinen aber nur auf ein Jahrlang aufrichten sehen. Der grosse Alexander hätte des grossen Cyrus/ August des grossen Alexanders/ Cicero Archimedens Grab zu Syracusa aus gutem Absehen/und also auch ohne das wenigste Nachtheil eröffnet; ihres aber wäre allhier noch viel besser/ und also noch weniger Unheil zu besorgen. Des Feldherrn Abgeschickte stimmten diesem bey/ und die des Flavius wolten nicht einstwilligen: daß die Durchsuchung auf wenige Tage/ bis man beyde Hertzoge vorher darüber vernehmen könte / aufgeschoben würde. Libys selbst meinte: daß da die Weissagung dieses Steines mit dem Schlusse des Verhängnisses übereinstimmte/ würde die nachbleibende Aussuchung des Segimerischen letzten Willen selbten zu hintertreiben viel zu ohnmächtig seyn. Daher grief er selbst in die Tieffe des holen Altares und brachte heraus ein seiden Parthisch Tuch/ worinnen Persische Schrifft gewürckt war. Als sie dieses aufwickelten/ funden sie darinnen eine Rolle von dem Blaster der Egyptischen Papier-Stauden; und ein daran gehencktes Siegel mit dem Cheruskischen Pferde. Auf diesem waren folgende Worte zu lesen: **Mein Sohn Herrmann soll zwar die oberste Herrschafft über alle Cheruskische Länder / mein Sohn Flavius aber das Eigenthum und den Genüß des dritten Theiles aller meiner Länder und Güter haben.** Darunter stund mit einer andern Hand geschrieben: **dis ist mein letzter Wille. Segimer.** So bald des Flavius Abgeschickten dieses gelesen hatten/zeigten sie eine überaus grosse Vergnügung/ und verlangten / daß dieses Papier mit dem Partischen Tuche von allen Anwesenden versiegelt/ und nach Mattium gebracht werden solte. Weil nun niemand mit rechtschaffener Ursache solches widersprechen konte; ward dieses Verlangen erfüllet; und reisete der Priester Libys eigenbeweglich mit dahin. Zu Mattium ward dis Geheimnis mit des Feldherrn und des Hertzog Flavius Belieben in Anwesenheit ihrer / Hertzog Ingviomers / Jubils/ Marcomirs/ des Grafen von Nassau und des obersten Priesters Libys eröffnet. Ehe aber noch das Parthische Tuch aufgehüllet ward/ fieng Ingviomer an: Es mag in diesem Tuche verborgen seyn/ was da wolle/ so hat nichts bey Lebzeiten Segimers darein gehüllet/ oder in Tanfanischen Tempel eingelegt werden können. Denn dieses neben viel andern von Aoblasien mit aus Persien gebrachte Tuch darein in Parthischer mir zwar nicht bekandten Sprache

Sprache diese Worte gewürcket seyn sollen. Die Sonne ist der Schatten GOttes/das Licht der Welt/und des Menschen Leitstern zu Gott/ ist nach Segimers Tode noch in seinem Zim̃er/ und darein Asblastens helffenbeinernes Bild eingewickelt/ und von mir selbst Adgandestern zur Verwahrung anvertrauet worden. Flavius röthete sich hierüber/ und fieng an: Kan nicht aber meine Mutter Asblaste oder mein Vater Segimer mehr als ein so beschriebenes Tuch aus Parthen mitgebracht haben. Ingviomer war fertig gewisse Kennzeichen anzudeuten/ daß eben sein berührtes wäre; aber der Feldherr fiel ein: Lasset uns nicht die Schale/ sondern den Kern wahrnehmen; hüllete damit das Tuch auf/ und reichte die Innlage dem obersten Priester Libys. Dieser laß allen Anwesenden den Innhalt/ und bekennte/ daß die Unterschrifft Segimers Hand sehr ähnlich/aber die erste Schrifft Luitbrands selbsteigene wäre/ welche er aus gewissen Merckmalen unter tausend andern erkennen wolte. Ingviomer fügte hierbey: daß das Egyptische Papier zu Zeiten des Feldherrn Segimers in Deutschland eine nie gesehene Sache/ und vom Hertzog Herrmann zu erste dahin gebracht/ vorher aber Wachs und Baum Rinden zu Schreiben gebraucht worden wären. Uberdis wäre dieser letzter Wille mit Gothonischen Buchstaben geschrieben/ da doch Segimer nicht nur selbst/ sondern auch seine Schreiber durchgehends Griechische hätte brauchen lassen. Hertzog Flavius ward hierüber in sich selbst dergestalt entrüstet/ daß Antlitz und Gebehrden solches nicht verbergen konten. Weil er nun durch diese sich schon verrathen sah/ hüllete er selbst die Schrifft in ihr Tuch/ steckte sie ein/ und sagte: Er wäre kein Erfinder unwahrhaffter Schrifften/ also müste er bedacht seyn entweder die Warheit/oder die Verfälscher an Tag zu bringen. Hertzog Herrmann hätte zwar Ursache gehabt darüber empfindlich zu seyn; aber es hielt ihn so wol seine brüderliche Zuneigung als seine grosse Vernunfft von aller Verstellung zurücke; welche: wie mit dem abwechselnden Glücke sein Gesichte veränderte/ noch seine Hertzhafftigkeit ihn mit allzu hitzigen Entschlüssungen übereilen ließ. Als nun gleich Flavius im Eyver davon gieng/ beschwur doch der Feldherr die Anwesenden/ daß sie ohne einiges Absehen auf seiner Würde bey ihrem Gewissen sagen solten: Ob sie die aufgefundene Schrifft für was unverfälschtes und für eine kräfftige Verordnung seines Vaters halten könten. Alle aber betheuerten das Widerspiel/ und Libys hielt dafür: daß diese Verfälschung eine Erfindung Adgandesters und ein Gemächte des meineydigen Luitbrands wäre/ jener/ welcher alle Handschrifften nachzumahlen wüste/ Segimers Nahmen unterschrieben/ das Parthische Tuch und das Siegel darzu hergegeben; Luitbrand aber es in das Altar/worzu er als ein Priester hundertfache Gelegenheit gehabt/ verborgen/ und dem Flavius eine Abschrifft davon zugestellt hätte/ welche/ woher sie sonst hätte kommen können/ nicht zu ersinnen wäre. Der Feldherr erklärte sich hierauf ferner weit disfalls allen Richtern sich zu unterwerffen/ Hertzog Ingviomern aber klagte er: Es wäre ihm nicht so leid/ daß sein Bruder durch Adgandesters Boßheit und Leichtgläubigkeit zu einem so ungegründeten Anspruche hätte verleiten/ als seine Schwachheiten des Gemüths durch seinen Eyver blicken lassen/unwissende: daß die Gemüths-Regungen Flüsse des Gemüthes wären/und grössere Unordnung in der Klugheit/ als die des Kopffes im Leibe machten/ wenn sie aber gar in Worte ausbrächen/dem Ansehen abbrüchig wären. Hierbey ersuchte er ihn dem Flavius die handgreifliche Falschheit dieser Handschrifft für Augen zu stellen/ ihn von der Gemeinschafft des arglistigen Adgandesters und des nunmehr nach seiner Verstossung in seinem Brodte lebenden Luitbrands abmahnen und erinnern möchte: daß

wie einem die anfangs zu Gesichte kommende Heßligkeit abscheulicher Mißgeburten ein Grausen und Schrecken verursachte/ die Gewonheit aber nach und nach ihnen ihre Ungestalt benähme/ und endlich sie gar unsern Augen beliebig machte; also es auch mit den Lastern derer/ mit denen man umgienge/ beschaffen wäre. Zuerst hätte man dafür einen Abscheu/ hernach drückte man ein Auge bey ihnen zu/ bald vertrüge man sie mit unverwendetem Gesichte/ endlich verliebte man sich in selbte/ und vermählte man sich mit ihnen gar. Diese zwey Werckzeuge der Hölle würden umb ihre brüderliche Eintracht zu treñen ihm Zweifelsfrey viel blauẽ Dunst für köstliche Reichthümer für die Augen mahlen/ und ihre Verläumbdung ihm noch mehr Unwarheiten unter den Fuß geben. Aber die Zeit klärte doch endlich die Warheit von Lügen/ wie die empor kommende Sonne die Lufft von Dünsten aus. Daher möchte er sich doch nicht ihre gezwungene Verehrung und übermäßige Versprechen bethören lassen. Wer alles oder allzu viel zusagte/ verspräche im Hertzen wenig/ und hielte im Wercke nichts. Die einen mit Strömen ihrer Höfligkeit überschütten/ wären falsche Müntzer/ welche es schon so zu spielen wüsten/ daß ihre Waare niemals zur Prüfung käme. Die ihm untergesteckte falsche Schrifft diente ihm schon genung zur Warnigung mit was er für Leuten zu thun hätte/ und zur Wahrsagung/ was er vor gutes und redliches sich zu versehẽ hätte. Einmal irren liesse sich entschuldigen/ zweymal züge den Verlust unsers Ansehns/ dreymal unser Wolfahrt nach sich. Er wolte ja nicht hoffen/ daß sein Bruder derselben Art Menschen nachschlagen würde/ welche ihr Lebelang mit ihren Fehlern zu thun haben wolten/ und weil sie einmal geirret/ der Verfolg ihres Irrthums für die Tugend der Beständigkeit hielten/ ja/ ob sie schon in sich selbst ihr Vorhaben verdammten/ ihm doch bey andern das Wort redeten. Niemand wäre an sein irrsames Versprechen oder an eine übereilete Entschlüßung gebunden. Ungeachtet sich auch Flavius gegen ihn vergangen hätte/ wolte er es doch nicht ihm/ sondern seinen Verleitern zuschreiben/ und wenn er es vor eine Unverbindligkeit erkennen wolte/ ihm den Strich Landes zwischen der Elbe und dem Flusse Luno nebst denen daran liegenden Saltz Brunnen auf sein Lebtage zum Genüß abtreten. Der über dieser brüderlichen Zwytracht nicht wenig bekümmerte Hertzog Ingviomer übernam diese beschwerliche Verrichtung nicht mit grösserer Willfährigkeit/ als sein Glimpff und Verstand bey derselben Ausübung herver leuchtete. Er überwand des Flavius Einbildung mit so durchdringenden Schlüssen/ daß er sich fast selbst gefangen geben/ und des Segimers Schrifft als etlicher maßen verdächtig erkennen muste. Insonderheit drang Ingviomer starck darauf/ daß er ihm den/ der ihm die Abschrifft zugebracht/ und den Ort der Beylegung eröffnet hätte/ nennen möchte/ so würde vielleicht heraus kommen: daß seine und anderer Muthmaßung wider den boßhafften Luitbrand und Adgandestern des Zwecks nicht weit gefehlt hätte. Flavius aber blieb disfalls gantz verschlossen/ und weil entweder die/ welche am meisten irren/ es am wenigsten inne werden/ oder weil man insgemein für Schande hält von einer Meinung allzu bald abzuweichen/ gleich als wenn die Hartnäckigkeit zur Entschuldigung der Fehler diente/ nam er des Feldherrn guttwilliges Anbieten zum Bedencken/ und zu Untersuchung der Segimerischen Verordnung eines Tages Befristung. Ingviomer konte ihm weder eines noch das andere versagen/ bat ihn aber/ er möchte hierüber zwar andere unverdächtige Freunde/ aber zugleich seine Ehre und Vernunfft mit zu rathe nehmen. Er solte behertzigen/ daß er sein so naher Vetter/ als Herrmanns/ die auch/ welche die Schrifft vor falsch hielten/ seine treue Freunde wären. Der

Eigennutz wäre eine Mutter vieler Schein-Gründe/ und überwiege nicht selten das Recht und die Klugheit; oder gebühre die Einbildung/ daß beyde auf ihrer Seite stünden; da doch keines auf beyden Achseln tragen könte. Daher müste der/ welcher ihm der Warheit beyzupflichten vorgesätzt hätte/ nicht nur Ursachen herfür suchen sich in seiner Meinung zu stärcken/ sondern sich eine Zeitlang auf die widrige Seite schlagen/ und seines Gegentheils Einsagen überlegen; so würde er auf der Wage der Vernunfft leicht den Ausschlag finden/ also auch Flavius unschwer sich bescheiden: daß er ihm wol riethe und Hertzog Herrmann ihn brüderlich liebte. Flavius schlug sich die gantze Nacht mit seinen Gedancken/ und war nun grösten Theils schlüssig gegen des Feldherrn Anbieten seinen Anspruch fahren zu lassen. Adgandester aber/ welcher von dieser Handlung Wind bekommen hatte/ schickte ihm noch etliche Stunden für Tage König Marbods Bild reich mit Diamanten versätzt/ welches ihm einer seiner Edelleute zwar in einem goldgestückten Beutel überbrachte/ solches aber war in ein Papier eingehüllt/ darauf diese Worte sauber geschrieben waren: Niemand soll in wichtigen Dingen alleine mit sich zu rathe gehen/ noch selbte über das Knie zerbrechen. Zwey Augen sehen mehr als eines/ und die allzu zeitig reiffende Früchte verfaulten am ersten. Die Unwissenheit ist mit der Welt/ und die Thorheit mit jedem Menschen jung worden. Alle/ die ihnen einbildeten für sich selbst weise zu seyn/ sind Thoren/ und die Helffte derer/ auch die sich nicht klug zu seyn däuchten. Wer was alleine auf seine Hörner nimmt/ scheint zwar dem Pöfel weise zu seyn; Aber es ist zur Weißheit nicht genung/ wenn andere/ weniger wenn einer sich selbst für weise hält. Der klügste aber ist/ der ob er gleich sieht/ was andere nicht sehen/ dennoch sich weder für sehend noch einen Weisen hält/ sondern eines andern Achsel zu Gehülffen seiner Schultern und Vergrösserungs-Gläser zu Schärffung seiner Augen brauchte. Wer nicht weiß/ muß andere Wissenden hören. Ohne Verstand ists unmöglich/ daß jemand glücklich sey; daher/ wenn man ihn selbst nicht hat/ muß man ihn entlehnen. Die aber sind am übelsten dran/ welche nicht wissen/ daß sie nichts wissen/ also sich nicht bekümmern umb dis/ was ihnen mangelt. Jedoch verstossen die noch ärger/ welche ob sie zwar nichts verstehen/ ihnen doch grosse Weißheit einbilden. Ja etliche wären weise/ wenn sie nicht wüsten/ daß sie es wären. Diesemnach ist die gröste Klugheit sich mit der Vernunfft/ und nicht mit dem Glücke zu überwerffen. Hertzog Flavius hielt dieses Papier für etwas/ welches zwar nur ungefehr und zu Einhüllung dieses Kleinods gebraucht/ von dem Verhängnüsse aber mit Fleisse zu seiner Unterweisung in seine Hände gespielet worden wäre. So verbländet Heucheley/ und unsere eigene Neigung die Augen unsers Verstandes. Daher fügte er sich ohne Aufschub zu Adgandestern ihm für die Freygebigkeit König Marbods Danck zu sagen. Adgandester aber gab dem Flavius zu verstehen/ daß seine Dancksagung für so geringschätzige Dinge so wol seiner als Marbods Hoheit verkleinerlich wäre/ weil diesem mehr zu geben obläge/ Flavius aber viel grössere Wolthaten verdiente/ mit Versicherung: daß/ wenn sein König nicht zwischen dem Flavius und Feldherrn Mißträuligkeit zu erwecken besorgte/ er zum Kennzeichen/ wie hoch er das Cheruskische Hauß und des Flavius Verdienste schätzte/ ihm mehr/ als eine Helffte des Cheruskischen Gebietes austrüge/ an Landschafften zueignen würde. Dieser Vertrag kützelte nicht wenig des Flavius Ohren/ gleichwol aber wendete er ein: Er wüste nicht zu begreiffen/ woher des Königs Marbods so grosse Freygebigkeit entsprissen müste/ welchem sein Bruder so viel Leid/ er aber niemals was gutes gethan hätte/ noch zu leisten vermöchte. Adgandester aber wuste einen grossen Sack voll

Lob-

Lobsprüche/ welches die ärgste Art zu betrügen ist/ über den Flavius auszuschütten. Er sagte: es wäre kein so geringes Kraut auf dem Felde/ kein so schlechtes Laub in dem Walde/ welches man des Jahres nicht unterschiedene mal brauchte/ und in dem grossen Hause der Welt von nöthen hätte/ also/ daß wie schlecht es gleich geschätzt würde/ man doch ohne Ungelegenheit dessen nicht entpehren könte; wie solte denn der kluge König Marbod so unverständig seyn/ daß ihm ein so hoher und fürtreflicher Fürst nicht zu Befestigung seines neuen Stules viel solte dienen können? Der verstünde wenig oder nichts von der Herrschens-Kunst/ welcher sich vergnügte Recht und Verstand auf seiner Seite zu haben; Freunde und der Nachbarn Wolwollen müsten die mächtigsten Stütze der Reiche seyn/ was könte Marbod ihm aber für bessere Freunde als die Cheruskischen Fürsten machen/ welche von undencklicher Zeit das Hefft in Deutschland geführet/ für allen Häusern den unstrittigen Vorzug hätten/ und auch von ihren Feinden hochgeschätzt würden? weil nun Heucheley und Freygebigkeit zwey Eymer sind/ welche das Wasser der Gedancken aus den verschlossensten Hertzen empor zu ziehen wissen/ zeigte Flavius Adgandestern die aus dem Tanfanischen Tempel empfangene Verordnung des Feldherrn Segimers/ und eröfnete ihm treuhertzig/ was so wol wider selbte eingewendet/ als ihn durch den Hertzog Ingviomer wäre angeboten worden/ mit Verlangen/ er möchte ihm in dieser Sache/ welche seinen Wolstand machen solte/ mit gutem Rathe an der Hand stehen. Adgandester nam mit grosser Ehrerbietung das zu ihm habende Vertrauen danckbar auf/ lobte seine Klugheit/ daß er ein so wichtiges Werck nicht ohne frembden Rath entschlüssen wolte. Denn Gott allein dörffte in seiner vergnügten Einsamkeit keinen Rathgeber/ dem Menschen aber hätte er fürnemlich zu dem Ende Vernunfft und Sprache gegeben/ sich durch diese Werckzeuge anderer Rathes zu gebrauchen/ nicht aber/ wie unvernünfftige Thiere ihrem geschwinden Triebe zu folgen/ und sich mit dem ersten besten Dinge zu vergnügen. Der Mensch hätte so wol aus zwey Ubeln das kleinste/ als aus zwey Vortheiln den grösten zu erkiesen/ und aus dem vergangenen das gegenwärtige zu überlegen/ und aus dem künfftigen Ausschlage zu entschlüssen. Daher wäre die Berathung das grosse Rad/ welches die Mühle des bürgerlichen Lebens treiben müste/ und also eben so nöthig als Feuer und Wasser. Weil ein Rathgeber aber den/ welchen er umb Rath fragte/ gleichsam zu seinem Oberherrn und Richter seiner Gedancken erhiebe/ und ihn lieber/ als sich selbst hätte/ könte dieser durch keine grössere Untreu sich besudeln/ als weñ er jenem nicht redlich und vorsichtig riethe. Hierauf besahe Adgandester Segimers Schrifft so sorgfältig/ als wenn er sie niemals in Händen gehabt/ versicherte hierauf den Flavius/ daß die Unterschrifft Segimers warhaffte Handschrifft wäre/ welche wegen gewisser ihm am besten bekandter Merckmale der allerkünstlichste Verfälscher in der Welt nicht nachmahlen würde. Des Egyptischen Papiers hätte Segimer einmal bey Wegnehmung etlicher mit des Drusus Geräthe beladener Maulesel viel Rollen erobert/ und wenn er gar was wichtiges zu schreiben gehabt/ dasselbe gebrauchet. Zu geschweigen/ daß die Friesischen Kauffleute selbtes ins gemein zu Schiffe/ und die von Carnutum hauffenweise in Deutschland führten/ also ein grosser Irrthum wäre/ daß Hertzog Herrmann es zu erst in sein Vaterland gebracht haben solte. Libys könte weder von Einlegung dieses letzten Willen in den Tanfanischen Tempel/ weil er damals noch nicht oberster Priester gewesen/ was wissen/ noch von einer widrigen Meinung Segimers dem Flavius zu Nachtheile was zeugen. Denn wenn er schon nach der Zeit Siñes worden wäre seinem Sohne Herrmann alle Länder

zuzueignen/ hätte doch diese im Gemüthe behaltene Aenderung keine Krafft eine in ein Heiligthum beygelegtes und bis an seinen Tod gelassene Verordnung aufzuheben. Das vom Hertzog Herrmann ihm gethane Erbieten gebe auch gnungsam an Tag/ daß er sich durch den väterlichen Willen verbunden fühlte. Aber das angebotene hätte mit dem/ was er haben solte/ keine bessere Gleichheit/ als ein Schnee-König gegen einem Adler. Daher hielte er dafür/ daß dem Flavius sich damit zu vergnügen so wol verkleinerlich als schädlich wäre; Weil er davon schwerlich seinen Fürstenstand führen könte/ und jedermann urtheilen würde/ daß er dis/was ihm von Gott und Rechtswegen gebührte/nicht zu behaupten wüste/ welches doch die erste Tugend eines Fürsten wäre. Wenn er aber sich mit einer solchen Kleinigkeit zu vergnügen/ und gleichwol sich seinem Bruder als Oberherrn zu verpflichten gezwungen werden solte/ riethe er ihm mit Verachtung dessen sich unverbindlich zu halten; auf welchen Fall er ihm nachmals nicht nur dreymal so viel Landes vom Könige Marbod verspräche; wordurch ihm der Weg zu der anfangs schon vorgeschlagenen grossen Heyrath so viel mehr gebähnet würde. Der sonst so kluge Flavius ward durch Adgandesters grosse Versprechungen gleichsam wie durch überzuckerte Zauber-Kräuter so eingenommen/daß/ob er zwar wegen selbter keinen andern Bürgen als Adgandesters Wort hatte/ er sich doch zum Jngviomer verfügte/ und sich gegen ihm ausließ: Es könte ohne seine und des Feldherrn Segimers Verkleinerung nicht geschehen: daß dessen letzter Wille als eine untergesteckte Schrifft verworffen/ oder ihm/ als wenn er über etwas nicht in seiner Gewalt seyendes unkräfftig verordnet hätte/ beygemessen werden solte. Daher könte er weder mit Ehren noch ohne Verlust seines Wolstandes von dem etwas enthengen/ was ihm sein holder Vater zugedacht hätte. Jngviomer suchte alle ersinnliche Ursachen herfür ihn von einer so hochgespannten Anforderung/ welche nicht wenig die Cheruskische Macht zerspalten und ihr Ansehn verkleinern würde/ abwendig zu machen. Es wäre rühmlicher und sicherer was mittelmäßiges mit anderer gutem Willen und Tittel besitzen/ als zehnmal so viel mit Gefahr und übeler Nachrede erobern wollen. Die Zeiten und der Zustand des Cheruskischen Hauses widerriethen dem Flavius Ursach zu einigen Spaltungen zu geben. Denn die Herrschafft gleichte denselben Bäumen/ welche verdorrten/ oder zum wenigsten nicht höher wüchsen/ wenn ihre Gipfel abgehauen würden. Also solten lieber alle Aeste etwas dem Gipfel zu Liebe entpehren/ als mit desselbten Beschädigung ihnen selbst den gäntzlichen Untergang zu ziehen. Aber Flavius blieb auf seiner Forderung gantz verhärtet/ jedoch wolte er des Feldherrn endliche Meinung darüber vernehmen/ und dem Flavius unverlängt entdecken. Jngviomer/ welcher niemals seiner guten Vernunfft bey anderer Schwachheiten vergaß/trug des Flavius Begehren dem Feldherrn mit einer solchen Art für/ wie die Aertzte Aloe und andere bittere Kräuter ihren Krancken/ nemlich mit einem süssen Beysatze eingeben. Aber Herrmann war allzu verständig das Wesen vom Umbschlage zu unterscheiden/ sagte daher: Jch sehe wol/daß mein Bruder seinen Glücksstern nicht kennet/ und daß ihm ein schädliches Schwantz-Gestirne annehmlicher in die Augen leuchtet/ als dasselbe/ welches ihn täglich wärmet und nähret. Jch ziehe meine vorige Gutwilligkeit zurücke/ damit er ihm nicht einbilde: ich habe mich dazu als aus einer Schuldigkeit erboten. Jngviomer erschrack über dieser Erklärung/weil er wol sahe: daß dergleichen entfernte Entschlüssungen zwischen beyden Brüdern einen unversöhnlichern Haß/als unter Frembden/ verursachen würde: daher redete er dem Feldherrn beweglich zu/ und gebrauchte sich aller Gründe/

Gründe/ welche ihm die Nähe des Geblütes und die Staats-Klugheit an die Hand gaben umb ihn zu was mehrern zu bewegen/ als sein erstes Erbieten in sich begrieffen hätte. Im Vergleichen gewäne es den Schein einer Zurückziehung des Erbietens/wenn man auf dem ersten Gebote stehen bliebe. Flavius wäre nicht nur sein Bruder/ sondern ein bey den Römern hochgesehener Fürst/ welchen es an Lock-Beeren nicht mangeln würde. Also solte der Feldherr lieber ein übriges thun/ als durch Sparsamkeit ein mehrers/ nemlich seinen Bruder und eine Stütze der Cherusker verlieren. Es wäre rühmlicher nicht einmal fehlen/ als hundertmal den Zweck treffen. Denn wie man die Sonne in ihrer Verfinsterung fleißiger als in ihrer höchsten Erhöhung betrachtete/ also wären der Fürsten seltene Irrthümer durch Beschwerden kenntbarer/ als ihre Verdienste durch Ruhmsprüche. Je heller ein Spiegel wäre/ je klärer zeigte sich darinnen der kleinste Fleck. Er wüste gar wol/ daß der Feldherr hierinnen so viel Recht als Gewalt hätte. Aber die Anmaßung höchster Gewalt/ und die Ausübung schärffster Rechte wäre der Fürsten Fallbrett/ und der Reiche Verterb. Die Freygebigkeit gegen Brüder erforderte ein ander Maas/ als gegen Frembde; und sie hätte durchgehends diese Belohnung: daß sie durch Beschenckung eines eintzelen Menschen ihr ihrer hundert verbindlich machte. Alleine der Feldherr war weiter nicht zu bringen/ als zu Verwilligung der Helffte dessen/ was er ihm vorher angeboten hatte. Ingviomer machte sich aufs neue an Flavius/ und meinte ihn zu Annehmung des erstern zu bereden/ in Meinung/ daß so denn der Feldherr wol zu Einhaltung seiner ersten Erbietung würde zu bewegen seyn. Nach dem aber Flavius inzwischen von Adgandestern mehr verhezt/ also von seiner hartnäckigen Begierde des Cheruskischen Gebietes Drittel zu haben nicht gebracht werden konte; sagte ihm Ingviomer aus Verdruß über seiner so übel angewehrten Vermittelung: Es wäre ihm leid/ daß Flavius durch seine Härte sich bereit umb die Helffte dessen gebracht hätte/ was ihm der Feldherr anfangs ohne Verbindligkeit gewilligt. Wenn er ihm aber seine itzige schlechte Verrichtung zu wissen machte/ würde der Feldherr zweifelsfrey vollends seine Gutwilligkeit zurück ziehen. So höre ich wol/ versätzte der hierüber entrüstete Flavius/ mein Bruder bilde ihm ein/ daß er allein vom Feldherrn Segimer/ ich aber von einer Eiche entsprossen/ und wie ein Maulwurff mit weniger Erde zu vergnügen sey. Ich dancke aber meinem Vater/ daß ich von ihm sein Hertz und den Degen geerbet/ wormit ich mir eine Herrschafft zu erwerben getraue/ welche hoffentlich meiner Freyheit und dem Gemüthe wird auskommentlicher seyn/ als die wenigen Spañen Landes/ welche man mir noch aus Gnaden mehr einzuräumen als zu lassen gedacht hat. Hiermit entbrach er sich des Fürstẽ Ingviomers/ und weil die Begierden Mütter der Vorsichtigkeit sind/ verfügte er sich unverwendeten Fusses zu Adgandestern/ welcher sich über seiner Zerfallung mit dem Feldherrn und Ingviomern so sehr erfreute/ daß er Noth hatte solche mit angemaaßtem Mitleiden über seine so wenige Werthhaltung zu verhüllen. Er vergrösserte seine vorige Vertröstungen: damit er aber bey den Catten und Cheruskern nicht verdächtigt/ noch ihm seine habende Verrichtungen schwer gemacht werden möchten/ rieth er dem Flavius sich für seiner Abfertigung nicht zum Könige Marbod/ sondern zu dem nun wieder zu Trier angekoñenen Germanicus zu verfügen/ welcher ihn mit offenen Armen bewillkommen/ und in aller Vergnügung unterhalten würde. Weil nun Adgandester ihn schon einmal gekirret hatte/ ließ er sich wie die gezähmten Löwen/ wohin er winckte/ gleichsam an der Schnure führen/ reisete also folgenden Morgen/ sonder von jemanden Abschied zu nehmen/ mit wenigen Edelleuten gerade nach Meintz zu. Der Graf von Nassau kriegte zwar hiervon Wind/ und rieth dem Feldherrn: er solte den Flavius/

weil er gegen Inguiomern sich bedraulicher Worte vernehmen lassen/ mit Adgandestern geheimes Verständnüß gepflogen hätte/ in Mattium oder unterweges anhalten/ und verhindern: daß er ihm nicht irgendswo ein böses Spiel machte. Ein versperrtes Feuer müste in sich selbst ersticken/ wenn es aber Lufft kriegte/ wäre es mit möglichster Zuthat vieler Hände nicht zu dämpfe. Der Feldherr aber verwarf diesen Rath und sagte: Er könte sich an seinem unvergnügten Bruder nicht wie an einem lasterhaften vergreiffen. Er traute seinem Bruder nichts feindliches zu/ solte er sich aber seine Begierden überwinden lassen/ wolte er doch die Ober-Herrschafft über seine behalten/ worinnen die gröste Hoheit der Gemüther bestünde/ sonderlich bey Fürsten/ welche wenn sie gleich einige Entrüstung in ihrem Hertzen fühlten/ doch solche nicht biß an ihr Ampt solten steigen lassen. Er wünschte/ daß sein Hof die Eigenschafft seines Hertzens und des Meeres hätte/ und wie das erste keine Zagheit/ das andere keine Leiche/ also der Hof keinen ihm Ubelwollenden in sich lidte/ sondern diese als todte Dinge auswürffe.

Adgandester ward über Stifftung dieser brüderlichē Zwytracht so vergnügt/ daß er durch einē Edelmann solches als einen herrlichē Sieg dem Könige Marbod/ und durch einen andern dem Germanicus zu wissen machte. Gleichwohl aber stellte er sich allenthalben an/ als wenn er weder von der eigentlichen Ursache noch dem Vorhaben des Fürsten Flavius das wenigste wüßte/ ja er erbot sich gegen Inguiomern dem Flavius nachzuschicken/ und das Unvernehmen zu vermitteln. Nachdem auch der Feldherr seines Bruders hinterlassenes Geräthe aufmercken und verwahren ließ/ ward darinnen ein Schreiben Adgandesters gefunden/ darinnen er dem Flavius rieth mit dem Feldherrn nicht zu brechen/ sich auch erboth/ da er ihm die eigentliche Beschaffenheit ihres Streites eröffnen wolte/ er den neuen Botschaffter seines Königs bewegen wolte solchen brüderlichen Zwist zu vermitteln/ oder er möchte belieben den Hertzog Arpus und Ganasch zu Schieds-Richtern zu erwehlen. Aber der Feldherr war viel zu nachdencklich/ daß er ihm diesen blauen Dunst solte für die Augen machē lassen/ als wenn Adgandester nicht der Rädels-führer dieser Treñung wäre/ und daher sagte er Inguiomern/ es würde ihm lieb seyn/ wenn er sich aller Gemeinschafft Adgandesters gäntzlich entschlüge/ als welcher durch das Gifft seiner Boßheit das Blut der nechstē Anverwandtē/ und den Honig der reinesten Liebe und Freundschafft zu vergällen wüßte. Er wolte auch allen Cheruskern und seinen Hofe-Leuten deregleichen bey hoher Straffe verbieten. Ob nun zwar Inguiomer nicht umbsehen konte/ daß der Feldherr zu solchem Verdacht/ und/ weil die Boßheit anfälliger als die Pest ist/ zu verhabendem Verbothe mehr denn zu viel Ursache hatte/ so lag doch Inguiomern ein grosser Stein seiner heimlichen Liebe auf dem Hertzen/ welcher ihn zurück hielt Adgandestern zu beleidigen. Daher ließ er sich gegen dem Feldherrn heraus: Er thäte recht klug/ daß er einem Menschen/ wie Adgandester wäre/ nichts glaubte. Denn weil Heucheley und Lügen so gemein wäre/ müste die Leichtglaubigkeit desto ungemeiner seyn. Alleine man müste seinen Unglauben/ so viel möglich/ nicht mercken lassen/ denn diß wäre nicht viel besser/ als daß man denselben/ dessen Worte man nicht für Wahrheit anniñt/ einen Betrüger oder einen Betrogenen hält; Hertzog Herrmann aber versetzte: Wenn Adgandesters Lügen nur in Worten bestünden/ könte man vielleicht noch derselben Wahrnehmung verstellen/ so aber steckte sein Betrug in Wercken/ zu welchen man mit Ehren und ohne unverwindlichen Schaden kein Auge zudrücken könte. Er wäre ein solcher Ertz-Feind des Cheruskischen Hauses/ daß er es ärger nicht werden könte. Solchen aber müste man nicht Pflaumen streichen/ sondern ihnen ihre Boßheit umb ihnen die Scham-

Röthe abzujagen/ in die Augen sagen/ und damit ihnen ihr Hertze nicht so groß wüchse als ihre Galle ist/ den Kopf bieten. Zumal ein offenbarer Feind nur einer Schlange/ ein verborgener aber einem Basilisken zu vergleichen wäre. Er hielte es für keine Klugheit sich ohne Anthung beleidigen lassen/ sondern vielmehr für eine Kleinmuth/ durch welche ihrer viel zu Grunde giengen/ welche wenn sie mehr dem Einrathen ihres Hertzens als denen künstlichen Räncken der Vernunfft folgen/ ihre Feinde würden vertilget haben/ derogestalt würde der Feldherr noch selbigen Tag sein Verbot bewerckstelliget haben/ wenn nicht gleich vom Könige Marbod ein neuer Botschaffter der Graf von Windisch Grätz ankommen/ und zugleich vom Germanicus die Erklärung eingelauffen wäre: daß er dem Könige Marbod zu Liebe biß zum Anfange des Mayen mit den Römischen Waffen gegen die Sicambrer und Chaucen stille halten wolte/ wenn sie mit gehörigem Nachdrucke einen billigen Frieden zwischen ihnen vermitteln wolten. Bey welcher Ereignung sich denn auf Inguiomers Veranlassung Hertzog Arpus und Ganasch euserst bemühten den Feldherrn zu besänften/ und ihn zum Verschube seines Eivers gegen Adgandestern zu bereden. Der Feldherr ließ dem gemeinen Wesen zum besten sich hierinnen zwar überwinden/ iedoch gab er den Fürnehmsten des Hofes durch den Grafen von Nassau; welcher es aber als für sich selbst thät/ zu verstehen/ daß wer von ihm ein gutes Auge bekommen wolte/ müste sich nicht bemühen in Adgandesters gesehen zu seyn. Hingegen empfieng er den Grafen Windisch Grätz mit desto grösserer Freundligkeit/ und unterließ nichts/ was zwischen ihm und Adgandestern Eiver-Sucht zu erwecken dienlich war. Alleine dieser bekümmerte sich mehr umb nach erst gelungenem Streiche sein übriges Gewebe auszuwürcken/ als mit iemand andern zu eivern/ gleich als wenn auch eine knechtische Unterwerffung/ wenn selbte nur zur Herrschafft den Weg bähnete/ nicht unanständig wäre. Der Feldherr/ Hertzog Arpus und Ganasch hielten täglich Unterredungen mit dem Windisch Grätz/ wie und wo der Friede mit dem Hertzoge der Sicambrer am besten vermittelt werden könte. Die ersten schlugen Bingen zur Zusammenkunfft vor/ Marbods Bothschafter aber meynte es rathsamer zu seyn diß Werck in Mattium zu versuchen/ wo ohne diß so viel deutsche Fürsten versamlet wären/ entweder/ weil Adgandester ihm daselbst schon mehr Werckzeuge seine Anschläge durchzutreiben ausgearbeitet hatte/ oder weil er und Windisch Grätz die Näherung dem Sicambrischen Gebiete/ wo das Kriegs-Feuer zum Schwunge kommen solte/ für eine Gelegenheit hielt die so nahen Cherusker und Catten durch dessen Funcken anzustecken. Hertzog Arpus und Ganasch liessen diesen Vorschlag ihnen auch so viel leichter gefallen/ weil jenem es in seinem Eigenthume bequämlicher fiel/ beyde aber ihrer Kinder Beylager auf den April oder Oster-Monat/ in welchem die Deutschen Gotte/ wegen Befruchtung der Erde ein grosses Feyer zu halten pflegen/ bestimt hatten. Unter dem Scheine dieser Friedens-Handlung nam ihm auch Segesthes mit seiner Sentia Anlaß nach Mattium zu kommen. Wegen der Römer fand sich auch Cäcina/ und wegen des Hertzogs Melo sein Sohn Franck zu Mattium ein. Die Zusammenkunfft Adgandesters und Sentiens gleichte sich der Vereinbarung zweyer schädlicher Sterne/ welche ihren schädlichen Einflüssen einen zweyfachen Nachdruck giebt. Die Ursache ihrer Ubereinstimmung in der Begierde Deutschlande zu schaden ist nicht nöthig zu erforschen/ weil die Gemüths-Verknipfung allezeit aus der Gleichheit der Neigungen den Ursprung hat/ Sentia aber solche Begierde mit der Mutter-Milch an sich gesogen/ und Adgandester mit seinen Lastern eingeschluckt hatte. Nachdem nun beyde ihrem Vorhaben nichts

verträglicher zu seyn hielten/ als Catumers und Adelmundens Heyrath zu hindern schlug die mit allen Boßheiten schwanger gehende Sentia für/ Adelmunden durch gewisse Artzneyen unfruchtbar zu machen. Denn/ wenn diese Unfruchtbarkeit offenbar würde/ welches sie zu entdecken riethe/ würde weder Catumer Adelmunden verlangen/ noch Arpus ihre Heyrath zugeben. Bliebe sie aber verschwiegen/ hätte Adgandester zum wenigsten Hoffnung/ daß wenn Catumer ohne Erben stürbe/ er oder seine Kinder grosse Hoffnung zur erblichen Herrschafft über die Catten bekämen. Adgandester ließ ihm diesen Vorschlag leicht gefallen/ und machten sie eine Gemeinschafft in dieser Boßheit zusammen/ daß Adgandester die Unkosten/ Sentia ihre Müh beytragen solte. Und wie schwer gleich Segesthes dazu kam/ muste er doch zugleich mit in ihr Horn blasen/ und einen Handlanger ihren Lastern abgeben. Also gleichet nichts besser einer Aegel/ als ein Weib/ welche zwar zuweilen unser Gesundheit zum Besten unser böses/ aber mehrentheils zu unserm Verterb unser bestes Blut/ nemlich die Liebe zur Tugend aussauget. Sentia maaßte sich ihres übernommenen Wercks schlau und vorsichtig an/ und/ weil der Werckzeug dem Werckmeister gemäß seyn muß/ erkiesete sie eine aus Thessalien bürtige Griechin Astree welche von einem in Asien dienenden Chauzen geheyrathet/ und auf den Friesischen Schiffen von Smyrna in sein Vaterland gebracht/ hernach vom Hertzoge Arpus Adelmunden ins Frauenzimmer gegeben worden war/ daß sie ihr die Fertigkeit der Griechischen Sprache beybringen solte. Diese hatte mehr Witz/ als ihr gut war. Denn wenn Weiber allzu verschmitzt/ Melonen zu reiff werden/ taugen sie beyde nichts. Sie hatte durch ihr Singen und Lauten-Spiel ihr alle Höflinge geneigt/ durch ihre Heucheley und Dienstfertigkeit/ welche bey dem Volcke den Nahmen einer Zauberey/ bey der Fürstin aber ihre Würckung hatten/ Adelmunden sehr angenehm gemacht/ und durch ihre verschmitzte Erfindungen sich über ihr Geschlechte und beym Hertzog Arpus in grosses Ansehn gesetzt; so gar daß sie endlich die Vermessenheit hatte sich in die wichtigsten Geschäffte der Herrschafft einzuflechten. Weil nun ein Fürst der Bataver Cariovalda durch allerhand Erfindungen sie gewonnen hatte/ war sie bemüht gewest zwischen ihm und Adelmunden eine Heyrath zu stifften/ hätte auch sie beynahe dazu beredt gehabt/ wenn nicht Hertzog Ganasch Cariovaldens Anschlag bey Zeiten erfahren/ und solchen unterbrochen hätte/ wiewohl Astree sich so rein zu brennen wuste/ als wenn sie selbten mehr verhindert/ als befördert hätte. Unterdessen biß sie es im Hertzen nicht wenig / entweder weil sie weniger Macht am Hofe zu haben erfuhr/ als ihre Vermessenheit ihr eingebildet hatte/ oder weil sie den vom Cariovalda verhofften Vortheil zu Wasser werden sahe. Denn die/ welche ihnen allzu viel zutrauen/ halten alle ihre wiewohl thörichte Anschläge schon für ein Theil ihres Vermögens/ und daher alle Mißlingungen für grossen Verlust. Sentia war hiervon nichts verborgen/ weil sie mit Cariovalden in grosser Verträuligkeit lebte / und die Hand selbst mit im Spiel gehabt hatte. Weil sie nun wohl verstand/ daß Rache und Geitz mächtig wären/ auch sonst nicht böse Leute in Unmenschen zu verwandeln/ dieser Astree Gemüthe zu ergründen/ und ihr Vorhaben durch sie auszurichten. Weil die Boßheit aber in ihrem Thun allezeit mißträulich ist/ und die ärgsten für tugendhafft angesehen seyn wollen/ traute sie ihr nicht selbst iemanden ein so grosses Laster zuzumuthen. Einem boßhafften Weibe aber mangelt es niemals an Werckzeugen ihres gleichen. Sentia erkiesete hierzu einen Batavẽr / welcher der Astree in Cariovaldens Nahmen ein falsches

Schrei-

Schreiben mit einem paar kostbaren Ohrgehencke von Opalen / einhändigte / darinnen er von ihr nichts anders verlangte / als dem Uberbringer in allem völligen Glauben zu geben. Die Geschencke sind eine Mutter der Leichtgläubigkeit / und dieses blendete Astreen so sehr die Augen / daß sie nichts weniger als Cariovaldens Hand und Siegel prüfete. Als dieser Bataver sich von Astreen so bewillkommt sah / sagte er ihr / die übergebene Kleinigkeit würde ein geringer Vorschmack gegen der Nachfolge seyn / wenn Cariovalda Astreen noch für seine alte vertraute Freundin schätzen möchte. Diese ließ sich hingegẽ nicht nur mit Betheur- und Anbietung grosser Dienste / sondern alsbald ihren Unwillen aus; daß es ihr mißglückt hätte Cariovalden die Fürstin Adelmunde zuzuschantzen / und sie wüste nicht / ob sie für Grämung ihr bevorstehendes Beylager mit Hertzog Catumern überleben würde. Diese Offenhertzigkeit war dem Bataver rechtes Wasser auf Sentiens Mühle / daher hielt er nicht rathsam mit seinẽ habendẽ Befehle lange hinter dem Berge zu haltẽ / sonderlich weil die Geschwindigkeit böser Rathschläge Steuerruder ist. Er sagte daher / ihre Bekümmernüß wäre eben der Stein / welcher Cariovalden auf dem Hertzen läge / also die Ursache seiner Dahinkunfft umb von der klugen Astree Rath zu holen / was für ein Mittel seiner Verzweifelung abhelffen solte / weil seine vergällete Liebe und verletzte Ehre ohne vorhergehende Rache Adelmunden unmöglich vergnügt in frembden Armen sehen könte. Seine Zuneigung wäre zwar verloschen / und er sehnete sich nach einem widrigen Sterne nicht; aber hingegen brennte in seiner Seele die Rachgier lichterloh / und die Eiversucht fienge nun schon auch an zu lodern. Hierauf zohe er noch eine lange Schnure Bohnen-grosser Perlen herfür / und meldete; daß diese auf Adelmundens Beylager zu einem Sieges-Zeichen dienen solten. Astree antwortete: Sind sie so starck vergifftet; daß ihre Umblegung tödtlich ist? Der Bataver sagte: In keinerley Weise / weil diß Geschencke für Astreen / nicht für Adelmunden bestim̃t wäre / welche Cariovalda auch nicht zu vergiften oder zu tödten verlangte. Was für ein ander Leid ausser dem Tode meynt er denn zu Abkühlung seiner Rache auskommentlich zu seyn? Ihre Meynung wäre: daß Rache / welche seines Feindes Tod überlebt / und sich nicht wil mit in seinen Sarch versperren lassen / unmenschlich / welche aber sich mit wenigern als des Feindes Tode vergnügte / keine Rache / sondern nur eine Neckerey sey / welche den Beleidigten reitzete uns Schaden zu thun. Der Bataver schützte für: Cariovalda würde vergnügt seyn / wenn Adelmunde nur durch Astreens Beystand unfruchtbar gemacht würde. Denn diese Rache würde ihrer langsamen Würckung halber schwer zu ergründen / Adelmunden aber ein geschwinder Tod weniger / als die Grämung über ihre Unfruchtbarkeit empfindlich seyn; weil sie bey den fruchtbaren Deutschen für eine grosse Schande gehalten würde. Wenn Astree nun dieses ihrem hohen Verstande nach ausrichten könte / versicherte er sie / daß Cariovaldens bekandte Freygebigkeit gegen sie reichlich überströmen solte. Astree erklärte sich: Diese Kunst hätte sie schon längst an Schuhen zerrissen / und wenn diese Verrichtung ihr nicht ein Kinder-Spiel wäre / würde sie ihres Vaterlandes Thessalien nicht würdig seyn / wo die Zauberey eigentlich zu Hause wäre / und die giftigen Kräuter gantze Berge überschatteten. Der Bataver möchte sich den siebenden Tag bey ihr wieder angeben / so hoffte sie Cariovaldens Begehren schon erfüllet zu haben. Astree sparte inzwischen weder Kunst noch Mühe ein Wasser zu bereiten / welches die allerfruchtbarste Frau unfruchtbar zu machen vermocht hätte. Wie sie es nun auf den Morgen und so fort nach und nach Adelmunden unter dem Brunnen-Wasser / damit sie bey Tische ihren Wein zu mischen

mischen gewohnt war / beyzubringen vorhatte / traumte ihr die Nacht vorher sie wäre in Thessalien / samlete daselbst allerhand giftige Kräuter / und vergiftete einen Brunn; über dieser Beschäfftigung aber käme zu solchem Brunnen eine überaus schöne Schlange / welche auf dem Rücke gleichsam mit Perlē übersticket war / und am Kopfe zwey Ohrgehencke trug. Diese streichelte Astree / und weil sie so kirre war / hieng sie selbte umb den Hals; von welcher sie aber im Augenblicke erwürgt ward. Astree fuhr über diesem Traum mit Schrecken auf / und hatte darüber allerhand Nachdencken. Bald kam ihr in Sinn / daß weil einem in der Nacht insgemein träumte / was man des Tages dächte oder thäte / hätte dieser Traum wenig auf sich weil sie etliche Tage und Nächte sich ihres Wassers halber mit vielerley Gedancken geschlagen hätte. Wie nun in Africa kein Wunder wäre / daß weil wegen Sparsamkeit des Wassers so viel unterschiedene Thiere an wäßrichten Orten den Durst zu leschen zusammen kämen / daselbst so seltzame Vermischungen erfolgten / und so abscheuliche Mißgeburten geboren würden; also hätte sie auch dieser ungemeine Traum nicht zu befrembden. Sintemal im Schlaffe die vielen Gedancken in das enge Gewölbe des Gehirns / wie die Dünste der Erden in die Lufft empor stiegen / und wenn sich ein Gedancke an den andern stiesse / so seltzame Träume gezeugt würden. Bald aber erinnerte sie sich / daß Gott ihrer vielen grosse Geheimnüsse im Traume entdeckt / und sie von gefährlichen Vorhaben abgemahnet / oder auch was heilsames entdeckt hätte. Insonderheit fiel ihr ein / daß der grosse Alexander im Traume das Kraut / wormit hernach Ptolomeus geheilet ward im Rachen eines Drachens gesehen hätte. Daß der noch sehr junge Sophocles im Traume vom Bacchus ein Trauer-Spiel zu schreiben war erinnert worden / welches ihm über seine Einbildung wohl gerathen. Ja daß Minerva im Traum seines Artztes den krancken Käyser August ermahnet der Schlacht bey Philippis beyzuwohnen / welcher sonst im Läger verlohren gegangen wäre. Ihr kam auch für / daß ein Traum dem Sylla seinen Tod angedeutet / und dem Pompejus die Pharsalische Schlacht zu liefern dadurch deutlich widerrathen hätte / indem ihm fürgebildet vorkam; wie er den Tempel der siegenden Venus / von welcher der Käyser seinen Ursprung herführte / mit allerhand Beuten ausputzte. Ja es klang der Astree stets in ihren Ohren die vom Sylla dem Lucullus gegebene Warnigung: Er solte von niemanden einen treuen und mehr den Stich haltenden Rath erwarten / als was die Götter ihn im Traume erinnerten. Hierbey erinnerte sie auch ihr Gewissen / dessen Regung sich in Boßhaften nicht bald auff einmal verlieret / daß die Verursachung der Unfruchtbarkeit so viel Todschläge in sich begriffe / als die Unfruchtbare sonst hätte gebehren können. Denn es wäre im Wercke einerley / das lebende tödten / oder hindern / daß es nicht lebte / ja es wäre eine unmenschliche Grausamkeit / das ungebohrne / welches uns nie beleidiget hätte / ermorden. Nichts desto weniger leschte die Gewinn-Sucht bey Astreen alle diese Gedancken aus / ihre Scharffsinnigkeit heuchelte ihr mit dieser Beredung: Wie die Natur uns des Tages mit wahren Bildern ermunterte / damit wir nicht einschlieffen; also unterhielte sie uns des Nachts mit falschen Erscheinungen / womit man nicht zu zeitlich erwache. Zu dem könte man an dem / was kein Mensch wäre oder nicht lebte / ja gar nicht in der Natur wäre / keinen Todschlag begehen. Wenn aber ein Weib gleich schon empfangen hätte / wäre das empfangene noch lange kein Mensch / sondern

dern anfangs Blut / hernach so viel als eine Pflantze / denn erst ein Vieh / und endlich machte es die Vernunfft allererst zum Menschen. Diesemnach lehrten die Welt-Weisen / daß Eh-Leute / welche mit mehrern Kindern / als ihr Vermögen oder die Gesetze zuliessen / überlegt würden / solche abzutreiben befugt wären. Ja die Gesetze selbst strafften mit einer schlechten Geld-Busse diesen schlechten Fehler / oder vielmehr Fürsichtigkeit. Wie viel weniger könte scheltbar seyn / wenn sie die blosse Empfängniß bey Adelmunden hinderte / und ihr nur diß / was viel Weiber ihnen selbst anthäten / welche sich unfruchtbar machten / daß ihre Bäuche nicht runtzlicht / ihre Brüste nicht aufgeschwellet / und ihre Antlitzer nicht entfärbet würden / sie auch so viel mehr ohne Hinderniß ihrer Geilheit abwarten könten. Eine solche verfluchte Unterredung hielt Astree mit sich selbst / und hiermit schlug sie alle vorige Furcht zu Bodem / also daß sie ihr folgenden Tag das vorgenommene Laster auszuüben festiglich fürsetzte. Ihr träumte aber selbige Nacht / daß sie ihres Nahmens: ἈΣΤΡΗΗ güldene Buchstaben versetzte / und daraus das Griechische Wort: ΑΡΤΗΣΗ, welches heisset: **du wirst gehenckt werden** / heraus brachte. Dieser Traum schreckte sie dergestalt / daß sie ihren höllischen Vorsatz Adelmunden unfruchtbar zu machen gäntzlich änderte. Weil sie aber entweder für Schande hielt auch in Lastern unbeständig zu seyn / oder weil sie die empfangenen und noch zu erwarten habenden Geschencke sonst nicht mit Ehren zu behalten oder ferner anzunehmen getraute / schrieb sie an Cariovalden einen Brief / darinnen sie seine Freygebigkeit wegen überschickter unschätzbarer Perlen und Opalen / hingegen ihren Gehorsam in seinen Befehlen rühmte / und hierbey erzehlte; daß sie aus dem Harne eines Wieders / aus Weine / in welchem ein Meer-Barbe wäre erstickt worden / aus Eppich / Hirsch-Zunge und Farren-Kraute / ein so kräfftiges Wasser bereitet / und der Adelmunde zubereitet hätte; daß sie ihr Lebtage nicht schwanger werden könte. Wormit sie auch diesen Betrug so viel mehr bescheinigte / händigte sie dem Batayer eine ziemliche Flasche dieses verdam̃ten Wassers ein; dessen Kräffte er an einem vorher fruchtbar gewesenen und zeitlich gebehrenden Thiere prüfen möchte / da er es denn bewährt befinden würde. Der Batayer brachte den Brief / und das Wasser Sentien / diese es Adgandestern / der Batayer aber machte sich aus dem Staube. Adgandester / dessen Boßheit / Sieg und Glücke gleichsam auf ihren Flügeln trugen / ward hierüber so hochmüthig; daß er mit sich selbst rathschlagte: Ob es für ihn dienlicher wäre; daß Catumer eine unfruchtbare Gemahlin heyrathete / und er dadurch Hoffnung bekäme mit der Zeit zur Cattischen Herrschafft zu gelangen; oder daß durch Entdeckung dieses Lasters die Heyrath zwischen Catumern und Adelmunden / und zugleich die Freundschafft zwischen den Catten und Chaucen unterbrechen würde. Er schlug sich hierüber eine gantze Nacht mit seinen Gedancken / wie das Meer mit seinen eigenen Wellen / endlich aber gab seine Beysorge; daß der jüngere Fürst Catumer ihn aller Vermuthung nach überleben / und damit die Hoffnung seiner Erbschafft zu Wasser machen würde / den Ausschlag; daß gegenwärtige Mispeln besser als künfftige Datteln wären / also er ihm lieber aus alsbaldiger Zwytracht / denn aus künfftiger Herrschafft Nutzen schaffen solte. So bald es tagte / verfügte sich Adgandester zum Grafen von Hohenstein / durch

welchen Hertzog Arpus Zeither das meiste mit ihm hatte handeln lassen. Diesem gab er zu verstehen: König Marbod hätte ihm Befehl zugeschickt dem Fürsten Catumer seine Tochter und einige Reichs-Erbin zur Gemahlin anzutragen. Hohenstein warff ein: Jhm wäre bewust: daß Adgandester ja dem Hertzog Flavius hiervon Hofnung gemacht hätte; dazu wäre ja Catumer schon mit Adelmunden verlobet/ und der Tag zum Beylager bestimmet. Adgandester versätzte: beydes wäre wahr; aber keine Hindernis seines Vorhabens. Denn weil bey seiner Ankunfft Catumer schon mit Adelmunden wäre vertiefft gewest; hätte er nicht ihm/ sondern dem Flavius seines Königs Tochter antragen können; welcher aber an der ihn verlassenden Königin Erato so angefässelt wäre: daß er sein Glücke zu begreiffen/ und sich eines gewissen zu entschlüssen nicht wäre mächtig gewest. Uberdis hätte sein König durch solche Heyrath nichts mehr gesucht/ als mit dem gantzen Cheruskischen Hause in verträuliche Freundschafft zu gerathen; nach dem aber Flavius/ seines Einrathens ungeachtet/ mit dem Feldherrn öffentlich gebrochen und sich zu den Römern geschlagen hätte; wäre seinem Könige/ welcher wider die Römer die deutsche Freyheit bis aufs Blut vertheidigen würde/ die Verbindung mit dem Flavius nicht mehr anständig. Wegen Adelmunden aber hätte er ein solch Geheimnis auf seinem Hertzen/ welches sich niemanden/ als dem Cattischen Hertzoge offenbahren liesse. Diesem Vortrage gab er durch Geschencke und Vertröstungen einen solchen Nachdruck/ daß Hohenstein solchen alsbald/ und ehe er noch die Hindernüs der mit Adelmunden geschlossenen Vermählung erfuhr/ seinem Hertzoge als eine zu überlegen nöthige Sache vortrug. Hertzog Arpus sahe anfangs den Grafen von Hohenstein sauer an/ so daß er ihm sagte: Wer Fürsten was riethe/ müste nicht irren; Fürsten aber in Sachen/ die ihre und der Jhrigen eigene Person angiengen/ niemanden als ihre eigene Ehre zu rathe nehmen. Hohenstein konte ohne Undanck Adgandestern diese schlechte Abfertigung nicht verschweigen/ welcher sich aber in seinem Vorhaben dadurch wenig irre machen ließ. Denn er wuste bey Fehlschlagung eines Streiches/ aus dem Steigereiffen bald eine andere Fahrt zu finden. Weil Hertzog Arpus ihm nun allzu mannlich war/ machte er sich an das Geschlechte/ welches von der Natur mehr Schwachheit des Verstandes/ aber mehr Kräfften der Begierden empfangen haben soll. Er hatte vorhin schon durch seine Freygebigkeit die Gräfin von Regenstein gewonnen/ welche in dem Cattischen Frauen-Zimmer bey der Hertzogin Erdmuth den meisten Stern hatte. Durch diese brachte er der Hertzogin bey/ daß er ihr ein Geheimnüs zu entdecken hätte/ daran ihres gantzen Stammes Wolfahrt und Untergang hienge. Weil nun die Neubegierigkeit ein solch Verlangen auch nach bösen Zeitungen hat/ als schwangere Weiber an Kreide und andern Dingen Geschmack finden/ worvor gesunde Magen Abscheu haben; kriegte er noch selbigen Abend bey der Hertzogin Erdmuth Verhör. Dieser reichte er alleine Astreens an Cariovalden geschriebenen Brief mit dem dazu gehörigen Wasser/ mit Bitte selbten zu lesen; und hierauf zu urtheiln: Ob er als ein Fürst und Freund des Cattischen Hauses ferner gehört zu werden verdiente. Erdmuth erblaßte und erstaunete bey Uberlesung dieses Schreibens so sehr/ daß sie die empfangene Flasche Wassers aus der Hand fallen ließ. Welche aber Adgandester auffieng/ und sich beklagte/ daß durch Verwahrlosung dieses zauberischen Wassers ein grosser Abbruch der Warheit und seiner Aufrichtigkeit geschehen seyn würde. Erdmuth hatte inzwischen die Gedult nicht den Brief auszulesen/ sondern rauffte ihr die Haare aus/ und stellte sich so ungeberdig/ daß ihr Frauen-Zimmer aus dem

Neben-

Neben-Zimmer zugelauffen kam. Adgandester suchte sie möglichst zu besänfften/ und sagte ihr: Ungedult wäre keine Artzney/ sondern eine Verärgerung des Ubels. Dieses würde auch unheilbar werden/ wenn es die Hertzogin nicht mit dem Pflaster der Geheimhaltung zu verbinden wüste. Er wolte aber ihrem Schmertzen Zeit/ und ihrer Vernunfft sich zu erholen Lufft lassen/ und so deñ hoffentlich dieser Kranckheit noch eine lindernde Artzney an die Hand geben. Erdmuth lief mit thränenden Augen und schlagendem Hertzen zum Hertzog Arpus/ und weil sie der Schmertz stumm gemacht hatte/ muste Astreens Brief Redner für sie seyn. Arpus ward hierüber gleichsfals wie von einem Donnerstrahle gerührt. Er stand eine gute Zeit ohne Bewegung/ und die erste war ein aus dem innersten Hertzen geholeter Seuffzer. Hierauf brach er in diese Worte aus: Jst es möglich/ daß der Himmel so verteufelte Gemüther einen Tag Lufft schöpfen läßt/ welche der Natur Gewalt anthun? Warumb lässet diese zu ihrer eigenen Entkräfftung so schädliche Kräuter wachsen? Welch höllischer Geist hat der menschlichen Boßheit so schädliche Geheimnüsse entdeckt? Welches wird uns anständiger seyn; unsere Zusage zu brechen/ oder unser Geschlechte vergehen zu lassen? Noch viel kläglicher gebehrdete sich Erdmuth/ also/ daß ob zwar Arpus ihr einen ihm selbst nicht hertzlichen Trost zusprach/ sie nicht zu besänfftigen war/ und er sie also zur Ruh zu bringen befehlen muste. Er selbst verschloß sich in sein innerstes Zimmer/ sonder einigen Menschen fürzulassen: Seine Einsamkeit aber war mit etlichen tausend Gedancken und Rathschlägen beunruhigt. Bald schien ihm Astreens Laster/ welche er und Catumer nie beleidigt/ ihr aber offt Wolthaten erzeugt/ unglaublich/ und Adgandesters Angeben verdächtig zu seyn. Aber Astreens ihm mehr als zu wol bekandte Hand verstrich leicht dieses Bedencken. Er konte Cariovalden als einem Fürsten eine so schwartze Boßheit nicht zutrauen/ aber weil er von seiner zur Adelmunde getragenen Liebe gute Wissenschafft hatte/ schien ihm nichts zu abscheulich zu seyn/ was die Eyversucht nicht gebehren könte. Mit Adgandestern wäre zwar versichtig umbzugehen; aber seiner Offenbarung Aufrichtigkeit zu prüfen / welcher aus einer unfruchtbaren Eh des Fürsten Catumers so viel Vortheil zu hoffen hätte. Ein Gran Mißtrauens wäre wol gut/ aber mehr eben so wol als Gifft in Artzneyen schädlich. Nach dem nun Arpus lange mit sich selbst gestritten/ aber sich nicht zu vergleichen vermocht hatte; berief er den Grafen von Hohenstein/ ob er gleich verstand: daß Fürsten bey grossen Gemüths-Regungen sich niemanden sollen sehen lassen. Diesem wieß er Astreens Schreiben/ und sagte: dieses ist das vermuthete Geheimnüs Adgandesters. Hohenstein laß selbtes mit grosser Entsetzung/ und ob wol kluge Räthe ihrer Fürsten/ was sie wollen/ an den Augen ansehen sollen/ wuste er ihm doch aus des Hertzogs Anzeigungen nichts zu nehmen. Hohenstein aber/ welcher nicht weniger Hertze als Vernunfft hatte/ fieng zum Hertzoge Arpus an: Es ist in Warheit dieses ein so unvermuthetes Unglück/ welches einem bey klarer Lufft sich ereignendem Donnerschlage zu vergleichen; bey welchem es auch hertzhafften zu verzeihen ist/ wenn sie darüber auffahren. Alleine ein Weiser muß doch solche Veränderungen sich nicht gantz aus den Angeln seines gesätzten Gemüthes heben lassen/ sondern bey Epp und Flutt der menschlichen Zufälle ein so gleiches Gesichte und einen unerschrockenen Geist behalten als ein Schiffer beym Sturme/ welcher das Steuer-Ruder nicht aus der Hand fallen/ noch selbtes der Höffligkeit der Wellen überläßt/ sondern des Ungewitters Meister zu werden sich bemühet. Die schleichenden nicht die mit grosser Hefftigkeit ansätzenden Kranckheiten wären die gefährlichsten; und in diesen verführte uns auch öffter

Verzweifelung als Hoffnung. Die an welchen man stürbe/ und daran man genesete/ hätten einerley Ursprung. Daher/ wenn man alle mögliche Mittel angewendet/ wäre am rathsamsten Gott ohne knechtische Zagheit den Ausschlag heimzustellen/ und sich in gutem Vertrauē in die Hände des Verhängnüsses zu werffen. Fürnemlich hätte Hertzog Arpus in diesem nicht aus seiner Schuld/ sondern fremdde Boßheit herrührendem Ubel guten Muth zu schöpffen Ursache. Denn nichts als unsere Fehler wären unser Unglück. Wer durch anderer Arglist nicht durch eigene Unvernunfft umb etwas käme/ wäre viel glücklicher/ als der durch Laster grosse Dinge ausübte. Zu geschweigen/ daß offt was die Sterne keines geringen Unglücks hätte/ uns zum besten gereichte. Daher müste man nicht allemal das Glücke rechtfertigen/ aus was Ursachen sie dis oder jenes schickte. Weiter wolte sich der Graf von Hohenstein dismal nicht vertieffen/ sondern die ersten Regungen durch die Zeit ein wenig abkühlen/ wie auch des Hertzogs und des Hofes Neigungen besser herfür kriechen lassen. Weil nun Hertzog Arpus der Sache nachzudencken/ und folgenden Morgen mit ihm Rath darüber zu halten sich vernehmen ließ/ bat er den Hertzog; er möchte zum wenigsten den klugen Fürsten Jubil/ welcher wegen der ihm verlobten Fürstin Catta an dieser Sache nicht wenig Theil hätte/ dazu ziehen; theils weil er ein so wichtig Werck/ und damit alle Gefahr nicht allein seinen Schultern aufzuhalsen/ theils den Fürsten Catumer zu dem/ wohin er zielte/ ohne grosse Zuthat zu bringen getraute. Die Nacht hatte Hertzog Arpus und die fürnehmsten des Frauen-Zimmers mehr denn zu viel mit der Hertzogin Erdmuth zu schaffen/ umb die heftigen Aufblehungen ihres Unmuths nur ein wenig zu besänfftigen. Welches diesen desto schwerer fiel/ weil sie die Ursache einer so ungemeinen Bestürtzung weder wusten/ noch darnach fragen dorfften. Daher wusten sie der mehrmals in Ohnmacht fallenden Hertzogin wenig anders einzuhalten; als daß der neue Schmertz zwar wehklagens würdig wäre/ uñ die Trauernüs endlich zum Troste diente/ gleichwol aber auch bey eusersten Ubeln das Gemüthe zu befestigen/ insonderheit aber von Fürsten ein Unglück viel hertzhaffter als von gemeinen Leuten aufzunehmen wäre. Hertzog Catumer kriegte von diesen Verstellungen zwar Wind/ weil aber der Graf von Hohenstein gegen ihn seine Unwissenheit fürschützte/ wuste ihm keine Seele die Ursache zu sagen. Früh als sich Hertzog Arpus mit dem beruffenen Jubil und Hohenstein in der Hertzogin Gemache mit einander verschlossen/ ward ihm die Sache/ daß sie ihn angehen müste/ weil er wider Gewonheit von dieser Heimligkeit ausgeschlossen würde/ ihm auch von etlichen Tagen her das Hertze sehr schwer gewest war/ desto verdächtiger; daher er sich mit tausenderley Gedancken zu schlagen anfieng. Unterdessen wieß Hertzog Arpus dem Fürsten Jubil der Griechin Brief und Wasser. Es ist unschwer zu ermäßen/ was dieser Fürst/ welcher mit der Tugend in festem Bündnüsse stand/ und die Fürstin Adelmunde überaus hoch hielt/ hierüber für Empfindligkeit fühlte. Seine erste Frage war: Ob eine so schwartze That möglich zu glauben wäre/ woher dieser Brief käme/ und ob auch dis die wahre Handschrifft der Griechin wäre. So bald er nun vernam/ daß er aus Adgandesters Händen käme/ sagte er: es wäre dis sonder Zweifel eine Verfälschung dieses betrieglichen Feindes aller redlichen Leute. Aber die Hertzogin Erdmuth brachte mehr als zwantzig von dieser Griechin an sie abgelassene Briefe herfür/ welche an Schrifft und Siegel mit dem ihr Laster bekennenden Schreiben auf ein Haar überein kamen/ also daß Hertzog Jubil daran zwar nicht zweifeln konte/ aber urtheilte: die Erfindung dieses Schelmstücks rührte sonder Zweifel von Adgandestern her/ welcher die

die Boßheit erfunden / welche jene ausgeübt. Hertzog Arpus mühete sich ihm dis auszureden; weil Adgandester selbst der Entdecker dieses Bubenstücks; niemand aber so unsinnig wäre sein eigenes Laster zu verrathen. Alleine Jubil antwortete: es wäre nichts neues sein eigenes Laster mit anderer Beschuldigung verhüllen / und seinem Werckzeuge vom Brodte helffen. Hertzog Arpus fieng an: dieses würde vielleicht die Zeit und das peinliche Gerichte über die Griechin eröffnen; nun aber wäre zu berathschlagen / was zu thun; ob beyzeite nach der Griechin zu greiffen / und Catumern dis Geheimnüs zu entdecken wäre? Sie waren im ersten leicht einig sich alsbald der Ubelthäterin zu versichern; weil einer Ubelthat ihnen bewuste Leute stets furchtsam/und bey jedem sich rührenden Winde argwöhnisch wären / also sie leicht entkommen/und dardurch die Warheit dieses Lasters zu unsäglichem Nachtheile des Cattischen Hauses streitig machen könte. Hertzog Jubil übernam auch selbst beym Hertzog Ganasche ihre Bestrickung zu verschaffen; und diesem Laster auf den Grund zu kommen. Ob nun wol Hertzog Arpus dis / was er auf erwiesenen Fall solcher Unfruchtbarkeit zu entschlüssen willens wäre / nicht mercken ließ; so spürete doch Hohenstein zum theil seine Neigung aus. Denn wie ein Fürst wissen soll sein Gemüthe zu verbergen / also ist der kein kluger Diener / der es nicht zu ergründen weiß. Diesemnach warf Hohenstein inzwischen alsbald zu überlegen auf / ob es nicht rathsam wäre / dieses wichtige Ding dem Fürsten Catumer alsbald zu entdecken/und dafern das Laster wahr gemacht würde/ihn beyzeite zu gewinnen von dieser Heyrath abzustehen; ehe er durch andere Meinung eingenommen würde. Denn die erste / wie irrig sie gleich wäre, meinstenteils im menschlichen Hertzen ein Vorrecht zu haben / und wäre so schwer als der Geruch aus einem mit was angemachten Gefäße zu bringen. Insonderheit wäre nichts hartnäckichter als die einem zarten Hertzen eingedrückte Liebe / welche sich insgemein so schwer aus dem Gemüthe / als ein Geburtsmaal aus dem Gesichte bringen ließe / und öffter verdeckt als vertilgt würde. Erdmuth / welche nicht nur wuste / wie hefftig ihres Sohnes Liebe gegen Adelmunden loderte / sondern auch selbst sie inbrünstig lieb hatte / fieng hierüber an: Was würde durch Zerstörung dieser dem Fürsten Catumer nicht für Hertzeleid / und der unschuldigen Adelmunde nicht für unrecht angefügt werden? Ich gestehe es / antwortete Hohenstein; aber / würde durch Vollziehung einer unfruchtbaren Heyrath nicht dieses Cattische Hauß über einen Hauffen geworffen werden? Dieses zu erhalten / müste man alle vermeinte Vergnügungen zerstören / und alle seine Bequäligkeit der gemeinen Wolfahrt aufopffern. Jubil ward dem Hohenstein beyzupflichten gleichsam gezwungen / damit er nicht den Schein von sich gäbe / als wenn er bey auslesehendem männlichen Stamme die Cattische Herrschafft in der Fürstin Catta an sich zu ziehen lüstern wäre. Daher sätzte er bey: Hohenstein riethe hierinnen als ein treuer Diener. Ein Fürst müste ihm weh thun / daß seinem Hause und Reiche wol sey. Und also würde auf allen Fall sich nur auch Catumer bescheiden müssen; daß / weil er der einige Sohn des herrschenden Hauses über die Catten sey / er diesen ihm von GOtt zugeworffenen Vortheil nicht zu desselben Untergange mißbrauchen müste. Hertzog Arpus fieng hierauf an: Fürsten sind keinem Gesätze unterworffen als diesem Höchsten; daß er sein Hauß und sein Volck erhalte; Er befahl auch dem Grafen von Hohenstein / daß er bey Catumern deshalben das Eiß brechen solte. Ob er nun zwar bey diesen Fürsten einen schweren Stand zu haben vorhersah / verließ er sich doch auf den Befehl seines Herrn / und auf sich selbst. Hertzog Jubil verfügte sich gerades Weges zum Hertzog Ganasch / Hohenstein aber zum Fürsten Catumer. Diesen

sen fand er in seinem Zim̃er einsam und schwermüthig. Hohenstein hatte nur die Schwelle überschritten / als der Fürst anfieng: Ob er ihm käme das Verbrechen zu sagen: warumb man einen Erb-Fürsten aus dem geheimen Rathe ausschlüße/darein man einem Frembden und einem Unterthanen den Eingang erlaubte! Hohenstein antwortete: Seine Ehrerbietigkeit gegen ihn wäre nicht geringer als sein Gehorsam gegen seinen Herrn; daher würde er sich nimmermehr unterstehen einen so schädlichen Werckzeug abzugeben. Seine Verrichtung aber würde nicht weniger seine Unschuld/ als des Hertzog Arpus Vorsicht rechtfertigen/ warumb er den Fürsten nicht so bald ihrer Bekümmernüs theilhaftig gemacht; Weil sie ihn am meisten angienge/ und daher ihm am empfindlichsten seyn würde. Catumer erholete sich hierüber/ und sagte: So solte er ihm denn ohne ferneren Umbweg solches länger nicht verschweigen; weil der verborgene Vorschmack eines Ubels allezeit unleidlicher wäre / als das Ubel selbst. Hohenstein antwortete: Es wäre leider grösser/ als die Beysorge es ihm fürbilden könte. Denn es hätte eines zauberischen Weibes Boßheit die unvergleichliche Fürstin Adelmunde in einen solchen Zustand gesätzt/ daß sie ihn zu heyrathen nicht mehr fähig wäre. Catumer fuhr hierüber auf: Was für einen blauen Dunst wil man mir für die Augen mahlen? was für ein Laster weiß die Verläumbdung der tugendhaftesten Fürstin in der Welt anzutichten; von welcher ich erst für wenig Augenblicken ein eigenhändiges Zeugnis ihres Wolstandes und ihrer Treue empfangen habe. Es wäre dis der erste Streich derselben Diener/ welche ihrem Herrn zu Kopffe wachsen wolten; daß sie den Lasterhafften die Pforten der Ehre öffneten/ für Tugendhafften aber die des Hofes versperrten. Hohenstein aber verhörte dis als eine ihn nicht angehende Beschuldigung / und sagte: Wolte Gott! die tugendhaffte Adelmunde wäre so frey von Gebrechen des Leibes als des Gemüthes. Sie trägt leider ohne ihre und der Natur Schuld was an sich/ was sie nicht weiß/ und/ wenn wir es nicht wüsten/ unser und Catumers euserstes Unglück wäre. Wir sind aber dem göttlichen Verhängnisse hoch verbunden/ daß er es uns hat lassen zur Wissenschafft kommen. Catumer konte es gar nicht begreiffen/ und daher stieß er nicht ohne Ungedult aus: so lasse man mich doch auch dis seltzame Ubel wissen/ welches durch die Wissenschafft seine Schädligkeit verlieren soll; da sonst die Unwissenheit der Ubel und der Gefahr insgemein ein Theil der Glückseeligkeit und ein Mittel des Heiles ist. Hohenstein wolte nicht länger hinter dem Berge halten/ sagte ihm also: daß die zaubrische Astree Adelmunden unfruchtbar/ und hiermit zu ihrer höchsten Bestürtzung und gantz Deutschlandes Unheile ihrer beyder Heyrath zu Wasser gemacht hätte. Catumer erblaste/ erstarrte und verstummte hiermit auf einmal/ konte sich auch nicht erholen/ sondern ließ Catumern stehen/ und verschloß sich in sein innerstes Gemach/ in welchem er/ nach dem er aus seiner Gemüths-Verwirrung nur ein wenig zu sich selbst kam/ mit den Anfechtungen der Liebe und der Staats-Klugheit so viel zu kämpffen bekam/ daß er sich aus solcher Verwirrung nicht auszuwickeln wuste.

Mitler Zeit kam der Hermundurische Fürst zum Chaucischen Hertzoge/ und sagte ihm: daß die Wolfahrt Deutschlandes und die Ehre seines Hauses erforderte Astreen wegen eines grausamen Lasters/ dessen er sie im Augenblicke überzeugen wolte/ für sich zu erfordern/ und bey ihrer Erscheinung augenblicks Anstalt zu machen all ihr Geräthe zu versiegeln. Dem Hertzoge Ganasch kam zwar dis bedencklich für/ weil er aber wegen des mit Cariovalden gepflogenen Verständnüsses Zeither ein argwöhnisches Auge auf Astreen gehabt hatte/ und gegen dem Hertzoge Jubil nicht gerne einig Miß-

trauen blicken lassen wolte/ befahl er alsbald Astreen zu erfordern. Diese war in ihrer Boßheit schon so abgehärtet/ daß ihr Gewissen mehr keine Regung fühlte/ und daher fand sie sich mit lachendem Munde und freudigem Geiste ins Zimmer ein. Hertzog Jubil fragte sie alsofort: wie lange es wäre/ daß sie vom Fürsten Cariovalda das letzte Schreiben bekommen hätte? bey dieser Frage schoß Astreen derogestalt das Blat/ daß ihr Antlitz alle Röthe/ und ihre Zunge die Sprache verlohr; also dieses ihrer Frechheit sonst ungewohnte Schrecken sie auch beym Hertzog Ganasch eines bösen Gewissens schuldig machte. Nach einem langen Stillschweigen antwortete sie endlich: Sie hätte seit der Zeit/ daß Cariovalda dem Chaucischen Hause für unanständig wäre geachtet worden/ mit ihm keine Briefe gewechselt. Denn sie hätte allezeit für Klugheit geachtet sich nicht weniger der Unglücklichen zu entschlagen/ als im Spiele böse Karte wegzuwerffen/ weil das Unglück insgemein ein Kind und Laster der Thorheit/ dis aber nicht allein anfällig wäre/ sondern auch die Unart hätte/ daß mit einem ihrer hundert einschliechen. Jubil hielt für rathsam bey ihrer Bestürtzung mit Nachdruck auf sie zu dringen/ und dieser arglistigen Meisterin schlimmer Tücke nicht viel Lufft zu lassen/ zohe daher ihren Brief herfür/ und fragte: Ob sie solchen nicht für ihre Hand und Siegel erkennte? Astreen war dieses zwar ein Donnerschlag ins Hertz/ aber nach dem die erste Heftigkeit des unversehnen Sturmes vorbey war/ behielt sie wie die einmal von dem Froste bereifften Gewächse einerley Farbe; leugnete also mit frecher Gebehrdung beydes Hand und Siegel. Jubil brachte alsbald unterschiedene andere Briefe herfür/ und fragte: Ob sie denn auch in diesen ihre Schrifft und Petschafft leugnete? Astree ward hierüber aufs neue blaß; denn ob sie ihr zwar das mit Gefahr begangene Laster mit Hartnäckigkeit auszuleschen vermeinte/ stehet doch die Boßheit niemals auf festem Fusse. Insonderheit traute sie in diesen ihre Hand und Siegel nicht zu verneinen/ weil die Aufschrifft ihr zeigte: daß sie an die Hertzogin Erdmuth geschrieben waren. Jubil nam ihr Zugeständnüs alsofort für bekandt an/ hielt also den ersten Brief gegen diese; und sagte: Ob sie nunmehr ohne euserste Unverschämigkeit nicht bekennen müste: daß eine Schrifft so wie eines Menschen Auge/ oder ein Ey dem andern ähnlich wäre! Astree versätzte: die Boßheit der Menschen wäre in Nachmahlung anderer Hände so hoch gestiegen; daß einer selbst eine falsche Schrifft für seine eigene ansehen solte. Jubil aber begegnete ihr: Wenn diese Ausflucht gielte/ würde niemand mit seiner eigenen Hand/ welche in Rechten der kräfftigste Beweiß wäre/ überwiesen werden können. Weil sie aber die Aehnligkeit beyder Schrifften zugestünde/ wäre sehr verdächtig/ daß sie den ersten Brief geschrieben zu haben geleugnet hätte/ ehe sie ihn gelesen. Astree schützte für: weil sie an Cariovalden nie geschrieben/ hätte sie den Inhalt zu erforschen nicht nöthig gehabt. Aber/ sagte Jubil/ hätte sie doch nicht einst die Uberschrifft/ daß sie an Cariovalden lautete/ gesehen. Astree versätzte: Weil er sie bald anfangs umb die Briefwechselung mit Cariovalden befraget/ hätte sie kein anders von dem vorgezeugten muthmaßen können. Jubil fieng hierauf an: Weil denn deine Schrifft dich zu überweisen nicht genung seyn soll; so wollen wir das Siegel durch Aufdrückung deines eigenen Siegel-Ringes prüfen. Astree trug selbten am Finger/ und also konte sie sich nicht weigern selbten herzugeben; welcher sich denn in das gedrückte Wachs vollkommen schickte. Sie aber schützte für; daß sie schon für zwey Jahren einen verlohren hätte. Welchen jemand zu ihrem Nachtheile hätte mißbrauchen können. Aber Jubil hielt ihr ein: Was denn dis für ein grosser Künstler gewest wäre/ der den letztern dem ersten so gleich

hätte machen können; daß er keines Sonnen-Staubes groß vom vorigen verändert wäre! Astree warf zu ihrer Ausflucht ein: Auch das neue hätte ihr niemand nachstechen kōñen/ weil die Künstler so gar das aufgedruckte Wachs in Ertzt einzudrücken wüsten. Jubil aber hielt ihr ein: Woher sie diese Träume erweisen wolte? die am Tage liegende Warheit liesse sich auf diese Art nicht verfinstern/ und alle ihre Glieder würden die Boßheit ihrer Zunge verfluchen; daß sie durch unverschämte Verneinung der Warheit ihnen so viel Pein zuzüge. Hierauf ließ er auch die von ihr gefüllte Flasche Wasser herbringen/ mit beygesätzter Frage: Ob dieses nicht ihr Gemächte; und zu was für einem Laster selbtes bereitet wäre? Aber auch dis waren Astreen nie gesehene und gleichsam aus der Höle der Monden Berge hergeholete Dinge. Hertzog Ganasch hatte Zeither allein zugehöret/ nunmehr aber konte er seine Begierde Astreens Laster zu erfahren nicht mehr hinterhalten. Welchem denn Hertzog Jubil Astreens an Carievalda geschriebenen Brief mit diesen Worten einhändigte: Wolte Gott! ich dörffte einen so redlichen Fürsten nicht mit einem so grausamen Bubenstücke betrüben! Hertzog Ganasch erblaßte über diesem Schreiben/ und wäre mit den Worten: O höllische Unholdin/ Astree! gleich als er vom Schlage gerühret würde/ zu Bodem gefallen/ wenn ihn nicht Jubil noch gefangen hätte. Weil dieser sich mit jenem armte/ schlingete ihr Astree ein Tuch um den Hals/ und war bemühet sich zu erwürgen. Also hat nicht nur innerlich das Gewissen/ sondern auch in verzweifelten Wercken jedes Laster die Straffe der Boßheit in sich/ und sie hält es noch für Gewinn/ wenn sie das andern eingeschenckte Gifft auszutrincken das Glücke hat. Aber Jubil/ welcher den Hertzog Ganasch auf einen Stul brachte/ ward Astree gewahr/ und hinderte ihr verzweifeltes Vorhaben/ gab auch zugleich ein Zeichen/ daß die im Vorgemache aufwartenden Edelleute ins Zimmer kamen. Ganasch hatte inzwischen ein wenig Lufft geschöpfft/ befahl/ daß man die verfluchte Zauberin Astree mit Händ und Füssen in Fessel schlagen/ und den Schlüssel zu ihrem Gefängnüsse ihm selbst zur Versicherung einhändigen solte. Er selbst verfügte sich mit dem Hertzoge Jubil in ihre Zimmer/ bey welcher Durchsuchung sie nicht nur die in Astreens Schreiben angezogene Perlen und Opalen/ sondern auch gar noch eine gantz gleiche Flasche des verfluchten Wassers funden. Ganasch konte bey so gestalten Sachen am verübten Laster nicht mehr zweifeln; daher bemeisterte ihn der Schmertz so sehr/ daß er ihm die Haare ausrauffte/ mit dem Kopffe wider die Wand lief/ und von einem unsinnigen Menschen wenig unterschieden war. Bald schüttete er die grausamsten Flüche auf Astreen aus/ bald beklagte er das Unglück seiner so lieben Tochter/ bald sein eigenes Elend. Bald wandelten seine bösen Wünsche sich in Wüten/ seine Ohren waren gegen allen Trost verstopfft/ Hertzog Jubil hielte ihm zwar ein: die Verzweifelung als die letzte Raserey der unvernünfftigen Unglücks-Kinder stünden keinem ehrlichen Manne/ weniger Fürsten an/ und sie hülffe dem Unheile nicht ab/ sondern sie vergrösserte es/ und machte aus einem zwey. Er solte nicht vergessen/ daß er Ganasch wäre/ nemlich derselbe Hertzog/ der vielen ihr Unglück so kräfftig auszureden gewüst hätte. Es wären aber schlechte Aertzte/ die andere nicht sich gesund zu machen wüsten. Das thörichste Genesungs-Mittel aber wäre eine Bestürtzung/ die keine Hoffnung hätte. Alleine seine Brust kochte von den holen Seufzern/ die Augen aber waren versteinert/ daß sie mit dem Schmertze nicht eine Thräne ausschütten konten. Weil nun Hertzog Jubil mit dem Hippocrates einerley Meinung war/ daß man verzweifelte Leute nicht mit Artzney übereilen solte; überließ er zweyen seiner vertrautesten

sten Edelleute die Beobachtung des Chaucischen Hertzogs/ mit der Erinnerung: daß weil seine Ungedult aus einem grossen Geheimnüsse herrührte/ sie niemanden anders keinen Zutritt erlauben solten. Hiermit verfügte sich Hertzog Jubil an den Cattischen Hof/ und erzehlte dem Hertzoge Arpus; wie leider! Astree/ ungeachtet ihres Leugnens/ durch so viel handgreifliche Merckmaale ihres Lasters überwiesen worden/ und ihr vorgehabter Eigen-Mord an statt des Bekäntnüsses wäre. Dem Hertzoge Arpus und seiner Gemahlin wurden hierdurch aufs neue ihre Wunden aufgerissen/ und diese wolte nun fast in Thränen zerrinnen. Jener aber sagte: Es wäre dieser Zufall leider zwar ein grosses Unglück/ aber man müste aus einem nicht ihrer zwey machen. Adelmunde wäre deswegen von aller Welt würdig zu beweinen/ wie von denen vollkommensten Fürsten zu lieben/ aber von dem/ der einen Stamm fortpflantzen solte/ nicht zu heyrathen. Liebe wäre zwar das Siegel der Ehren/ aber nicht ihre End-Ursache. Daher ersuchte er den Fürsten Jubil/ er möchte dem Hertzoge Ganasch vernünfftig vorstellen: daß bey so gestalten Sachen Catumers und Adelmundens Heyrath ihren Fortgang nicht haben könte/ und dem Grafen von Hohenstein befahl er Catumern diesen seinen Schluß vernünfftig beyzubringen. Dieser machte die bisher stumme Fürstin Erdmuth redende/ daß sie anfieng: Werden wir aber nicht auf solche Weise unsern Sohn aller Vergnügung/ die unschuldige Adelmunde aber ihrer Ehre und Lebens berauben? Hertzog Arpus aber antwortete ernsthafft: Es wäre ein Urtheil der Wahnsinnigen ihm lieber an wolschmeckenden Sachen den Tod/ als an Rhabarbar sich gesund essen. Erdmuth verlohr hiermit das Hertze was ferner einzuwenden; verfügte sich aber dem Hohenstein zum besten zu ihrem Sohne/ und brachte ihm nichts wider die Warheit des Unglücks als den Vorschmack des väterlichen Schlusses bey/ durch welchen er so verwirret war/ daß er selbigen Tag und Nacht keinē Menschen/ und darunter auch den Grafen von Hohenstein nicht vor sich lassen wolte. Folgenden Tag ließ er ihn vor/ er war aber so verstellt/ daß niemand frembdes ihn für den sonst so freudig und freundlichen Fürsten angesehn hätte: Hohenstein gab sein Mitleiden über Catumers Traurigkeit zu verstehen/ und ersuchte ihn selbte zu mäßigen. Denn diese wäre eine der gefährlichsten Schiffbruchs-Klippen eines Fürsten. Catumer fragte: Ob es denn gewiß wäre/ daß Adelmunde von Astreen wäre unfruchtbar gemacht worden? Hohenstein antwortete: Sie leugnete es zwar/ aber Hertzog Jubil hätte mit solchen Gründen sie überwiesen: daß sie sich selbst hätte erwürgen wollen/ und Hertzog Ganasch sie in Band und Eisen schlüßen lassen. Hilf Himmel! Ist dieses wahr; wie mag man bey dem grösten Unglücke der Welt meinem Trauren Mängel ausstellen! Es ist ein grosser Irthum sich über dem nicht bekümmern/ was durch kein Mittel zu heilen wäre. Hohenstein versätzte: Hoffnung wäre des menschlichen Lebens Zehr-Pfennig/ und er hätte am Hertzoge Arpus einen so holden Vater/ welcher alle seine Sorgen zu Verminderung eines so grossen Unglücks anwendete. Catumer fiel ein: Was für eine Verminderung wäre wol in einem so unermäßlichen Ubel auszusinnen! Hohenstein gab zur Antwort: Freylich wol keine andere/ als wenn Hertzog Arpus mit dem Chaucischen Hertzoge ein freundliches Vernehmen träffe/ daß er mit der unglücklichen Adelmunde die Eh nicht vollziehen dörffe. Catumer fuhr hiermit auf: Was! wil man meine Bestürtzung durch ein so grausames Mittel in Verzweifelung verwandeln! Wil man nach verlohrner Hoffnung und Freude meiner Eh/ mir nun auch mit meiner Treue meine Ehre rauben/ und mit Adelmunden mir das Hertze aus dem Leibe reissen! Wil man

mich unglücklichē hierdurch nun auch zu einem Eydbrüchigen machen; welchen Hertzog Ganasch anzufeinden/ Adelmunde zu verfluchen/ die Welt zu verachten/ der Himmel zu verdammen das beste Recht haben würde. Hohenstein begegnete ihm: Catumer möchte doch kein schärffer Richter wider sich selbst seyn; als kein Mensch in der Welt wäre. Das Recht der Völcker stünde auf seiner Seite; die Billigkeit redete ihm das Wort/ und alle Chaucen würden bekennen müssen: daß ein Mann so wenig eine wissentlich unfruchtbare Braut/ als ein Weib einen unvermögenden Mann zu heyrathen schuldig; ja die zwischen solchen Leuten vollzogene Ehen ungiltig wären/ und ein unfruchtbar Weib mit gutem Fug verstossen würde. Dieses wäre Bürgern ja dem Pöfel verstattet/ wie solte es denn Fürsten unanständig seyn/ da die Fortpflantzung ihres Stammes die Wurtzel der allgemeinen Wolfahrt wäre. Catumer brach ein: dis möchte vielleicht noch verantwortlich seyn/ wenn eine schon für ihrer Eh-Versprechung unfruchtbar gewest/ und wissentlich diesen Gebrechen verschwiegen hätte. Was aber hätte der vollkommenen Adelmunde bey ihrer Verlobung gemangelt? Wäre diese tugendhaffte Fürstin nicht an diesem Unglücke unschuldig? daher erkennete er sich in seinem Gewissen überwiesen/ von der Tugend verurtheilt: daß er Adelmunden heyrathen/ oder den Verlust seiner Ehre und Unglücks ihm auf den Hals ziehen müste. Daher solte sich Hohenstein wol bedencken/ daß das Hertze seines Vaters/ welches er zu besitzen das Glück hätte/ ein Siegel Ring Gottes wäre/ welches man durch Einrathung etwas unrechten nicht versehren solte. Es wäre ein Kennzeichen eines untreuen Dieners/ wenn er dem Unrechte und den Lastern eine Farbe des Rechtes und der Tugend anstriche/ oder den Fürsten beredete: Weil die Frömmigkeit allzu schwer drücke/ wäre es nicht nöthig/ daß er so gar fromm wäre/ sondern vielmehr genung/ wenn er nur nicht euserst böse wäre. Jhm wäre nicht unbekandt/ daß wol ehe Diener ihre Fürsten beredet; es gielte gleich: ob sie für sich selbst sich mit der Tugend überladen wolten oder nicht; es wäre genung/ daß sie vom Volcke für tugendhafft angesehn/ und nur die Unterthanen dazu angeleitet würden; gleich als wenn die Perlen einer Magd anständiger/ als einer Königin wären. Er wüste den Grief wol/ damit etliche alle gute Gesätze vertilgten/ wenn sie nemlich als das oberste Gesätze Fürsten vorbildeten/ ihre Hoheit überflüge allen Zwang der Gesätze; und das oberste Königs-Gesätze wäre: daß einem Fürsten alles gefällige zuläßig/ hingegen seiner unumbschränckten Gewalt abbrüchig wäre; wenn er von seinem Vorhaben Rechenschafft thun; und mit was anderm als dem Degen seine Schlüsse rechtfertigen solte. Alleine wie solche Leute viel ärger wären/ als die/ welche in einem Lande Brunnen und Flüsse vergiffteten; Sintemal nichts in der Welt ist/ dessen Gewalt zu schaden und zu nutzen sich so weit erstrecket/ als ein Fürst; also wäre kein so schmählicher Tod zu ersinnen/ den solche Rathgeber nicht verdientē/ derer keiner auch noch nie der Rache des Himmels/ des Volckes und der Hölle entkommen wäre. Hohenstein zohe hierüber die Achseln ein/ und sagte: Er hätte sich so böser Diener nicht anzunehmen/ welche er selbst so sehr haßte/ als er seinem Hertzoge redlich zu dienen und treulich zu rathen sich jedesmals beflissen hätte. Daß Fürst Catumer Adelmunden nicht heyrathen könte/ wäre seines Herrn Vaters weise Vorsorge/ und er seinen so wolgemeinten Willen fürzutragen befehlicht. Dieses hätte er müssen befolgen/ ob er schon die Unannehmligkeit dieses Vertrags vorher gesehen. Denn Diener/ welche nichts reden wollen/ wordurch sie ihren Fürsten aus der Wiege werffen könten/ wären Heuchler/ welche für den eitelen Wind der Gewogenheit/ des Fürsten und des Volckes Wolstand in die Schantze schlügen. Jhr gantzes Absehen bestünde darauf dem Fürsten zu gefallen; und

durch ein geheimes Verständnüs mit seinen Begierden sich bey ihm einzulieben/ oder vielmehr seines Geistes sich zu bemeistern. Daß er hernach keinen andern Rathgeber höre/ oder auf seinen einmal gefaßten Meinungen feste stehet/und sein selbst nicht mächtig ist; sondern sich dem Willẽ solcher Sachredner der Wollust gäntzlich unterwirfft; welche denn wider die Tugend mehr ausrichten/ als die Wollust selbst/ da sie auf dem Scheidewege den jungen Hercules zu verführen sich vergebens bemühte. Alleine diese Art zu rathen ließe weder seine Ehre noch sein Gewissen zu. Zwar wäre er nicht aus der Schule des Zenon/ welcher alle Ergetzligkeit verwürffe/ und denen so viel sauere Schleen zu verdäuen habenden Fürsten keine Wollust gönnte. Die Königs-Blume die Rose hätte so viel Anmuth als Dörner; und wäre ein Mensch in der Welt/ so wäre er es/ der dem tapfferen Fürsten Catumer das Besitzthum Adelmundens wünschte; als in welcher die vereinbarte Schönheit und Tugend dennoch umb die Oberhand kämpfften. Aber er solte nur selbst behertzigen: daß Fürsten schon in Mutter-Leibe eine andere Braut angetrauet würde/ nemlich sein Reich. Dieses und der Fürst machten eine richtige Eh. Dieser wäre Mann/ jene Frau/ gegen welcher seine Gemahlin nur für ein Kebs-Weib zu achten/und wenn sie der ersten im Wege stünde/ der Ehscheidung unterworffen wäre. Insonderheit wäre derselbe Fürst nicht für verehlicht zu halten/ der seinen Nachfolger nicht wüste/ und der nur ein halber Fürst/ der keine Erben zu hoffen hätte. Diese wären die rechten Schutz-Gatter einer Herrschafft; ohne welche sich Diener und Unterthanen nach fremder Sonnen für der Zeit umbsähen/ und alle Nachbarn auf solch Land Augen und Ohren spitzten. Es wäre arg genung: daß insgemein Fürstliche Häuser mehr/ als gemeine Mangel an Erben hätten; oder die sie gleich hätten/gleichsam mehr als der Pöfel dem Gesätze der Sterbligkeit unterworffen wären. Man hätte Beyspiele: daß in drey Jahre sieben/ und mehr Reichs-Erben verloschen wären; und in dem doch so fruchtbaren Deutschlande wären in hundert Jahren zehn Fürstliche Geschlechter gar ausgestorben. Wie würde denn Fürst Catumer gegen seine Catten und die Nachwelt verantworten: daß er wissentlich seinen Staṁ durch eine unfruchtbare Eh ersteckẽ wolte? welcher ohne dis auf so wenigen Augen bestünde. Würde er sich nicht mit der übelen Nachrede belästigen: daß er dem verhaßten Adgandester die Herrschaft über die Catten in die Hände spielen wolte? Niemand würde die Heyrath mit Adelmunden für eine rechtschaffene Eh gelten lassen/ welche von der Natur zu Fortpflantzung der Geschlechter gestifftet wäre. Jedermann würde sie als eine unvernünfftige Vergehung schelten. Deñ was wider die Ordnung der Natur lieffe/ könte der Richtschnur der Vernunfft nicht gemäß seyn. Catumer seuffzete hierüber etliche mal aus dem innersten Hertzen/ und stieß diese Worte heraus: Warum sehnet sich deñ jedermann ein Fürst zu seyn/ wenn wir uns den Zahn der Vergnügung ausschlagen müssen/ welchen gemeine Leute nach ihrer Lüsternheit sättigen mögen? Nein sicher! es ist vergebene Müh das von dem Verhängnüsse angezündete Feuer gegen Adelmunden in meinem Hertzen auszuleschen; und eine Unbarmhertzigkeit mich zu Verlassung dessen leiten wollẽ/ ohne welches ich nicht leben kan. Und wer weiß/ ob der gerechte Hiṁel über die Tugend der Boßheit so viel verhängt habe; daß sie durch ihre Zauberey Adelmunden was habe schaden köñen! Alles bestehet auf blossen Muthmaßungen. Zumal da Astree ihr Laster leugnet; dessen sich liederliche oder gewinnsichtige Leute wol ehe ohne Grund zu rühmen pflegen. Uberdis hat Frömmigkeit mehrmals Schlangen ihr Gifft/ und bösen Kräutern ihre Schädligkeit benoṁen. So lange nun die Würckung der angegebenen Boßheit nicht völlig erwiesen; so lange wird uns Hertzog Ganasch mit Rechte beschuldigen: daß wir an dem/ was wir ihm heilig versprochen/ wären

Bundbrüchig werde. Diesemnach solte er dem Hertzoge Arpus vernünfftig für Augē stellen: daß es so wenig recht als ihm möglich wäre Adelmunden so schimpflich zu verlassen; es liesse sich nicht alles auf Schrauben der Staats-Klugheit bauen/ sondern in zweifelhafften Dingen es der Göttlichen Versehung heimstellen/ welche durch einen unverhofften Zufall offt Rath schaffte/ wo die menschliche Weißheit im blinden tappte/ oder alles für verspielt schätzte. Hohenstein nam für dißmal Abschied/ und versprach dem Hertzoge Arpus alles Haar-klein vorzutragen; allein es solte auch Fürst Catumer nicht seinen Willen mit der ersten Meynung sich so gar einnehmen lassen; daß er nicht seiner eigenen Wohlfarth und seiner treuesten Freunde Rathe keinen Raum mehr übrig liesse. Beyde schieden mit nicht geringer Schwermuth von einander. Denn Gespräche von solcher Wichtigkeit sind Speisen/ an welchen die stärckesten Magen genung zu verdäuen haben. Unterdessen ließ Hertzog Jubil ihm angelegen seyn den Hertzog Ganasch in bessere Verfassung zu setzen/ welcher inzwischen so ferne zu sich selber kommen war: daß er sein Bekümmernüß/ umb selbtes nicht iedermann kund zu machen/ so viel möglich verbieß; ja es selbst für Adelmunden sorgfältig verhölete. Zweifels-frey aus dem Absehen: daß nicht nur Adelmunde sich hierüber für Leid in die Erde scharren/ sondern auch die Entdeckung sein Leid wie aufgerissene Wunden verärgern würde. Denn meistentheils fühlet man die Streiche des Glückes mehr in dem/ daß sie andern sichtbar sind/ als in den Schmertzen/ die man darüber leidet. Solches nun in der Enge zu halten/ nam Hertzog Ganasch und Jubil Astreen selbst für umb nicht so wohl die schon fest-gesetzte Wahrheit/ als ein Bekäntnüß von ihr heraus zu bringen. Nachdem ihr Jubil alle sie überweisende Umbstände für Augen gestellt/ fiel sie auf den Bodem ihnen zu Füssen/ und ehe sie ein Wort aufbringen konte/ netzte selbten mit einem Strome vieler Thränen; vielleicht in Meynung den durch ihr zauberisches Wasser begangenen Greuel durch das Saltz-Wasser ihrer Augen auszuwischen. Hierauf fieng sie an: Ich gestehe mein Laster/ ich habe den Brief geschrieben/ diese Kleinodien mich verblånden lassen/ dieses schädliche Wasser gekocht/ und gebe mich der grausamsten Straffen schuldig/ die iemals über Ubelthäter ergangen. Ich begehre nicht zu leben/ denn diß würde mir mit Erinnerung meiner Boßheit meine ärgste Straffe seyn. Eines aber habe ich/ nicht zu meiner Entschuldigung/ weil in so grausamen Lastern der Vorsatz wie die That bestraffet werden muß; sondern zu Adelmundens Wohlstande/ zu ihres Vaters Troste/ und zu ihres Bräutigams Vergnügung nicht zu verschweigen; daß mir die Götter selbst die Hände gebunden das Wasser Adelmunden nicht zu geben. Diese/ weil ich keinen Menschen habe/ müssen mir zeugen/ daß sie mich durch zwey nachdenckliche Träume von Vollziehung einer so schwartzen That abgeschreckt haben. Hertzog Jubil fuhr sie hierüber scharff an/ und sagte; Ihre Hand-Schrifft redete viel ein anders; und betrüge sie sich in ihren Gedancken gar sehr/ wenn sie ihr durch ersonnene Träume ihre gerechte Rache zu lindern träumen liesse. Astree aber antwortete: Sie verlangte keine gelinde Straffe/ sondern sie wünschte ein denckwürdiges Beyspiel gerechter Grausamkeit zu werden; daß sich die Boßheit der Welt und Nach-Welt an ihr spiegeln könte. Weil sie aber die Wahrheit anders nicht denen Beleidigten bewehren könte/ wünschte sie/ daß ihre Todten-Asche tausend Jahr in den Lüfften herumb getrieben und nimmer beerdiget würde/ daß ihr Geist als ein Schreck-Gespenste ewig herumb schwermen/ und ihre Seele aller verdamten höllische Quaal tausendfach ausstehen müste; wo Adelmunde von dem Wasser einen Tropfen in ihren Mund bekommen hätte.

Hertzog Ganasch befahl ihr die Träume zu erzehlen/ welches sie auch so beweglich that/ daß beyde Hertzoge einander ansahen/ und weil man ohne diß geneigt das angenehme zu glauben/ solches nicht mehr gantz für falsch hielten. Gleichwohl aber schalt Jubil ihre Erzehlung für handgreiffliche Lügen/ dräuete ihr mit der Folter die eigentliche Wahrheit heraus zu pressen. Astree versetzte: Sie hätte umb ihre Pein keine Sorge/ nur leid wäre es ihr/ wenn dadurch ihrer Zunge wider die Wahrheit was ausgepreßt werden solte/ welches dem Chaucischen Hause und Adelmundens Verehligung nachtheilig seyn solte. Sie hätte zwar Cariovalden geschrieben: daß sie Adelmunden das Gifft der Unfruchtbarkeit eingegeben; aber nur darumb/ daß sie für seine Geschencke etwas gethan zu haben ihn bereden wollen. Es wäre aber die lautere/ iedoch die glücklichste Unwahrheit. Darauf wolte sie leben/ darauf würde sie sterben. Hiermit ward sie wieder in Kercker gebracht und angefässelt. Sie war kaum weg als die Gräfin von Ortenburg als eine todte Leiche ins Zimmer kam/ und dem Hertzoge Ganasch andeutete; wenn er seine Tochter Adelmunde noch einen Augenblick wolte leben sehen/ hätte er Zeit zu eilen. Beyde Hertzoge folgten auf ihr Wort/ und fanden diese röchelnde Fürstin auf dem Bette ohne Regung und Vernunfft. Alles Kühlen und bestreichen mit stärckenden Wassern war Frucht-loß; biß der von einer edlen Jungfrauen hiervon benachrichtigte Fürst Catumer auch darzu kam. Dieser war einem Todten mehr ähnlicher als einem Lebenden/ und fast ausser sich. Daher er auch/ in Meynung/ Adelmunde wäre schon eine Leiche/ über sie fiel; sie küssete/ und hierdurch seine Seele gleichfalls auszuschütten und in seine Liebste zu giessen ihm vorsatzte/ entweder ihren Leib wieder zu beseelen/ oder sich ihr auch durch den Tod einzuverleiben. Wo nun Küsse iemals die Eigenschafft des Geldes haben/ daß offt einer für viel/ und viel nicht für einen gelten; so traff es gewiß allhier ein. Denn in gar weniger Zeit öffnete Adelmunde ihre Augen/ und ob sie ihr gleich wieder zufielen/ so ermannete sie doch Catumer noch durch einen Kuß/ und bewehrte dadurch; daß küssende Lippen was geistiges aus sich dampfen/ welches das geküßte lebhafft macht/ und seine Seele wie der Magnet Eisen/ und Agstein Spreu an sich zeucht. Sie regete ihren Mund/ weil er aber zum reden nicht Kräffte genung hatte/ redete sie desto nachdrücklicher mit den Augen/ und drückte zugleich gegen Catumern ihre Liebe/ gegen dem Hertzoge Ganasch ihr Hertzeleid/ gegen dem Fürsten Jubil ihre Schamhaftigkeit wegen empfangener Küsse aus. Uber eine Weile brachte sie doch das halb-verbrochene Wort Astree zuwege; welches dem Hertzoge Jubil und Ganasch schon genung war die Ursache ihres Zufalls zu wissen; weßwegen dieser ausser denen zweyen Fürsten alle Anwesenden aus dem Zimmer zu gehen willigte. Wie er aber Adelmunden umb solche fragte/ seufzete sie/ und reichte ihm einen in der rechten Hand feste verschlossenen Brief; darinnen er folgende Worte laß: Lasse dich nicht bereden/ Adelmunde/ daß eine zaubrische Astree einer solchen Gottheit/ wie du bist/ einigen Abbruch thun könne. Die Hölle selbst ist zu schwach dieselbe unfruchtbar zu machen/ welcher die Natur so viel Vollkommenheit beygelegt/ und die das Verhängnüß aus einem so edlen Stamme entspriessen lassen. Glaube viel mehr/ das weder Verläumbdung/ noch Staats-Klugheit/ noch einige menschliche Gewalt so vermögend seyn können/ den standhaftigen Catumer von der unvergleichlichen Adelmunde und Vollziehung unserer Eh abzuhalten/ solte gleich mein Stam darüber zu Grunde gehen. Denn es ist besser mit Ehren zu Grunde gehen/ als mit Schande sein Glücke und Geschlechte verewigen. Catumer ward alsbald gewahr/ daß diß sein Schreiben wäre/ und ihm wurden nunmehr die

Augẽ aufgesperrt/daß eben diß eine so gewaltige Veränderung in Adelmunden verursacht hätte; welche zarte Empfindligkeit in ihm die Heftigkeit seiner vollkommenen Liebe zwar nicht mehr vergrössern konte/ ihr Feuer aber doch mehr sichtbar machte. Denn er sahe Adelmunden aufs beweglichste an/ und sagte: Glaube/ meine Seele/ daß dieser mein Vorsatz nicht so wohl mit Tinte auf dis Papier/ als mit Blute in meine Seele unversehrlich geschrieben sey: daß Catumer ehe in sich als ein dürrer Ast an einem Baume vergehen/ als von Adelmunden sich trennen lassen werde. Adelmunde regte sich hierüber mehr als vorhin/ und Catumer bewehrte damit; daß wie das Licht der Sonne alles erstorbene in der Welt lebend macht; alles beseelte fortpflantzet/ also auch die Strahlen der Augen in der Liebenden Hertzen unbegreiffliche Süssigkeit und kräfftige Regung erwecke. Adelmunde regte hierüber ihre Hand/ ergrieff damit Catumers/ und küste sie so geschwind/ daß er es nicht verhindern konte. Weil sie aber die Aufmerckung des Hertzog Ganasch und Jubils gewahr ward/ überschüttete die Scham-Röthe in einem Augen-Blicke ihre blasse Wangen/ als wenn es mit Schnecken-Blute überströmet würde/ gleich als wenn ihr Antlitz eine zugleich Perlen und Purpur beherbergende Muschel wäre. Hierüber ward sie noch mehr verwirret/ und bemühet ihr Gesichte mit einem seidenen Tuche zu verdecken; aber Catumer fieng an: Sie möchte doch diese schöne Farbe als das Kenn-Zeichen ihrer Lebhaftigkeit und die Ursache seiner Vergnügung nicht so mißgünstig verbergen. Die Tugend gienge ja nie ohne Schamhaftigkeit auf/ wie die Sonne nie ohne Morgen-Röthe. Diese wäre eine Heroldin des Tages/ jene zarter Regungen und eine Wegweiserin/ welche Anleitung gäbe/ wo reine Liebe sicher einkehren könte. Denn sie hätte die Erbarkeit zur Mutter und die Ehre zum Vater. Wenn man ihr die Thüre öffnete/ folgten ihr alle Tugenden nach/ und alle Finsternüsse üppiger Regungen verstüben. Hertzog Ganasch/ welcher Adelmunden nun außer Gefahr sah/ und wohl wuste/ daß die Anwesenheit der Väter ihren Kindern nur eine Hinderniß freyer Unterhaltung wäre; ließ die Gräfin von Ortenburg ins Zimmer kommen/ und verfügte sich mit dem Hertzog Jubil in sein Gemach. Gegen diesen ließ er sich heraus: Er sähe aus Catumers Schreiben/ und hätte noch mehr aus seinen Worten und Geberden angemercket: daß Hertzog Arpus nicht nur zwischen Adelmunden und seinem Sohne die Heyrath zu vollziehen anstehen/ sondern auch diesem deswegen heftig zugesetzt haben müste. Welches bey ihm allerhand Nachdencken verursachte/ woher eigentlich die angestiftete Beunfruchtbarung seiner Tochter den Ursprung nehmen möchte. Sintemal ihm fast unglaublich schiene/ daß Fürst Cariovalda/ dessen Gemüthe ihm ziemlich bekandt wäre/ ein so schändliches Laster anzuspinnen fähig seyn solte. Es wäre diß das künstlichste Meister-Stücke der Boßheit/ eigene Laster auf frembden Schlag ausüben/ und eine der verschmitztesten Arglist/ selbte zum Vorwand seines verborgenen Absehens angewehren. Mit welchen Worten Hertzog Ganasch einen Zettel hervorsuchte/ darinnen er gewarnigt worden: Es würde am Cattischen Hofe über einer Heyrath zwischen Catumern und König Marbods Tochter und über Auffindung einer Ursache Adelmundens loßzu werden ins geheim gearbeitet/ also solte er wohl zuschauen; daß er mit seiner Hoffnung nicht einen blossen schlüge/ noch seine Tochter beschimpft würde. Hertzog Jubil erschrack über diesem Vortrage/ und sagte: Es wäre auf solche Schmäh-Briefe ungenennter Leute kein Glauben zu setzen/ und Hertzog Arpus viel zu redlich

und großmüthig/ sich so böser Künste zu gebrauchen. Cariovalden begehrte er unverhört nicht zu verdammen; gleichwohl aber wäre sein Brief unter Astreens Papieren gefunden worden/ dessen Schrifft Ganasch selbst für Cariovaldens Hand erkennet hätte. Dieses aber könte er freylich nicht leugnen; daß Hertzog Arpus/ als er vergewissert worden wäre/ Adelmunde wäre unfruchtbar gemacht/ sich nach überaus grosser Bestürtz- und Betauerung Adelmundens heraus gelassen hätte: Hertzog Ganasch würde bey so sehr verändertem Stande der Sache Zweifels-frey nicht begehren: daß sein einiger Sohn als Erb-Fürst der Catten eine unfruchtbare Gemahlin ehlichen solte. Nachdem aber Arpus hören würde/ wie betheuerlich Astree die Beybringung des Giftes läugnete/ würde er vermuthlich bald auf andere Gedancken kommen. Ganasch fieng an: Es wären ihm in dieser Verwickelung viel Dinge sehr verdächtig; also ersuchte er den Hertzog Jubil allen ihm verkleinerlichen Entschlüssungen des Cattischen Hofes vorzubauen/ und dardurch schädliche Zerfallungen beyder Häuser zu verhindern. Denn er würde nebst seinen Chauzen sich ehe mühen mit ihrem benachbarten Meere alle Catten zu ersäuffen/ ehe er einen seiner Tochter angefügten Schimpf nicht biß auf den letzten Blutstropfen rächen würde. Denn die Ehre wäre in seinem und der Chaucen Gemüthern eine grössere Gottheit/ als die Römer aus ihr gemacht hätten. Alle tapfere Völcker zügen sie aller Wollust/ allem Reichthume/ und dem Leben; die Chauzen aber auch ihren Kindern und der gemeinen Wohlfarth für. Diese wäre der Glantz und der Geruch/ der aus Ubung der Tugend hervor leuchtete/ und wie ein Balsam sich in alle ehrliche Gemüther der Welt zertheilte. In der Ehre bestünde allein das wahre Leben/ daran keine andere Thiere Theil/ vernünftige Menschen aber zu selbter/ umb dardurch ihr Wesen so viel edler zu machen/ einen unsäglichen Zug hätten. Weil sie ein unzertrennlicher Anhang der Tugend wäre/ würde sie billich über alles geschätzt/ was in dem Reiche des Glückes für hoch gehalten würde/ und daher hätte der keine Tugend/ keine Vernunfft/ sondern wäre sein eigener Feind/ und wider seine Kinder grausam/ der sein Leben nicht für sie auffsetzte/ und alles euserste dran wagte. Hertzog Ganasch redete seiner Gewohnheit nach solches mit einem so grossen Eiver; daß Jubil/ welcher aus dieser aufziehenden Wolcke viel Ungewitter besorgte/ darüber in grossen Kummer verfiel. Hertzog Ganasch erkundigte sich auch alsofort/ wo Cariovalda sich zur Zeit aufhielte/ und weil er vom Segesthes erfuhr/ daß er ihn an seinem Caßuarischen Hofe verlassen/ fertigte er noch selbigen Tag einen Edelmann mit denen zwey verschlossenen Brieffen des Cariovalda und Astreens/ sonder einigen andern Buchstaben an ihn ab. Hertzog Jubil gieng inzwischen mit sich selbst zu Rathe/ wie er in diesem wichtigen Wercke das Hefft recht fassen solte. Denn er verstand gar zu wohl/ daß meistentheils der glück- und unglückliche Ausschlag daran läge; ob man ein Ding beym rechten Stiele ergreiffe/ und ob man was zur Zeit oder zur Unzeit thu. Selbst der Verstand ist einmal thätiger und die Schönheit ansehnlicher als das andere mal; und in einer Stunde lässet sich ein Gemüthe mit einem Worte gewinnen/ dessen Hartnäckigkeit in einer andern durch die nachdrücklichsten Gründe nicht von seinem Stande zu bringen/ gleich als wenn ieder Augenblick seinen absondern Stern oder Unstern hätte/ und es mehr an der Zeit als der Klugheit gelegen wäre glücklich zu seyn. Diesemnach ließ er anfangs nur durch den Grafen von Hohenstein den Hertzog Arpus und seine Gemahlin zur guten Zeitung wissen; daß Astree zwar den Brief für

für ihre Hand erkennet/ aber mit gar glaublichen Umbständen und mit allen nur ersinnlichen Betheuerungen versichert hätte/ daß von dem schädlichen Wasser kein Tropfen Adelmundens Lippē berühret hätte; umb zu sehen/ was dieser Verschmack für Würckung nach sich ziehen würde. Es gieng aber hiermit/ wie mit einem Kraute/ aus welchem auf einmal die Biene was süsses/ die Natter was bitteres saugt. Denn die Hertzogin Erdmuth hörte diß mit Freuden/ und glaubte es so viel leichter; Hertzog Arpus aber sagte zum Hohenstein: Wenn Astree so wohl eine Närrin als eine Zauberin wäre/ wolte ich auch glauben; daß sie von der gemeinen Art der Ubelthäter abwieche/ nemlich ihr Laster gutwillig bekennte; allein er warff auch einen Argwohn auf den Fürsten Jubil/ als wenn er durch Verblümung der Unfruchtbarkeit wegen der ihm verlobten Fürstin Catta einen Weg zum künftigen Erbrechte bähnen wolte. Hohenstein verschwieg dem Hertzoge Jubil zwar das letztere/ nicht aber das erstere/ iedoch wuste Jubil aus diesem noch das beste zu saugen. Denn er gab dem Chaucischen Hertzoge an die Hand/ daß er Astreen in Anwesenheit Hohensteins auf die Folter spannen/ und ihre Aussage zu Ablehnung alles Verdachts/ als wenn jene nur ein scheinbarer Vorwand wäre/ durch Pein erhärten lassen. Hertzog Arpus hatte zwar nicht unbilliges Bedencken/ weil die Unerträgligkeit der Schmertzen offtmals nie gedachte/ weniger verübte Laster bekennet. Hertzog Jubil aber war der Meynung: Die Natur hätte dem schwächeren Geschlechte ein grösseres Vermögen Pein auszustehen als dem männlichen eingepflantzt/ vielleicht daß sie fähiger wären die Geburts-Schmertzen zu überstehen. Insonderheit hätte er es Astreen angesehen; daß sie in der ärgsten Marter eine zehe Wiete abgeben/ und eh die Schrauben des Folter-Pferdes brechen/ eh alle Bande zerreissen/ als sie was mehrers bekennen würde. Ungeachtet nun auf die in der Folter geschehene Bekäntnüsse oder Leugnungen wenig festes zu bauen wäre/ weil etlicher Zärtligkeit nach des Philotas Beyspiele mehr sagte/ als man verlangte/ anderer Verstockung aber sich von gethanen Ubelthaten durch eine hartnecktichte Verstummung reinigte; so würde es doch beym Hertzoge Arpus vermuthlich keinen geringen Nachdruck haben/ wenn Astree in der scharffen Frage erhärtete/ daß sie ihr Laster nicht vollbracht hätte. Wenn sie aber auch über Hoffen gleich was bekennte/ würde es doch als ein ausgepresstes Zugeständnüß niemand für eine unzweifelbare Wahrheit annehmen. Diesemnach ward der Graf von Hohenstein und Witgenstein/ welche beym Hertzoge Arpus das meiste galten/ erbeten/ und mit Astreen die Folter fürgenommen. Welcher Hertzog Ganasch/ ungeachtet er sonst eine lobwürdige Abscheue hatte Hinrichtungen der Verdam̃ten zu schauen/ deswegen beywohnte/ daß er durch Schärffe allen Verdacht Astreen zu heucheln von ihm ablehnete. Als Astree nun entblösset war/ fieng sie an: Ich habe in meinen Kleidern die nackte Wahrheit gesagt; soll ich nackt sie nun verhüllen? wie sie nun die Scharffrichter auf die Folter-Banck warffen/ und daran schwebende ausdehneten/ ihr die Huf-Eisen anschraubten/ fieng sie an: Es jammert mich meiner nicht/ die ich diß/ und ein mehrers/ als ihr mir anthun könnt/ verdienet habe/ aber der unschuldigen Adelmunde/ die ihr durch meine Peinigung zu einer gebrechlichen Fürstin machen wollet. Hierauf peitschten sie die Hencker mit Ruten/ daß alle Glieder von Blute troffen/ Astree aber behielt die völlige Gewalt

nicht nur über ihre Zunge/sondern auch ihre Seufzer/ob ihre Finger gleich mit Schrauben zerquetschet / und ihre Fuß-Solen mit geschwanckten Stecken aufs grausamste geprügelt wurden / ja sie fieng gleichsam als eine schlafende sich zu stellen. Hohenstein fieng hierüber an: Bist du/ verstockte Unholdin / ein nichts fühlender Stein / oder eine Zauberin? Sehet nach; ob die verstockte ihr wie Anaxarchus die Zunge abgebissen habe / daß sie nicht reden kan. Astree fieng an: Zu was Ende soll ich reden? Mich kan ich nicht vertheidigen. Denn ich bin aller Tode schuldig; Adelmunden kan ich nichts verkleinerliches aufbürden/denn sie ist die vollkommenste Fürstin in der Welt. Warlich / bildet euch nur ein / daß ich eine Schülerin des Pythageras bin; und daß das Stillschweigen / wenn es der Wahrheit zum besten komt / etwas göttliches sey. Hiermit ward befohlen sie mit brennenden Pech-Fackeln zu brennen; worauf sie zu winseln / und über eine Weile zu reden anfieng: Lasset nach / ich wil bekennen. Als diß geschahe / sagte sie: Ist iemand unter euch / der der unschuldigen Adelmunde an Hals wil; so sagt mir / mit was für einem Laster ich sie beschwärtzen soll/wie ihr mich mit diesem schwartzen Feuer zur Kohle macht. Soll sie eine Zauberin / oder eine Ehbrecherin seyn? Denn / wenn ich sie schon der Unfruchtbarkeit beschuldigte; würde doch der neundte Monat nach ihrer Verheyrathung mich zu einer Lügnerin machen. Hertzog Ganasch befahl die Pein zu schärffen; daher sie mit glüenden Blechen gebrennt ward. Astree winselte erbärmlicher als vorhin / und fieng an: Tödtet mich/oder sagt; was ich für Laster mehr begangen haben soll. Ich bin eine Ehbrecherin / ich habe mir Kinder abgetrieben / und gebohrne ermordet. Auf Adelmunden wolte ich euch zu Gefallen gerne was bekennen; ihr wißt ja / daß wie lebende dessen / der sterben muß / also ein sterbender nicht der Lebenden schonet / ja ins gemein auch die Unschuld beschuldigt. Aber auf Adelmunden weiß ich nichts glaubliches zu ersinnen/ und den sinnreichsten Henckern soll ehe die Krafft mich zu quälen/mir auch ehe der Athem/ als der Vorsatz mangeln die von mir ohne Noth so sehr beleidigte Fürstin Adelmunde ietzo durch Zwang mehr zu verunehren. Meynet ihr daß ich eine Griechin / alle Griechen aber verzärtelte Weichlinge seyn? Solte ich für die Unschuld der tugendhaftesten Adelmunde nicht so viel Geduld haben/ als der Griechische Knabe/ der umb des grossen Alexanders Opfer nicht zu stören/ an dem glüenden Rauch-Fasse seinen Arm biß aufs Bein ohne Zucken verbrennte. Hohenstein fuhr sie an: du Verruchte sollst nichts auf unschuldige/sondern dein eigen zugestandnes Laster bekennen; und Hertzog Ganasch befahl / sie solten nunmehr die glüenden Zangen brauchen. Mit diesen ward sie zerrissen / daß sie ohnmächtig ward/ Ganasch aber ließ sie mit Weine kühlen und verblasen. Als Astree sich erholete / fieng sie an: Grausame Richter / macht ihr mich todte wieder zu dem Ende lebendig; daß ich die lebhafte Adelmunde mit Lügen tödten soll. Meynet ihr nicht/daß ich so viel Hertzens als mein Landsmann Hiperides habe; der in der Folter seine abgebissene Zunge zerkäuete/daß er dem Wütterich Antipater nichts zum Nachtheile seines Vaterlandes bekennen dorffte? Die Hencker fuhren ihr hierauf mit glüenden Zangen an ihre Brüste; sie aber reckte nach einem grausamen Geschrey ihre Zunge weit aus dem Halse und fieng an: Was brennt ihr meine Brüste / die Brunnen und Sinnen-Bilder der Fruchtbarkeit / weil Adelmunde nicht unfruchtbar ist! Brennet meine Zunge; daß ich sie durch lügenhafftes

Bekäntnüß nicht mißbrauche; wie sonst die Zunge wegē ihrer Schlipfrigkeit gebrennt wird. Wolte Gott/ ich hätte eine verschwiegene Zunge der Fische/ umb selbte auch sterbende nicht zu mißbrauchen. Ach! aber leider! ich bin für Schmertzen derselben nicht mehr mächtig! Alleine ist der nicht sein eigen Mörder/ und ein Beleidiger der Götter/ der aus Zärtligkeit und Pein ein falsches Laster bekennet/ und der ein noch ärgerer Ubelthäter/ der einem unschuldigen in der Folter was verkleinerliches antichtet? Verführischer Cariovalda! Verfluchter Bataver! Wolte Gott/ du wärest damals stum̃/ und ich taub gewest! Ihr Götter/ verleihet mir aber nunmehr/ da meine Richter taub sind/ stum̃ zu seyn! Göttliche Adelmunde; was soll ich dir sterbende für ein Versöhn-Opfer liefern? Mein Blut! diß ist zu befleckt. Mein Fleisch! diß ist schon eine stinckende Kohle! iedoch haben die Menschē durchgehends den Göttern nichts bessers zu liefern als Rauch von brennenden Wiedern und Tauben. Verlangest du meine Seele? die ist zu unrein/ und die Hölle hat schon auf sie ein Vor-Recht. Meine Reue und Zunge ist allein noch übrig. Alleine/ wenn jene sich mit unserm Opfer-Rauche vereinbaret/ und aus dem Hertzen die Flamme der Liebe darzu schlägt/ erleuchtet Gott mit dem Lichte seiner Barmhertzigkeit die Finsternüß unser Seele/ und das stinckende Unschlit unser Farre ist ihm ein süsser Geruch. Vergnüge dich daher an den Brändē meines zerfleischten und versengeten Leibes. Nachdem auch die Zungen dem Mercur und andern Göttern gewiedmet sind/ und zum Opfer dienen/ so nim̃ sie von mir zur Versöhnung an; und so offt du die schädliche Verrätherey meines Gemüthes verfluchest; so oft rühme an meiner Zunge das nützliche Stillschweigen. Hiermit biß Astree ihr die Zunge ab/ zerkäuete sie im Munde/ und spie zugleich Blut/ Zunge und Seele aus. Niemand war/ der sich nicht über Astreens Beständigkeit verwunderte/ und ihre Außsage für wahr hielt/ daß Adelmunde nicht von ihr wäre unfruchtbar gemacht worden. Hertzog Ganasch befahl Astreen auf einer dürren Küh-Haut aus Mattium zu schleppen/ und daß ihr ihre Träume wahr würden/ mit sambt ihren Perlen an einen Baum aufzuhencken. Hohenstein gerieth nunmehr auf gantz andere Gedancken und den Vorsatz seinem Hertzoge alles Bedencken wegen Adelmundens Unfruchtbarkeit auszureden. Witgenstein verfügte sich auch alsofort zur Hertzogin Erdmuth/ und erzehlte ihr umbständlich so wohl Astreens zwey Träume/ durch welche die göttliche Versehung Adelmundens Unglück wunder-würdig abgewendet hätte/ und ihre merckwürdige Verschwiegenheit in der Folter. Sie hörte es mit höchster Freude/ und brachte beydes unverzüglich dem Hertzoge Arpus bey/ welches der dazu kommende Hohenstein bestätigte. Arpus aber hörte es/ sonder einiges Zeichen der Freude oder anderer Gemüths-Regung von sich zu geben. Gleichwohl aber hatten sie alle noch Hoffnung/ Arpus würde sich noch wol geben/ und Jubil rieth der Hertzogin: sie solte ihm zu Verrauchung seiner Schwermuth Zeit lassen. Denn gewisse Gemüther wären so geartet: daß sie eine Zeitlang nichts anders als nein sagen könten/ und durch Einhaltung der vernünfftigsten Ursachen nur mehr widerwärtig gemacht würden. Daher müste man der Zeit/ bis sie in einer guten Laune wären/ erwarten/ und so dann zu Erreichung seines Zweckes weder Vorsicht noch Bescheidenheit verabsäumen. Es hätte so wol Zwirbelwinde in menschlichen Gemüthern als auf dem Meere/ und Sturmwinde im Willen. Daher müste man beyderseits die Segel abwerffen/ stille sitzen/ und die Unruhe/ wie getrübte Brunnen sich von sich selbst ausklären lassen.

Sintemal durch unzeitige Mittel ein Ubel ehe verärgert/ als gedämpfft würde/ und es so grosse Wissenschafft eines Artztes wäre Artzneyen ein zuschlüßen/ als auszugeben. Inzwischen kriegte Adgandester hiervon Wind. Denn wie war es möglich/ daß an einem Hofe dis/ was sieben Menschen wusten/ verborgen bleiben konte/ sintemal Höfe rechte Wachthürme sind anderer Vorhaben auszuspüren/ allwo die allgemeine Begierde in der Fürsten Geheim-Stuben zu sehen die Heimligkeiten so übel verträgt/ und die/ welche sich selbte zu verdrücken am meisten bemühen/ sie am ersten durch übrige Sorgfalt verrathen/ insonderheit aber Adgandester ein Meister in solcher Ausfischung war/ und hierzu keine Mittel sparete/ welche von einem Fürsten und Botschaffter nicht nützlicher angewehret werden können. Weil nun Adgandester unterschiedene leere vom Marbod aber unterschriebene Papiere hatte; schrieb er nach seinem Wolgefallen alles darauf/ was den Hertzog Arpus aufs Seil zu führen dienlich war/ ob schon Marbod nichts davon wuste/ noch Adgandester zu bewerckstelligen willens war. Für itzt fertigte er in Marbods Nahmen ein Schreiben/ darinnen er seinem Sohne Catumer/ wenn er seine Tochter Adelmunde heyrathete bis er mit der Zeit alle seine Länder erbte/ alles was er zwischen der Mulde/ Eger und Nab besäße/ abtreten/ bey der Geburt des ersten Kindes ihm alle seine Unterthanen die Erbholdigung leisten/ auch mit den Catten und Cheruskern einen ewigen Schirm-Bund wider die Römer aufrichten wolte. Damit auch Adgandester diesem Betruge mehr Nachdruck gäbe/ vermischte er seine Vertröstung mit höfflichen Dräuungen/ daß/ wenn so vortheilhaffte Erbietungen verschmähet würden/ König Marbod es für die schimpflichste Verachtung anziehen/ und sich wider die für ihm solche Abscheu habende Catten durch ein Bündnüs mit den Römern in Sicherheit setzen müste. Nach dem nun ihrer wenig uns helffen/ alle aber schaden könten/ so gar daß der Adler in Wolcken oder in der Schoß Jupiters nicht sicher wären/ solte man nicht leichte mit einem Schwachen/ am wenigsten mit einem so mächtigen Könige zerfallen/ noch durch Geringhaltung gute Freunde zu ärgsten Feinden machen. Ihm wäre die Tapfferkeit der Catten nicht unbekandt/ und so lange das Bündnüs mit den Cheruskern hielte/ hätten sie sich für der gantzen Welt Kräfften wenig zu fürchten. Aber wie vielen Anstößen wären die Bündnüsse unterworffen/ und viel Hasen würden endlich auch der Hunde mächtig. Wie nun die/ welche wenig oder nichts wären/ ihnen das meiste einbildeten; also wäre es eine grosse Klugheit der Vermögenden/ wenn sie ihren Kräfften was weniger zutrauten / und mit ihrem Geschoße umb desto gewisser nicht zu kurtz zu schüssen etwas über dem Ziele abkämen. Wie nun Hertzog Arpus sich durch eine solche Verbindung mit dem Marbod in ewige Sicherheit/ und in grosses Ansehn in der gantzen Welt setzen würde/ also ereigneten sich solche Gelegenheiten sein Hauß mehr als zweyfach zu vergrößern in fünffhundert Jahren kaum einmal/ welche mit einem male nicht auf ewig versäumt werden müsten. Wiewol nun dem sonst so vorsichtigen Hertzoge Arpus Adgandesters Anbieten seiner Größe halber hätte verdächtig seyn / und/ weil es nicht nur durchgehends in der Welt viel Tieffen/ absonderlich in Verrichtungen der Staats-Leute hat/ sondern auch Marbods künstliche Streiche und Adgandesters Arglist niemanden verborgen waren/ er keinen Schritt ohne das Bleymaaß in der Hand/ und wenn er nicht Grund fühlte/ hätte fortsetzen sollen; so ließ er sich doch durch solche güldene Berge derogestalt einnehmen: daß in seinem Hertzen kein Glaube dessen mehr Raum hatte/ was ihm gleich Erdmuth/ Hohenstein/ Witgenstein und endlich der Hermundurer

Hertzog Adelmundens halber einreden wolten. Die boßhaffte Sentia brachte mitler Zeit einen allgemeinen Ruff von Adelmundens Unfruchtbarkeit aus/ daß die Catten sich über ihrer Ehlichung anfangs in Gesprächen sehr schwürig erzeigten/ hernach gar durch einen Barden im Nahmen des gantzen Volckes ihrem Hertzoge eine Bittschrifft einhändigen ließen: er möchte durch Catumers Heyrath seinen Stamm nicht dem Untergange/ sein verwayseetes Volck aber frembder Herrschafft nicht in Rachen stecken. Die Hertzogin und Catumer mühten sich zwar dieses falsche Geschrey durch bessere Nachrichten zu dämpffen; aber unter hundert wolrüchenden Kräutern sticht ein stinckendes für/ und übele Nachrede wird meistentheils der Warheit Meister. Mitler Zeit fand sich auch der Bataver Fürst Cariovalda zu Mattium ein/ und ließ durch den Grafen von Delmenhorst dem Hertzoge Ganasch beybringen: Er wäre über so schwartzem Laster Astreens erstaunet/ über seiner fälschlichen Einmischung aber bey nahe zum Steine werden. Seine und seines Geschlechtes Ehre erforderte solchen Schandfleck/ solte es auch mit vielem Blute geschehen/ von sich abzuwischen. Weil er aber keinen gerechtern Richter in der Welt wüste/ als den/ welcher guten Fug hätte sein Ankläger zu seyn/ nemlich den Hertzog Ganasch; hätte er kein Bedencken gehabt sich selbst in seine Hände zu liefern. Die Unschuld ließe sich unschwer vertheidigen/ und seine Sache wäre so gerecht/ daß auch seine Feinde ihn nicht verdammen könten. Denn er hätte an so grausames Laster nicht gedacht; und die Heftigkeit der Liebe gegen Adelmunden/ welche er unerloschen mit zu seinem ewigen Grabelichte in die Erde nehmen würde/ müste seiner Unschuld Zeuge und Vertheidigerin seyn. Sein hertzlicher Wunsch wäre gewest Adelmunden den Himmel zuzuneigen/ sein Wille sie als seine Gottheit zu verehren/ und seine Hoffnung wäre noch nie verschwunden gewest/ durch sie der Bataver Fürsten-Stamm zu verewigen. Wer vernünfftiges wolte sich nur von ihm eine so verfluchte That bereden lassen! der selbstständige Argwohn würde ihn außer Verdacht/ und die beschämte Verläumbdung zu Ehren sätzen müssen. Der ihm vom Hertzog Ganasch überschickte und in seinem Nahmen an Astreen lautende Brief wäre eine in der Hölle erfundene Falschheit; daran außer der angekleibten Unterschrifft nicht ein Buchstabe seine; und der welcher ihn überbracht ein höllischer Geist kein Bataver gewest wäre. Ihm wäre nur leid/ daß die Unholdin Astree nicht mehr beym Leben wäre/ daß er sie theils als eine Zeugin seiner gegen Adelmunden tragenden hertzlichen Liebe fürstellen/ theils durch ihre Bekäntnüs überwinden könte/ daß sie mehr durch seine Einflechtung/ als durch das Laster selbst sich besudelt hätte. Alleine diese Vertheidigung bestünde nur in Worten/ dem Hertzoge Ganasch aber wolte er seine Unschuld durch den Augenschein beglaubt machen. Weil Hertzog Ganasch über denen bey dem Cattischen Hofe sich ereignenden Schwerigkeiten ohne dis verdrüßlich war/ erhielt der Graf von Delmenhorst beym Hertzog Ganasch für den Fürsten Cariovalda so viel leichter Verhör. Dieser wuste allem/ was er vorhin durch den Delmenhorst vortragen lassen/ einen mehrern Nachdruck zu geben/ insonderheit die alte Verträuligkeit zwischen dem Chauceischen und Batavischen Hause heraus zustreichen. Wie nun alle Dinge in der Welt einen innerlichen Trieb hätten ihrem Ursprunge gleich zu werden/ so gar/ daß die gezeichnete Bäume ihren Blättern und Früchten ihr Merckmal einflößeten/ die aus einem verreckten Stiere entsprießenden Bienen an ihnen sein Bildnüs trügen/ also wäre sein einiger Zweck sich wie seine Ahnen in die beyden Häusern so vorträgliche Freundschafft eines so

grossen Fürsten einzusencken. Diese Neigung wäre der erste Zunder seiner gegen Adelmunden gefangener Liebe gewest/ welcher zu seiner Entschuldigung dienen würde; wenn ihn schon nicht der allgemeine Glaube verredete: daß nichts in der Welt so gemein/als die Liebe wäre. Nicht nur die unverständigen Pflantzen/ sondern der unbeseelte Magnet und andere ihren Zug habende Steine wären selbter unterworffen. Je edler und geistiger aber was wäre/ je kräfftiger wäre die zarte Regung der Liebe in ihm. Sie regte die Thiere mehr als die Gewächse/ die Menschen hefftiger als das Vieh; und die in keinem irrdischen Leib eingesperrten Geister solten in der Liebe die eyfrigsten/ Gott aber das Quell alles guten / ein warhafftiger Brunn der Liebe/ ja die Liebe selbst/ und gantz und gar Feuer seyn. Den allergrösten Brand aber hätte seine Seele gefangen aus Adelmundens eigener Schönheit und ihrer Tugend. Wo er nun durch seine Liebe was gesündigt hätte/müsten diese als Verleiter seine Schadloß-Bürgen seyn. Denn solche Schönheit beraubte uns im Augenblicke aller unser Seelen-Kräffte. Die aus so holden Augen steigenden Geister bemächtigen sich unser durch unsichtbare Ketten / und zügen uns so unvermerckt/ oder so gewaltig/ daß man nöthig hätte ihr ohne geringstes Widersprechen zu folgen. Am allermeisten aber führte die Tugend unser Hertze im Siegs-Gepränge gefangen / und ob zwar ein thätiges Auge geschwinder an Bort käme/ daß man eine Weile Verstand und Urthel verliere; so verursachte doch eine tugendhafte Seele in uns mehr Kitzelung/ als alle Künste des Liebreitzes und das von ihr erwachsende Feuer hätte ein unversehrliches Tacht/und eine weder durch Zeit noch Widerwärtigkeit ausleschliche Flamme. Also hätte sie in seinem Hertzen unmöglich verglimmen können; sondern sie wüchse mit seinen Jahren. Adelmunde wäre für diesem der Angelstern seiner Seele gewest/ nunmehr wäre sie seine Sonne / ja seine Gottheit worden/ und es sagte es ihm sein Hertze/ oder es heuchelte ihm wenigstens sein Verhängnüs; daß niemand als er Adelmunden zu besitzen das Glück haben würde. Hieraus möchte nun Hertzog Ganasch urtheilen: ob es einigen Schein der Warheit haben könne/ daß eine so reine Liebe durchs Laster sich selbst/ und durch Beleidigung die geliebte Seele versehren könne? ob der/ welchem die Nothwendigkeit nicht zu sündigen obgelegen / ihm selbst einen Nothzwang zu sündigen habe aufbürden können? damit aber Hertzog Ganasch nicht den geringstẽ Schatten einigen Verdachts wider ihn in seinem Gemüthe behalten möchte/zohe Cariovalda seinen vom Chaucischen Hertzoge mit eigener Hand gezeichneten Brief herfür; und wieß ihm/ wie seines Nahmens eigenhändige Unterschrifft so wol/als sein von einem andern Schreiben abgeschnittenes Siegel an selbtes so künstlich angekleibt wäre/daß solche Falschheit kaum durch das schärffste Gesichte erkennet werden könte. Wie nun Hertzog Ganasch seine eigene Augen für Zeugen der angezogenen Unschuld gelten lassen muste; also begegnete er Cariovalden mit freundlichster Höfligkeit / und bat ihn die Ubersendung beyder Briefe nicht für eine Beschuldigung/ sondern für eine wolgemeinte Nachricht der auf ihm erwachsenden Verläumbdung anzunehmen. Cariovalda war mit so holder Empfangung überaus zu frieden/ gab aber zu verstehen/ daß er nicht ruhen/ oder seine Unschuld nicht für sattsam gerechtfertiget halten könte/ bis er hinter den Urheber dieser Falschheit kommen wäre. Hertzog Ganasch mühte sich Cariovalden zwar damit zu besänfften: daß Tugend und Wolverhalten falsche Nachrede wie die Sonne den Nebel zu Bodem drückte/ und die Verachtung so wol der Verläumbder ärgste Pein/als eines grossen

Gemü-

Gemüthes Kennzeichen/ insonderheit Fürsten ein zum Schirme ihrer Herrschafft dienender Werckzeug wäre. Alleine es lag ihm doch selbst Tag und Nacht im Sinne/ wer gleichwol wider seine Tochter eine so unmenschliche Frevelthat angestifftet haben müste. Worbey er sich denn nicht erwehren konte/ daß die ärgste Pest unter den Menschen nemlich der Argwohn ihm zwar nicht wider den Cattischen Hertzog/ doch wider seinen Hof und Räthe allerhand Verdacht an die Hand gab. Weil es nun so schwer fällt Argwohn in seinem Gemüthe/ als das Feuer in einem Hause zu verbergen/ ja beydes außerhalb sichtbarer als inwendig ist; nahmen jene dieses Mißtrauen leichte wahr/ und hiermit erfolgte dis/ was bey allen zum Verdacht geneigten Gemüthern sich ereignet/ nemlich/ daß die furchtsamen gleichfals gefürchtet werden. Dieses so kalte Gifft/ als nimmermehr Schierling ist/ machte/ daß fast alle Gewogenheit zwischen beyden Hertzogen und ihren Dienern erfror. Gleichwol mühte sich der Graf von Hohenstein durch guten Rath/ welcher wie Bezoar nicht nur das verhandene Gifft verjagt/ sondern auch das befreiete Hertze stärcket/ die Trennung des Cattisch- und Cheruskischen Hauses möglichst zu verhüten. Ja als er den Hertzog Arpus gegen alle Einredungen verhärtet fand/ hielt er es nicht rathsam länger zu verschweigen/ was zwischen der ohnmächtigen Adelmunde und Catumern sich begeben hatte/ und daß beyder so tieff eingewurtzelte Liebe durch keine Schwerigkeit/ und durch keine Gesätze der Staats-Klugheit sich würde ausrotten lassen. Catumer hätte nie keine heftigere Liebe gegen Adelmunden blicken lassen/ als seit daß man ihm ihre Ehligung wegen beygemäßener Unfruchtbarkeit hätte schwer gemacht. Denn es steckte nichts in der Welt unsere Begierden mehr an/ als die uns in Weg geworffene Hindernis. Jupiter wäre schwerlich nach Danaen so lüstern worden/ wenn sie nicht hätte im Thurme gesteckt. Ja das Verlangen/ welches man durch vorgestellte Gefahr verjagen wolte/ vergrösserte selbtes/ und wie man das uns an die Hand gehende oder begegnende Gute verschmähete; also rennte man gleichsam rasende nach dem verbotenen. Ihm wären zwar die grossen Erbietungen Adgandesters unverborgen; und er wünschte keine grössere Ehre in der Welt/ als daß durch seine eigene Asche dem Cattischen Hause eine Vergrösserung zuwüchse. Aber es wäre nicht außer Augen zu setzen/ wie viel Fürsten schon Marbod mit Anbietung seiner Tochter umbs Licht geführt/ Marbod mit ihr zu Mattium gleichsam ein Gewerbe getrieben habe. Grosse Erbietungen wären die gäng- und gebe Müntze dieser Zeit. Blätter und Worte müsten insgemein die Stelle der Früchte und Wercke vertreten. Was für einen Haß und Mißtrauen würden ihnen nicht auch die Catten bey allen andern Deutschen auf den Hals ziehen/ und wie würde der mit der Fürstin Catta versprochene Hertzog der Hermundurer seines Vater-Mörders Tochter für seine Schwägerin vertragen können? dahero/ wenn es schon Marbods Ernst/ Adgandesters Versprechen wahr/ und Catumers Gemüthe zu ändern wäre/ das Cattische Geblüte mit dem Marbodischen so schwer/ als das Blut der Hirsche mit sich selbst zusammen rinnen würde. Ja wenn auch zwischen diesen einige Verträgligkeit zu stifften wäre; was wolte ein so tapferer Fürst vom Zufall eines Reiches hoffen/ welches Marbod durch Laster erworben/ mit Blute befestigt/ und das bey der gantzen Welt einen so bösen Nahmen/ als vieler Völcker und Fürsten Fluch auf sich hätte? Arpus/ weil er vom Hohensteine genung versichert war/ daß er es niemanden als ihm selbst zu Liebe redete/ vertrug zwar seine Einredung/ antwortete ihm aber: Catumer wäre sein Sohn/ ihm also wo er seinen Vater nicht

hätte zu gehorsamen schuldig. Denn Liebe und Gehorsam wären leibliche Geschwister/ würde er aber sich gelüsten lassen sich hiervon abzusätzen/ so würde er auch aufhören Vater zu seyn/ dessen Verbot vernünfftigen Kindern etwas nicht nur schwer/ sondern unmöglich machte. Die Heftigkeit seiner Liebe würde nach und nach wol ausrauchen. Denn Verliebte wären vergeßlich/ die Empfindligkeiten widriger Liebes-Zufälle aber/ wie die Mutter-Beschwerden schrecklicher als gefährlich/ und ihre Wunden/ welchen anfangs das Anrühren mit der weichsten Seide unleidlich wäre/ vertrügen hernach hart Pflaster und starcke Betastungen. Sonderlich aber müsten Fürsten im Lieben niemals die Zärtligkeit des Pöfels haben/ sondern so offt es ihr Zustand erforderte/ davon absehen oder selbte verwechseln können. Daher er auch dem Könige Marbod so sehr nicht verargen könte/ bey sich ereignender Gelegenheit einen Erb-Fürsten für einem Abgefundenen zum Eydame zu erkiesen. Er hätte sich nunmehr in einen Stand gesätzt; daß alle Häupter der Welt ihn für einen grossen König erkennen/ mit Botschafften verehren/ und umb seine Freundschafft und Bündnüsse sich bewerben müsten. Das Hefft des Degens gielte in Aufrichtung der Reiche mehr als die Wagschale des Rechtes/ und würden wenig grosse Reiche in der Welt seyn/ welche nicht durch Unrecht zusammen gewachsen. Es hätte mit ihrem Ansehen gar eine andere Beschaffenheit/ als mit dem eintzeler Leute. Dieser Ehre rührte nur von der Tugend/ jener mehr vom Glücke her/ und wäre mehr ein Gemächte der Zufälle/ oder des Verhängnüsses als ein Verdienst der Menschen. Die Nachbarn beugten sich mehr für einem glücklichen/ als einem tapfferen Fürsten. Andere Leute schätzte man mehr wegen ihrer Tugend als wegen ihrer Würde; Reiche und Könige aber mehr wegen ihrer Macht/ als wegen ihres Ruhmes. Der Persen Reich wäre in seinem Ansehen blieben/ da gleich ein Verschnittener zwey Leichen seiner ermordeten Häupter mit ihrem Stamme den Katzen zur Speise fürgeworffen/ und aus ihren Gebeinen Degen-Grieffe machen lassen. Da hingegen Brutus/ Pompejus und Hannibal den Ruhm grosser Kriegs-Leute behalten/ ungeachtet die ersten mit Verlust der Schlachten die Römische Freyheit/ der letzte das Ansehen der mächtigen Stadt Carthago verspielet. Also mag vom Könige Marbod man insgemein verkleinerlich reden/ wie man wil/ so bleibt doch unverneinlich/ daß er von uraltem edlen Geblüte entsprossen/ nicht mehr an Leibes- als an Gemüths-Kräfften vermögend/ hohen Verstandes sey/ und daß er sein Reich nicht/ wie vorige Herrschafften in Deutschland gewest/ auf das Gefallen des veränderlichen Pöfels/ sondern auf eine feste Staats-Verfassung nemlich die Königliche Hoheit gegründet habe. Die Römer selbst bekennten/ daß er sein Kriegs-Volck nach Römischer Art abgerichtet/ seine Gewalt nicht nur der Römischen als gleich wiegend entgegen gesätzt/ sondern durch seine öfftere Dräuungen in Italien einzubrechen Rom in grössere Furcht versätzt hätte/ als es jemals für dem Pyrrhus und Antiochus/ Athen für dem Könige Philipp gehabt. Wer könte nun mit Vernunfft ihm für verkleinerlich auslegen/ wenn er seinen Sohn an eine tugendhaffte Tochter eines so grossen Fürsten verheyrathete? Hohenstein/ ob er zwar sonst Hertze genung hatte/ und wol verstand/ daß eines Dieners Zagheit so viel wo nicht mehr/ als Untreue/ Schaden thun könte/ und man nicht weniger schuldig wäre gegen seinen Herrn ehrerbietig zu seyn/ als ihm treu zu dienen/ traute ihm nicht mehr einzureden/ theils weil er alle Einwendung fruchtloß zu seyn vorsah/ theils daß er nicht darfür möchte angesehen werden/ daß er mehr seines Fürsten Hofemeister als sein Rath seyn wolte. Gleichwol offenbarte er es der Hertzogin Erdmuth und dem Fürsten

Jubil. Weil diese nun solche Beschwerligkeit zu heben keinen Heber zu finden wusten/ Adgandester aber täglich mit dem Hertzoge Arpus geheime Unterredung hielt/ die bestimmte Zeit zum Beylager auch für der Thüre war/ schlossen sie Catumern und Ingviomern hiervon Nachricht zu geben/ und durch den Feldherrn Herrmann den Cattischen Hertzog von seiner Meinung abwendig zu machen. Catumer ward hierüber so bestürtzt/ daß er eine gute Weile kein Wort aufbringen konte/ endlich fieng er an: Mein Vater hat zwar die Gewalt über mein Leben/ aber nicht über die Regungen meiner Seele. Diese sind dem Triebe des Verhängnüsses unterworffen. Ich bescheide mich/ daß ein Sohn seines Vaters Feinde für die seinigen zu halten/ und von Eltern so wol Haß als Güter zu erben schuldig sey/ aber die Reue eines Vaters kan den Sohn von seinem einmal gebilligten Gelübde nicht befreyen. Denn welch Volck in der Welt eignet Vätern ein solch Recht zu; daß sie ihren Kindern etwas aufnöthigen solten/ was an sich selbst unzuläßlich ist? Ich habe mit seiner Einwilligung mich Adelmunden verlobet; also kan ich wider ihren Willen mich von ihr nicht entbrechen; ja wenn sie auch wolte/ würde mir doch erträglicher seyn sie zu lassen/ als ein Beyspiel versehrter Treue zu werden. Zumal auch die Freyheit unser bestes Erbtheil ist/ welche mit uns gebohren wird/ also auch nicht als mit dem letzten Atheme versätzt werden soll. Ingviomern aber war die verlautende Heyrath Catumers mit Marbods Tochter ein rechter Donnerschlag ins Hertze. Weil nun eigener Vortheil das stärckste Rad in dem Uhrwercke unser Verrichtungen ist/ versprach er ihm dieses Werck wie sein eigenes ihm angelegen zu halten. Mitler Zeit aber vergaßen Sentia und der durch sie verleitete Segesthes nicht am Chaucischen Hofe das Garn der Zwytracht meisterlich zu spinnen. Insonderheit war jene eine Meisterin den Cariovalda als den vollkommensten Fürsten der Welt/ und die Herrschafft der Bataver als die ansehnlichste in den Augen der Römer/ welche sie mit dem Nahmen der Bundsgenossen und dem Römischen Bürgerrechte verehrten/ herauszustreichen. Ob nun wol des Chaucischen Hertzogs einiges Bedencken noch war Adelmunden an Cariovalden zu versprechen; daß die Bataver weder die Fürstliche noch des Adels Herrschafft erkennten/ sondern das gemeine Volck insgesampt das Hefft in Händen hätte/und Cariovalda nur von ihnen zum Heerführer erkieset war; so versicherte ihn doch Sentia/daß/weil Cariovalda aus dem Geblüte ihrer alten Hertzoge entsprossen wäre/ denen Römern im Kriege grosse Dienste geleistet/ denen Batavern einen so vortheilhafftigen Bund beym Käyser zu wege gebracht hätte; nicht nur jene ihm zu seiner Ahnen Herrschafft zu helffen versprochen/ sondern die Bataver selbst/ und zwar der Adel aus Verdruß dem Pöfel unterworffen zu seyn/ das andere Volck aber wegen beschwerlicher Zwistigkeiten hierzu geneigt wären. Dieses würde sich auch so viel mehr erleichtern wenn Cariovalda in das den Batavern benachbarte und mächtige Hauß der Chaucen heyrathen/ und denen Widersinnigen vorwerts die Römischen/ am Rücken die Chaucischen/ und in ihrem Hertzen die ihm selbst untergebenen Heerspitzen der Bataver zeigen würde. Diese Heyrath würde auch ein Mittel seyn/ daß die Sicambrer und Chaucer durch Vermittelung der hochangesehnen Bataver mit den Römern durch einen vortheilhafften Frieden zur Ruhe kommen würden. Ob nun wol Hertzog Ganasch allzuwol verstand/ daß die der Freyheit gewohnten Bataver ihre Häupter nicht so leicht unter Cariovaldens Joch beugen würden; und er noch immer ein Auge auf die ansehnlichere Heyrath Hertzog Catumers hatte; so zohe doch Segesthes endlich einen Brief Adgandesters herfür; darinnen er ihm schrieb: daß selbigen Tag er auf Befehl seines Königs

die

die Fürstin Adelgunde an Catumer zu verheyrathen mit dem Hertzoge Arpus wäre eines worden. Ihm wäre zwar leid/ daß dadurch die Eh mit der Fürstin Adelmunde zurück gesätzt würde. Alleine/ wenn Hertzog Ganasch seine Tochter dem tapfferen Cariovalda verloben wolte/ versicherte er ihn/ daß König Marbod nicht nur den Cariovalda zum Haupte der Bataver zu erheben/ sondern auch den Sicambern und Chaucen einen vortheilhafften Frieden bey den Römern zuwege zu bringen/ und da so denn diese den Bogen zu hoch spannen würden/ ihnen Lufft zu machen mit einem mächtigen Heere in Noricum einbrechen würde. Wie angenehm nun dem Hertzoge Ganasch diese Vertröstungen waren/ mit so grosser Ungedult hörte er des Arpus Heyrachs-Schluß mit Marbods Tochter; also/ daß er unverwendeten Fusses bey der Eiche/ welche in einem geweihten Heyne an der Weser als ein Zeichen des grossen Gottes und bey dem Mohnden/ welcher als ein Sinnebild der göttlichen Nahrungs-Krafft von den grossen und kleinen Chaucen verehret wird/ schwur/ er wolte diese Verschmähung seiner unschuldigen Tochter am Hertzoge Arpus rächen/ solte es gleich seinen Hals kosten/ und die Chaucischen Ströme mehr Blut als Wasser ins Meer zu führen haben. Cariovalda ward hiervon durch Sentien benachrichtiget/ und sich dieses guten Windes zu seinem Glücke zu gebrauchen erinnert. Dieser bat den Grafen von Ortenburg/ er möchte mit ihm aus Mattium auf eine kleine Jagt reiten; nach einer wenigen Kurtzweil führte er diesen in den nechsten Heyn/ daselbst schüttete er gegen ihm sein Hertz derogestalt aus: Es wäre in der Welt niemand/ der ein Frauenzimmer so inbrünstig liebte/ als er die unschätzbare Adelmunde. Niemand als Catumer hätte ihrer Gegen-Liebe und seinem Glücke im Wege gestanden; weil er aber sich seiner Unwürdigkeit beschieden/ hätte er nicht nur alle Eyversucht und Mißgunst aus seinem Hertzen verbannet/ sondern er würde auch Adelmunden zu Liebe alle seine Kräfften zu Catumers und der Catten Diensten angewehret haben. Nachdem er aber den Abend vorher aus dem Cattischen Hofe die gewisse Nachricht erlangt hätte/ daß zwischen des Königes Marbods Tochter und Catumern eine Heyrath geschlossen/ also die Fürstin Adelmunde allen Chaucen zu Schimpff verschmähet wäre/ hätte die Rache sein Hertz derogestalt angefüllet; daß selbte nicht ehe als mit Catumers Blute ausrauchen könte/ denn wo die Ehre verletzt wäre/ hätte nichts als der Tod genungsame Kälte das Feuer der Rache abzukühlen/ und seine Kohlen mit der Asche des Mitleidens zu bedecken. Hiermit streckte er seinen Arm gegen einem aus einer Ulme gehauenen zugespitzten Stocke/ welchen er also zum Zeichen der Nehalenia hatte ausarbeiten lassen. Unter diesem Nahmen und Bilde verehrten die Bataver und Taxandrer die göttliche Allmacht/ wie die Ephesier ihre Diana/ und die Paphier unter einem fast eben so gedrechselten und keine menschliche Gestalt habendem Holtze ihre Venus. Hiermit fieng er an: Ich schwere bey unser Nehalenia/ daß wenn die Chaucen gleich ihr erlittenes Unrecht verschmertzen/ und ich mein Lebtage kein Theil an Adelmundens Liebe haben soll/ ich doch solches bis auf den Tod an Catten rechen wil/ welcher durch dis/ daß er allen Menschen gemein ist/ sie lehren soll; daß Arpus und Catumer zwar mächtiger/ nicht aber besser als Cariovalda sey. Der Graf von Ortenburg faßte über dieser Zeitung einen so heftigen Eyver gegen die Catten/ daß er nicht so bald in Mattium kam/ als er alles dem Fürsten Ganasch haarklein erzehlte. Ob ihm nun zwar dieser vorgesätzt hatte bis auf den zur Heyrath bestim̃ten Tag mit seiner Entschlüssung hinter dem Berge zu halten; damit er die seiner Tochter zugefügte Beleidigung desto scheinbarer anthen könte; so schien es ihm doch

nun länger unerträglich zu seyn; daß so viel Leute von seiner Beschimpffung/ nichts aber von seiner Empfindligkeit hören/ also ihn endlich auch der Pöfel verächtlich halten solte. Diesemnach ließ er noch selbigen Morgen Carioval-den und Adelmunden für sich/ und deutete ihnen an: daß er beyder Heyrath beliebte/ und sie sich zu dem auf folgenden Tag bestimmten Aufbruche aus Mattium bereiten solten. Es ist schwerlich auszudrücken/ mit was für widrigen Gemüths-Regungen Cariovalda und Adelmunde diesen unvermutheten Ausspruch vernommen. Jenem war es die annehmlichste Freuden-Stimme der Welt/ daher er auch für dem Hertzoge Ganasch niederfiel/ und mit Umarmung seiner Knie für diese unermäßliche Gnade danckte. Dieser hingegen wäre ein Todes-Urthel viel erträglicher gewest; daher ihre verstummte Zunge auch kein Wort aufbringen/ ihre versteinerte Augen keine Thränen vergiessen konten/ sondern sie auf Befehl des Hertzogs von zweyen Adelichen Jungfrauen in ihr Zimmer gebracht ward/ welche/ weil sie daselbst etliche Stunden lang aus einer Ohnmacht in die ander fiel/ an ihr genung zu reiben und zu kühlen hatten. Unterdessen waren nicht nur Ingviomer und Jubil/ sondern der Feldherr selbst aufs euserste beschäfftigt den Hertzog Arpus von seinem neuen Heyraths-Schlusse abwendig zu machen/ und zu Vollziehung der Chaucischen Heyrath zu bewegen. Arpus aber hatte anfangs so wenig Gehöre und Empfindligkeit als ein Felß/ ungeachtet sie ihm die Trüglichkeit Adgandesters/ Marbods Wanckelmuth und Herrschens-Sucht die aus solcher gezwungenen Eh nothwendig entstehende Trennung der Deutschen/ die Verfeindung und Gefahr der Catten/ und hunderterley Nachtheile für Augen legten/ bis ihm der Feldherr einhielt/ daß wenn Hertzog Arpus einen Sohn nicht nach seinem Wilkühr heyrathen liesse/ würde er zu empfinden Ursache haben/ daß die erstere zwischen Catumern und Ismenen von ihnen abgehandelte Eh nicht ihren Fortgang gehabt. Hertzog Jubil und seine Gemahlin aber brachen nunmehr loß/ der hierüber gantz verzweifelte Catumer hätte mit den höchsten Schwüren sich vermässen ihm ehe den grausamsten Tod als Marbods Tochter zur Gemahlin aufbürden/ und Adelmunden nehmen zu lassen. Weil nun er keine andere Ursache der verweigerten Chaucischen Ehe/ als die ungewisse Beysorge seines untergebenden Stammes anzuführen gewüst hätte/ wäre es ja unverantwortlich durch eine neu erzwungene Eh seinen einigen Stamm-Erben in so gewissen Untergang/ sich aber in übele Nachrede bey der Welt/ und in Fluch bey seinem Volck zu stürtzen. Wie sie nun sein Hertze nur ein wenig erweichet sahen/ gleichwol aber seine Gedancken noch wie eine schadhaffte Magnet-Nadel hin und her flatterten/ brachte Erdmuth den Fürsten Catumer ins Zimmer/ welcher für dem Hertzog Arpus fußfällig ward/ und in folgender Weise anredete: Ich bin schon zweymal Bräutigam und soll es nunmehr auch das drittemal werden/ ehe ich noch das erstemal Ehmann werden. Die erste Verlobung hat die Staats-Klugheit/ die andere das Verhängnüs geschlossen. Daß die wolmeinende Vater-Sorge die dritte belieben wolle/ muß ich glauben/ denn sonst wäre ich nicht würdig eines so holden Vaters Kind zu seyn. Sintemal ich Gottlob verstehe/ daß ob wol die Liebe dem in die Höhe steigenden Feuer verglichen wird/ gleichwol aber die der Eltern dis besondere an sich habe/ daß sie abwerts steige/ und sie ihre Kinder ungleich mehr/ als diese ihre Eltern lieben/ vielleicht weil diese fühlende Flamme in Fleisch und Blut/ welches Eltern in ihren Kindern für sich sehen/ mehr Gewichte hat/ als die welche nur den Geist zu ihrem Wagen erkieset. Allein ich bin wol versichert/ daß die Arglist meine dritte Verlo-

bung

bung aus der Hölle herfür gesucht und zum ersten auf den Teppicht geworffen habe/ weil solche der andern im Himmel geschlossenen Verbündnüsse/ ja seiner Ehre/ da er sein Angelobnüs brechen solte/ und der Vernunfft widerstrebte/ weil er die nie gesehene Tochter Marbods lieben solte. Er könte zwar nicht umbsiehen/ daß die Klugheit dem Hertzog Arpus viel wichtige Gründe an die Hand gebe solche Heyrath zu rathen. Aber der Bodem aller Heyrathen müste Liebe/ nicht die Vernunfft seyn. Diese wäre gewohnter die Liebe auszuleschen/ als anzuzünden/ oder die brennende zu unterhalten. Sie wäre eine ernsthaffte Zuchtmeisterin/ welche alle Sinnen unter ihren Füssen/ den Willen zu ihren Sclaven/ und aller Dinge Gedächtnis und Einbildung vertilget wissen wolte/ welche nicht einen güldenen Fuß und oben Kronen und Sieges-Kräntze zum Deckel hätten. Allein weñ man dieser klugen Liebe die Larve abzüge/ würde man gewahr/ daß solche nicht ihre Braut/ sondern Reichthum und Würden liebten/ ja solches keine Liebe sondern vermumter Geitz und Ehrsucht/ aber auch mehr eine Quaal/ als eine Vergnügung wäre. Denn die weisen Liebhaber/ welche allemal ihr gutes Urtheil zu rathe nähmen/ und mit ihren Neigungen Krieg führten/ beraubten die Liebe ihrer Eigenschafft/ verlangten/ daß sie aufhören solte eine Gemüths-Regung zu seyn/ und schmeckten nicht die Süßigkeit der Liebe. Ihre Gewinnsucht wäre viel zu groß/ daß sie reine Gegen-Liebe für ihren besten Schatz halten/ daß ihre einige Freude aus dem Besitzthume einer treuen Seele schöpfen solten/ und daß weder Vortheil noch Ansehen so viel Gran/ als die Verembarung zweyer Hertzen Pfunde Wollust zu zeigen vermöge. Wie nun diese unter die Zahl wahrer Liebhaber nicht zu rechnen wären/ also verschwinde auch ihre scheinbare Eitelkeit; so bald ihr Nutz oder Stand einen Anstoß bekäme/ und ihre Buhlschafften würden als unnütze Werckzeuge ihrer Glückseeligkeit kaum mehr über Achsel ansehen. Wie leicht aber könte ein Zufall alle Hoffnung seines Vaters verrücken; weil Marbods Reich auf die bloße Gewalt/ und auf Unvergnügen hundert bemeisterter Völcker gebaut wäre; solche Herrschafften aber allezeit wie die auf Quecksilber gegründeten Thürme wackelten. Viel andere Beschaffenheit hätte es mit rechtschaffener Liebe. Denn diese würde nicht von tieffsinnigem Nachdencken gebohren/ und mit schweren Wehen zur Welt gebracht; sondern das unvermeidliche Verhängnüs flöße dieses Feuer wie ein Blitz in unsere Seele. Der erste Blick unsere Liebste zu schauen/ wäre zugleich der Anfang unserer Dienstbarkeit. Ehe man sie recht kennen lernte/ oder wüste wer sie wäre/ wäre man schon ihr Eigenthum. Man erkiesete Freunde/ aber die Liebe erkiesete uns; und ließe uns nicht Zeit noch Vermögen ihre Güte zu untersuchen. Denn unsere Scharfsichtigkeit würde blind/ unsere Vernunfft verbannet/ unser freyer Wille gefässelt/ also daß die schwächste des schlechteren Geschlechtes über uns aufs strengste zu gebieten mächtig wäre. Nicht anders wäre es mit dem Ursprung seiner Liebe gegen Adelmunden hergegangen. Er hätte vorher nicht gewüst/ was Liebe wäre/ weniger ihre Regung gefühlet. Alle vorhin ihm die Augen leuchtenden Schönheiten/ und selbst die von gantz Deutschland angebetete Fürstin Ismene wären ihm Sterne ohne Einfluß gewest; mit dem ersten Anblick Adelmundens aber hätte er nicht so bald einen heftigen Zug ihres Hertzens gefühlet/ sondern sie zugleich für die Beherrscherin seiner Seele erwehlet. Seine Seele hätte es nicht nur gefühlet/ sondern seine Augen es gleichsam gesehen/ daß aus ihren liebreitzenden Augen gleichsam ein zaubrischer Strahl in ihn gefahren wäre/ und durch eine so unbegreifliche Weise die Lieb in ihm lebhaft gemacht hätte/ wie die Sonne in den

Eingeweiden der Erde Ertzt bereitete/der Neu- und Vollmond das Meer aufschwellete/und der Angel-Stern den Magnet bewegete. Die unvergleichliche Ißmene bemeisterte meinen Verstand zu urtheilen / daß si: die Liebens-würdige Fürstin der Welt wäre; aber Adelmunde bezwang meinen Willen sie allein ewig zu lieben; ehe ich ihre Gestalt / und ihre Tugend gegen Ißmenens auf die Wag-Schale legte. Er urtheile demnach/ gebietender Vater / ob das Verhängnüß oder die Vernunfft uns das unauslöschliche Oel der Liebe einflösse? und ob über uns nicht eine verborgene Regung eine von der Vernunfft / von Rathschlägen der Freunde/ und vom Gehorsam der Kinder unüberwindliche Botmässigkeit habe? Ob die blinde Leiterin nemlich unsere Neigung nicht stärcker und von der scharffsichtigsten Klugheit entfernet / ja ihre stete Widersprecherin sey? Sintemal umb diese durch ihre künstliche iedoch fruchtlose Beredsamkeit meist zu dem / was uns mißfällt/ jene beliebte Blinde aber nach ihrem Gutdüncken zu eitel Annehmligkeit/ und was ich nicht leugnen kan/ offt zu ungebildeten Antlitzen/ zu höckrichten Leibern/ zu besudelten Seelen/ und zu dem/ was wir gerne nicht lieben wolten/ leitet/ oder vielmehr wie ein Zwirbel-Wind wider Willen ins Verterben reisset; oder auch von dem/ wornach tausend andere Seelen säufzen/ darzu uns unsere Vernunfft und Hertzens-Freunde wohlmeynende rathen / abwendig macht: Ohne diese geheime Regung würde ich ein unwürdiger Klotz der Erden seyn/wenn ich nicht der unschätzbaren Fürstin Ißmene die Hände untergelegt/ und ihr meine Seele zu ihrem Tempel eingewenhet hätte / gleichwohl aber hat mich/Gott Lob/der Himmel so lieb gehabt / als ich Adelmunden/ daß er mein Hertze zu einer solchen Fürstin geleitet/welcher auch die Verleumder/alle Leibs-Glücks-und Gemüths-Gaben zugestehen müssen/und der man keinen andern Mangel als ein frembdes Laster ihrer griechischen Magd ausstellen können; von welchem sie aber nunmehro so rein gewaschen worden/ als ihre Unschuld ist. Also billiget meine Liebe nicht nur meine Neigung/ sondern auch die Vernunft und Staats-Klugheit; weil sie eine schöne tugendhafte und so vornehme Fürstin zu ihrem Zweck erkieset. Ich leugne nicht von glaubhaften Leuten gehört zu haben / daß Marbods Tochter Adelgunde meiner Adelmunde so nahe an Schönheit und Tugend/ als im Nahmen verwand sey. Aber darumb kan ich mich nicht überwinden sie zu lieben. Denn wahrhafte Liebe verträgt keine Theilung/ und es gehet mir mit Ißmenen und Adelgunden/wie denen / welche den Geruch der Rose nicht vertragen können. Ihre Augen müssen sie für die Königin der Blumen verehren/aber ihre Seele fleucht für ihr wie für einem stinckenden Aasse oder Todten-Bruche. Die Schwachheit meiner Neigung zwinget mich zu thun/was sie/ nicht ich wil/ und zu verschmähen/ was mir doch so wohl gefällt/ und seiner Würde noch mehr geliebt zu werden verdienet / als ich Kräffte zu lieben habe. Nachdem nu unsere Klugheit nicht die Mutter der Liebe ist/ und unser Verstand wenig Gewalt über sie hat; geschicht es offt/ daß man für Liebens-werth hält/ was man nicht liebt/ja was man vielleicht liebte/ wenn es nicht allzu liebreich wäre/ und also die Ubermasse der Güte unsere Liebe/ wie zu vieles Licht unsere Augen verdüstert. Aus diesem Ursprunge rühret her/ daß die Liebe Zepter und Hirten-Stäbe mit einander verbindet / daß Königinnen sich nicht überwinden können/ Mohren und Zwerge für wohlgebildeten Helden zu verschmähẽ/daß ein verliebter Römer lieber den Sieg und die Herrschafft der Welt/ als seine flüchtige Buhlschafft im Stiche läst. Ausser dieser uns vom Verhängnüsse eingeflößten Neigung ist alles andere Absehn ein Angel-Hacken / an dem sich die eitele

Schein-

Schein-Liebe/nachdem die Winde der Ehrsucht und Geitzes wehen/ wie ein Wetter-Hahn herumb kehret. Dahingegen die Liebe / welche nichts anders als die Gewißheit geliebt zu werden verlangt/ und wie ein enges Hertze alle ihre Behägligkeiten verschliessen kan/ihre Fessel und Dienstbarkeit für ihr einiges Glück hält/ und sich nicht satt lieben kan. Dieser edlen Schwachheit muß ich mich sonderlich schuldig geben; weil ich an Adelmunden nichts als sie selbst anbete/ weil ich mir alle süsse Gedancken/ ausser denen gerade auf sie gehenden aus dem Sinne schlage/ und sie zu lieben nicht aufhören würde/ wenn sie gleich keine Fürstin wäre. Denn mit ihr besitze ich meinem Bedüncken nach alle Schätze Morgenlands und die Krone der Perser; Ausser ihr aber mangelt mir alles/ und nichts ist/das mich vergnüget. Bey ihren Augen traue ich mir auch in den Cimmerischen Nebeln und Finsternüssen genungsames Licht/ unter der eusersten Nord-Spitze Wärmde/ und in der einsamsten Einöde Ergötzligkeit/ ohne sie aber in den Hesperischen Gärten und denen von allen Wollüsten bezauberten Pallästen keine Vergnügung zu finden. So lasse demnach/ mein holdseliger Vater / mich diß lieben / was der Himmel wil/ und was er als der Ursprung aller Fruchtbarkeit sonder Zweifel mit reichem Segen überschütten wird. Ist aber diß zu erlauben sein Vater-Hertze unerbittlich/ so erlaube man mir doch ehe in Adelmundens Liebe vergnügt zu sterben/ als mit Adelgunden verzweifelt zu leben. Dieses wuste Catumer mit einer solchen Bewegung fürzutragen/ daß es dem Hertzoge Arpus zu Hertzen gieng/ und durch seinen Vorsatz einen mercklichen Riß machte. Denn nachdem er es zu überlegen Catumern beschieden hatte/ erklärte er sich: im Fall Hertzog Ganasch willigen wolte/ daß wenn Adelmunde in fünf Jahren nicht fruchtbar befunden würde/ sie sich ins Aurinische Heiligthum verloben / und derogestalt seinem Sohne sich anderwerts zu verheyrathen Raum machen wolte/ wäre er folgenden Tag seines Sohnes Beylager mit Adelmunden zu vollziehen entschlossen. Der Feldherr übernahm willigst diese Vermittelung/ und weil Catumer hierinnen durch seine Mutter Wind kriegte/ gab er Adelmunden hiervon schrifftliche Nachricht und Versicherung: daß sein Hertze mit dem ihrigen auf ewig so feste verknipft wäre: daß es weder Unfruchtbarkeit noch andere Zufälle so wenig zu trennen/ als die Zeit das Hertze der Welt die Sonne ausser dem gestirnten Thier-Kreisse zu ziehen fähig seyn würden. Ihr Wille würde allezeit biß in Tod der seinige seyn/ und das Verhängnüß selbst solte so wenig Macht haben sie zwistig zu machen/als die Natur Augen in einer Stirnen zu schaffen/ derer eines auf einmal recht- das andere linckwerts sähe. Daher möchte doch sie seines Vaters allzu sorgfältige Bedingung sich nicht irre machen noch den Hertzog Ganasch solches empfindlich aufnehmen lassen. Der Feldherr wolte keine Zeit versäumen/ sondern war schon unterweges zum Hertzog Ganasch zu reiten/ als ihm der Graf von Embden begegnete/ und wegen Hertzog Ganasches/ welcher eine Virtel-Stunde vorher mit seinem gantzen Hof unversehens aus Mattium aufgebrochen war/ von ihm und dem Cheruskischen Hofe Abschied zu nehmen. Der Feldherr war hierüber nicht wenig bestürtzt/ und weil er mehr auff den Kern der Dinge und die gemeine Wohlfahrt/ als auf Eitelkeiten des Ansehens sah/ ritt er mit wenigen seiner Leibwache nach/ und ereilete ihn auf der Meile / allwo er zugleich Segesthen / Sentien / und Cariovalden mit einer ziemlichen Anzahl Casuarischer Reiter antraff/ Adelmunden aber nicht zu Gesichte bekam. Ganasch und seine Gefärthen sprangen alsbald bey Ersehung des Feldherrn von ihren Pferden / und entschuldigten : daß ihr geschwinder und unversehener Aufbruch ihnen nicht persönlich Abschied zu nehmen verstattet hätte.

Nach

Nach gewöhnlichem Wort-Gepränge zohe der Feldherr den Hertzog Ganasch auf die Seite / und fragte: Was doch die Ursach seines so plötzlichen Aufbruchs wäre / da doch numehr mit den Römern wegen des allgemeinen Friedens zu handeln / und andere wichtige Geschäffte / daran die Wohlfahrt Deutschlandes hienge / noch zu erörtern wären. Ganasch antwortete: Er hätte mit Ehren den folgenden zu seiner Tochter Heyrath bestimmten Tag in Mattium nicht erwarten können; nachdem Hertzog Arpus zu ewigem Schimpfe des Chaucischen Hauses eine Ursache vom Zaune gebrochen hätte/ seine Tochter zu verschmähen/ umb für Catumern eine reichere Braut an Marbods Tochter zu erkiesen. Der Feldherr versetzte: Er käme eben zu dem Ende ihm diesen Irrthum zu benehmen und zu versichern; daß auf den nechsten Morgen Catumer mit Adelmunden feyerlich solte vermählet werden/ wenn Ganasch nur eine erträgliche Bedingung belieben wolte. Ganasch fragte: Was denn diß für eine seyn solte; welchem der Feldherr beybrachte: daß ihr Adelmunde belieben lassen wolte/ im Fall sie in fünf Jahren über alle Hoffnung nicht schwanger würde/ sich in das Aurinische Heiligthum zu verloben. Dem Hertzoge Ganasch stieg hierüber das Geblüte ins Antlitz/ und er fieng an: Ich wolte meine Tochter ehe alsbald in diß scheinbare Gefängnüß einsperren / oder sie / wie Agamemnon mit seiner Iphigenia und Marius mit seiner Tochter Calphurnia gethan haben soll / blutig aufopfern / ehe ich mit den Catten/ derer Geblüte ich keines Haares besser als der Chauzen schätze / solche schimpfliche Verbindung eingehn/ und denen/ welche unter des unschuldigen Cariovalda Nahmen Astreen zu einem so grausamen Laster bestechen / meine Tochter zu vergifften in die Hände spielen solte. Der Feldherr brach ein: Wer denn diese ruchlose Leute wären? Er möchte sie zu gerechter Straffe und umb die Unschuld alles Verdachts zu befreyen doch nicht verschweigen. Ganasch begegnete ihm: Kleine Verbrechen würden nur gestrafft / grosse aber würden nur zu Tugenden/ wie die ihres gleichen verschlingenden Schlangen zu Drachen; und würden belohnet. Zu dem mangelte offtmals einem/ der das beste Recht hätte/ der Beweiß/ und also wäre es besser sein Unrecht verschmertzen / als ohne Frucht zu ahnten. Der Feldherr hielt ihm ein: Es wäre kein gemeiner aber auch kein gefährlicher Irrweg im menschlichen Leben/ als Argwohn. Wer darinnen am scharffsichtigsten zu seyn ihm einbildete / der würde am leichtesten wie die Sternseher durch die Fern-Gläser betrogen / welche die im Glas oder in ihren blöden Augen befindlichen Flecken den reinesten Sternen eindrückten. Er wolte für die wohlmeynende Redligkeit des Cattischen Hauses stehen/ und die Zeit als der gröste Verräther der Heimligkeiten würde den Anstiffter eines so abscheulichen Lasters eben so wenig als Wolcken und Nebel die Sonne immer verhüllen lassen. Wenn aber auch Hertzog Ganasch des Cattischen Hertzogs Bedingung so gar für verwerfflich hielte; traute er auch noch diesen Stein des Anstosses aus dem Wege zu räumen / und daher möchte er doch wieder zurück kehren. Neue Freundschafft wäre wie Most/ der süsse eingienge / aber mit Schaden truncken machte. Alte Freunde und alter Wein aber wären zwar herber/ iedoch gesünder und beständiger. Ganasch aber antwortete: Seine Ehre/ welche die Seele des Lebens wäre / liesse ihm nicht zu nach einer solchen Beleidigung einen Fuß zurück zu setzen. Der Feldherr fiel ein: Diese Umbkehrung würde mehr für ein Zeichen verträulicher Freundschafft gelten / als für eine unanständige Reue können ausgedrucket werden. Zu dem/ es wäre besser mit gutem

Vortheil zurück treten/ als mit Gefahr seinen Lauff vollenden und mit Schaden seinen Muth abkühlen. Offt wäre es auch eine Klugheit Schwachheiten zu zeigen/ daß man das Glücke seinen Zweck zu erreichen dadurch erleichterte/ und rühmlicher ohne grosses Geschrey gewinnen/ als mit dem Ruffe eines trefflichen Spielers verlieren. Denn ein gewünschter Ausschlag vergüldete alle Brüche schlechter Anstalt / wie die guten Sänger und Täntzer eine schlechte Schaubühne. Dahero denn noch niemals iemand an seinem guten Nahmen Schiffbruch gelitten hätte/ der mit Siege aus der Schlacht kommen wäre. Hertzog Ganasch entschuldigte sich: In der Welt gäb es allzu seltzame Köpfe/ viel Augē/ die eine Sache auf zweyerley Art ansähen/ und die meisten Zungen wären geneigt übel zu urtheilē. Eine einige Verleumdung hätte Vermögens gnug einem einē solchen Schandfleck/ mit denen sich der Pöfel so gerne als der Roß-Käfer mit seinem Mist weltzte/ anzuhencken/ welchen er sein Tage durch Wohlverhalten nicht auswischen könte / also daß offt eine schlimme Nachrede mehr Schaden nach sich züge / als ein grosses Versehen/ weil das Böse gar zu gerne geglaubt würde/ und schwerer als Eisen-Maale auszulöschen wäre. Damit er aber einen so grossen Fürsten nicht vergebens und mit anderm Vorwande aufhielte/ wolte er kein Blat für den Mund nehmen/ sondern seiner deutschen Aufrichtigkeit nach entdecken: daß Adelmunde nicht mehr Catumers / sondern Cariovaldens Braut wäre. Der Feldherr erschrack hierüber mehr als seine Gewohnheit war; weil er aus diesem Bündnüsse eine ewige Trennung und Tod-Feindschafft zwischen den Catten und Chauzen erwachsen sahe / darein unvermeidlich die Cherusker eingeflochten / und gantz Deutschland in Zerrüttung gestürtzt werden müste. Daher redete er den Chauci schen Hertzog mit ziemlicher Bewegung an: Er möchte sich in einem so wichtigen Wercke/ welches seiner Nachkommen Heil auf dem Rücken trüge/ nicht übereilen; sondern es dreymal überlegen / ehe er es einmal entschlüsse. Der Catten Freundschafft und Feindschafft wäre keinmal ausser Augen zu setzen/ und er glaubte in seinem Leben nichts heilsamers ausgeübt zu haben/ als daß er ihre ewige Zwytracht mit seinen Cheruskern beygelegt. Hertzog Arpus hätte gleichwohl wegen verlauteter Unfruchtbarkeit Adelmundens mit seines einigen Sohnes Heyrath sich nicht zu übereilen Ursach gehabt. Was aber auf Vernunfft gegründet wäre / liesse sich nicht bald für Unrecht annehmen. Niemand müsse in menschlicher Gemeinschafft/ am wenigsten aber Freunde die Eigenschafft zerbrechlichen Glases noch die Zärtligkeit der kein Anrühren vertragenden Augen/ sondern das Mittelmaaß eines Diamants in der Tauerhafftigkeit und Widerstehung haben. Wenn aber auch schon Hertzog Arpus mit seiner Vorsicht ein wenig zu weit gegangen wäre/ hätte man solches für einen Fehler/ nicht für eine Beleidigung auszulegen / auch seine Erklärung darüber nicht zu verwerffen. In wohl überlegten Schlüssen möchte der Wille unveränderlich/ aber unser Urtheil wider bessere Meynungen nicht hartnäckicht / und unsere Einbildung niemals eines Dinges allzu gewiß beredet seyn. Ja wenn man auch wahrhaftig beleidiget würde/ solte man doch / insonderheit ein Fürst/ keinen Sonnen-Staub einiger Niedrigkeit/ worunter Empfindligkeit und Rachgier den Vortrab führten / ihm in Sinn kommen lassen/ sondern wenn Treue / Großmüthigkeit und Höffligkeit in der Welt verlohren giengen/ solte sie doch in edlen Gemüthern ihre Wohnung behalten. Unsere Klugheit müste anderer Unvernunfft / unsere Geduld anderer Vergehung zu statten kommen / und wir niemals un-

unsern ersten Regungen glauben / denn diese redete eine viel andere Sprache als die Vernunfft / mahlte eine Sache viel anders ab / als sie an sich selbst wäre / und wandelte selten einerley Weg mit der Wahrheit. Seine ietzigen Regungẽ riethen ihm ietzt seine Tochter Cariovalden zu vermählen / dem er sie bey aufgeräumtem Gemüthe versagt hätte; und wenn diß sich wieder würde ausklären / würde er für Cariovalden Catumern wüntschen zum Eydame zu haben / dem er sie ietzt zu geben Bedencken trüge. Es wäre eine der grösten Klugheit im Leben / Freunde ihm nicht ungefehr beylegen / sondern erkiesen. Denn eines Zustand und Gaben könten uns mehr dienlich seyn / als tausend andrer Wohlwollen. Jedermann ohne einiges Bedencken wohlthätig seyn / erforderte unsere Höfligkeit; aber wenn man mit einem ein solch Bündnüß zu schlüssen gedächte / müste man zu Uberlegung seiner Beschaffenheit und des Glücks alle Vernunfft zusammen raffen / und die Zeit zum Rathgeber brauchen / also nichts übereilen. Cariovaldens Ankunfft hätte an sich keinen Tadel / sondern er wäre guten Fürstlichen Geblüts; sein Glücke aber wäre Catumers nicht zu vergleichen / indem jener in Diensten des Volckes / dieser der Catten Erbschafft wäre. Ob auch Ganasch seine Eigenschafften genungsam und so wohl als des nicht weniger von seiner treuen Liebe als vielen Helden-Thaten bewehrten Cattischen Fürsten geprüfet habe / würde er am besten wissen; aber nicht ausser acht lassen; daß sich iedermann Fürsten nur im Gemählde und mit den besten Farben zeige / als er kan / und dahero schwerer Leute als zu Kauffe stehende Waaren erkennen / auch mehr daran gelegen die Eigenschafften der mit uns umbgehenden Menschen als der Kräuter und Wurtzeln zu ergründen. Mit einem Worte / Ganasch solte den Fürsten Catumer und Cariovalda wol gegen einander auf die Waage legen / und glauben / daß er mit einem oder dem andern seines Hauses Glück oder Unglück abwiegen und erwehlen würde. Hertzog Ganasch aber antwortete gar kurtz: Es wäre niemand / dessen Rath er höher schätzte als eines so grossen und verständigen Fürsten. Allein er hätte alles schon reifflich überlegt. Catumern könte er weder Mängel ausstellen / noch ihm einige Schuld beymässen. Aber Hertzog Arpus hätte ihn so geringe / seine Tochter so verächtlich gehalten / und hinterrucks mit Adgandestern so arglistige Rathschläge gepflogen / daß der allerunempfindlichste ihm solche Beleidigung hätte empfinden müssen. Wer einmal deregleichen ungeahntet liesse / reitzete noch geringere ihm es noch näher zu suchen. Solche Antastungen liessen sich auch mit linden Worten nicht wieder gut machen. Denn der Schweiß des Gemüthes müste mit andern Tüchern abgewischt werden / als der des Leibes. Umb den aufrichtigen Catumer wäre es ihm selbst leid; aber da ihm hieraus eine Kränckung erwüchse / hätte er es nicht ihm / sondern seinem eigenen Vater / und da aus dieser Trennung ferner Unheil erwüchse / Deutschland es alleine dem Arpus beyzumässen. Er wäre aber viel zu aufrichtig / daß er es andere Häupter des Vaterlandes solte entgeltẽ lassen. Ja er hätte nicht nur keinmal die Rache wider die Beleidiger unter sein Vermögẽ gerechnet / sondern auch für Kleinmut gehaltẽ einẽ beissendẽ wieder beissen. Weil aber die Beleidiger gewohnt wärẽ / den Beleidigten gram zu werdẽ / und er sich von den Catten wenig gutes zu versehen hätte / würde ihm niemand verargen / wenn er für seine Sicherheit einen andern Ancker suchen würde / damit die Chautzen nicht noch einmal einen solchen Uberzug wie vom Tiberius bekommen möchten. Cariovalda wäre aus eben dem Hause / woraus Catumer / wie alle Bataver / von Catten entsprossen. Seine Person wäre bey selbigem Volcke in so grossem Ansehen / daß ihm mehr der Tittel / als die Gewalt ihres Fürsten mangelte. Sein Gemüthe aber

aber hätte er so wohl von Aufrichtigkeit gegen iedermann/ von Tapferkeit gegen die Feinde des Vaterlandes/ als von Liebe gegen seine Tochter befunden / daß er durch ihn Catumers Verlust reichlich ersetzt glaubte. Uber diß wäre es mit ihm schon eine geschlossene Sache/ und darüber von einem so grossen Fürsten kein Wort mehr zu verlieren / weil diese allzu köstlich wären / er aber ihm mehr Gewissen machte über Haltung seines Versprechens zu zweifeln / als Arpus seines zu brechen. Hertzog Herrmann antwortete hierauf: Ich habe gethan so viel als ein Freund / und mehr als der Deutschen Feldherr schuldig ist. Wem aber nicht zu rathen / dem wäre auch nicht zu helffen. Hiemit schwang er sich zu Pferde / und kehrte nicht ohne Verdruß nach Mattium/ allwo der Cattische Hof/ wegen so geschwinden Aufbruches der Chaucen und nicht genommenen Abschieds/ in nicht weniger Verwirrung/ Catumer gantz Trost-loß / Inguiomer und Jubil aber aus Beysorge/ es würde numehro Arpus mit Marbods Tochter die Heyrath über Hals und Kopf schlüssen/ aufs euserste bekümmert waren. Alles dieses verwehrte die Rückkunfft des Feldherrn und die Nachricht; daß Ganasch gegen die Catten grosses Unvergnügen bezeugt/ und seine Tochter Cariovalden verlobet hätte. Folgenden Morgen fand sich auch bey Hofe ein Chaßuarischer Edelmann ein/ welcher von Segesthen und Sentien Entschuldigungs-Schreiben dem Hertzoge Arpus und andern Fürsten einlieferte/ daß des Chauzischen Hertzogs unvermutheter Aufbruch/ welcher durch ihr Gebiete seinen Rückweg nehmen wolte/ sie mit weggezogen / und persönlichen Abschied zu nehmen verhindert hätte. Ein gemeiner Chaucischer Reiter aber brachte vom Ganasch einen heftigen Brief an Arpus/ darinnen er ihn nicht allein des gebrochenen Bündnüsses/ sondern auch seinen Hof etlicher massen beschuldigte/ daß durch dessen Leute Astree wäre bestochen worden/ Adelmunden unfruchtbar zu machen. Hertzog Arpus nam dieses nicht nur für einen Undank gegen so viel genossene Höfligkeiten/ und für die gröste Verachtung/ sondern gar für eine Ankündigung des Krieges an. Dahero er allen seinen Kriegs-Häuptern Befehl zuschickte/ daß sie sich zum Aufbruch fertig machen solten. So bald der Feldherr aber hiervon Nachricht erhielt/ verfügte er sich mit Inguiomern und dem Hertzog Jubil zum Hertzog Arpus und hielt ihm ein: Er möchte sich mit keinẽ unnöthigen Kriege übereilen. Ein grosses Gemüthe solte sich nicht bald entrüsten/ weniger mit andern brechen. Denn die heftigen Gemüths-Regungen wären das Glat-Eiß der Vernunfft/ worauf die Klugheit leicht zu gleiten/ und das Glück zu fallen pflegete. Eines Feldhauptmañs Pflicht wäre es/ im Kriege keine Gelegenheit zu versäumen/ sondern zu schlagen/ eines Fürsten aber/ daß er alle euserste Mittel versuche/ nicht in Krieg sich einzusencken/ dessen Anfang leicht und behäglich / selbten aber zu endigen weder in unser Gewalt noch Willkühr/ sondern in unsers Feindes und des Verhängnüsses beruhete. Hertzog Arpus antwortete: Was denn für ein ander Mittel wohl zu ersinnen wäre/ das ihm wider den Ganasch wegen so grossen Unrechts Recht verhelffen würde/ als durch Krieg. Sintemal ja aller Völcker Recht Fürsten selbsteigene Rache erlaubete wider die/ welche in der Welt keinen Richter über sich erkenneten. Gott / welcher die Gerechtigkeit selbst wäre/ und die/ welche ärger als wilde Thiere ihres gleichẽ antastetẽ/ nicht ungestraft wissen wolte/ hätte Fürsten nicht nur über ihr Volck und zwischẽ ihrẽ Unterthanẽ/ sondern auch ihnen selbst wider andere Fürsten Recht zu sprechen erlaubet; also daß gerechte Waffen so heilig als die Gesetze der Krieg der rechte Arm der Gerechtigkeit

und dessen Führung eine der grösten Fürstlichen Tugenden wären/ und dahero keines weges übel gethan hätten/ daß man aus dem Kriege eine Kunst gemacht/ selbten wie andern Wissenschafften gewisse Richtschnuren vorgeschrieben/ und die Kriegs-Helden auf die höchste Staffel der Ehren erhoben hätte. Ja/ wenn der Krieg aus dem Quelle rechtmäßiger Ursach herrinnete/ und nicht außer den Schrancken des Völcker-Rechts schritte/ wäre er das lebhaffte Merckmaal/ daß Fürsten Gottes Bilder auf Erden wären/ welcher wider die Boßhafften mit Hagel/ Donner/ Mißwachs/ Erdbeben/ Pest und andere Straffen/ ja offt durch grimmige Häupter und Peitschen der Welt/ Krieg/ und den schrecklichen Nahmen eines Gottes der Heerschaaren führte: GOtt/ die Natur/ und das sich unterwerffende Volck hätten allerdings Fürsten wider ihre Beleidiger/ wie der Vernunfft und Tugend wider die Begierden/ Gewalt gegeben/ Krieg zu führen. Sintemal wenig Menschen wären/ derer Gemüther nicht ein Kampff-Platz der Vernunfft und Begierden abgäbe/ die sie als zwey Feinde in einem Leibe beherbergten/ derer jene allezeit wie das Feuer die Seele/ gegen dem reinlichen Himmel/ diese aber zu den besudelten Wollüsten der Erde herabziehen; und also selten in ihr Friede und heimlich Wetter anzutreffen ist; da nemlich die Regungen sich der Herrschafft der Vernunfft unterwerffen. Denn wenn schon diese von jenen bemeistert wäre/ und die Begierden den Kapzaum der Vernunfft zerrissen hätten/ wendeten sie ihre Waffen wider sich selbst/ der Ehrgeitz bestürmte die Liebe/ der Geitz besänfftete die Rache; also daß die Seele durch einen steten Bürger-Krieg ärger als das Meer von Stürmen beunruhiget würde. Nichts anders wären die Menschen unter sich geartet. Jeder hätte fast mehr einen Zug dem andern zu Schaden/ als sich zu erhalten. Die Ursachen des innerlichen Krieges wären eben auch dieselben/ die zwischen ein und dem andern Volcke und ihren Häuptern so grosse Unruh erweckten. Dahingegen die wilden Thiere einerley Art und Geschlechtes niemals so thöricht wären; daß sie sich umb einander zu zerfleischen und aufzureiben versammleten. Sintemal ihre Seele nur einfach/ nicht aber wie die menschliche gleichsam in Himmel und Erde aber in zwey Welten zertheilet ihre Begierden mit wenigen/ darzu sie die Natur mit einem richtigen Lichte leitete/ ihnen auch allenthalben ihre Nothdurfft mit einem unerschöpflichen Uberflusse darreichte/ vergnügt/ hingegen der menschliche Wille unersättlich wäre/ und sein Verlangen weder Ziel noch Maas hätte. Weil nun dieses nicht ohne Versehrung eines andern geschehen kan/ diesen aber eben so wol das Verlangen glückseelig zu seyn ins innerste ihrer Seele eingepflantzet ist/ ja das erste Gesätze der Natur auf seines Lebens/ seiner Freyheit/ Ehre und Güter Erhaltung zielet/ scheinet die Natur auch zu dem Ende dem Menschen den Verstand/ und die Hände/ als den Thieren Klauen/ Zähne und Hörner/ und die Geschickligkeit zu streiten gegeben zu haben/ nemlich: daß er nur nicht durch Beschirmung frembde Gewalt/ sondern auch durch Angrief anderer Unrecht ablehne. Alleine die Vernunfft hätte dieses Recht nicht einem jeden unter dem Volcke wegen ihrer mehrmals blinden Begierden/ und verfinsterten Verstandes/ sondern einig und alleine denen/ welchen ein Volck ein Theil ihrer Freyheit aufgeopfert um ihrer Gerechtigkeit und Schutzes zu genüssen deßwegen enträumet/ weil die Begierden in der herrschenden Zimmer keinen Eintritt haben/ ihre Gemüther so ruhig als die höchste Gegend der Lufft seyn und in derselben Rathschlägen die Klugheit allen Entschlüssungen mit ihrem reinsten Lichte vorleuchten solte/ denn bey solcher

Bewand-

Bewandnis müste der fürgenommene Krieg allemal recht und auch verträglich seyn. Wenn aber Geitz oder Rache selbten anzündete/ wenn man umb ein beschwerliches Wort/ und wenig Stangen Erde oder eine geringe Bach/ und etliche Steinhauffen hundert tausend Menschen auf die Schlachtbanck lieferte/ schlüge die Wage der Gerechtigkeit greulich über/ und der unglückliche Ausgang ins gemein einen bloßen; da doch jeder Fürst allemal zu behertzigen hätte: daß er zwar im Leibe des Reiches das Haupt/ der geringste aber aus dem Pöfel sein Mitglied wäre. Arpus brach ein: Er wolte die gantze Welt urtheilen lassen: ob Ganasch ihm durch sein Verfahren nicht zu viel gethan/ und seine Ehre welche allein in anderer Leute Einbildung von seiner Fürtrefligkeit bestünde/ angetastet hätte. Ob sein Schäumen und Dräuen was anders als Vorboten seiner Feindseeligkeit wären/ und also die Ergreiffung seiner Waffen nicht mehr den Nahmen einer Nothwehre/ als eines Anfalls verdiente? Einem Fürsten läge nichts mehr ob/ als seinen guten Nahmen von allen Flecken der Verunehrung zu saubern. Denn diese wäre die Seule seiner Krone/ mit welcher des Volckes Wolfahrt stünde und fiele. Der Feldherr begegnete ihm: Er wolte nicht sagen/ daß Ganasch aus aller Schuld wäre/ ins Hertze könte er ihm auch nicht sehen/ ob er solche Feindseeligkeit im Schilde führte. Seinem Urtheil nach aber wäre des Chaucischen Hertzoges Beginnen mehr einer Verachtung/ als einer Beschimpfung ähnlich/ welche zwar schmertzte/ aber uns keinen Schaden thäte. Gegen ihn hätte er sich auch ausdrücklich erkläret/ daß er seiner Tochter vermeinte Verschmähung zu rächen nicht begehrte/ und die Staats-Klugheit würde ihm schwerlich einen neuen Krieg rathen/ da die Chaucen und Sicambrer noch mit dem Römischen beladen wären. Die Ehren-Antastung eines Fürsten/ da man nemlich ihm das Hefft der Herrschafft streitig/ auf seine Länder Anspruch/ seinen Reichs-Apfel wurmstichig und unansehnlich machte/ und dadurch seine Unterthanen vom Gehorsam abzuziehen/ seine Nachbarn ihm in die Haare zu hetzen anzielete/ wenn man andere uns geneigte oder verbundene Fürsten oder sich unter unsern Schirm begebenden Völcker überzüge/ wäre freylich wol eine erhebliche Ursache eines Krieges/ und rechtfertigte unsern ersten Angrief. Denn wenn ein Fürst hierzu ein Auge zudrückte/ verliere er dadurch so viel als Kauffleute durch ihren Glauben. Das Ansehen aber eines Reiches offt mehr/ als seine Macht die Herrschafft/ wie der Glaube mehr als Geld die Handlung unterstützte. Wenn aber nur eines Fürsten seine natürlichen oder Gemüths-Gebrechen fürgerückt/ oder von seinem Thun verkleinerlich geredet würde; lohnete es nicht für die Müh und Kosten so viel Geld und Menschen-Blut deßwegen zu verschwenden. Denn dieses Geschrey thäte der Würde der Krone/ der Ehre/ der Herrschafft und dem Wolstande des Volckes keinen Abbruch/ ja diese Beschmitzung ließe sich nicht durch den allerglücklichsten Krieg/ sondern vielmehr durch des verachteten Fürsten kluge Anstalten und Wachsamkeiten abwischen. Hertzog Arpus brach ein: Die Gewonheit hätte nicht nur das Recht eingeführet dergleichen das Maas einer bloßen Verachtung weit überschreitenden Beschimpfung mit den Waffen zu rächen/ sondern Pöfel und weise Leute wären auch darinnen einig/ daß die Ehre ein solch unschätzbar Kleinod sey/ welches zu erhalten nichts müste unterlassen werden. Und da wegen eines verunehrten Botschaffters alle Völcker/ ja auch einzele Leute für Recht hielten ihr Unrecht durch Krieg oder Zweykampff zu rächen/ wie könte solche Rache beleidigten Fürsten für Mängel ausgestellet werden? Wenn es aber auch gleich nur den Nahmen einer Verachtung haben solte; thäte doch diese weher/ als eine Beschädi-

schädigung; ja diese wäre leibeignen Knechten so empfindlich: daß sie lieber wolten mit Ruthen gepeiniget als mit Maulschellen gezüchtiget seyn. Der Feldherr fiel ein: Allerdings wäre der aus Verachtung entspringende Schmertz nur eine Regung niedriger Gemüther / Grosse aber verlachten sie wie Löwen das Anbellen der kleinen Hunde. Die Beleidigung der Botschaffter aber giengen nicht nur der Fürsten Person / sondern ihre Hoheit und ein Reich an; weil nun diese Leute die einige Werckzeuge wären zwischen zweyen Völckern Gemeinschafft zu unterhalten / liesse sich zu ihren Beleidigungen nicht leicht ein Auge zudrücken. Uberdis wären auch hundert der wichtigsten Ursachen zu Anhebung eines Krieges nicht genung / sondern kein kluger Fürst solte den Degen ausziehen / wenn er nicht aus Uberlegung seiner und der feindlichen Macht / ihrer Bündnüsse / und allen Umbständen vernünfftig muthmaßen könte / daß selbter ihm rühmlich / seinen Unterthanen erträglich / und seinem Reiche nützlich seyn würde. Denn das gemeine Heil wäre das oberste Gesätze der Fürsten; alle andere / welche nicht aus diesem Brunnen den Ursprung hätten / wären After-Geburten und verwerflich. Nun wolte er zwar nicht widersprechen / daß die Kräfften der Chaucen denen der Catten nicht gewachsen wären. Aber von denen für einem Hahnen-Geschrey sich erschütternden Löwen / und denen für einer Katze lauffenden Elefanten / hätte ein Fürst zu lernen / daß niemand so starck wäre / welchem nicht ohnmächtige Werckzeuge Gefahr erwecken / oder ihn zum wenigsten beunruhigen könten. Uberdis solte nur Hertzog Arpus die Augen auf den gegenwärtigen Zustand Deutschlandes werffen / da auf einer Seite die Römer / auf der andern Marbod die deutsche Freyheit zu verschlingen lüstern wären. Würde nun er mit seinen Catten den Chaucen in Rücken gehen / so würden die Sicambrer der Chaucischen Hülffe entblöst seyn / und weil die vom Marbod und Germanicus beliebte Friedens-Handlung nur ein Spiegelfechten wäre / die Catten über beyde streitbare Völcker gewonnen Spiel haben / oder jene doch eine den Catten und Cheruskern schädlichen Frieden einzugehen nöthigen / ja so denn den Römern einen scheinbaren Vorwand geben; den Chaucen als ihren neuen Bundsgenossen Hülffe zu leisten / und sich an die Catten aufs neue zu reiben. Darzu denn Cariovalda wegen des zwischen den Batavern und Römern obhabenden Verständnüsses nicht feyern würde Oel in das Feuer zu gießen / Marbod aber sich wieder die bedrängten Catten seines Vortheils zu bedienen / und von dem fallenden Baume auch Aeste aufzulesen trachten. Der Feldherr nam hiemit seinen Abschied / und bat / Arpus möchte diesem allem nachdencken / und glauben / daß man öffter durch Ubereilung als durch Langsamkeit sich vergienge / und in Unheil stürtzte / ja das Glücke ihm gleichsam ein Kurtzweil-Spiel aus grosser Fürsten Demüthigung machte. Hertzog Jugviomer und Jubil stimmeten dem Feldherrn bey / und erinnerten den Cattischen Hertzog / daß wolgemeinter Rath treuer Freunde / für welchen er den Feldherrn so vielfältig erkennet hätte / für eine halbe Wahrsagung / hingegen wenn das Verhängnüs einem Fürsten die Ohren verstopffet selbten nicht anzunehmen / für einer Herrschafft Todes-Zeichen zu halten wäre. Wiewol nun Arpus vermeinte / daß Furcht ein Heil-Mittel unvernünfftiger Thiere / nicht der Fürsten wäre / brachten sie es doch so weit / daß Arpus ohne ihren guten Rath des Krieges halber nichts ferner fürzunehmen willigte.

Gleich-

Gleichwol aber war er nach Art der meisten Fürsten und der Liebhaber furchtsam und argwöhnisch gegen den Hertzog Ganasch. Daher er ihm nunmehr gäntzlich fürsatzte mit Adgandestern die Heyrath zu schliessen/ in Meinung/ daß/ nachdem Adelmunde nunmehr Cariovalden zu Theile worden wäre/ Catumern nachdem nicht mehr die Zähne wäßrig seyn würden/ worzu ihm die Mutter aller Lüsternheit/ nemlich die Hoffnung gantz verschwunden wäre. Allein so eifrig vorhin Adgandester dieses Heyraths-Werck getrieben hatte/ so kaltsinnig war er darinnen: Wenn gleich Arpus was hiervon aufwarff/ brachte Adgandester was anders darein; so daß Arpus hierüber unwillig ward/ und mit Adgandestern das Gespräch abbrach/ dem Grafen von Hohenstein aber befahl/ er solte von Adgandestern ein für allemahl vernehmen: Ob er Willen und Vollmacht hätte/ seines Königs Tochter zu vermählen oder nicht? Denn Adgandester käme ihm von drey Tagen her so verändert und so verdächtig für: daß er nicht wüste/ was er von ihm urtheilen solte. Es wäre aber wider die Waffen solcher Künste zu kämpffen am sichersten sich keiner Kunst zu gebrauchen; sondern weil die unvermummte Aufrichtigkeit die stärckste wäre/ der heilsamste Rath gerade zuzugehen. Adgandester suchte gegen dem Hohenstein allerhand Ausflüchte; und als dieser von ihm eine richtige Erklärung forderte/ bat er umb Aufschub. Hohenstein aber sagte ihm rund heraus: daß Hertzog Arpus selbigen Tag entweder ja oder nein zu wissen von nöthen hätte/ umb auf allen Fall seinen Entschlüssungen ein ander Ziel und Maaß auszustecken. Die Deutschen wären nicht gewohnt so lange hinter dem Berge zu halten/ sondern ihnen alle Vertröstungen verdächtig/ wo die Erklärung selbst nicht aus der Schale kriechen wil. Insonderheit müste was besonders darhinter stecken: daß Adgandester diß hinter die Decke des Aufschubs verstecken wolte/ was er zum ersten so eifrig auf den Teppicht gebracht. Adgandester ließ sich hierauf heraus: weil man ihn so sehr preßte/ müste er nur gestehen: daß weder seines Königs Ansehen/ noch seine Sicherheit nunmehr die Heyrath zu schlüssen verstattete/ nachdem er vom Hertzoge Ganasch schrifftliche Nachricht/ welche er zugleich hervor zohe/ erlanget hätte: daß Hertzog Arpus durch den Feldherrn/ als er schon von Mattium aufgebrochen gewest/ seinen Sohn Adelmunden aufs neue hätte antragen lassen. Weil aber selbte schon dem Fürsten Cariovalden verlobt wäre/ und nach wenigen Tagen in dem Eresburgischen Heiligthume ihm vermählet werden würde/ gewinnte es nunmehr den Schein/ als wenn König Marbods Tochter Catumers Nothnagel seyn solte. Daher würde ihn Hertzog Arpus nicht verdencken: daß er dis/ was doch Marbod auch von Segesthen und Sentien erfahren würde/ umb sich außer Verantwortung zu setzen/ an seinen König/ jedoch ohne Aufmutzung/ berichten müste. Denn jede Zeit schlüge ihre besondere Müntze. Einmahl würden wolgemeinte Sachen gelobt/ treue Dienste belohnet/ das andere mahl gescholten und gestrafft. Hohenstein brachte dis nicht nur dem Hertzoge Arpus/ sondern auch Catumern bey. Wie empfindlich es nun jenem war/ so sehr vergnügte es diesen; sonderlich weil Adgandesters Nachricht von Adelmundens zu Eresberg angestellter Vermählung mit einer ihm eine Stunde vorher durch einen Chaßuarier zugebrachten unbekandten Hand übereinstimmte/ und ihm zugleich die Zeit des Neumonden benennte.

Catumer foderte alsbald den Grafen von Solms und Jsenburg zu sich/ und befahl ihnen dreyhundert der auserlesensten Cattischen Ritter/ und darunter etliche/ welchen die Gegend umb Erensburg wol bekandt wäre/ zusammen und geraden Weges an die/ wie der Tagus und Pactol Gold-Körner führende Eder zu ziehen/ allwo er ihrer zu Sassenberg gewärtig seyn würde. Er selbst nam nur den Grafen von Witgenstein und Lichtenberg neben zehn theils Cheruskische theils Cattische Ritter zu sich/ riet noch selbigen Abend stillschweigend aus Mattium/ und kam den dritten Tag nach Sassenberg. Weil er nun die Nachricht erhielt/ daß zwey Tage vorher Ganasch und Segesthes daselbst durchgezogen wären/ schickte er den Cheruskischen Ritter Willich und Bielefeld über den Fluß Dymmel vom Ganasch/ Segesthen und Cariovalden einige Nachricht zu bringen. Folgende Morgen funden sich Solm und Jsenburg mit vierdtehalb hundert auserlesenen Rittern zu Sassenberg ein; weil die Begierde ihrem Fürsten zu dienen die Zahl vermehret hatte. Den andern Tag darauf kam Willich von Roden zurück/ und berichtete/ daß Ganasch und Segesthes sich daselbst getrennt/ dieser mit Cariovalden und Sentien sich nach seinem Schlosse Fürstenberg begeben/ Ganasch aber mit seinen Chaucen in das ihm vom Segesthes angewiesene Schloß Warburg eingezogen wäre. Daselbst wäre die gemeine Rede/ daß auf den Neumonden/ welcher auf die dritte Nacht einfiel/ Adelmunde in dem nur anderthalb Meilen davon gelegenen Eresburgischen Heiligthume dem Cariovalda vermählet werden solte. Dieses bekräfftigte der drey Stunden darnach zurück kommende Bielefeld/ welcher selbst in Forstenberg gewest war/ und den Hertzog Ganasch daselbst mit dem Grafen von Spiegelberg/ welcher im Nahmen Segesthens ihn daselbst bediente/ gesehen hätte. Catumer war hierüber sehr froh/ hielt sich noch einen Tag in Sassenberg so eingezogen/ daß er keinen Menschen weder aus noch ein ließ/ und befahl/ daß jeder sich aufs beste zum Streite versehen solte. Er brach aber mit der Nacht auf/ und kam/ wie finster es auch war/ vermittelst seiner Wegweiser umb Mitternacht an den Ort/ wo der aus der obersten Spitze eines Felsens Spiegel-helle Brunn des Stromes/ welcher oberhalb Erensberg sich mit dem Dymel-Flusse vereinbart/ entspringet. Weil er nun seine Leute und Pferde nicht übertreiben wolte/ ließ er etliche Gewende davon in einem Dorffe sie verblasen; er aber stieg mit dem Grafen von Solm und einem Cheruskischen Ritter den Felsen hinauf/ um bey diesem seiner Heiligkeit wegen berühmten Brunnen GOtt umb glückliche Ausführung seines Verhabens anzuruffen. Daselbst fand er zwey weißgekleidete Leute/ welche Wasser schöpfften. Auf Catumers Frage sagten sie; daß sie zwey Priester des Eresbergischen Heiligthums wären/ und daselbst zu einem grossen Feyer und Opffer Wasser holen müsten. Catumer fragte: ob sie in selbigem Heiligthume kein näher Wasser hätten/ daß sie es auf vier Meilweges holeten? Jn allewege; antwortete der älteste. Die Natur hätte selbtes mit unterschiedenen Strömen und Brunnen umbgeben/ und eben das hier entspringende Wasser flüsse bey ihrem Heiligthume verbey. Alleine GOtt dienten so wenig alle Wasser/ als alle Thiere zum Opffer. Dieses Brunnens Wasser aber wäre eines der heiligsten in der Welt/ daher auch die/ welche es zu gemeinem Trincken oder Waschen verbrauchten/ selten ohne Unglück davon kämen. Catumer danckte für diese Nachricht und Warnigung/ jedoch wäre er nicht aus blossem Vorwitze aus diesem Brunnen zu trincken/ sondern aus Andacht hinkommen. Gleichwol aber möchte er wol wissen: ob die Chaßuarier wie die Carier den Brunn Salmatis/ die Syracusier den Brunn Arethusa/ die Samier einen gegrabenen Brunn der

Juno/ die Griechen das Quell Hippocrene/ die Römer den Brunn der Camönen und der Blandusia göttlich verehrten/ diesem Böcke opferten/ und des erstern Wasser nur zum Vestalischen Gottesdienste brauchten? Der Priester antwortete: In keinerley Weise eigneten sie auch den heiligsten Brunnen eine Gottheit zu. Sintemal nur eine/ und eben dieselbe/ welche die Gestirne bewegte/ auch die Brunnen entspringen/ und die Flüsse ins Meer lauffen ließe. Wenn er aber die rechte Ursache wissen wolte/ warumb dieser/ und ein Brunn für dem andern/ für heilig gehalten würde/ solte er sie an dem Felsen lesen. Hiermit nam der Priester seine Fackel/ und zeigte Catumern folgende darein gegrabenen Worte:

Ihr Hertzen/ die ihr nichts von GOtt und Andacht wißt/
Solt diesen Fels fühlen an/ und diesen Brunn verehren/
Den nie die Sonn' austrinckt/ kein Regen kan vermehren;
Der nie im Winter wächst/ im Sommer nie nichts mißt.
Sagt: wenn kein GOtt nicht ist/ woher sein Wasser flüßt?
Wer seine Adern säugt/ wer aus dem Meere Röhren
Bis auf den Berg geführt/ die keine Zeit kan stören?
Wer in dem Abgrund' ihn mit Zucker angesüßt?

Daß er die Lippen tränckt/ den Augen dient zum Spiegel;
Der Ohren Säiten-Spiel ist sein geringster Preiß/
Weil ein gottselig Mensch ihn mehr zu nutzen weiß/
Wenn seine Seele kriegt/ wie hier das Wasser Flügel;
Wenn/ wie dis Quell Berg-auf/ so er zu GOtt sich schwingt/
Aus einem Felsen-Hertz' ein Andachts-Brunn entspringt.

Auf der andern Seite des Brunnen wieß er ihm folgende Reime im Felsen:

Wer dieses Brunnes Aug' in Augenschein genommen/
Und wie sein enger Mund ausspritzet einen Fluß/
So Meer als Weser zinßt des Silbers Uberschuß/
Welch häuffig Schöpfen-Vieh in selbten kommt geschwommen/
Wie Sonn' und Heerden hier offt in die Träncke kommen;
Nicht aber 's Aug' aufsperrt/ ausrechnet diesen Schluß;
Daß GOtt der Brunnen Brunn/ des Guten Quell seyn muß/
In dem muß alles Licht der Weißheit seyn verglommen.

Läßt aus den Nägeln sich von Löwen Urtheil fällen/
Verrächet Nutz und Krafft des Elends Klau' und Horn/
Der Bisam-Maus ihr Schwantz/ Granaten-Frücht' ein Korn/
Ein Punct Euclidens Kunst/ ein einig Strich Apellen;
So flößt ein kleiner Brunn uns auch die Weißheit ein:
Wie Schatz-reich die Natur/ wie GOtt so groß muß seyn.

Catumer laaß diese Reimen nicht ohne eine sondere Regung der Andacht/ und nach dem er drey Hand-voll Wasser aus dem Brunne geschöpfft und getruncken hatte/ fieng er an: Es ist wol kein Geschöpfe in der Welt/ welches nicht ein Zeugnüs für Gottes wesentliche Warheit ablege/ und im Menschen den Zunder der Andacht anzünden könne; aber auf dem Erdboden sind die Brunnen wol eines seiner grösten Wunderwercke/ sonderlich aber dieser; welcher auf eines Felsens höchsten Gipffel aus einem so truckenen Munde so viel und so köstliches Wasser (welches auch bey der ersten Welt statt Milch und Wein zu seyn würdig gewest wäre) ausspritzet/ also daß der/ welcher hier keinen Zug zur Andacht kriegte/ steinerner als dieser Fels seyn müste/ und mit der Straffe des mitten im Wasser erdürstenden Tantalus belegt zu werden verdiente. Der Priester antwortete: Wie seelig sind die/ welche die uns zu seinem Lobe lockende Stimme des auch durch Brunnen mit uns redenden GOttes verstehen und hören! Alleine es wären die meisten Menschen so taub/ daß sie weniger als unvernünftige Thiere/ oder unbeseelte Geschöpfe höreten. Sintemal die Sterne durch die Herrligkeit ihres Lichtes/ die stummen Fische/ die tauben Schlangen ihres Lebens halber GOtt preiseten/ da die Menschen alleine GOtt fluchten. Die tummen Falcken ließen sich die Jäger so abrichten/ daß sie umb zu gehorsamen ihrer Freyheit vergäßen/ und aus den hohen Lüfften wieder auf dessen Hand säßen/ der ihnen doch mit Verbindung der Augen den Genüß des angenehmen Tagelichts raubete. Die Menschen aber/ welche GOtt mit dem himmlischen Lichte des Verstandes erleuchtet hätte/ sähen weniger als Maulwürffe/ ja vieler gantzes Leben wäre seiner Blindheit halber den ersten neun Tagen junger Hunde/ oder denen neun finsteren Monaten in Mutter-Leibe zu vergleichen. GOtt hätte sie mit dem Kapzaume

der Vernunfft versorgt/ sie wären aber unbändiger und widerspenstiger als kollernde Pferde/ und die meisten an diesen heiligen Ort kommenden Leute bey denen lieblichen Rauschen dieses Brunnen tauber/ als die am Nil wohnenden Mohren/ welche von der schrecklichen Abstürtzung selbigen Flusses ihre Gehöre verlieren sollen. Catumer fieng hierauf an zu fragen: Zu was für einem Feyer sie denn dis Wasser geschöpfft hätten/ welchem der Priester zur Antwort gab: Es solte die andere Nacht bey einbrechendem Neumonden Cariovalda ein Batavischer Fürst mit des Chaucischen Hertzogs Tochter vermählet werden. Catumer fieng hierüber an: So wäre er für ihre Bemühung ihnen mehr verbunden/ als sie beyderseits gewüst hätten. Warum? sagte der Priester/ weil ich/ versätzte Catumer Adelmundens Bräutigam selbst bin/und zu Beglückseeligung dieser Heyrath eben allhier meine Andacht verrichten und GOtt für das Geschencke einer so tugendhafften Braut dancken wil. Dem Priester gefiel dis so wol/ daß er den im Gürtel steckenden Sprengwedel alsbald herfür zoh/ in Brunn tauchte/Catumern damit bespritzte/ und zu ruffen anfieng: O seltzame Frömmigkeit eines Fürsten! In welchem Hofe ist diese Andacht nicht erstöckt worden; weil fast alle so wol Brunnen der Boßheit/ als Begräbnüsse der Lebenden/ und Werckstädte des Todes sind! O tapferer Held! O kluger Fürst! O glücklicher Bräutigam! Andere bilden ihnen ein/weil sie auf Erden für Götter angebetet werden/ wäre es ihnen verkleinerlich sich für GOtt zu demüthigen. Wie weißlich aber urtheilest du: daß Gottesfurcht und Gerechtigkeit die zwey unbeweglichen Angelsterne eines Reiches sind/ und daß die/ welche von GOtt die meiste Gewalt bekommen haben/ sich auch GOtt durch Andacht und Gütigkeit am meistern nähern sollen. Wie nützlich opfferst du GOtt die fettesten Farren deiner danckbaren Lippen. Sintemal Dancksagung bey GOtt die kräfftigste Art des Bittens ist; denn wie ein Landwirth den viel Früchte bringenden Acker am fleißigsten pfleget; also reitzet jene die milde Hände GOttes zu mehrer Freygebigkeit an. Ja GOtt wil darumb nur von uns den ihm sonst weder nöthigen noch nützen Danck haben/ daß er nur mehr Anlaß habe uns mehr zu geben. Der Priester beschloß seine Rede mit einem Wunsche tausendfältiger Glückseeligkeit. Catumer danckte diesem guten Alten/und beklagte/ daß er an diesem einsamen Orte so unvermögend mit einiger Würckligkeit seine Pflicht zu bezeugen/ weil Worte mehr ihr Rauch und Schatten/ als die Danckbarkeit selbst wären. Hierauf fragte er um alle Beschaffenheit/ und wie es in dem Heiligthume bey solchen Vermählungen gehalten würde. Welchem der Priester antwortete: Sie hätten ihm nichts danckwürdiges erzeiget/ wenn solches aber auch gleich geschehen wäre/hielten sie es für billiger/ daß der Gäber als der Empfanger dafür danckte; weil dieser hierdurch zum Schuldner würde/ und durch derselben Annehmung jenem Gelegenheit eröffnete seine Wolthätigkeit anzugewehren. Das auf einem ziemlich hohen und breiten Berge stehende Eresbergische Heiligthum aber hieße eigentlich Hermions-Berg/und wäre für Zeiten des dritten Beherrschers über Deutschland Königlicher Sitz gewest. Diesen Nahmen hätten hernach die Deutschen und Ausländer auf allerhand Art verderbt/ und bald Eresberg/ Heresberg/ bald Hermesberg und Mersberg genennt; insonderheit aber wäre von den Römern ausgesprengt worden: das auf selbigem Berge stehende steinerne und geharnschte Bild des tapfferen Hermion wäre ihr Mercur oder Mars/ und würde von den Deutschen angebetet; da doch dieses Bild/ welches in der rechten Hand eine Kriegs-Fahn und darinnen eine Rose/ in der lincken eine Wage/ im Arme einen Schild mit einem Löwen/ auf der blossen

Brust

Brust einen Beer führte auf Gutachten des aus Egypten in Deutschland kommenden Osiris von seinem Sohne Marsus seinen Nachkommen nur zum Gedächtnüsse und Vorbilde rühmlicher Nachartung wäre aufgerichtet worden. Weil nun bey und umb dieses Bild die Deutschen zu unterschiedenen Jahres-Zeiten allerhand Rennen/ Gefechte und Ritter-Spiele gehalten/ hätte die andächtige Vorwelt Gelegenheit genommen diesen Ort zu einem besonderen Heiligthume einzuweihen/ um das aus irrdischen Ursachen sich daselbst in grosser Menge so offt versammlende Volck zur Gottesfurcht als dem wahren Grunde der Tapferkeit anzuleiten. Sintemal irrdische Ergetzligkeiten ins gemein einen kräftigern Zug über menschliche Hertzen haben / als Andacht. Weil aber die hier des Gottesdienstes pflegende vielmal in ihrem Vorhaben erwünschten Fortgang verspüret hätten / wäre dis Heiligthum eines der berühmtesten in Deutschland/ und in der gantzen Welt/ wiewol mit falschem Ruffe kund worden; daß sie den Eresberg/ wie die Syrier ihren Carmel göttlich verehrten. Insonderheit würden die Bündnüsse/ welche man allhier machte/ für feste und unzertrennlich gehalten/ dazu denn eine ziemlich geraume Höle gewiedmet wäre/ darinnen die Heyrathende oder andere sich Verbindende den Eyd leisteten/ und ihr Opffer anzündeten; nach dem vorher die Weiber in dem Dymel-Strome/ die Männer aber in der Bach/ welche gegen Sud den Eresberg bey nahe gantz umbflüsse/ sich gebadet hätten. Uber diese zwey Wasser dörffte so denn niemand anders/ außer den Priestern/ der Verbindung beywohnen. Catumer erklärte sich über so guter Nachricht hoch verbunden zu seyn; und bat/ der Priester möchte ihm folgende Nacht wenn er etwan wo irren möchte / mit guter Nachricht aushelffen / und ihn zugleich mit seiner Andacht bey GOtt vertreten. Denn er glaubte: daß man in irrdischen Dingen durch heiliger Leute Gebete zuweilen mehr ausrichten könte/ als durch sein eigenes. Und daher wäre einem viel daran gelegen solche zu Freunden und Beyständen haben / welche in dem Hofe des Himmels wol gesehen wären. Der Priester versprach ihm mit seinem gantzen Vermögen zu dienen/ und weil beyden ihr Vorhaben das Gespräche zu verlängern nicht erlaubte/ namen sie von sammen mit Umarmung freundlichen Abschied. Die Priester giengen mit ihrem Wasser zwischen der Dymel und Itter gerade nach Eresberg zu / Catumer aber wieß der aus diesem Brunnen lauffende Strom die Helffte des Weges gegen Fürstenberg/ welches rings umbher mit dem Winneberger- und Scheide-Walde umbgeben ist. Als es begonte zu tagen/ erreichte er den Brunnen des Alme-Flusses. Daselbst theilte er sein Volck. Den grösten Theil nam er/ und gieng damit in den Scheide-Wald/ durch welche die Strasse von Fürstenberg nach Eresberg gelegt war. Das andere Theil ließ er unter dem Grafen von Solm näher gegen Eresberg rücken und den Dymel-Strom verwahren/ daß wenn ja Catumer Cariovaldens fehlte/ er daselbst den Catten in die Hände fallen müste. Catumer hielt sich im Walde von der Strasse entfernet und in dem dicksten Gehöltze an einer in die Alme lauffenden Bach verdecket/ schickte den Ritter Bielefeld wieder nach Fürstenberg/ und ließ etliche wie Kohl-Bauern verkleidete Cherusker nicht ferne von der Strasse auf alle Begebnüsse acht haben. Umb den Mittag brachte ihm einer dieser Kohl-Bauern die Kundschafft; daß die Fürstin Sentia in Begleitung etlicher funfzig Chaßuarier sich auf einer Senffte nach Roden hätte tragen lassen/ allwo Hertzog Ganasch und Adelmunde schon selbigen Morgen würde ankommen seyn. Drey Stunden hernach fand sich Bielefeld ein mit Berichte: daß eine Stunde vor Abend Segesthes und Cariovalda ungefehr mit zwey hundert Edelleuten auf-

 brechen

brechen und eben selbigen Weg durch den Scheide-Wald nehmen würde. Catumer machte sich mit seinen Leuten aufs beste fertig/ theilte selbte in vier Hauffen / umb auf beyden Seiten vor- und hinterwerts den Angrief zu thun. Jsenburg und Lichtenberg solten vorwerts den Anfang machen / er und Witgenstein würden schon am Rücken das ihrige thun; und solten sie alle wol wahrnehmen/ daß Segesthes und Cariovalda ihnen nicht entwischten. Catumern ward diese kurtze Zeit zu einem Jahre/ endlich aber brachte einer der angestellten Kohlbrenner ihm die Zeitung; Segesthes und Cariovalda wären kein Gewende weit entfernet. Daher er selbst in einem Kohl-Rocke auf einen Baum stieg/ und ihren Zug beobachtete. Sie zohen ohne Sorge einigen Feindes vorbey; und ritten Segesthes und Cariovalda in der Mitte ihres Volckes neben einander. Wenige Zeit darnach hörte man ein Getümmel/ denn Jsenburg grief den Vordrab an. Weder Segesthes noch Cariovalda muthmaßten/ daß solches was feindliches wäre/ bis der Vordrab mit Verwirrung zu rücke gejagt ward. Lichtenberg fiel hiermit auf der Nord-Seite den Chaßuariern so unvermuthet ein/ daß sie kaum Zeit hatten die Waffen zu ergreiffen. Cariovalda sprengte mit seinem Pferde gegen selbige Seite umb den Feinden den Kopff zu bieten. Aber Segesthes/ so bald er aus der Tracht und Haaren erkennte / daß die Feinde Catten waren/ ruffte Cariovalden: Sie wären verrathen/ und also es rathsamer zurück nach Fürstenberg sich in Sicherheit zu flüchten / als durch eitele Ehre der Gegenwehr sich mit einer Hand-voll Volckes in augenscheinliche Gefahr zu stürtzen. Hiermit wendeten sich beyde mit ihrem Nachzuge / sahen sich aber alsofort vom Fürsten Catumer auf einer/ und vom Witgenstein auf der andern Seite angetastet/ und also zwang sie die Noth und der Mangel aller Ausflucht die Waffen zu ergreiffen. Diese und die Liebe sind die zwey schärffsten Wetzsteine der Waffen/daher ward beyderseits nichts vergessen/ was zu einem eifrigen oder verzweifelten Schlagen erfordert wird; sonderlich da die vielen Bäume hinderten: daß Glieder auf Glieder gegen einander nicht treffen konten/ sondern durchgehends fast eitel Zweykämpffe gehalten wurden. Catumer/ nach dem er auf den Seiten gewisse Catten bestellt hatte acht zu geben/ daß niemand entkommen / und dem Hertzoge Ganasch hiervon Zeitung bringen könte / mühte sich aufs euserste Cariovalden in die Haare zu kommen/ und so bald er sein ansichtig ward/ ruffte er ihm zu: Er wäre Catumer/ und dis der vom Verhängnüsse erkiesete Kampf-Platz mit einander auszumachen: wer der würdigste Bräutigam Adelmundens wäre. Diese Ausforderung zündete nicht weniger Cariovalden zur Tapfferkeit an / als sie ihm seinen warhafften Feind entdeckte. Daher machte er ihm gleichfals Raum an Catumern zu kommen. Die Enge des Waldes verhinderte beyde sich der Lantzen zu gebrauchen/ also musten sie nach angewehrten Wurff-Spißen nur zu den Schwerdtern greiffen. Beyde aber versätzten alle Streiche so meisterlich: daß diese zwey hertzhaffte Kämpffer die gantze Welt zum Zuschauer zu haben verdient hätten. Nach einem langen Gefechte zersprang Cariovalden der Degen/ also Catumer so gute Gelegenheit gehabt hätte ihn aufzureiben / als er Ursache hatte sich an Cariovalden wegen entführter Braut zu rächen. Alleine Catumer hatte so viel Großmüthigkeit als Tapfferkeit / daher wolte er keinem Catten nicht erlauben sich zugleich an Cariovalden zu machen; sondern er selbst hielt auch stille und sagte zu Cariovalden: Er solte ihm einen andern Degen reichen lassen/ weil er ihm verkleinerlich hielte sich eines ungewaffneten Feindes zu bemeistern. Cariovalda

ward hierüber beschämt: daß er einen Fürsten eines so edlen Geistes beleidiget hatte; gleichwol aber wolte die Heftigkeit seiner Liebe ihm nicht erlauben sich seines Anspruchs an Adelmunden zu begeben. Weil nun im Rathe der Liebe und des Zornes kein ander Beysitzer als die Vollziehung seiner Begierden zugelassen wird/ ergrief er einen ihm von einem Bataver zugereichten Degen/ und nach dem er zu Catumern gesagt: Ich gestehe es/ daß du mich an Glücke und Großmüthigkeit überwindest; aber ich werde bis auf den Tod verfechten/ daß mein Vorrecht und meine Liebe gegen Adelmunden dir überlegen sey/ fielen sie einander aufs neue wie zwey Löwen an. Alleine wie sich nichts leichter als Hoffnung betrüben läßt/ also ward auch Cariovaldens Einbildung zeitlich zu Wasser. Denn nach dem Catumern ein Streich auf seines Feindes Pferd in Hals abgieng/ prellte es hinter sich/ und stürtzte über eines abgehauenen Baumes Stock über Rücke; daß Cariovalden der rechte Arm aus der Pfanne verrückt ward. Weil nun Cariovalda sich unter dem Pferde nicht herfür weltzen konte/ befahl Catumer zweyen Waffen-Trägern ihm auf die Beine zu helffen/ und nach wahrgenommenem Schaden ihm den Arm einzurencken. Unterdessen hatte sich auch der Ritter Schallenberg Segesthens bemeistert/ und die Helffte der Chaßuarier war schon erlegt/ die übrigen in einem engen Kreiße umbringet/ also daß ihnen zwar noch nicht allen die Waffen/ den meisten aber bey Verlust ihrer Häupter das Hertz entfallen war. Catumer ruffte daher ihnen zu: Sie möchten sich geben/ weil er ohne dis keine Feindschafft zu Segesthen und die Chaßuarier/ sondern nur gegen den schon gefangenen Cariovalda hätte. Es solte ihnen das wenigste Leid widerfahren. Diese Vertröstung und die Unmögligkeit sich durchzuschlagen nöthigte sie Catumers Erinnerung zu befolgen/ welcher denn alle Gefangenen selbige Nacht in diesem Walde aufs sorgfältigste zu verwahren dem Grafen von Isenburg und Lichtenberg anvertraute/ und funffzig Catten anbefahl mit denen erlegten Chaßuariern und Batavern die Kleider zu verwechseln. Hierauf fragte er Cariovalden: Ob er sich nunmehr seines Anspruchs an Adelmunden begeben wolte? dieser antwortete: Sein Leben stünde zwar in Catumers Händen/ aber in seiner Gewalt nicht Adelmundens sich zu begeben. Catumer versätzte: So werde ich mich denn meines zu ihr habenden Rechtes gebrauchen; welchem Cariovalda begegnete: Glücke und Gewalt kan einem wol eines Dinges Besitzthum/ aber kein Recht geben. Catumer/ nach dem er gesagt hatte: der Himmel hat heute durch verliehenen Sieg für die Gerechtigkeit meiner Sache das Urthel gefällt/ gab seinem Pferde die Sporne/ und befahl/ daß die auf Chaßuarisch und Batavisch gekleideten Catten ihm folgen solten. Eine Stunde darauf traffen auf ihn ein Hauffen derer dem Grafen von Solm untergebener Catten; durch derer Geräusche sein Anschlag wegen Nähe des heiligen Berges/ von dem man auf selbige Fläche sehen konte/ leicht hätte verrathen werden können/ wenn es nicht schon in der Dämmerung gewest wäre/ und Catumers Vorsicht alles zeitlich gestillet hätte. Dem Grafen von Solm/ der diese Catten zur Kundschafft ausgeschickt hatte/ ward hiervon alsbald Wind gegeben/ und er befehlicht/ sich nunmehr bis auf drey Bogenschüße selbigem Platze zu nähern. Catumer kam mit seinen Catten an der Dymel an; und waren von dem obersten Priester zu seinem Glücke eben die zwey beym Brunnen angetroffene Priester dahin bestellet/ Cariovalden zu empfangen/ und ihn nach verrichteter Abwaschung in die heilige Höle zu führen.

Diese bewillkomten mit grosser Ehrerbietung Catumern / und unterhielten ihn mit den annehmlichsten Gesprächen / biß etwan eine Vertel-Stunde darnach auf dem Berge mit Anzündung vieler Fackeln ein Zeichen des erscheinenden Neumonden gegeben ward. Hiermit mußte der mittler Zeit nur mit einem Schlaf-Rocke seine Blösse deckende Catumer in den Dymel-Fluß steigen / und daselbst sich biß über das Haupt dreymal untertauchen / und auf der andern Seite heraus steigen; allwo ihn die Priester selbst truckneten / ihm ein schnee-weisses Kleid anlegten; und ihnen baarfüssig zu folgen ermahneten. Sie giengen mit zwey weissen Wachs-Fackeln zuvor; so bald sie aber an den Fels des Heiligthums kamen / muste er mit ihnen aufs Antlitz niederfallen und bethen. Nach diesem stiegen sie den Berg hinauf / allwo auf der mit unzehlbaren Blumen bestreuten Fläche gegen Morgen noch ein absonderlicher Hügel aus einer Klippe zu sehen war. Auf dieser stand das von den Priestern beschriebene Bild Hermions / welches sie ihn eigentlich betrachten liessen / weil die Braut ohne diß noch nicht zur Stelle war; unter diesem Bilde laß der älteste ihm auch die in den Fels gegrabenen Reyme für:

Ihr wilden Sterblichen! die ihr voll Grausamkeit /
In menschlicher Gestalt vermummte Thiere seyd /
Im Munde nichts / als Gifft / im Hertzen eitel Galle /
In Augen Feuer hegt; nicht glaubt: daß Gott gefalle /
Wenn ihr nur Pfeile schleifft / und Spiß' und Schwerdter wetzt /
Und täglich eure Faust mit warmem Blute netzt /
Ja selbst von Bär' und Luchs nicht woll't seyn unterschieden.
Ihr Thör'chten! weicht von hier! Gott ist ein Gott des Frieden.
Er hört hier keinen Wunsch und nimt kein Opfer an /
Von dem / der nicht die Hand in Unschuld waschen kan.
Kein Weyrauch brennet hier / den nicht die Sanftmuth bringet;
Kein Blut ist angenehm / als das aus Lämmern springet /
Und daß ein Wolff kein Lamm hier aufs Altar gewehrt /
Kein Feuer taug hier was / das irrdisch Zunder nährt /
Und nicht von Andacht brennt. Laßt euch hier nicht bethören!
Das Bild / das ihr hier seht / als Gottes Bild zu ehren.
Der grosse Gott läßt sich nicht bilden Ertzt und Stein;
Nichts / als der Mensch kan nur sein Nach-Gemählde seyn /
Wenn sich sein himlisch Geist mit Unschuld nicht beflecket /
Wenn Geitz und Ehr-Sucht nicht verdamte Zwytracht hecket /
Wenn ihn sein reiner Sinn nicht zu der Wollust trägt /
Und er so mit sich selbst / als andern Friede hegt.
Weg / Seufzer! die wie Pech in Brust und Hertze kochen /
Umb daß sich einer nicht gnüglich hat gerochen!
Weg / Andacht! welche zielt auf einer Feinde Tod!
Weg / Hände! welche sind von Menschen Blute roth!
Von Raub und Brande schwartz / die fremde Güter liefern
In dieses Heiligthum. Weg! mit den Ungeziefern!
Die nur durch Blut das Land / mit Mord-Lust sich beschwern /
Ja das Gebete selbst in eine Sünde kehrn.
Laßt diß geharnschte Bild euch / Blinde! nicht verleiten /
Laßt seine Waffen nicht euch Anlaß seyn zum streiten /
Noch euch zu Ehrenburg den Wahnwitz nehmen ein:
Es könne sonder Mord kein tapfrer Held nicht seyn;
Es sey der rechte Weg zum Tempel wahrer Ehren /
Gesetze / Bündnüsse / Natur und Recht versehren /
Den Nachbarn fallen ein / umb Kron und Zepter spieln /
Den Blutbegier'gen Stahl in Eingeweiden kühln /
Die Länder äschern ein / die Welt zur Wüste machen /
Die Völcker tilgen aus / und zum Ermorden lachen /
Und endlich Sieg-Gepräng' und Feyer stellen an /
Wenn niemand lebet mehr / den man zerfleischen kan.
Es ist der starcke Gott ja wohl ein Gott des Krieges /
Der Heeres-Schaaren Herr / ein Held und Fürst des Sieges;
Die trächt'gen Wolcken sind sein Rüst-Haus / wenn sie Glutt
Und Donner-Keile spey'n; ja eine Schwefel-Flutt
Auf böser Leute Köpf' und schnöde Städte regnen.
Die Sterne müssen selbst als Feinde dem begegnen /
Der wider Gott sich lehnt / wenn sich in tödtlich Gifft
Ihr heilsam Einfluß kehrt. Und wen der Blitz nicht trifft /
Den muß der Sturm-Wind fälln / das wilde Meer verschlingen;
Die Gräber müssen ihm an's Licht Gespenster bringen /
Des Abgrunds grause Nacht selbst Geister stelln ins Feld /
Wenn Gott zu Felde zeucht und sein Gerichte hält.
Er heißt auch / die er liebt / die Waffen vielmals schärffen /
Läßt Feinde tilgen aus / und Thürme nieder werffen /
Strafft die / die alles nicht verkehrn in Brand und Graus:
Läßt Alexandern 's Meer zum Durchziehn weichen aus /
Wenn er mit Persen zürnt. Soll Canaan vergehen /
Muß einem Josua die Sonne stille stehen
Den Sieg zu machen aus; und der Trompeten-Schall
Verursacht's Feindes Flucht / der Mauren Nieder-Fall.
Es müssen Helenens zwey Brüder in den Schlachten
Den Römern stehen bey. De Gänse halten Wachten /
Wenn's Capitol schläft ein. Der Weiber zarte Brust
Beseelt ein Männer-Hertz / und kühne Waffen Lust /
Wenn Gott bestimt aus Rom ein Haupt der Welt zu machen.
Allein er billigt nicht / wenn Menschen sich in Drachen /
In ärgste Panter-Thier / in Habichte verstelln;
Wenn Krieg' aus Herrschens-Sucht und gift'ger Rache quelln;
Wenn Willkühr Recht vertritt / und frembde Reiche rauben /
Der Fürsten Tugend heißt; wenn man Vergleich auf Schrauben

Zu einer Falle stellt; durch seine Waffen nicht
Sucht Recht und Sicherheit; wenn man vom Zaume bricht
Ursachen Krieg zu führn/ und Frieden abzubrechen;
Blut-Freundschafft zu versehrn/ der Völcker Rechte zu schwächen;
Wenn man die Tugend auszurotten sich nicht scheut;
Ja mit den Riesen selbst dem Himmel Sturm andreut.
Gott billiget den Krieg/ und heißt die Schwerdter schleiffen
Auf diese/ die ihm selbst an Augen-Apfel greiffen;
Die sein Erkäntnüß-Licht sich zu versinstern mühn;
Der Tugend setzen zu/ die Unschuld überziehn.
Er schaffet: daß der Stahl so wohl zu Pfeil und Degen/
Als Eisen zum Gebrauch der Pflugschaar' und der Egen
In den Gebürgen wächst. Und ob der Mensch gleich nicht
Gewaffnet von Natur/ vertritt bey ihm das Licht
Der heiteren Vernunfft/ doch stärckster Löwen Rachen/
Der Tiger-Thiere Klau/ den gifft'gen Dampf der Drachen/
Der wilden Ochsen Horn/ der Elephanten Zahn;
Die lehrt euch: daß man Spiß' und Schwerdter schleiffen kan;
Daß man aus Stahl und Haar weiß Bogen zu bereiten;
Aus Riemen Schleudern macht; daß man aus Därmern Seiten
Aus Seiten Sennen dreht; durch Böcke Mauern zwingt/
Und durch geflügelt Schilff den Tod zum flügen bringt.
Gott heißt das Vaterland mit Waffen euch beschützen;
Und die fürs Volckes Heil ihr edles Blut versprützen/
Sind Ritter seiner Fahn/ ein Werckzeug seiner Macht;
Und ihre Beute wird mit Fug hieher gebracht
In diß sein Heiligthum. Kein Opfer/ das hier rauchet/
Kein Weyrauch/ den man sonst Gott zu versöhnen brauchet/
Kein Lamm und Farren-Fleisch/ kein Oel reucht Gott so gut/
Als wilder Feinde Fleisch und schuldig Menschen-Blut.
Hier stehet Hermion! Ihr Helden! euch zum Bilde:
Das euch sein Beyspiel lehrt/ wie man mit Schwerdt und Schilde
Kan heilig gehen umb/ und wie zu kriegen sey:
Daß eure Bilder man setzt Heiligthümern bey.
Die Wage/ die diß Bild in seiner lincken träget/
Lehrt: daß/ wer eh' er kriegt/ sein Recht nicht überleget/
Blind in sein Unglück rennt. Die Ros' im Fahne stellt
Diß Bild des Friedens für/ den man durch Krieg erhält/
Wie jene durch den Dorn. Der Löw' in seinem Schilde/
Der Bär auf seiner Brust/ dient euch zum Ebenbilde:
Daß eines Löwen Hertz und eines Bäres Krafft
Der Fürsten Kleinod sey/ der Helden Eigenschafft.
Doch ist das Feld rings umb mit Blumen überschüttet/
Weil Tapferkeit nicht stets als wie ein Unmensch wüttet.
Der Sanfftmuth Blumwerck muß sich Lorbern flechten ein/
und Krieg die Saate nur der Friedens-Erndte seyn.
Folgt diesem Hermion! ihr Götter auf der Erden!
Doch muß sein Vorbild euch durchaus kein Abgott werden.
Denn Aberglaube macht die schärffste Klugheit blind.
Die Säulen Herculens/ Achillens Bilder sind
Als Lichter ihres Thuns der Nach-Welt aufgesetzet.
Wer/ wenn er sie schaut an/ mit Thränen 's Antlitz netzet/
Und tieffe Seufzer läst/ daß er es beyden nicht
Noch hat zuvor gethan/ in dem brennt 's Tugend-Licht.
Sein Hertze kan nicht ruhn/ Gefahr kan ihn nicht schrecken/
Kein Riegel halten auf/ was grosses zu vollstrecken;
Der krönt mit Ruhm sein Haus/ mit Lorbern Sarch und Grab/
Und gibt der Nach-Welt selbst ein herrlich Vorbild ab/
Wie Hermion allhier. Aus seiner Thaten Ruhme
Rührt her: daß Eresberg Gott ward zum Heiligthume
Und ihm zur Ehrenburg. Wer seinen Fuß-Pfad drückt/
Dem ist ieder Berg zur Ehrenburg geschickt.

Alleine Catumer hatte wenig Gedancken bey diesen Reimen/ sondern sein wegen der so lange außen bleibenden Adelmunde unruhiges Hertze stieß einen tieffen Seuffzer nach dem andern aus. Dem in der Höle wartenden obersten Priester ward die Zeit gleichfals lang; daher er einen Priester an die Bach schickte die Ursache des so langen Außenbleibens zu vernehmen/ welcher in kurtzer Zeit mit der Nachricht zu rücke kam: daß Adelmunde in der Bach bey nahe ertruncken wäre/ wenn sie nicht die Priester heraus gerissen hätten. Nach dem sie nun zwar errettet wäre/ und wieder Lufft schöpffte/ weigerte sie sich ins Heiligthum gutwillig zu gehen; weil sie zu dieser Eh niemals ihren Willen gegeben hätte/ und ehe in des Todes als Cariovaldens Armen gerathen wolte. Der oberste Priester hielt dis Catumern als dem vermeinten Cariovalda für; und zugleich ein: daß dieses Heiligthum keinen Zwang vertrüge. Catumer antwortete: Sein Gemüthe hätte eben die Eigenschafft dieses Heiligthums. Deñ er wolte ehe ein Gelübde thun nimmermehr zu heyrathen/ als eine wider ihren Willen zu ehligen. Sintemal der nicht aufrichtig liebte/ wer von seiner Geliebten etwas/ das ihr zu wider wäre/ verlangte. Ja der Zwang wäre der rechte Krebs der Liebe/ welcher auch der zum Theil schon berafeten die Hertz-Wurtzel abbisse/ und sie nicht nur zernichtete/ sondern in gifftigen Haß und Galle verwandelte. Daher möchte der oberste Priester Adelmunden nur für sich beruffen/ mit der Versicherung: daß wenn dis ihr beständiger Vorsatz wäre/ und sie selbten an

dieser

dieser heiligen Stelle in seiner Anwesenheit fürbrächte/ wolte er nimmermehr ihr etwas von Liebe sagen/weniger sich ihr zum Ehmanne aufdringen. Alles dieses ward beliebt/ und die durch solche Erklärung nicht wenig getröstete Adelmunde in die heilige Höle gebracht/ welche von dem darinnen brennenden Opffer-Feuer/ von welchem der Rauch eben durch ein in den Fels gehauenes rundtes Loch ausfuhr/ erleuchtet. Catumer trat auf der andern Seite hinein/ und damit Adelmunde ihn desto eigentlicher erkennen konte/ nam er Adelmunden bey der Hand/ führete sie nahe zum Opffer-Feuer/ und fieng an: Schönste Adelmunde/ ist es ihr Ernst gegen dem so kalt zu seyn/ dessen Seele eine feurigere Werckstatt ihrer Liebe ist/ als dieser Herd! in dessen Hertze viel reinere Flammen brennen/ als diese heiligen/ welche unser Opfer Gott zu einem süssen Geruche machen solten! Sintemal meine keinen Rauch einiger Falschheit in sich haben/ wie diese doch Gott gefälligen. Wilst du mit deiner Gegen-Liebe eckeler/ als Gott mit seiner Wohlthätigkeit seyn? Zweifelst du an meiner Aufrichtigkeit; so würdige nur mein Antlitz recht zu betrachten. Meine Augen werden dir nachdrücklicher als die Zunge die tieffsten Geheimnüsse meines Hertzens entdecken. Meine Blicke werden dir die Begierden meiner Seele edler und lebhafter ausdrücken/ als meine todte Worte. Würdige mich nur eines einigē Anblicks/ so werdē deine Augē/ welche sich selbst nicht sehn/ in meinen als einem Spiegel/ sie und dich selbst/ ob du nicht meine holde Braut seyst/ erst recht erkennen lernen. Die von Leid und Schwermuth fast ausser sich selbst versetzte Adelmunde hatte Zeither ihre Augen allezeit zur Erde niedergeschlagen/ und Catumers Stimme nicht erkennt. Seine letzten Worte aber machten ihr ein Nachdencken/ und verursachten; daß sie einen Blick auf ihn warff/ und er ihr wie Catumer vorkam. Weil sie aber nicht ersinnen konte/ wie Catumer hier die Stelle Cariovaldens vertreten könte/ mißtrauete sie ihren Augen / und hielt es ihre Einbildung entweder für einen Traum / oder eine Bländung ihrer Liebe. Daher fieng Catumer aufs neue an: Zweifelst du/ kluge Adelmunde/ an dem was du siehest? Wem wilst du denn sonst glauben/ wenn du mit deinen Augen so mißträulich umbgehest? Wilst du dem Verhängnüsse widerstreben/ welches diese Nacht zu dem Morgen deiner Vergnügung und Glückseligkeit bestimmet hat! Kommen dir seine Wege seltsam für / so gedencke ; daß kein scharffsichtiges Auge selbte nimmermehr ausspüren wird. Glaube/ daß dieses Heiligthum uns vom Himmel bestimmet sey einander recht zu erkennen/ durch die Verknipfung dieses würdigen Priesters alle Knoten unser Widerwertigkeit aufzulösen/ und durch seinen Segen die Unfruchtbarkeit Adelmundens in die Wüsteneyen des Sand-Meeres zu verbannen. Adelmunde sahe nunmehr den Redenden mit unverwendeten Augen an/ und hatte Mühe sich selbst zu überreden; daß der selbständige Catumer für ihr stünde. Dieser streckte den lincken Arm gegen dem Feuer/ daß Adelmunde ein ihm von ihr zu Mattium gegebenes Haar-Band erkennen möchte / und sagte: Diese Flamme muß mir zum Zeugnüsse/ und dir zu einem Lichte mir ins Hertze zu sehen dienen. Warumb quälest du mich denn mit deinem kaltsinnigen Unverstande! Adelmundens Augen flossen bey diesem Anblicke mit Thränen über/ welche nicht seltener Töchter der Freuden/ und Ver-Redner der Liebe/ als Gefärthen der Traurigkeit sind. Endlich bekam ihre Zunge gleichwohl so viel Gewalt auszusprechē: Falscher Carioval da! Warum peinigst du mich so sehr umb deine aufrichtige Liebe! Catumer ward durch Adelmundens wenige Worte gleichsam gantz verzückt/ und durch ihre Thränen seine Liebe hell lodernd.

Denn

Denn wie bey den Mohren ein gewisser Brunn anzünden soll / also haben die Thränen auch die Eigenschafft eines flüssenden Feuers. Denn sie machen durch ein besonderes Vorrecht der Natur beliebt / und vermischen ein ertrinckendes Feuer und ein anzündendes Feuer durcheinander. Adelmunde ward nunmehr beredsamer als Catumer / fieng also zum Priester an: Ich erkenne mit grosser Ehrerbietung die Wunderwercke dieses Heiligthums! Ich gedachte in seinem kalten Wasser Cariovaldens Liebe mit meinem Leben zu ersäuffen; so fühle ich die Flamme seines Opfer-Feuers den kalten Zunder meiner Liebe in lichten Brand versetzen. Ich unterwerffe mich diese nach den Gesetzen der Vermählungen; und dem Willen dieses Bräutigams. Catumers Hertze ward hierüber zu enge seine Glückseligkeit zu begreiffen / seine Zunge aber stum̃ selbige auszusprechen / daher drückte er ihre Hand an seine Lippen / gleich als wenn jene eben so wohl das Gehöre / als diese die Sprache der Liebhabenden vertreten könte. Der über dieser seltzamen Veränderung vergnügte Priester fieng an: Lernet nun / ihr beyden Kinder / daß Gott ein Leiter der Hertzen / Andacht ein Heil-Brunn der Liebe / eine Mutter der Vergnügung sey! Versäumet diesemnach nicht auch Gott diß zu liefern / was ihm eure Liebe schuldig ist. Hiermit brachte ein Priester Catumern einen gewaschenen Wieder / Adelmunden ein Lam̃ / welche sie beyde mit tieffer Ehrerbietung auf den Opfer-Tisch legten. Der oberste Priester stach beyden die Gurgel ab / und besprützte die Verlobten mit ihrem Blute. Hernach schnitt er ihnen den Bauch auf / und warff die heraus gerissenen Gallen hinter das Altar / umb anzudeuten; daß Ehen ohne Bitterkeit seyn solten. Er betrachtete alles Eingeweide / fand alles in seiner Vollkommenheit / und wahrsagte ihnen daher viel Glückseligkeiten. Hierauf sonderte er nach abgezogenen Fellen das zum Brenn-Opfer gehörige Fleisch von denen zu der Speise der Priester bestim̃ten Stücken ab. Catumer und Adelmunde musten so lange / als das Opfer brennte / auf den Knien Gott anruffen; hernach besprengte sie der Priester siebenmal mit Wasser; und endlich band er beyder in einander geflochtene Hände mit seinem Gürtel zusammen; und beyde musten einander unabläßliche Treue biß in Tod eydlich zusagen. Nach aufgebundenen Händen sagte er: Euer Geschlechte blühe so lange / als dieser Fels stehen wird! Zeuget mit einander so viel Kinder und Kindes-Kinder / als dieses Feuer Funcken / und der Dymel-Strom Tropfen hat! Bey diesem Schlusse winckten die andern Priester ihnen zur Andeutung / daß nun alles vollendet / und es Zeit wäre aus der Höle sich zu verfügen. Ausserhalb derselben ward auf dem Berge mit Schwenckung der Fackeln gleichfalls ein Zeichen gegeben / daß die Vermählung glücklich vollendet wäre. Daher nicht nur über der Dymel von den Catten / sondern auch über der Bach von den Chauzen sich ein heftiges Freuden-Geschrey erhob / und dem Hertzog Ganasch / welcher in grossem Kummer gestanden hatte: Ob seine Tochter sich noch zu Cariovaldens Heyrath gutwillig bequämen würde / ward ein schwerer Stein vom Hertzen gewältzt. Die vier Priester leuchteten den Vermählten von dem heiligen Berge herab / und / ob sie wohl Catumern andeuteten; daß Hertzog Ganasch auf seiner Seite unterschiedene Zelten zu ihrem Beylager hätte aufschlagen lassen / und Sentia ihrer an der Bach wartete / führete doch Catumer Adelmunden über die Dymel seinen Catten zu / mit Vermelden: daß seiner Landes-Art nach die Heimführung der Bräute in des Bräutigams Haus geschehe. Catumer setzte daselbst sich und Adelmunden zu Pferde / schickte etliche Catten umb dem Grafen von Isenburg und Lichtenberg anzudeuten: daß sie Cariovalden / Segesthen und alle Gefangene

loß lassen und ihm eben den Weg/ den sie herkommen wären/ nach Sassenberg an die Eder nachfolgen solten. Die ihn begleitenden Priester aber ersuchte er dem Hertzog Ganasch beyzubringen: daß Adelmunde aus sonderbarer Schickung des Verhängnisses mit Catumern dem ersten und rechten/ nicht aber mit ihrem verwerfflichen After-Bräutigame vermählet wäre. Wenn er ihm nun diß gönnen würde/ was der Himmel ihm geschencket/ dieses Heiligthum ihm unauflößlich angetrauet hätte; würde er von ihm die tieffste Ehrerbietung/ von den Catten verträuliche Freundschafft/ und von Gott unersitzlichen Segen zu erwarten haben. Dieses brachten die Priester Sentien/ welche ihr inzwischen wenig Gutes an der Bach hatte träumen lassen/ und folgends dem Hergoge Ganasch zu. Jene wolte hierüber von Sinnen kommen/ und verfluchte die Priester/ daß sie einem falschen Bräutigame Adelmunden verknipft hätten. Dieser aber kannte sich für Zorne nicht; also wuste er auch nichts zu entschlüssen; und beyde nicht zu errathen/ wo Segesthes und Cariovalda blieben seyn müsten; und wie Catumer sich so künstlich für jenē eingespielt hätte. Nicht weniger gieng es unter den Chauzen durch einander. Etliche schäumeten Galle und Schmach auf Catumern; andere aber blieben zweifelhafft: Ob nicht dieser Zufall mehr für ein Glücke als Unglücke der Chauzen zu halten wäre? Einmal stünde auf Catumers Seiten das Vor-Recht; und durch diesen künstlichen Betrug hätte er gewiesen; daß er nicht weniger klug als hertzhaft wäre. Endlich befahl Hertzog Ganasch auf Sentiens Anstiften/ daß alles/ was reiten könte/ auffsitzen/ und nebst ihm seine geraubte Tochter Catumern abschlagen solte. Sintemal diese Vermählung wegen Irrthums und ermangelnder väterlichen Einwilligung unkräfftig wäre. Dieses aber konte in so geschwinder Eil nicht geschehen/ weil Catumer einen guten Sprung vorher hatte/ und die Finsterniß in der Verfolgung nicht wenig hinderte. Nachdē aber Hertzog Ganasch über den Dymel-Fluß koñen war/ begegnete ihm ein Herold von Catumern/ welcher dem Chaucischē Hertzoge beybrachte; daß er nicht aus Furcht/ weil er mit einer genungsamen Macht versehen wäre/ sondern aus Ehrerbietigkeit des Heiligthums zurück gewiechen wäre. Die Gerechtigkeit seiner Sache wäre auch so beschaffen/ daß er für der gantzen Welt darumb Rechenschafft geben/ und wenn Hertzog Ganasch ihm Gehöre geben wolte/ er bey dem heiligen Brunnen/ der ihn zu Adelmundens Heyrath mit seinem Wasser geleitet/ seiner erwarten/ und sich als seinen Eydam nicht als seinen Feind erweisen wolte. Hertzog Ganasch/ der ihm nicht einbildete: daß Catumer mit einer solchen Macht gefaßt wäre/ ward hierüber noch mehr verbittert; sagte also dem Herolde: Er möchte sich nur kümmern zeitlicher bey Catumern zu seyn/ als er seine Rache an ihm als einē Rauber seiner Tochter auszuüben verhoffte. Dieser Herold kam wegen bekandter Wege noch für Tage an den bestim̃ten Ort/ und kurtze Zeit darnach auch Isenburg und Lichtenberg mit denen zu Bewahrung Segesthens und Cariovaldens gelassenen Catten bey Catumern an. Weil dieser nun von der Nachkunfft der Chauzen hörte/ stellte er unter einem Berge sein Volck in eine richtige Schlacht-Ordnung. Hingegen ließ sich eine Stunde nach der Sonnen Aufgange nicht nur Hertzog Ganasch/ sondern auch Segesthes und Cariovalda sehen/ welche sich nach erlassener Hafft gerade nach Eresberg gewendet hatten/ und dem Hertzoge Ganasch gefolgt waren. Ob nun zwar Ganasch einen Kern des Cattischen Adels für ihm stehen sahe/ welchem seine Chautzen weder an der Zahl/ weniger an Kräften gleich waren/ hätte ihn doch sein blinder Eiver solche anzugreiffen verleitet/ wenn nicht Segesthes und Cariovalda/ als von denen ihre

Tapferkeit schon den Tag vorher genungsam geprüfet worden war/ solches ihm beweglich widerrathen und eingehalten hätten: daß es nicht rathsam wäre/ umb einen Irrthum zu verbessern/ sich in mehrere zu vertieffen/ sondern vielmehr eine der grösten Klugheiten den ersten zu vermänteln. Denn eines könte zwar der allervorsichtigste versehen; aber zweymal hinter einander irren / verspielte einem alles Ansehen. Diesemnach riethen sie unter dem Scheine einer von Catumern und Adelmunden geforderten Rechtfertigung ihres Beginnens sich aus dieser gefährlichen Enge mit Ehren auszuflechten. Hertzog Ganasch ließ sich hierdurch bereden/ daß er mit Catumern und Adelmunden in freyem Felde zu reden verlangte; welches diese an einem Orte willigten/ da die zwischen zweyen hohen Ufern flüssende Jther sie trennete. Gleichwol aber war der Chauciische Hertzog seiner so weit nicht mächtig; daß er in seinem Vortrage Catumern nicht einen Rauber seiner Tochter/ einen Verseh(r)er des Heiligthums schalt/ und von ihm Adelmunden als eine ungehorsame Verächterin der väterlichen Gewalt wieder in seine Hände zu liefern verlangte/ da sie beyde nicht anders so wol die göttliche als seine und aller gerechten Fürsten Rache auf den Hals ziehen wolten. Hertzog Catumer aber erinnerte sich; daß er mit seinem Schweher-Vater redete/ und daher Adelmunden zu Liebe/ und ihm selbst zu desto grösserm Ruhme mit ungemeiner Bescheidenheit antwortete: Es liesse den Rechten zuwider/ daß jemand an seinem Eigenthum/ das er niemandẽ verpfändet hätte/ einen Raub begehen könte. Daß aber Adelmunde sein eigen worden wäre/ könte Hertzog Ganasch nicht leugnen/ welcher seine Tochter ihm selbst ohne einiges Bedinge und mit ihrem guten Willen versprochen hätte. Solche Verbindligkeiten verstatteten keine Reue. Denn sonst würde aus Heyrathen eine Handlung gemacht/ oder vielmehr Treu und Glauben/ welche unter Fürsten in Ubermasse seyn solten/ aus der Welt verbannet werden. Seines Vaters des Hertzog Arpus erwachsenes Bedencken wäre nicht ohne alle Erhebligkeit / iedoch keine Aufhebung ihres Verlöbnüsses/ am wenigsten aber ihm sein an Adelmunden habendes Recht zu benehmen mächtig gewest. Auch gemeine Versprechen könten von keinem dritten/ sondern müsten von denen selbst/ die einander Hand und Mund gegeben/ aufgehoben werden. So aber hätte weder sein noch Adelmundens Wille iemals gewancket. Diesemnach wäre ihm keine Schuld / Adelmunden kein Ungehorsam beyzumässen. Denn er hätte durch seine Heyrath gethan / was ihm das Recht / und Adelmunde / was ihr der väterliche Wille erlaubt hätte. Hertzog Ganasch aber eiverte aufs höchste über den ihm und seinem Hause angethanen Schimpf/ daß Hertzog Arpus mit Adgandestern eine andere Heyrath behandelt hätte / welches die Zerreissung des mit Adelmunden geschlossenen Verlöbnüsses an der Stirne trüge ; Dem aber / welcher nicht Glauben hielte / wäre man keinen zu halten schuldig. Catumer bestünde noch unter väterlicher Gewalt / und wäre an seines Vaters / wie Adelmunde an seine Handlungen und Schlüsse gebunden ; also könte er sich von Vertretung dessen / worinnen sein Vater sich vergangen hätte / nicht ausflechten. Hierauf fiel er auf Catumers bey der Verlobung gebrauchte/und von Adelmunden gebilligte Arglist ; welche auch die gerechtesten Sachen böse machte / und daher Fürsten unanständig / dem Heiligthume verkleinerlich / und gantz Deutschlande ärgerlich seyn müste. Sonderlich da er die

Priesterschafft/ welche alle Völcker als Wahrsager der Warheit verehrten/ unter einem falschen Scheine hinters Licht geführt hätte. Fürnemlich hätte Adelmunde wider das Recht der Natur/ wider die Schamhafftigkeit ihres Geschlechtes sich vergangen; welche er für Augen zu sehen sich nicht würde überwinden können; weil er sie schon aus dem Ansehn der Kindschafft gesätzt hätte/ wenn sie nicht Augenblicks durch Reue und Demuth von einem so schändlichen Abweg zurück kehrete. Adelmunde kam mit ihrer Vertheidigung Catumern zuvor in folgender Antwort: Es stünde ihr als einer gehorsamen Tochter nicht an mit ihrem so holden Vater zu rechten. Denn/ was sie zum besten ihrer Sache anführte/ gereichte der väterlichen zum Abbruche. Kinder aber wären verpflichtet auch mit ihrer Unehre der Eltern guten Nahmen zu unterstützen. Ihre Frömmigkeit hiesse sie also sich schuldig zu geben. Hätte sie nun sich durch die Vermählung vergangen; so möchte er doch als Vater behertzigen; daß die Liebe als ein ihr vorgehendes Irrlicht sie verführt hätte/ welcher Regung über die Vernunfft/ ausser den Gesätzen/ und der Weißheit zu wider wäre. Der von dieser blinden Regung herrührende erste Seufzer wäre insgemein der letzte Athem der Klugheit. Die Gewalt hielte sie für ihr Recht/ ihre Begierde für ihre Richtschnur/ und das Besitzthum des Geliebten für ihren Zweck. Es wäre ihr unmöglich gewest/ die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Süßigkeit gegen den auszuziehen/ den sie der Himmel und mein Vater hatte lieben heissen. Die Gelegenheit/ oder vielmehr die wunderwürdige Schickung des Himmels hätten ihr gerathen in dem nichts unrechtes erlaubenden Heiligthume den gefundenen Bräutigam nicht zu verstossen/ da man sie der Vermählung halber vorher nicht hätte wollen ertrincken lassen. Wäre es denn nun ein unverzeihlich Verbrechen: daß sie ihr die Fessel gutwillig angelegt; welche man ihr anzuschmieden so grosse Gewalt gebraucht hätte/ daß sie nicht hätte eine abtrünnige Liebhaberin oder eine Uberläufferin werden wollen! Ihr liebster Vater solte behertzigen/ ob sie ein ander Laster begangen/ als daß sie mit Cariovaldens Ehlichung nicht habe ein grösseres begehen wollen? daß sie den ersten und gegenwärtigen Bräutigam für den letzten und abwesenden erkieset. In der Liebe wäre nichts mächtiger/ als die Gegenwart/ denn die Augen wären die Brunnen der Liebe/ die Werber der Wellust/ alle andere Sinnen nur ihre Dienst-Mägde. Alle Brunnen führten den Nahmen ihres Ursprungs/ nicht der Länder/ derer fruchtbare Felder/ heilsame Ertzt-Adern sie durchstriechen. Weil nun von Catumern die erste Liebe in ihr Hertz geflossen; wie hätte sie sich dessen erwehren können/ der ihr die Liebe zum ersten eingeflösset? Wolte man sie beschuldigen/ daß sie die Pflicht einer Tochter/ die Blödigkeit ihres Geschlechtes auf die Seite gesätzt hätte; so möchte man darbey nicht vergessen/ daß das Verhängnüs ihr Catumers Liebe zum ersten eingeblasen/ ihr Vater solche gebilligt habe/ und daß/ je mehr ein Liebender sich zu mäßigen zwingen wolte/ er sich nur mehr entzündete/ solch Feuer aber nirgends als in anderm Feuer Ruhe/ wie das geschmeltzte Glaß in dem Kühl-Ofen seine Vollkommenheit anträffe. Sie verehrte mit tieffster Demuth das Recht väterlicher Gewalt/ aber dieses hübe so wenig als das der Hoheit die Gesätze der Natur/ und die Bothmäßigkeit der Liebe auf. Diese hätte sie nun einer andern Gewalt unterworffen/ daß sie ihrer nicht mehr mächtig wäre/ und in einen Stand versätzt/ der weder Reue noch Aenderung vertrüge. Daher solte ihr holdester Vater mit angemaaßter Uberwindung der Unmöglichkeit durch ihre Hertzens-Kränckung sich doch nicht selbst in ewige Unruh sätzen. Klugheit gründete sich nie

nie auf ungewisse Glücks-Fälle/ weniger nähme sie ihr was für/ an dessen Ausgange sie verzweifelte; sondern sie verhüllete vielmehr ihrer Kinder Schwachheiten/ als eigene Wunden. Weil aber Ganasch nach Art derer von auf sie gespritztem Wasser nur mehr brennenden Stein-Kohlen sich je länger je mehr ungebährdig stellte/ je beweglicher Adelmunde redete/ nam Catumer das Wort von ihr und sagte: Wenn sich mit ihrer Heyrath einiges Unrecht vermählt hätte/ wäre von selbtem nichts der von seinem Verhaben nichts wissenden Adelmunde/ sondern ihm alleine zuzumässen. Ganasch hätte sie gezwungen in dem Eresbergischen Heiligthume sich zu vermählen; darinnen sie keinen andern Bräutigam gefunden/ als ihn. Also wären Gelegenheit und Liebe/ ja das Verhängnüs selbst Stiffter dieser Heyrath gewest; bey keinem Volcke der Welt aber eine Sünde den zu ehligen/ den man liebte. Sintemal ja die Liebe der Kern aller Weißheit wäre auf Erden und im Himmel. Er hätte auch nichts anders verbrochen/ als daß er seinem Nebenbuhler Cariovalda wie an Rechte und Verdiensten/ also in desselben Ausführung wäre zuvor kommen/ worinnen der künstlichste Streich der Klugheit bestünde/ weil sonst Recht und Verdienste denen aus dem Glücks-Topffe gezogenen Zetteln zu vergleichen wären/ und mehrmals keine Giltigkeit hätten. Hätte er nun gleich bey seiner Heyrath einige List gebraucht/ so wäre doch diese für kein Laster zu halten/ weil ihm das Recht der Liebe und des Krieges wider Cariovalden solches erlaubte/ der durch Entführung seiner Braut sich für seinen Feind erkläret hätte. Im Kriege und in der Liebe wären aber Arglist/ Künste/ ja die Betrügereyen selbst unverboten. Alles/ was zum Siege diente/ bliebe Unschuld/ und wäre es eines/ ob man andern durch eine kluge Erfindung/ oder mit Gewalt Lorbern und Myrthen vom Kopfe riesse; ob man eine Stadt mit Sturme oder durch Verständnüs einbekäme; ob man seiner Liebsten sich auf eine oder andere Art bemächtigte. Denn alles/ was Kriegs-Leuten und Liebhabern zu ihrem Zwecke diente/ wäre zuläßlich/ alles ihnen schädliche/ ein Verbrechen. Was schiene unrechter zu seyn als frembde Kronen zu rauben/ was grausamer/ als Städte einäschern/ Länder verwüsten/ was wäre unmenschlicher/ als Ströme aus Blut/ Berge aus Leichen machen? Gleichwol aber wäre dis eine so gemeine Sache/ daß es fast niemand mehr Königen übel auslegte/ sondern Brand und Blutstürtzung für ihr Handwerck/ und die Grausamkeit für ihre erste Tugend/ und für ein Meisterstücke hielte/ wenn man in einer Schlacht den Wind und die Sonne gewänne/ und dem Feind den Staub in die Augen jagte/ oder ihn auf die Fallbrücke eines Hinterhalts lockte. Warumb solte denn in der Liebe die zumal aufs Vorrecht gegründete Gewalt/ oder die Bländung unser Widerwärtigen so verdammlich seyn? Warumb solte die mit so viel Freyheiten versehne Liebe nicht eine unschuldige Anstalt zu dem seinigen zu gelangen rechtfertigen? die Herrschafft der Liebe hätte nicht engere Gräntzen/ als die des Krieges; nemlich sie vertrüge keine Schrancken/ wie ihre Gesätze keine Richtschnur/ ja sie giengen über alle andere/ und hielten derselben Unterdrückung für ihre Ehre. Die Oberhand machte alle ihre Vornehmen gerecht; wer darinnen Glück hätte/ wäre zugleich weise und unschuldig. Wenn man erhielte/ was man gesucht/ wäre niemand mehr umb die Mittel und Wege bekümmert. Alle Uberwinder werden rechtmäßige Könige; und die Vermählten untadelhaffte Ehleute. Der Geitz machte nur entweder frembder Güter zu Dieben/ die Begierde zu herrschen aber sie zu grossen Helden. Also würden alle Verrichtungen nach dem Ursprunge der ersten Regung

für Laster oder Tugenden/ wie alle Dinge so gefärbt angesehen/ wie das Glaß ist/ dadurch man sie betrachtet. Diesemnach möchte ihn Hertzog Ganasch gleich als einen Liebhaber/ oder Cariovalda als seinen Feind ansehen; so würde er doch vom ersten mit Rosen/ vom andern mit Palmen zu kräntzen/ und wegen seiner Loßlassung für einen der gütigsten Sieger zu rühmen seyn. Alleine er hätte nicht Noth sich mit dem Rechte des Krieges und der Liebe zu vertheidigen. Des Chaucischen Hertzoges eigenes Versprechen redete ihm das Wort/ welches bey ehrlichen Leuten so viel als die Gewehrung selbst wäre. Dieses wäre man auch dem Feinde zu halten schuldig/ und unter vernünfftigen Menschen Treu und Glauben nichts gemäßer/ als/ was man zugesagt/ halten/ wenn schon dis dem Versprecher schädlicher/ als dem andern nützlich wäre. Keine Reue könte jemanden sein daraus erworbenes Recht entziehen/ und Fürsten wären auch ihren Unterthanen/ wie viel mehr ihres gleichen ihre Zusagen zu erfüllen durchs Recht der Natur und Völcker verbunden. Ja alle Worte der Fürsten solten so wenig auch bey widrigen Zufällen/ als das Gold im Feuer versehrlich seyn. Daher hätte Hertzog Ganasch mit Cariovalden nichts schlüßen/ weniger ihm Adelmunden durch Vermählung zueignen können/ auf welche er vorher schon Recht/ und sein Vater Arpus es ihm zu entziehen keine Gewalt gehabt. Hercules hätte wider den Eurytus/ Darius wider die Scythen zu kriegen/ die Römer denen Sabinen ihre Töchter mit Gewalt zu nehmen für recht gehalten; als ihnen die Heyrathen wären versagt worden. Wer wolte nun ihm verargen/ daß er sich Adelmundens bemächtigt hätte/ welche Deutscher Ankunfft/ seines Standes/ und seine versprochene Braut gewest wäre? Wo man keinen Richter über seinen Schuldner hätte/ und man in Gefahr geriethe des seinen verlustig zu werden/ wäre jeder ihm selbst Recht zu verhelffen berechtigt. Dieses würden auch die Priester des Eresburgischen Heiligthums billigen müssen/ welche nicht ihm/ wol aber Cariovalden die Vermählung zu verweigern würden Ursach gehabt haben. Diesen hätte er/ wie man ihn beschuldigt/ nichts falsches angebunden/ wiewol es ein nicht geringer Werck der Klugheit wäre/ durch falschen Vorwand einen in die Schrancken der Billigkeit/ als durch einen Seiten-Weg einen gerader zu seinem Ziele bringen. Er hätte sich bey den Priestern niemals für Cariovalden/ wol aber/ der Warheit gemäß/ für Adelmundens Bräutigam ausgegeben/ ja seine Braut im Heiligthume selbst/ daß er der falsche Cariovalda wäre/ entdeckt. Wären nun gleich die Priester in den Gedancken gewesen/ daß sie mit Cariovalden zu schaffen hätten/ so hätte sie ihre irrige Einbildung/ nicht seine falsche Beredung verleitet. Niemand wäre dis/ was ihm nachtheilig seyn könte/ zu sagen schuldig. Denn wie ein Fürst niemals lügen/ aber wenig und langsam glauben solte/ also wäre die unzeitige Verrathung der Warheit eine so gefährliche als einfältige Aufrichtigkeit; Stillschweigen aber eines der fürnehmsten Werckzeuge der Herrschafft. Zudem wäre das Werck der Vermählung nicht die Priester/ sondern Adelmunden und Cariovalden angegangen. Jene klagte über keinen Betrug/ dieser als sein Feind und Gefangener hätte über keinen zu klagen. Sintemal die weisesten Leute für rühmlich und nützlich hielten dem Feinde durch Betrug Abbruch zu thun/ und die Spartaner hätten über einem solchen Siege mehr als über einer gewonnenen Schlacht Opffer geschlachtet. Am allermeisten aber wäre löblich zum Schutze der Unschuld und der Gerechtigkeit zu steuer Unwarheit sagen; Dergleichen doch auf ihn nicht zu bringen wäre/ der sich seines Rechtes gebraucht/ also niemanden Unrecht gethan hätte. Nach dem nun die Eh/ der andere Grundstein menschlicher Glückseligkeit/

keit/ die festeste Verknüpfung zweyer Geschlechter seyn solte/ bäte er/ es möchte Hertzog Ganasch selbige nicht einen Apffel der Zwytracht seyn/ und an statt väterlicher Hold nicht Galle und Haß auf sie beyde/ die nunmehr eines worden wären/ fallen lassen. Durch dieses Band wären vielmal unaussöhnliche Tod-Feindschafften aufgehoben worden; ja die einander so widrigen Feuer und Wasser würden bey ihrer Vermengung mit einander einträchtig; wie könte er denn übers Hertz bringen/ daß die Ehlichung seiner Tochter gegen ihn eine Quelle bitterer Feindschafft seyn solte? Catumer hätte noch länger geredet/ wenn ihm nicht Ganasch mit folgenden Worten in die Rede gefallen wäre: die Vertheidigung des bösen ist ärger als die Begehung. Jene kan aus Schwachheit/ diese muß aus Vorsatze geschehen; die Ubersehung eines Verbrechens aber ist das allerärgste. Also bildet euch nur nicht ein/ daß ich durch eine Versöhnung mit euch mich lasterhaffter machen werde/ als ihr selbst seyd. Ich werde euch hassen/ weil mir die Augen offen stehen; und ich werde euch zu trennen nicht vergessen/ so lange meine Rache nicht euer/ oder der Tod das Bündnis meiner Seele und des Leibes getrennt hat. Bey diesen Worten spannete Ganasch unversehens den Bogen/ und schoß die sich dessen am wenigsten versehende Adelmunde in Arm. Catumers Hertze ward hierüber auf einmal mit Rache und Liebe überfallẽ/ daß er nicht wuste/ ob er vorher dem Hertzoge Ganasch solche Beleidigung vergelten/ oder Adelmunden zu hülffe kommen solte. Aber diese gewaan die Oberhand/ indem er Adelmunden zueilte/ sie vom Pferde heb/ ihr das Blut abwischte/ den Pfeil mit grössern Schmertzen/ als sie selbst fühlte/ aus der Wunde zoh/ und Kräuter sie zu verbinden suchte. Bis ein ander Wund-Artzt zur Stelle kam; unterdessen aber waren die Catten nicht zu erhalten/ daß sie nicht die Chaucen mit grosser Verbitterung anfielen. Segesthes machte sich alsbald aus dem Staube/ und auf dessen Ermahnung auch Cariovalda/ weil jener ihm leicht die Rechnung machen konte: daß es mit diesem Gefechte schlecht ablauffen und er durch fernere Erzürnung der Catten sein gantzes Fürstenthum zu verlieren in Gefahr sätzen würde; bey diesem aber/ der wegen ausgefallnen Armes ohne dis nicht fechten konte/ nunmehr alle Hoffnung zu Adelmunden verloschen war. Hertzog Ganasch hielt mit seinen Chaucen zwar Stand; aber weil der Catten ein gutes Theil mehr/ und ihre Schwerdter von einer heftigen Rachgier erwetzet/ ihre Gemüther durch den Sieg vorhergehenden Tages aufgeschwellet waren/ fiengen sie bald an zu wancken und in Unordnung zu gerathen. Hertzog Ganasch selbst/ welcher von Zorn und Unwillen schäumte/ that zwar nicht nur dis/ was einem tapfferen Helden/ sondern auch einem verzweifelten Feinde zukom̃t/ und bot denen die Stirne selbst/ welche sich am weitesten hervor zückten und durchbrachen. Aber auch Hercules ist ihrer vielen nicht gewachsen. Adelmunde/ welche bey ihrer Verbindung nicht das geringste Merckmaal einigen Schmertzens spüren ließ/ ward/ als sie das blutige Gefechte zwischen den Catten und Chaucen ins Gesichte und Gehöre bekam/ mit einer unsäglichen Wehmuth überschüttet/ also daß ihre kindliche Liebe eine grosse Menge Thränen als ihr reinestes Hertz-Geblüte und das kräftigste Wesen ihrer ängstigen Seele durch die zarten Röhren ihrer Augen herfür trieb. Nach dieser stummen Vorbitte beschwur sie Catumern bey ihrer beyder Liebe: Er möchte ihrem Vater nichts gewaltsames oder verkleinerliches begegnen lassen/ und auf ihre Lands-Leute keine so grosse Rache/ welche ihr als der allein beleidigten viel empfindlicher als die Verwundung fiele/ verhengen. Hätte sie Hertzog Ganasch gleich verwundet/ so wäre diese Beleidigung nur ein Sonnenstaub gegen denen ihr erzeigten Woltha-

Woltaten/ wiewol Eltern ihre Kinder nur züchtigen/ nicht beleidigen könten. Wenn aber auch dis gleich geschehe/ höreten sie doch nicht auf Vater und Mutter zu seyn; und ihre Liebe brächte doch endlich aus Zorn und Haß/ wie die Sonne aus dem Gewölcke herfür. Dieser einige Eyver könte in ihr den Trieb und das Gesäze der Natur nicht ausleschen/ welches auch wilden Thieren eingepflantzt wäre: daß/ wie die Bären und Schlangen ihre Jungen leckten/ die sonst unbendigen Waldschweine für sie aus Liebe in die Eisen und Netze der Jäger renneten; also trügen die Störche und Meerschweine ihre Eltern auf dem Rücken. Er möchte doch nicht etwas geschehen lassen/ welches ihr eine Gleichheit eines Wasser-Pferdes/ eines Scorpions und einer Natter eindrückte/ welche Unthiere alleine beschuldigt würden/ daß sie ihren Eltern weh thäten. Es wäre der Großmüthigkeit Eigenschafft frembdes Unrecht ungerochen lassen/ aber eine Pflicht der Frömmigkeit Eltern nichts böses vergelten. Denn diese könten Kindern kein Unrecht anfügen; weil die Scythen jenen das Recht diese viermal zu verkauffen/ die Seren sie nach Belieben zu ersäuffen/ die Egyptier und Römer auf allerhand Art zu tödten frey ließen. Kein Volck aber hätte eine mehrere Gewalt über ihrer Kinder Blut/ als die Gallier und Deutschen. Wie in einem schlechten hätte nun Ganasch durch eine geringe Wunde seine väterliche Gewalt an ihr ausgeübt! wie könte sie nun ohne Greuel wider ihren Vater einige Rache verhengen/ von dem sie ihr Wesen hätte/ und gegen den jedes Kind mehr als gegen seinen König verpflichtet wäre! Würde sie nicht ein Mensch zu geschweigen eine Tochter zu seyn aufhören/ wenn sie so gar in seinem ihr für Augen schwebenden Tod willigte! Sintemal die Persen nicht glaubten: daß ein warhaftes Kind seine Eltern am Leben anzutasten sich überwinden könte/ sondern die/ welche solches thäten/ untergesteckte Kinder seyn müsten. In welchem Glauben auch die alten Gesätzgäber gewesen seyn müsten/ die auf Vater- und Mutter-Mord keine Straffen ausgesätzt; wo sie anders auch darauf eine genungsame Pein zu erdencken sich getraut haben. Kein Kind wäre so vermögend/ Eltern ihre Woltaten gut zu thun/ wie wäre es nun möglich ein Recht des Todes über sie zu bekommen. Alle Gesätzgäber müsten hier an sich halten/ weil die Gesätze des Geblütes unauslöschlich wären/ und ein Vater kein solch Laster begehen könte/ was ein Sohn durch Vater-Mord zu rächen befugt wäre. GOtt als der Vater des menschlichen Geschlechtes hätte hieran Theil/ und würde in den Eltern beleidigt/ also wäre nichts/ in der Welt keine dem Vaterlande/ keine dem Ehmanne schuldige Verbindligkeit/ welche ein Kind von jener als der ersten loß machen könte. Kein Kind aber wäre mehr als sie ihrem Vater verpflichtet; welcher Zeither alle Strahlen der väterlichen Liebe auf ihr als der einigen Tochter gleichsam als auf einem Puncte vereinbaret hätte; und daher nicht zu verwundern/ daß seine so heftige Liebe/ welche er durch ihre Heyrath verletzt zu seyn glaubte/ in solche Ungedult verfallen wäre. Würde sie nun bey so gestalten Sachen der Coloquinten-Frucht/ welche die Galle der Erde/ der Tod der Gewächse hiesse/ nicht billich zu vergleichen seyn/ welche am giftigsten wäre/ wenn ihrer nicht mehr als eine auf einer Staude/ oder nur eine Staude auf einem Felde wüchse. Mit einem solchen Schandflecke ihres Nahmens wäre ihr unmöglich auch in den annehmlichsten Armen ihres Catumers zu leben; und weil Kinder überdis nach dem rühmlichen Erbieten und Beyspiele des jungen Aquilius Florus bey Actium mit ihrem Tode der Eltern Leben zu lösen schuldig wären; würde ihr unmöglich fallen; wenn ihr Vater Ganasch allhier an seinem Leben einigen Schiffbruch litte/ den Untergang der Sonne zu überleben.

leben. Catumer stiegen die letzten Worte bis ans innerste seines Hertzens/ daher sagte er: zweifle nicht/ frömmste Adelmunde/ daß ich nicht nur meine Rache deiner kindlichen Liebe/ sondern auch mein eigenes Leben deiner Vergnügung willig auffopffere. Hiermit verließ er sie in der Auffsicht des Grafen von Lichtenberg und etlicher zwantzig Ritter/ in willens sich in das durch das Weichen der Chaucen einen ziemlichen Weg entfernte Treffen zu verfügen. Es begegnete ihm aber der Ritter Bickenbach/durch den ihm der Graf von Solm zu wissen machte: daß die Chaucen in eusserster Noth wären/ und sie nicht einige Hoffnung des Sieges/ sondern nur die Hartnäckigkeit ihres Hertzoges Leiche von dem Kampff-Platze zu bringen von der Flucht zurücke hielte. Catumer erschrack hierüber mehr/ als wenn seine Catten geschlagen wären/ rennte also spornstreichs fort/ und ertheilte bald aller Orten Befehl/ daß bey Lebens-Straffe kein Catte mehr gegen einigem Chaucen keinen Streich mehr thun/ sondern sie sich eines Bogenschusses weit zurück ziehen solten. Dieses war ohne einige Gefahr leicht zu vollziehen/ weil die noch übrigen Chaucen weder Athem noch Kräffte zu fechten mehr hatten. Diese zohen den Hertzog Ganasch unter einem Hauffen todter Menschen und Pferde herfür/ welchen der Graf von Solm zu erst vom Pferde gebracht hatte. Sie verspürten aber an ihm noch etlicher maßen ein Leben. Daher Hertzog Catumer dem Grafen von Delmenhorst zu entbieten ließ: Es wäre dieses Treffen ohne seinen Befehl fürgegangen/ und wäre ihm nichts leider/ als daß der tapfere Hertzog der Chaucen durch seinen Eifer in solch Unglück verfallen wäre. Diesemnach wäre er erbötig ihm und allen verwundeten Chaucen mit allen möglichen Heilungs-Mitteln zu dienen/ und zu ihrer Pflegung das nahe dabey liegende Schloß Winterburg einzuräumen/ wie er denn auch von Adelmunden den Wund-Artzt zu holen anbefahl. Delmenhorst muste diese Gutthätigkeit ihres selbst gesuchten Feindes zu Danck annehmen. Wie nun Hertzog Ganasch bey abgenommenen Waffen und Abwischung des Blutes/ darein er gleichsam getaucht war/ noch mehr Lufft schöpffte; also befand der Wund-Artzt an ihm zwar sieben frische Wunden; jedoch machte er Hoffnung/ daß derer keine tödtlich seyn würde/ wo nur die auf der Brust empfangene Tritte von Pferden/ welche ihm schweres Athemholen verursachte/ und die Rede hinderte/ nicht inwendig grösseren Schaden gethan hätte. Es hatte ihm aber der Artzt kaum das Blut gestillt/ und die grösten Wunden verbunden/ als Adelmunde/ welcher das Geschrey den Tod ihres Vaters zugebracht hatte/ mit grossem Wehklagen und Ausrauffung der Haare dahin gerennet kam/ vom Pferde herab sprang/ den auf einem Hügel liegenden Hertzog Ganasch umbarmte/ die Pflaster von ihrer Wunde rieß/ und so wol mit ihm den Geist auszublasen/ als sein Blut mit dem ihrigen zu vermischen betheuerte; Gleich als wenn Adelmunde mit ihrem Blute dem Vater das seinige/ wie jene Griechische und Römische Tochter mit der Milch ihrer Brüste ihrem Vater das Leben ersätzen/ und mit ihrer Frömmigkeit die Ordnung der Natur verkehren oder vielmehr überwinden wolte. Weder des Grafen von Delmenhorst/ noch ihres eigenen Catumers Einredung verfiengen etwas bey ihr/ sondern ihre Thränen vermehrten sich wie die Flüsse/ je weiter sie lauffen/ weil sie entweder der Schmertz verblendet hatte/ daß sie ihren Vater nicht leben sah/ oder weil sie diesen ihren Saltz-Perlen/ welche der Natur eigene Hand in den Augen zerschmeltzet/ und durch die auch die unfühlbareste Seele beweget wird/ ihres Vatern todtes/ wie Cleopatra mit ihren in Eßig zerlassenen/ des Antonius kaltes Hertze gewinnen wolte. Dieser heftige Schmertz preßte dem Chaucischen Hertzoge das erste Wort

aus/ oder ihre Liebe gab ihm vielmehr neue Krafft zu reden/ daß er sagte: Gönne mir die Ruh/ und die Zeit mich zu erholen. Worauf ihr denn Catumer ferner einhielt: daß aller Kummer/ welcher sich nicht mit Bemühung der Hülffe vereinbarte und nur den Zweck auf sich selbst hätte/ vergebens wäre. Ihre Ungedult beunruhigte und beleidigte ihren Vater/ und sie fräße durch unzeitige Traurigkeit ihr das Hertze/ wie die Würmer das Holtz und die Mutten die Kleider. Allezeit wollen glücklich seyn wäre eine Unwissenheit der Helffte der Natur/ ja die gröste Unglückseeligkeit niemals unglücklich gewesen seyn; weil man bey dieser Beschaffenheit nichts von der Helffte der Tugend wüste/ und künfftigen Unfällen behertzt zu begegnen ihm weder Rechnung noch Vorsatz machen könte. Dahingegen das Unglück den Geist ermunterte/ den Verstand schärffte/ und das Gemüthe abhärtete/ ja durch Gedult und Standhafftigkeit das Verhängnüs auf uns länger zu wüten beschämte/ oder gar auf seine Seite brächte/oder zum wenigsten die schwereste Last erträglich machte; sintemal doch die Gedult ein sehr erleichterndes Trageband abgäbe. Zudem wäre es noch Unzeit so kleinmüthig sich zu erweisen; weil die Hofnung von ihres Vaters Genesung sonst noch niemanden entfallen wäre/dis aber eine mehr als weibliche Schwachheit ehe Leid tragen/ als es nöthig wäre. Adelmunde ward hierdurch gezwungen ihre Seuffzer zu verbeissen/ und ihre Thränen zu verstopffen/auch des Wund-Artztes Gutbefinden nach/ sich ihres Vaters zu enteusern/ damit durch ihre Anwesenheit nicht das Geblüte und Gemüths-Regungen unruhig gemacht würden. Hertzog Ganasch ward also von Adelmunden mit vielen Küssen und unzählbaren Thränen/ welche nicht weniger ein Dampff hertzlicher Liebe/ als das Blut verwundeter Seelen sind/ gesegnet/ und nach Winterburg getragen/ Catumer und seine Gemahlin aber blieben mit ihren Catten zu Hallenberg an der Orcke/ allda sie von dem Fürsten Ganasch alle zwey Stunden Nachricht haben konten. Also war der Anfang dieser annehmlichen Heyrath mit so viel Unvergnügen/ als im̃ermehr eine Rose mit Dornen vermenget. Und wie außer Rhodis und Alexandrien fast kein Ort in der Welt seyn soll/ da alle Tage des Jahres die Sonne scheinet; also werden auch schwerlich mehr Menschen zu nennen seyn/ derer Freuden niemals die Trübsaals-Wolcken verdüstert hätten. Ob nun wol Adelmunden die ihr von der Liebe zubereitete Lust durch diesen Zufall mercklich versaltzen ward; auch sie zu Hallenberg keine einem Fürstlichen Beylager anständige Anstalt fanden; so konte doch die Vollkommenheit ihrer Liebe keinen Abbruch leiden; sondern sie und Catumer lieferten nunmehr in den Tempel der Treue die Gelübde ihrer feurigen Begierden ab/ sie bauten auf den Fels ihrer Beständigkeit der Liebe ein Altar/ und flößten durch das Röhr ihrer Schönheit und Freundligkeit die unschuldigste Wollust darauf. Ihre Augen bildeten Catumern auf einmal durch die daraus rinnenden Thränen Wasser- und die daraus schüssenden Anmuths-Strahlen Feuer-Brunnen ab/ gleich als wenn für dieser Werckstadt der Liebe die Seelen allzu zeitlich zu Asche werden würden/ wenn sie keine Abkühlung bekämen. Das lebendige Feuer ihrer Lippen erweckte in ihm einen unausleschlichen Durst durch hundert Küsse/ oder vielmehr durch die feurigsten Ausdampfungen des Hertzens seine mit ihrer schon auf den Lippen schwebenden Seele zu vermischen. Wiewol ihre Brüste/ welche zwey aus geronnener Milch gewachsene Berge und mit Rosen besteckte Knospen fürbildeten/ so wol den Lippen als Augen sich mühten Eintrag zu thun/ und durch ihre schnelle Aufschwellung nicht weniger ihren eigenen Hunger verriethen/ als Catumers Mund zum Genüß ihres Labsals auf sich lockten. Also erndeten beyde die reiffen Früchte der Liebe mit einer so un-

so unaussprechlichen Vergnügung ein/ daß Adelmunde so wenig des vorhergehenden Tages Unlust/ als man in einem grossen Kessel-Honigs einen Tropffen Galle schmeckte. Ja ihre Wollust kriegte durch diese Verdrüßligkeit gleichsam eine annehmliche Schärffe; sintemal die Liebe eben so wol als der Geschmack eine allzu grosse Schlüpfrigkeit verschmähet/ und sie so denn wie der mit Aloe und Wermuth verjohrne Wein desto annehmlicher ist. Die schmertzlichen Braut-Thränen der ersten Nächte waren in dem Heiligthume der Liebe ein süsser Opfer/ als aller Weyrauch der Araber / und die Baum-Säffte der Morgen-Länder / ja der lieblichste Lebens-Balsam in den Hertzen der Liebhaber. Die feurigen Rosen ihres Hochzeit-Bettes stachen desto schöner ab; weil sie mit den tunckelen Cypressen-Zweigen unterflochten waren. Adelmundens Schwermuth verzuckerte so vielmehr ihre geistige Küsse und andere Speisen/ welche die Liebe und Jugend hier aufzusätzen pflegt. Sintemal Küsse ohne Bisse für Eyver ohne Toter gehalten werden / die Traurigkeit aber wie die Feuchtigkeit der Leim der Vereinbarung/ der Talg der Beständigkeit und das zu Unterhaltung der Liebe dienlichste Oel ist. Wegen welcher Eigenschafft auch dem weiblichen Geschlechte zugeeignet wird/ daß sie im Lieben siebenmal heftiger als das männliche sey. Wie denn auch Adelmunde sich nicht gefroren zu seyn bezeigte/ sondern das Saltz ihrer Thränen Catumern zur Würtze der alleremp findlichsten Ergetzligkeit angewehrte. Und ob sie wol noch für Aufgange der Sonne den Brand unter die Bläße ihres Antlitzes vergraben wolte/stellte sich doch auf den Morgen die Purpur-Farbe als die Abendröthe der vertagten Jungfrauschafft zu einem Zeugen ihrer im Hertzen lodernden Flammen dar. Ihr verschämter Mund muste gestehen/daß der Himmel ihr zwar vorigen Tag zu einer betrübten Nacht/ die darauf gefolgte Nacht aber zu dem annehmlichsten Tage ihres Lebens gemacht hätte. Catumer beklagte sich über die Kürtze dieser so süssen Nacht/ über die Sonne/ daß sie beyde allzu früh aufweckte/ und über die Kürtze der vergänglichen Wollust. Adelmunde aber/ welche nicht verschlaffener als die Morgenröthe seyn wolte/sondern mit ihr zu einer Pein ihres Gemahles aufstand/ hielt ihm ein: Ob er denn die Rosen geringer als Epheu hielte/ weil jene so vergänglich wären/ dieses aber auch im Winter grünete? dieses eben wäre das niedlichste in der Wollust der Liebe/ daß sie weder sättigte/ noch Eckel verursachte/ sondern die Kürtze ihrer Tauerung mit der Grösse der Sehnsucht nach ihr reichlich erstattete. Weil nun die Jungfrauschafft in Deutschland wie bey den Mohren/welche das mit ihrem Purpur gefärbte Gewand wie ein Heiligthum aufheben/ so hoch/ als in den meisten Morgenländern geringe/ und für einen Gebrechen geschätzt wird/ und daher denen Bräuten nach dem ersten Beyschlaffe eine Morgen-Gabe geschickt werden muß/ übersendete Catumer seiner Gemahlin ein aus weissem Agsteine überaus künstlich gedrehtes Bild der Liebe/ und eine Schnure der vollkommensten Perlen. Zu dem ersten legte er einen Zettel mit diesen Reimen:

Ist's wahr: daß Agstein sind der Sonnen-Töchter Zähren/
Die mit dem Phäeton fiel'n in das heisse Meer/
Muß ich der Liebe Bild aus Agstein dir gewehren.
Denn Liebe rinnt/ wie er/ aus Meer und Thränen her.

Die Perlen waren in ein Papier und darauf geschriebene folgende Worte eingehüllet:

Bekümmere dich nicht/ daß unser' Eh mit Sehnen/
Und unsre Liebe sich mit Thränen hebet an;
Weil sie die Glückes-Sonn' in Perlen wandeln kan.
Sind doch die Perlen auch der Morgenröthe Thränen.

Adelmunde küssete dis angenehme Geschencke/ und benetzte selbtes mit einer ziemlichen Anzahl Freudens-Thränen; weil sie zugleich die Nachricht kriegte/ daß ihr Vater zu Winterburg die Nacht mit ziemlicher Ruh hingelegt/ sich auch sein Zustand mercklich

gebessert hatte. Damit sie auch in der Eil ihre Erkenntligkeit dieses Geschenckes mit etwas zu verstehen gäbe/ flochte sie aus ihren Haaren mit darein gefädemtem Agsteine und Perlen ein Armband/ und schickte solches Catumern mit beygelegten Reimen:

Nimm dieses Haarband hin/ bist du nicht Schnee und Eiß/
Weil nichts als Frauen-Haar den Fisch zu fangen weiß
Der in dem Meere brennt. Verachte nicht die Waare/
Verschmähn die Sternen doch nicht Berezintens Haare.

Unter seine ersten Reime aber schrieb sie folgende:

Ich will/ daß Agstein wächst aus Thränen/ nicht verneinen/
Wenn Liebe sie gebührt/ und Sonnen sie versteinen.
Wird mich dein Auge nun/ o Sonne/ stets bescheinen;
Kan meine Liebe nichts als Edelsteine weinen.

Unter Catumers andere Reime aber schrieb sie ihm diese:

Soll bitter Thränen-Saltz der Perlen Mutter seyn/
So muß auf Zungen es der Purpur Schnecken rinnen.
Nimmt meine nun dein Mund in seine Muschel ein/
So wird mein Auge nichts als Perlen weinen können.

Catumer fertigte daher noch selbigen Tag den Grafen von Solms nach Mattium ab/ mit Befehl: daß er seine seltzame Verrichtung anfangs seiner Mutter der Hertzogin Erdmuth und dem Fürsten der Hermundurer/ und nach dieser beyder Anleitung/ seinem Vater dem Hertzoge Arpus erzählen/ also ihm den Weg zu seiner Wiederkunfft bähnen solte. Sintemal er nicht außer grossem Kummer war/ was der arglistige Adgandester inzwischen bey Hofe gesponnen/ und wie Arpus seinen heimlichen Wegzug aufgenommen haben/ und am meisten wie er seine Heyrath auslegen würde. Nach dessen Abfertigung war Catumers gröste Sorgfalt/ wie er Adelmunden vollends durch allerhand Zeitvertreib die noch übrige Dämmerung ihres Bekümmernüsses aus dem Gemüthe vertreiben/ Adelmundens aber/ wie sie durch ihren Liebreitz und Anmuth das Feuer der Liebe in Catumers Hertzen erhalten oder vielmehr vergrössern möchte. Hierzu dorffte sie aber keine andere Erfindung als ihre eigene Liebe/ denn Lieben ist der beste Zunder der Gegen-Liebe; und dieses Oel einer gantz andern Eigenschafft als anders. Denn da in gemeinem Feuer sich der Zunder verzehret und einäschert/ so vermehret sich das Oel der Liebe mit ihrem wachsenden Feuer. Alle Lockungen/ woraus andere Frauenzimmer eine Kunst und Wissenschafft machen/ oder sich offt selbst zwingen müssen ihre Männer zu vergnügen/ besaß Adelmunde von Natur/ ja was sie nur ungefehr that/ hatte in sich einen Liebreitz/ oder vielmehr eine Krafft der Bezauberung; Gleich als hätte sie sich ihr Lebtage keines andern Dinges/ als solcher Liebkosungen beflissen. Die annehmlichsten Erfindungen fielen ihr so häuffig zu/ daß sie selbst nicht wuste/ wo sie ihr herkamen/ und Hertzog Catumer/ wenn er auch nicht dran gedacht/ oder ihm auch fürsätzte eine Weile unempfindlich zu seyn/ ward durch einen einigen Blick ihrer lebhaften Augen gezogen und aufgeweckt. Sintemal von den ihren allzu wahr war/ daß weder Zunge noch Feder dis so nachdrücklich andeuten konten/ was diese treue Dolmetscher ihres Hertzens mit einem Winck redeten. Die Geheimnüsse/ welche sie ihrer süssen Zunge zu vertrauen sich schämte oder nicht getraute/ schütteten ihre Augen ihm ins Hertze/ und machten seine Seele feuriger als sie selbst waren. Jedoch beruhete sie keines weges bey dieser sparsamen Unterhaltung/ sondern/ wie es ihrem sinnreichen Geiste niemals mangelte was behägliches aufzuwerffen/ also brachte ihr Mund niemals was für/ worüber Catumer sich nicht ergetzte/ und jedermann verwunderte. Denn alle ihre Erfindungen waren nachdencklich/ ihre Urthel scharffsichtig/ und ihre Erzehlungen hatten so viel Zierden als Warheiten. Hierzu ward sie über ihren natürlichen Trieb noch mehr durch den Geist ihres Gemahles aufgemuntert.

Denn

Denn Catumer besaß so viel Anmuth als Tapferkeit/ daß er mit dieser die Gemüther aller Männer/ mit jener die Hertzen alles Frauenzimmers gewan / also Adelmunden an gleichmässigē Vergnügungē keinē Mangel leidē ließ. Unter ihrer beyder Ergetzligkeiten war auch absonderlich die Erzehlung Adelmundens; wie heftig Sentia ihr theils noch zu Mattium/ am allermeisten aber unterweges und zu Warburg zugesetzt hätte/ Catumern nicht nur aus ihrem Gemüthe/ sondern auch aus ihrem Gedächtnüsse zu verbannen/ hingegen den viel tapferen Cariovalda lieb zu gewinnen. Hierzu hätte sie unter andern zur Ursache angeführet: Sie würden in weniger Zeit erfahren/ daß die Römer und König Marbod das Gebiete der frechen und unbändigen Catten unter ihre Gewalt bringen und mit einander theilen würden. Weswegen zwischen ihnen der Fluß Fulde schon zu ihrer Reichsscheidung abgeredet wäre. Auf welchen Fall sie denn eine Gefangene; oder zum wenigsten eine Frau eines verlauffenen Fürsten ohne Land/ bey Cariovalden aber eine grosse Fürstin und Bunds-Genossin des Käysers und König Marbods werden würde. Nachdem sie aber Cariovalden nicht einen Anblick/ weniger ein gutes Wort gegönnet/ sondern ihm und Sentien in die Augen gesagt: daß sie ihn ietzt als ein Mensch haßte/ wenn sie ihn zu heyrathen aber gezwungen werden solte/ würde sie ihn ärger als eine Schlange hassen; hätte ihr Vater ihr gedräuet: daß er an ihr der gantzen Welt ein Beyspiel einer väterlichen Rache wider seine ungehorsame Tochter für Augen stellen wolte. Weil sie nun besorgt hätte/ ihr Vater möchte aus Verhetzung Sentiens mit ihr etwas beginnen/ welches ihn der Nach-Welt zu einem Greuel machen könte/ hätte sie ihr feste fürgesetzt sich entweder im Baden zu erträncken/ oder ins Opfer-Feuer zu stürtzen/ also ihre vorige Härtigkeit gelindert/ und sich angestellt/ als wenn sie sich dem väterlichen Befehle und Cariovaldens Vermählung unterwerffen wolte. Als sie nun zu ihrer Abwaschung in die Bach gestiegen/ hätte sie die Tieffe gesucht/ und sich zu erträncken nichts an ihr erwinden lassen. Weil sie Cariovalden durch ihren Tod eben so sehr als die Seren ihre Feinde zu kräncken vermeynet/ welche umb ihnen Spott anzuthun sich für ihre Thüren zu hencken gewohnt wären. Es wäre ihr aber im Wasser sonder Zweifel ihr Schutz-Geist erschienen / welcher ihr das Haupt mit Gewalt empor gehoben und eingeredet hätte: Wilst du zugleich an dir/ deinem Vater und deinem Bräutigam ein Mörder werden/ und an Grausamkeit alle wilde Thiere übertreffen/ derer keines iemals sich selbst vorsetzlich des Lebens beraubte? Weist du nicht/ daß der welcher einen andern tödtet/ ihm nur den Leib / wer aber sich selbst umbbrächte / Leib und Seele zugleich ermordet? Verstehest du nicht: daß ieder Mensch eine Müntze und ein Bild Gottes sey! Da nun es ein halsbrüchiges Laster ist/ eines kleinen Fürsten Müntze verfälschen / sein küpfernes Bild verunehren / was meynest du wohl / was der grosse Gott denen für Ungnade zudencke / die an ihnen selbst seine Müntze und sein Bild versehren oder zernichten / welches er in Mutter-Leibe mit grösserm Fleiß und Kunst/ als ein Seidenstücker seinen Teppicht bereitet? Gott hat im Anfange der Welt der Erde die Krafft Menschen; den Wässern Fische hervor zu bringen/ und sich selbst zu besämen eingeflösset; aber den Menschen als sein Ebenbild hat er mit eigener Hand auszuarbeiten ihm vorbehalten. Denn ob zwar sein Geschlechte hernach von Vater und Mutter durch Zeugung fortgepflantzet wird/ so rühret doch von Eltern nur alleine der Kinder Leib her / die himlische und unsterbliche Seele aber wird allemal von Gott unmittelbar erschaffen. Da nun in deiner Macht nicht bestehet: daß dir ein Haar mehr/ oder dein Leib eines Quer-Fingers höher wächst / was meynest du: ob du nicht mit dem allmäch-

allmächtigen Gotte einen muthwilligen Krieg anfängst/ wenn du seinem edelsten/ seinem unsterblichen Geschöpfe Gewalt anthust? Uber diesen Worten wären ihr die Priester zu Hülffe kommen/ hätten sie aus dem Wasser gezogen/ und mit Ausredung allen Zwanges sie in das Eresbergische Heiligthum geführet. Worüber Hertzog Catumer/ weil das Gedächtnüß überstandenen Ubels eine der schmackhaftesten Süssigkeiten im menschlichen Leben ist/ sich nicht weniger mit Adelmunden erfreute/ als sich über denen unbegreifflichen Schickungen göttlicher Versehung wunderte. Dieses waren/ ausser/ daß Catumer auf dem Astenberge etliche mal jagte/ ihr achttägichter Zeit-Vertreib in dieser Einsamkeit; mit welcher sie aber die künstlichsten Aufzüge des Römischen oder Persischen Hofes nicht gerne verwechselt hätten. Denn ob es zwar nicht ohne/ daß wie die Indianer durch ihre anhabende Bley-Schuh kleine Füsse behalten; also die an grossen Höfen erzogenen grossen Gemüthes werden/ und der Kleinigkeiten sich schämen; so ist doch die Veränderung dem Menschen so angenehm/ daß der Unter-Lauff gewisser Dinge/ welche gleich nicht was besonders seyn/ ihm mehr belieben/ als in einem unveränderlichen Zustande Dinge von der grösten Pracht und höchsten Würde. Diesemnach denn nichts ungemein ist/ daß Fürsten/ welche zwischen Alabaster wohnen/ auf Marmel gehen/ und Porphyr speisen/ auf Sammet und Gold-Stick liegen/ mehrmals in einer mostigen Höle oder auf Rasen grössere Ergetzligkeit suchen. Sonderlich aber hat die Liebe eine genaue Verwandschafft mit der Einsamkeit des Feld-Lebens/ also daß/ wenn die Vor-Welt oder Königliche Höfe iemals haben die vollkommensten Vergnügungen der Liebe vorstellen wollen/ sie sich in Hütten und Kleider der Schäfer verhüllet/ oder wohl gar mit dem verliebten Paris dem hoffärtigen Trojaden Rücken gekehrt/ und ein Idei'sches Gebürge dafür erkieset haben; gleich als wenn die Liebe so wol als Freyheit und Unschuld nirgends als in einer so lieblichen Einsamkeit unversehrt bleiben könte. Dieses einige Unvergnügen bekümmerte Adelmunden/ daß ob sie wohl dem Hertzoge Ganasch alle ersinnliche Bedienung ꝛc. verschaffte/ ja sich alle Tage ihre Wohlthaten mit neuen zu erfrischen bemühten/ damit nicht die ersten vergessen/ oder ihr Verdienst eingebüsset würde/ sie auch durch vertrauten Mund erfuhren/ daß er sich schon ausser des Bettes halten könte/ er doch weder ihr noch Catumern eine Besuchung erlauben wolte/ sondern solche stets mit vorgeschütztem Verbothe der Wund-Aertzte ablehnen ließ. Den neundten Tag kriegten sie die unvermuthete Zeitung/ daß selbige Nacht Hertzog Ganasch mit allen seinen Chauzen in möglichster Stille aufgebrochen wäre. Ob nun wohl dieses Adelmunden tieff zu Gemüthe stieg/ so fehlte es doch Catumern nicht an beweglichen Gründen ihr Gemüthe zu beruhigen; sonderlich damit/ daß man sich mehr umb Abgeltung seiner eigenen/ als andern obliegender Pflicht zu bekümmern/ und daß die Zeit wohl-gemeynten Dingen doch endlich ihren Preiß beylegte/ wie übel sie auch anfangs ausgelegt würden. Ihm wäre nur leid/ daß Hertzog Ganasch ihm mehr als ihnen weh thäte/ indem er sich sein- und seines eigenen Kindes gäntzlich entschlüge/ und wider sie einen unverdienten Groll im Hertzen behielte. Ihr Trost müste seyn/ daß diß ihnen so wenig/ als den Speisen die Bitterkeit zuzurechnen wäre/ welche gewissen Krancken/ ie mehr sie Süssigkeit hätten/ so viel bitterer schmeckten. Weil nun Liebe eine süsse Herrschafft/ und eine süssere Dienstbarkeit ist/ gab Adelmunde sich guten theils zu Frieden/ wiewohl sie ins geheim noch manchen stillen Seufzer aus ihrer Brust verrauchte. Denn diese sind die Jäger-Hörner des Kummers/ welche nicht öffentlich geblasen werden dörffen. Damit aber Hertzog Ga-

Ganasch so viel mehr seiner Härte sich zu entäusern Ursach haben möchte/ schickte Catumer den Ritter Dietz mit seinem und Adelmundens Schreiben dem Hertzoge Ganasch nach/ welche mit dem Wunsche völliger Genesung ihn ihrer Verbindligkeit aufs kräfftigste versichern solte. Denn dieser kluge Fürst verstand gar wohl/ daß Zorn und Haß durch Sanftmuth gebrochen/ wie der Schwefel von Oel/ das Gold vom Geiste des Saltzes aufgelöset würden/ welchen doch das pressende Scheide-Wasser nichts anhätte. Damit nun Adelmunde ihr den neuen Kummer desto leichter aus dem Sinne schlüge/ entschloß sich Catumer biß nach Sassenberg fortzurücken/ allwo er ohne diß vom Grafen von Solms die Nachricht von Hofe zu erlangen mit ihm abgeredet hatte. Weil nun Adelmunde weder Wagen noch Senfte annehmen/ sondern allezeit zu Pferde sich an der Seite ihres Gemahles befinden wolte/ wolte ihr Catumer für dem Aufbruche eine Lust machen. Hierzu gab ihm die Gewohnheit der Deutschen Anlaß / daß bey ihnen so wohl als bey denen mit ihnen in vielerley Sitten überein kommenden Seren nicht die Weiber den Männern/ sondern die Männer den Weibern ein Heyrath-Gut zu bringen; vielleicht aus dem Absehen; daß das deutsche Frauenzimmer sich nicht so wohl durch ihr Vermögen feil bieten/ als von dem männlichen Geschlechte ihrer Tugenden halber gesucht seyn wollen. Sintemal/ wenn Reichthum verhanden/ nach diesem zum ersten/ nach guten Sitten zuletzt gefragt/ und bey vielem Gelde kein Laster für heßlich gehalten würde. Zu geschweigen/ daß es bey Ausäzung eines grossen Eh-Geldes schier das Ansehn hätte/ als wenn ein Vater dadurch mit seiner Tochter ihm ein grosses Ubel vom Halse kauffen müste; die mit der Armuth ins gemein vermählte Tugend übel daran wäre/ wo man das Geld zur Hertz-Wurtzel der Liebe machte. Sintemal heute zu Tage ihrer wenig zu finden seyn würden/ welche mit der Tochter des armen Homer seine Cyprische Getichte zum Braut-Schatze annehmen würden. Daher der kluge Lycurgus zu Sparta der Tugend nicht wenig auf die Beine geholffen hätte/ daß er nicht nur/ wie die Egyptier und Hetrusker/ dem Heyrath-Gute ein Maaß fürgeschrieben/ sondern solches gäntzlich abgeschafft hätte. Denen deutschen Sitten nun nachzuleben/ und sich seiner Schuldigkeit loß zu machen/ verehrte Catumer Adelmunden den Tag für dem Aufbruche ein Perlen-farbenes Pferd/ welches/ wenn sie aufsteigen solte/ niederkniete/ mit Sattel und Zeug/ einen Spieß/ und mit Edelgesteinen versetztes Schwerdt/ zwey weisse Ochsen mit vergüldeten Hörnern und Klauen; und auf selbten eine Pflugschaar / einen angelegten Rocken mit Spindel und Wirbel. Wie nun Catumer bath solche Kleinigkeiten nicht zu verschmähen/ weil es eine so grosse Freygebigkeit wäre / wenn man kleine Geschencke annehme / als wenn man grosse gäbe / also empfieng Adelmunde diese Gaben mit einem so geneigten Auge und freudigen Hertzen/ als wenn ihr ein halbes Königreich wäre verehrt worden; und sagte denen ihr solches überbringenden Rittern: Catumer und die alten Deutschen hätten durch nichts mehr als durch Geschencke eines Pferdes/ der Waffen / und anderer zum Kampf und Arbeit dienender Dinge das Frauenzim̃er höher erhebẽ können. Denn hierdurch sagten sie so viel; daß der Unterschied des Geschlechtes nur den Leib nicht die Seele angienge/ und daß die Frauen nur dem Leibe nach Weiber/ in der besten Helfte des Menschen aber eben so wohl Männer wären. Ob sie sich nun zwar dieser Vortheile dieses Geschlechtes nicht zu rühmen/ noch für eine streitbare Amazone auszugeben hätte; so würde sie doch dieses Pferd ihr zum Vorbilde dienen lassen/ daß sie gegen ihrẽ Gemahl eben so tieffe Demuth / als diß für ihr kniende Pferd gegen ihr thäte/ bezeugen würde. Wären die Pferde so gelebrig durch Kniebeugen ihre Herren anzubeten; wie vielmehr würde dis ihre

Pflicht

Pflicht gegen ihr Haupt und Eh-Herrn seyn; und diß Pferd würde sie so werth als Andromache ihres Hectors Pferde halten/ welchen sie mit eigener Hand Haber fürgeschüttet und Heu fürgelegt hätte; ja selbtes gerne mit trockenen Weintrauben und Mandel-Kernen speisen/ ihm güldene Küssen unterlegen und es wie ein Siegs-Pferd mit köstlichen Hals-Bändern und güldenen Spangen auspuzen; wenn sie wüste/ daß ihr Eh-Herr an diesen Eitelkeiten einiges Gefallen hätte. Folgenden Morgen nahmen Catumer und Adelmunde ihren Weg nach Sassenberg; allwo er bis auf etliche wenige alle Catten von sich ließ/ weil ihm ein vom Grafen von Solms aus Mattium zugeschickter Edelmann wissend machte/ daß er vom Hertzoge Arpus bey seiner Ankunfft übel empfangen und gefangen gesätzt worden wäre. Dahero er ihm nach Hofe zu kommen nicht riethe; Catumer verhölte diese kummerhaffte Zeitung für Adelmunden aufs möglichste/ sonderlich da ihm dieser Edelmann ein mehres nicht zu sagen wuste/ und ihm der Graf von Solms bey seiner Verhafftung nur so viel in ein Ohr zu sagen hatte Zeit gehabt. Weil er aber nicht für rathsam hielt von Mattium und dem Hofe weit entfernet zu seyn/ reisete er mit Adelmunden/ dem Grafen von Witgenstein und nur dreyen Rittern/ nemlich Voineburg/ Greiffenstein und Hertzberg des Nachtes an die Eder/ und hielt sich auf dem vom Hertzoge Bato für hundert und dreißig Jahren erbautē Schlosse Battenberg verborgē auf/ allwo er aber zur Noth alle Tage von Mattium durch seine wechsels-weise ab und zu reitende Ritter Zeitung erlangen konte. Denn zu Mattium gieng es gewaltig durch einander. Arpus war über Adgandesters Aufschube und kaltsinnigen Antwort wegen der Heyrath mit Marbods Tochter überaus unvergnügt gewest; sintemal Fürsten die Erfüllung der geschehenen Verströstungen mit grösserer Ungedult/ als Liebhaber die Gewogenheiten von ihren Buhlschafften erwarten/ und ihre zu Wasser werdenden Anschläge sie mehr verungnügen als hundert Beleidigungen. Noch viel mehr aber hatte er ihm Catumers heimliche Entfernung vom Hofe zu Gemüthe gezogen; weil er wol verstund/ daß verzweifelte Liebe wie die kollernden Pferde sich über Stock und Stein in eusersie Gefahr zu stürtzen gewohnt wäre. Die Hertzogin Erdmuth machte ihm auch darzu den Kopff warm/ daß sie bey Vernehmung der zwischen Cariovalden und Adelmunden vorstehenden Heyrath als ein grosses Unglück für das Cattische Haus aufnam/ daß man diese unvergleichliche Fürstin aus den Händen gelassen/ die Chauzen zu Feinden/ und Catumern verzweifelt gemacht hätte. Nichts desto weniger befahl Arpus dem Grafen von Hohenstein Adgandestern aufs höflichste zu unterhalten/ damit der angesponnene Faden der Marbodischen Heyrath nicht abgerissen werden möchte. Als nun wenige Tage hernach Hohenstein dessen gegen Adgandestern gedachte/ antwortete ihm dieser: Er verstünde nicht/ was man ihm für einen blauen Dunst für die Augen machen wolte/ und wie man mit seinem Könige umbgienge; welcher nicht gewohnt wäre sich mit falscher Müntze glatter Worte zahlen/ und mit Einkünfften wilder Granat-Aepfel abspeisen zu lassen/ welcher nichts als wild Honig/ und nur zur Schmincke dienende Rosenblüthe/ aber keine Früchte trüge. Wie nun Hohenstein nochmals die aufrichtige Meynung des Cattischen Hertzogs vertheidigen wolte/ zohe er einen Brief von Sentien herfür/ und laß ihm daraus/ daß Catumer sich in dem Eresbergischen Heiligthume mit Adelmunden vermählet hätte. Hohenstein stutzte hierüber/ versicherte aber Adgandestern: daß es dem Hertzoge Arpus so wenig als ihm wissend wäre. Weil dieser nun wohl wuste/ daß es gefährliche:

gefährlicher wäre einem Fürsten wichtige Geheimnüsse verschweigen/ als ihn beleidigen/ hielt er es für nöthig solches dem Hertzoge Arpus unverwendeten Fusses zuzubringen. Arpus verstummete über dieser Zeitung/ also daß er den Hohenstein ohne einiges Wort von sich ließ. Ob nun wol es ein grosses Kunst-Stück ist; wenn ein Fürst seinen Zorn zu mäßigen mächtig ist/ also er weder seinen Verstand verfinstert/ noch einem andern die Schlüssel zu seinem Hertzen einliefert; so war doch diß Stillschweigen dem Hohenstein so sehr als eine gäntzliche Meer-Stille verdächtig/ welche ins gemein in einen heftigen Sturm ausbricht. Diese Vermuthung ward auch noch selbigen Tag wahr. Denn so bald er vernahm/ daß der Graf von Solms in Mattium ankommen/ und Catumers Gefärthe gewesen war/ ließ er selbten auf dem hohen Schlosse in einen Thurm versperren/ die Hertzogin noch sonst iemand trauten sich im ersten Eiver gegen Catumern ein Wort zu verlieren; weil sie nicht für rathsam hielten mit einem blancken Degen im Feuer zu scharren/ nemlich durch Einredung ihn noch mehr zu ergrimmen. Sintemal der Zorn durch die süssesten Worte wie der Schmiede Feuer-Aessen durch darein gesprengtes Wasser nur mehr angezündet wird/ beyde aber bey Ruh und Einsamkeit gleichsam in ihrer eigenen Asche ersticken/ und ein ausgerauchtes Gemüthe alle Dinge mit einem viel andern Auge ansiehet/ als der erste Schmertz. Nachdem aber Arpus Zorn nicht bey einem blossen Eiver blieb/ sondern er Befehl ertheilte aller/ welche mit Catumern auf seinen Anschlag heimlich weggereist wären/ sich zu versichern/ und etlichen seiner Räthe mitgab zu untersuchen: ob er von Catumers Vernehmen Wissenschafft gehabt hätte/ ihn auch für sich zu lassen unerbittlich war/ redete ihm/ weil niemand von den Räthen das Hertze hatte/ die Hertzogin Erdmuth ein/ er möchte doch gegen diesen wohl-verdienten Helden so scharff zu verfahren seinen Zorn sich nicht verleiten lassen. Denn es wäre einem Fürsten unanständig/ wenn nur eine Falte seines Rockes verrückt würde/ wie vielmehr/ wenn er sein Gemüthe durch so heftige Gemüths-Regungen verstellte. Sein Verbrechen könte ja nichts anders seyn als daß er seinem Fürsten gehorsamt hätte. Wäre nun die es gleich ein Fehler/ so möchte ihm der Hertzog zwar seine Hold entziehen/ aber nicht so beschimpfen. Denn geheime Ungnaden verwundeten so sehr als offenbare/ sie verkleinerten aber den gestrafften nicht so sehr beym Volcke/ und thäten dem andern Adel nicht so weh/ welcher an dem Grafen als einem ihrer fürnehmsten Häupter wie an einer Klette hienge. Die Gerechtigkeit wäre zwar das schöne Feuer/ welches ein Land erleuchtete/ und von bösen Dünsten reinigte; wenn man aber seiner Schärffe einen ungezäumten Lauff liesse/ legte es gantze Königreiche in die Asche. Denn der Adel nehme diß/ was einem widerführe/ für allen geschehen an/ und weil nur die Schwachen an dem/ daß alles nach der Schnure des Rechtes und der Billigkeit abgemässen würde/ verlangten/ hielte jener es für Dienstbarkeit so wohl den Gesetzen unterworffen seyn/ als im Friede leben. Nichts aber entkräfftete ein Reich mehr/ als wenn die Vergnügung des Fürsten und des Volckes nicht auf gleicher Wag-Schale läge/ sondern ein oder das andere überschlüge. Jedoch wäre das Unvergnügen des gemeinen Volckes so sehr nicht schädlich/ als das des Adels/ welcher die Lufft/ wie jenes die Erde in einem Staat fürstellte. Denn vom Erdbeben liedten wenig Orte/ von ansteckender Lufft viel und grosse Länder. Arpus sahe seine Gemahlin wider Gewohnheit mit einem ziemlich schälen Auge an/ und antwortete nichts mehr/ als/ ob sie nicht verstünde; daß ein Fürst ohne Ehre/ eine Miß-Geburt ohne Kopf/ sein Ansehn aber das fürnehmste Theil des gemeinen Wesens/ der Ancker eines Reiches und das gröste Kleinod der Krone wäre. Daher könte kein

kein Fürst ohne seinen und des Volckes Verterb zu dessen Beschwärtzung ein Auge zudrücken/ sondern sie müsten derogestalt geheilet werden/ daß man keine Narbe nicht sähe/ solte es gleich seiner liebsten Diener/ ja seiner eigenen Kinder Blut kosten. Es wäre verträglicher/ daß Volck und Adel seinen Fürsten fürchtete/ als verehrte. Denn jenes wäre ein gewisser Kenn-Zeichen als dieses/ daß er hochgeschätzt würde; dieses ins gemein/ jenes niemals ertichtet wäre. Die Hertzogin erschrack über dieser Antwort aufs höchste/ weil sie wohl verstund; daß Arpus ehe würde seinem eigenen Blute wehe thun/ als den Nahmen haben wollen; daß er Catumers Heyrath gebilligt/ und Adgandestern nur mit Vorwand der Marbodischen hinters Licht geführt hätte. Sie schrieb daher dem Grafen von Solms alle Worte des Hertzogs/ und beschwur ihn/ er möchte seiner Großmütigkeit nach bey Untersuchung der Sache sich also bezeigen/ daß der Hertzog wider ihren einigen Sohn und den Erb-Fürsten der Catten nicht mehr Eiver zu schöpfen Anlaß nehmen möchte. Sonst hätte er nur zu behertzigen: daß wenn man eines Fürsten Zorne mit der Flucht nicht entkommen könte/ man selbten mit Demuth überwinden/ mit Seufzen mässigen/ und wenn beydes nicht verfienge/ der Fürst keine Fühle hätte/ man sich seiner Unschuld trösten/ sich dem Verhängnüsse unterwerffen/ und Gott vertrauen müste. Diesen Zettel spielte sie in einem gebackenen Brodte dem Grafen zu; welcher hierüber ziemlich bestürtzt ward. Nachdem er aber mit Hertzog Catumern erwachsen war/ und daher von Kind auf seine Liebe in sich getruncken hatte; faßte er diese großmüthige Entschlüssung/ daß er ihm zum besten nicht nur sein Leben sondern seine Ehre in die Schantze zu setzen/ und aus dem Verlust seiner Ehre die gröste Ehre zu erwerben entschloß. Wie er nun fürs Gerichte erschien/ und befragt ward: Ob er nicht mit dem Fürsten Catumer bey Eresberg gewest; ob er von seinem Anschlage Adelmunden zu heyrathen gewüst; ob er zu dessen Vollziehung geholffen hätte; verjahete er nicht nur dieses alles; sondern setzte auch freywillig bey: weil er die mit ihr geschlossene Verlobung zu vollziehen nicht nur für Catumers Schuldigkeit; sondern auch für der Catten Wohlfarth geachtet; hätte er dem wegen besorgten väterlichen Unwillens zweifelhaften Catumer Tag und Nacht in Ohren gelegen/ daß er mit Adelmunden nicht die Vergnügung seines gantzen Lebens/ die Ehre des Cattischen Hauses/ und das güldene Glücks-Bild Deutschlandes entführen lassen/ sondern sich derselben bemächtigen solte. Der Himmel hätte sein hieran habendes Wohlgefallen durch Beglückseligung seines Vornehmens über seinen Wunsch und aller Hoffnung zu verstehen gegeben; also daß er seine wenige Zuthat für das edelste Werck seines Lebens hielte. Die Räthe des Hertzogs erstauneten über seiner so freymüthigen Bekäntnüß/ weil sie ihnen unschwer an Fingern ausrechnen konten/ daß Hertzog Arpus/ wie auch erfolgte/ dieses würde für einen frevelhaften Trotz annehmen/ und Arpus das Urthel auf seinen Tod erstrecken. Ob nun wohl Erdmuth und Jubil/ welche des Grafen von Solms Bezeugung für eine Großmüthigkeit ohne Beyspiel rühmten/ und daher alle euserste Mittel ja selbst Adgandesters Verbitte und Erklärung/ daß er an des Hertzog Arpus angezogener Unwissenheit von Catumers Heyrath im geringsten nicht zweifelte/ ihn zu besänftigen anredeten/ so konten sie doch sein Hertze nicht erweichen/ noch verhüten: daß der Graf von Solms wenig Tage hernach sein Todes-Urthel empfing/ welches den dritten Tag durchs Beil an ihm solte vollzogen werden. Der Graf hörte diß mit unverändertem Antlitze/ mit unerschrockenem Hertzen/ und sagte darzu: Meines Hertzogs Wille geschehe/ und der Himmel setze seinem Leben so viel Jahre bey/ als meinem durchs Beil werden abgekürtzt werden. Allen die diß höreten/ giengen die Augen über/ der Adel aber ward biß aufs Hertze belei-

beleidigt. Ihrer viel/welche ihn vorhin nie so eigentlich gekennt/schlugen sich erst auf seine Seite. Denn iedermann ist bemühter die/welche von einem Fürsten verfolgt werden/als seine Schoß-Kinder zu kennen. Denn das Unglück selbst machet einen ansehlicher/als grosser Fürsten Gnade/ja die Ubelthäter selbst sterben selten ohne Mitleiden. Und ihrer viel verschwuren sich; daß da der Graf seinen Kopf verlieren würde/ Adgandester/ welchem dieser nur zu einem Versöhnungs-Opfer springen müste/ seinen nicht auff seinen Achseln aus Mattium bringen solte. Eben selbigen Tag lieff vom Fürsten Catumer ein Schreiben an Hertzog Arpus ein/ darinnen er seine Heyrath aufs demüthigste entschuldigte/ und behauptete: daß die Liebe mächtiger als die Ehrerbietigkeit/heyrathen auch mehr Würckungen des Verhängnüsses als des freyen Willens/ die Irrthümer also hierinnen eine Nothwendigkeit/also selbte zu übersehen zugleich Klugheit und Billigkeit wäre. Dieses zu thun würde Hertzog Arpus von seiner Gemahlin die allerwichtigste Ursache erfahren. Zuletzt war angehenckt eine bewegliche Vorbitte für den Grafen von Solms/ welcher von ihm mitzureisen ohne die geringste Wissenschafft seines Anschlags wäre beschlicht worden. Unwissende könten nun zwar etwas übersehen/ aber nichts halsbrüchiges sündigen; und durch nichts könte sich ein Fürst Gott mehr nähern als durch Barmhertzigkeit/ durch nichts aber mehr entfernen/ als allzu grosse Schärffe. Hertzog Arpus empfieng diß Schreiben in Anwesenheit seiner Gemahlin/ welcher der Ritter Müntzenberg zugleich eines von Adelmunden einhändigte/fing also nach dessen Durchlesung an: Es wäre so thöricht dem Verhängnüsse seine Verbrechẽ/als den Gestirnẽ Flecken beymässen/und noch thörichter/ wenn ein im Peche steckender Mißhandler durch sein Zeugnüß und Vorbitte einem seines gleichen heraus helffen wolte. Erdmuth aber konte ihre Freude über Lesung ihres Briefes nicht verbergen/ sondern ihre Augen und Wangen redeten/ ehe sie den Mund mit diesen Worten öffnete: Gott sey ewiger Danck gesagt/welcher den Verläumdungen den Mund gestopft/unsern Kummer ein Ziel gesteckt/ und den Catten heutigen Tag zum Freuden-Feyer gemacht hat! Arpus wuste nicht/was für eine Begäbnüß so viel Gutes nach sich ziehen/ oder die zeither mehr Seufzer als andern Athem auslassende Hertzogin zu so lebhafter Ausdrückung ihrer Freude ermuntern könte. Erdmuth aber kam seiner Frage zuvor/ und zeigte ihm von Adelmunden ein an sie gerichtes Schreiben folgenden Innhalts: Wenn sie die wunderwürdige Geschichte von des Fürsten Catumers und ihrer Erzehlung vernehmen würde/ glaubte sie nicht/ daß iemand zweifeln würde/ es habe das göttliche Verhängnüß darinnen seine Hand gehabt/welches sie aus dem Rachen des Todes gerissen/und wider alles ihr Denckẽ in die Armen des geliebten Catumers gleichsam mit Gewalt geworffen hätte. Dieses hätte nun auch so viel mehr sein Gefallen an ihrer Heyrath augenscheinlich erwiesen/da sie sich zu Zernichtung aller Verläumdung schwanger befindete/und der Himmel sie für das schwache Gefäße erwehlet hätte/ durch welches der erlauchteste Fürstenstam̃ der Catten fortgepflantzt und verewigt werden solte. Darbey lag ein absonderes Schreiben der Gräfin von Witgenstein/ welches gewisse und gantz unfehlbare Zeichen und Zeugnüsse des gesegnetẽ Leibes von Adelmundẽ ausdrückte. Dem Hertzoge Arpus liessen hierüber die Augen voll Wasser/und er fing an: Wolte Gott! daß anderer Leute Laster uns weder die Circkel unsers Verstandes/ noch unsers Glückes verrücket hätten! Ich erkenne aber die unaussprechliche Güte Gottes/ der auch Gift zu unser Hertzstärckung/ und unsern Wahnwitz zu unserm Glücke machẽ kan. Es ist diß eine blosse Wohlthat seiner Gnade/ nicht meines Verdienstes. Denn wir schicken ja wohl bey widrigẽ Zufällẽ einige gute Bewegungẽ zu ihm hinauf; aber sie habẽ insgemein Mißtrauẽ/oder andere Schwachheiten an ihnẽ klebẽ/ daß sie unterweges verschmachtẽ. Die Hertzogin

Erdmuth wuste sich hierbey der Gelegenheit meisterlich zu bedienen / und das Wasser auf ihre Mühle so vortheilhafftig zu leiten; daß Arpus seines Sohnes Heyrath mit Adelmunden genehm hielt / und er alles empfindliche in die Vergessenheit zu vergraben willigte. Erdmuth meinte / daß hiermit auch der Graf von Solm in die Gnade eingeschlossen seyn würde / sie erfuhr aber folgenden Morgen / daß er an ihm das gesprochene Urthel in alle wege ausgeübt wissen wolte. Ob sie nun zwar für diesen Gnade auszubitten sich eifrig bemühte / war doch Arpus unerbittlich / und gab ihr zur Antwort / daß der gute Ausschlag einer bösen Sache die Vergebung eines Dieners nicht rechtfertigte. Keine Verbitten anderer Fürsten verfiengen etwas / vielleicht darumb / daß Hertzog Arpus entweder durch seine Begnadigung ihm nicht den Nachklang einer Ubereilung zuziehen wolte / oder weil er des Grafen Hertzhafftigkeit / und wenn seine Ungnade nicht wie das Gifft tödtlich wäre / für seine Verkleinerung ausdeutete. Folgenden Tag ward der Graf von Solms auf das zu Vollziehung des Todes-Urthels gebaute Schaugerüste gebracht / welches Hertzog Arpus zu Verhütung besorglichen Aufruhrs mitten in den Lohn-Strom hatte bauen / und noch darzu mit seiner gantzen Leibwache besätzen lassen. Niemand unter der unzählbaren Menge der Zuschauer war / dem nicht die Mitleidens-Thränen über die Wangen lieffen / und welche Adgandestern nicht als einen Mordstiffter hundert mal verfluchten. Die meisten [illegible] auch als eine Helden-That / und als ein dem gemeinen Wesen heilsames Werck / weßwegen der tapfere Solms sterben solte. Daher sie auch urtheilten / daß dieses nur ein Vorwand / etwas in dem Hertzen des Arpus verborgenes aber die wahre Ursache des Todes seyn müste. Sintemal es nichts seltzames wäre / daß Fürsten etliche Jahr einen Groll / wie die Feuer-Berge ihre geheime Glut in ihren Eingeweiden verbürgen / hernach einen kleinen Wind zur Gelegenheit ihre Flammen auszuspeyen gebrauchten. Hingegen bezeugte sich der Graf von Solms auf der Todten-Bühne so freudig / als wenn er darauf ehe einen Siegs-Krantz als vom Scharfrichter einen tödtlichen Streich bekommen solte. Er redete denen bestürtzten Zuschauern selbst ein Hertz ein / und verwieß ihnen theils ihre Kleinmuth / theils ihr schlechtes Urtheil. Dieses / weil man die Gerechtigkeit göttlicher Schickungen nicht allezeit nach dem euserlichen Augenscheine / und gegenwärtiger Gelegenheit ausmässen müste. Denn GOttes Gerichte / wenn sie schon der Vernunfft unbegreiflich wären / blieben doch gerecht / und wäre er niemanden Rechenschafft zu geben schuldig / warumb er mit seiner Straffe den Menschen an Bort käme. Eben so wenig stünde es Unterthanen zu ihnen Gewalt zu nehmen über Erkäntnüsse ihrer Fürsten Urthel zu fällen. Was diese aussprächen / wäre schon recht; weil sie Brunnen der Gesätze wären; und dis was zu allgemeiner Ruh / zu Befestigung einer Herrschafft diente / müste der Allerunschuldigste mit Freuden leiden / ja für Ehre schätzen / daß er würdig geachtet würde ein Versöhn-Opffer zwischen dem Fürsten und Volcke / und ein Werckzeug ihrer Vergnügung zu seyn. Wer ein Glied einer Gemeinschafft wäre / müste die Eigenschafft des Geblütes haben / welches jeder Wunde zueilete umb selbte nicht krafftloß zu lassen. Dieses wünschte auch seines / welches er itzt willig aus allen seinen Adern ausjähren wolte; weil es dem tapferen Fürsten Catumer / und dadurch allen Catten zu statten kommen würde. Uber seinen Zustand hätte niemand nicht Ursache wehmüthig zu werden. Es widerführe ihm nichts besonders / sondern es wäre die gemeine Art des menschlichen Lebens; daß es mit Kurtzweil beginnte / mit Trauren sich endigte / wie das Jahr mit dem freudigen Wieder anfienge / mit den eckelen Fischen den Abschied nehme. Seine Sterbens-Art würde nicht so viel Aufsehns verursachen / wenn nicht sein Stand und die

Gnade seines Fürsten sie veranlaßt hätte ihnen von ihm eine gantz andere Rechnung zu machen. Alleine ins gemein verführte solch Glücke das menschliche Urthel/ wie Höhe und Ferne das Gesichte. Er aber hätte wol gewüst/ daß Glücke und Fürsten mit ihrer Gnaden die Gedult ihre Diener wie Kinder zu prüfen/ und wie Fische ihrer Abschlachtung halber zu mästen pflegten. Ein Unterthan wäre fürs Vaterland und seinen Fürsten alle Augenblicke das Leben zu lassen verpflichtet/ er hätte seines auch bereit hundertmal in Schlachten an die Spitze gesätzt. Was wäre nun daran gelegen/ ob er/ nach dem Willen des Glückes/ in freyem Felde/ oder nach dem Befehl seines Fürsten auf einer Schau-Büne sein Leben beschlüsse. Nicht die Art des Todes/ sondern Furcht und Hertzhaftigkeit zu sterben/ machte einen Unterscheid der Schande und Ehre. Diesemnach wäre die gröste Weißheit der Welt sich wissen auf alle Fälle geschickt zu machen/ und zu trösten: daß ehrliche Leute aus dem Staube ihres Todes einen guten Nachruhm/ wie die Phönixe aus ihrer Asche ein verjüngtes Leben zügen. Nach dem Schlusse dieser Rede legte der Graf von Solms das Haupt auf einen höltzernen Klotz/ und der Nachrichter hob das Beil schon auf den Streich zu vollziehen/ als Catumer/ welcher bey vernommener Gefahr des Grafen von Battenburg eilfertig nach Mattium kommen war/ und sich zum Gerüste gedrungen hatte/ mit lauter Stimme dem Nachrichter zurief: Er solte bey Verlust seines Kopffes den Streich nicht vollziehen. Der Streich solte aus hochwichtigen Ursachen hinterzogen werden. Der zu dessen Vollziehung ohne dis wenig lusthabende Nachrichter folgte diesem Zuruffe/ sonderlich weil er den ihm mit blancken Degen dräuenden für den Cattischen Fürsten erkennte. Der Ritter Reiffenberg/ welcher über die Besatzung des Gerüstes und die Vollstreckung des peinlichen Gerichtes Befehlhaber war/ wuste wie eifrig Hertzog Arpus in dieser Sache sich bezeugt hatte/ und bey nachbleibender Vollziehung sich der grösten Ungnade besorgte/ ruffte dem Scharfrichter zu/ er solte sein Ampt thun/ und was Hertzog Arpus befehlen hätte. Hertzog Catumer aber sprengte mit seinem Pferde gegen dem Reiffenberg und hätte ihn durchstochen/ wenn nicht der Ritter Trardorff ihn mit seinem Schilde bedeckt/ und gerathen hätte/ mit der Enthauptung inne zu halten/ bis hierüber des Hertzogs Arpus neue Verordnung eingeholet würde. Catumer sagte dem Trardorff; er möchte seinem Vater sagen/ daß er des Solms Unschuld auszuführen/ oder mit demselben zu sterben schlüßig wäre. Ungeachtet nun dieser dem Hertzoge Arpus den Eyver des Fürsten Catumers und den Unwillen des zuschauenden Volckes/ welches bey nunmehr erlangtem Haupte leicht Gewalt üben/ und ein grosses Blutbad anrichten dörffte/ vortrug/ so zohe dieser doch die Augenbrauen zusammen/ runtzelte die Stirne/ sahe gegen Himmel/ stieß mit den Füssen auf die Erde/ und befahl/ daß nicht nur Solms gerichtet/ sondern auch Catumer selbst durch den Grafen von Ziegenheim in Hafft genommen werden solte. Als nun dieser und Trardorff zurück kamen/ funden sie Catumern auf dem Schau-Gerüste den Solms mit beyden Armen umfangen. Wie sie aber des Hertzogs Arpus Befehl andeuteten/ fieng Catumer an: so bald Solms in Freyheit und Sicherheit seyn würde/ wolte er sich und seinen Degen zu seines Vaters Füssen legen. Den aber/ welcher den Grafen mit einem Finger anrühren würde/ den wolte er mit seinen Klauen zerreissen. Hiermit gab er dem Nachrichter ein so grausames Gesichte/ daß er für Furcht vom Gerüste herab sprang. Solms fiel hingegen Catumern zu Fusse/ und bat ihn: er möchte ihn doch sterben lassen/ und sich nicht in die Ungnade seines Vaters stürtzen. Catumer antwortete ihm: Ich wäre nicht würdig ein Fürst der Catten/ ja nicht ein Edelmañ zu seyn/ wenn

wenn ich den darumb/ daß er meinem Befehle gehorsamet/ so schimpflich Ehre und Leben einbüssen liesse. Solms versätzte: beyde bin ich meinem Fürsten schuldig. Catumer fiel ein: das Leben sind Unterthanen wol fürs Vaterland und den Fürsten aufzuopffern verpflichtet/ aber nicht die Ehre. Dieser kan einen befehlichen sich unter tausend gewaffnete Feinde zu stürtzen/ eine unzwingbare Festung anzugreiffen/ und also dem Tode in Rachen zu lauffen. Denn hierdurch erwirbet er für das ohne dis flüchtige Leben die Unsterbligkeit eines viel edlern Lebens und des unschätzbaren Nachruhms. Aber dis übersteigt die Gewalt aller Könige; daß sie der Tugend einen stinckenden Rock der Boßheit anziehen/ den Lastern aber Bilder und Siegs-Bogen aufrichten / daß sie die Verrätherey und Verleumbdung nicht nur der Treue auf dem Kopffe herumb gehen / sondern selbte auch mit ihrem Giffte begeisern lassen solten. Kein Fürst ist befugt/ daß er zu Abwendung seiner eigenen Schande/ zu Rechtfertigung seines Thuns/ zu Ubermahlung anderer Fehler/ oder zu Versöhnung seines Feindes einem Unschuldigen die Ubernehmung eines Lasters aufdringen/ seinen guten Nahmen bey der Welt stinckend machen/ oder ihn gar als einen Ubelthäter hinrichten lasse. Der Graf von Solms begegnete Catumern: Noch viel weniger beruhet in der Gewalt eines Unterthanen eines Fürsten Urthel/ ob es recht oder unrecht/ zu untersuchen. GOtt hat Fürsten so viel erlauchten Verstand/ als Macht/ Unterthanen aber keine grössere Ehre/ als die Blindheit des Gehorsams gegeben. Machen doch gemeiner Richter Erkäntnüsse aus schwartz weiß/ und aus weiß schwartz. Wie heilig sind nun nicht die Urthel der Fürsten zu halten/ welche nur Knechte Gottes/ aber Götter auf Erden/ keinem Gesätze unterworffen/ ja Brunnen des Gesätzes sind; also die/ welche von den Banden der Verbrechen frey/ und Krafft ihrer eigenen Gewalt sicher sind/ wider kein Gesätze sündigen/ noch mit Worten oder auf andere Art gestrafft werden könten! diesemnach ist niemand befugt einen für unschuldig zu halten/ den der Fürst verdammet. Es ist straffbar der Fürsten geheime Gedancken ausfischen wollen/ also noch viel straffbarer seine Schlüsse schelten. Was dem/ welcher das oberste Hefft in der Hand hat/ nützlich zu seyn scheinet/ ist schon von aller Unbilligkeit abgeschäumt. Denn im höchsten Glücke gehet die Gewalt fürs Recht; und keine Herrschafft kan der Ungerechtigkeit/ wie kein Artzney-Gewölbe oder Mithridatens Tisch nicht alles Gifftes entpehren. Daher auch die/ welche ihnen einbilden/ daß ihnen weh oder zu viel geschehe/ doch alles Unrecht nicht nur geduldig leiden/ sondern auch mit freudigem Gesichte annehmen und sich bescheiden sollen: daß auch gütige Fürsten offt durch Verläumbder oder aus Staats-Klugheit grausam zu seyn genöthiget werden/ und deswegen gute stets zu wünschen/ alle aber/ sie seyn wie sie wollen/ zu vertragen sind. Sintemal doch die Herrschafft eine heilige Stifftung Gottes bleibt/ wenn gleich die Herrscher weder Tugend noch Gottesfurcht an sich haben. Und wie die Gesellschafft der Rauber/ wenn sie gleich Gesätze unter sich machen und halten/ keine Stadt macht/ weil ihre Verfassung nur auf Raub und Laster das Absehen hat; also höret ein Fürst nicht auf Fürst zu seyn/ wenn er gleich in ein und anderm der Gerechtigkeit zu nahe tritt/ so lange nur Gerichte/ Gesätze/ und die Gestalt einer wiewol krancken Herrschafft bestehen. Catumer brach ein: Was machst du aus Fürsten für Ungeheuer! derer Gewalt zwar groß/ aber nicht unendlich ist. GOtt selbst kan nichts wider die Eigenschafft seines göttlichen Wesens; und Fürsten/ welchen gleich das Volck sich ohne Bedingung unterworffen/ nichts wider die Gesätze der Natur/ das Recht der Völcker/ noch auch dis/ was zu Vertilgung des Volckes/ der Tugend/ und zu Benehmung der Ehre

eines redlichen Mannes gereichet/ mit einem Worte/ was wider die gesunde Vernunfft laufft. Denn dieser gehorsamen ist so viel als GOtt folgen. Dis ist das nicht geschriebene/ noch in Holtz und Stein/sondern das ins Hertze gegrabene Gesätze/ und die Herrschafft des Gemuthes/ von welchem kein Fürst/ kein Rath weder sich noch andere entbinden kan. So wenig nun ein Herrscher seine Unterthanen zu zwingen Recht hat/ daß sie Meineyde/ Ehbruch und Mord begehen müssen/ oder ihnen verbieten kan/ daß sie gottsfürchtig und erbar leben; ob er zwar ihre Tugenden zu belohnen und zu erheben nicht verbunden ist/ so wenig er ihre Töchter und Ehweiber zu schänden berechtigt ist; so wenig kan er ehrliche Leute zu Verräther/ zu Schelmen und Dieben machen/ der Redligkeit falsche Laster aufhalsen/ die Unschuld verunehren/ und an ihnen straffen/ was sie nie begangen haben/ oder was Tugend ist. Denn Fürsten/ wie unumschrenckt gleich ihre Gewalt ist/ können solche doch nicht weiter und über was mehres ausdehnen/ als über das/ wie weit solche die Unterthanen auf ihren Fürsten übertragen haben. Es ist aber gar nicht der Warheit ähnlich/ daß sie des Grösten aller Güter/ der herrlichen Erndte ihrer Tugend/ nemlich ihrer Ehre/ wie ihrer von der Natur empfangenen Freyheit sich begeben/ und mit ihrem guten Nahmen/ so wie mit ihren Gütern und dem Leben zu gebahren ihm frey gegeben haben solten. Denn wo keine Ehre nicht ist/ kan auch keine Tugend seyn/ und selbige Herrschafft nichts edles an und unter sich haben. Der einige Schatten der Ehre macht/ daß man in der Arbeit unermüdet/ in Gefahr hertzhafft ist/ und auch mit seinem Blute des Fürsten Ehre verficht. Gut und Blut muß man freylich wol daran setzen/ weil die/ derer Schirme man beyde Stücke anvertraut/ solche sonst nicht wider Geitz und Gewalt schützen kan/ und es der Vernunfft und der Billigkeit gemäß ist; daß ihrer wenig arm werden/ oder umbkommen/ umb das gantze Volck zu erhalten. Alleine zu dieser Beschirmung hat er nicht von nöthen jemanden seine Ehre zu rauben/ und solche fürs gemeine Heil aufzuopffern. Niemanden ist damit geholffen/ wenn er die Unschuld zum Laster macht/ sondern die Sicherheit seiner Herrschafft beruhet vielmehr an Vertheidigung der Tugend/ und der Ehre; welche kein Fürst jemanden wider ihren Willen geben oder zuschantzen/ also auch nicht nehmen kan. Am allerwenigsten aber sind dessen die Fürsten Deutschlands befugt. Asien/ welches die Dienstbarkeit zu vertragen gewohnt ist/ Meden und Assyrien/ welche die Leibeigenschafft anbeteten/ und die zur Sclaverey gebohrnen Morgenländer würden nicht einst den Raub ihrer Ehre vertragen; und die Deutschen/ welche schwerer der Freyheit als des Athems entpehren könten/ derer Herrschafft mehr im Einrathen als im Befehlen bestünde/ solten sich so schändlich unterdrücken lassen. Bey denen doch der Dienstbarkeit nähern Macedoniern dorfften die Könige nach den Gesätzen nicht nach ihrer Gewalt herrschen/ ohne des Volckes Billigung hatte ihre Macht keinen Nachdruck/ und im Friede musten alle Bürger/ im Kriege das gantze Kriegs Heer über eines Menschen Kopff richten. In Deutschland hätten sich die Fürsten allezeit/ besonders in ihren eigenen Sachen enteusert jemanden binden/ schlagen/ straffen zu lassen/ am wenigsten aber hätten sie über ander Leben Hals-Gerichte geheget; sondern dis verrichteten die Priester/ nicht als zur Straffe oder dem Fürsten zu Gefallen/ sondern gleichsam auf Befehl GOttes. Hier aber verfähret Hertzog Arpus auf eine gantz andere Art/ und schleust die Priesterschafft vom Gerichte aus/ und verfähret durch wenig Leute/ die allen seinen Befehlen zu gehorsamen mit Eyden verbunden sind. Wie aber kan ein

Richter

Ritter recht urtheilen/ der seines Fürsten Willen/ wie ein Mahler ein Vorbild zu seiner Nachmahlung vor sich hat? der Graf von Solms gab zur Antwort: Also möchte Catumer als ein Fürst wol von der Macht der Fürsten reden/ ihm aber als einem Unterthanen stünde dieses nicht an. Denn solche Gedancken schmeckten bey diesen nach Aufruhr. Wenn aber auch schon Fürsten über der Unterthanen Ehre so wenig/ als über ihre Gewissen zu gebieten hätten/ so wäre doch diesen unverboten/ daß sie/um des Fürsten Ehre zu retten/ das gemeine Heil zu befördern/ ihre Ehre in Stich sätzten/ und sich mit unanständigen Farben befleckten. Denn/ weil die Ehre nur ein Anhang und der Schmeltz der Tugend wäre/ dieser Wesen auch ohne jene wie ein Edelgestein ohne Folge gar wol bestehen könte/ thäte einer ihm und der Tugend keinen Abbruch; weil beyde doch in der Warheit unschuldig blieben/ und es ohne dis nur bey uns stünde ehrliche Leute zu seyn/ nicht aber dafür angesehen werden. Es wäre eine Pflicht der Freundschafft/ daß man auch mit angenommenen Schwachheiten seinem Freunde einen Vortheil schaffte. Wie viel höher aber erstreckte sich die Pflicht gegen den allgemeinen Vater des Volcks/ als gegen einen Freund! Bey diesen Worten trat der Graf von Ziegenheim mit etlichen Gewaffneten von der Leibwache auf die Schau-Bühne; und deutete dem Fürsten Catumer an/ daß er auf seines Vaters des Hertzogs neuen Befehl den Degen von sich geben solte. Nach ihnen fand sich auch wieder der Nachrichter/ und näherte sich dem Grafen. Catumer entblößte über dieser Ansprache den Degen; und sagte: dieser Degen ist mir angebohren/ und werde ich ihn zwar zu meines Vaters Füssen/ aber niemals in die Hände meines Unterthanen liefern/ so lange ich ein Glied rühren kan/ und einen lebendigen Athem in mir fühle. Bey dieser Begäbnis drang sich der Graf von Witgenstein/ und die drey von Battenburg mit nach Mattium gebrachten Ritter gegen der Schau-Bühne; umb dem Fürsten Catumer beyzustehen. Hingegen hielt die Leibwache sie zurücke/ und wurden beyderseits die Waffen entblößt. Unter den Zuschauern zohen auch ihrer viel vom Leder/ das gemeine Volck grub die Steine aus dem Pflaster/ also daß es nunmehr zu einer grausamen Blutstürtzung gekommen wäre/ wenn nicht ein Bataver unversehens sich aufs Gerüste gespielet hätte/ für Catumern und dem Grafen von Ziegenheim auf die Knie gefallen wäre/ mit Bitte: Sie wolten nichts thätliches gegen einander beginnen/ bis er dem Hertzoge Arpus ein grosses Geheimnüs entdeckt hätte/ welches alle diese Mißverständnüsse/ wie die Sonne den Nebel zu Bodem schlagen würde. Ziegenheim fragte diesen Frembdling mit ernstem Gesichte: wer er wäre? und was er in so wichtige Geschäffte zu reden hätte? dieser antwortete: Er wäre ein Bataver; und an seiner Heimligkeit/ die er für Hinrichtung des verdammten Grafen von Solms zu eröffnen hätte; wäre die Wolfahrt des Cattischen Fürsten-Hauses gelegen. Ziegenheim und die Häupter der Leibwache steckten hierüber die Köpffe zusammen/ und wurden mit einander eines den Grafen von der Schau-Bühne ab/ den Bataver aber zum Hertzoge führen zu lassen. Diesem mißfiel zwar die Hinterziehung des peinlichen Gerichtes/ gleichwol ließ er den Bataver für sich/ und sagte ihm: Würde seine Nachricht nicht von angedeuteter Wichtigkeit seyn/ so solte er sich nur geschickt machen/ daß er seine Vermässenheit der Gerechtigkeit in Zügel zu fallen/ mit dem/was ein ander leiden solte/ beständig büssen möchte. Der Bataver antwortete: Wenn er ihm nicht vorgesätzt hätte als ein Schuldiger an statt des Unschuldigen zu sterben; würde er seinen Mund nicht eröffnet haben/ noch sich allhier als einen Sterbenswürdigen Ubelthäter angeben. Andern würffe man ihre Fehler ins gemein für/ oder tichtete auch

auch Missethaten der Unschuld an/ weil die allerunverschämteste Verläumbdung nie so vermässen gewest wäre die Tugend unter ihrem Nahmen in ihrer rechten Gestalt und außer der Larve der Boßheit anzutasten; aber niemand wäre leicht so bescheiden oder gewissenhafftig seine Fehler ehe zu erkennen als zu überfirnsten. Ja das Recht selbst bürdete niemanden die Schuldigkeit auf ein Verräther seiner eigenen Laster zu seyn; aber dis wäre doch das nachdrücklichste Kennzeichen einer wahren Reue. Diese und das Mitleiden über dem Grafen von Solms wären kräfftiger als keine Folter seyn würde/ ihm dis Bekäntnüs auszupressen/daß er der Bataver wäre/welcher Astreen verführt hätte die Fürstin Adelmunde unfruchtbar zu machen. Für dieses abscheuliche Laster wolte er den grausamsten Tod willig leiden/ den ihm Arpus/ Catumer/ Cariovalda/ Adelmunde oder andere Beleidigten zuerkennen würden/ ja er wünschte/ daß er für jede/ die er gekränckt/ einen absondern ausstehen könte. Denn die Straffen wären die Seiffe der Boßheit/ je schärffer sie wären/ je mehr reinigten und befreyeten sie die besudelten Seelen von der Pein des folgenden Lebens. Aber/ es wäre dem Hertzoge Arpus nicht so viel an seinem schrecklichen Ende/ als an der Wissenschafft des Urhebers seines Lasters gelegen/ und daß der unschuldige Fürst Cariovalda alles Argwohns entlastet würde. Dieses allzu redlichen Fürstens Nahmen hätte er gegen Astreen aufs schändlichste mißgebraucht; da doch Adgandester und Sentia die zwey Wirbel dieses verfluchten Anschlags gewest wären/ und hierdurch entweder durch Catumers unfruchtbare Heyrath seinen Stamm auszutilgen/ oder zwischen den Catten und Chaucen eine unversöhnliche Feindschafft zu stifften angezielet hätten. Hieraus hätte nun Hertzog Arpus zu urtheilen; ob es jemals Adgandesters Ernst gewest wäre des Königs Marbods Tochter an Catumern zu verheyrathen? Ob seine Beschwerde wegen geheyratheter Adelmunde nicht nur ein falscher Vorwand sey/ dis/ was ihm niemals ein Ernst gewest/ zurück zu ziehen? und ob ein solcher Verräther verdiente; daß ihm ein so tapfferer Ritter/ als der Graf von Solms wäre/ aufgeopffert/ und dadurch über der Catten Einfalt und Unglücke zu kitzeln Anlaß gegeben würde. Damit Hertzog Arpus auch an der Warheit dessen nicht zweifelte/ zohe er unterschiedene Schreiben Sentiens und Adgandesters heraus/welche die Ausstiftung dieser schändlichen That deutlich ans Licht stellten. Hertzog Arpus besahe die vorgewiesenen Briefe aufs genaueste; und/ weil ihm Adgandesters und Sentiens Hand mehr denn zu wol bekandt waren/ konte er an warhaffter Erzehlung dieses Batavers im geringsten nicht zweifeln. Uber dieser Betrachtung ließ sich eine Spinne aus der Decke des Zimmers etliche mal an einem Fademe auf Sentiens Brief herunter/und stach in selbten/ wie sie auf die Schlangen zu thun/ und sie zu tödten pflegen; gleich als wenn diese Schrifft ein giftiger Brut der Schlangen wäre. Nach dem Hertzog Arpus hierüber eine gute Zeit nachgedacht hatte/ fieng er endlich an: Ist es möglich/ daß ein so schwartzes Hertze in einem deutschen Fürsten stecken/ daß Adgandester seinen Verstand zu nichts als anderer Verterb angewehren/ und ein so grosses Gemüthe sich mit nichts als Boßheit vermählen könne! Müssen denn die besten Sachen/ wenn sie umbschlagen/ die schlimmsten werden! und in der reinesten Lufft/ wenn sie angesteckt wird/ die Pest am grausamsten wüten. Wie viel nöthiger ist es die Menschen als Bücher auswendig zu lernen! Warumb hat die Natur das Hertze so tief in den Leib versteckt? Sonder Zweifel zu keinem andern Ende/ als daß/ weil die meisten voller Boßheit stecken/ bey Ergründung so vieler Falschheiten nicht täglich Mord und Blutvergießen erfolge. Welche Natter ist so schlau

schlau und grausam/ daß sie/ wie Adgandester/ uns zugleich küsse und steche; uns oben umbhalse/ und unten tödte! Was für eine Undanckbarkeit gegen seinem Vaterlande ist es/ daß Adgandester darinnen das Wasser trübet/ nur daß die Römer darinnen fischen können! daß er Gifft und Zauber-Künste zum Werckzeuge seiner höllischen Rachgier angewehret! Aber o der allergütigsten Versehung Gottes! daß die allerschlaueste Boßheit/ wenn sie ihre Arglist am geheimsten zu halten vermeinen/ ins gemein ihr eigener Mund/ oder ihre Feder ihr Verräther werden muß! Sie verwickelt sich zum ersten in die Schlingen/ welche sie andern gelegt hat. Und du Boßhaffter hast nun auch gelernet/ daß die Laster nicht so zeitlich in einer Seele ausgebrütet/ als der nagende Wurm in dem Gewissen groß werde; daß die Boßheit ihr erster Hencker sey/ die Rache der Menschen und Gottes aber ihr auf der Fersen nachfolge. Jedoch wil ich/ deines Bekäntnüsses halber/ meine Beleidigung an dir nicht straffen; sondern ich wil dich dem Urthel derselben übergeben/ derer Rath zur Boßheit du gefolget hast. Sentia soll deine Richterin seyn/ die du dir selber zu deinem Leitsterne erkieset hast. Der Bataver fiel für dem Hertzoge nieder; und bat/ er möchte ihn doch mit einer so grausamen Barmhertzigkeit verschonen. Wolte er doch gerne alle Tode der Welt ausstehen; wenn er nur seiner Verführerin Sentia nicht die Freude machen dörffte/ daß sie sich an ihm wegen ihrer offenbarter Laster rächen möchte. Arpus befahl den Bataver fort und in ein Gefängnüs zu führen/ hingegen verordnete er; daß die Leibwache von dem Schaugerüste abgeführet/ der Graf von Solms auf selbtem durch einen Herold für unschuldig erkläret/ und neben dem Fürsten Catumer mit grosser Ehrerbietung auf das Schloß geholet werden möchten. Alles Volck verwandelte sein voriges Wehklagen in ein hertzliches Frolocken/ und ungeachtet sie die Ursache einer so plötzlichen Veränderung nicht bald erfahren konten/ begleiteten sie den Fürsten und Grafen mit einem allgemeinen Freuden-Geschrey nach Hofe. Daselbst wurdẽ sie vom Hertzoge Arpus/ der Hertzogin Erdmuth/ der Fürstin Catta/ dem Hertzog Jubil und andern Grossen aufs freundlichste bewillkommet. Arpus aber schickte noch selbigẽ Tag den Grafen von Hohenstein und Solms nach Witgenstein/ umb die daselbst gelassene Fürstin Adelmunde von dar abzuholen; zu welcher Einzuge alle nur in der Eyl mögliche Anstalt gemacht ward. Folgenden Tag zohe ihr Catumer mit einem prächtigen Gefolge bis auf den halben Weg/ Hertzog Arpus mit seinem gantzen Hofe etliche Feldweges Adelmunden entgegen; welche nunmehr mit anbrechender Nacht zwischen so vielẽ tausend Freuden-Feuern und unzählbaren Glückwünschen in Mattium einzoh/ als mit wie vielen Thränen sie für wenigen Wochen daraus geschieden war. Der Feldherr/ die Hertzogin Thußnelde und alle andere deutsche Fürsten kamen gleichfals an den Cattischen Hof/ und mühte sich jedermann seine Vergnügung und Wolwollen aufs nachdrücklichste verstehen zu geben. Ungeachtet nun Adgandester alle seine Künste angewehret hatte hinter das Geheimnüs zu kom̃en/ was denn des Hertzog Arpus grossen Eyver gegen den Grafen von Solms in einem Augenblicke niedergeschlagen/ und Catumers mit Adelmunden vollzogene Heyrath mit so grossem Gepränge zu billigen verursacht haben müste/ konte er doch das wenigste erfahren/ da doch sonst die Freude eine unvorsichtige Verwahrerin der Heimligkeiten ist. Weil er nun von Art argwöhnisch war/ und einer/ der ihm eines Verbrechens bewust ist/ steis in Furchten lebt verrathen zu werden/ ließ Adgandester ihm zwar nichts gutes träumen; nichts desto weniger hielt er für thulich bey so allgemeiner Freude den Mantel nach dem Winde zu hencken/ und nach Hofe zu reiten seinen Glückwunsch abzulegen/ oder vielmehr ein und anderes

aus-

auszuzischen. Wie er aber an die euserste Schloß-Pforte kam/ ward selbte für ihm zugesperrt. Adgandester ward hierüber beschämt/ fragte also den über die Wache bestellten Hauptmann Falckenberg/ was dis bedeutete? kriegte aber von ihm diese Antwort: sein Hertzog hätte ihm befohlen keinen Verräther ins Schloß zu lassen. Adgandester versätzte: Ob man ihn denn für einen Verräther/ nicht aber für des mächtigen Königs Marbod Botschaffter ansähe? dieses würde sein Hertzog/ und er selbst am besten wissen/ begegnete ihm Falckenberg. Adgandester ward also gezwungen mit Zorn und Schande umbzukehren. Hingegen brachte der Cattische Hof die gantze Nacht bey einem herrlichen Mahle in gröster Vergnügung durch. Früh vor der Sonnen Aufgange hatte Adgandester schon aufgepackt/ und wolte aus Mattium sich auf die Reise begeben; aber Hertzog Arpus ließ ihm vorher durch den Schencken von Schweinsberg andeuten; daß/ ehe und bevor er wegen seiner Verrätherey Red und Antwort gegeben hätte/ er aus Mattium nicht gelassen werdē würde. Adgandester antwortete diesem: Er hätte sich zu dem Herzoge der von Freyheit und Gerechtigkeit berühmten Catten nicht versehen: daß er wider den grossen König Marbod/ dessen Antlitz und Ansehen er mit sich nach Mattium gebracht hätte/ das Recht der Völcker an ihm als seinem Ebenbilde verletzen solte! Schencke versätzte: Sein Hertzog wäre ein so gerechter Herr/ daß er nicht ohne genungsamen Grund dis entschlossen haben würde. Und wäre nichts billiger/ als daß einer wegen seines Verbrechens antwortete. Ja/ sagte Adgandester/ aber nirgends/ denn für seinem Richter. Botschaffter aber erkennten keinen andern/ als den/ der sie geschickt hätte: Schencke versätzte: Es wäre noch weder von Urthel noch von der Straffe/ sondern allein von dem/ ob er sein Laster zustünde/ zu reden. Wiewol/ wenn ein Botschaffter vorher wider die Hoheit und den Staat deßē/ zu dem er unter dem Scheine der Freundschafft geschickt würde/ handelte/ also wider das Recht der Völcker sündigte/ er aus selbtem keiner Freyheit zu genüßen hätte. Denn da es erlaubt wäre einen König/ wenn er eines Reiches Feind worden wäre/ zu tödten/ warumb solte ein Botschaffter mehr Recht haben/ wenn er nicht einzele Personen/ sondern den Fürsten und ein gantzes Volck beleidigte/ und aus einem Gesandten sich selbst zum Feinde machte? Adgandester fiel ihm ein; Wer nicht verurtheilt werden könte/ der wäre auf Beschuldigungen auch nicht zu antworten schuldig; sintemal er für einen/ der sich gar nicht in dem Cattischen Gebiete aufhielte/ und für einen Einwohner zu Marobodunum zu achten wäre. Daher könte niemand als sein König sprechen/ daß er das Völcker-Recht am Hertzoge der Catten verletzt hätte. Bey diesem müste er überwiesen/ und von selbtem entweder seine Bestraf- oder Ausfolgung erlangt werden. Dieses wäre das Recht der Fürsten/ welche mit einander Krieg führten; wie vielmehr müste ihm/ der des friedsamen Königs Marbods Stelle verträte/ dis Recht zu statten kommen. Meinte man/ daß er etwas verbrochen hätte/ so stünde es zwar in des Cattischen Hertzogs Gewalt ihm zu sagen: daß er aus seinem Gebiete weichen solte; aber anzuhalten wäre er nicht befugt; sondern hierdurch würde die Ehre und die Heiligkeit der Gesandschafft versehrt/ und dardurch dem Könige Marbod die gerechteste Ursache gegeben die Catten mit Krieg zu überziehen. Schencke gab ihm zur Antwort: Sein Fürst würde sich diese Dräuung so wenig schrecken lassen/ als er glaubte/ daß König Marbod Adgandesters Verbrechen billigen/ oder sich gar dessen durch Verfechtung theilhafftig machen würde. Er hätte auch keinen Befehl mit ihm sich in Zwist einzulassen/ sondern nur zu warnigen/ daß er/ umb die Schande an dem Stadt-Thore zurück gewiesen zu werden/ zu vermeiden/ seinen ohne

dis sonder gewöhnlichen Urlaub vorhabenden Abzug aufzuschüben. Mit diesen Worten kehrte er zurück; der Feldherr aber hatte auf des Hertzog Arpus Ersuchen alle deutsche Fürsten in der ihm eingeräumten Burg versamlet. Diesen trug er Adgandesters und Sentiens Verbrechen für/ legte ihnen auch nicht alleine ihre Schreiben als unlaugbare Zeugnüsse für/ sondern ließ auch den gefangenen Bataver in die Versammlung kommen/ der mit allen Umständen die an Adelmunden begangene Boßheit erzählete/ und nur umb die Gnade des Todes bat/ weil sein Gewissen ihm eine unaufhörliche Folterbanck abgäbe. Niemand war/ der sich nicht über dieser Greuel-That entsätzte/ und beyde Urheber derselben verfluchte. Der Feldherr rieth für allen Dingen/ daß man den Batavér dem Hertzoge Ganasch nicht so wol zu willkührlicher Bestraffung/ als zu Abwendung alles wider andere ehrliche Leute gefaßtẽ Verdachtes zu schicken/ und ihn in gute Vertrauligkeit zu versätzen trachten solte. Zu welchem letztern denn der Graf von Wertheim erkieset ward. Hertzog Arpus aber warf zu erwegen auf/ wie mit Adgandestern zu verfahren wäre. Worüber denn alle leicht eines wurden/ daß Hertzog Arpus ihm so wol Sentiens als seine eigene Briefe verlegen/ ja gar den Batavér ihm unter Augen stellen lassen solte. Zu diesem Ende wurdẽ die Ritter Reckrode und Altenberg von Stund an zu Adgandestern abgefertigt. Diese besprachen ihn im Nahmen des Hertzogs Arpus und Catumers: ob er leugnen könte/ daß er und Sentia durch einen Batavér Astreen bestochen hätte Adelmunden unfruchtbar zu machen? diesem war solche Anfertigung nichts unversehnes/ weil er die Offenbarung dieses Geheimnüsses schon vorher geargwohnet hatte. Daher er ohne einige Veränderung antwortete: hätte Sentia was gemißhandelt/ so möchte sie darfür stehen/ für sich hielt er diese Nachrede für eine Verläumbdung und Vorwand/ dadurch das durch seine Anhaltung verletzte Völcker-Recht zu bescheinen. Reckrode zohe Adgandesters und Sentiens Schreiben heraus/ und fragte: ob er solche nicht für seine und ihre Hand und Siegel erkennen müste? Adgandester röthete sich zwar darüber/ weigerte sich aber selbte anzuschauen/ vorschützende: Seines Königs Hoheit/ und seine Würde vertrügen nicht/ daß er auf solche Beschuldigungen antwortete/ und sich einem frembden Gerichts-Zwange unterwürffe. Altenberg fiel ein: Weil er seine eigene Handschrifft nicht zu leugnen wüste/ auch der verleitete Batavér bey der Hand wäre ihm unter Augen zu sagen; daß er der Urheber dieser so schändlichen That wäre/ ja zu Astreens Bestechung die Perlen und andere Edelgesteine selbst hergegeben hätte/ würden alle redliche Deutschen seinen Einwurff für eine bloße Ausflucht auslegen/ und/ wenn schon Hertzog Arpus sich keiner richterlichen Gewalt über sein Haupt anmaaßte/ dennoch sein Nahme verdammet/ und sein Gedächtnis bey den Catten vertilgt werden. Adgandester versetzte: Ein Botschaffter müste seinen guten Nahmen/ seine Ehre und sein Leben ehe in Stich setzen/ als seines Königs Hoheit eines Haares breit verlieren. Reckrode hielt Adgandestern ein; Er würde bey so gestalten Sachen niemanden verdencken/ daß sie ihn/ welcher weder seines Anklägers Gesichte vertragen könte/ noch seine Handschrifft ansehen wolte/ für schuldig und überwiesen halten würden. Denn die ihnen übel-[illegible] hätten die Eigenschafft falscher Müntzer/ welche ihr Geld niemals wolten zur Prüfung kommen lassen. Es würde aber Hertzog Arpus zu entscheiden haben; ob Adgandester in einer Sache/ welche sein König ihm nie anvertraut und befohlen/ nimmermehr auch rechtsprechen würde/ an dem Orte seines Ver-

Verbrechens nicht würde recht leiden müssen. Unter diesen Worten ward der gefangene Batavier unvermerckt ins Zimmer gelassen / welcher Adgandestern alles mit grosser Freymütigkeit unter Augen sagte / wie er und Sentia ihn zu Astreens Bestechung beredet / was für Danckbarkeit sie ihm versprochen / und wie er selbst ihm die kostbaren Geschencke für Astreen eingehändigt hätte. Adgandester aber / nachdem er mit grosser Empfindligkeit für die gröste Beleidigung annahm ; daß man ihm einen so frechen Ubelthäter zu seiner Beschimpfung unter Augen stellte / trat zurück in sein innerstes Gemach ; und sagte : daß es zwar in des Arpus Gewalt stünde ihn zu tödten / aber nicht ; daß er durch was verkleinerliches seines Königs Hoheit was vergeben würde. Nachdem beyde Ritter nun dem Cattischen Hertzoge von ihrer Handlung Nachricht erstattet hatten / trug er alles in der Versamlung der Fürsten für / und erklärte sich / daß er derer Gutbefinden / welche in diese Sache gar nicht eingewickelt wären / sich in dem / wie mit Adgandestern zu verfahren wäre / sich willigst unterwerffen wolte. Es wurden auf des Feldherrn Gutachten etliche der obersten Priester / und unterschiedene alte in Gesandschafft gebrauchten Ritter mit in den Fürsten-Rath erfordert. In diesem suchten Hertzog Siegemund / welcher ohne diß seiner Stiefmutter Sentia Spinnen-feind war / Marcomir und andere zu behaupten : Adgandester wäre als ein Feind seines Vaterlandes / wordurch er das Merckmal seiner obhabenden Bothschafft ausgelescht hätte / fürs Gerichte zu stellen. Würden doch Gesandten / welche nur eines Bürgers Eh-Bette beflecken / ihrer Freyheit verlustig ; wie viel mehr könte es dem nicht ungenossen ausgehen / der des Fürsten Braut und Schwäher-Tochter / zu dem er gesandt worden wäre / unmenschlich beleidiget und die zur Wohlfarth gantz Deutschlandes gereichende Heyrath / die gute Verständnüß zwey hoher Fürstlichen Häuser zu zerstören sich bemüht hätte. Lieffe es nicht wider die gesunde Vernunfft ; daß ein Bothschafter Fürsten zu beleidigen / Fürsten aber nicht Bothschafter deswegen zu bestraffen / und sich wider Mord und Verrätherey in Sicherheit zu versetzen berechtigt seyn solten ? Wenn aber auch gleich ein Bothschafter wegen derer wider ein gemeines Wesen verübter Ubelthaten nicht an dem Orte seines Versprechens bestrafft werden könte / worwider doch vieler Völcker Beyspiele stritten und durch solche Unsträfligkeit die Verrätherey gleichsam Böses zu stifften eingeladen würde ; so würde doch dieses ärgerliche Recht zum wenigsten in denen einen Absatz leiden / welche sich in frembde Dienste begäben / und bey übergenommenen Gesandschafften wider ihr eigenes Vaterland und Landes-Fürsten sich vergrieffen. Denn einem ieden wäre eine genauere Pflicht gegen diese seine heilige Mutter / als gegen seine Eltern angebohren. Seine Liebe schlüsse in sich alle andere in einen engen Kreiß ein / also daß der / welcher sich dieser entäusern könte / für einen Unmenschen / oder doch für den Undanckbarsten gehalten zu werden verdiente ; als für dessen Wohlthaten man den der Natur schuldigen Tod mit so grossem Ruhme als obliegender Schuldigkeit ausstünde. Da nun keiner dieses erste Verbündnüs wie die Schlangen ihre alte Haut ausziehē / noch durch eine neue Verbindung seine Eltern umbzubringen sich verpflichtē könte / wie viel weniger wäre Adgandester sich dem Könige Marbod durch Annehmung seiner Dienste deregestalt zu verknipfen befugt gewest ; daß das Vaterland und Hertzog Arpus als Landes-Fürst und Vater seines Vaterlandes über ihn keine väterliche Gewalt behalten haben solte.

Diesemnach solte man wider diesen abtrünnigen Beleidiger seines Vaterlandes und seines Fürsten nach dem Verdienste seines Verbrechens verfahren / und der Nach-Welt ein nützliches Beyspiel gestraffter Boßheit zum Gedächtnüsse hinterlassen. Sintemal es dem Hertzoge der Catten / daß er Adgandestern anderwerts verklagen solte / unanständig; auch beym Marbod Recht zu erlangen wenig Hoffnung wäre; weil es unumbschrenckter Gewalt schwer fiele sich der Billigkeit zu unterwerffen / Marbod auch zeither gegen die Verbrecher zu greise / gegen die Catten und Cherusker allzu schlechte Neigung hätte blicken lassen. Hertzog Inguiomer hingegen schalt zwar aufs ärgste Adgandesters Ubelthat; gleichwohl aber behauptete er: daß sie von niemanden / als dem Könige Marbod bestrafft werden könte / weil das Recht der Völcker alle Bothschafter ohne Unterscheid ihrer Ankunft und Standes von allem auswertigen Gerichts-Zwange befreyete. Denn ob zwar denen meisten ein innerlicher Zug gegen seinem Vaterlande angebohren und für selbtes Gut und Blut aufzusetzen löblich wäre; so liesse es doch wider die natürliche Freyheit und die Erfahrung / daß einer nicht solte sein Vaterland verlassen / seines sich wegen der Eingebohrenschafft habenden Vortheils verzeihen / und ein anders ihm in dem entferntesten Winckel der Welt aufschlagen können. Niemand wäre durch die Nabel-Schnure seiner Mutter an die Erd-Schollen seiner Geburts-Stadt angebunden / und / wenn ein Fürst nicht aus absondern Ursachen einem sich anderwerts niederzulassen verbothen hätte / begäbe er sich stillschweigende alles Rechtes / wenn er schon eine solche Dienstbarkeit auf ihn zu suchen hätte. Sintemal niemand zweyer Ober-Herren Unterthan / wie kein Glied zweyer Häupter Antheil seyn / noch iedem seine gehörige Treue und Pflicht abstatten könte. Die dißfalls widrigen Rechte der Römer hätten mit den Sitten der freyen Deutschen keine Verwandschafft / bey welchen auch der Pöfel nichts von Leibeigenschafft zu vertragen wüste. Hingegen wäre ihrer Fürsten Gewalt umbschrenckt / und ob schon sonst die Gesetze des Kriegs-Rechts die strengsten wären / stünden doch die Heerführer dem Volcke mehr mit ihrem Beyspiel / als mit Befehlen für. Wenn auch die Geburt für ein fester Band / als Eyd und Verbindungen zu halten wäre / zu was Ende liessen Fürsten ihnen ihre Eingebohrne huldigen? Warumb müsten sie sich / wenn sie sich unter ihre Kriegs-Fahnen bestellen liessen / ihnen mit Eyden der Treue verpflichten? Am allerwenigsten aber könte Hertzog Arpus Adgandestern als seinen Unterthanen anhalten / weil er ihn für einen Bothschafter des Königs Marbod selbst angenommen / und dadurch alle sein etwan habendes Recht auf ihn einem andern Fürsten abgetreten hätte. Ob nun wohl diese Frage hin und wieder geworffen ward / so gab doch der Feldherr Inguiemern Beyfall / und fügte bey: daß es rathsamer wäre in zweifelhaften Dingen von seinem Rechte etwas vergebẽ / als durch desselbẽ allzu genaue Wahrnehmung einen andern Fürsten beleidigen / oder ihm Anlaß geben sich beleidigt zu achten. Welches hier so viel nöthiger / da Marbod ihnen stets ein so verändertes Gesichte machte / daß niemand zu sagen wüste; ob er es mit ihnen gut oder böse meynte / und da das Römische Kriegs-Feuer mehr verdeckt als ausgelescht wäre. Es wäre Adgandesters Schande ihm Straffe / und den Catten Vortheils genung / wenn sie dieses schädlichen Menschen sich entladeten / und dem Könige Marbod ihn durch habenden Beweiß derogestalt abmahlten / daß er ihn mit Ehren nicht in Diensten behalten / weniger bey der Römischen Friedens-Handlung zu einem schädlichen Werckzeuge gebrauchen könte. Diese heilsame Meynung ward von der gantzen Versamlung als die schimpflichste und sicherste gebilliget / und der Graf von Coppenberg an den Grafen von Windisch-Grätz als des

Königs

Königs Marbods Bothschafftern an den Cheruskischen Hofe geschickt; daß er ihm Adgandesters schöne Meister-Stücke durch seine eigene Handschrifften für Augen stellte; und zugleich ihm vermeldete; daß ob zwar Adgandester als ein gebohrner Catte seines zu Mattium begangenen Lasters halber angehalten werden könte/ wolle doch Hertzog Arpus und Catumer den König Marbod selbst zum Richter erkieset/ und ihm Adgandesters Bestraffung schlechterdings heimgegeben haben. Windisch-Grätz bezeugte nicht nur einen besondern Unwillen darüber; daß Adgandester sein hohes Ampt mit einem solchen Schandflecke besudelt hätte/ sondern versprach auch seinem Könige hiervon umbständlichen Bericht zu erstatten. Der Cattische Hertzog aber ließ Adgandestern andeuten/ daß er noch für Sonnen-Schein Mattium/ und für Ablauff dreyer Tage das Cattische Gebiete räumen sölte; welchem er denn mit so grosser Ungeduld als Schande gehorsamen muste. So schlipfrich sind die Wege der Boßheit. Sie gehet zwar eine Weile auf Rosen/ aber im Gewissen fühlet sie doch ihre Dornen/ und endlich geräthet sie auf den Mist-Hauffen der Unehre.

Diese Verwickelungẽ des Cattischen und Cheruskischen Hauses hinderten gleichwohl den klugẽ Feldherrn nicht das heilsame Friedens-Werk zwischẽ dẽ Römern und Sicambern fortzutreibẽ. Er hatte nicht nur durch den Grafen von Windisch-Grätz zuwege gebracht/ daß Germanicus den Lucius Apronius zu dem Ende nach Mattium schickte; sondern er benam auch durch des Grafen von Schwalenberg vernünftige Erläuterungen dem Hertzoge Melo allen Argwohn; daß man mit ihm das gemeine Spiel der Bund-Genossen/ da nemlich etliche den Kopf bey Zeite mit ihrem Vortheil aus der Schlinge ziehen/ und dem letztern die Last und den Verlust des Krieges auf dem Halse lassen/ zu treiben gemeynt wäre. Nach welchem auch Melo den Grafen von Hammer-Stein zur Friedens-Handlung nach Mattium geschickt/ der Feldherr aber alle wegen des Vorsitzes/ der mangelhaften Vollmachten sich ereignende Schwerigkeiten aus dem Wege geräumet/ denen Bothschaftern des Königs Marbod und Hertzog Ariovistes beweglich zugeredet hatte: Sie möchten doch als Deutsche diesem Feuer/ welches halb Deutschland schon eingeäschert hätte/ und in welches Argwohn und Zwytracht zeither so viel Oel und Schwefel gegossen hätte/ allen Zunder zu entziehen trachten. Sintemal sichs zwar in Irrgarten des Krieges leicht eingienge; schwer aber heraus zu finden wäre/ und die Ausländer in ihrem Hertzen über die Einfalt der streitbaren Deutschen lachten; daß sie so wenig sich ihres Vortheils zu gebrauchen wüsten/ und durch unaufhörliche Mißverständnüsse bey ihrer Tapferkeit Feinde ihrer eigenen Wohlfarth würden. Ob nun zwar Apranius nunmehr den Bogen ziemlich hoch spannete/ nun nicht nur von dem Hertzoge Melo die Wieder-Abtretung des Ubischen Altars/ sondern aller über dem Rheine gelegenen Orte/ von dem Hertzoge der Chauzen aber das der ins Meer flüssenden Emse gegenüber liegende Eyland Burchanis verlangte/ so hielt doch der Feldherr ihm ein/ daß diß alles wider den mit den andern Deutschen Fürsten getroffenen Frieden liesse/ welche wenn die Römer etwas über das Ubische Altar/ ja gar biß an die Emße/ also weit über den Rhein festen Fuß zu setzen begehrten/ solches allen einen Floch ins Ohr/ und in grosses Mißtrauen gegen die Römer versetzen würde. Nichts aber wäre gefährlicher/ als nicht Maaß zu halten wissen. Deñ hierdurch würden auch die heilsamstẽ Dinge zu Gifte. Rom hätte in weniger Zeit so viel in der Welt gewonnen/ welches sie unmöglich behalten könten/ wenn es nicht durch den Frieden befasete; welches die Könige zu Babylon durch das Sinne-Bild ihres mit einem Pfluge gekrön-

gekrönten Zepters angedeutet hätten. Hingegen weil der Graf von Hammerstein wegen seines Hertzogs wegen des Ubischen Altars so feste hielt; stellte er ihme die der gantzen Welt schreckliche Macht der Römer für Augen/ welche niemand / als das Verhängniß aufzuhalten mächtig/ also selbte zu thäñen Thorheit/ ihr aber auszuweichen Klugheit wäre. Es wäre viel rathsamer etwas weniges als alles/ und rühmlicher etwas mit gutem Willen weggeben/ als ihm mit Gewalt abdringen lassen. Denn jenes würde für eine Großmüthigkeit gelobt / dieses aber machte als eine Schwachheit verächtlich. Müßten doch Fürsten ihren Unterthanen offt etwas willigen; und der Römische Rath hätte sehr klüglich dem Kriegesheere ihren Sold als eine Freygebigkeit ausgesetzt; da sie die Unmögligkeit ihrer Bürger sahen von eigenen Mitteln zu kriegen. Hingegen wäre es eine grosse Unvernunfft die in Händen habende Glückseligkeit des Friedens wegwerffen / umb sich mit künftigem Elende des Krieges zu armen. Die Begierde viel zu gewinnen/ oder seine Hertzhafftigkeit zu erweisen striche dem Kriege zwar eine schöne/ die Erfahrung aber eine sehr heßliche Farbe an/ sein Glücke wäre immer zweifelhaft/ seine Beschwerligkeit aber gewiß/ und auch dem Sieger selten vortheilhaftig. Denn vergrössert gleich ein Fürst sein Gebiete/ so vermindert er doch sein Volck; nähme er gleich mehr Städte ein/ kriegtẽ doch seine weniger Bürger; würde er an Unterthanen reicher/ so würdẽ doch diese ärmer/ die gemeinen Kasten erschöpft/ die Beschwerden erhöhet/ das Armuth gedrückt/ die Gesetze geschwächet/ also daß der mit so viel Siegen prangende Hannibal doch endlich gegen dem glücklichen Scipio hätte bekennen müssen: daß ein gewisser Friede ungleich besser / als ein ungewisser Sieg wäre. Diesemnach die alten Könige aus einem besondern Geheimnüsse und zu ihrer Lehre / daß ihr fürnehmstes Absehn der Friede seyn solte / bey ihrer Krönung mit dem Oele desselben Baumes wären gesalbet worden / welcher des Friedens Sinnen-Bild wäre. Nachdem auch unterschiedene vorhin aufgeworffene Vorschläge von ein oder dem andern Theile verworffen wurden/ schlug der Feldherr als ein Friedens-Mittel für; daß die Römer zwar das Ubische Altar wieder bekomen/ aber über den Rhein keine Brücke zu bauẽ berechtigt / hingegen dessen Zugehörunge die nur eine Meile darvon auf einem gähen Felsen liegende Festung Gottesberg und Bröl / wordurch jenes genungsam im Zaume gehalten werden könte / dem Hertzoge Melo verbleiben solte. Das erste und letztere hatte Hammerstein schon eingewilligt / und ob er zwar wegen Gottesberg grosse Schwerigkeit machte/ sonderlich/ weil die Römer schon darauf den Mercur ein Altar und Heiligthum gebaut hatten; so wäre man dennoch allem Vermuthen nach darüber noch eins worden; wenn nicht über alles Vermuthen Hammerstein vom Hertzoge Melo und Apronius vom Germanicus wären befehlicht worden/ sich ohne einige Säumung nach Siburg zu erhebẽ. Dem Feldherrn und den andern deutschen Fürsten kam diese Abforderung sehr verdächtig für/ sonderlich/ da Germanicus bereit zu Meyntz ankommen war/ und Cäcina mit drey Legionen schon an der Mosel stand/ und ihrer noch mehr von der Maaß gegen das Ubische Altar im Anzug waren. Dieser Verdacht aber vergrösserte sich noch mehr/ als wenig Tage hernach der Graf von Wertheim berichtete/ daß Hertzog Ganasch auf seinem Rückwege wieder an der Rohr mit Segesthen und Cariovalden vereinbart/ und sie drey ihren Weg nach Siburg genommen hätt?. Daselbst hin wäre er ihm nachgefolgt/ und ob er ihm zwar Sentiens und Adgandesters Schreiben / wie auch den gefangenen Batavier überliefert/ und ihn der beständigen Freundschafft von dem

Cattischen Hause versichert hätte/ wäre er doch sehr schlecht empfangen und kaltsinnig beantwortet; ja folgenden Tag der Bataver loß gelassen / und er beschieden worden: Er dörffte keiner Antwort erwarten/ noch sich in Siburg länger aufhalten. Sintemal der Hertzog Ganasch in denen überbrachten Nachrichten allerhand Bedencklichkeiten gefunden/ den Bataver aber für einen Wahnsinnigen erkennet/ wegen Adelmundens aber/ die er nicht mehr für seine Tochter erkennte/ wider iemanden zu verfahren/ oder Rache auszuüben keine Ursache hätte. Wie er nun nicht hätte begreiffen können; daß ein Vater auf solche Art seine angebohrne Liebe ausziehen / und gegen die/ welche ihm durch sie so grimmig ans Hertz gegriffen hatten/ unempfindlich seyn könte; ja ihm daselbst Melo und andere Grossen in allem Thun als Rätzel vorkämen/ derer Absehn er nicht zu errathen wüste; also hätte er hernach ausgeforschet; daß Adgandester sich ins geheim beym Hertzoge Melo aufhielte / und des Nachts etliche mal mit dem Chauzischen Hertzoge / Segesthen und Cariovalden geheime Unterredung gehalten hätte. Hertzog Arpus beklagte numehr/ aber zu spat/ daß er wider des Feldherrn treues Einrathen Adgandestern an seinem Hofe gelitten/ und so viel zu Schaden enträumt hätte. Sintemal freylich Fürsten dißfalls/ wenn sie so schädliche Sterne nicht ausleschen können/ solche vom Leibe zu halten und es der Natur nachzuthun haben/ welche den schädlichsten Irr-Stern am weitesten von der Erde entfernet hat. Der Feldherr aber sahe noch ferner hinaus/ nemlich daß der rachgierige Adgandester alle seine Künste anwenden würde die Römer mit den Sicambern zu vergleichen / denen Cheruskern und Catten aber den Krieg wieder auf den Hals zu werffen. Daher er dem Grafen von Windisch Grätz aufs neue anlag/ er möchte doch seinen König bereden; daß/ da er Adgandestern ja nicht seines Verbrechens halber straffen wolte/ ihn doch nicht mehr zu einiger Bothschafft gebrauchen/ und selbten nicht allerhand Zwitracht anspinnen lassen möchte. Er rieth auch dem Hertzoge Arpus/ daß er den Grafen von Wertheim Vollmachten bey dem Friedens-Wercke der Catten Anlegenheiten zu beobachten nach Siburg schickte/ und er selbst fertigte auch den Grafen von Nassau dahin ab. Dieser war kaum dahin kommen / als er erfuhr: daß die Römer das Bild und das Ubische Altar des Käysers Augustus mit Belieben des Hertzogs Melo wieder aufrichteten/ und daß selbiger Festung ein neuer Nahme nemlich Bonn gegeben werden solte/ Nassau und Wertheim schickten umb die eigentliche Wahrheit dessen zu erkundigen zwey ihrer Edelleute dahin/ welche denn mit eigenen Augen zu sehen bekamen; wie das von den Deutschen zerstörte Altar bereit von Marmel erbauet war / und man über einem herrlichen Bogen arbeitete/ darunter des Käysers Bild gesetzt werden solte/ welches den Tag hernach auf einem güldenen Sieges-Wagen von Trier durch etliche Römische Priester zu dem Ubischen Altare gebracht ward. Es war aus Ertzte gegossen / hatte auf dem Haupte einen Krantz mit Strahlen und Sternen / und in der Hand den Blitz wie Jupiter. An dem Fusse stand: **Gallien dem Gott Augustus.**

Diese Nachricht beredete den Grafen Nassau und Wertheim / daß der Römische Friede mit dem Hertzoge Melo und Ganasch unter der Hand so gut als geschlossen seyn müste; weil man zumal alle Handlungen für ihnẽ aufs sorgfältigste verbarg/ ihnẽ auch der Ritter Warsperg in Vertrauen eröffnete/ daß Adgandester und Cariovalda selbige Nacht zum Germanicus/ welcher den Tag vorher nach Coblentz kommen wäre/ sich aufgemacht hätten/ und von dar gar nach Rom reisen würden. Beyde Grafen berichteten diß nach Mattium/ als-

allwo der Feldherr und Arpus schlüssig wurden/ ihre Besatzungen am Rheine zu verstärcken/ auch ihre Macht dahin zu ziehen. Damit nun dieses so viel weniger Mißtrauen erwecken möchte/ verfügten sie sich nach Embs am Lohn-Flusse/ umb daselbst zum Scheine sich der gesunden warmen Bäder zu gebrauchen/ in Wahrheit aber an diesem nur zwey Meilen von Coblentz gelegenen Orte auf den Germanicus ein wachsames Auge zu haben. Von diesem Orte schickten beyde Hertzoge den Grafen von Tenckelnburg und Ordnungen nach Coblenz den Germanicus allda zu bewillkomen und auf eine Hirsch-Jagt einzuladen/ hierbey aber sein Verhaben alldar zu beobachten. Diese berichteten bey ihrer Wiederkunft/ daß selbige vom Drusus zu erst angelegte Festung mit Römern so angefüllt wäre/ daß ihrer viel unter Zelte übernachten müsten. Unter diesen arbeiteten ihrer etliche tausend an einer steinernen Brücke über die Mosel; andere aber baueten umb die Stadt eine Mauer mit vielen Thürmen. Wie bedencklich nun gleich dieses/ und sonderlich/ weil Hertzog Melo alles so ruhig geschehen ließ/ beyden Hertzogen vorkam; so liessen sie doch gegen dem drey Tage hernach zu ihnen kommenden Germanicus den wenigsten Argwohn mercken/ als wordurch offtmals eine Feindschafft bey denen/ die nie daran gedacht hätten/ erwecket wird. Sie thäten ihm alle ersinnliche Ehre an/ unterhielten ihn vier Tage nacheinander mit Jagten/ in welcher über vierhundert Hirsche geschlagen wurden. Germanicus betrachtete hierbey die zwey harte an dem Lohn-Strome entspringende warme Brunnen/ wie auch den eine halbe Meile davon gelegenen Sauer-Brunnen; wunderte sich aber über nichts mehr/ als daß mitten in der Tieffe des Lohn-Flusses ein starckes heisses Quell daselbst emper drang. Bey dieser Lust ward weder auf ein noch dem andern Theile an einige Staats-Sachen gedacht/ ausser daß beyde Hertzoge ihn den geschlossenen Frieden treulich zu unterhalten versicherten/ und zuletzt Hertzog Herrmann beym Abschiede bat; er möchte durch einen billigen Frieden mit den Sicambern und Chaucen die völlige Vertrauligkeit zwischen den Römern und Deutschen verneuern. Sintemal der Krieg ein solcher Brand wäre/ daß dessen Flug-Feuer leicht die allerfriedlichsten Nachbarn mit anstecken könte. Weil sie nun ohne diß die letzte Stallung mit allem Fleisse nur eine Meile von Coblentz angeordnet hatten/ begleiteten sie den Germanicus biß an den Rhein/ umb unter diesem Scheine der Ehren der Römer Verhaben zu Coblentz selbst desto füglicher in Augen-Schein zu nehmen. Germanicus ließ sich zwar des Abends mit Fleiß eine halbe Meile oberhalb Coblentz über den Rhein setzen; aber der Feldherr und Arpus ritten noch selbigen Tag den Rhein hinunter/ in einem Jäger-Hause zu übernachten. Des Morgens für Tage befanden sie sich schon auf dem der Stadt Coblentz gegenüber liegenden Felsen und sahen/ mit was Eiver die Römer wie die Ameisen über Befestigung selbiger Stadt beschäfftigt waren. Der Feldherr/ nachdem er stillschweigende der Arbeit ziemlich lange zugesehen hatte/ fieng an: Ich besorge/ leider/ daß dieser emsige Bau nicht nur der beyden hier zusammen rinnenden Flüsse/ sondern gantz Deutschlandes Kap-Zaum seyn solle. Es scheinet aber/ als wenn die Natur mit diesem Felsen den Catten schon einen Grund zu einer Gegenwehre geleget hätte. Daher riethe ich; daß Hertzog Arpus auf diesem Berg eine Festung anlegen solte/ von welcher ohne grosse Müh den Römern eine Brücke über den Rhein zu bauen verwehret/ und dem Germanicus der Compaß verrücket werden

kön-

könte. Hertzog Arpus antwortete: Dieser Ort wäre freylich wohl einer der allergelegensten / aber ihm wäre stets der Festungs-Bau sehr bedencklich gewest; denn man verriethe dadurch gleichsam seine eigene Schwäche den Feind von den Gräntzen abzuhalten. Die Deutschen aber hätten allezeit den Ruhm gehabt / daß sie wider alle Feinde in freyem Felde hätten stehen können. Festungen aber / so gut sie Kunst und die Natur verwahret hätte / könten / wenn der Feind Meister im Felde wäre / nicht austauern / sondern / wenn nicht Hunger oder Versehen sie öffnete / findete der Feind endlich einen güldenen Schlüssel darzu. Die schlauen Römer hätten auf dem Berge Taunus / an der Fulde / an der Lippe unterschiedene / und am Rhein alleine funfzig Festungen / als Fässel der deutschen Freyheit angelegt gehabt; nachdem aber die einige Schlacht wider den Quintilius Varus gewonnen worden / wären selbte in weniger Zeit gleichsam über Hals und Kopf übergegangen. Ihre Besatzungen und Baufständigkeit erforderten zur Kriegs- und Friedens-Zeit fast unerschwingliche Unkosten; verursachten; daß man sich mehr auf selbte als eigene Tapferkeit verliesse / und wenn der Feind einmal eine eroberte / hätte man ihm selbst einen solchen Dorn in Fuß gestochen / den man schwerlich heraus ziehen könte; und schiene es gleichsam / als wenn man seinem Feinde mit Fleiß ein Nest in eigener Schoß gebauet hätte. Diesemnach hätten die Lacedämonier niemals Sparta zu befestigen rathsam geachtet; und als einem die Mauren zu Athen gewiesen und gerühmet worden / hätte selbter geantwortet / daß eine so feste Stadt von Rechtswegen nur Weiber zu Einwohnern haben solte. Der Feldherr antwortete: Er würde keiner andern Gedancken seyn / wenn nicht die Römische Macht alles Gewichte anderer Völcker überstiegen / und in Deutschland den Saamen der Zwytracht eingestreuet hätte / daß selbter allem Ansehn nach nicht mehr auszurotten wäre. Diesemnach erforderte der Deutschen veränderter Zustand / daß sie nunmehr auch auf Vortheile ihrer Erhaltung vorsinnen müsten. Er selbst hielte von Festungen wenig oder nichts / durch welche ein verhaßter Fürst seine Unterthanen im Zaume halten wolte. Denn hierzu würde Klugheit und Sanftmuth erfordert; und wäre das Gemäuer darzu viel zu schwach / und die Furcht viel zu gefährlich; welche die Unwilligen nur verbitterter und halsstarriger machten. Auch wären sie in der Mitte eines Landes wider Feinde wenig nütze / und den Unterthanen verdächtig; wiewohl auch nicht selten eine einige wohl-verwahrte Stadt ein gantzes Reich erhalten / derselben Belägerung die Früchte vieler gewonnenen Schlachten zernichtet / und zu einer Schiffbruchs-Klippe des Feindes gedienet hätte. Allein an den Gräntzen wäre es der höchsten Nothwendigkeit an vortheilhafften Orten wenige aber gute Festungen zu haben / umb durch selbte die unversehenen Einbrüche zum wenigsten so lange aufzuhalten / biß man im Hertzen einer Herrschafft die Kräfften zusammen ziehen / dem Feinde daselbst die Stirne bieten / die Verwüstung des Landes verhüten / oder / da selbter sich vermässentlich in die Mitte eines Landes wagte / selbtem in Rücken gehen / und die Wiederkehrung abschneiden könte. Mit diesen Festungen hätte es auch gar eine viel andere Bewandnüß / als mit denen / welche man ins Feindes Lande zu Kap-Zäumen baute / welche / wenn der Feind das Feld räumen müste / rings umb niemanden hätten / der ihnen die Lufft oder das Wasser gönnte. Jene hingegen hätten sich auch in den eusersten Unglücks-Fällen

von dem Land-Volcke alles Vorschubs zu versehen. Dahero die Römer bey Einnehmung eines neuen Landes desselben Festungen ihrer Mauren entblöset; wo ihre Herrschafft aber schon eingewurtzelt gewest / die Gräntzen befestigt hätten. Alle ihre Macht hätte mit so vielen der Stadt Carthago unterworffenen Ländern nicht so viel zu thun gehabt/ als mit der einigen Stadt Carthago/ als selber gleich alle Federn ihrer Macht ausgerissen / und alle Spann- Adern verschnitten gewest wären. Ein Feind würde sich auch so leichte nicht an ein Land reiben/ wo er so viel harte Nüsse der von Natur oder Menschen gebauten Festungen aufzubeissen/ und ehe an den Steinen als Schilden ihm die Stirne zu verstossen hätte. Dahero Käyser Julius in Hispanien die Einwohner des Berges Herminius die Fläche/ die zwischen ihren Sümpffen befestigten Menapier auf der Ubier Anhalten in Gallien über dem Rheine/ Augustus die Asturier gleichfals auf ebenem Lande eine neue Wohnung zu erkiesen gezwungen hätte. Hertzog Arpus versätzte: Würde dieser unser Festungs-Bau nicht aber den mißträulichen Römern ein Dorn in Augen/ ein Merckmaal unsers Argwohns/ oder nach dem mit den Sicambern geschlossenen Frieden nicht ein scheinbarer Anlaß zum neuen Kriege seyn? der Feldherr begegnete ihm: durch dis/ was man zu seiner Beschirmung fürnähme/ fügte man niemandẽ kein Unrecht an/außer diesem aber gäbe es keine rechtschaffen- Ursache des Krieges. Und wie könte von Römern die Bewahrung der Gräntzen/ sonder daß hierüber nichts widriges verglichen worden/ übel aufgenommen werden/ da sie selbst gegen über den Anfang machten. Vorhin hätten die Römer den Jupiter Elicius auf eine besondere Weise angeruffen/ daß er doch den Rhein und die Donau als die Vormauern des Römischen Reichs durch lange Trockenheit nicht versäugen/ oder durch grosse Kälte zu gefrieren lassen wolte. Ja sie nahmen solches für eine Dräuung der erzürnten Götter an/ welche sie mit diesen tieffen Flüssen gleichsam verließen/ und denen Deutschen in Gallien/ Noricum und Pannonien einzubrechen den Weg bähneten. Dahingegen die Ergießung dieser Ströme für eine Gnade der Götter und ihre Sicherheit durch Opffer erkennet worden wären. Wie solten denn die Römer von den Deutschen die Verwahrung des Rheines/ daß sie daselbst nicht überfallen würden/ übel aufnehmen? Vorhin hätten die Römer Deutschland über dem Rheine eine neue und unbekandte Welt genennet; warumb solten sie nun die Schlösser dieser Geheimnüsse mit schälen Augen ansehen? Die Römer pflegten auch bey Friedens-Zeiten keinen gewaffneten Deutschen über den Rhein oder die Donau zu lassen/ ja denen Reisenden sie stets begleitende Gefärthen aus bloßem Mißtrauen an die Seite zu stellen. Wie möchten sie nun den Deutschen verargen/ daß sie so mißträulichen Leuten wenig trauten/ und auf ihrer Hut wären. Also dörffte das schon alt werdene Mißtrauen der Römer nicht erst aus diesem Festungs-Baue jung werden. Wenn es nun den Römern in Sinn kommen wäre zu kriegen/ würde es ihnen niemals an scheinbarem Vorwandte mangeln/ ob sich die Deutschen schon noch so friedlich hielten/ und diese Festung ungebauet bliebe. Vielmehr würde diese Gegen-Verfassung darzu dienen/ daß die Römer weder an der Deutschen Versicht noch Vorsatze ihrer Gewalt auf allen Fall zu begegnen zu zweiffeln hätten. Hertzog Arpus ließ ihm diesen Rath allerdings gefallen/ ließ noch selbigen Tag seine Baumeister verschreiben/ und nach wenig Tagen den Bau ausstecken/ Steine/ Kalck/ Ziegeln und andern Zeug mit allem Ernste zuführen. Dahero denn sich beyde Hertzoge nebst etlichen andern

Fürsten

Fürsten sich von Embs wieder dahin verfügten. Nach dem nun der Feldherr den ersten/ Hertzog Arpus den andern/ und jeder Fürst einen Stein zum Grunde gelegt hatte/ ward der Bau durch etliche hundert Bau-Leute/ wobey drey tausend Cattische Kriegs-Leute handlangten/ und die Gewehre stets zu Beschirmung dieses Baues an der Hand hatten/ eyfrig befördert und diese Festung vom Arpus dem Feldherrn zu Ehren Herrmannstein genennet. Germanicus war inzwischen wieder nach Meyntz gereiset/ weil die Römer und Sicambrer nunmehr selbst gefunden/ daß zwischen ihnen ein Stillestand getroffen wäre. Von dar schickte er den Pedo an Hertzog Arpus nach Embs/ umb sich zu beschweren/ daß gegen Coblentz den Römern durch einen neuen und den Deutschen ungewöhnlichen Festungs-Bau eine Prille für die Nase gesätzt würde/ da doch er den geringsten Anlaß zu einigem Mißtrauen nicht gegeben hätte. Hertzog Arpus empfieng den Pedo aufs höflichste/ und beantwortete ihn: daß kein gegenwärtiges Mißtrauen/ sondern der Römer eigenes Beyspiel und sein Ampt/ welches ihm zur Zeit des Friedens auf Krieg zu dencken aufbürdete/ ihn zu diesem Baue veranlaßt hätte/ mit der Versicherung; daß so lange die Römer den geschlossenen Frieden halten würden/ diese Festung kein Zeug-Hauß der Waffen/ sondern ein Tempel der Eintracht seyn solte. Germanicus/ weil er weder Recht/ noch bey unausgemachtem Frieden mit den Sicambern genungsame Kräfften diesen Bau zu verwehren hatte/ muste selbten nur geschehen lassen; Hingegen aber kam er selbst von Meyntz wieder nach Coblentz/ besahe von dem Altare des Bacchus den Rhein-Strom hinunter/ und baute gegen dem in den Rhein sich ergiessenden Lohn-Fluße gegen über an den Ambiatinischen Flecken eine neue Festung; worzu er gleichfalls den ersten Stein zu einer von seinen Sternsehern mit Fleiß ausgesehenen Zeit legte/ gleich als wenn so wol die Geburts-Stunden der Festungen als der Menschen dem Glücks-Einflusse der Sternen unterworffen wären. Denn ob zwar Germanicus vorher wenig von den Wahrsagungen der Sternseher gehalten/ und offtmahls gesagt hatte: diese Kunst wäre euserlich wol anzusehen; inwendig aber wäre so wenig an ihr/ als an dem vom Prometheus Jupitern geschenckten Ochsen/ welcher auswendig eine schöne Haut gehabt hätte/ inwendig aber mit Heu und Stroh wäre ausgestopfft gewesen; so hatte ihn doch des Tiberius Gemeinschafft mit Aberglauben nach und nach auch eingenommen. Denn wie man in Mohren-Land nicht wohnen kan ohne schwartz zu werden/ also nimmt man durch Gewonheit endlich die Sitten derer an/ mit welchen man lange umbgehet. Ja der Mensch ist ins gemein sinnreich etwas zu erfinden/ umb sich selbst zu betrügen. Germanicus ward in seiner Meinung zugleich bestärckt und in seinem Hertzen dadurch erfreuet/ daß die Werck-Leute den ersten Tag daselbst einen Stein ausgruben/ auf dessen einen Seite zwey männliche Geburts-Glieder kreutzweiß/ auf der andern diese Worte gegraben waren:

Wer hier den Grundstein legt/ und diesen aus läßt graben/
Wird einen Sohn allhier/ Rom ihn zum Käyser haben.

Germanicus legte das erste für ein Zeichen der männlichen Tapfferkeit aus/ welche an diesem Orte ausgeübt werden würde. Welch Sinne-Bild der Hertzhafftigkeit die Griechen und Römer Zweifelsfrey vom Sesostres entlehnet haben/ welcher in allen sich tapffer haltenden Städten Bilder der männlichen/ in allen ohne Gegenwehr übergebenden der weiblichen Geburts-Glieder aufrichten ließ. Die Reime laaß Germanicus etliche mal; Ob

schte nun zwar zweydeutig waren/ ob er oder sein Sohn die Käyserliche Würde überkommen würde/ so ließ er doch aus besorgter Eyversucht diesen Stein alsbald wegtragen und selbten so wol verbergen/ als den Ruff davon durch ein scharffes Verbot gegen denen/ die ihn gefunden hatten/ verdrücken. Gleichwol aber gelobte er der Eugeria/ Fluonia/ Alcmena/ dem Vitumnus Sentinus und andern Geburts-Göttern allerhand Gelübde/ ließ auch nach etlichen Monaten seine schwangere Gemahlin Agrippine an diesen Ort kommen; An welchem sie ihm einen Sohn gebahr/ welcher von Kriegs-Leuten nach der Zeit Caligula genennet/ und nach des Tiberius Tode an seine Statt Käyser ward. Es ist nicht zu sagen/ was Germanicus und Agrippina über dieser Geburt für Vergnügung im Hertzen empfunden/ das Römische Heer aber für Frolocken ausließ. Denn ob zwar er schon zwey Söhne Nero und Drusus im Leben hatte/ war doch dieser neugebohrne wegen der Wahrsagung/ und weil er Agrippinens neundtes Kind war/ der liebste. Und Käyser August selbst schrieb seiner Enckelin Agrippine; Er wünschte bald ihren im Lager gebohrnen Sohn anstatt ihres abgebildeten ältesten verstorbenen Sohnes zu küssen/ dessen Bild Livia in Gestalt des Cupido der Capitolinischen Venus gewiedmet/ der Käyser aber in seinem Schlaff-Gemache verwahrt hatte/ und/ so offt er hinein kam/ es küssete. Maßen er denn auch zu Rom seinen vernommenen Nahmen alsbald durch den Schatz-Meister in dem Tempel des Saturn in die Bücher eintragen ließ/ eine gantze Woche lang so wol/ als Germanicus am Rheine/ der Göttin Juno zu Ehren eine freye Taffel hielt/ ihr zu Liebe ein goldgestücktes Bette auffsätzte/ in ihren Schatz tausend mit der Uberschrifft der Fruchtbarkeit neu-gepregte Müntzen aus Golde einlegte/ dem Rathe und Volcke ein Gastmahl ausrichtete/ allerhand Spiele hielt/ und in allen Tempeln für dieses Kindes Glückseeligkeit beten ließ/ das Kriegs-Volck hieng wie Germanicus an seinem Hause/ an allen Zelten Kräntze von Lorber-Zweigen und Epheu aus/ gleich als wenn einem jeden selbst ein Sohn gebohren wäre. Sie drängten sich umb das Hauß der Kindbetterin/ aus Begierde sie und ihren neuen Sohn zu sehen/ ungeachtet sie sich hernach reinigen musten/ weil die Häuser der Kinder-Gebährenden so wol zu Rom als zu Athen viertzig Tage für unrein gehalten wurden. Sie brachten dem Kinde eine grosse Menge Bilder des Priapus mit Knoblech umbwunden wider die Zauberey und Wechselbälge. Uberdis ließ es drey grosse steinerne Altare an dem Ufer des Rheines aufrichten/ und in das mitlere eingraben: **Wegen Agrippinens Genesung**; ins andere: **Agrippinens Fruchtbarkeit**; ins dritte: **des Cajus Glückseeligkeit.** Agrippina hob dieses Kindes mit auf diese Welt gebrachte Haut als einen grossen Schatz auf/ und sagte/ daß sie an seinem andern Geburts-Tage/ wordurch sie die Zeit seiner erlangten Herrschafft verstand/ es damit krönen wolte. Sie ließ es mit eitel köstlichen Balsamen waschen/ die Erde/ darauf sie es zum ersten mahl stellen und es dem Germanicus auffheben ließ/ mit vielerley Blumwercke bestreuen/ es in eitel Purpur-Windeln/ welche hernach den Priestern zukamen/ einwickeln/ und als es am neundten Tage nach der Geburt mit Staub und Speichel gereiniget und eingeweihet ward/ ließ sie auf dem Opffer-Tische Lucinens ein Feuer von eitel Zimmet und Sandel-Holtze brennen und dem gantzen Kriegs-Volcke ein Mahl ausrichten.

Müntzen aus Golde schlagen
und Volcke ein Geschenck
hand Spiele hielt
für dieses Kindes Glückseligkeit
das Kriegs-Volck
an seinem Hause/
von Lorber-Zweigen
renhoire. Sie
der Kindbetterin/
neuen Sohn zu schauen
nach reinigen musten
Kinder-Gebährender
Athen viertzig Tage für
gen. Sie
Menge Bilder des Printzen
umbwunden wider die
ne Altare an dem Ufer des

Agrippinens
Agrippinens
des Cajus

731.

richten. Sie zündete hundert grosse Wachs-Kertzen / und hieng einer jeden einen Nahmen an. Weil nun die/ welche den Nahmen Cajus führte/ am längsten brennte; ward ihm dieser Nahme zugeeignet. Agrippine steckte über dis eine eichene und pappelne Gärthe in die Erde/ und weil beyde in wenig Tagen bekliebeu und ausspresseten/ beredete sie sich festiglich/ daß aus ihrem Sohne nichts wenigers als ein Herr der Welt werden könte. Sie gelobte der zeugenden Venus in Rom eine Seule/ Dianen ihren mit Perlen und Edelgesteinen gestückten Gürtel/ Hecaten opfferte sie ihren liebsten Hund/ Lucinen eine weisse Kuh/ und ein paar Zwilling-Lämmer. Germanicus ließ zu Rom im Tempel des Hercules seines neuen Sohnes Schutz-Geiste ein Altar bauen/ und dem Glücke eine Seule einweihen/ den Parcen Kräntze winden/ die Wächter des Hauses / in welchem Agrippina lag/ giengen alle Nächte unzählichmal mit einem gekrönten Esels-Kopffe darum den Sylvan zu vertreiben.

Hierüber gieng eine gute Zeit hin/ und nachgehends war Germanicus theils mit den Chaucen und Sicambern/ theils mit dem Käyser und Tiberius wegen des Friedens und anderer geheimen Anschläge wider die Catten und Cherusker/ der Feldherr und Arpus aber mit andern Anstalten beschäfftigt. Denn das gemeine Wesen und die Herrschafft gleichet einer Uhr. So wol jene als diese kan nicht ohne Unruhe seyn. Es giebt immer was damit zu thun/ und wenn sie einmahl stehet/ ist mit ihrer Nachricht ihr gantzer Nutzen verrücket.

# Innhalt
# Des Fünfften Buches.

Agrippine/ Thußnelde/ Erdmuth und ander Frauenzimmer kommen beym Schwalbacher-Sauerbrunnen zusammen. Ein Barder beschreibt selbten. Ariovist der Allemänner Hertzog kommt dahin. Sie ziehen in den denen Barden zum Heiligthume erkieseten Garten. Ein Barde lehret aus Garten-Gewächsen die gantze Herrschens-Kunst. Als Ariovist seinen Edelknaben Ehrenfried bey den Barden einweihen lassen wil/ wird Ehrenfried für den Sohn/ Zirolane für die Tochter des Gothanischen Hertzog Gottwalds und Hedwigens der Bojischen Princeßin/ der Barde aber für den Hertzog Gottwald erkennet; worüber dieser für Freuden stirbt. Weil Zirolane den Ehrenfried inbrünstig umbarmet und küsset/ wird Rhemetalces aus Irrthum eyversichtig und reitet im Zorne davon. Weil nun Siegesmund dis gegen ihn anthet/ gerathen sie in scharffes Gefechte/ darinnen Siegemund hefftig verwundet/ aber von Barden geheilet wird. Demnach erzehlet ein ander Barde; wie Gottwald nach der vom Marbod erlittenen Niederlage der Bojen und König Critasirs Auszuge mit seiner Gemahlin

Hedwig über das Sudetische Gebürge gezogen/ mit dem Hertzog der Marsinger und seiner Gemahlin Mechtildis/ wie auch mit Reinharden der Burier Hertzoge Freundschafft gemacht; wie Hedwig/ und ein paar Tage darnach Mechtildis eine Tochter gebohren/ eine davon aber in der Oder/ als sie vom Priester abgewaschen wurden/ ertruncken/ die andere vom Volcke heraus gerissen und errettet worden sey/ wie bey der Ungewißheit/ welche lebend blieben/ Hedwig und Mechtildis mit einander in Streit gerathen/ für Gerichte kommen/ sie sich aber mit einander verglichen hätten/ sie beyde für ihre Tochter zu halten; wie selbte am Marsingischen Hofe unter Zirolanens Nahmen blieben/ weil nach überrumpelten Semnonern/ erschreckten Marsingern/ überwundenen Lygiern Marbod wider den Gottwald/ welchen die Gothonen und Estier wider seine Schwester Marmeline zum Hertzoge aufnahmen/ auf Anstifftung Marmelinens/ in die er sich verliebt einen mächtigen Krieg angefangen/ ihn bey der Weichsel geschlagen/ und Godanium erobert/ aus welchem sich Döhnhof mit der Fürstin Hedwig und ihrem neugebohrnen Sohne geflüchtet; in Godonium aber Gottwald erschlagen seyn solte; allwo ihm Marbod/ wie auch Radziviln ein Grabmahl aufgerichtet/ und mit Marmelinen Beylager gehalten habe. Döhnhof und die Hedwig kommen in die Festung Pillau/ welche aber stürmender Hand übergeht/ und Hedwig im Sturme ritterlich fechtende erschlagen wird. Döhnhof bringet gleichwol Gottwalds Sohn auf die Insel Glassaria davon/ errettet den daselbst scheiternden Hertzog Gottwald; wird aber von dem dahin kommenden Marbod in der Gestalt eines Agstein-Fischers mit nach Gedanium genommen/ allwo dem Marbod und Marmeline viel Ehrenmahle/ und insonderheit zwey von Deutschlande und der Ehre gekrönte Agsteinerne Bilder aufgerichtet werden. Der Fürstl. Personen Abend-Mahlzeit in dem Garten der Barden. Des Hertzog Gotthards Begräbnüs und Grabe-Schrifft. Döhnhof erzehlet seine Reise mit dem Ritter Ahlefeld von Godanium/ welche an der Svianischen Küste stranden/ von dar zum neunjährigen Feyer nach Upsal reisen. Allwo in dem güldenen Tempel Hertzog Gottwald geopffert werden soll/ aber wunderlich errettet wird. Dieser zeucht mit dem Svianischen Könige Erich wider die Norweger/ welche sich wider seinen Bruder den König Roller aufgelehnet haben. Der Cimbern König Frotho verlieret wider sie seine Kriegs-Flotte/ rettet sich zwar aufs Land/ zeucht aber greulich den kürtzern. Endlich kommt ihm König Erich und Roller zu Hülffe. Torismund der neu aufgeworffene König erlegt den Roller/ Erich den Torismund/ und Hertzog Gottwald des Torismunds Feldherrn Harald. Hierauf folgt der Nordmänner völlige Niederlage. Die Finn-Märcker und Biarmier entfliehen/ nach dem aber Erich und Frotho das Reich Norwegen getheilet/ werden sie vom Fechter Argrim bekrieget/ und vermählet ihm Frotho seine Tochter Osura. Döhnhof kommt an Cimbrischen Hof/ findet daselbst den Hertzog Gottwald/ welcher nach vergebens verhoffter Hülffe davon zeucht. Sie länden zu Treva an/ ziehen durch Deutschland gegen Bojodun/ ihnen wird aber im Gabretischen Walde der junge Gottwald mit Gewalt genommen. Sie kommen zu Cisara oder Augusta der Vindelicher an/ und reisen mit dem Könige Critasir nach Bojodun/ allwo aber Hertzog Gottwald nicht ruhen kan/ sondern seinen Sohn im Gabretischen Walde vergebens suchet. Endlich kommen sie ins Taunische Gebürge in

Garten

Garten der Bardẽ/werden daselbst Bardẽ und Gottwald endlich oberster Priester. Hertzog Ariovist erzählet/daß Eudämon ein Griechischer Artzt die Fürstin Vocione durch ein Bad aus Menschẽ Blut/und folgends durch Einzöpfung ihres Blutes heilen wollen/viel Knaben und darunter auch den jungen Gottwald habe raubẽ lassen. Weil aber Vocione diese Cur verschmähet/wären alle Knaben loßgelassen/der junge Gottwald nach Cisaris geschickt/ und/weil alldar seine Verlierer nicht zu finden gewest/ an Vocionens und folgends an Ariovistens Hof genommen und wol erzogen worden. Sie ziehen alle wieder nach Schwalbach. Agrippina nach Meyntz/ der Cheruskische und Cattische Hof nach Mattium/ und mit diesen auch Ariovist/ welcher daselbst den jungen Gottwald Fürstlich ausstaffieret/ und Zirolanen seine Liebe eröffnet/ welche/ ob zwar alle und sonderlich Thußnelda dazu helffen/ doch ihren Rhemetalces nicht lassen wil. Siegesmund wird wegen Thußneldens für Ariovisten gethane Hülffe ungeduldig/ und reiset zum Segesthes/Ariovist aber voller Hofnung noch nach Hause. Adgandester grämet sich hierüber/ macht/ daß Germanicus und Marbod durch Gesandten Ariovisten Zirolanens Heyrath widerrathen/stiftet zwischen den Römern/dem Hertzoge Melo und Ganasch wider die Cherusker und Catten ein Bündnüs/ und bringt zuwege/ daß Melo die Stadt der Ubier dem Cäcina/Ganasch das Eyland Burhanis und den einen Einfluß der Ems einer Legion Römer einräumt. Worauf denn auf Adgandesters Einschlag Germanicus über den Rhein eine Brücke und am Meyne eine neue Festung zu bauen anfängt; der Römische Priester zu Meyntz auch ein Theil der Catten zu den Opffern und Spielen nach Meyntz zu dem Jupitern und dem August gebauten Tempel erfordert. Ob nun wol beydes der Feldherr und Hertzog Arpus durch den Grafen von Teckelnburg und Hohenstein hintertreiben wollen/ können sie doch nichts erhalten/ bis für dem Abschiede/ weil Germanicus ins geheim durch einen ankommenden Freygelassenen des Käysers August Tod erfähret; welcher durch Liviens Gifft gestorben/ und Tiberius ans Brett kommen war/nach Erzehlung eines Batavischen Edelmannes.

# Des Andern Theiles
# Fünfftes Buch.



Edes empfindliches Ding in der Welt/ besonders aber der Mensch/ gleicht dem Magnet-Steine/ welcher nach dem Unterschiede seiner Ecken seines gleichen bald an sich zeucht/ bald gleichsam aus einer Eyversucht von sich stößt. Denn jener hängt das Hertze bald zur Gemeinschafft/ bald zur Einsamkeit. Diese siehet er so denn an/als die erste Gefährtin der Warheit/ als eine andere Wohnung der Morgenröthe/ als einen Friedens-

Friedens-Platz der Seele/ und stille Freude des Gemüths/ da man weder über anderer Unglücke lachet/ noch über seinen Beleidigungen weinet. Da man von der Unruh der Welt nichts weiß. Da einem der Ehrgeitz den Tag nicht verkürtzet/ noch der Kummer ihn verlängert. Da weder die Heucheley uns/ noch unsere Unwarheit andere betreuget. Alleine dieser Zug kan in die Länge nicht tauren. Wir sind unserer selbst zeitlich überdrüßig. In einem Augenblick verwerffen wir unser Urthel/ und noch geschwinder ändern wir unsern Willen. Die die Sonne überlauffende Zeit wird uns bey uns zu lange/ und die uns kurtz vorher so schöne Einsamkeit machet uns ein abscheulich Gesichte. GOtt alleine findet seine Vergnügung in sich selbst/ und gleichwol hat er zu derselben Erweiterung die Welt geschaffen. Wir Menschen aber sind nur Scherben von diesem grossen Leibe/ und daher für uns selbst nichts vollkommenes/ müssen also nicht weniger unsere Vergnügung als Ergäntzung außer uns suchen. Wir leben mehr anderen als uns; und wenn uns die zwey süssen Bänder der Liebe und Freundschafft mit andern nicht vereinbarten/ würden wir für uns selbst wenig mehr als nichts seyn. Ohne unsere Liebe des andern Geschlechts würde die unfruchtbare Welt bald aufhören Welt zu seyn. Wenn man aber dem Menschen die Freundschafft nähme/ würde es so viel seyn als die Welt der Sonne berauben. Denn in beyden bestehet ihr Leben/ und also dörffen wir dieses fünfften Elements so nöthig als des Feuers und Wassers. Wenn die Freundschafft in der Welt alleine durchgehends unterhalten würde/ wären keine Gesätze nöthig. Denn weil sie die Hertzen so vollkommen mit einander verbindet/ würde niemals zwischen jemanden Zwist weniger Beleidigung seyn. Diesemnach ist sich nicht zu verwundern/ daß je zärter eines Menschen Seele/ je hefftiger Zug der Gemein- und Freundschafft sie in sich fühle; und daß ein tugendhafft Gemüthe mit so grosser Sorgfalt sich mit seines gleichen zu vereinbaren bemühet sey. Denn zeucht doch aus einerley Erde der Weinstock den süssen/ die Koloquinten den bitteren/ Wolffs-Milch den giftigen/ Zwiebeln den schwefelichten/ die Nessel den brennenden Safft/ und die Rhabarbar sauget aus unserem Leibe die Galle an sich. In einem geschüttelten Siebe sammlen sich gerne die Körner/ und am Ufer des Meeres die Steine von einerley Art zusammen. Bey solcher Beschaffenheit war nicht zu wundern/ daß nach dem Agrippine mit Thußnelden und dem andern Fürstlichen Frauenzimmer so verträuliche Freundschafft schon einmal angefangen hatte/ sie beyderseits sich mit einander zu ersehen so grosse Begierde trugen. Denn weil ein Freund des andern bester Spiegel ist/ und man sich in sich selbst nicht so als wie in dem Ebenbilde eines treuen Freundes siehet/ ist die Ersehung wol unser bester Unterhalt/ und die grösseste Erquickung der Freundschafft. Eines Freundes erblicktes Antlitz entzücket uns gleichsam als was göttliches. Denn ob zwar GOtt eigentlich unsere Seele zu seinem Bilde geschaffen/ so hat er doch auch einen Strahl von seinem Glantze in unser Antlitz gepräget. Die Seele ist zwar durchs Geblüte in alle Glieder ausgegossen/ aber nirgends sichtbarer als im Angesichte. In diesem lesen wir alle Geheimnüsse eines andern/ und schöpffen daraus viel Vergnügung unsers Hertzens. Weil nun nach diesem sich Agrippina/ Thußnelde/ Erdmuth/ Adelmunde/ Ismene/ Catta/ Zirolane und anderes Frauen-Zimmer überaus sehnte/ verfügten sich die Deutschen/ der mit Agrippinen genommenen Abrede nach/ so bald es das Frühlings-Wetter zuließ/ nach Schwalbach zu dem Sauerbrunnen. Sie liessen ihre Ankunfft nach gemachter nöthigen Anstalt Agrippinen nach Meyntz alsbald wissen/ welche sich auch wenig Tage darnach einfand. Bey ihrer Empfahung ward nichts

nichts vergessen oder unterlassen/ was so wol die Aufrichtigkeit ihrer gemachten Freundschafft als die Hoheit ihres Standes erforderte. Denn ob zwar den Deutschen gleichsam ein Mißtrauen gegen die herrschsichtigen Römer angebohren war/ der Feldherr und Hertzog Arpus auch selbst dem Germanicus nicht allzu viel trauten/ und daher auf alle seine Bewegungen ein wachsames Auge hatten/ so nam sich doch dessen das Frauen-Zimmer nicht an/ und Agrippine wuste durch ihre Offenhertzigkeit allen Verdacht von sich abzulehnen. Die Empfangung Agrippinens war vom Grafen von Hohensteine am Rheine Meyntz gegen über geschehen/ das Frauen-Zimmer aber bewillkommte sie bey Schwalbach/ von dar sie selbigen Abend auf das nahe darbey auf einem spitzigen Felsen liegende Schloß des Hohensteins begleitet/ und von der Hertzogin Erdmuth ihr zur Wohnung übergeben ward. Alleine Agrippine wolte sich weder von Thußnelden/ und anderm Fürstlichen Frauen-Zimmer/ welches zur Ubernachtung anderthalb Meilen davon das Schloß Katzen-Ellenbogen erkieset hatte/ trennen lassen/ brachte es auch dahin/ daß alle sich auf Hohenstein beysammen zu behelffen willigten. Sintemal die Einsamkeit das Ecbatanische Schloß und die Hesperischen Lust-Gärte in bängsamste Gefängnüsse/ annehmliche Gesellschafften aber die finstersten Einöden in annehmlichste Lust-Häuser verwandelte. Daselbst brachten sie die halbe Nacht bey der Taffel und darnach mit vergnügten Gesprächen zu/ gleichwol aber weckte sie früh ehe ihre Begierde einander zu umbarmen als die Sonne auf. Sie kamen also zeitlich nach Schwalbach/ allwo die Sorge für die Gesundheit/ mehr aber der Vorwitz eine grosse Menge Volckes versamlet hatte/ zwischen dessen Gedränge sie sich dem berühmten Weinbrunnen unter allerhand Urtheln und Lobsprüchen näherten. Viel der Zuschauer/ welche so viel versammlete Schönheiten über einem Hauffen sahen/ wurden gleichsam über ihrer Betrachtung versteinert/ also/ daß der Graf von Hohenstein/ welcher vom Hertzog zu Bedienung Agrippinens befehlicht war/ bey Wahrnehmung der begierigen Zuschauer/ Schertzweise anfieng: Die Natur müste wol nothwendig eine Frau seyn/ weil sie das Frauenzimmer für den Männern mit so vielen Schönheiten begabt hätte. Ein sich alldar befindender Barde fiel ihm ein/ und sagte: Welte GOtt! daß alle/ die diese schöne Geschöpfe der Natur ins Gesichte bekämen/ nicht das eine Auge mit Eitelkeit/ das andere mit Begierde verblendeten/ das Hertze aber mit Gifft ansteckten. Thußnelde nam dis an/ als wenn der Barde die Schädligkeit des weiblichen Geschlechts damit anstäche/ antwortete daher: Unreine Liebe kan die Güte unsers Geschlechts so wenig vergeringern; als die Speisen dadurch vergifftet werden/ wenn gleich böse und ungesunde Leute davon essen. Der Barde versätzte: Es ist nichts reiner/ nichts unschuldiger/ nichts ehrlicher als die Liebe/ so gar/ daß die/ welche nur wissen was Liebe sey/ oder von ihr wol reden können/ geliebt zu werden würdig sind. Aber diese muß dem Beyspiel der Bienen folgen/ welche aus den Blumen Honig saugen sonder sie wie Spinnen zu beflecken/ oder sich wie die aus Raute Gifft käuende Würmer zu beschädigen. Thußnelde begegnete ihm: Wir wissen/ daß das weibliche Geschlechte so viel schädliches als die Wiesen Napell auf sich haben. Aber/ wie kein Winckel des Erd-Kreisses/ wo gleich die Angelsterne dem Menschen über dem Wirbel stehen/ immer alles Lichtes beraubet ist; Also ist keine so böse Seele/ darinnen sich nicht zuweilen ein Strahl der Tugend/ wie in einem Schlacken ein Funcken guten Ertztes finde. Der Barde merckte nun allererst/ daß seine Rede für eine Scheltung des Frauenzimmers und für eine Verdammung der zu selbtem tragender Liebe aufgenommen würde/ daher brach er ein: Es

sind wenig Brunnen oder Kieselsteine/ welche nicht Gold in sich haben/und kein schönes Weib/ welches nicht mit dem Schatze ihrer Gaben einer reinen Seele durch ihre Beschauung und die Liebe den Weg bähne selbter zum Erkäntnüsse Gottes zu verhelffen. Aller Menschen insonderheit aber einer Frauen Antlitz wäre ein Spiegel GOttes. Denn weil das Angesichte ein Bild der Seele/ diese ein Ebenbild GOttes ist/ hat GOtt auch sonderlich jenem einen besonderen Strahl seiner Gottheit eingedrücket/ und wie in dem einzelen Menschen als eine kleine Welt die Vielheit aller seiner Geschöpfe; also dem Antlitze den gantzen Menschen mit allen Sinnen/ in die sich die Seele vertheilet/ eingedrückt/ also daß man dis nicht nur den kurtzen Begrief des Menschen/ sondern einen Strahl von der Klarheit GOttes nennen kan/ welcher ebenfals in seiner Einzelkeit die Vielheit aller Dinge beschleußt. Ja/ sagte Thußnelda/ aber wolte GOtt! daß alle Antlitzer die Krafft so gute Gedancken und Liebreitz zu erwecken; und alle Augen ein so unschuldiges Licht in sich hätten. Agrippine fiel seuffzende ein: Wolte vielmehr GOtt! daß GOtt in Menschen sein Ebenbild so/wie Phidias seines an den Schild der helffenbeinernen Minerva gefügt hätte/ welches ohne Zerdrümmerung des gantzen Kunststückes nicht abgesondert werden könte! Der Barde antwortete Agrippinen: Allerdings hat GOtt sein Bild so unabsonderlich in Menschen gedrückt. Denn so bald er GOtt fängt an unähnlich zu werden/ so bald hört er auf ein Mensch zu seyn. So ein grosses Wunder er von Anfang ist/ so ein heßliches Ungeheuer wird er nach seiner Verstellung. Er ist zuerst dis auf Erden/ was GOtt im Himmel/ nemlich ein Herr über alles. Ihm zu Liebe hat GOtt die Erdkugel auf die Achseln des Abgrundes gegründet/ umb selbte das Gewölbe des Himmels gezogen/ sein blaues Dach mit Sternen besäet/ die Fenster darin Sonn und Monde eröfnet/ den Morgen und Abend mit Purpur/ den Tag mit Golde/ die Nacht mit Silber ausgezieret/ und lässet durch eine annehmliche Abwechselung den gantzen Himmel an den zwey Angelsternen/ wie an zwey unbeweglichen Wirbeln herumb. Ihn zu Gefallen hat er die Erde mit den Mauern der Gebürge unterschieden/ mit Meer und Flüssen gewässert/ mit Blumen und Kräutern gepflastert/ mit unzehlbaren Thieren bevolcket/ damit der Mensch als das Bild dieses allmächtigen Werckmeisters oder vielmehr als der andere GOtt/ dem alle Geschöpfe dienen/ für dem alle Thiere sich fürchten/ dem die Natur zu Gebote stehet/ in der Mitte dieses grossen Schauplatzes nur desto mehr zu beherschen habe. Wenn er aber durch Verlierung seines Verstandes/ durch Mißbrauch seines Willens/ nemlich durch sündliche Schwachheiten sich GOtt unähnlich macht/ verwandelt er sich selbst in ein unvernünftiges Thier. Der Neid macht einen zum Hunde/ die Arglist zum Fuchse/ die Grausamkeit zum Löwen/ die Hoffart zum Pfauen/ die Geilheit zum Schweine. Agrippina fiel ein: Auf solche Art sind die Laster warhaffte Circen/ welche Ulyssens Gefärthen oder die grausamen Titanen/ welche die Götter selbst in Thiere verwandeln. Auf diese Art glaube ich dem Pythagoras/ daß die Seelen aus dem Menschen in Kühe/ Katzen/ Bäre/ Vögel und Schlangen wandern. Hieraus lerne ich sein Verbot verstehē; daß man GOttes Bild nicht an einem Finger-Ringe tragen solle/ umb solches nicht zu verunehren. Wolte nun GOtt/ daß wir sein Bild nicht an uns selbst/ die wir Siegel-Ringe Gottes sind/ durch den Koth unserer Sinnen besudelten/ oder gar vertilgeten! Der Barde fieng an: Welche schöne Merckmaale des göttlichen Ebenbilds sind solche Meinungen! Was für viel edlere Schönheiten der Seele sind unter den Schalen ihrer zierlichen Glieder beschlossen!

sen! der Barde kniete hiermit für Agrippinen nieder/ küssete ihr die Hände/ und wolte solche Liebkosung gar bis zu ihren Füssen erniedrigen. Aber Agrippine wolte solches keines weges verschmertzen/ hob diesen schneeweissen Greiß selbst auf/ und sagte: Solche Ehre stünde nur GOtt/ nicht Menschen zu? der Barde antwortete: Muß man nicht gegen die Bilder der Fürsten so grosse Ehrerbietigkeit bezeugen als gegen sie selbst? Eine solche Seele aber ist nicht ein schlechtes Bild/ sondern ein lebhaffter Spiegel GOttes/ welcher nicht nur seine Aehnligkeit/ sondern auch sein Thun nachbildet. Wolte GOtt! daß eitel solche Spiegel Gottes sich in diesem hellen Brunnen bespiegeln solten/ und dieses flüssende Glaß so wol ein Mittel sich selbst zu erkeñen als eine Artzney wider so viel Schwachheiten des Leibes wäre. Denn itzt gleich kamen sie an den so genennten Weinbrunnen/ welcher nahe bey der Müntzenbach unter einem Berge auf einer lustigen Wiese mit einem rauschenden Sieden entspringet. Er war mit einem steinernen Munde zierlich eingefaßt/ mit darumb gepflantzeten Weinstöcken und darunter vermischten Rosen-Sträuchen umbgeben/ also daß man unter diesem lebendigen Gewölbe für der Sonnen Hitze beschirmet war/ und die gleich reiffen Rosen bysamten die Lufft mit dem süssesten Geruche ein. Dieses Brunnes Adern sind überaus starck/ sein Wasser an Farbe den Berg-Cristallen/ die Kälte dem Schnee/ sein Geschmack säuerlichem Weine/ sein Geruch dem Berg-Kampfer und Agsteine gleich. Umb den steinernen Mund waren folgende Reimen eingegraben:

Nicht rühme Weinstock dich: daß Trauben nur und Reben
Weinbrunn und Quellen sind: hier quillet milder Wein/
Kein Wein-Gebürge bringt so grossen Vorrath ein/
Als dieser edle Brunn nur einen Tag kan geben.
Weil Berg-Saltz/ Vitriol/ Stahl/ Schwefel/ Berg-Agstein/
Alaun und ander Marck in diesem Wasser seyn/
Und ihr vermischter Geist verlängert uns das Leben.

Der Wein scheint selbst fast ihm den Vorzug zu enthengen/
Weil er sein Wasser ihm so glücklich läßt vermähln/
Ja es scheint ohne dis dem Weine was zu fehln/
Wodurch Geschmack und Heil sich ihm pflegt zu vermengen/
Sagt: ob ihr nun nicht hier dem Brunnen unrecht thut/
Wenn ihr hier Wasser sucht? denn hier quillt Wein/ nicht Fluth.

Agrippine war so begierig dieses Wasser zu schmecken/ daß sie ihr nicht Zeit nam diese Reimen auszulesen/ sondern sie schöpffte selbst mit einem Cristallenen Geschirre Wasser heraus/ und hätte es auf einmal ausgetruncken/ wenn sie nicht die Schärffe und das Kriebeln in der Nase sich zu mäßigen gezwungen hätte. Daher sie anfieng: Ich sehe wol/ daß dieses Quell auch darinnen dem Weine überlegen sey/ wenn sich jenes nicht mehr/ als die Natur das Maaß geschätzt hat/ trincken/ dieser hingegen sich durch Ubermaaß mißbrauchen läßt. Sie sätzte aber bald wieder an/ und sagte: Ich muß gestehen/ daß dieser Brunn mit gutem Rechte den Nahmen des Weinbrunnen führet; weil sein Geschmack warhaftig weinlich schmeckt/ hingegen man mich versichert hat/ daß die Weinbrunnen auf dem Eylande Naxos/ im Aquitanischen Gallien/ in Hispanien nur deßwegen so heissen/ weil sich ihr Wasser mit dem Weine so annehmlich vermischen läßt/ der Brunn Lyncestis aber/ weil er wie der Wein den Kopff ringlicht macht. Der Barde fiel ihr bey/ und sätzte zu/ daß da einig Sauerbrunnen mit dem Weine Verträgligkeit hätte/ wäre es gewiß dieser/ welcher eben so wol als der starcke Bruñ bey Lugdun dem Weine nichts an Geschmack benehme/ wenn schon das vierdte Theil dieses Wassers darein gegossen würde. Agrippine/ nach dem sie mit dem sämptlichen Frauen-Zimmer das dritte mal einen guten Zug gethan hatte/ sagte: dieser nicht weniger annehmliche als gesunde Bruñ giebt ein herrliches Zeugnis und Vorbild ab/ daß die Ströme der göttl. Wolthaten unerschöpflich/ insonderheit aber im Wasser am allerwunderwürdigsten/ und unergründlich sind. Deñ welcher Mensch weiß nur

alle Wunder-Brunnen zu erzehlen/ weniger die wahrhafften Ursachen zu ergründen; warumb in der Landschafft Hestiäobis alle aus dem Brunnen Ceron trinckende Schafe schwartz/ aus dem Brunnen Melas weiß/ aus beyden bund würden? Warumb im grossen Griechenlande die Bach Crathis wie Aliacmon in Macedonien dem Viehe eben eine weisse/ Sybaris und Axius eine schwartze Farbe zueigne? Warum der Fluß Erithris denen daraus trinckenden den gantzen Leib häricht/ der rothe Brunn in Mohren-Land unsinnig/ der Aphrodisische Fluß Pyrrha unfruchtbar mache? Warumb in Böotien ein Brunn ein gut Gedächtnüß/ der andere Vergeßligkeit/ in Cilicien die Bach Nun Scharffsinnigkeit/ in dem Eylande Cea ein Brunn Blödsinnigkeit/ bey Zama in Africa ein Quell eine helle Stimme verursache? Warum in Lusitanien eine auf einem Berge liegende See mit dem stürmenden Meere zugleich schäume und brause? Warumb ein in selbigem Lande befindlicher und nur eines Fusses tieffer Brunn Aeste und alle darein geworffene Sachen verschlinge? Warumb der Brunn Navor nicht weit vom Ursprunge des Flusses Anas ein befleischtes Glied eines Thieres in einer Stunde biß auf die Knochen verzehre? Warumb in einem andern Hispanischen Brunnen/ das Wasser oben süsse/ unten beissend sey? Warumb der Cieycische Brunn des Cupido die Liebe vertreibe? die Wasser in Trözene Schäden in Schenckeln/ ein Brunn bey Sustis die Zähne/ in Egypten unterschiedene Wasser dem Vieh Haare/ Hörner und den Huf/ die Wasser der Carner und Taurisker meist kröpsicht/ ausfallend/ und der Elitorische See Eckel für dem Weine machen. Der Barde fiel ein: Dieses Sees Wasser würde sich schwerlich mit unsern Wein-Brunnen vertragen/ weil beyder Würckungen einander schnurstracks zuwider sind. Dem andern aber ist ein Brunn in Deutschland gegen dem Meere gleich/ von welchem denen trinckenden in 2. Jahren ebenfalls die Zähne ausfallen. Jedoch hat sich Deutschland mehr von einer grossen Menge heilsamer/ warmen- und Sauer-Brunnen/ als so schädlicher Quelle zu rühmen. Wiewohl nun freylich niemand so genau in das geheime Buch der Natur sehen/ und mit seinem Verstande die Eingeweide der Erde durchkriechen kan; so muß die wenig sorgsame Unwissenheit doch nicht alle Eigenschafft einem verborgenen Einflusse zuschreiben. Wir wissen ja/ daß der Bauch der Erde mit allerhand Ertzte/ Steinen/ Saltze/ Kupferwasser/ Alaun/ Schwefel und dergleichen kräftigen Dingen angefüllt/ ja in der Natur nichts geringes zu finden sey/ was nicht eine Artzney-Krafft/ und mit einem gewissen Gliede eine Verwandschafft oder einen Zug habe; und daß Feuer und Wasser unter der Erde mit einander in verträulichster Eintracht leben/ damit jenes alles beseele und bewege/ dieses alles nähre. Wie nun so viel Flüsse/ welche in Ertzt-reichen Gebürgen entspringen/ viel Gold-Sand mit sich führen/ welche durch Saltz-Gebürge lauffen/ saltzig sind/ etliche das Eisen gantz mit Kupfer überziehen/ also haben auch Bäder und warme Brunnen einen solchen Zusatz/ welcher wie die durch Kunst aus Ertzt/ Alaun/ Kampfer/ Schwefel/ Spieß-Glas bereiteten Artzneyen in den menschlichen Leibern eine kräftige Würckung haben muß; zumal die Natur in Ausarbeitung der Dinge die rechte Meisterin/ Kunst aber nur eine Handlangerin ist. Wer nu die Kräfte dieser Dinge versiehet/ kan unschwer schlüssen/ daß alaunichte und stäblichte Wasser wegen ihrer trocknenden Zusammenziehung der Wunden/ kupfrichte den Augen/ salpetrichte und saltzichte wegen ihrer Reinigung/ wie sonderlich der Nil den unfruchtbaren und unsinnigen/ schweflichte den Gichtbrüchtigen dienen/ hingegen hartzichte thöricht/ kupferwäßrichte niesend/ und die Welle schwartz machen/ die steinichten und kalckichten

das

das Geblüte versteinem und die Eingeweide angreiffen/ Queck silbrichte Kröpfe zeugen. Wiewohl freylich die allernachdencklichsten gestehen müssen; daß sie nicht alle Mischungen der Natur und die nähesten Ursachen derer in Wässern steckenden Eigenschaften erforschen/ sondern sich allein durch die Hand der Erfahrung leiten lassen müssen. Agrippina brach ein: Von was rühret aber eigentlich in diesen Brunnen die sauere Schärffe her? Der Barde antwortete: Etliche schrieben sie dem Kupfer-Wasser/ andere diesem/ und dem Alaun/ nicht wenige dem Kupfer/ dem Eisen/ dem Berg-Saltze oder Schwefel zu. Alleine ob wohl die Sauer-Brunnen von diesen allen eine gewisse Krafft bekommen/ so ziehen doch die säuresten ihren Geschmack vom Kupfer-Wasser/ die gelinderen vom Alaun/ die wenig schärffern vom Kupfer/ und endlich vom Eisen. Die nach Weine schmeckendē Brunnen aber rinnen aus süssen/ sauern und scharffen Adern zusammen. Agrippine begegnete ihm: Ich begreiffe zwar wohl/ daß das die Gebürge durchdringende Wasser sich leichte mit denen Erd-Säften und aus Feuchtigkeit zusammen geronnenen Dingen/ wie Alaun/ Saltz/ Berg-Saltz/ Kupfer-Wasser/ Schwefel/ Hartzt und dergleichen sind/ nicht aber/ wie sie sich mit dem härtesten Ertzte aller Steine vermischen könne. Wenn Gold zwantzig und mehr Jahr im Wasser läge/ oder in Marmel stünde/ würde selbtem nichts abgehen. Der Barde sagte: Freylich ist die Vermischung des Ertztes schwerer als der Säfte/ aber doch nicht unmöglich. Denn schmecket nicht das in Bley und Zien lange stehende Wasser darnach? Greifft der Essig nicht das Kupfer scharff an? Frißt nicht die Feuchtigkeit durch den Rost gar das Eisen? Läst der im Wasser abgekühlte glühende oder gefeilte Stahl nicht viel von seiner Krafft darinnen? Zudem sind die Metallē in ihren Adern nicht so dichte und harte/ als wie die geschmeltzten; also daß sie nicht nur ihre Eigenschaften/ sondern auch gar ihren Talg den Quellen mittheilen können. Uber diß dampfet aus ihrer Mutter stets ein metallischer Geist/ welcher das durchdringende Wasser anmacht und ihnen mehr Krafft einathmet/ als der Metallen-Staub/ welcher sie auch trüber macht/ beysetzt/ alsō daß sie viel nachdencklicher und geschwinder würcken. Diese Geister siehet man in dem sehr klaren Wasser der starcken Sauer-Brunnen bey dessen Eingiessung empor steigen/ eben wie beym Weine. Und von ihnen rühret so wohl in diesem/ als einem an der Eger/ am Necker/ und bey Antoniach entspringenden Sauer-Brunnen das gewaltsame Gethöne des Quelles her. Agrippine war mit dieser Antwort vergnügt/ und sagte: Weil ich von so viel metallischē Brunnen in Deutschland höre/ müssen die Gebürge ja voll Ertztes seyn; warumb aber wird dessen so wenig gesucht? Der Barde antwortete: Ja es sind nur allein in Deutschland 50. warme Bäder und nicht viel weniger Sauerbrunnen bekandt; und ihr Schluß kan nicht fehlen. Denn wie die Rose/ die Zwiebel/ der Knoblech einen ihrem Wesen gleichen Safft an sich ziehen/ ohne welchen sonst Pflantzen und Gewächse gantz anderer Art/ als ihr Saamen seyn würde; und dahero nichts in einem Erdreich wachsen kan/ welches dergleichen Nahrung einem Saamen nicht zu geben hat; massen denn das in Libyen von sich selbst wachsende Silphium in Griechenland gar nicht zu pflantzen ist; also kan auch aus einem Ertzt mangelndem Bodeme kein Sauer-Brunn entspringen. Alleine die Deutschen haben zeithero wahrgenommen; daß das aus der Erde gegrabene Gold und Silber nur Anreitzungen zum Bösen sind/ und dadurch mehr Menschen als durch Stahl und Gifft getödtet worden. Diesemnach sie denn diese Metalle klüger und sicherer unter der Erde liessen als ausgrüben/ weil sie in ihrer Mutter heilsam/ ausser ihren Adern so gar ver-

verführisch wären. Agrippine und das andere Frauenzimmer schöpfte aus dieses Barde Gespräch grosses Vergnügen/namen aber für dißmal von ihm / nachdem sie sich mit dem Sauerbrunnen gesättiget hatte/Urlaub/und verkürtzte den Tag einander mit allerhand Kurtzweile. Der Graf von Hohenstein hatte weiter hinunter am Bach unter etlichen breiten Linden bey einem andern Sauer-Brunnen/ welcher wenn er über Nacht in steinernen Geschirren/in denen schweflichte Kellern stehet/ stärcker ist/ als wenn er erst aus dem Brunn geschöpfet wird/ die Taffel mit einem so reichen Vorrathe an Fischen und Wildprete bereitet/ daß Agrippina sich höchlich verwunderte. Die Fürstin Erdmuth aber entschuldigte den vermeynten Abgang/ weil die/ welche den Sauer-Brunnen zu ihrer Gesundheit trincken wolten/ mässig leben müsten / und weil zwischen dem bäurischen Feld-Leben und denen wollüstigen Höfen ein Unterscheid seyn müste/ zumal nicht so wohl die Köstligkeit als die Abwechselung das Saltz des Geschmackes wäre. Agrippine aber wuste den Uberfluß und die gute Anstalt nicht genung zu rühmen; verwendende / daß die Höfligkeiten einer dienstbegierigen Freundschafft so wenig recht erkennet/ als vollkommen-schöne Gesichter vom Pinsel der Mahler abgebildet werden könten. Daher hätte sie wohl Ursache auf ein Mittel vorzusinnen/ daß sie der Cattischen Fürstin nicht so viel Kosten und Ungelegenheit verursachte. Alleine die Annehmligkeit dieser Gesellschafft / der Deutschen welt-bekandte Gast-Freyheit/ entschuldigten immer die Unhöfligkeiten/ derer sie sich selbst schuldig erkennte. Ja aller ihrer holdselige Augen redeten ihr ein: daß der Uberfluß dieses Landes/ wie alles Reichthum/ keinen andern Gebrauch als die Wohlthätigkeit hätte; das übrige nichts als Wahn / ja die Tugend eines edlen Gemüthes wäre; daß man wider sie sündigte/ wenn man ihr nicht Gelegenheit gäbe uns zu stätten zu kommen. Gegen Abend dieses und folgender Tage fuhren sie wieder auf das Schloß des Grafens von Hohenstein. So offt sie nun des Morgens wieder zum Sauer-Brunnen kamen/ fand sich der alte Barde wieder ein/ und unterhielt das Frauenzimmer mit Gesprächen und seiner Weltweißheit; gleich als wenn es ein Verbrechen wäre so heilsamer Brunnen zu geniessen/ohne den Brunn alles Guten daraus erkennen zu lernen. Agrippine kam selbst auf des Barden Schluß/ und fragte: Weil gleichwohl die Vermischungen der unterirrdischen Dinge so schwer zu erkennen; viel Brunnen auch so schädlich und giftig wären/ schiene es nicht wenig zweifelhafft zu seyn / ob man die Sauer-Brunnen sicher trincken könte. Sintemal ja das Wasser den nüchternen Magen schwächte/ das Gehirne erkältete; im angefüllten aber die Verdäuung hinderte; im Ertzte viel Gifft und fressende Schärffe steckte/ ihr trocknendes Wesen gleichsam unverdäulich wäre / und die nährende Feuchtigkeit verzehrte. Uber diß wären sie so wohl als die innerste Erde dem Frost/ der Hitze/ Winden / Dünsten und Erdbeben unterworffen/ liessen gar offt durch Adern des Quecksilbers und Hütten-Rauchs/ also daß die/ welche gestern heiß und heilsam gewest/ heute kalt und ungesund seyn könten. Der Barde versetzte: Dieses Wasser müste so wohl als alle andere Artzneyen vorsichtig gebraucht werden. Er wolte nicht leugnen/ daß etliche Sauer-Brunnen gefährlich / und dahero keiner ohne lange Prüfung zu brauchen wäre. Zudem könten auch nicht alle/ sonderlich derer edle Eingeweide anbrüchig wären / sich einiger / weniger aller Sauer-Brunnen ohne Unterscheid gebrauchen. Wäre doch ein Kraut dem einen gesund/ dem andern schädlich. Die Erfahrung erhärtete/ daß ihrer viel/an welchen Aertzte nur ihre Schande erheilet / durch Sauer-Brunnen sich von

Verstopfungen der Eingeweide / der Nieren und Krieß-Adern von Miltz-Sucht/eingewurtzelten Febern/ von Gelb-Sucht und Entzündung der Leber sich glücklich befreyet hätten. Der Erfahrung als dem besten Lehrmeister/ welche erhärtete/ daß auch die besten Artzneyen in einem Leibe und Land-Striche nicht wie in dem andern würckten/ und dem Augenscheine wäre mehr zu glaubē/ als mit vielen scheinbaren Gründen verfochtenen Meynungen/ und wäre auch mit guten Gründen aus den Eigenschaften ihres Zusatzes zu behaupten / daß Sauer-Brunnen sicher/ geschwinde/ und ohne Schmertzen übrige Feuchtigkeiten austrockneten / das verstopfte eröffneten/ das angefüllte ausleereten/ das schwache stärckten / Fäulnüß hinderten. Dem blöden Magen könte man bey derselben frühem Gebrauche durch Stärckungen zu statten kommen. Das Ertzt hätte mehr Heilsamkeit als Gifft in sich/ und würde der Staub und Saffran des Stahles/ die Blumen und der Balsam des Schwefels / das Saltz und die Butter des Saturn / der Geist des Kupfer-Wassers/ des Berg-Saltzes/ ja gar das zugerichtete Spieß-Glas/ und die aus allen andern Metallen gezogene Kräffte nützlich gebraucht. Warumb solten die / mit derer Geistern die Natur die Sauer- und warmen Brunnen so künstlich angemacht hat / ohne Krafft oder schädlich seyn? Sie truckneten aber nur übrige Feuchtigkeiten/ wenn sie nicht übermässig gebraucht würden. Denn man müste aus Artzney keinen täglichen Trunck machen. Wegen dieser nöthigen Mässigung hätte die Natur zwar allen andern Sinnen zwey Werckzeuge/ nemlich dem Sehen zwey Augen/ dem Gehöre zwey Ohren/ dem Geruch zwey Nasen-Löcher/ aber dem Geschmack nur einen Mund und eine Zunge gegeben/ weil so wohl Schmecken als Reden nicht ohne Sparsamkeit geschehen solte. Zu dem wäre das trockene gesünder als das flüssige. In etlichen Kranckheiten / als scharffen Febern/ im Durchbruche und trockenen Naturen wären sie freylich schädlich/ wie der so heilsame Theriack und der Wein den Alten/ Milch den Kindern / der Essig den Weibern. Die Lufft und die Erd-Gewächse wären wie diese Wässer veränderlich / deßwegen aber wäre ihr Gebrauch nicht zu verwerffen. Das Alterthum und fast aller Völcker Ubereinstimmung redeten diesen heiligen Wassern das Wort. Die Magnesier/ die Lesbier/ Araber und Mitilener hätten sich dieser/ insonderheit die letzten in der Wasser-Sucht nützlich gebraucht. Agrippine versetzte: Warumb er denn sie heilige Wasser nennte? Der Barde antwortete: Weil Griechē und alle Völcker den Schwefel/ welcher das Oel und die Fettigkeit der Erde/ der Vater alles Ertztes wäre/ für heilig hieltē/ und ihn deswegen zum opfern brauchten/ die Artzney-Wasser aber schwerlich ohne Schwefel seyn könten. Daher würde auch der schweflichte Blitz/ ungeachtet er den Wein vergiftete/ und viel Gutes verterbete / für heilig ausgeruffen. Am meisten aber verdienten diese Brunnen diesen Nahmen/ weil sie heilsame Wunder-Geschencke des hochheiligen Gottes/ und daher die Hermopylischen Bäder dem Hercules/ die zu Abbula der Gesundheits-Göttin / die Avernischen dem Pluto / die Cumanische See Sibyllen/ die Calderianischen Wässer der Juno/ ein Brunn in Libyen dem Ammon/ das Elusinische Bad dem Esculapius/ in Latium der Nymphe Juturna/ ein Brunn der Tloglodyten der Sonne / die Schwefel-Wasser dem Mephitio / alle Brunnen den Nymphen/ das Meer dem Neptun gewiedmet worden wären. Die Deutschen aber weyheten alle Gesund-Brunnen dem Ursprunge aller Brunnen / nemlich dem einigen und unsterblichen Gotte zu. Alle fromme Seelen könten ohne einige heilige Regung sie weder beschauen noch geniessen. Denn Gott hätte allen Geschöpfen eine innerliche Neigung ihren Schöpfer zu loben eingepflantzt. Wenn die Seele

nun nur nicht in einer so schlimmen Herberge/ als der wollüstige Leib wäre/ wohnte/ würde sie niemanden als diesen ersten Ursprung anbeten. Weil aber der Leib von einem so schlechten Teige gemacht wäre/ besudelte sich in ihm die Seele/ wie das kläreste Wasser in einem sumpfichten Bodeme/ und machte ihr zu einem Abgotte/ was ihr Wollust und Thorheit scheinbares für Augen stellte. Agrippine fiel ein: Dieser ist freylich das rechte Quell dieses und alles Guten. Aber/ sagte sie/ was ist diesem Brunnen für eine besondere Eigenschafft eingeflösset? Der Barde antwortete: Diese uhralte Reymen beschreiben uns sein Wesen deutlich genug/ und man hat von geraumer Zeit diese Prüfung: daß er den Schwindel/ kalten und hitzigen Flüssen des Haupts/ übelem Gehöre/ der hinfallenden Sucht/ der Schlafsucht/ Leber-Schwachheit/ Wasser Gelbe-Sucht/ und Engbrüstigkeit abhelffe/ der Lunge diene/ den Magë stärcke/ den Miltz befreye/ die Nieren reinige. Agrippine sagte hierauf: Wenn so viel Tugend in diesem Wasser vereinbaret sind/ kan man diesen engen Brunn mit Wahrheit ein grosses Wunderwerk heissen. In alle Wege/ versetzte der Barde. Deñ der Werth göttlicher Geschöpfe bestehet nicht in ihrer Grösse. Ein Diamant ist schätzbarer als eine grosse Klippe; ein Lydischer Prüfungs-Stein/ oder nur ein Stein von einer Kröte oder Spinne hat mehr Tugend in sich/ als manch gantzes Gebürge. Ja ein einiger Mensch begriesse in sich so viel Wunder/ als das grosse Geschöpfe der gantzen Welt. Nur ist es Schade/ daß da er ein kurtzer Begrieff alles Wesens ist/ seine Einbildung sich mit so viel Eitelkeit aufzublähen bearbeitet. Agrippine schöpfte so grosses Vergnügen aus dem Gespräche mit diesem Barden/ daß sie fast ohn ihn nicht seyn konte/ und wenn sie ihrer andern Unterhaltung überdrüssig war/ sie mit ihm die Zeit verkürtzte/ und sich von denen Eigenschaften der andern sieben sich alldar befindlichen Brunnen unterrichten ließ. Als auch Agrippine das zwey Meilweges davon gelegene warme Bad Wißbaden/ welches eines unter den drey wärmsten Deutschlandes ist/ in Begleitung des sämtlichen Frauenzimmers zu besuchen schlüssig ward/ muste dieser Barde stets an ihrer Seite seyn/ gleich als wenn ihm von der Natur die Schlüssel zu der unterirrdischen Welt anvertraut wären/ oder als wenn die Süssigkeit/ welche sie aus den kurtzweiligen Spielen und anderm Zeit-Vertreibe des annehmlichen Frauenzimmers genoß/ ohne den etwas herben Bey-Satz der Weltweißheit/ keinen annehmlichen Geschmack hätte.

Als sie von Wißbaden zurück kommen/ fanden sie bey dem Schwalbachischen Brunnen den Hertzog Jubil/ Rhemetalces und Siegemund mit einer grossen Anzahl Cheruskischer und Cattischer Ritter/ welche unter dem Scheine Agrippinen und das mit sich habende Römische Frauenzimmer zu bedienen auf den Rhein und die Festung Meyntz ein wachsames Auge haben solten. Beydes beobachteten diese Fürsten/ indem sie öffters unter dem Scheine der Jagt sich an dem Rhein-Streme finden liessen/ dem Frauenzimmer mit allerhand Ritter-Spielen die Zeit kürtzten/ und so wohl Hertzog Jubil von der Fürstin Catta/ als Rhemetalces von Zirolanen alle Vergnügungen einer tugendhafften Liebe genassen. Drey Tage hernach fand sich auch Ariovist der Alemanner Hertzog beym Sauer-Brunnen ein/ welcher wenige Tage vorher vom Hertzoge Arpus durch den Grafen von Zollern Erlaubnüß dahin zu kommen und seiner Gesundheit zu pflegen hatte bitten lassen. Diesem hatte Hertzog Arpus in der Eil die Grafen von Seyns und Isenburg biß an den Meyn entgegen geschickt/ umb ihn aufs höflichste zu bewillkommen und zu bedienen. Sintemal dieses einer der mächtigsten Fürsten Deutschlandes war/ Arpus aber nicht glauben konte/ daß/ weil in den Alemannischen Landen sich eine so grosse Menge der köstlichen Sauer-Brunnen befand/ Ariovist des Schwalbachischen Brunnes

nes halber dahin kommen solte. Dieser Fürst war des mit dem Käyser Julius schlagenden Ariovistens nechster Bluts-Verwandter/ nemlich seines Brudern Henrichs Enckel. Weil nun Ariovistens Tochter Vocione sich zum theil aus Verdruß/ daß die Stände sie nicht einen nach ihrem Gefallen/ sondern nur einen aus Ariovistens Geschlechte heyrathen lassen wolten/ meist aber/ weil sie mit einer beschwerlichen Kranckheit befallen ward/ in ein Heiligthum eingesperrt hatte/ ward dieser junge Ariovist mit Vocionens und der Stände gutem Willen ein Erbe aller zwischen dem Brigantinischen See/ dem Rheine und Mäyne gelegenen Länder. Sintemal König Marbod nach erobertem Reiche der Bojen ein grosses Theil der Marckmännischen Länder Vocionen wieder abgetreten hatte. Alleine Ariovistens Länder waren auff zweyen Seiten von der Römer/ auf der dritten von Marbods Macht gantz umbschrencket. Insonderheit hatte Drusus die Stadt Cisara am Lech nach überwundenen Vindelichern/ Tiberius aber Bregnatz an dem See/ welchen der Rhein durchfleust/ und der Bürgermeister Lucius Munatius Plancus der Rauracher Haupt-Stadt am Rhein/ ferner den Brisacher Berg/ Drusus drey Städte der Tribozer/ zwischen dem Rheine und der Breusche/ wie auch der Mater-Strome Drusenheim/ und an der Sorre Toberna/ bey den Nemetern Käyser Julius Germersheim/ Drusus die Stadt Noviomagum/ bey den Vangionen Barmetomagus und Bonconia theils aufs neue gebaut/ oder mit Römischen Bürgern bevolcket/ mit Kriegs-Volck besetzt/ etliche auch nach dem Käyser Augustus genennet. Deregestalt lagen Ariovistens Länder gleichsam an Römischen Fässeln; und auf der Morgen-Seite war der schlechte Fluß Radenitz gegen den Marbod eine schwache Gräntze. Diesemnach denn die Alemannischen Fürsten stets auf zweyen/ oder wegen der an dem Mäyne angräntzten Catten und Hermundurer auf drey Achseln tragen musten. Weil aber gleichwohl so wohl der Feldherr als Hertzog Arpus mit Ariovisten als einem so vornehmen und mächtigen Fürsten gutes Verständnüß aufzurichten für nöthig hielten/ ward dem Hertzog Catumer die Beobachtung des Rheines gegen die Sicambrer und der neue Festungs-Bau anvertraut. Dieser tapfere Fürst übernam diese Verrichtung mit der grösten Wachsamkeit; und damit er hieran so viel weniger verhindert würde/ schickte er seine Gemahlin Adelmunde auch nach Hohenstein/ umb zu bezeugen: daß die Deutschen auch dem eivrigen Anfange ihrer Liebe abzubrechen wüsten/ und sie nicht/ wie der grosse Antiochus in der Wanne der Wollust das gemeine Heil zu ersäuffen pflegten/ welcher von der erheyratheten Tochter des Cleoptolomus nicht aus ihrem Bette und Armen zu bringen war/ darüber aber schimpflich besieget ward. Der Feldherr und Arpus aber verfügten sich unter dem Scheine sich des warmen Bades zu bedienẽ/ nach Wißbaden/ von dar sie fast alle Stunden mit Ariovisten/ welchem das Schloß Epstein eingeräumet war/ sich ersehen konten. Beyde Hertzoge kamen das erste mal beym Sauerbrunnen mit Ariovisten zusammen/ umb alle Schwerigkeiten/ welche sich bey Empfängnissen grosser Fürsten zu ereignen pflegen/ zu verhüten. Alle Fürstliche Personen küsten einander bey der Bewillkommung auf den Mund/ nicht so wohl/ weil diese Grüssungs-Art unter dem diß zu thun gewohneten Käyser August aufkommen/ als weil es eine alte Gewohnheit der aufrichtigen Deutschen war. Die anwesenden Ritter aber küsten ihm alle auswerts die Hand/ und die Bürger breiteten ihm gar die Kleider unter/ alles Volck der Catten aber war befehlicht/ wo er durchzohe/ eben so wohl als wie dem Feldherrn zu geschehen pflegete/ die rechten Hände zum Zeichen eines ankommenden Freundes aufzuheben. Hertzog Arpus gab ihm allzeit die Ober-Stelle/ also daß er mit zweyen gehende ihn allezeit in die Mitte nam/ alleine aber ihm allezeit die Seite deckte.

Sintemal eben so wohl bey den Deutschen/ als Persen und Römern die rechte für die Oberhand gehalten wird; vielleicht/ weil diese die stärckste und zu allen die geschickste/ ja auch andere Glieder des Menschen auf der rechten Seite mehr Wärmbde an sich ziehen. Denn ob zwar die Allemänner nach etlicher Asiatischen Völcker Gewonheit die lincke Seite für die ehrlichste hielten/ weil sie nemlich an dieser den Degen tragen/ auch wider aller andere Thiere Art des einigen Menschen Hertze sich gegen der lincken Seiten abwendet; So hielt doch Hertzog Arpus dafür/ daß Ariovist in dem Cattischen Gebiete nach der Landes-Gewonheit verehret werden müste; damit aber diese Höfligkeit nicht zum Nachtheile des Cattischen Hauses/ welches sonst keinem als dem Cheruskischen wich/ ausgedeutet werden möchte/ enträumte Arpus auch allen andern deutschen Fürsten als Wirth in seinem Gebiete den Vorgang. Er stellte bald an einem bald am andern Orte Jagten/ Ritterspiele und andere Kurtzweilen an/ worbey Ariovist nicht weniger seine Höfligkeit als Stärcke und Geschickligkeit sehen ließ. Sein Adel bestand auch insgesamt aus jungen wol gewachsenen Leuten/ gleich als wenn sie aus allen Nordländern zusammen gelesen wären. Denn keiner unter ihnen hatte andere als weißlockichte Haare. Ihr Aufzug war kostbar/ und über die gemeine Art der Deutschen prächtig/ daher er sich bey allen Aufzügen wol sehen ließ. Die Anwesenheit so vieler vollkommenen Fürsten/ und der Ausbund des deutschen und Römischen Frauen-Zimmers/ welches Agrippine mit sich gebracht hatte/ munterte sein ohn dis reges Gemüthe noch mehr auf/ also daß er es für einen Abbruch seiner Ehre hielt/ wenn er nicht alle Tage entweder in einem Rennen/ Gefechte/ Tantze/ oder durch ein sinnreiches Gespräche einen neuen Ruhm einerndtete/ daß er ein Fürst ohne Furcht und ohne Tadel/ sein Leib von so grosser Geschickligkeit als sein Geist voller Verstandes wäre. Damit er nun den letzteren sehen zu lassen desto mehr Gelegenheit hätte/ ließ er sehr oft den weisen Barden/ und den Dionysius Periogetes zu sich kommen/ umb durch dieser weisen Leute Unterredungen die Zeit zu kürtzen. Dieser Dionysius war aus Susiana von Alexandria einer am rothen Meere zwischen dem Tiger und Euläus gelegenen Stadt bürtig/ und beym Käyser August in grossem Ansehn; Maßen er auch auf sein Begehren die Morgen-Länder durchreiset und beschrieben hat. Hernach ward er ein steter Gefärthe des Germanicus/ welcher bey Angürtung des Degens niemals die Weißheit von sich legte. Weil nun so wol der Barde als Ariovist den Dionysius fertig Griechisch ansprach/ fragte er: ob er in Griechenland gewest wäre? der Barde antwortete lächelnde: Solte man in Deutschland nicht so wol als zu Rom Griechisch lernen können? Dionysius antwortete: Pflegen doch die Römer fast alle selbst nach Athen zu reisen umb diese gelehrte Sprache der Welt und der Griechen Weißheit zu lernen. Der Barde versätzte: wir glauben/ daß der Griechen Weißheit mit vielen Aberglauben und andern Irrthümern verunreiniget/ der Deutschen aber nicht weniger älter als reiner sey. Dionysius fragte: von wem die Deutschen denn ihre Weißheit bekommen hätten? der Barde antwortete: vom Uhr-Ahn-Herrn aller Deutschen dem Fürsten Tuiscon. Denn dieser war des Ascenas Sohn/ welcher in Phrygien seine Ascanier beherrschte; als aber der Aßyrische König Belus in Asien mit Unterdruckung vieler andern Völcker das Aßyrische Reich stifftete und seines Sohnes Ninus Gemahlin Zoroastern der Bactrianer König/ mit welchem Ascenas vertrauliche Freundschafft pflegete/ und von ihm seine in zwey tausend mal tausend Reimen verfaßte Wahrsagungen bekam/ überwand/ sätzte dieser aus Asien in Europa/ und sein Sohn Tuiscon kam vollends in Deutschland/ und mit ihm die Weißheit/ worvon Zoroaster so berühmt war/ und welche schon Belus durch sein gantzes Reich

in un-

in unterschiedenen Schulen lehren/ solche auch in einer heiligen Bilder-Schrifft/ von welchen Democritus ein gantzes Buch geschrieben/ in Stein eingraben ließ/ von denen man etliche noch in Deutschland zeiget. Uber dis pflegten die weisen Chaldeer/ eben wie wir Barden/ die Geschichte tapfferer Fürsten und Helden zu singen; dieses bestand eigenclich in Erkäntnüs und in Verehrung des einigen Gottes/ in der Sitten-Lehre/ der Rachen- und Sternseher-Kunst; zu welchem Ende in Babylon ein in die mitlere Lufft reichender Thurn gebauet ward/ daß die auffsteigenden Dünste nicht das Gesichte an steter Betrachtung des Sternen-lauffes hinderte. Maßen denn daselbst schon zur Zeit des Belus der Lauff von siebenzehen hundert Jahren und also von Erschaffung der Welt her aufgezeichnet war. Hernach haben die Griechen sich zwar auch mit der Chaldeer Weißheit durch die Hand der Phönicier und Egyptier betheilet/ und hat der Syrer Pherecydes ihnen zum ersten von Unsterbligkeit der Seele/ von Ursachen der Finsternüsse was gesagt/ Thales und Pythagoras hat sie vom Pherecydes und vom Priester Sonchedi/ Plato vom Sechnuphi/ Eudoxus vom Conuphi/ dieser vom Hermes/ oder aus seinen beschriebenen Seulen/ Hermes aus den Schrifften Moses/ welcher zum ersten die Bilder in eine Schrifft von deutlichen Buchstaben verwandelt; und sie die Juden und Phönicier gelehret/ begriffen. Wiewol auch Pythagoras der erste gewest/ welcher den Morgen- und Abend-Stern für einerley Sterne erkennet/ zur Zeit des Plato am ersten zu Athen die Rechnungs- und Feldmesser-Kunst gelehret worden/ Esculapius nichts mehr als Zähne auszubrechen/ und den Unterleib zu reinigen gewüst/ bis Hippocrates die Artzney-Kunst auf festen Fuß bracht/ für dem Draco und Solon/ Athen/ für dem Lycurgus/ Sparta nichts von Gesetzen gewüst/ Thales zum ersten den Griechen den gestirnten Bär gewiesen/ von den Sonn- und Mond-Finsternüssen was gesaget/ wiewol sie doch in einer grossen Finsternüs der Unwissenheit blieben/ also daß so wol ihre als der Römer Heere darüber erstauneten/ nach derselben Begebung in drey Tagen nichts thäten/ solche aber natürlichen Ursachen zuzuschreiben für ein sterbens-würdiges Laster hielten/ und deßwegen Anaxagoras schwerlich vom Perycles vom Gefängnüsse und Tode errettet ward. Nichts weniger wissen die Griechē von der vor dem Theseus und Darius gewesenen Zeiten nichts als Träume und Gedichte zu erzählen. Hiervon sind auch des Römers Varro ersten Bücher angefüllet/ allwo man langsam genung zu schreiben angefangen, Atticus hat nur von sieben hundert Jahren zurück etwas zu schreiben. Und Diodorus aus Sicilien weiter nicht als auf den Inachus zu kommen gewüst. Alleine sie haben allererst die Hefen davon bekommen/ nach dem sie die Egyptier schon getrübet hatten. Und ob zwar zur Zeit des grossen Alexanders der Priester Berosus sich von Babylon nach dem Eylande Coo verfügte/ und die Weißheit mit so grossem Ruhme lehrte; daß Athen sein Bild aus Ertzt mit einer güldenen Zunge auffsetzte/ ob auch wol Callisthenes zu Babylon alle Schrifften der Weisen aufgesucht/ und selbte mit einer Geschicht-Beschreibung von neunzehen hundert drey Jahren dem Aristoteles zugeschickt/ woraus er den Safft gezogen/ und unter seinem Nahmen heraus gegeben/ hatte doch die Heucheley auch schon unzählich viel Menschen vergöttert/ die Anbetung des Feuers eingeführt/ und die Stern-Kunst in eine eitele Wahrsagung verwandelt; also daß sie mit dieser Weißheit mehr Schlacke als Gold bekommen/ so gar/ daß die Juden nach des grossen Alexanders Zeit den verfluchten/ welcher seinen Sohn der Griechen Weißheit lernen ließ. Daher/ als gleich Socrates/ welcher für den Brunn der Weißheit in Griechen-Land gehalten ward/ solche von der Vielheit

der Götter auskautern wolte/ muste er seine Frömmigkeit wieder mit einem Glase Gifft verschlingen. Nicht besser gieng es zu Rom her/ allwo Numa zwar vom Pythagoras seine Weißheit schöpfte/ und durch sein Verbot zuwege brachte/ daß hundert und siebenzig Jahr in Rom keines Gottes Bild gemahlet/ geetzet oder gestochen ward/ weil Gottes Wesen unbegreiflich ist. Alleine nunmehr hat es in dieser Stadt mehr todte Götter als lebende Menschen. Dahingegen ist vom Tuiscon an/ die Weißheit bey den Deutschen/ sonderlich was die Verehrung des einigen Gottes und die Sitten-Lehre betrifft/ viel reiner als in ihrem Brunn nemlich in Asien verblieben. Und wir haben durch unsere Lieder das Gedächtnüs unserer wolverdienten Vorfahren besser als die Chaldeer/ welche nach dem Sardanapal nicht einst den Nahmen ihrer Könige wüsten/ als die Phönicier mit ihren Seulen/ die Egyptier mit ihren Bilder-Thürmen/ die Griechen mit ihren Schrifften; unsere Tugend reiner durch gute Sitten als die Juden/ Griechen und Römer durch ihre strenge Gesätze erhalten. Dionysius kunte sich über diesem Barden nicht sattsam verwundern; und muste er bekennen/ daß er von der Chaldeer Weißheit so viel als er selbst/ der er ein gebohrner Chaldeer wäre/ und mehr als alle Griechen wüste. Er warf ihm aber ein: Weil die Deutschen gleichwol zum Schreiben eitel Griechische Buchstaben brauchten/ viel Wörter in beyden Sprachen mit einander überein kommen solten; auch er an ihm und dem deutschen Fürsten wahrnehme/ daß die Griechische Sprache bey den Deutschen gemeiner und in grösserem Ansehen wäre als die Lateinische/ hätte es fast das Ansehen/ daß die Weltweißheit/ welche in Griechenland und Italien nicht über tausend Jahr alt wäre/ in dem von ihrem Ursprunge noch viel weiter entfernten Deutschlande/ welches niemals keine eigene Schrifft gehabt/ ohne welche doch selbte schwer zu lernen und fortzupflantzen wäre/ keine so greise Einwohnerin seyn könte/ sondern mit den Griechischen Buchstaben allererst dahin gewandert seyn müste. Der Barde begegnete ihm: Es hätte dieses wol einen Schein/ aber es verhielte sich doch viel anders. Denn sonder Zweifel hätte die Welt/ welche sechzehen hundert und fünf und funfzig Jahr für der unter dem Ogyges gestanden/ nicht der Weißheit gar ermangelt; weil die Menschen der erstern Welt als in dem Frühlinge der Zeit die lebhafftesten müssen gewest seyn/ von dem erstern ihnen eingegossenen Lichte das beste überkommen gehabt haben müssen/ und weil GOtt dem Menschen eine so grosse Begierde die Warheit zu wissen eingepflantzt hätte/ welche Wissenschafft der Seele süsseste Speise ja ihre Vollkommenheit wäre/ durch welche der Mensch mit seinem Ursprunge nemlich Gott der selbstständigen Warheit sich vereinbarte. Gleichwol aber hätte man keine glaubhafte Nachricht; daß die damaligen Weisen einige Schrifft oder Buchstaben gehabt hätten. Denn das Buch Enochs/ welches in Mohrenland noch zu finden seyn solte/ wäre einem Gedichte gar zu ähnlich. Nach dem Ogyges auch mit seinen Söhnen und Töchtern auf dem Gebürge Ararat aus dem ersten Schiffe ausgestiegen und von der Uberschwemmung der Erde übrig blieben wären/ hätte kein Mensch außer der Bilderschrifft/ welche die Gestalten allerhand Thiere vorstellete/ acht hundert Jahr von einigen Buchstaben nichts gewust/ bis sie GOtt dem Moses/ Moses den Juden/ die Juden den Phöniciern mitgetheilet; gleichwol aber wäre die Weltweißheit niemals aus dem Gehirne der Menschen vertilget/ sondern auch nach erfundenen Buchstaben von den Egyptiern und Seerern in einer geheimen Bilder Schrifft sorgfältig erhalten worden. Denn ob zwar die Egyptier zu Heliopolis in Egypten/ Thebe/ und in dem Grabmaale des Simandes viel Bücher hatten/ dorffte doch niemand als die Priester derselben Geheimnüsse

heimnüsse lesen / was aber allem Volck ihrer Wolfahrt halber zu wissen nöthig war/schrieben sie mit gemeinen Buchstaben an steinerne Seulen an/ wie nun die von Juden verjagte Phönicier die Weißheit in Africa/der wegen Hungers-Noth aus Canaan in Egypten entweichende Abraham sie daselbst hin; Sesostres und Osiris aber von dar in viel Länder der Welt gebracht/ daselbst in Tingitana Seulen mit gelehrten Uberschrifften aufgerichtet; und den in der Sternen-Kunst erfahrnen Atlas sehr hoch geachtet hätten; also wären vom Cadmus lange Zeit für dem Homerus aus Phönicien ihre Buchstaben in Griechenland gebracht worden/ welche man noch lange Zeit hernach in des Ismenischen Apollo zu Thebe Drey-Füssen/und bey Erwehlung des Agamemnon zum Heerführer wider Troja gefunden hätte/ so denen Janischen ziemlich gleich gewest wären. Aus Griechenland hätte der aus dem Peloponnesus vertriebene Evander die nach und nach veränderte Buchstaben in Italien gebracht/die zum Reisen geneigte Deutschen aber sie selbst aus Griechenland geholet. Welche nunmehr sich sonder Zweifel vollends in alle Ende der Welt ausbreiten würden/ nach dem die Deutschen aus alter Leinwand ein so bequämes und wolfeiles Papier zum Schreiben zu machen erfunden hätten. Denn die Schrifften in Ertzt und Stein wäre zu langsam / zu kostbar und unbeweglich; die Baumrinde gar zu grob/ die Blätter zu unbeständig/ das Egyptische Papier zu seltzam/ die Häute der Thiere zu theuer/ die Bley- und Wachs-Taffeln zu ungeschickt. Wie nun aber Moses die ersten Hebreischen Buchstaben fürgeschrieben/Abraham die Syrischen und Chaldäischen/ die Phönicier die Griechischen/Nicostrata die Lateinischen/ Isis die Egyptischen erfunden/ also würden die Deutschen auch mit der Zeit aus den Griechischen ihre eigene machen. Wenn aber auch nicht Tuiscon der Deutschen Lehrmeister wäre/ würde es für den Griechen/ ehe Sesostres oder Osiris Thules seyn müssen/ welcher bis in Deutschland zu den Brunnen der Donau gedrungen wäre / ja gar das Eyland Thule nach seinem Nahmen genennet/ und in allen Landen Seulen mit weissen Schriften hinterlassen hätte. Daß aber die Griechische Sprache und Schrifft nicht weniger in Deutschland als sonst in der Welt so gemein worden wäre/ dörffte keines Wunderns; nach dem die Griechische Sprache nunmehr so vielen Völckern gemein und die Dolmetscherin aller anderen Sprachen worden wäre. Sintemals sie König Psammetichus in Egypten/ Anacharsis bey den Scythen/ die Maßilier in Gallien/ Evander in Italien eingeführt/ der Priester Jason zu Jerusalem eine Griechische Schule gestifftet/ zu Tharsus in Cilicien eine bessere wäre als zu Athen und Alexandrien/ die Carthaginenser/ die Britannier/ die Iberer/ die Syrer selbte ins gemein redeten/ und so wol die nackten Lehrer in Indien als die Priester in Deutschland solche für ihre heilige Sprache brauchten; ja zwischen Meßina und Italien die Fische die Griechische Sprache verstehen solten. Ungeachtet nun dieser Gemeinschafft der Sprachen/ erhärtete doch die grosse Widerwärtigkeit der Deutschen Weißheit mit der Griechischen/ daß jene von dieser den Ursprung keines weges habe. Sintemal die Deutschen nur einen/die Griechen unzehlbar viel Götter anbeten/diese die Götter zu bilden/für heilig; jene für Greuel/ die Griechen die Welt für ewig/ die Deutschen selbte kaum vier tausend Jahr alt zu seyn halten/jene viel/diese keinen Tempel bauen/ vieler andern Gegensätze zu geschweigē. Insonderheit aber wäre die Weltweißheit selbst bey Griechen und Deutschen in einem gantz ungleichen Ansehen; denn jene hielten sie für Bley/ jedermann aus dem geringsten Pöfel möchte bey ihnen lehren und lernen/ und lehrten sie den geringsten Pöfel/ daher auch Socrates/ Euripedes/Demosthenes und andere Weisen geringer

ger Leute Kinder gewest wären/ die Deutschen aber schätzten sie für Gold/ und dahero würde nur der Adel und Fürsten in die Schule der Barden aufgenommen/ und niemand als die Priester dörffte sich bey den Deutschen wie bey den Armeniern und Scythen unterfangen sie zu lehren. Diesemnach sie denn für dem gemeinen Volcke nach Anleitung der Natur/ welche Gold und Edelgesteine in die Eingeweide der Erde/ die Perlen in der Tieffe des Meeres verbirgt/ ihre Lehren eben so wol unter tiefsinnige Sprüche und Rätzel/ als die Egyptier unter ihre gebildeten Thiere/ Pythagoras und Plato hinter ihre Zahlen versteckten/ insgemein aber spotteten die Griechen/ wie auch die Römer mehrmahls der Weltweisen als alberen Jäcken/ die Deutschen aber verehrten sie wie die Egyptier als heilige/ und bestellten durch sie wie die Persen die Herrschafft der Länder. Niemand könte in Deutschland wie bey den Seren und Priestern ein Reichs-Rath und Richter seyn/ wer nicht ein Weltweiser wäre. Dionysius/ Ariovist und die dazu gekommene Agrippine hörete diesem Barden mit höchster Lust zu/ der erste fragte auch: weil die Barden ihre Weißheit nicht so hoch und so geheime hielten/ würde ihm eine Gnade geschehen/ wenn er einmal in eine solche Schule kommen könte. Der Barde antwortete: Ihre Schule könte für ihnen nicht verschlossen seyn/ weil sie allen Edlen offen stünde. Und ob sie gleich dem Pöfel diese Kleinodte nicht fürwürffen; bezeichneten sie doch ihre Heiligthümer nicht wie die Egyptier ihre Tempel mit Sphynxen/ weniger zwängen sie ihren Lehrlingen wie Pythagoras und Hippocrates Eyde ab ihre Lehren niemanden zu offenbahren. Agrippine fragte: Wie weit denn eine ihrer Schulen von dar entfernet wäre? Weil nun der Barde berichtete: daß eine der fürnehmsten nur eine Meile davon gelegen/ machten sie den Schluß/ daß sie sämptlich folgenden Morgen sich mit dem Barden dahin begeben wolten. Die Hertzogin Thußnelde/ Erdmuth/ Zirolane und alle andere Grossen leisteten ihnen Gesellschafft/ ohne die/ welche selbigen Tag mit dem Feldherrn nach Bingen/ und zum Altare des Bacchus reiseten/ umb daselbst alles in gute Verfassung zu stellen/ weil ihnen die Römer je länger je mehr verdächtig wurden; sie auch insgeheim von vertrauter Hand aus Rom gewarnget wurden; daß Adgandester alle Kräffte ausspannete/ den Käyser zu einem neuen Kriege wider die Catten und Cherusker zu verhetzen. Damit es auch den Römern an scheinbarem Vorwandte nicht mangelte/ hätte Adgandester dem Tiberius allerhand Nachrichten zugestellt/ was für Landschafften für Alters schon zu dem von Triern erbauten Meyntz gehöret hätten/ ehe selbtes vom Käyser Julius und Drusus zur Festung gemacht worden wäre; denn diese konten unbeschwert des Friedens/ die Römer als alte Zugehörungen der ihnen im Frieden-Schlusse mit allen Rechten überlassener Oerter mit gutem Rechte fordern/ und auf den vermutheten Verweigerungs-Fall mit den Waffen suchen. Unterdessen führte der Barde die andere hochansehnliche Gesellschafft in das Taunische Gebürge/ da sie anfangs die vom Drusus gebaute/ von Deutschen aber zerstörte Festung besahen/ hernach aber in einem Thale einen von den Barden wol angelegten Garten antraffen. Uber dem Eingange stand in einen Stein gegraben:

Der Mensch ist GOttes Bild. Doch ist dis Bild versteckt
Wie ein geschnitztes Werck in rauhen Marmelstein.
Es schleußt so Satyren als Phrynen in sich ein/
Wenn aber Phidias daran die Hände strecket/
Wird der geheime Schmuck uns allererst entdecket.
Die Diamante selbst/ die nicht geschliffen seyn/
Die Kiesel ohne Stahl sind ohne Glut und Schein/
Die Bäre schler kein Thier/ bis sie die Mutter lecket.

So bleibt der Mensch ein Klotz/ ein unvernünfftig Thier/
Bis ihn die Weißheit schleifft/ zu Gottes Bilde schnitzet/
Ja ohne sie ist nichts/ das in der Welt was nützet/
Drum ziehet diesen Schatz so Gold als Perlen für.
Sie macht/ daß ihr euch könt reich/ schön und edel nennen/
Und durch ihr Auge muß man sich und GOtt erkennen.

Alle

Alle Barden mit sampt ihren Lehrlingen/ darunter unterschiedener Fürsten/ vieler Ritter und Edelleute Söhne waren/ empfiengen diese vornehmen Gäste mit keiner geringen Höfflig-keit/ als wenn sie alle an der fürnehmsten Könige Höfen wären auferzogen worden. Unter den Barden war fürnehmlich der Oberste von gros-sem Ansehn/ ungeachtet die Zeit noch nicht seine Haare mit Schimmel bedeckt/ und er also noch seine Lebhafftigkeit hatte. Er hatte wie die an-dern ein weiß leinenes Kleid an/ welches alleine von andern damit unterschieden war/ daß in dem Saume viel kleine messene Glöcklein und Schällen in Gestalt der Granat-Aepffel hien-gen/ welche/ wenn er sich nur rührte/ einen hellen Klang von sich gaben. Auf dem Haupte hatte er einen Krantz von fichtenem Laube/ wie bey den Griechen dem Pan zugeeignet ward. Welches Agrippinen anfangs zwar verächtlich fürkam/ weil zu Rom alle Priester Kräntze von Oel-Zweigen oder Lorber-Blättern und Hau-ben von Gelde trugen; Nach dem aber ihr Thußnelde sagte: daß die Barden durch dis gemeine Laub so wol ihre Demuth als durch die stets grünen Blätter die Unsterbligkeit der Seele fürbildeten/ zohe sie diese Kräntze denen viel kostbaren der Römer für. Dieser ertheilte nach solcher Bewillkommung alsbald denen andern Befehl: daß sie sich an ihrem Ampte nichts irren lassen solten. Denn er könte ihm unschwer einbilden/ daß so grosse Lichter in der Welt sich keiner andern Ursach halber in ihre finstere Einsamkeit verfügt hätten/ denn daß sie von ihnen Rechenschafft fordern wolten; ob sie auch der edlen Jugend den künfftigen Lichtern der Nachwelt/ der einigen Hoffnung der Le-benden/ ihrer Pflicht nach vorstünden. Hier-mit nam jeder Barde etliche von den Knaben/ lehrte sie die vorhandenen Kräuter und ihre Ei-genschafften kennen. Ob nun zwar alle Anwe-senden diesem Unterricht eine gute Weile mit Lust zuhörten/ fieng doch endlich Dionysius zu dem ältesten Barden an: Ich höre hier zwar mehr Geheimnüsse der Natur ans Licht stellen/ als ich mir in gantz Deutschland zu erfahren ge-meint/ die Lehr-Art ist auch so gut/ daß ihr kein Weiser zu Athen oder Alexandria eintzigen Mangel würde ausstellen können. Nach dem aber unter den Lernenden ihrer Zweifelsfrey sehr viel sind/ welche nicht Priester/ weniger Aertzte/ sondern Beherrscher der Länder und Staats-Diener abgeben sollen/ nicht aber alles wie gut es auch ist/ einem jeden zu lernen an-stehet/ weiß ich nicht/ warumb diese letzteren in dem eigentlichen zur Artzney dienenden Erkänt-nüsse der Kräuter und Gewächse unterwiesen werden. Für die zum Priester-Ampte be-stimmte halt ich diese Wissenschafft ebenfals für nöthig/ als welche eine Theil der Lehre von GOtt ist. Sintemahl die Natur wo nicht selbst GOtt/ doch sein Spiegel ist/ daraus er er-kennet werden kan. Es ist kein Geschöpfe so klein/ welches nicht eine Staffel abgiebt zu GOtt empor zu steigen. Daher Pythago-ras die Betrachtung des grossen Eines/ und Architas des Anfangs aller Anfänge für den einigen Zweck der Weltweißheit gehalten hat. Alleine denen/ welche andern fürstehen sollen/ scheint die Sitten-Lehre viel nützl- und nöthi-ger; daher auch Socrates/ wie begierig er in seiner Jugend die Geheimnüsse der Natur zu ergründen/ bey seinem tiefern Urtheil dieses verächtlich und sich allein an die Weißheit hielt/ welche wol und glücklich zu leben lehrte/ viel-leicht/ weil GOtt für seine Ehre und uns für nützlich gehalten/ nur die Würckungen nicht die Eigenschafften seiner Geschöpfe zu entdecken/ und daher unsere Pflicht wäre in der Natur nach GOttes Willen nicht nach seinen Ursa-chen zu fragen/ oder weil/ nach der Lehre des Plato/ die Natur der niedrigste Werckzeug der göttlichen Versehung wäre/ und in der grossen Welt nichts so edles als in der kleinen/ nemlich die Vernunfft und eine unsterbliche Seele steckte.

Der älteste Barde antwortete: Es ist sonder Zweifel kein besser Buch in der Welt/ als das der Natur und es uns zur Vertheidigung genug/ daß du gestehest/ man könte aus selbtem GOtt erkennen. Denn wer diesen kennet/ kan ihm selbst nicht unbekandt seyn. In Erkäntnüs seiner selbst aber bestehet des Menschen gantze Glückseeligkeit/und dis ist seine vollkommenste Richtschnur/ daher auch die Amphictianer auf des Apollo Befehl die Worte: Kenne dich selbst/ über die Pforte seines Tempels zu Delphis mit güldenen Buchstaben geschrieben. Diesemnach haben die Fürnehmsten/ sonderlich die Jonischen Weltweisen/ und die Essener/ Pythagoras/ Aristoteles und andere für das höchste Theil der Weißheit gehalten/ die Natur kennen und für eine Bemühung grosser Gemüther mit seinem Verstande durch die Eingeweide der Erde in die Kreisse der Gestirne ja in die Heimligkeiten der Götter dringen/ der weise König der Juden Salomo hätte mit dem der Tyrier sich in dieser Weißheit vertieffet/dadurch etliche Phönicische Städte als aufgesetzte Preisse erworben/ und die Königin Makeda wäre dieser zu Liebe aus Mohrenland in Salomons Schule kommen. Wenn aber auch die Sitten-Lehre/ welche doch viel jünger als die Weißheit der Natur/ und in Griechenland erst vom Socrates eingeführet ist/ für dieser beym Adel einen Vorzug zu haben verdiente/ würden wir Barden doch durch unsere Lehr-Art solche nicht vernachläßigen. Sintemal wir dafür halten/ daß eben so wol das Buch der Natur das beste sey/ woraus man die Sitten-Weißheit und die Staats-Klugheit begreiffen könne. Ja ich unterstehe mich noch weiter zu gehen und zu behaupten/ daß/ wie in den Griechischen Schulen eine mit Staube bestreute Taffel auskommentlich war/ alle Risse der Feld-Messer- und Rechen-Kunst darauf zu bilden/ also dieser enge und schlechte Garten/ dieser geringe Winckel Deutschlandes/ oder vielmehr dieses Sand-Korn der Erde in sich so viel Dinge verwahre/ welche einem die halbe Welt beherrschenden Fürsten genungsame Richtschnuren an die Hand geben können. Dionysius fieng an: Er müste gestehen/ daß er von dieser Art zu lehren noch nichts in gantz Morgenland/ noch auch zu Rom gehört hätte. Der Barde aber versätzte: Er wolte die Barden nicht für derselben Erfinder ausgeben/ sondern vielmehr erinnern: daß Thrasybulus Milesius und nach seinem Beyspiele Tarquinius zu Rom allbereit diese Weißheit in seinem Garten gelehret/ da er durch Köpffung der höchsten Mahhäupter oder Lilgen seinem Sohne die Fürnehmsten der Gabier aus dem Wege zu räumen eingerathen. Weil nun kein Gewächse wäre/ welches nicht für ein Staats-Gesätze dienete/ geriethe er auf die Gedancken; daß so viel kluge Fürsten nicht so wol aus bloßer Lust/ als aus angemerckter Anleitung zur Herrschens-Kunst sich geraume Zeit in Gärte eingesperrt hätten. Hertzog Ariovist fiel ein: Ich muß gestehen/ daß wenn ein Fürst in annehmlichen Gärten die Herrschens-Kunst lernen kan; ihre Dörner und Diesteln so denn nicht aller Rosen ermangeln können. Weil ich mich aber in dieser Kunst/ welche niemals jemand ausgelernt hat/ noch für einen Lehrling erkenne/ möchte ich wol gerne/ wie ein Fürst sich sein Lebtage zu verhalten habe/ durch eine so annehmliche Lehr-Art begreiffen. Der Barde begegnete ihm mit einer besondern Anmuth/ und sagte: Wenn er einer Menge so grosser Fürsten nicht beschwerlich zu fallen besorgte/ wolte er durch einen schlechten Vorschmack die Warheit seiner Rede zu bescheinigen/ hierdurch aber zugleich der klugen Natur und den beliebten Gärten ihr Wort zu reden sich unterstehen. Alle Anwesende versprachen ihm ein geduldiges Ohr/ und ihre grosse Verbindligkeit. Sintemal derogleichen Unterricht nicht eine Milch für Kinder/ sondern eine Speise für erwachsene Fürsten wäre. Diesem=

semnach denn dieser behägliche Barde alles/ was im Garten war/ zusammen berufte/ und sich deregestalt mit einer annehmlichen Fertigkeit heraus ließ: Der erste Purper-Keym einer Hyacinthe weiset schon die bevorstehende Geburt einer Königlichen Blume; und ein Kind in der Wiege das Merckmaal eines edlen Gemüthes; welches wie die Nessel bald mit dem ersten Ursprunge zu brennen/ und mit dem nützlichen Mandel-Baume für allen andern Bäumen am geschwindesten zu blühen anfängt. Wie edel aber gleich ein Gemüthe ist/ dörffe es doch einer klugen Leitung/ wie der köstliche Weinstock der Unterstützung. Die wilden Stämme aber gäben uns Anleitung: daß man durch fleißige Auferziehung auch in unartige Gemüther edle Eigenschafften einpfropffen kan. Wenn man die bittern Mandel-Bäume umbhacket/ und die Wurtzeln vom Schleime reinigt/ oder in Stamm einen eisernen Nagel schlägt/ tragen sie süsse Mandeln; und ein mit einem fichtenen Keile gespalteter Granat-Aepffel-Baum bringt/ statt voriger sauern/ süsse Früchte. Die aus Jndien und Aßyrien an den Rhein versätzte Lilgen Narcissen/ die aus Persien geholten Zitron-Bäume bescheinigen: daß die Zärtligkeit selbst endlich der Härte gewohne; und daß auch die in Seide und Purper gebohrne Kinder bey Zeite durch Arbeit und Bemühung abzuhärten rathsam ist. Die Dornen und weichen Blätter an den Rosen lehren: daß junge Fürsten nicht allein im Fechten/ Reiten/ Schüssen/ Jagen/ und in Kriegs-Künsten/ sondern auch in Sprachen/ im Feldmässen/ in der Bau- und Rechen-Kunst/ und andern Wissenschafften unterrichtet seyn müsten/ welche nicht nur die Feinde zu schlagen/ sondern auch ihre Unterthanen in Fried und Ruh zu erhalten haben; jedoch müssen die Leiter mit jungen Fürsten/ wie die Gärtner mit Ephen umbgehen; welche diese auf ihrem eigenen Stängel sich aufzurichten unvermögende Gewächse an starcke Bäume pfropffen: daß sie durch dieser Stützung mit ihrer Umbwindung sich empor brechen/ und ihnen die Müh aus der Unwissenheit empor zu klimmen ihnen nicht zu schwer gemacht werde. Maßen so gar einem Fürsten das Lesen/ das Rechen/ die Bau- und Mässe-Kunst durch die darzu mit Fleiß abgetheileten Blumenstücke spielende beygebracht/ und deregestalt die Gärte zu rechten Büchern der Weißheit gemacht werden können/ in welchem ihm jeder Baum einen klugen Lehrmeister abgiebt: daß er sich nicht nur mit dem Seegen der Früchte Nutzen zu schaffen/ sondern auch mit annehmlichen Blüten anderer Künste und Ubungen/ welche in die Augen lauffen/ gleichwol aber nicht zu kostbar oder gefährlich seyn müssen/ beym Volcke beliebt zu machen gedencken; hingegen vermeiden soll/ sich auf solche Wissenschafften zu legen/ welche schläffrig/ offene Zusammenkunfften verhaßt/ und die Einsamkeit beliebt machen. Denn hiermit verwandelt er sich in die verschämte Pflantze/ welche für einer sich nähernden Hand die Blätter zusammen zeucht/ ja nicht einst der Menschen Antlitz vertragen kan. Dahingegen ein Fürst eine allen andern Gewächsen sichtbare Zeder seyn soll. Nach dem Beyspiele der Gärtner sind aus Fürstlichen Gemüthern die heftigsten Regungen zwar nicht wie das Unkraut/ ehe es wurtzelt und zu Kräfften kommt/ auszurotten; aber jedoch/ wie das zu Bekleidung der Gärten-Gänge gepflantzte Mundholtz unter der Schere zu halten. Ja wie die Gärtner so gar die allzu starck empor schüssenden Pfropfreiser verschneiden/ daß sie sich nicht überwachsen; Also müssen Fürsten dem Zorne und andern Ubereilungen/ daß sie sich nicht schädlich vergehen/ bey Zeite das Wachsthum benehmen: keinmal/ ehe der Zorn verraucht/ einen Schluß

 vollzie-

vollziehen; insonderheit das ihnen/ nicht ihrer Würde angethane Unrecht lieber vergessen/ als rächen. Jedoch ist die Entrüstung einem Fürsten wie der Dorn den Rosen anständig/ wenn die Laster die Tugend zu Bodem drücken wollen; wie auch wenn ein Fürst den Zorn zum Rittersporne macht/ und zu Ausübung tapfferer Helden-Thaten angewehrt. Eines Fürsten Aufrichtigkeit in allem Thun muß alle Schamröthe der Jugend/ wie die weisse Farbe der Jaßminen ihre erste Färbung vertreiben; also daß gleichwohl noch etliche Strahlen übrig bleiben/ und ein Fürst nach gäntzlicher Vertilgung dieses Tugend-Hüters nicht unverschämt wird in alle Laster zu rennen. Seine Erbarmnüs muß dem Majoran gleichen/ dessen Geruch süsse/ aber doch scharff ist/ also daß ein Fürst durch seine Empfindligkeit nicht der Gerechtigkeit Gewalt thut/ noch den Lastern Lufft machet. So wenig sich die Palmen für etwas bückten/ so wenig muß er vor einigen Menschen Furcht oder Scheu haben/ und sein Ansehn dardurch verstellen. Welches aber durch Freundligkeit und Demuth so wenig/ als die auf der Erde kriechenden Blumen durch ihre Niedrigkeit von ihrer Güte nichts einbüßt. Eine niedrige Feilge bringt mehr Nutzen als eine ungeheuere Sonnen-Blume; und ein bescheidener Fürst erwürbet in einem engen Landstriche mehr Ehre als ein Hochmüthiger bey seiner Herrschafft über die halbe Welt. Bey solcher Beschaffenheit hätte ein Fürst nur zu lachen/ wenn er bey seinem Glücke und Wohlstande beneidet wird. Der Neid gleicht in Quellung seines Hertzens den Zwiebeln/ derer Safft mit dem wachsenden Mohnden abnimmt. Hohe Gemüther aber müssen sich so wenig durch den Neid/ als die Lilgen durch umb sie wachsende Diesteln aufhalten lassen/ ihren geraden Hals gegen dem Himmel und zu ruhmbaren Thaten auszustrecken/ sondern sich vielmehr erfreuen: daß wie das Gold und der Schnee der Lilgen von keinem Staube der Erden/ also grosse Helden von keinem Unrathe der Mißgunst befleckt werden könten. Jedennoch aber/ weil die Raupen auch auf Himmel-hohe Bäume steigen/ und die Sturmwinde an ihren geraden Wipfeln ihre Gewalt am liebsten ausüben/ ist es nicht unrathsam: daß ein Fürst für seinen eyversüchtigen Nachbarn so wol seine zu wachsen anfangende Gewalt/ als das Ansehen etlicher massen verkleinert/ und gleichsam mit denen höchsten Blumen das Haupt gegen der Erde neigt/ umb durch seine Erniedrigung sich in mehr Sicherheit zu versätzen. Wenn ein Fürst aber/ wie eine Zeder/ schon alle benachbarte Bäume überwachsen hätte/ vergehet dem Neide ohne dis seinen Gipfel zu übersehen/ das Gesichte/ und die Mißgunst verwandelt sich in Furcht/ von seinem Schatten untergedrückt zu werden. Keines weges aber soll ein Fürst mit jemand anderm als mit seinen ruhmbaren Vorfahren/ denen er es an Tugend vorzuthun sich befleissen muß/ eyvern; sondern vielmehr seiner Diener und Unterthanen tapferen Bemühungen/ wie ein fruchtbarer Baum dem umb sich windendene Hopfen empor helffen. Die geringen Tannen-Bäume dämpfen alleine mit ihrem neidischen Schatten anderer Pflantzen Wachsthum; die lebhafften Eichen aber beschirmen die unter ihrem Schatten wachsenden noch mit ihren Aesten. Nichts weniger hätte ein Fürst acht zu haben: daß unter dem Adel und seinen Dienern weder Neid noch Eiversucht erwachse. Denn beydes stifftet im Reiche Zwytracht/ hindert des Fürsten Dienste/ und verterbt die vorsichtigsten Anstalten. Denn ob es zwar das Ansehen hätte: daß diese Eiversucht ein Wetzstein der Tugend sey/ und einer dem andern zu desto rühmlichern Thaten aufmuntere; so steckt doch hierunter so viel

viel Gifft/ als unter dem kühlen Schatten des Eschbaumes. Oben hätte dieser Eiver zwar wie die Epheu-Blätter eine lebhafte Grüne tapferer Entschlüssungen; unten aber die Blässe tödtender Feindschafft; welche in Rache und Schmähungen ausbrächen. Diesemnach hätte ein Fürst gar wohl zu unterscheiden/ wenn er dieser scheinbaren Gemüths-Regung das Thor öffnen oder zu sperren soll/ nach Anleitung der dißfalls klugen Maßholder-Bäume; welche im Sommer keine Sonnen-Strahlen durchstechen/ im Winter aber sie willig durchlassen. Die sich auch mit dem Tage aufmachenden/ und mit dem Abende wieder zuschlüssenden Blumen weisen einen Fürsten an/ zur Zeit kurtz und nachdrücklich zu reden/ und bey Auslassung seiner Gemüthsregungen mit unzeitigen Dräu- und schädlichen Versprechungen an sich zu halten/ und nicht alle Geheimnüsse an Tag zu geben. Noch weniger muß er ihm einbilden seiner Arglist durch Unwahrheit eine Farbe anzustreichen. Denn wie die unvernünftigen Thiere das blühende Gold des giftigen Napels/ die einfältigen Schafe das Aegel Kraut von heilsamer Weide auszuschlüssen wissen; also macht offt die einfältigste Redligkeit die spitzfinnigsten Betrügereyen zu Schanden. Wenn er aber sich der Reinligkeiten der Tugend befleißt/ muß er sich kein unzeitiges Urthel des Pöfels/ noch keine böse Nachrede der Verläumdung irre machen lassen/ sondern sich an Mäyen-Blumen und Klee erinnern: daß jene die Käfer beflecken/ aus diesem die Kröten Gifft saugen; ja von falschem Urthel ihm diese vorträgliche Rechnung machen: daß wie die Schäre durch Abkürtzung der zu gähe empor schüssenden Zweige/ und das Messer durch Wegschneidung der Räuber nur der Pflantzen Wachsthum befördert/ und insonderheit dem immer-grünenden Myrtenbaume seine vollkommene Schönheit giebt/ also jenes einen Fürsten in den Gräntzen und im Aufnehmen löblichen Fürhabens erhalte. Gleichwohl aber muß ein Fürst nicht einen guten Nahmen bey der klugen/ und den Nach-Ruhm bey der Nachwelt in Wind schlagen/ als wormit auch die Liebe zur Tugend verraucht: sondern ihm zum Spiegel dienen lassen; daß kein Gewächse sey/ welches sich nicht durch Tragung seines Saamens verewige; ja daß auch die Asche der Blumen eine Geschickligkeit behielte/ durch Kunst ihr erstes Wesen fürzustellen. Fürnemlich aber hat er sich zu schämen/ wenn er seinen wohl-verdienten Ahnen ungleich werden solte/ sondern wahrzunehmen: daß edle Gewächse selten Miß-Geburten/ hohe Cedern niemals Zwerge zeugen; und daß/ wenn die scheckichten Tulipanen ihre vielfärbichte Schönheit in gemeines Roth oder gelbe verwandelen/ sie als unartige vertilgt werdẽ. Wie er sich nun zwar durch tapfere Thatẽ selbst den Nachkommen zum Vorbilde macht; also muß er das Aufkommen derer/ welche durch Tugend/ besonders aber im Kriege durch bewehrte Tapferkeit sich aus ihrem Staube empor zu schwingen gedencken/ nicht hindern/ sondern/ wie zwey an einander geriebene Lorber-Zweige Feuer geben/ und zwey begegnende Schönheiten Liebe verursachen/ also edlen Gemüthern vielmehr auf die Beine helffen. Denn die Tugend wächst offt gleichsam aus sich selbst/ wie viel heilsame Kräuter ungesäet/ oder ohne Pflantzung. Ja die bergichten Balsam-Stauden/ die ungestalten Wein-Stöcke erhärten: daß die Tugend mit der Niedrigkeit offtmals Verwandschafft habe/ und in einem geringen Kleid nicht ihren Werh verliere. Welches er so viel fleissiger beobachten wird/ wenn er sich seiner eigenen Niedrigkeit erinnert und bedencket/ daß alle seine Pracht nicht so wohl aus eigenem Ursprunge/ als von Gott/ wie der Glantz der herrlichsten Blumen nicht so wohl aus eigener Wurtzel/ als aus Beseelung der Sonnen herrühre/ und ohne dieser gütige Anstrahlung sich schwerlich eine Knospe

aufzuschüssen Vermögen habe. Ob nun zwar ein Fürst sich des irrdischen derogestalt nicht entbrechen kan/ daß er seinen Fuß nicht in Schwachheiten/ wie die Pflantzen ihre Wurtzeln in der Erde vertieffen müste/ so hat er doch sein Hertze Gott/ wie die Wegewarte ihre Blätter stets der Soñe/ und durch Gottesfurcht die Würde des Priesterthums mit seinẽ Fürstenhutte zu vereinbaren. Denn diese ist die Wurtzel aller Tugenden/ der Thau des Himmels/ durch welche allein ein Reich befestigt und fruchtbar gemacht würde. An diese muß sich ein Fürst iederzeit beständig halten/ wie ein iedes Erd-Gewächse an sein Gestirne/ von dem es seinen absondern Einfluß zu genüssen hat. Denn die Staats-Klugheit beherrschet zwar die Welt/ und die Natur sie/ aber beyde der Gottes-Dienst. Wie sich auch keine Blume anders/ als sie die Natur gebildet hat/ mahlen läst; also soll sich auch ein Fürst niemals mit Larven der Tugend/ weniger gar mit Lastern behelffen. Das Meer-Kraut/ dessen Blume früh weiß/ des Mittags roth/ des Abends blau ist/ bildet einen Heuchler und Wetter-Hahn/ keinen Fürsten ab/ dessen Tugend wie die Raute niemals ihre unverwelckliche Farbe verändern muß. Sintemal doch diese Hitze und Schnee austauert. die Boßheit aber niemals beständig glücklich seyn/ ja ohne Hülffe etlich angenommener Tugenden nicht einen Tag bestehen kan/ wenn sie sich auch noch so schön ausputzte. Wenn sie die Klugheit nicht von der Tugend zu unterscheiden weiß/ verrathen sie doch ihre bösen Früchte/ wie das giftige Honig das Pontische Kraut/ welches zwar Rosen trägt/ aber denen Bienen nur tödtliche Nahrung zu saugen giebt. Ob nun zwar ein auf dem Grunde der Gottesfurcht und Tugend stehendes Reich sich keines Falles versehen dörffte/ so haben sich doch sterbliche Fürsten mit denen tauerhaftestẽ Palmen und Eichen zu bescheiden: daß sie nicht ewig stehen könten. Diesemnach ein ieder bey Zeite vorzusinnen hat/ seine gute Eigenschaften künftigen Nachfolgern/ wie die Gärtner durch Einäugung jungen Stämmẽ der fruchtbaren Bäume Köstligkeiten einzuverleiben. Nichts gewissers aber muß ihm ein Fürst einbilden/ als daß Kronen mit so viel Dornen als die Königin der Blumen/ und die Spanischen Feigen mit Stacheln umbgeben; ja der Fürsten-Stand gleichsam wie die Kastanien-Nüsse in stechende Spitzen eingehüllet sind. Es bedarff in einem Reiche mehr Schweisses und Arbeit/ als in keinem Garten/ welcher ohne tägliches jäthen/ abraupen/ ausputzen/ stützen/ abschaben/ und tausenderley Arbeit zeitlich verwildert. Unter diesen ist eine der fürnehmsten/ durch Beysetzung gerader Stöcke und mit Wercke junge Bäume zu zwingen: daß sie nicht kruñ/ sondern gerade wachsen. Man muß durch Verschneidung übriger Zweige oder Räuber die Stämme erhalten: daß sie durch allzu reichliche Vertheilung ihres Saftes nicht Krüpel werden/ oder die Wurtzel zu sehr erschöpfen. Nichts anders hat ein Herrscher durch heilsame der Vernunfft gemässe/ deutliche/ und nicht übrige Gesetze/ und durch sein sich denselben unterwerffendes Beyspiel von Unrecht/ Lastern und Verschwendung des Vermögens/ als der Lebens-Geister des gemeinen Wesens zurück und für Verterb zu erhalten. Jedoch soll ein Fürst weder alte Gesetze ohne euserste Noth abthun/ noch denen erstarrten Mißbräuchen neue schreiben/ welche er nicht trauet in Schwung und in Gebrauch zu bringen. Denn durch das erste giebt man gleichsam denen Unterthanen Anlaß die Gesetze mit Füssen zu treten/ durchs letztere aber entsetzt sich der Fürst selbst seines Ansehens. Ob er nun zwar allen schädlichen Ansatz und offt viel anbrüchige Glieder/ wie die Gärtner von den Bäumen die dürre Rinde/ die unartigen Knörner/ als Hindernüsse des Wachsthums und der Fruchtbarkeit abschneiden/ auch mehrmals gantze Aeste absägen muß/ wo anders der gantze

Baum nicht angesteckt oder verdorren soll; müssen doch beyde genau die Hertz-Wurtzel zu verschneiden sich hüten / sondern vielmehr die Wunden mit Baumwachse und Gelindigkeit verbinden / und iedweder ehe das Pflaster / als das Messer brauchen; ausser im Kriege / wo es sich nicht zweymal sündigen läßt / wo iemand gar den Kopf über die Gesetze empor zu tragen / oder sich gar wider die Verfassung eines Reiches / und sein Haupt aufzulehnen erkühnet. Mit einem Worte: Eines Fürsten Thun muß dem Majoran und den Myrrhen gleichen / derer Geschmack bitter / aber heilsam ist. Jedoch wird das schärffste Recht / wie die Oliven im Saltz-Wasser / seine Säure verlieren / wenn ein Fürst in wichtigen Sachen selbst den Richter-Stul betritt; und wenn heimliche Verbrechen in geheim / die aber / welche zum Aergernisse in die Augen lauffen / offentlich bestrafft werden. Demnach aber der Himel mit Reiff und Schnee nicht nur die Pflantzen beschirmet / und durch Winde ihre Wurtzeln befestigt; sondern auch mit seinem süssen Thaue ihre Zeugung in der Erde zuwege bringt / und sie gleichsam säuget: also muß ein Fürst nicht nur durch Straffen der Tugend Sicherheit / sondern auch durch Belohnung Wachsthum und Unterhalt verschaffen. Die aus dem Gärten und Wäldern geholeten Lorber- und Eichen-Kräntze leiten einen Fürsten schon selbst nicht allein hierzu / sondern auch zur Klugheit an ein geringes Blat / für Gold und Edelgesteine anzuwehren. Wie aber die Rutten umb die Bürgermeister-Beile vieles Flechtens bedörffen / zur Anweisung: daß man sich in Straffen nicht übereilen soll; also muß ein Fürst auch nicht für erhaltenem Siege / und für würcklichen Verdiensten die Belohnungs-Kräntze abbrechen lassen. Denn sonst werden sie verdorren / und die für der Zeit gegebene Belohnung den Belohnten träge und hoffärtig / andere verdrüßlich und neidisch machen. Wiewohl auch weder Straffe noch Belohnung so lange zu verschieben ist: daß es nicht das Ansehen gewinne / als wenn die Verdienste schon durch Vergessenheit / die Verbrechen aber durch die Zeit vertilgt wären. Beyde Straffe und Belohnung müssen auch gegen Schuld und Tugend wohl abgewogen seyn / und diese allezeit den Geschmack einer Gnade / wie die Nelcken den Geruch der Würtzen / nicht aber einer verbindlichen Zahlung behalten; also daß ein Diener sich iederzeit seines Fürsten Schuldner zu seyn erkennen / und ihn als eine wohlthätige Sonne anzuschauen Ursach hätte. Hingegen sind die der Sonnen mit unverwendetem Auge nachsehenden Sonnenwenden / der Fürsten Leitsterne: daß das unerschaffene Auge und Hertze der Welt / nemlich Gott / ihr einiges Augen-Ziel / die Fortpflantzung des Gottesdienstes / die eivrigste Bemühung / die Vermehrung der Ehre Gottes / der Zweck ihres Lebens / die Schätze der Heiligthümer / unversehrliche Gottes-Kasten / geistliche Stifftungen seine nutzbarste Sparsamkeit seyn soll. Deñ die Gottesfurcht gleicht denen Lorber-Zweigen / welche das Reich für Unglück / wie diese die Nester der Holtz-Tauben für Zauberey und giftigem Geschmeisse verwahrẽ. Nachdem man aber in der Welt den Gottes-Dienst zum Betruge / wie den Saffran / nebst gewissen Purpur-Blumen / zur Schmincke heßlicher Antlitze / das Scharlach-Kraut zu Anmachung geringen Weines braucht / muß er weder hierdurch sein böses Fürhaben eine falsche Farbe anstreichen / noch sich andere durch solchen Anstrich betrügen lassen. Jhm liegt wie einem Gärtner ob / aus Erinnerung des durch Frost / oder andere Zufälle empfangenen Schadens / die Gewächse für künftigem zu verwahren / nach Beschaffenheit gegenwertiger Jahres-Zeit / nichts zu verabsäumen zu säen / und nach Vorsehung künftiger Witterung und Zufälle / wider Mißwachs und Verterb kluge Anstalt zu machen. Aus der in Knospen stecken bleibenden Blüthe der geringen Schleen-Sträuche weiß ein

Gärtner/ die noch verborgene Kälte; aus dem Gefässe der Blumen-Zwibeln künfftige Dürre/ aus Berathung der Mandeln eine fette Weitzen-Erndte wahrzusagen; eben so muß ein Fürst nicht nur bey seiner Herrschafft auf Gestirne und hohe Dinge/ sondern auch auf die für seinen Füssen acht haben/ und daraus sein Glück und Unglück wahrnehmen. Ihrer viel scheinen kleine Mohn-Körner zu seyn/ aus welchen doch ungeheure Buchen und Oerlen wachsen. Die Bevölckung frembder Länder/ die Vielheit der Verheyratheten/ die übermässigen Gelübde/ die nachlässige Wirthschafft bey gemeinen Einkünfften/ die auf Zinß erborgten Gelder/ die Ausführung des Geldes/ die Bevortheilung in der Müntze scheinen in einem Reiche schlechte Schwachheiten zu seyn/ welche wenig zu bedeuten hätten; die Erfahrung aber lehret: daß sie die Länder/ wie Holtz-Würmer die grösten Kiefern/ ausfrässen/ und zu Bodem stürtzten. Wie auch ein Gärtner aufs genaueste die Eigenschafft des Bodens/ worinnen dieses oder jenes besser wächst/ auch die Eigenschafft dieses oder jenen Himmel-Striches unterscheiden/ sich aber nicht allemal auf selten sich ereignende ungemeine Fruchtbarkeit verlassen muß; also hat ein Fürst nicht gewiß auf das Beyspiel seiner Nachbarn und Vorfahren/ noch auch auf die Gesetze der Staats-Klugheit/ welche mehrmals im finstern tappet/ auf gleichen Bodeme stulpert/ und über einen Strohalm fällt/ zu bauen/ weniger auf einen glücklichen Streich/ mehr blinde zu wagen/ sondern auch bey seiner Herrschafft ihm die Rechnung zu machen: daß unter hundert tausend Weitzen-Körnern kaum eines einen Halm mit drey Eeren/ und unter tausend Zwiebeln der Persischen Bünde kaum eine funfzig Blumen/ und wenig Rosen-Zweige zwey Rosen auf einem Stiele trügen. Ob nun wohl der klugen Vor-Eltern Spure den Nachkommen dienliche Wegweisung ist/ so muß sie doch nicht ihr Gefängnüß oder Irr-Garten seyn/ aus welchem sie keinen Fuß setzen dörffen. Die Zeiten ändern die Umbstände/ und die Welt werde von Zeit zu Zeit scharffsichtiger. In Gärten mühet sich nunmehr die Kunst es der Natur vorzuthun; und die meisten fruchtbaren Bäume sind vorhin wilde/ oder ihre Aepfel kleiner gewest. Daher ist es einem Fürsten unverwehrt/ die alten Fehler abzuthun/ das Gute zu verbessern/ und seine neue Erfindungen der Nach-Welt zur Nachfolge zu verlassen. Aus solcher und vieler Zufälle Anmerckung wird die Erfahrung/ aus dieser aber die Klugheit erlangt. Ins gemein ist das Unglück hierinnen der nachdrücklichste Lehrmeister; und es zwar glücklicher aus frembden/ aber empfindlicher aus eigenem Mißwachse vorsichtiger säen und pflantzen lernen; und so wohl eines Fürsten/ als Gärtners grosse Klugheit/ alle Kranckheiten seiner Bäume und Unterthanen kennen. Hierbey muß dieser verstehen: Ob eine oder andere Frucht sich besser einäugen/ von dem Kerne fortpflantzen/ oder auf diese oder jene Art Stämme glücklicher pfropfen liesse; ein Fürst aber sich nicht auff spitzfinnige Weißheit legen/ sondern den Unterscheid der Gemüther und der Geschäfte erforschen. Denn beyde haben so unterschiedene Gestalten und Eigenschaften/ als die Gewächse. Etliche Geschäffte sind wie die Hecken/ anfangs von der Geschwindigkeit leicht zu bestreiten/ wenn sie aber zu Kräfften kommen/ fast unmöglich zu überwinden. Andere schüssen wie das Schilff mit Gewalt empor. Diesen muß man mit Gedult Zeit lassen. Denn sie brechen hernach von sich selbst ein. Etliche sind wie die Disteln/ wo man sie auch angreifft/ stachlicht; dörffen also Vorsicht und Hertzhafftigkeit. Andere sind wie das keine Anrührung ver-

vertragende Kraut/ und müssen unvermerckt untergraben werden. Unterschiedene Dinge lassen sich nur zu gewissen Zeiten angreiffen/ wie die Oel- und Weiden-Blätter sich nur im längsten Tage des Jahres einmal umbwenden/ zu derer Ausmachung man alles in Bereitschaft haben müste. Etliche Geschäffte werden so langsam reiff/ als der doch so köstliche Wein/ welcher fast die letzte Frucht im Jahre ist/ haben also Fleiß und Gedult von nöthen. Andere werden/ ehe man sichs versieht/ wie die in einer Nacht wachsenden Piltze/ zeitig/ dörffen also einer sorgfältigen Aufsicht und Fertigkeit/ sie nicht zu versäumen. Etliche sind zärtlicher/ als die Pöonien/ welche von dem geringsten Anfühlen Blätter fallen lassen/ müssen also gleichsam mit Pflaumen-Streichen gewonnen werden. Andere hingegen muß man harte angreiffen/ und wie den Flachs durch Zancken und Brechen geben lassen/ oder wie den Saffran mit Füssen treten. Jedoch sind wenig Dinge mit Ungestüm/ mehr mit Bescheidenheit/ alle mit Fleiß und Vernunfft zu handeln/ insonderheit aber die gelegene Zeit/ und die sich zeigende Gelegenheit aufs genaueste wahrzunehmen; und iedem Geschäffte sein anständiger Kopf zuzueignen. Denn diese sind ja so mancherley/ als die Pflantzen; und einem ieden nicht alles anständig. Kein geringer Unterscheid ereignet sich unter den Gemüthern. Etliche sind großmüthig/ und den Zedern gleich/ welche sich mit dem hohen Gipfel der Ehre vergnügen. Andere gleichen den Zwerg-Bäumen/ und ergetzen bey ihrer Niedrigkeit sich an einkommentlichen Früchten. Etlichen treibt die Hoffart die Sprossen so spitzig empor: daß/ da sie der Wind nicht zerbrechen soll/ sie müssen zerschnitten werden; umb sich mit mehr Kräfften der Vernunfft zu fassen/ und in die Dicke zu wachsen. Andere kriechen wie Winde aus Zagheit auf dem Bodeme/ biß man ihnen einen Halt verschafft/ und so wohl ihr Vermögen/ als die Möglichkeit der Verrichtungen zeigt. Etliche sind enächtische Gemüths/ und müssen wie die Nuß-Bäume mit Prügeln und Schärffe ausgearbeitet/ andere gantz wilde/ und müssen/ wie die an einen wilden Feigen-Baum gebundenen Ochsen gezämet/ und ihnen die Arbeit aufgehalset werden. Viel haben so viel Einbildung in sich selbst/ als die eingeschlossenen Quitten Geruch; derer Eitelkeit durch Verachtung verrauchen muß. Etliche sind so geschwinde und feurig/ wie die Mandel-Blüthe/ welche aber nach der ersten Ubereilung/ gleichsam mit einem Froste befallen und vertilget werden; und dahero anfangs des Schattens/ hernach der Sonne/ nemlich die Warnigung und Aufmunterung bedörffen. Andere hingegen stecken so voll Zweifels/ als die Pfeffer-Stäbe voller Knoten; welche man mit dem Schaden ihrer Versäumnüß klug machen muß. Es gibt auch zum Theil so ungeschickte Stöcke/ in welche sich/ wie in Eichen nichts bessers pfropfen läßt. Diese muß man mit handgreifflichen Uberweisungen zu rechte bringen. Etliche versteigen sich in sich selbst/ und alle ihre Anschläge sind so spitzig/ als die Kastanien-Nüsse; diese muß man ihnen selbst lassen/ biß sie sich ihrer Schwerigkeiten/ wie die Kastanien ihrer stachlichten Nüsse erledigen. Andere verwerffen alles Einrathen/ wie etliche wilde Bäume alle Verbesserung; manche haben einen herrlichen Schein/ und ist doch nichts hinter ihnen/ wie die Blume/ welche Hispaniens Wunder genennet wird; und ausser dem Glantze ihrer Farbe weder Geruch/ Geschmack/ noch einigen andern Nutzen hat; hingegen scheinen einige so unansehnlich/ als die reiffen Feigen/ die unter ihrer Schwärtze so viel Süssigkeit verbergen. Die wenigsten aber haben die Vollkommenheit der Palmbäume/ nemlich im Gesichte Ansehen/ in Geberden Anmuth/

muth/ in Worten Wahrheit/ auf der Zunge Verschwiegenheit/ im Hertzen Redligkeit/ welche mit Bescheidenheit reden/ mit Geduld hören/ mit Nachdruck widerlegen/ durch die Erfahrung behaupten/ mit Gründen überweisen/ mit Klugheit alles überlegen/ und mit Hertzhafftigkeit ausführen; iedoch bey ihrer Geschickligkeit nichts nachlässig handeln/ noch andere drücken/ oder die Unerfahrnen mit Fleiß anlauffen lassen. Dieses sind die Werckzeuge der gemeinen Glückseligkeit/ und die Säulen/ welche den Garten eines Reichs schmücken/ und den Fürsten in Ansehn setzen. Dieses zu behaupten/ muß er von denen immer-grünenden Cypressen/ und denen die Blätter niemals verlierenden Pomerantzen-Bäumen lernen/ allemal/ besonders bey Unglücks-Stürmen und rauhen Winter des Krieges sein Ansehn behalten; ohne welches er von seinem eigenen Volcke so verächtlich/ als ein entblätterter Baum gehalten/ von den Feinden aber als ein zerbrechlicher Stock und geringes Brenn-Holtz leicht angetastet wird. Solch Ansehn befestigt auch ein Fürst durch anständige Kleidung und Aufzüge/ durch prächtige Schlösser/ starcke Leibwachen/ am meisten aber durch Gerechtigkeit/ Klugheit und gute Haushaltung; hingegen wird es verlohren/ wenn ein Fürst sich mit iedermann zu gemein macht/ bey Unglück/ durch Kleinmuth und ängstliche Hülff-Bittungen/ durch Verrathung seiner Schwachheit/ und durch knechtische Laster. Gleichwohl aber muß er hierbey nach dem Vorbilde der Wein-Stöcke/ welche in ihrem häßlichen Holtze den edelsten Safft der Welt zeugen/ in seinem Thun mehr auf den nützlichen Kern/ als auf den äuserlichen Schein sehen; und wenn sein Verhaben nur nicht von der Tugend/ von Treu und Glauben ablenckt/ sich das tumme Urthel des eitelen Pöfels/ welches nur nach den euserlichen Schalen urtheilt/ und weder die Ursachen/ noch das Absehn eines Fürsten ergründet/ nicht irre machen/ weniger ihm die/ welchen nur die Ehre des Gehorsams zukömt/ Gesetze vorschreiben lassen; welches nach einem glücklichen Ausgange sich seiner Thorheit schämet/ und sich selbst aufs Maul schlägt. Wiewohl es iederzeit sicherer ist: daß ein Fürst in seinem Vorhaben des Volckes Beyfall hat/ welches ihn denn auch bey widrigen Ausschlägen des Hofes Irrthümer entschuldigen hilfft. Wie nun die Amaranthen bey Frost/ die Palm-Bäume beym Ungewitter und Sonnen-Scheine einerley Gestalt behalten/ ja gegen der sie drückenden Last sich noch mehr empor klimmen/ das Kraut der Bären-Klau so viel mehr wächst/ ie mehr es getreten wird/ und das Saltz-Wasser den Palm-Bäumen zur besten Nahrung dient; also muß ein Fürst sich beym Glücke nicht überheben/ beym Unglücke den Muth nicht sincken lassen/ sondern wie die vom Winde bestürmte/ und vom Einschneiden verwundete Myrten-Staude desto mehr Früchte seiner Großmüthigkeit zeigen; iedoch auch nicht wie das Eisen-Holtz unempfindlich seyn/ sondern nach Art der fühlenden Pflantzen so wohl ihm selbst das gemeine Elend lassen zu Hertzen gehen/ als dem Volcke die mit aller Zuthat abzuwenden nöthige Gefahr für Augen stellen. Von denen Dattel-Bäumen/ welche die sorgfältigste Wartung brauchen/ und doch erst im hundertsten Jahre Früchte tragen/ muß ein Fürst lernen unermüdet arbeiten/ mit Geduld hoffen; und wenn es gleich mit seinen Anschlägen nicht bald fort wil/ keines weges die Hand abziehen/ weniger verzweifeln. Denn die Herrschaffts-Sachen brauchen so wohl Zeit zu ihrem reiff werden/ als die Mispeln. Was offt lange stecken bleibt/ ersetzt hernach seinen Verzug desto reichlicher/ und kömt frühzeitiger Ubereilung zuvor/ wie die Maulbeer-Bäume/ welche zwar langsam blühen/ aber desto eher und häuffiger Früchte

Früchte bringen. Wenn ein Werck reiff wird / öffnet es sich von sich selbst / wie die Granat-Aepfel. Dahero muß ein Fürst nichts zur Unzeit erzwingen. Denn die Ubereilung leidet ins gemein von Zufällen / wie die allen andern zuvor kommende Blüthe der Mandel-Bäume vom Reiffe Schaden. Noch weniger muß er sich die Widerwertigkeiten lassen abschrecken; sondern sich vielmehr getrösten: daß der Reiff die zähen Kräuter mirbe / Würmer die Feigen reiff machen / der Platz-Regen die Raupen ersäufft / und die Glückseligkeit aus Ungemach / wie die Rose aus Dornen herfür blüht. Was in weichen Lilgen-Blättern alsbald verfault / bleibt viel Zeit in brennenden Nesseln gut. Wie die Kastanien-Bäume besser im Schatten / und auf Gebürgen / als an der Sonne / und in fetten Flächen stehen / die Feigen des Nachts mehr reiffen / als am Tage / also gerathen ihrer mehr bey Ungemach / als wenn sie immer auf Rosen gehen / und denen die Sonne stets schierte. Denn wie dieses holde Licht denen Nesseln allererst die Krafft zu brennen einflößt / und sie solche nicht aus der Erde / und ihrer Wurtzel bekommen / also verärgern sich die Menschen bey stetem Wohlstande / durch schädliche Wollüste und Vermessenheit. Man wil so denn allenthalben mit dem Kopfe durchdringen / da es doch eine der grösten Klugheit ist / sich lernen in die Zeit schicken / den Mantel nach dem Winde hängen / im Fall der Noth / wie die Blätter der Ulmen-Bäume / wenn die Sonne in den Krebs tritt / sich umbwenden / die Segel heftiger Gemüths-Regungen niederlassen / dem stürmenden Unglücke einen Schritt auf die Seite / nicht in Weg treten / und iedes Wetter ihm zu Nutze machen. Worinnen ihm dieselbigen Blumen zur Richtschnur dienen / welche bey rauher Lufft ihre Blätter in die Schale ihrer grünen Knospen verstecken / bey linder sie öffnen / und die Sonne sie färben lassen. Diese Veränderung aber muß ohne Kleinmuth geschehen; Sintemal diese die Furchtsamen ihrer Vernunfft beraubt / und die Gefahr vergrössert. Wer dieser Rath folgt / wird niemals aus zweyen Ubeln das geringste / sondern lieber den tödtlichen Schatten des Eiben-Baumes erwehlen / als sich die Sonne stechen lassen. Ein der Klugheit beygesetzter Gran der Verwegenheit zernichtet offt grosse Berge der Schwerigkeiten. Ob auch zwar die Gefahr zuweilen von sich selbst verraucht / wird doch selbte durch Unachtsamkeit vielmal aus einem Mah-Korne zu einem grossen Baume. Dahero muß ein Fürst selbte niemals fürchten / noch verachten / sondern vernünfftig unterscheiden. Denn die Unterscheidung ist die Zunge an der Wage der Klugheit. Dieser Barde hatte schon das Wort auf der Zunge weiter zu reden / als der Schall einer geleuteten Glocke ihn nicht allein stumm machte / sondern auch alle Barden einer in der Mitte des Gartens in einẽ Steinfels befindlichẽ Höle zuzueilen nöthigte. Diese hatte einen Umschweiff inwendig von 100. Schritten; sie war über und über mit kleinen vielfärbichten Kiesel-Steinen zierlich besetzt / also daß sie allerhand Thiere / Vögel und Fische fürbildeten. Aus vier Stein-Ritzen spritzte eyß-kaltes Quell-Wasser in eine unten in den Stein-Fels gehauene / oder vom Wasser selbst ausgehölete Wanne / die Catten insgesamt folgten dem Barden zu dieser Höle / und küsten sie sämtlich nicht allein die Pfosten des Eingangs / sondern das Frauenzimmer band sein Haar auff / und wischte damit die Schwelle dieses Heiligthums ab. Hierauf wuschen alle in der ziemlich finstern Höle / ihre Scheitel / Hände / und nackten Füsse. Agrippine wol-

wolte diesen folgen/ aber Thußnelde zohe sie zurücke/ und meldete: daß niemand/ welcher nicht baarfüssig/ und von Barden eingeweyhet wäre/ wie kein Frembder in den Tempel der Juden/ und bey den Griechen in das Heiligthum der Ceres gelassen würde. Agrippine hielt sich also an dem Eingang zurück/ und fragte: Warumb denn die Barden einen so finstern Ort zu ihrem Gottes-Dienste erkieset hätten/ weil/ nach des Agesilaus Urthel die Finsternüß bösen/ das Licht aber löblichen Verrichtungen anständig wäre. Thußnelde antwortete: Sie halten dafür/ daß diese Finsternüß den vorwitzigen Augen verbiete/ nach irrdischen Dingen zu schauen; und daß der/ welcher für dem Antlitze Gottes stehe/ und von selbtem erleuchtet werde/ keines andern Lichts bedörffe. Hierüber fieng der oberste Barde an seine an den Hals gehenckte Glocke zu leuten/ wie auch die kleinen an seinem Saume zu schütteln; worauf alle in der Höle sich befindenden zu Bodem fielen/ und so gar ihre Antlitze auf die Erde legten. Agrippine fieng abermals an/ und sagte: Sie hätte sich anfangs bald über die Glocken des Barden verwundert/ nunmehr aber hätte sie so viel mehr Ursache zu fragen/ was sie bedeuteten? Sie wüste zwar/ daß auch bey andern Völckern im Gottes-Dienste dem Ertzte eine besondere Krafft zugeschrieben würde/ daß die Priester zum opfern nicht eiserne/ sondern ertztene Messer brauchten/ daß Medea eine solche Sichel geführet/ daß in dem Feyer der Haus-Götter/ und bey den Gräbern der Verstorbenen ein altes Weib mit dem Geschwirre des Ertztes die höllischen Geister und Gespenster vertriebe/ daß die Einfältigen damit dem verfinsterten Monden zu Hülffe kommen/ ja Donner/ Hagel und Ungewitter abwenden wolten; und daß dadurch die schwermenden Bienen vereinbart und beruhigt würden. Sie erinnerte sich auch/ daß die Begräbnüsse zu Rom gewisse Glocken-Träger begleiteten/ theils die Leute zum Zuschauen des Gepränges zu beruffen/ theils den Priester des Jupiters für der Zunäherung zu warnigen/ als welcher keine Todten-Klage hören dörffte. Alleine diese Glocken müsten sonder Zweifel ein viel ander Absehen haben. Thußnelde antwortete: Sie wüste zwar so genau nicht die Geheimnüsse des Bardischen Gottes-Dienstes; sie glaubte aber/ daß wie in Feld-Lägern oder Festungen die/ welche die Wachen besichtigen/ Glocken trügen/ umb die Schläfrigen zu ermuntern/ also auch diese Glocken die Menschen zu mehrer Andacht erwecken solten. Welches sie dieser Glocken Uber-Schrifft so viel mehr beredete/ als an welche folgende Reyme gegossen wären:

Ihr Menschen/ denen Gott Zung und Vernunfft gegeben/
Die er zu seinem Lob und Seiten-Spiele weyht/
Doch beym Verstande thumm/ und stumm beym Reden seyd;
Denckt wie des Schöpfers Preiß die Morgen-Stern' erheben/
Wie Pflantze/ Rad' und Wurm nach Gottes Ehre streben/
Wie Blitz und Wolcke lobt des Höchsten Gütigkeit/
Ja wie der stumme Fisch des Höchsten Ruhm ausschreyt/
Wie bleibt euch Menschen denn die Zung' am Gaumen kleben?

So weck' euch nun todt Ertzt/ wenn euch nichts anders kan;
Denn Gott das Wort hat mich betheilt mit einer Zungen/
Durch meinen Klang wird er gepriesen und gesungen;
Ich deut' euch auch die Zeit Gott zu verehren an.
Wie könn't ihr denn seyn stumm/ und so viel Stimmen hören/
Wenn Stern/ Wurm/ Pflantze/ Fisch/ Blitz/ Wolck/ und Ertzt Gott ehren?

Agrippine fieng hierauf an: Ich erinnere mich nun/ daß in den Tempeln der Syrischen Göttin ebenfalls solche Glocken aufgehenckt sind/ derer sollen auch zu dem

Ende

Ende nicht wenig in des Porsenna prächtigem Begräbnüs-Maale an denen die vier grossen Spitz-Seulen zusammen knüpffenden Ketten schenckt haben/ wie auch daß in des Dodoneischen Jupiters Eichwalde eine Glocke Tag und Nacht unaufhörlich geläutet worden/ über dis auf einer hohen Seule ein ertzten Becken/ und auf einer andern/ dabey eines Knaben Bild gestanden habe/ welcher bey wehendem Winde mit seiner in der Hand habenden Ruthe auf solch klingendes Becken geschlagen. Käyser August hat auch auf das Hauß des donnernden Jupiters/ welcher für den Pförtner des Capitolium verehret wird/ durch Anleitung eines Traumes mit Glocken versehen. Welcher Glocken Gebrauch allerdings heiliger als unser zu Rom/ da sie die Verschwendung zur Erweck- und Zusammen-Ruffung der unzählbaren Hauß-Gesinder/ und zur Andeutung der Bade-Zeit erfunden hat. Aber/ sagt sie/ pflegen denn die Barden nach Anleitung dieser Reime auch andere/ als die zum Gottesdienste bestimmte Stunden mit Glocken anzudeuten? Thußnelde antwortete Ihr; In alle Wege/ alle. Denn eine jede wäre einer besondern Verrichtung/ und sehr wenig dem Schlaffe bestimmet. Sie hielten den Schlaff für die Wiege der Wollust/ und Müßiggang für das Haupt-Küssen der Laster. Agrippina fragte ferner/ in wie viel Stunden die Barden Tag und Nacht eintheilten? Thußnelde sagte: Sie stimmten mit den meisten Völckern überein/ daß sie so wol dem Tage als der Nacht zwölf Stunden zum Maaße aussätzten/ jedoch wolten sie weniger den Babyloniern/ noch weniger den Egyptiern diese Erfindung enträumen/ welche letztere sich rühmten/ daß sie der Hunds-köpfichte Affe ein dem Serapis gewiedmetes Thier/ welches wenn die Sonne in Wieder oder in die Wage tritt/ und also des Jahres zweymal bey Gleichheit des Tages und der Nacht zwölf mal sein Wasser gelassen hätte/ solche Abtheilung und die darnach gerichtete Wasser-Uhren gelehret hätte; sondern sie lehrten vielmehr/ daß der erste Mensch schon solche gemacht hätte. Denn weil die Zeit die Zahl der Bewegung und also der Maßstab menschlichen Verrichtungen wäre/ hätte der erste und zweifelsfrey klügste Mensch dieser nothwendigen Wissenschafft die Zeit zu theilen nicht unwissend seyn kön̄en. Jedoch hätten sie ein gantz ander Stunden-Maaß als die Römer. Deñ da diese nach der Länge des Tages/ und nach der Kürtze der Nacht jenes Stunden verlängerten/ dieser verkürtzten/ also daß im Soñer zwölf lange Tages/ und zwölf kurtze Nacht-Stunden wären; so machten die Barden aus Tag und Nacht zwar auch zwey mal zwölf Stunden/ aber durchgehends eine so lang als die andere. Diese Abtheilung hielten sie auch für die alleräleste. Sintemal sonst keine Uhr/ sonder daß sie alle Tage nach dem Auf- und Untergange der Sonne verändert würde/ eintreffen könte. Agrippine fiel ein: Es ist dis freylich wol eine richtigere Abmäßung der Zeit als unsere zu Rom/ allwo man anfangs nur den Tag in Morgen und Abend zu theilen gewüst/ hernach dem Mittag beygesätzt; welche drey Zeiten ein Aufwärter des Bürgermeisters/ nach gewissen Anmerckungen der Soñen-Strahlē am Rathhause/ und also nur bey heiterē Wetter ausruffen muste/ bis man im erstē Punischen Kriege/ auf einer Seule die erste Sonn- oder Schatten-Uhr/ welche Anaximenes Milesius zu Sparta erfunden haben soll/ hernach Scipio Nasica die vom Ctesibius zu Alexandria ausgedachte Wasser-Uhr aufgerichtet hat. Wiewol wir dessen selbst nicht allerdings gewiß sind/ und einige/ daß die erste Uhr ans Capitolium/ andere daß es an Dianens Heiligthum angemacht/ und aus Sicilien gebracht worden wäre/ vermeinen. Alleine auf was für Art wissen sie/ besonders bey trübem Wetter/ und des Nachts die Stunden so gar genaue zu treffen. Sintemal unsere über die Wasser-Uhren

gestellte Knaben so selten als die Meinungen der Weltweisen mit einander eintreffen. Thußnelde beantwortete sie: die Barden hätten zwar eben solche Wasser- und Sonnen Uhren. Sie zeigte ihr auch nahe darbey ein Blumenstück/ da eine in der Mitte stehende Stange den Schatten auf die mit grünem Buchsbaume gesätzten zwölf Stunden Zahlen warf. Uber dis hätten sie an statt der Wasser-Uhren Sand-Seiger/ welche richtiger als jene wären. Ja sie pflegten an Bewegung der Sonnen Wenden und anderer Gewächse/ insonderheit aus dem Schatten des in dem Garten stehenden spitzigen Steinfelsens/ wie die Egyptier aus der Regung der Lothosblume/ aus dem Schatten des grossen Sonnen-Pfeilers bey Memphis und der Spitz-Seule zu Heliopolis so wol die Tages-Stunden/ als die Jahres Zeiten/ wenn Tag und Nacht gleich/ oder die Sonne zurück kehrt/ abzumässen. Allein die Barden hätten etwas erfunden/ welchem weder Rom/ Egypten noch Babylon was gleiches zu zeigen hätte/ nemlich eine von Stahl gemachte Uhr/ derer Räder von wol abgetheilten Gewichten/ ein die Stunden weisender Zeiger aber von den Rädern bewegt würde; daß die Barden also/ wenn sie nur des Tages einmal die Gewichte aufzügen/ das gantze Jahr durch zu Tag und Nachte bey jedem Wetter eine jegliche Stunde genaue wissen/ und ein wachsamer Barde durch so viel Schläge an die Glocke selbte allen andeuten könte. Agrippine wunderte sich hierüber/ und weil auf Thußneldens Begehren sie mit ihr zu dieser Uhr auf den über der Höle gebauten Thurm empor stieg/ konte sie diese Erfindung nicht genung loben; dieses aber wuste sie noch nicht zu begreiffen/ warum der Oberste Barde selbst eine Glocke am Halse trüge; da man solche doch anderwerts wilden Thieren/ und denen zum Tode Verdammten anzuhencken pflegte. Diesen zwar/ daß sie niemand anrührte/ und sich an ihnen verunreinigten/ jenen aber/ daß die Raub-Thiere von den Zahmen schüchtern gemacht/ das Vieh insonderheit die Falcken und Habichte desto leichter wieder gefunden/ ja durch den Klang der Glocken desto besser zu weiden und fetter zu werden angereitzt werden möchten. Sintemal fast alle Thiere an süssem Klange grosses Gefallen haben/ und daher die Meer-Schweine denen Säiten-Spielern auf den Schiffen begierig nachfolgen/ die Nachtigalle den Lautenschlägern nachschlagen; und die flüchtigen Hirsche durch die Hirten-Pfeiffen feste gemacht werden. Thußnelde versätzte: Es könte einerley Ding zu zwey widrigen End-Ursachen/ oder gar bey einem zur Schande/ beym andern zur Ehre gebraucht werden; Insonderheit wäre dis/ womit man die Thiere ausputzte/ nicht bald eine Verstellung der Menschen. Sie hätte in etlichen der Diane gewiedmeten Heynen Hirsche mit Edelgesteinenen Ohrgehencken gesehen. Der grosse Alexander hätte nicht nur sondern schon Diomedes einem Hirsche ein köstliches Halsband mit darein gegrabener Schrifft: **Diomedes Dianen**/ umbgemacht/ welches hernach in Hals eingewachsen/ vom Könige Agathocles in Sicilien aber gefunden/ und in Jupiters Tempel verwahret worden. Sie hätte zu Baje gesehen/ daß Antonia/ wie für ihr Craßus/ einer Murene Perlene Ohrgehencke angehenckt habe. Sie wüste auch/ daß im Brunnen des Labrodischen Jupiters die Aale Halsbänder trügen/ ja denen Ochsen hienge man ertztene Ringe an die Ohren. Dieses aber hinderte nicht/ daß die Ohrgehencke ein Kennzeichen des Adels sind/ ob schon die Durchbohrung der Ohren auch ein Merckmal der Knechtschafft ist/ ja daß August die zerschnittene Perle Cleopatrens im Pantheon dem Bilde der Venus/ Callidius silberne Ohrgehencke Minerven angehenckt. Maßen denn auch das an dem Trojanischen Vorgebürge

zur

zur Verehrung aufgesätzte Bild Achillens eben so wie ein Weib an seinen durchlöcherten Ohren Edelgesteine hencken gehabt. Eben so unterschieden wäre der Gebrauch der Glocken/ welche so wol an den Siegs-Wagen als an den Hälsen der Missethäter hiengen/ umb die Uberwinder auch in ihrem grösten Glücke des menschlichen Elends zu erinnern. Niemanden aber käme Glocken besser zu tragen als Priestern zu. Denn solche wären ein rechtes Sinnebild ihres Amptes/ weil sie der Mund Gottes/ die Stimme der Warheit/ ein Wecker der Andacht/ ein Beyspiel der Frömmigkeit wären. Hierüber endigte sich das Gebete; da denn Ariovist so begierig war des Barden Unterweisung vollends zu vernehmen/ als dieser seine Rede zu vollführen. Weil aber er ihrer Gedult halber sorgfältig war/ nach dem er noch mehr als zwey Drittel fürzubringen hätte/ hielt die Hertzogin Erdmuth für rathsamer vorher mit den Barden zu speisen. Der Oberste Barde nam es für eine grosse Gnade auf/ wenn so hohe Fürsten mit ihrem Armuthe vorlieb nehmen/ und vielmehr mit ihnen fasten als essen wolten. Alleine/ weil nicht nur die Aertzte bisweilen zu fasten dem Magen für zuträglich/ sondern auch der meisten Völcker Geistlichen für eine Reinigung der Seele hielten/ und daher auch die Egyptier offtmals dem Osiris und der Jsis/ die Römer der Ceres zu Ehren fasteten/ würde vielleicht der heutigen Mahlzeit Abgang ihnen so viel erträglicher seyn. Der Barde gab hierbey dem ihm gegen über stehenden nur einen Winck/ umb alles zu bestellen/ und ersuchte hierauf die fürnehmen Gäste sich in eine zu Ende eines langen Ganges aufgerichtete Lauber-Hütte zu verfügen/ welche so künstlich geflochten war/ daß sie ein zierliches Zelt fürstellte. Jn diesem fanden sie zwey Taffeln mit Speisen/ aber auf eine gantz absondere Art bedecket. Denn die eine hatte die Hertzogin Erdmuth auf einer Seite nach Römischer Weise mit hohen Betten zum Liegen/ auf der andern Seite aber mit Stülen bereiten lassen. Denn ob zwar die Römer ihre alte Gewohnheit beym Tische zu sitzen fürlängst verändert/ und das Liegen erkieset hatten/ auch wenn sie nicht aus dem Bade kommen/ weßhalben doch anfangs die unbequäme Art bey Tische zu liegen war eingeführt worden/ so behielten doch alle ehrbare Frauen/ wie auch edle Knaben die Art des Sitzens. Die andere für die Barden bestimmte Taffel aber hatte nur Bäncke von Rasen/ jedoch war sie mit einem sauberen Tuche von gezogener Leinwand bedeckt/ und jedem Barden auf einmahl nur eine kleine irrdene Schüssel und ein Krug mit Wasser zum trincken vorgesätzt. Diese aber waren von einer weissen Gläte übergläset/ und darein blaue Landschafften und Geschichte gebildet/ daß sie Agrippine für Serische Porcellanen/ derer nur sechs der grosse Pompejus als eine grosse Seltzamkeit aus Morgenland nach Rom gebracht und dem Capitolinischen Jupiter eingeweiht hätte/ ansahe/ also sich wunderte/ woher so viel kostbare Geschirre/ derer etliche zu Rom umb achtzig Sestertier wären verkaufft worden/ in diese Wüsteney kommen wären? Einer der Barden aber meldete ihr alsofort: daß diese Gefäße von ihnen selbst nur aus deutscher Erde gemacht/ und mit einer aus Bley geschmeltzten Gläte gefertigt/ auch aus ihrer undurchsichtbaren Dickligkeit von Porcellanen zu unterscheiden wären. Agrippine betrachtete sie mit grosser Vergnügung/ und sagte: dieses wären sonder Zweifel die schönsten irrdenen Geschirre in der Welt; wo anders nicht auch die Porcellanen aus einem gebackenen Thone/ sondern aus einer unter der Erde von der Wärmbde zusammen geschmeltzten Feuchtigkeit oder aus Steine bereitet würden. Die in Samos und zu Aretium gebrennten Schüsseln/ die Bächer von Surrent/ Asta und Pollentia/ die Geschirre von Sagunt und Pergamus/ die Coischen Gefäße/

säße/ welche doch zum Theil schon den Werth der Porcellanen überstiegen hätten/ verdienten mit diesem gar nicht verglichen zu werden/ und wären nicht nur zu des Numa/ sondern auch bey jetziger Zeit würdig/ daß aus ihnen Bilder der Götter gemacht würden. Nach dem Agrippine auch die Barden gantz allein speisen und ihnen nichts anders als in der ersten Schüssel ein Ey/ in der andern ein wenig Bohnen/ in der dritten Kräuter/ in der vierdten einen Apff l auffsätzen sah/ fieng sie an: wenn sie nicht die Bohnen auf ihrem Tische sähe/ würde sie in Gedancken kommen; daß sie dem Pythagoras und den nackten Lehrern in Indien beypflichteten/ welche wegen eingebildeter Heiligkeit außer ihres gleichen mit keinem Menschen speiseten/ und das Fleisch-Essen für die gröste Sünde hielten. Der Oberste Barde aber antwortete ihr: GOtt würde sie für solchem Hochmuthe behüten/ daß sie sich heiliger als andere Menschen halten solten. Diese Einbildung wäre die gröste Verkleinerung ihres Schöpfers/ gegen welchem alle Menschen elende Würmer wären. Ihre Absonderung von andern Tischen rührte allein aus Demuth und diesem Absehen her; daß sie nach niedlichen Speisen nicht lüstern würden. Des Fleisches enthielten sie sich zwar meist ihr Lebtage/ aber nicht darumb/ daß/ nach des Pythagoras und der Indianer Meinung/ zwischen Menschen und Vieh eine allgemeine Verwandschafft wäre/ ja der verstorbenen Seelen in dieses wanderten/ also kein Thier zu seiner Wellust ohne Grausamkeit geschlachtet werden könte. Denn sie wüsten wol/ daß der vernünfftige Mensch ein Ebenbild Gottes/ also wilde Thiere selbtem gar nicht gemäß wäre/ und seine himmlische Seele keinen Habicht/ keine Schlange/ keinen Ochsen zur Herberge haben könte. Wir sind auch mit den Juden nicht einig/ welche zwar von widerkäuenden und gespaltenen Klauen habenden Thieren das Fleisch/ das Marck/ Milch und Butter/ aber kein Blut essen; weil in dem Blute die Seele des Viehes steckte/ und ihm GOtt dis zu seiner Versöhnung vorbehalten hätte. Aus welchem Absehen vielleicht auch Jupiters Priester zu Rom kein rohes Fleisch anrühren dörffte. Alleine/ warumb solte dis in dem Munde den Menschen verunreinigen/ damit der Priester in der Opfer-Schale das Volck reinigte? dieses aber ist außer Zweifel; daß bey anwachsen der Wellust und Verschwendung das Fleisch-Essen zum grossen Schaden und Aergernüsse in Mißbrauch gerathen; indem unterschiedene Völcker dis/ wofür andere ein Grauen haben/ nemlich die Araber Kamele/ die Phrygier weisse Holtz-Würmer mit schwartzen Köpffen/ die Libyer Heuschrecken/ die Africaner Heydächsen/ die Scythen Pferde und Füchse/ ja gar Menschen-Fleisch für ihre Leckerbißlein erkiesen. Insonderheit aber hat der ersten Welt Sparsamkeit im Fleisch-Essen/ welches ohne dis allererst zur Zeit Pygmalions den Anfang genommen haben soll/ sich nunmehr so vergrössert/ daß es scheint/ als wenn die Natur keine andere Nahrung als Thiere zeugte/ und daß man ohne Blut und Zerfleischung unzählbarer Thiere keine Mahlzeit halten könte. Die Römer hätten lange Zeit des Abends nur Brod/ früh aber allein gebraten Fleisch/ die Parther kein ander Fleisch gessen/ als was sie auf der Jagt erlegt/ nun aber würde für kein Gastmahl gehalten/ wenn man einem jeden Gaste nicht ein gantz gebraten Reh oder wildes Schwein/ und in einer Schüssel sieben tausend Vögel/ und zwey tausend Fische/ von mehr als hunderterley Sorten Fische fürsätzte. Hieraus erwüchse die zu allen Lastern insonderheit zur Geilheit leitende Schwelgerey. Weil nun Priester GOtt so wol mit reinem Hertzen und Händen dienen solten; liege ihnen ob allen Zunder der Brunst/ und darunter so wol das Fleisch als den Wein aus dem Wege zu räumen. Daher pflegten

ie Römer/ nach dem Beyspiele des Numa/ der ich für den Opffern des Fleisches und Beyschlaffs enteuserte/ in heiligen Feyertagen nur Kräuter und Gesäme/ die Wahrsager Jupiters in Creta keine gekochte Speisen weniger Fleisch/ die Brachmanen und Sonnen-Priester in Indien nichts als Aepfel und Reiß/ die Weisen in Persien nur Mehl und Kräntlicht/ die Mysischen nur Honig/ Milch und Käse zu speisen/ die Egyptischen zehn Tage für ihren Feyern sich des Weines und Fleisches zu enthalten. Und dieses Absehen/ kein ander Aberglaube aber wäre es/ daß die Barden sich so wol des Fleisch-Essens als starcker Geträncke enteuserten. Agrippine fragte: wie sie denn bey Kräfften blieben/ oder einen so grossen Zwang/ in die Länge ausstehen könten? der Barde versätzte: die Natur wäre mit wenigem vergnügt würde/ vom Uberflusse geschwächt und gewohnte Dinge machte keine Beschwerligkeit. Hätten doch Diogenes und andere Weltweisen offt lange Zeit sich gar ausgehungert/ die Hierophanten zu Athen sich durch gifftiges Schierling-Kraut/ die Priester Cybelens durch ein Semisch Scherben gar entmannet/ umb die bösen Lüste zu tödten. Wie solte denn ihnen schwer fallen bey so grossem Uberflusse der Natur den Fleisch- und Wein-Zahn auszuschlagen? Alle schöpfften über dieser Erklärung/ und bey der köstlichen Tafel der Fürstin Erdmuth so wol an seltzamen Speisen als sinnreichen Unterredungen grosse Vergnügung. Ob sie nun zwar eine Stunde für der Sonnen Niedergange von dem Barden Abschied nahmen; so verliessen sie doch den dritten Tag sich wieder einzufinden.

Dieses erfolgte auch auf bestimmte Zeit; und Ariovist lag fast beym ersten Eintritte in den Garten dem Barden an seinen aus Gewächsen genommenen Unterricht der Fürsten zu völligem Ende zu bringen. Der Oberste Barde war hierzu so fertig/ als Ariovist und andere ihn zu hören begierig; fieng also an: die Natur hat uns nechsthin gelehrt/ wie ein Fürst erzogen werden/ und wie er sich ins gemein in seinem Thun verhalten solle. Heute wird sie uns hoffentlich Nachricht geben/ wie er sich besonders gegen seine Unterthanen/ gegen Frembde/ gegen seine Diener/ und sonst im Wolstande seiner Herrschafft zu verhalten habe. Die uns allhier im Gesichte stehenden Mandelbäume/ welche theils bittere/ theils süsse Früchte tragen/ weisen einen Fürsten alsbald an/ daß er gegen seine Unterthanen theils mit Schärffe/ theils mit Gelindigkeit verfahren müsse. Denn etliche Menschen gleichen den Nußbäumen/ welche von vielem Schlagen fruchtbarer werden; Andere dem kein Eisen vertragenden Gerstien, Isop und Krausemüntze. Weil aber die Menschen ins gemein mehr zu Lastern als zu Tugenden einen Zug haben; ist die Schärffe meistentheils nöthiger als die Gelindigkeit. Diese erweckt zwar Liebe/ jene aber Furcht und Liebe zugleich gegē dem Fürsten/ so wie die Pflantze/ welche man das keusche Lamm heißt/ zwar der Unkeuschheit widerstehet/ gleichwol aber die Frauen-Brüste mit Milch bereichert. Jedoch muß solche Furcht von knechtischen Schrecken unterschieden/ und ein Fürst kein trauriger Baum seyn/ der seine Blüten/ nemlich die Freudigkeit seines Gemüths stets in die Finsternüs der Nacht versteckt. Es ist ja ein ansehnlicher Baum/ welchen nicht das andächtige Alterthum einer gewissen Gottheit gewiedmet/ ja selbten gar als etwas göttliches verehret hat. Eben so muß ein Fürst sich jederzeit mühen/ auch bey Ernst und Unglück ein freundliches Gesichte und gütiges Ansehen zu zeigen/ wordurch er von dem Volcke so viel mehr für eine irrdische Gottheit verehret und bey selbtem als einem stets offenen Heiligthume Zuflucht zu suchen veranlasset werde. Wenn ihm aber ja des Volckes oder der Diener Vergebung eine Empfindligkeit abnöthigt/ muß er ihren Feh-

lern ihre vorige Verdienste entgegen setzen/ und also sie sich für sich selbst zu schämen zwingen. Dieser linde Verweiß hatte wie die sanfften Regen mehr Nachdruck als unmäßige Schärffe und Wolckenbrüche. Sie fruchtet so viel gutes/ als wie wenn man im Frühlinge mit einem Steine die euserste Schale der Egyptischen Feigenbäume ein wenig verwundet/ wormit ihr zu Artzneyen so dienliche Safft daraus rinne. Ist aber ein Fürst nicht mächtig seinen Eyver zu mäßigen/ ist es rathsamer durch seine Diener zu straffen/ und gleichsam wie der Eschbaum mit seinem Schatten dem gifftigen Ungezieffer beschwerlich zu fallen. Außer dem ist es eine Grausamkeit/ wenn ein Fürst entweder gar niemanden vor sich läßt/ oder bey Verhören hinter Tapeten sich versteckt/ und die ihn verehrenden entweder der Ansprache oder tröstlicher Antwort noch auch der Anschauung seines Antlitzes würdiget. Denn weil dieses die Unterthanen/ wie das holde Auge der Welt die Tulipanen und andere vom Regen erzogene Blumen stärckt und erquickt; müssen beyde beym Abgange ihres kräfftigen Anblickes matt und bekümmert werden. Ein einig gutes Wort/ ein freundlicher Anblick des Fürsten zeucht einen Betrübten offt aus dem Wasser der Trübsal/ wie ein Sonnenblick die Seeblumen aus der Tieffe des Nilus. Am allermeisten aber verknüpfft er ihm die Gemüther durch Freygebigkeit. Diese Tugend ist vom Himmel so gesegnet/ wie die Egyptischen Feigenbäume; wo man die Frucht kaum abgebrochen/ stehet bald eine andere und bessere in der Stelle. Er muß aber die Verdienste der Vermögenden mit Würden und Ehren-Aemptern/ der Armen mit beyfälligen Einkunfften/ niemanden mit den Gütern seiner Krone beschencken/ und durchaus nicht wie die Aloe-Staude sein Vermögen mehr zu geben auf einmal erschöpffen/ welche auf einmal uns mit so viel hundert Blumen beschencket: daß sie hernach verdorret und verachtet steht. Dieser Verschwendung wird am besten begegnet; wenn ein freygebiger Fürst seinen Einnahmen und Ausgaben sparsame Verwalter fürsetzt/ diese aber jährlich dem Fürsten seine Geschencke für Augen stellen/ um ihn durch solche Ubermaaß zur Maaßhaltung anzuleiten. Jedoch muß ein Fürst sich hüten jemanden etwas schlechter dings abzuschlagen. Denn er soll/ wie die Zitronbäume/ allezeit Blüte und reiffe Früchte im Verrathe haben. Weil er nun nicht alsbald einen versorgen kan/ muß er ihn zum wenigsten mit Blüten/ nemlich mit guten Vertröstungen speisen; welche doch aber endlich nicht gar leer ausgehen müssen. Deñ wie die Mandelbäume insgemein mehr Mandeln als Blätter tragen/ also müssen Fürsten reicher von Wercken als von Worten/ und in ihren Reden denen Pfirschkenbäumen gleich kommen; derer Blätter die Gestalt der Zungen/ ihre Früchte aber der Hertzen haben; nemlich Mund und Meinung soll bey ihnen miteinander überein stimmen. An den Pflantzen und Saaten/ welche ein linder Thau erquickt/ ein Platz-Regen zu Bodem schlägt/ hat er wahrzunehmen: daß so wol in Belohnungen als Straffen allzu viel schädlich/ das Mittel aber in allen Gemüths-Regungen verträglich sey/ und an den Balsam-Stauden: daß die Verwundung der Schale die Abtrieffung des Balsames/ die Beleidigung des Stammes selbst aber desselbten gäntzlichen Verterb verursache. Ihrer viel werden durch allzu hefftige Schärffe nur hartnäckicht/ durch linde Züchtigung leicht gebessert/ wie die Egyptischen Feigenbäume/ welche von weniger Zerquetschung einen heilsamen Safft/ wenn man sie aber allzu sehr verwundet/ nichts heraus rinnen ließen. Er muß den allzu hefftigen Trieb der Furcht/ des Ehrgeitzes/ der Herrschens-Begierde/ ja das Recht seiner unumbschrenckten Gewalt/ wie die Ackers-Leute den sich überwachsenden Weitzen beschneiden; und in seinem Reiche keinen

keinen Baum so hoch wachsen lassen: daß er mit seinem Schatten andere ersticke. Ja der allergröste Fürst hat bey seiner Hoheit eine Nidrigkeit zu ermässen/ und mit seinem gekrönten Haupte wie die Lilgen auf seinen irrdischen Fuß zu schauen und zu behertzigen: daß die Beherrscher der Welt wie die Eichen ihre Wipfel zwar gegen dem Himmel/ ihre Wurtzeln aber gegen der Hölle strecken; daß ihre Hand so wol als eines Bettlers dem Aussatze unterwürffig; daß seine Würde zwar von GOtt/ seine Verrichtung aber menschlich/ er der Unterthanen Vater/ nicht ihr Halsherr; daß er unter seinem Volcke zwar in höchstem Ansehen/ nicht aber der beste und geschickste/ und/ wenn es aufhöret zu gehorsamen/ ihres gleichen sey; ja/ daß offt zwischen Herrschafft und Henckerstreichen/ zwischen Königlichen Stülen und selbst eigenen Kniebeugen wenig Augenblicke den Unterscheid machen; und daß so wol in Pallästen als Gärtē die Käyser-Kronen in ihrer Mitte milde Thränen zeugen. Uber dieses weiset seine Hoheit einen Fürsten an: daß eine Frucht so viel süsser sey/ jemehr sie von der Erde entfernet ist. Daher muß ein Fürst/ der über alle andere Menschen erhaben steht/auch dem Volck beliebt seyn/ und wie die Rosen mit ihrer Farbe nicht nur ergetzen/ sondern auch mit ihrem Geruch das Hertz stärcken; unterschiedene Bäume nicht nur mit ihren Früchten nutzen/ sondern auch mit ihrer purpernen Blüte die Augen füllen; also muß er auch durch erlaubte Schauspiele und andere Erlustigungen seine Herrschafft dem Volcke annehmlich/ und den an sich selbst beschwerlichen Zwang des Gehorsams erträglich machen. Nach dem aber in der Welt viel Kranckheiten durch Gifft geheilet/ durch das giftige Zieger- und Bilsen-Kraut anderes Gifft zernichtet wird/ viel schädliche Anschläge nicht alsbald mit dem Schwerdte und den Klauen euserlicher Kräffte/ sondern durch schlaue Begegnung zernichtet werden müssen/ hat ein beleidigter oder entrüsteter Fürst eben so wol scheinbarer Gebehrdung als das giftige Napell/ weñ es zu Auszichung der Pestdrüsen nützlich gebraucht werden soll/ einer Himmel-blauen Blume von nöthen seine Eigenschafft zu verbergen. Denn umb sich zu erhalten/ und anderer Arglist krebsgängig zu machen stehet einem Fürsten so wol an schlau zu seyn/ und sich wider den Betrug entweder mit einer Larve zweydeutiger Erklärung oder mit Verschweigung gewisser Geheimnüsse zu verwahren/ als einem Gärtner den zur Artzney abtreibenden Sadelbaum zu pflantzen. Wiewol vielmal ein Fürst/ wenn er die Warheit so offenhertzig heraus sagt/ als ein zerborstener Granat-Apfel den geheimen Schatz seiner Kerne zeugt/ die mißträuliche Boßheit am leichtesten verführet/ weil sie ihr nach ihrer eigenen Beschaffenheit einbildet: daß sie was anders redeten als gedächten. Zuweilen muß auch ein für gar zu klug gehaltener Fürst sich seiner Vorsicht enteusern/ wie man die Weinstöcke entblättert: daß die Rathschläge und Trauben desto besser reiffen. Sintemal jeder mit einem allzu scharffsichtigen etwas zu schlüssen Bedencken trägt; ja das Mißtrauen alle Dinge nicht nach ihrer eigenen/ sondern nach ihres ihnen in die Augen fallenden Schattens zu mässen pflegt. Ob es nun zwar derogestalt rathsam ist zuweilen Einfalt und Fehler zu zeigen/ so muß er doch weder hierinnen/ noch sonst ihm in seinen Anschlägen in die Karte sehen lassen/ sondern selbte wie die Egyptische Seeblume ihre Blätter für allen andern Sternen/ außer der mit ihr vertrauten Sonne/ zusammen hüllen und unter das Wasser verstecken; daß niemand seine Geheimnüsse sehen könne. Niemanden aber muß er mit den Waffen überfallen/ den er nicht wegen angethanen Unrechts umb Vergnügung angesprochen/ und bey derselben Verweigerung ihm den Krieg angekündigt hat. Wenn er aber eines andern heimliche Tücken ergründet/ ist er nicht

verbunden seine Wissenschafft zu entdecken/ sondern sich vielmehr heimlich wider alle böse Anschläge in gute Verfassung zu stellen. Hingegen muß er seiner Ohnmacht eine Farbe anstreichen/ wie die Holtz-Aepfel-Bäume die Bitterkeit ihrer Frucht mit Purper verhüllen/ und seiner Schwäche durch euserlichen Schein/ wie die Spanischen Feigenbäume/ welche eine kleine Frucht bringen/ aber mit desto grössern Blättern prangen/ ein Ansehen machen. Jedoch hat ein Fürst in allen diesen Anstellungen bescheidene Maaß zu halten. Denn Vermumungen sind Staats-Dienern anständiger als Fürsten/ und kein besser Mittel Liebe und Ansehen zu erhalten/ als wie die ihre Blätter weit ausbreitenden Lilgen offenhertzig zu seyn. Gleichwol aber hat er allen frembden Glantz nicht für Gold anzunehmen/ sondern aus Prüfung der Tulipanen/ welche mit denen bundtesten Farben spielen/ und ihrem Scheine nach fast alle Blumen wegstechen/ zu lernen: daß grosses Gepränge offt keinen Geruch und Krafft habe/ also die Einbildung uns offt hinters Licht führe/ und die/ welche mehrmals den grösten Schein der Treue und Geschickligkeit von sich geben/ nicht selten die betrüglichsten sind. Ja die/ denen auch gleich anfangs kein Mangel auszustellen ist/ schlagen hernach aus dem Geschirre/ und die Veränderung des Alters/ des Glücks/ die Gemüths-Regungen/ der Eigen-Nutz verursachen: daß die Gemüther wie die Tulipanen ihre Gestalt verändern/ und aus weiß-streiflichen endlich/ wenn man sie zumal nicht zu rechter Zeit versätzt/ gemeine rothe oder gelbe werden. Welche Blumen-Veränderung einem Fürsten ferner weit zur Warnigung diene: daß die Verläumbdung vielmahl die Tugend vergeringere. Welches sie so meisterlich zu spielen weiß: daß der Scharfsichtigste diese Verwandelung nicht gewahr wird. Denn der/welcher einen andern schwartz machen wil/ klagt ihn durch scheinbare Entschuldigung seiner Fehler an/ er lobt ihn vorher aufs mühsamste: daß seine Beschuldigung hernach desto glaubhaffter werde/ oder er rühmt an ihm heldtbare Dinge aus einem angenommenen Unverstande/ oder durch Stachelreden; ja er müht sich ihm auch durch Beförderung zu grössern Ehren dem Fürsten von der Seite zu bringen/ und hernach wie Epheu den/ welchen er vorher gezieret hat/ zu stürtzen. Nicht weniger müht sich der Eigennutz durch allerhand Vorschläge/ wie die Herrschafft zu verbessern/ die Einkunfften zu vermehren/ viel Ausgaben zu ersparen wären/ dem Fürsten einen blauen Dunst zu machen. Wenn alle diese Tieffsinnigkeit aber beym Lichten besehen wird/ giebet es sich: daß selbte sich wol auf dem Papiere sehen aber nicht bewerckstelligen lasse; oder es gleichen diese Vorschläge dem Schatten der Fichtenbäume/ welcher zwar dem Vieh zur Kühlung dient/ aber keinen Baum neben sich aufkomen läßt/ und der gegebene Rath in einem zwar nützlich/ im andern aber umb ein grosses schädlicher ist. Diesemnach muß ein Fürst so wol die Beschaffenheit der Rathgeber/ als die Umbstände der Sache selbst untersuchen; also sich weder andere betriegen lassen/ noch sich selbst weder durch Leichtgläubigkeit noch durch eigenes Wolmeinen verführen. Hierbey ist zwar denen Schwachen unter die Armen greiffen/ denen Bedrängten hülffbar beyspringen eine ruhmbare Großmüthigkeit/ ein Fürst aber muß an denen Bäumen/ welche dem Ephen zur Stütze dienen/ von ihm aber des Safftes beraubet werden/ und ihm zu Liebe verdorren/ sich spiegeln; daß er sich selbst nicht in ein frembdes Garn/ wenn nicht sein grosser Nutzen oder scheinbare Gefahr in selbtes mit eingeflochten ist/ entweder aus bloßem Mitleiden oder Großmüthigkeit verwickele/ oder einer schon fallenden Wand die Achseln unterschiebe/ weniger einem falschen Freunde den Dorn aus dem Fusse ziehe/ und ihn ihm selbst ins Auge stäche; wo nicht durch unzeitigen Beystand des fallenden Untergang

[G]ang befödere. Er hat wol zu untersuchē/von was [f]ür einer Art der sey/welchē er sich wolthätig er⸗[w]eist. Deñ ihrer viel haben eine so undanckbare [E]igenschafft wie die Feigenbäume; jemehr man [i]hrer durch Begießung pflegt/jemehr verärgern [s]ie sich; oder sie sprossen wol hernach gar gegen [i]hren Helffer wie der Klee gegen den ihn erfri⸗[s]chenden Regen die Spitzen. Noch viel weniger [a]ber muß sich ein Fürst durch Liebkosungen ein⸗[s]chläffen/ und durch Heucheley in Trägheit/ [W]ollüsten und Lastern stärcken lassen/ sondern [g]lauben: daß die/welche dem Fürsten alles/auch [d]as Böse loben/ denen giftigen Blumen und [F]liegen-Schwämen gleich sind/welche mit ihrer [h]ohen Farbe zum Verterb anlocken/und mit ih⸗[r]em Bisam⸗Geruche und süssen Geschmacke [t]ödten; oder unter ihren Purpurblättern Schlan⸗[g]en verhölen. Sie sind dem Schilffe am ähn⸗[l]ichsten/welches inwendig hol ist und keinen Kern [h]at/ doch zu Pfeiffen dient/ und einen hellen Schall macht. Diese aber sind von treuen einen Fürsten werth haltenden Dienern anders nicht [z]u erkeñen/als daß diese nur das Gute/jene alles [l]oben/diese allezeit eine/jene nach Veränderung [d]er Lufft und des Hofes vielerley Meinungē ver⸗[t]heidigen. Insonderheit muß sich bey ihrer Prü⸗[f]ung ein Fürst seiner Selbst-Liebe entschlagen/ [s]ich in Geschichtbüchern umschauen/ausgeworf⸗[f]ene Schmähkarten lesen/ und zuweilen von Frembden und Einfältigen Nachricht einziehē. Denn die niedrige Einfalt gleicht dem Flachse/ [d]ie abgerichteten Höflinge aber der Wolle. In [d]ieser nistet der Wurm der Heucheley gerne ein/ [j]enen aber läßt er unberühret. Es muß ihm aber [e]in Fürst nicht lassen mißfallen/weniger empfin⸗[d]en/wenn ihm die ins gemeine bittere Warheit [g]esagt wird. Deñ Wermuth ist wider die Bitter⸗[k]eiten der Galle/und unverfälschte Warheit wi⸗[d]er die Schwachheiten des Gemüths die sicherste [A]rtzney. Wiewol es der Klugheit gemäß: daß [m]an einem Fürsten die Warheit mit Beschei⸗[d]enheit beybringt/ also keinen Dorn ohne Rosen [ü]berreicht/ nicht aber ihn mit Stachelreden ver⸗ächtlich anstreicht. Am allerfleißigsten aber hat ein Fürst seine Staatsdiener und Räthe zu un⸗tersuchen/ welche ihm nicht anders als Zwiebeln Rosensträuchen an der Seiten stehen müssen. Denn wie diese machen: daß die benachbarten Rosen röther und wolrüchender wachsen/sie selbst aber nicht nur ihren Gestanck behalten, sondern ihn auch gegen jenen Blumen vergrösseren; al⸗so muß ein Diener alles gute seinem Fürsten zu⸗eignen/alles dem Volcke verhaßte und beschwer⸗liche aber auf seinen Achseln behalten. Uber dis ist nicht rathsam/ daß ein Fürst einen Diener zu groß mache/ als dessen unmäßige Gewalt ihn verkleinert/ wie der Monde abniñt/ wenn die Zwiebeln wachsen und safftiger werden. Er möge zwar ihn den nechsten an seiner Seiten seyn lassen/ aber dieser muß wie die wilden Fei⸗genbäume/ welche andere schwängeren/ selbst aber keine Früchte bringen/ nur dem Fürsten/ nicht ihm selbst nütze seyn. Ein Diener hat zu er⸗wegen: daß er die Gnade seinem Fürsten so we⸗nig als ein Baum die Wolthat der Sonne ver⸗gelten oder gegen andere ausgleichen köñe. Deñ jenes sind hiñlische Strahlen/ sein Thun aber nur ein Schatten. Jemehr er auch sich durch Ansehen dem Fürsten nähert/ je näher ist er auch dem Falle/ wie der Gipfel hoher Zedern dem Donner. Wie hoch er iñer klettert; hat er doch eine schwache Wurtzel wie Erbs⸗ und Hopfen⸗stengel/ und der geringste Zufall ist mächtig ihn aller seiner Macht/ wie der gelindeste Wind die Anemonen ihrer Blätter zu beraubē. Der Fürst sey gleich gütig oder grausam/ hänge ihnen doch einerley Gefahr/ wie den Päonien so wol von der Sonnen⸗Hitze als dem Platz-Regen zu. Sich nun beym Stande und am Brete zu er⸗halten ist kein besser Mittel als den Feilgen nachzuarten / nemlich den süssen Geruch eines guten Nahmen zu behalten/ und in ihrer Niedrigkeit der Demuth zu bleiben/ nicht aber wie die Ringel⸗Blumen grosser Pflege⸗ und Wartung/ noch wie Epheu des Emporsteigens begierig/ sondern den

Apfel-Bäumen gleiche zu seyn; welch: auf denen zur Erde gebogenen Aesten die meisten Früchte tragen. Auch muß er in seinem Ampte nicht müde werden/ noch die Hände sincken lassen/ sondern nach Anweisung der Feigenbäume/ welche mit denen zunehmenden Jahren immer fruchtbarer werden/ seine Treue und Fleiß von Tage zu Tage vergrössern. Er wird sich auch nicht leichte vergehē/ weñ er nur stets eingedenck lebt: daß die Gnade des Fürsten den Cypreßenbäumē gleichte/nach derer Abhauung ihre Wurtzel nicht wieder auswachse. Es muß aber ein Fürst wegen eines geringen Fehlers/ wegen eines unvorsätzlichen Schadens/ aus unzeitigem Mißtrauen einen Diener nicht alsbald verwerffen/ oder gar stürtzen. Denn es beherbergen ins gemein die süssesten Apfel Würmer/ und die geschicktesten Leute gewisse Gebrechen. Ja wie die Würmer das reiffwerdē des Obsts befördern/ also dient zuweilen eine Vergehung zu desto eifriger Abwartung des Amptes; läufft er aber mehr als einmal an/oder ist sein Verbrechen ärgerlich/ so muß er zwar empfindlich gestrafft/nicht aber bald gar vertilgt seyn. Deñ eine solche Züchtigung schlägt nicht selten so wohl an/ wie die Zerkerbung der Rinde an den Tannen-Bäumen/zwischen welcher sich Würmer hecken/ und den verdeckten Stam̃ ausfrässen/hernach aber freudiger wachsen. Wenn er aber ja seinem Dienste fürzustehen unfähig ist/muß der Fürst es mit einem andern versuchen. Denn die Versetzung hat so gar die in Persien giftigen Pfirschken in andern Ländern eßbar gemacht. Wenn aber ein Diener einmal den Fürsten vorsetzlich beleidigt/ und ihm an den Regiments-Stab gegrieffen hat/ ist es nicht nur Unsicherheit/ sondern Thorheit selbtem iemals mehr zu trauen; deñ sie sind alsdenn wie die Mispeln und die Früchte der Sper-Bäume am dienlichsten/nemlich wenn sie zu faulen anfangen. Ihr Leben bringt nur Gefahr/ und die Begnädigung gebieret ins gemein Undanck. Weil die von den Nattern aufgefangene Balsamtropfen ihnen zwar wohl das Gifft/ Wohlthaten aber von Rachgierigen die Galle zu benehmen nicht mächtig sind. Keines weges aber ist es rathsam: daß ein Fürst lasterhafte Leute höher befördere/ oder anfangs wissentlich in Dienst nehme; wenn selbte gleich grosse Geschickligkeit an sich haben. Ist doch kein Gärtner so unvorsichtig: daß er giftiges Farren Kraut in Garten unter andere Gewächse pflantzt/ ob es schon zu Augen-Salben dienlich ist; wie viel weniger muß es ein Fürst seyn. Die Boßheit hat mit dem Palmbaume keine Verwandschafft/ als diese: daß sie wie eine umbgekehrte Spitz-Säule unten am dinnesten und schwächesten/ oben aber am dickesten und stärckesten ist/ und ein böser Mensch in hohen Würden wie der Krebs im Himmel mehr/ als auf der Erde Schaden thut. Seine Geschickligkeit dient nur/ wie etliche gläntzende Blumen zur Schmincke/ oder wie der sonst gesunde Klee zur Nahrung der Schlangen/ zu Werckzeugen der Laster; und die angebohrne oder angewöhnte Unart lasse sich schwerer als die Wicken aus dem Weitzen/ und die Seide aus dem Flachse ausrotten; welche die Uberbleibungen der Tugend/ wie diß zweyfache Unkraut die fruchtbaren Stengel zu Bodem reisset. Ja wie der Safft des weiblichen Farren-Krautes seine eigene Wurtzel nicht schont/ sondern sie tödtet; da hingegen die unter die Erde erniedrigten Wurtzeln des Zirnen-Baumes/welche das Gifft der Basilisken übertreffen/ nicht allein zu schaden nicht vermögen/ sondern selbst den Schlangen widerstehen. Wenn ein Fürst aber auch schon untadelhaffte Diener bestellt/ muß er selbte nicht leicht verwechseln/ sondern ieden in seine rechte Stelle setzen/ nach Anleitung der Gärtner/ welche genau untersuchen: Ob diese oder jene Pflantze in fettem oder sandichten Erdreiche am besten wachsen. Wie die Kapern im steinichten/ die See-Blumen im wäßrichten/die Palmbäume im

dürren

dürren Bodeme wohl fortkommen/ im andern verterben/ diese die Sonne/ die Granat-Aepfel den Schatten lieben/ ja der Flachs in leichtem Bodeme geräthet/ den fetten aber ohne Nutz noch darzu aussaugt; also ist es auch mit denen wohl oder übel versetzten Gemüthern beschaffen. Kein Acker aber/ wie gut er immer ist/ taugt für alle Gewächse/ und der geschickteste Kopf hat nicht das Vermögen allen Geschäfften alleine vorzustehen. Fürnemlich muß ein Fürst sorgen/ daß er über seine Einkunften solche Diener setzt/ die denen gebildeten Garten-Gefässen gleichen/ welche zwar Augen auf alles genau acht zu haben/ keine Hände aber das geringste abzubrechen haben. Der Schatz eines Fürsten gleicht den Lilgen/ welche/ wenn sie angerühret werden/ viel von ihrem Geruche und Reinligkeit der Farbe einbüssen. Nichts desto weniger schont der Geitz weniger seines Fürsten/ als Epheu seines ihn tragenden Baumes solchen auszusaugen. Welches etlicher massen zu verhüten ist/ wenn ein Fürst die Aempter nicht verkaufft/ die Diener auskommentlich besoldet/ und nicht zu nochdürfftige über sein Vermögen setzt. Weil die ausgedorrten Wurtzeln doch am durstigsten sind/ das Marck der Erde an sich zu ziehen. Seine eigene Fürstliche Hoheit muß er niemals ablegen/ und sie keinem auch der bewehrtesten Diener anvertrauen. Denn die in mit Erde gefüllten Körben geschehende Absägung der Aeste/ welche nach ihrer Einwurtzelung von dem Stamme abgeschnitten werden/ thue ihm die Augen auf; daß ein Diener/ welcher die Süssigkeit des Herrschens einmal gekostet hat/ lieber sein eigen Herr seyn/ als von einer höhern Gewalt abhängen wil/ sonderlich wenn er mit dem Fürsten in Verwandschafft stehet/ oder einen alten Anspruch ans Reich vorschützen kan. Daher müssen sie offters/ wie die Tulipanen-Zwiebeln versetzt werden/ wenn sie Farbe haben sollen. Weil ein Fürst auch allezeit auf Oerter und Menschen scharffsichtig zu seyn von nöthen hat/ muß er ihm Diener erkiesen/ die wie der Fenchel seine Augen schärffen/ nemlich mit ihren Rathschlägen seinen Entschlüssungen ein Licht aufstecken/ welche denen Schlangen ihre alte Haut abziehen/ nemlich die Schwachheiten ihres Fürsten verdecken; und in Brüsten viel Milch zeugen/ nemlich das Reich mit Uberfluß erfüllen. Sie müssen in ihrem Hertzen die gemachten Schlüsse/ als einen geheimen Schatz/ wie Lilgen und Rosen in ihrer Mitte ihr Gold verwahren/ welche letztern ohne diß niemals schöner sind/ als wenn sie noch nicht gantz aufgeblüht/ sondern die Blühten halb verschlossen stehen. In allem ihrem Verhaben müssen sie ihr Absehen auf den Fürsten haben/ und alles seiner Regung zuschreiben nach Art der Sonnenwende/ welche nicht so wohl von ihrer Wurtzel/ als von der Soñe beseelt zu werden scheinet/ und ihr Haupt vom Morgen biß zum Abende aus hertzlicher Zuneigung ihr zuwendet/ ja in der Nacht alle andere Sterne verschmäht/ und mit gebogenem Halse unter der finstern Erde ihr und der Welt Auge sucht/ und derogestalt zwar müde/ aber nicht satt wird. Wenn sie schon das gröste Werck ausgerichtet haben/ sind sie schuldig dem Volcke beyzubringen/ es sey wo nicht das Werck/ doch die Erfind- und Angebung der Fürsten. Denn hierdurch benehmen sie nichts ihrem Ruhme/ sondern sie vergrösseren sich vielmehr/ wie der Geruch des Rhodis-Holtzes/ wenn ein Regen-Bogen seine Pflantze berührt. Wenn ein Fürst in Rathschlägen die unverfälschte Wahrheit beobachtet wissen wil/ muß er selbten nicht beywohnen. Denn wie die Feilgen von weitem am lieblichsten rüchen/ also reden Diener bey Entfernung ihres Fürsten am offenhertzigsten; verlangt er aber nichts/ als ihren Beyfall/ so hat er nichts anders zu thun/ als anwesend seine Meynung am ersten zu sagen; und also kan er gar leicht widrige Würckungen verursachen/ wie die Milch in Feigen-

Feigen-Bäumen/ welche die dinne Küh-Milch gerinnend/ die geronnene flüssend macht. Ob nun wohl die Tugend/ wie die so genennte Käyser-Krone unter den Blumen ihr selbsteigener Krantz ist; so muß doch ein Fürst von denen gekrönten Granat-Aepfeln ein Beyspiel nehmen: daß er grosse Verdienste niemals ohne Belohnung lassen solle. Denn die nicht in Ansehn kommende Tugend verschrumpft wie die Tulipanen im Schatten. Diese aber muß nicht so wohl an Gütern als Ehre bestehen; weßwegen die Alten ihre Siegs-Kräntze von denen unfruchtbaren Lorber-Bäumen abgebrochen haben. Sintemal zwar die Ehre die Tugend/ wie der Saffran das Gemüthe aufmuntert; beyder übermässiger Genüß aber würcket eine solche Ausschüttung der Freudigkeit; daß man sich darüber zu Tode lacht. Gleicher Gestalt muß die Belohnung nicht so wohl auf den Verrichter/ als auf das Werck schauen/ und daher nach dem Gewichte der Verdienste abgewogen/ auch nicht nur der Adel/ sondern auch des niedrigsten Menschen Helden-Thaten werth gehalten werden. Denn vielmal hat die Tugend so wohl aus geringem Herkommen/ als die wohlrüchende Lilge aus einem stinckenden Stengel ihren Ursprung. Wie groß aber iemals die Verdienste seyn mögen/ muß die Belohnung doch weder des Fürsten Vermögen/ noch sein Ansehn erschöpfen/ und er insonderheit niemals den Krantz seiner Hoheit auf eines andern Scheitel setzen. Worinnen so wohl die Natur treuen Dienern/ als kluge Gärtner Fürsten vorsichtige Lehrmeister abgeben. Jene in den Lilgen/ welche mit den Rosen niemals zugleich kommen/ sondern ihren Silber-Glantz allererst/ wenn jene vergangen sind/ der Welt zeigen/ damit sie mit ihrem Golde nicht etwan ihren Königlichen Purper beschämen. Diese pfropfen zwar von einem guten Baume auff wilde Stämme/ sie nehmen aber hierzu nur kleine Schnaten/ welcher Abgang seinem Stamme nicht einst angesehen wird. Ein Fürst aber muß nicht alles die Diener machen lassen/ sondern sich der Herrschafft selbst anmassen/ und das Reich/ welches mit so viel Dornen als die Rose umbgeben ist/ durch Klugheit zu erhalten bemüht seyn. Viel haben sich so wohl über desselben Erlang- und Erhaltung blutig gestochen/ auch/ wenn sie es nicht beym rechten Stiele gefaßt/ oder die Finger mit Handschuhen wider die Spitzen verwahret/ gar aus der Hand fallen lassen. Wenn man die Nesseln furchtsam anrührt/ brennen sie/ nicht aber/ wenn man sie hertzhaft antastet. Nicht anders ist es mit dem Volcke beschaffen/ welches die Fähigkeit ihres Fürsten bald kennen lernet; nichts aber zeucht mehr Verwirrung und den Verlust des Reiches leichter nach sich/ als wenn ein neuer Fürst allzu plötze und heftige Veränderungen fürnimt. Diese sind empfindlich und verhaßt/ wenn sie gleich dem Volcke zum besten angesehẽ sind; und er hierdurch das Reich in einen bessern Stand versetzẽ wil. Daher muß alle Verbesserung nach und nach unvermerkt geschehẽ/ wie es die Gärtner mit Versetzung der Pflantzen machen/ an derer Würtzeln sie einen grossen Klumpen ihrer mütterlichen Erde lassen/ und bey der Einsetzung genau in acht nehmen/ daß sie mit allen Seiten gegen eben die Himmel-Striche zu stehen kommen/ wie sie zum ersten gewachsen gewest. Ja/ wenn auch ein Fürst bey Antretung seiner Herrschafft alles in ärgster Zerrüttung/ und eitel unnütze Diener in Aemptern antrifft/ muß er nur ein Stück nach dem andern verbessern/ und die untauglichen Amptleute zum Theil eine Zeitlang dulden/ biß die neuen nöthig unterrichtet werden. Denn also lassen auch die Gärtner bey Pfropfung gewachsener wilden Bäume etliche wiewohl unnützliche Aeste stehen/ daß sie denen auf andern Aesten gepfropften Reisern den Safft helffen zuziehen. Wenn aber diese beklieben sind/ sägt er jene billich vollends ab. Sintemal ein

Für-

Fürst nicht nur die Erhaltung/ sondern auch die Verbesserung des Reiches/ zu seinem Augenziele haben muß. Denn so bald diß zu wachsen aufhört/ nimt es ab/ wie die schon gleichsam in ihrem Wachsthume veralternden Rosen. Auch dieselben Königreiche/ welche tausend Jahr geblühet/ und der Unvergängligkeit überlegen zu seyn geschienen/ legt Gott endlich in Staub; wie die unsterblichen Amaranthen zuletzt doch verdorren. Wider diesen Verhängnüß-Schluß hilfft keine menschliche Klugheit; und es werden von diesem auch durch den Bliz die unversehrlichen Lorbern getroffen. Ausser dem wird von Fürsten auch viel versehen/ wenn sie neuen Gottes Dienst und frembde Diener einschleichen lassen/ die Ehre der Unterthanen durch Laster/ ihr Vermögen mit unerschwinglichen Beschwerden versehren / auf ihr Blut durch Grausamkeit wüten/ denen Wollüsten/ welche dem Reiche/ wie die Sud-Winde den Lilgen / mehr als kein Nord viel Unglücks-Schaden thun/ den Zaum lassen/ geringe Verluste nicht achten / welche doch allezeit grössere nach sich ziehen/ und schwer zu ersetzen sind/ wie der Abfall der Blätter von Pomerantzen Bäumen/ die ein gantz Jahr wieder zu wachsen haben/ und inmittelst keine Frucht ansetzen. Nichts aber kan zum Untergange beförderlicher seyn/ als wenn ein Glied des Reiches mit dem andern nicht überein stimt/ wenn der Adel das gemeine Volck drücket der unbändige Pöfel denen höhern auf die Zehen tritt/ der Hof dem Volcke ärgerlich / und die Obrigkeiten ihm verhaßt sind. Daher muß ein Fürst sie derogestalt wie ein Gärtner die Bäume setzen/ daß eines neben dem andern wie die Myrten neben den Oel- und Granat-Aepfel-Bäumen zu stehen Lust hat/ nicht aber wie der Wein-Stock und Oelbaum mit einander Feindschafft hegt. Alldieweil die herrschsüchtigen Nachbarn/ welche um aus unserm Schiffbruche sich zu bereichern wachen/ und auf nichts tieffsinniger gedencken/ als die Heimligkeitẽ und Schwächẽ unserer Herrschafft auszuspüren; dient der Jasmin/ welcher nur bey finsterer Nacht offen/ gegen dem aufgehenden Auge der Welt allezeit verschlossen steht / und seine rothe Farbe in weiß verwandelt / einem Fürsten zum Beyspiele: daß er auch gegen denen / die sich ihm die Sonne zuzuneigen anstellen / nicht zu offenhertzig seyn/ und nach Gelegenheit der Zeit und Zufälle seine Rathschläge oder vielmehr seine Irrthümer ändern müsse/ welche ihnen so gemein/ als den Bäumen die Räuber sind / und aus derer einem ihrer so viel/ als aus einer Raupen Neste Geschmeisse zu werden pflegt. Die Natur weist ihm hierinnen selbst den Weg; welche an den Fichten die untersten Zweige verdorren läßt/ damit sie so viel höher wachse. Die Verbesserungen aber der Fehler muß er nicht mercklich machen/ sondern sie/ wie die Gärtner ihre Schnitte mit Baum-Wachse verkleiben. Wiewohl er sich nicht iedes kleine Gefässer und iede von sich selbst hernach verschwindende Hindernüß aufhalten/ weniger gar von seinem Zwecke abwendig machẽ lassẽ muß; sondern was er mit Klugheit berathen/ hat er mit Fleiß abzutheilẽ und mit Beständigkeit auszuführẽ. Denn Fleiß und Bestand wachsen auch der Unmögligkeit zu Kopfe/ und haben die Krafft des wilden Feigenbaumes/ welcher so gar die sein Wachsthum hindernden Marmel-Felsen mit seinen Käumen durchbohrt. Nachdem aber die menschliche Klugheit an einem unzerreißlichen Fademe des Verhängnüsses hängt/ muß er keinen schlimmen Ausschlag einem klugen Rathgeber zum Fehler aufbringen/ sondern nur mit den Ackersleuten gedultig leiden: daß der beste Lein auf einem wohl zugerichteten Felde doch offt sich in Toter und Winde verwandele/ und aus den besten Kernen die schlimsten Melonen wachsen. Vielen Mißlingungen aber wird durch Geschwindigkeit des Vollziehens vorgekommen/ welche ihre Seele ist/ wie die Langsamkeit

keit kluger Rathschläge. Also bringt die Aloe über ihrem Wachsen bey nahe hundert Jahr zu/ wenn sie aber zum gebehren kom̃t/ übereilt sie mit ihrer geschwinden Frucht alle frühzeitige Bäume. Wie diese aber ins gemein grosser Wartung dörffen/ also muß ein Fürst auch seine Unterthanen nicht verwildern lassen. Denn ob zwar etliche Herrscher auf ihre Unwissenheit ihre grimmige Gewalt gründen/ gehet doch diß nur bey wilden Völckern an/ welche wie die Tannen durch Wartung nur verschlimmert werden. Sonst aber wird durch Pflegung alles/ was nur eine gute Ader in sich hat/ unglaublich besser; und die gröbsten Gemüther durch Auferziehung geschicket/ wie die bittersten Feigs-Bohnen im Wasser süsse. Fürnemlich wächset ihnen durch Reisen/ wie die Zitron-Bäume durch Pfropfung/ und die Erdbeeren durch Versetzung nicht wenig Köstligkeit zu. Dahero die Jugend/ welche mit der Zeit dem gemeinen Wesen fürstehen soll/ bey Zeite in Herrschaffts-Künsten/ wie junge Bäume abgerichtet werden solten/ aus welchem Absehn vermuthlich bey den Römern ein Gebund Ruthen mit Beilen den Bürgermeistern fürgetragen ward/ wormit sie sich erinnerten: daß sie nun zwar grosse Eichen/ aber auch geschwancke Ruthen gewest wären/ und taugliche zu ihrer Nachfolge bey Zeiten aussehen solten. Weil aber nicht aller Saamen wohl geräthet; und viel Armen zu Beschirmung eines Reichs von nöthen sind/ ja die Menge der Unterthanen wie der Bäume einander Schatten geben/ muß er es an Volcke/ und fürnemlich am Adel volckreich zu machẽ/ wie die Gärtner mit Sägung unzehlbarer Kerne von den edelsten Bäumẽ/ des Saamens von den weissestẽ Tulipanẽ/ mit Zersätzung der Blumen-Zwiebeln gleichsam junge Wälder zu pflantzen sich befleissigen. Also wilde Stämme im Garten/ Ausländer/ ausser in äuserster Noth und nur zum Acker-Bau/ in ein Land zu sätzen sich hüten; sondern vielmehr unzeitige Heyrathen/ übrige Keuschheits-Gelübde/ häuffige Pflantz-Städte und andere Ursachen der Einsamkeiten zu hindern versinnen. Die Ilgen/ welche aus einer Wurtzel offt funfzig Stengel treiben/ und sich von ihren eigenen Thränen sämen/ dienen hierinnen mit ihrer Fruchtbarkeit so wohl zu einem Spiegel beflissener Fruchtbarkeit/ als sie an sich selbst mit Golde gekrönte Königs-Blumen sind. Demnach aber kein Reich und Garten ohne Unkosten erhalten werden kan/ sind Fürsten berechtigt/ von Unterthanen Schatzung wie von Bäumen Früchte abzunehmen; aber nichts ist auch rathsamer/ als daß er sie mit ihrem guten Willen bekomme. Denn diese sind die austräglichsten/ wie der Balsam und Myrrhen/ welche von sich selbst aus dem Stamme tröpfen/ die besten. Nachdem aber viel wie die Palmen geartet sind/ denen kein Blat entfällt/ sondern man muß sie gleichsam mit Gewalt abreissen/ ist ein Fürst auf solchen Fall allerdings befugt/ ihnen auch wohl einen Beytrag abzunöthigen. Alleine auf diesen Fall ist doch euserst zu verhüten; daß das Volck seinen Schweiß nicht zu eitelen Wollüsten/ sondern zum gemeinen Besten anwenden schaue/ und daß man darmit dem Adel nicht schwer falle. Denn wie die Oelbäume die Wunden vom Eisen/ nicht aber die Schläge von Holtze unbeschadet vertragen/ als verspritzt der Adel lieber gegen Feinden das Blut/ als daß er sich mit Steuern als einer in seinen Augen knechtischen Last bebürden lasse. Er beschwere wie der Wurtzel und Hertz-Blätter sorgfältig schonende Gärtner ja nicht die zur Lebens-Nothdurfft und dem Armuth unentpehrliche/ sondern nur die zur Wollust dienenden Dinge; und mit einer solchen Vorsicht: daß die Ausländer nicht leer ausgehen. Am meisten aber gewinnet ein Fürst/ wenn er nach Anleitung des Bildes aller klugen Fürstẽ/ nemlich der Soñe/ welche aus dem Nil die köstliche Egyptische See-Blume empor zeucht/ aus dem Wasser durch die Schiffarthen nach dem Beyspiel der mächtigsten Herrschafften Schätze zu sam̃len trachtet. Denn

wenn

wenn diese mangeln/ gehen der Herrschafft die Spann-Adern/ dem Fürsten alles Ansehen ab/ welcher wie die Eilge Gold und Silber mit einander versamlen/ seiner Vorfahrē Vorrath aber nicht liederlich verschwenden/ sondern von denen nur Tropfen-weise rinnenden Balsam-Bäumen die kluge Haushalterin nemlich die Sparsamkeit kennen lernen/ und mit sein und seines mässigen Hofes Beyspiele das Volck von Verschwendung abhalten muß. Keine grössere Schwachheit aber kan einem Reiche begegnen/ als wenn selbtes unter die Erben zertheilet wird. Die vielen Aeste eines Baumes thun dem Gipfel Abbruch/ daher wachsen die Cedern und andere sich nicht in Zweige ausbreitende Bäume so gerade und hoch empor/ und keiner unter ihren Zweigen ist so ehrgeitzig/ daß er sich dem Gipfel zu gleichen begehrt. Welche Ehrerbietung auch die Brüder dem erstgebohrnen Sohne des Königs zu erweisen schuldig/ Fürsten aber aus Verdacht oder Eiversucht auf ihr Geblüte zu rasen/ und dardurch ihnē vermeynte Sicherheit zu verschaffen nicht berechtigt seyn. Niemand wird ihnen auch dieses Vorrecht mißgönnen/ wenn man sie täglich über der so wohl im Reiche als Gärten saueren Arbeit schwitzen sieht. Hingegen macht beyden der grosse Nutzen die beschwerlichste Arbeit leichte/ denn wie mag einem etwas verdrüßlich seyn/ wenn er siehet/ wie die sandichten Wüsteneyen in fruchtbare Aecker/ die stinckenden Sümpfe in wohlrüchende Wiesen / die wilden Hecken in fruchtbare Bäume/ durch den alles überwindenden Fleiß verwandelt/ und bey des Fürsten mühsamen Wachen das Volck gleichsam in Schlaf gewieget wird. Jedoch ist einem Fürsten so wohl eine ruhende Verblasung wie dem etlich mal gesäeten Leine das Ruhen nöthig/ und eine ehrliche Ergetzung zuläßlich. Sintemal der Garten eines Reiches eben so wohl Lust-Stücke haben/ und ein Fürst durch einen Stillestand seiner Unruh sich zu desto mehrer Hurtigkeit vorbereiten muß. Denn / wie die eine Zeitlang verhaltenen Spring-Brunnen zu grosser Vergnügung das Wasser hernach desto höher treiben/ also kan ein ausgeruhter es auch einem müden weit zuvor thun. Aber auch seine Erquickungen müssen wie die heilsamen Blumen nicht gar ohne Nutzen; und derogestalt/ nicht üppige Wollüste / verschwendende Gewinn-Spiele / Narren- und Affen-Gemeinschafft/ sondern Ritter-Spiele als Auffmunterungen der Tapferkeit sein Zeit-Vertreib seyn. Und zwar diß nach Anleitung des unfruchtbaren Zirnen-Baumes/ welcher nur zum Ansehn gewachsen zu seyn scheint/ aber das geschickteste Holtz zu den Kriegs-Waffen abgiebt. Der Barde schöpfte hierauf Lufft umb ein wenig zu verblasen. Daher die Hertzogin Erdmuth anfieng: Es ist ohne diß schon 7. Uhr/ und also die rechte Stunde zur Mittags-Mahlzeit/ und wir haben nicht einst etliche Bissen Brodt/ Honig oder Oliven zum Frühstücke genossen. Daher wird wohl für des guten alten Athem und unsere Magen am rathsamsten seyn uns zu einer schlechten Kost zu verfügen. Agrippine fiel ein: Ich befinde mich zwar so willig als verpflichtet den Gesetzen unser Wohlthäterin und dem Wohlgefallen der annehmlichen Versamlung in allem zu bequemen/ aber die allersüsseste Speise der gestern und heute genossenen Weißheit hat mir alle leibliche Speise versaltzen / und meinem Magen auch gegen des Apicius Tisch einen Eckel verursacht. Weil nun die Alten ohne diß nur einmal zu Speisen gewohnt gewest / und daß die Speisen sich des Nachts besser als im Tage zurichten liessen/ vermeynet/ wüntschte ich wohl/ daß wir uns zu desto besser Genüssung der köstlichen Speisen/ wormit uns die Hertzogin der Catten zu überschütten pflegt/ biß auf den Abend ein wenig aushungerten/ und diesen nichts minder klugen als heiligen Mann ersuchten / uns mit seinen Köstligkeiten inzwischen zu sättigen. Ariovist fiel Agrippinen bey/ nur besorgte er/ daß der Barde durch längere Rede zu sehr abgemattet wer-

werden würde. Dieser aber versetzte: Wir Barden haben heut ohne diß einen Fast-Tag/ weil der Neumonde einfällt/ und meine Lehre ist ohne diß meine beste Speise. Daher erwarte ich nur Befehl umb zu gehorsamen. Die Hertzogin Erdmuth fieng an: Ich bescheide mich wohl; daß unser einfältiges Deutschland nichts von künstlicher Zubereitung der Speisen verstehe/ und daher meine Taffel freylich wohl den Hunger zu Würtzung der schlechten Gerichte/ wie sie uns unser Armuth giebet/ von nöthen habe. Agrippine versetzte: Ich gestehe es/ daß zu Rom die Art zu speisen mehr Kunst und Schalen/ Deutschland aber viel mehr Wesen und Kern habe. Was ihnen an Wildpret und zu Rom nie gesehenen Fischen/ wormit alle Cattische Wälder und Flüsse/ insonderheit der unerschöpfliche Rhein/ die Fulde/ die Lohn/ die Neda uñ andere Bäche erfüllet sind/ müsse Cicero/ Gallus Asinius uñ andere mit der Seltzamkeit ihrer aus Mißgeburten der Nuß- und Zitronbäume Wurtzeln/ geschnittener Tische/ darinnen die Männer so sehr als die Weiber in Perlen verschwenderisch sind/ ersetzen/ gleich als wenn sich daran so wohl der Magen als die Augen sättigen könten. Das Kochen ist zu Rom eine so sinnreiche Kunst worden/ daß sie die Köche ihr Lebtage nicht auslernten/ und weil einer mit einer Art Speisen kaum zurechte käme/ würden in eines Rathsherrn Hause ihrer gantze Herden unterhalten/ darunter ihrer etliche so theuer/ als ihrer viel nicht im Vermögen haben/ gekaufft sind. Diese verschwendeten hierbey so viel Nägel/ Muscaten-Blüthe und Nüsse/ Ingwer/ Pfeffer und Casia/ daß Indien kaum so viel tragen/ und das rothe Meer mit seinen Schiffen aus Taprobana zuführen konte. Die heissen Speisen müssen so wol als die Dünste warmer Bäder mit Zimmet abgekühlet seyn. Hingegen mangelt es zwar in Deutschland/ und sonderlich an Fürstlichen Höfen nicht an köstlichen Würtzen/ weil man aber ihr Feuer zu essen der Gesundheit für abbrüchig hält/ und die natürliche Güte ihrer Speisen keinen frembden Beysatz darff/ überläst [illegible] man dieser Orte in seine eigen Säfte [illegible] tigkeit und andern Kräutern zurichte[illegible] mischungen der Römer und Griechen [illegible] man offtmals nicht weiß/ was man speise[illegible] einfältige Art ist auch der Natur gemä[illegible] daher gesünder. Denn wie die Vielheit de[illegible] sen die Verdäuung hindert den Verstand [illegible] stert; also muß es noch viel schädlicher seyn/ [illegible] man aus einer Schüssel zwantzigerley [illegible] Fleisch/ dreyerley Elementen Brut/ und [illegible] mehr Gewächse unterschiedener Länder ist. [illegible] Rom braucht man Tisch- und Hand[illegible] Seide und nicht verbrennender Leinwand [illegible] leine die Gäste müssen ihre Handtücher [illegible] bringen; aber der Deutschen leinen [illegible] und die Höfligkeit der Wirthe/ welche [illegible] ieden versorgt/ sticht jene weit weg. Zu Rom [illegible] noch für dem Sylla die Verschwendung [illegible] Schüsseln hundert Pfund schwer auf[illegible] nun ist es dahin kommen/ daß man [illegible] Taffel ein paar tausend Pfund haltende [illegible] Geschirre und 500. Pfund wiegende S[illegible] welche zu arbeiten man absondere [illegible] und Silber-Hämmer baut muß/ [illegible] doch der Africanische Jupiter nur aus de[illegible] wundenen Carthago 1470. Pfund nach Rom gebracht hat. Gracchus hat zwar [illegible] schirre/ da er wegen künstlicher Arbeit 14. Pfund Silber für eines geben müssen/ und [illegible] 100. mal theurer eingeführt. Aber nunmehr ist es dahin kommen/ daß das Geld hierzu zu [illegible] ge ist/ ja daß weder die Corinthischen und [illegible] noch auch die aus Helffenbeine gedrechs[illegible] fässe/ und mit Edelgesteinen versetzten [illegible] Syrischen Könige/ an denen das [illegible] geringste ist/ mehr taugen/ sondern man [illegible] stallenen und gantz schmaragdenen [illegible] trincken wil. Deutschland hingegen [illegible] wohl auf die Eitelkeit des Behältnüsse [illegible] einem darinnen fürgesetzt wird. [illegible] Hörnern zu trincken ist zweifelsfrey die [illegible] ste und älteste. Denn die Thracier/ S[illegible]

Britannier/ Macedonier hätten eben so wohl aus Ochsen - und die Colchier aus wilden Esels-hörnern getruncken; daher auch Bacchus mit Hörnern gebildet würde. Die Indianer sollen aus Greiffen-Klauen trincken/ welche denen Hörnern nicht ungleich sind. Nach diesem haben andere Völcker ihnen so gar aus Gold und Silber Hörner zu Trinck-Geschirren fertigen lassen / und zu Athen ist auf dem Schlosse ein silbernes nebst einem zu eben solchem Ende gemachten Hirschen an einer marmelnen Seule. Jedoch habe ich auch von Agstein und anderen Steinen von künstlich gegossenen oder ausgearbeiteten Auer-Hörnern so zierliche Geschirre gesunden/ welche Rom für grosse Wunderwercke halten würde. Ja ich habe Deutschland Glück zu wünschen / daß es mit so viel ausgeetzten Schalen nicht wie Rom angefüllet ist/ worauf man ins gemein nichts anders als Ehebrüche der Götter zu sehē hat/ gleich als wenn der draus getrunckene Wein ein zu schwacher Zunder in Laster zu verleiten wäre. Ich weiß wol/ daß man zu Rom eine Auster für tausend/ einen Fisch für acht ja dreyßig tausend Groschen gekaufft/ der doch kaum zwey Pfund gewogen/ daß man einen Apfel für so schweres Gold eingetauscht habe. Allein das sind vielmehr Kennzeichen des Römischen Mangels/ hingegen die Wolfeilkeit allhier entweder des deutschen Uberflusses/ oder daß sie nicht wie die Römer in dem Laster der Verschwendung ersoffen sind. Massen ich denn mehr für scheltbar als ruhmwürdig halte/ daß Käyser Julius einst in einem Gast-Mahle hundert und funfzig tausend Menschen über zwey und zwantzig tausend Taffeln gespeiset/ und ihnen alleine sechs tausend Pfund Muränen aufgesätzt; daß Bürgermeister oder wol gar Freygelassene in einer Mahlzeit eines Jahres Einkünffte verschwendet/ eines Gaucklers Sohn seine Uppigkeit in nichts als an in Eßig zerlassenen Perlen zu kühlen gewüst habe. Ich betheuere aber/ daß wie ich niemals köstlicher als in Deutschland gespeiset; also mir die holdseeligen Lehren dieses weisen Mannes besser als alle Köstligkeiten und selbst Cleopatrens zerschmeltzte Perlen schmecken. Welche einmüthige Ubereinstimmung den gutherzigen Barden bewegte/ daß er in seiner Rede fortfuhr: Es ist kein Reich in der Welt/ wie die Bäume dieses Gartens ohne Kranckheiten. Es giebet so wol in jenem als in diesem Brand/ Fäulnüs/ Ameißen/ Holtz-Würme und andere Geschmeisse/ welche die Blätter und Blüten abfressen/ den Stamm und die Wurtzeln verterben. Es mangelt weder an Dürre noch Nässe/ noch an Hagel und Ungewitter/ welche Herrschafften unersätzlichen Schaden thun. Der Aufruhr gleichet einem Raupen - Neste/ welches/ wenn selbtes nicht zeitlich zerstöret wird/ nicht nur einen Baum/ sondern viel Gärten zu Grunde richtet. Diesemnach muß so wol ein Fürst als ein Gärtner darauf Luchs-Augen haben. Deñ anfangs kan man Raupen und Aufruhr wol verwehren / beydes aber hernach unmöglich dämpffen/ denn er gleicht denen aus einer Eichel gewachsenen Sprossen / welche man umb einen Finger winden/ und mit dem Fusse vertreten / hernach aber tausend Armen sie nicht beugen können. Sie verlachen die Sturm-Winde/ spotten des Blitzes/ der Jahre/ und der Eitelkeit. Wenn der Aufruhr nun aber schon ausgebrochen/ muß man ihm keine Lufft lassen; sondern mit Geschwindigkeit zuvor kommen/ denn er wüchse geschwinder als eine gebährende Aloe. Wenn er aber zu Schwunge kommen/ ist der beste Rath die Aufrührer zu zertheilen. Denn eintzel Weise kan ein Kind tausend Senden zerreissen/ kein Gebund aber der stärckste Riese. Wenn man Aufrührern nicht garwol überlegen ist/ muß man ihnen nicht den Kopff bieten/ weil ihre Verzweifelung der Tapferkeit überlegen ist. Durch Widerstand werden sie nur mehr hartnäckicht und stärcker / wie der Saffran/ der vom Zertreten destomehr wächst/ und wie die Tartoffeln/ denen Doñer und Platz-Regen verträglicher als Sonnenschein sind/

mehr ist ähnlich ihnen entweder etwas/ wie den knörrichten Bäumen eine Krümme zu verhengen/ und daß sie sich selbst abmatten Zeit und Lufft zuzulassen; oder ihnen durch Bestraffung eines verhaßten/ wiewol nicht gar zu schuldigen Dieners den Zunder wie die Gärtner durch Verschneidung einer Wurtzel denen sich überwachsenden Pflantzen den Trieb zu benehmen. Nach dem der Aufruhr gestillt/ muß man mit dem thörichten Volcke doch gelinde wie mit schadhafften Bäumen verfahren/ und mit dem Tarquinius nur die über andere empor ragende Mah-Häupter abhauen. Nach dem der Friede der Vernunfft und des Menschen/ der Krieg aber der Wildnis und Thiere Eigenschafft ist/ hat ein Fürst diesen als den fruchtbaren Sommer seiner Herrschafft werth zu halten/ und für sich dem alle Gewächse gleichsam tödtenden Winter des Krieges zu hüten. Weil die Menschen aber offt in grimmige Thiere verwildern/ ja im Kriege Panther und Drachen übertreffen/ muß er seine Unterthanen für Beleidigung/ wie ein Gärtner seine Gewächse für Frost/ Hagel/ Krebs und Raupen zu beschirmen bedacht seyn/ niemals aber als aus dringender Noth und hochwichtigen Ursachen und allein umb hernach einen desto sicheren Frieden zu genüssen wider einen andern und gar niemals wider zwey den Degen zücken; stets aber den Oelbaum als das rechte Krieg- und Friedens-Bild für Augen haben. Denn wie aus seinem überaus bitteren Stamme süsses Oel wächst; also solle auch das Honig des Friedens die Frucht des gallichten Krieges seyn. Diese aber wird desto zeitlicher erlangt/ und auch für die Nachkommen befestigt/ wenn der abgenöthigte Krieg nicht schläffrig/ sondern mit Anwendung euserster Kräfften geführt/ die Waffen nicht zerbrochen/ oder dem Roste geopffert/ sondern die edlen Wein-Reben des Friedens umb die Lantzen geflochten werden. Dessen aber hat sich der nicht zu getrösten/ der/ um von andererrn Unglücke Ruhe zu erndten/ zwischen benachbarten Fürsten den Saamen der Zwytracht ausstreuet. Denn dieser breitet sich wie die Wurtzel der Dornhecken weit und breit aus/ und kommt eben so wol als jenem die Keter/ Ameissen und Staaren zu Hauß und Hofe/ der sie in seines Nachbars Garten und Weinberg bannet. Nebst diesem muß er sich auch nicht seine an der Seite oder bey andern Fürsten habende Diener leicht mit jemanden zu brechen verleiten lassen: welche entweder meynen; daß sie ihre Treue nicht besser als durch hitzige Rathschläge bewehren/ wie die Palmbäume mit Saltz-Wasser am glücklichsten zur Fruchtbarkeit gebracht werden können/ oder aus andern Regungen durch ungleiche Auslegung zwischen Königen Mißverstand erregen/ weñ sie nemlich wie die Granat-Aepfel sich verändern/ aus der sänfften Grüne Blut uñ Feuer herfür bringen. Ob nun wol dis Ubel verhütet werden kan/ wenn Fürsten so glücklich sind/ einander ihre eigentliche und gute Meinung gegenwärtig zu entdecken; so ist doch ihre Zusammenkunfft/ so viel möglich/ zu verhüten/ als welche Dienern Anlaß zur Vergleichung ihrer Geschickligkeit/ diese zur Eyversucht/ und endlich zum Kriege giebt. Daher sind ihre Umbarmungen meistentheils gefährlicher als die des Epheu/ und zwar so denn so viel mehr/ wenn sie allzu grosse Vertrauligkeit zeigen. Dahero ist mehr einer mäßigen Bezeugung zu trauen/ und gleiche Häupter müssen einander keine mehrere Verträuligkeit anmuthen/ als die Palmbäume unter sich haben/ welche nicht mit den Wurtzeln/ sondern nur mit den eusersten Aesten sich vermählen und befruchten. Die Lilge lehrt dieses jeden Fürsten/ welche mit ihrem langen Halß zwar alles ihr unterthänige Geblüme beschauet und bestrahlt/ mit der Rose aber niemals Zusammenkunfften halten wil. Eben so wenig muß sich ein Fürst anderer Liebkosungen/ Betheurung und scheinbaren Vorwand durch Leichtgläubigkeit verführen lassen. Daran es denen am wenigsten fehlt/ die Untreu und Veränderung im Schilde führen; und den

Myr-

Myrthenbäumen gleich kommen/ die an Zierde schier alle Bäume wegstechen/ mit ihren annehmlich grünen Zweigen die edelsten Früchte versprechen und doch niemahls die geringsten bringen. Kein Vorwand aber ist der Herrschsucht gemeiner als Gottesfurcht und Freyheit/ da sie doch selbst keines aus beyden lieben/sondern ohne sie wie das Farren-Kraut ohne Blume und Saamen ist/ also auch mit ihm nur Unfruchtbarkeit und unzeitige Geburten zeugen kan. Hingegen muß ein Fürst/ wie die Pomerantzen aus ihrer Schwerde/ die Melonen aus ihrem Geruche und Gewichte/ aus seiner euserlichen Bezeigung die Aufrichtigkeit seines Gemüths kenntbar machen; ja/ wie die Feigen inwendig süsser als euserlich ansehnlich seyn. Wenn aber ein rechtmäßiger Anschlag anfangs andern verdächtig scheinen/ und auf was Arges ausgedeutet werden wil/ stehet es einem Fürsten so wol frey seiner redlichen Sache einen frembden Anstrich zu geben; als der Natur Rosen zu zeugen/ welche früh weiß/ des Mittags roth sind. Denn saugte der Argwohn gleich was schlimmes heraus/ so hat der Fürst doch so wenig Schuld daran als die Rose; wenn ihr denen Bienen so süsse Safft den Kefern zu Giffte wird. Niemals aber soll sich ein Fürst gelüsten lassen/ durch einigen Vorwand oder auch aus ziemlichen Ursachen die Beschaffenheit seiner Herrschafft zu ändern und auf einen andern Fuß zu sätzen. Denn dieses dienet nur zu Beförderung seines Falles/ und geht so wenig von statten/ als wenn man eine Hyacinthe auf einen Narcissen-Stiel/ und den Gipfel einer Ceder auf einen Lerchenbaum sätzen wolte. Hingegen stehet einem Fürsten nicht nur frey/ sondern ist auch seines Amptes anderer betrügliche Anschläge durch Kundschafft auszuforschen/ wie die Gärtner das Saamenwerck in Gefäßen vorher zu prüfen/ auch anderer List durch sinnreiche Künste zu zernichten. Also dienen die zarten Baum-Zweige denen Papegoyen zu einem Mittel ihre Nester daran zu hängen/ daß die schweren Schlangen sie nicht bekriechen können. Ubrigens sind die Maulbeer-Bäume eines Fürsten Lehrmeister/ daß/ wie sie ihnen zu ihrem Ausschlagen und Blühen gute Weile nehmen/ unter allen Bäumen die längsamsten und wegen noch immer besorgter Kälte die vorsichtigsten sind/ hernach aber in Tragung der Früchte gleichsam spornstreichs forteilen / er auch in denen Dingen / welche Zeit leiden/ gleichsam nur denen im Grase kriechenden Schnecken gleiche gehen; jedoch hierbey nicht Zeit und Gelegenheit ein Ding auszumachen versäumen solle. In Sachen aber/ welche einen/ wie der Hagel die Gärte unversehens überfallen/ muß er mit denen den zarten Gewächsen zulauffenden Gärtnern aus den Steigereiffen einen Rathschluß machen; und wenn etwas mit Vernunfft überlegt/ denen zur Vollziehung befehlichten Dienern keine Grübelung verstatten/ noch ihnen zu sehr die Hände binden/ wenn ihnen ein wichtiges Werck in der Ferne/ besonders aber im Kriege vertraut wird/ da in einem Augenblicke die Gelegenheit verschwindet. Denn bey so gestalten Sachen muß man ihrer Gewalt nach Art der Gärtner Lufft machen/ welche denen jungen Bäumen die Rinde aufkerben/ daß sie desto besser in die Dicke wachsen. Seine Rathschläge aber können unmöglich wol von statten gehen/ wenn er nicht die Eigenschafften derer Völcker/ mit denen er gräntzet oder zu schaffen hat/ so wol / als ein Gärtner die der Pflantzen verstehet. Denn iedes Volck hat seine absondere Art/ wie jedes Land unterschiedene Gewächse. Die Deutschen sind gewohnt in Glück und Unglück Farbe zu halten/ wie das Frauen-Haar bey dürrer Hitze zu grünen/ und bey der Kälte nicht zu verwelcken. Auf ihre Treu und Glauben mag man sich sicher verlassen. Denn ihre Freundschafft gleicht den Wein-Reben/ welche auch den verdorrten Ulmenbaum zu umbarmen nicht unterlassen. Die Gallier haben wie das Schilf-Rohr in der Beweg- und Nachgebung

gebung ihre Stärcke/ und beugen ihren Mantel nach dem Winde; jedoch bleiben sie bey ihrer Schwäche unzerbrechlich/ denn sie weichen/ umb nicht zerstossen zu werden. Die Britannier gleichen dem Pfeffer/ welcher von der Zerquetschung mehr Kräffte bekommt. Der Hispanier Fürhaben ist wie der Eichen langsam/ aber tauerhafft/ also daß sie Sturm und Ungemach mehr befestigt als erschüttert. Die Griechen gleichen den weichen Myrthen/ die Asiatischen Völcker den Cypressen/ beyde aber dienen mehr zur Wollust als zu was anderm/ und wie dieser Wurtzeln mit dem Stamme vergehen/ also können sie sich nach einem unglücklichem Streiche nicht wieder erholen. Die Römer aber sind Palm-Bäume/ welche aller andern Völcker Tugenden besitzen/ und die Sieges-Kräntze sind ihnen angebohren. Sie tragen ihre Hertzen im Kopffe/ die Bataver in Lenden/ die Deutschen in der Brust. Jedoch schlägt zuweilen ein und ander Mensch eben so wol als die Pflantzen aus der Art ihres Geschlechts/ daß sie Frembden mehr als ihren Landes-Leuten gleich sind. Daher ein Fürst nicht alles nach einer allgemeinen Richtschnur abmässen/ sondern gleichsam alle Striche der Antlitzer/ wie Gärtner alle Adern und Farben der Gewächse unterscheiden; auch ein schwaches Volck nicht allezeit verächtlich halte/ noch für einem mächtigern sich zur Unzeit fürchte/ oder ihm im̃er mißtrauen muß. Deñ wie schwach die Steinbreche gleich ist/ hat dis Kraut doch die Krafft im Wachsen die Klippen/ und die Goldwurtz im menschlichen Leibe Steine zu zermalmen/ hingegen ist offt eine vier grieffige Riesen-Eiche inwendig nichts als ein ausgefressenes Aaß/ welches ein schwacher Wind zu Bodem wirfft. Ja etliche Reiche scheinen klein und unansehnlich zu seyn/ haben aber so viel oder mehr Kräffte als die weit ausgespannten; wie in dem kleinsten Granat-Apfel gerade so viel Kerne sind/ als ihrer der grösseste selbigen Baumes hat. Wenn es nun zum Kriege kommt/ hat ein Fürst von denen mit zierlichen Dornen so wol prangenden als geharnschten Rosen zu lernen; daß seines Kriegs-Volcks Pracht in sie beschirmenden Waffen bestehet; daß Rosen-Kräntze und Dornen/ nemlich Belohnung und Straffe die Erhalt- und Heilungs-Mittel aller Heere sind/ durch das erste die Tapferkeit aufgemuntert/ durch das andere der Freyheit ein Kapzaum angelegt/ und wenn auch schon ein gantzes Kriegs-Heer durch übrige Nachsicht liederlich und vergewöhnt worden wäre/ selbtes doch theils durch aufgesätzte Tugend-Preiße/ theils durch blutige Striemen wieder zurechte gebracht werde. Welchen Nutzen empfindlicher Streiche die Römer dardurch fürbildeten/ da sie durch die Feldwebel denen sich vergehenden oder ungelernigen Soldaten ins gemein mit Reben-Holtze so bittere Streiche versätzten/ aus welchem doch der süsseste Safft wächset. Das im Haupte der Rosen befindliche Gold aber ist eine Erinnerung: daß ohne Sold kein Kriegs-Knecht leben/ und ohne viel Unkosten so wenig als ohne Waffen kein Krieg geführet werden könne. Gleichwol muß ein Fürst niemals das Hertz fallen lassen/ wenn der Kriegs-Hagel gleich lange Zeit auf ihn loß schlägt. Denn hierdurch werden Länder/ worüber nicht der gemeine Mann/ sondern ein Fürst oder der Adel die Herrschafft haben/ vielmehr befestigt/ welches bey stetem Sonnenscheine der Ruh/ welche Mißgeburten der feigen Wollüste zeuget/ vielleicht zu Grunde gienge. Die vergänglichste Blumen erhalten sich zwischen dem Brande der Nesseln/ und die Egyptischen Feigen werden nicht reif/ bis man sie vorher mit einem Eisen verwundet hat. Wenn aber ein Fürst mit seiner Macht dem Feinde nicht gewachsen ist/ muß er durch verschmitzte Erfindungen seine Schwachheit unterstützen/ umb die Frucht des Friedens einst einzuerndten. Also kommen in kalten Ländern die Gärtner der Natur/ in

ihrem Hertzen/ nemlich der Sonne selbst zu Hülffe/ wenn sie Gläser über die Melonen stürtzen/ daß der Zurückschlag der Sonnen-Strahlen durch Vergrösserung der Hitze sie reif mache. Keines weges aber hat ein Fürst für Klugkeit zu halten/ daß er/ wie zwar in den Richter-Stülen und in der friedlichen Beherrschung der Unterthanen gar wol gethan ist/ im Kriege/ wo er ihm entweder den Freund mehr zu verbinden/ oder einen Feind zu versöhnen vor hat/oder/ wo ihrer viel zu bestraffen sind/ sich mittelmäßiger Rathschläge bediene. Denn der Freund wird es annehmen; daß er von ihm die Hand abzüge/ der Feind aber es für eine Freundschafft erkennen/ und also ihm wenig Danck wissen/ daß er ihn nicht beleidige. Diesemnach ist viel rathsamer/ besonders in denen keinen Verzug leidenden Begäbnüssen einem die Hand/ dem andern die Spitze bieten/ und mit der Lilge die Bienen an sich zu locken/ die Schlangen zu verjagen. Im Garten eines Reichs sind Unterthanen Gewächse/ der Fürst die Sonne. Keines aber muß er so verächtlich halten/ das er nicht mit seinen Strahlen erfreue/ sondern/ daß kein Theil des Gartens unbeschienen bleibe/wie das grosse Welt-Licht nicht auf einer Stelle bleiben. Gleichwol aber ist nicht rathsam/ wegen kleiner Gefährligkeiten/ oder auch bey grossen/ daran aber das Heyl des Reichs nicht hänget/ außer seinem ordentlichem Lauffe schreiten/ und den gantzen Leib mit dem Haupte in Gefahr der Verfinsterung stürtzen. Wie vorsichtig aber ein Fürst gleich seinem Reiche vorstehet/ muß er ihm doch nicht träumen lassen/ daß die Klugheit eine unausreißliche Wurtzel der Glückseeligkeit sey. Vom göttlichen Verhängnüsse rühre her; daß das nur an der Erde klebende Kraut des Frauen-Haares und des Majorans fast ohne alle Wurtzel so schön grünet/ und viel schwache Reiche bey einfältiger Anstalt tauern. Daher auch die Gärtner/welche keine Pflantze ohne Berathung/ ob es ein gutes Zeichen sey/ einsätzen/ mehrmals von denen übertroffen und verlacht werden/ welche sich weder umb die Gestirne noch das Gewitter bekümmern. Nicht anders gelinget es mehrmals denen Fürsten am allerbesten; die besonders in verzweifelten und unaufschüblichen Fällen nicht alles auf die Wage legen/ sondern auf gutes Glück etwas wagen/ und offt dem allerklügsten durch Vermässenheit einen unversehenen Streich versätzen. Wenn aber alle Fädeme der Klugheit und Tugend zerreissen/ und ein Fürst alles gethan hat/was er gesolt und gekönnet/ gleichwol aber alles mißlingt/ oder den Krebsgang geht/ muß er sich nur mit Gedult und Hoffnung gürten/ und seinen Willen nach Leitung der Sonnenwende in die Schickungen des Verhängnüsses geben/ welche sich niemals von der Sonne abwendet/ wenn gleich die von ihr empor gezogene und in Zorn-Wolcken verwandelten Dünste der Erden mit Hagel und Blitz auf sie stürmen. Jedoch muß er hierbey nicht die Hand gar abziehen. Denn sein Glücke vom Zufalle erwarten ist eine alberne Trägheit/ die Einbildung aber/ es sey umb einen schon gethan/ Verzweifelung. Wie viel Sturmwinde gehen ohne sonderbahren Schaden überhin/ welche alle Bäume mit ihren Wurtzeln auszureissen gedräuet haben? Solche Ungewitter zu überstehen kan ein Fürst nichts heilsamers thun/ als wenn er durch Erhaltung einerley Gottesdienstes/ wolfeiler Lebens-Mittel/ der Gerechtigkeit/ guter Künste/ Gleichheit des Vermögens und anderer Dinge unter den Unterthanen die Eintracht befestigt; damit einer nicht dem andern/wie der Lorberbaum den Reben/ der Nußbaum denen Morellen die Sonne benähme/ und sie mit schädlichem Schatten unterdrücke/ oder mit zu geitzigen Wurtzeln ihnen den Safft entziehe. Weßwegen er/ wie kluge Gärtner/ einem jeden seinen rechten Stand zugeben/ den Herrschsüchtigen die Flügel/ den Geitzigen die Adern zu ver-

zu verschneiden; den unverträglichen Kohl- und Lorber-Baum vom Weinstecke/ die feindliche Eiche vom Oelbaume/ die Feigsbohnen von Feigenbäumen zu entfernen hat. Hingegen muß er die durch Vermengung ihrer Wurtzel und Schattens einander fruchtbar machende Myrthen- Oel- und Granat-Aepfel-Bäume neben einander sätzen. Denn die besten Dinge/ wenn sie zusammen zwistig sind/ beschädigen einander/ hingegen macht die Eintracht schädliche Sachen nütze. Also thut der fruchtbare Maulbeer-Baum und die gesunde Raute dem Granat-Aepfel-Baume Abbruch/ die giftige Wolffs-Milch aber macht ihn fruchtbar. Aufrührer muß er mit ihres gleichen/ wie Unkraut mit Unkraut/ Schlangen mit dem giftigen Schatten des Eschbaumes/ und Schilff mit Farren-Kraute vertilgen/ welches/ wenn ein schilffichter Acker mit einer Pflugschar umbgerissen wird/ daran Farren-Kraut hängt/ jenes besser als Eisen und Feuer ausrottet: Auf gleiche Weise ist rathsam und zuläßlich seinen Feinden/ nicht aber Nachbarn aus blosser Mißgunst ihres Wolstandes/ einen andern Feind auf den Hals zu hetzen/ und also seine Kräffte zu zertheilen. Denn hiermit verlieren sie/ wie der Eibenbaum/ wenn man einen Nagel darein schlägt/ das Vermögen Schaden zu thun. Auf die Freundschafft seiner Nachbarn/ ja auch seiner Bluts-Verwandten hat ein Fürst nicht grosse Thürme zu bauen. Denn ein schlechter Wind bricht diesem Baume leicht einen Ast ab. Weil aber der Fürsten Verträuligkeit auf eitel Nutzen zielt/ läßt sie sich wie ein noch am Stamme ein wenig hängender Ast leicht wieder verbinden und ergäntzen. Seinen Freunden und Bunds-Genossen aber muß er auch ohne Absehen einigen Vortheils treulich beystehen/ denn uneigennützige Freundschafft ist die edelste/ wie ungewässerte Salate die süsseste. Fürnemlich hat man ihnen Hülffe zu leisten Ursache/ wenn man dardurch den Krieg ferne von seinen Gräntzen halten kan/ der uns sonst zu Hauß und Hofe käme. Es wäre aber nachdrücklicher und deßwegen rathsamer ihnen mit Volcke als Gelde zu helffen. Denn Fürsten können leichter Waffen/ wie die Rosen ihre Dornen/ als das Gold entrathen/ welches so wol dieser Blume als eines Reiches Hertzblatt ist. Jedoch muß er durch seine Unterstützung die gantze Last nicht derogestalt ihm aufhalsen/ daß ein ander den Kopf aus der Schlinge zeucht. In Wäldern siehet man vielfallende Bäume blühen/ die sie stützenden aber verdorren; und die Undanckbarkeit hat mehr Beyständе im Stiche- und fallen lassen/ als die dem Epheu zur Stütze dienende Bäume verdorret sind. Wenn ein Fürst aber selbst Hülffe von nöthen hat/ muß er selbte von dem/ welcher ihm wegen spaltigen Gottesdienstes/ oder seines auf sein Reich habenden Auges oder Anspruchs verdächtig seyn kan/ nicht leicht suchen/ weniger angebotene/ oder solche/ welche ihm selbst zu Kopffe wachsen könten/ annehmen. Denn/ wenn man im Fallen ist oder den Schwindel kriegt/ umbarmt man mit seinem Schaden so bald eine stachlichte Dornhecke als einen Ulmenbaum/ und die Klugheit lehnt sich selbst offt auf einen zerbrechlichen Rohrstab/ der sie in die Hand schifert. Am allermeisten aber muß er/ außerhalb des Gewerbes/ mit denen Bündnüsse zu machen sich hüten/ welche Feinde mit GOtt sind. Die Seeblumen und Jasminen können nicht neben einander wachsen/ derer jene die Sonne/ die er die Nacht mit Aufschlüßung seiner Blätter verehrt. Wie ansehnlich gleich sonst ein solcher Bundsgenosse ist/ würde er doch ohne den Einfluß der Gottesfurcht einem Reiche so viel als der Schatten eines Lorberbaums denen Weingärten Schaden zuziehen. Am wenigsten aber muß er sich wider GOtt und das Licht des Gottesdienstes selbst auflehnen/ sondern vielmehr nach dem Beyspiele der in dem Phrath wachsenden Wasser- und derselben Blume/ welche

welche die Indianer das Auge der Sonne heissen/ diesen Spiegel der Gottheit bückende verehren; und von dem Gottesdienste glauben; daß er die Krone eines Reichs sey/ und dem Gipfel der Tannen gleiche/ mit dessen Abhauung der gantze Baum zernichtet wird und verdorret. Bey welcher Beschaffenheit er zugleich die Priester zu beleidigen sich wol fürzusehen hat. Denn diese sind die vom Blitz unversehrlichen Lorberbäume/ welche die Häupter der Fürsten selbst für vielen Donnerkeilen behüten und krönen; aber auch ihre Antastung/ wie das im Feuer am allermeisten knackende Lorber-Holtz/ am empfindlichsten und unverträglichsten aufnehmen; und in einem Reiche/ wie zwey an einander geriebene Lorber-Zweige/ unschwer ein grosses Feuer anzünden können. Von den Palmbäumen bekommen die Sieger ihre Kräntze/ aber auch ihre Lehren. Diese tragen erst im hundersten Jahre/ also muß ein Fürst den Sieg nicht mit Ubereilung und vielem Blute der Bürger erzwingen/ sondern die Gelegenheit darzu mit Vernunfft erwarten. Der Palmbaum hat einen Stamm gleichsam mit einer Leiter umb die Hinaufsteigung zu erleichtern. Der Sieg ist vorsichtiger Tugend/ auch so schwer nicht; wenn man sich darinnen nicht übereilt/ die darzu führenden Wege nicht verachtet/ und umb die Ehre allein davon zu tragen/ nicht mit Ausschlagung der Gehülffen/ den Sieg aus Ehrsucht/ oder auch/ wenn man ihn schon in Händen hat/ aus Geitz und Begierde der Beute liederlich verspielt. Des Palmbaums Süßigkeit wächst auf seinem gekröneten Gipfel und des Sieges an seinem völligen Ende/ daher muß dieser bis aufs euserste verfolgt/ und nur nicht tapfer erworben/ sondern klüglich zu nütze gemacht/ jedoch die mit süssen Früchten bereicherten Sieges-Palmen denen Uberwundenen durch Grausamkeit nicht zu Schleen und Wermuth gemacht werden. Wie aber die Palmbäume weder Blätter noch Datteln abfallen lassen/ sondern sie in fester Verwahrung halten; also muß ein Uberwinder nicht stets und ohne seine Versicherung die eroberten Festungen/ umb gleichsam Frieden ihm zu kauffen/ aus den Händen fahren lassen/ noch sich seiner Waffen und Besatzungen entblößen. Und wie die Palme der Last nicht weicht/ sondern so gar durch ihre Krümm- und Erhebung derselben entgegen kommt; also ist es eine schädliche Sanfftmuth im Kriege sich und seine Gräntzen nur vertheidigen/ nicht aber den Feind durch Einbruch in sein Land zu sehr erherben wollen; wie endlich auch der Palmbaum so wol seinen eigenen Gipfel/ als auch mit seinen abgerissenen Zweigen ihre Sieger krönt/ also muß ein Fürst die Helden-Thaten derer/ die durch ihre Tapfferkeit Werckzeuge seines Sieges gewest sind/ mit Belohnung und Ehren-Kräntzen; ja die fürs Vaterland erbliechen/ durch Siegsmaale mit der Krone unsterblichen Nachruhms verehren/ und wie die Lilge ihre güldene Krone für dem Himmel gegen der Erden/ also ein Fürst alle seine Palmen- und Sieges-Kräntze für GOtt als dem obristen Siegs-Herrn demüthig neigen. Wie über dis der Palmbaum mit einer harten Rinde gleichsam gewaffnet ist; also muß ein Fürst auch nach dem Siege den Harnisch nicht wegwerffen. Ja selbst die Rose des güldenen Friedens wächst nirgends sicherer als unter dem Schilde vieler auch nach dem Abfalle der Blumen stehen bleibender Dornen/ welche sonst Vorwitz und Haß/ noch ehe sie aufblühen kan/ in den Knospen abzubrechen begierig ist. Ein Fürst muß sich auch im Lauffe seiner Siege nicht unter dem Scheine des Friedens irre machen/ noch für die Friedens-Rose ihm eine schläfrige Mohnblume eines betrüglichen Stillestandes aufbinden lassen. Er aber muß andern den Frieden erträglich machen; denn welcher den Feind allzu sehr drückt/ kan nicht tauerhafft seyn; sondern veraltert in der Wiege wie die Rosen. Wie die Aertzte auch aus denen alle

andere Blumen an Schönheit und Geruch übertreffenden Rosen viel heilsame Artzneyen und Erquickungen bereiten; so muß ein Fürst den erlangten Frieden zum Labsal des Volcks/ und zur gemeinen Wolfahrt anwehren. Denn dieser ist ja das recht nährende Oel der Länder/ wie der Krieg das sie einäschernde Feuer. Mit jenem blühet der Ackerbau/ die Gärtnerey/ die Handlung und alle Künste; dieser aber macht nichts als Wildnüs und Wüsteneyen. Jener ist der Vater des Reichthums und des Lebens; daher die Egyptier sein Bild mit Lorbern und Rosen bekräntzten; dieser ein Stiffter der Armuths- und Werckmeister des Hungers/ der Pest und des Todes. Weßwegen ein Fürst diesen heiligen Schatz mit beyden Händen halten/ und unter keinem Vorwand selbten von dem giftigen Wurme des Kriegs abfressen lassen muß. Also solte der Lauf eines Fürsten seyn/ und da sonst ins gemein Herrscher je länger je boßhaffter werden/ insonderheit Hartnäckigkeit/ Hoffart/ Geitz und Grausamkeit bey ihnen unaufhörlich wachsen/ muß er mit seinem wachsenden Alter und Schwachheit sich denen von Zeit zu Zeit immer ihren guten Geruch vergrössernden Lilgen/ oder denen reiffen Granat-Aepfeln gleichen/ welche zwar so denn von Zerberstung löchricht/ aber auch durch die hervorblickenden Purper-Kerne so viel schöner werden. Nach dem aber keine Pflantze so kräfftig ist/ daß sie nicht mit dem Alter abnim̃t/ muß er auch nur bey Zeite seine Schwachheiten fühlen/ also sich kluger und bewehrter Räthe Leitung anvertrauẽ/ nicht aber durch eigene ungeschickte Anstalten denen/ die ihn gleichsam anbeten solten/ zum Gelächter machen. Wie nun der Granat-Apfel in sich seinen Saamen/ und die Wurtzel seiner vollkommenen Nachkommen besitzt; also liegt einem verlebtem Fürsten ob/ dem Reiche aus neidischer Ehrsucht keinen schlimmern Nachfolger aufzudringen; sondern umb noch einen bessern durch fleißige Ausarbeit- und kluge Umbschrenckung seines Erbfolgers/ zuweilen auch mit Ausschlüßung seines ungerathenen oder untüchtigen Blutes bekümmert/ auch wormit nach seinem Tode das Reich zu keinem Zanck-Apfel werde/ noch bey seinem Leben umb seine Befestigung bemüht zu seyn. Endlich hat er von der Rose und Granat-Aepfeln zu lernen: daß der Purper weder das Leben verlängere/ noch die Unsterbligkeit zum Gefärthen habe/ und daher sich zu einem behertzten Abtritte aus dem Schau-Platze der Welt fertig zu machen; jedoch sich zu trösten/ daß auch die abgefallenen Rosenblätter und tugendhaffte Todten einen guten Geruch und die Liebe der überlebenden behalten. Diesemnach denn auch ein also lebendig und sterbender Fürst vergewissert seyn kan/ daß er/ wenn gleich der Kern seines himmlischen Geistes sich der Schale des sterblichen Leibes entschütten wird/ dennoch wie ein von seinen Kernen ausgeleerter Granat-Apfel mit einer herrlichen Krone/ nemlich eines unsterblichen Nachruhms/ welches der letzte Geist des menschlichen Thuns ist/ prangen; und also in der Grufft seine Vollkommenheit erreichen werde. Sintemal/ wenn diese nicht mit Ehren blühet/ die Wiege sich keiner Purper-Rosen zu rühmen hat. Mit einem gekröneten Ende aber verwandeln sich alle Dornen der im Leben begangenen Fehler in wolrüchende Blumen/ und sein Reich in den allervollkommensten Garten. Also schloß dieser Barde zu unsäglicher Vergnügung aller Zuhörer. Ariovist aber ward hierüber gleichsam verzücket/ daß er den Barden umbarmte/ und anfieng: O der unschätzbaren Weißheit! Es ist doch sicher in der Welt kein grösser Wunderwerck/ als der Mensch/ und im Menschen nichts wunderwürdigers als der Verstand! Wolte GOtt! ich und alle Fürsten der Welt solten diesen Weisen zu unserm Lehrmeister und geheimsten Rathe haben. Ist es möglich/ daß in dieser Einsamkeit ein unbegreiflicher Verstand

tand die gantze Welt zu beherrschen versperret sey? Warumb lassen die Catten diesen grossen Lyneas in einem leinenen Kittel allhier verschimmeln/ welcher mit Goldstücke belegt/ und m geheimen Rathe zu Mattium oder gar zu Rom die Hand zu führen verdienet? dem Barden fielen etliche Thränen aus den Augen/ und r antwortete: Eines Freundes Auge ist durchdringender als die Sonne. Es reget das Hertze/ und erkieset den Kern eines Dinges unter seinen Schalen. Es nimt wahr/ daß der ansehnliche und von schlechter Ankunfft herrührende Musch und Zibeth der beste Geruch in der Welt sey. Alleine ich bescheide mich meiner Unvollkom̃enheit/ weil auf Erdẽ keine Vollkom̃enheit anzutreffen. Weißheit ist ja wol der sicherste Leitstern eines Fürsten/ aber die Geschäffte sind wie gewisse Gläser/ welche so vielerley Farben zeigen/ so fft man selbte gegen dem Lichte umbwendet. Daher kan Phorcino besser vom Kriege reden/ ls der erfahrne Hannibal solchen führen. Ja wenn gleich Witz und Erfahrung überein stimmen/ schlägt doch das göttliche Verhängnüs ie Hand darein/ und man siehet im Herrschen fft so wol Thoren als Boßhaffte den Zweck erreichen/ als Kluge und Fromme dessen fehlen. lriovist fiel ein: Es ist nicht ohne/ daß kluge Schiffer zuweilen scheutern/ aber nur an blinden Klippen und bey schrecklichem Ungewitter; Unerfahrne gehen hingegen auch bey Sonnenscheine zu Grunde. Daher benimmet ein und nder Zufall nichts der Güte und dem Nutzen er Weißheit. Sie ist das Steuer-Ruder/ hne welches ein Reichs-Schiff ein Spiel und Raub der Wellen/ und ein unfehlbares Opfer es Untergangs ist. Mehrmals erkieset man uch aus Irrthum an statt der eingebildeten Weißheit ihren Schimmer oder Schatten/ a zuweilen gar ihre Feindin die Boßheit. Diese/ wenn ein Aristippus unter dem Scheine des höchsten Gutes die heßlichste Wollust einflößt. Dieser Weisen Lehren gleichen den Büchsen/ welche Uberschrifften heilsamer Artzneyen/ inwendig aber nichts als Gifft haben. Mit dem Schatten armet man sich/ wenn die Mißgunst selbte mit Fleiß hinter Bilder/ Rätzel und Zahlen versteckt/ und wie der seine gelehrteste Schule verschlüßende Aristoteles beschuldigt wird/ nach der Art desselben Meerfisches/ welcher umb nicht gefangen zu werden das Wasser mit einer von sich gelassenen Farbe schwärtzet/ seine Lehren mit Fleiß verdunckelt/ daß sie niemand verstehe. Welche Weißheit dem Pech-Feuer gleiche kommt/ welches mehr Rauch als Licht hat/ und mehr schwärtzet als erleuchtet. Den Schimmer der Warheit lassen sich die bländen/ welche die Hülsen für den Kern erkiesen. Aber die allhier gelehrte Weißheit hat nicht weniger Grund als Licht. Sie versteiget sich nicht in unfruchtbaren Nachgrübelungen/ sondern sie beschäfftigt sich alleine mit Dingen/ die man täglich zu sein und des Volckes Nutzen angewehren kan. Sie ist so tieffsinnig und doch so verständlich/ und/ wie ich mir einbilde/ nicht weniger wolthätig. Keine grössere Wolthat aber köntest du mir/ holdreicher Vater/ leisten/ als wenn du diesen edlen Knaben/ welchen ich als meinen Augapffel und vielleicht lieber als meine künfftige Söhne habe/ zu einem Zuhörer deiner Weißheiten aufzunehmen würdigen woltest. Dieser Knabe war ungefehr zwölff oder dreyzehn Jahr alt/ ungeachtet man ihn seiner Länge halber für etliche Jahr älter geschätzt hätte. Sein Antlitz war für sein Geschlechte bey nahe zu schön/ und eine genungsame Ursache das Frauenzimmer darüber eyversüchtig zu machen. Seine Haut war von solcher Zärte und Reinligkeit/ daß zu zweifeln; Ob der seiner Klugheit halber für allẽ Menschen gepriesene Salomon ihn wie die von der Mohren-Königin

nigin Nicanna verkleideten Knaben unter den Mägdgen aus dem Waschē der Hände und Trübung des Handwassers würde erkennt habē. Seine schneeweisse Lockē spielten ihm umb den Hals/ daß sie keines Mahlers Pinsel zierlicher hätte bildē kõñen. Sie hatten einen herrlichen Glantz/ daß sie weder mit gemahlnē Golde bestreut/ noch mit Gold-Drate durchflochten werden dorfften. Das Haupt war gantz rund. Dieses aber soll ein Zeichen eines grossen Geistes und Verstandes/ wie spitzige Häupter Merckmaale der Narren seyn. Alle Glieder hatten mit einander eine wohl-abgetheilte Gleichheit/ und nicht weniger eine erbare als geschickte Bewegung. Aus seiner Freundligkeit blickte etwas heldenmüthiges / wie aus vollkommenen spielenden Diamanten eine durchdringende Schwärtze. Mit einem Worte: Er schien ein rechtes Meister-Stücke der Natur zu seyn/ und diese Helden-Mutter hatte ihm einen nachdrücklichen Zug aller Augen und Gemüther an sich zu locken eingepflantzt. Der Barde sahe diesen auf Ariovistens Befehl für ihm auf den Knien liegenden Knaben lange Zeit an. So sehr nun die Augen auf ihm erstarreten/ so sehr wallete des Alten Hertze / und hemmete ihm gleichsam die Zunge. Endlich zwang er doch diese Worte heraus: Unsere Schule stehet allen Edlen offen/ diesem Knaben aber hat die Natur das Zeugnüß seines edlen Ursprungs an die Stirne gepreget. Unsere Weißheit hat nichts verdächtiges oder ärgerliches. Daher haben wir nicht von nöthen von iemanden den Eyd der Verschwiegenheit abzuheischen. Ich sehe ihn für einen Deutschen an/ aber die Barden verschmähen keinen Ausländer/ weil die Sitten Eigenschafften der Gemüther/ nicht der Länder/ die Weißheit an kein Volck gebunden/ und aus Morgenland in die kalte Mitternacht gereiset ist. Diesemnach nehme ich diesen Knaben (wormit er ihn zugleich mit beyden Armen umbfaßte) mit Freuden und diesem Wunsche an: daß ich nur ein so guter Werckzeug ihn auszuarbeiten seyn möge/ als er als der Zeug gut zu seyn scheinet. Ariovist bedanckte sich für seine Willfährigkeit aufs verbindlichste/ und versätzte: Jedes Holtz ist zwar nicht geschickt zu zauberischen Hermes-Säulen/ aber aus allem Marmel kan man Bilder der Liebe und des Todes/ Helenen und Affen machen. Es liegt nur an der Kunst und Willen des Werckmeisters/ ob er diß oder jenes daraus machen wil. Weil bir aber der Lehrer so gütig als weise ist; hoffe ich aus seinen Händen einen kurtzen Begrieff der Vollkommenheit zu erlangen.

Hiermit namen sie für dißmal zwar wieder Abschied; aber wenig Tage hernach begab sich Ariovist abermals in diß Behältnüß der Barden/ umb seinen Knaben/ welcher den Nahmen Ehrenfried führte/ ihnen auf sieben Jahr völlig zu übergeben. Thußnelde / Agrippine/ Zirolane / Jubil / Rhemetalces / Siegismund und alle andere anwesende Fürsten meynten/ es dörffte für eine Verletzung ihrer gemachten Verträuligkeit ausgelegt werden/ wenn sie dißmal sich seiner Gesellschafft entschlügen. Da zumal dieser edle Knabe fast alle ihm wohl zu wollen bezauberte / und die Annehmung der Jugend bey den Barden/ wie/ wenn sich iemand in einem Heiligthume einweyhen ließ/ nicht ohne besonderes Feyer zu geschehen pflegte. Sintemal die Barden eben so wohl als die alten Chaldeer/ Egyptier und Griechen die Weißheit für heilig/ ihre fürnehmste Lehren auch für Offenbarungē Gottes hielten/ und daher selbte im Tempel oder an Felsen geweyhter Hölen einschrieben. Sie kamen bald nach der Sonnen Aufgang an bestimten Ort; da die Barden den Ehrenfried bald an der Pforte empfiengen/ ihm Kräntze von vielen wohlrüchenden Blumen nicht nur auff das Haupt setzten/ sondern auch den Leib und alle Glieder damit umbwunden. Also führeten sie ihn zu einem Spiegel-hellen Brunnen/ darinnen sich alle neue Lehrlinge für ihrer Einweyhung baden musten/ gleich als wenn sie daselbst allen Unflat der Unwissenheit abzuschweiffen hätten.

hätten. Welches bey den Barden nichts neu-
s/ weil dergleichen Abwaschungen fast bey al-
er Völcker Weyhungen bräuchlich/ und so
vohl zu Rom als zu Athen so gar in Bädern die
Jugend unterrichtet/ dabey gebadet und einge-
albet ward. Der beym Brunnen stehende
berste Barde fragte den Knaben: Ob er auf
ieben Jahr Gehöre/ Stillschweigen und Ge-
horsam zu versprechen getraute? Denn das
rste würde ihn weise/ das andere vorsichtig/ das
ritte demüthig machen. Ehrenfried antwor-
ete mit einer grossen Freudigkeit: Weil er
hörte/ daß wer nicht weise wäre/ sich keinen
vahrhaften Menschen nennen könte/ wünschte
r ehe zu sterben/ als ein Mittel-Ding zwischen
Menschen und Vieh zu seyn. Nach dieser
Erklärung befahl er dem Knaben sich nackt aus-
uziehen/ und in dem Brunnen zu waschen.
Die darbey stehende Agrippine wolte sich ent-
fernen/ als sie den Knaben von Barden entklei-
en sahe. Thußnelde lächelte/ und fragte:
Warumb sie dieser Einweyhung nicht zuschau-
n wolte? Agrippine antwortete: Weil die
Blösse in ihren Augen ein sehr heßliches Ding
wäre. Und wunderte sie sich/ daß die Barden/
on denen sie doch sonst so viel Weißheit gehört
hätte/ sich derselben nicht schämeten; zumal ih-
em Bedüncken nach sich in Schulen nichts we-
niger schickte/ als nackt seyn. Der ihr gegen-
über stehende Barde hielt ihre Sitten zu verthei-
igen der Nothwendigkeit/ und fiel ihr ein: Wir
eben in dem unschuldigen Deutschlande/ wo die
meisten Einwohner nackt gehen/ und dennoch
euscher/ als die bekleideten sind. In Indien
gehen die Weltweisen selbst bloß/ und in der
Welt die meisten Leute nackt/ besonders unter
den hitzigen Land-Striechen. Gleichwohl weiß
man von allem diesen nicht so viel Uppigkeiten
u erzehlen/ als von denen wollüstigen Persen
und Griechen/ bey denen nicht die Schamhaf-
igkeit/ sondern Hochmuth und Eitelkeit die
Kleider erfunden zu haben scheinet. Denn
wie nichts mehr als die Blösse den Menschen
seines Armuths und Elends überzeuget; also
ist der mühsame Aufputz des Frauenzimmers in
gesponnenes Geld/ künstlich gewebte Seide und
Wolle/ in die Krausung der Haarlocken/ die
Beblümung des Antlitzes nur eine ausgedachte
Entzündung der Begierden; und scheinet/ daß
daselbst die Frauen ihre Brüste nur ver-
decken umb selbte mit mehrer Regung zu
weisen/ und die Männer durch ihre gezwungene
Mißgunst mehr aufzubringen. Es ist damit
beschaffen/ wie mit den Sonnen-Strahlen.
Die auf die Seite schüssenden verursachen viel
grössere Hitze als die gerade untergehenden.
Also entzündet ein wenig von einer nackten
Brust oder von einem entblösten Fusse lüsterne
Gemüther viel kräfftiger/ als was uns gantz
bloß für Augen liegt. Für dem letztern hinge-
gen eckelt selbst die Wollust/ als wie dem Munde
für allzu sehr gezuckerten Speisen. Die Be-
gierde gleichet dem Winde. Denn beyde
stürmen am meisten/ wo sie gehemmet werden/
und legen sich bald in vollkommener Freyheit.
Diesemnach man in Deutschland die Blösse
für das beste Genesungs-Mittel wider die
Geilheit hält/ und besorget; daß nachdem un-
ser Adel von den Nachbarn das Gespinste der
Würmer zu Kleidern erborget/ mit selbtem auch
die Würmer der Wollust eingeschleppt werden
dörfften. Rhemetalces pflichtete dem Barden
bey/ und sagte: Seine Thracier wären eben
der Meynung als die Deutschen/ und ihn wun-
derte/ daß Agrippine als eine Römerin für nack-
ten Knaben eine solche Abscheu trüge/ und mit
Livien gantz nicht übereinstimmte/ welche/ als er
zu Rom gewest/ und der mit ihr fahrende Käy-
ser die auf der Strasse in einem Feyer nackt
herumb lauffenden Knaben wegjagen lassen
wolte/ ihm eingefallen wäre: Ein nackter
Mann wäre in den Augen einer ehrlichen Frau-
en ein todtes Bild. Agrippine ward hierüber
beschämt/ daß sie den Kleidern das Wort zu
reden

reden mehr nicht getraute/ sondern vielmehr die Barden / welche kein Blat für den Mund zu nehmen gewohnt sind/ zu einer gerechten Durchhechelung der Römischen Kleider Uppigkeiten zu veranlassen befürchtete. Hiermit war sie gleichsam gezwungen bey dieser Einweyhung festen Fuß zu setzen / und weil sie selbst mit einer Hand in den Brunn fühlte/ das Wasser aber kälter als den Schnee befand/ und gewahr ward/ daß die Barden den Finger-nackten Ehrenfried / nachdem sie ihn vorher mit Eichel-Oel übergossen und mit Saltze bestreuet hatten / gleich darein eintauchten/ konte sie sich nicht enthalten überlaut zu ruffen : Ob sie diesen zarten Knaben in dem Quell der lasterhaften Kälte/ durch welches der schwartze Nord seinen Frost ausstiesse / tödten wolten? Sie aber lachten darzu/ und einer antwortete : Könten die neugebohrnen Kinder solche bey den Deutschen gewohnten Bäder ausstehen/ würde es diesem erwachsenen und Zweifels-frey in kaltem Wasser abgehärteten Knaben nichts schaden. Er aber selbst lachte ebenfalls darzu/ und verbieß darbey alle Empfindligkeit. So bald er nun wieder aus dem Wasser gezogen ward/ muste er für dem obersten Barden nieder knien / welcher eine Schale voll aus Blumen gedrückten wohlrüchenden Oeles in der Hand hatte/ und zu Stärckung des Gehirnes ihm den Wirbel und die Schläfe einsalbete. Als er nun eben diß auf der Brust verrichten wolte/ ließ er die Schale aus der Hand fallen/ ergrieff mit beyden Armen den Ehrenfried; sagte mit holer Stimme: Ach! mein Sohn! fiel aber überrücke zu Bodem/ und ich hielt den Knaben so feste/ daß er mit ihm über einen Hauffen fiel. Jedermann erschrack über diesem plötzlichen Zufalle; und war bemühet mit Kühl-und Stärckungen dem guten Alten beyzuspringen. Ein Barde raffte sich auch mit dem Ehrenfried/ solchen aus des ohnmächtigen Armen zu reissen. Zirolane / welche so wohl als das andere Frauenzimer mit ihrē bey der Hand habenden Balsam hierbey beschäfftigt war/ kriegte den Knaben hierüber vorwerts recht ins Gesichte; worauff sie des Barden vergaß/ den nackten Knaben umbarmte/ selbten mit einer ungemeinen Entzückung unaufhörlich sonderlich auf die Brust küssete. Dieser Knabe stand hierüber erstarret. Thußnelde/ Agrippine und andere wusten nicht was sie deßwegen dencken solten/ Rhemetalces aber/ als er Zirolanen in einer so heftigen Brunst gegen diesen Knaben entzündet/ und des Umbarmens und Küssens kein Ende machen sah/ entröthete sich anfangs/ hernach erblaßte und zitterte er/ endlich rieß er sich mit den Worten: O verdam̃te Untreu der Weiber! wie ein Blitz davon. Niemand als Hertzog Siegesmund/ weil aller Augen theils auf den sterbenden Barden/ theils auf die entzückte Zirolane gleichsam angepecht waren/ nam Rhemetalcens Verstell-und Entfernung so eigentlich wahr/ daher er ihm auf dem Fusse folgte/ er konte aber weil Liebe und Zorn die geschwindesten Flügel haben / selbten kaum ausserhalb des Gartens/ wo alle Pferde verwahret waren/ ereilen/ als er sich schon mit seinen Reisigen und Schildträger zu Pferde gesetzt hatte. Hertzog Siegesmund fragte: Wer die Ursache seines so plötzlichen Eivers und heimlichen Abschiedes wäre? Rhemetalces antwortete: Ist dieses wohl Fragens werth? Aller anwesenden Augen werden Zungen der Untreu wider die mich aufs ärgste beschimpfende Zirolane seyn? Soll ich dennoch zu meinen Beleidigungen mich unempfindlich/ und zu ihren Vergehungen blind anstellen? Hertzog Siegesmund versetzte: Die Fürstin Zirolane hätte zeither ein so vollkommenes Muster der Tugenden fürgebildet; daß ohne Unrecht sich nichts böses von ihr argwohnen liesse. Das unschuldigste Vorhaben hätte zuweiln einen Schein des Argen/ wie das ärgste

Laster die Gestalt des Guten. Man müste also einer Sache auswarten/ und mehr auf die Wurtzel als Blätter acht geben. Rhemetalces brach ein: Man mache mich nur nicht mit sehenden Augen blind/ und verrede nur in solchen Schwachheiten kein Weib. Sie gleichen in allem dem Meere/ welches bey stillem Wetter die Annehmligkeit selbst/ wenn es aber vom Sturme/ und Weiber von Begierden beunruhigt werden/ sind sie schädlicher und abscheulicher als die Hölle. Sie gleichen dem Brunne des Ammons/ welcher des Tages eyßkalt/ des Nachts siedend heiß ist. Diesemnach mir denn Zirolanens Tugend wider meine eigene Augen eine viel zu ohnmächtige Vertheidigerin ihrer Untreu ist. Die Sitten ietziger Welt sind so beschaffen; daß niemand/ welcher ein Weib verdächtig hält/ für zu leichtgläubig gescholten werden kan. Hertzog Siegesmund begegnete ihm: Jch kan mich nicht genungsam wundern; wie ein so tapferer Fürst sich eine so niedrige Schwachheit/ als die Eiver-Sucht ist/ bemeistern lassen könne. Jch erstaune/ daß Rhemetalces die Tugend/ welcher er sein eigenes Hertze aufgeopfert hat/ durch eine so seltsame Einbildung zum Laster/ sich aber zum Leibeigenen so unzeitiger Regungen machen mag. Weiß er nicht/ daß dieser Eigenschafft und steter Vorsatz ist/ sich an Tugend zu rächen/ weil sie von ihr so sehr im Zaume und unter der Rute gehalten wird? Die Ströme wenden ihre euserste Kräfften an die sie hemmenden Tämme zu durchbohren; Neid/ Argwohn und Verläumdung aber räthet der Unschuld am meisten Dampf anzuthun. Jst es aber wohl der Vernunfft gemäß/ daß/ wenn Zirolane ihrer Ankunfft und ihrer Ehre zu vergessen und die ihr angebohrne Scham-Röthe auszuziehen fähig wäre/ sie in den Augen Rhemetalcens und der gantzen Welt/ in dem Gesichte so vieler/ welche den Lastern Spinnen-feind sind/ ihre Untreue ausüben/ und an einem Kinde ihre rasende Brunst ausüben solte? Warlich/ die Laster scheuen das Tage-Licht/ wie die Eulen/ ja die/ welche gleich keinen Funcken Keuschheit mehr im Hertzen haben/ sondern ihre Ehre feil bieten/ sind so unverschämt nicht/ daß sie ihrem Laster iedermann lassen zusehen. Fürnemlich aber ist die Schamhafftigkeit dem deutschen Frauenzimmer angebohren; diese aber ist der Bodem der Erbarkeit/ wie die Morgen-Röthe der Sonne. So tolle Begierden sind in diesem Lande gantz unbekannte Wahre/ und daher muß die heftige Regung Zirolanens gar was besonders seyn. Er erwarte diesemnach die Auslegung ihrer Entzückung/ ehe er sie verwirfft/ und verdamme seine Zirolane nicht ehe/ als sie sich verantworten kan; wo er nicht selbst seine Liebe der Falschheit/ sein Gemüthe des Unbestandes halber verdächtig machen wil. Das euserliche Ansehn eines Dinges ist ins gemein betrüglich/ und unser Verstand so schwach/ daß man von anderer Thun niemals ohne sich selbst mißzutrauen urtheilen soll. Der ist noch etlicher massen Entschuldigungs-werth/ der durch Verläumdung eines Nebenbuhlers seine Liebe in Galle verwandelt; wer aber sich durch eigenen Argwohn verführet/ kan sich keiner aufrichtigen Liebe rühmen/ welche den Glauben zum Grunde hat/ daß seine Liebste keiner Untreue fähig sey. Alle widrige Zeugen/ ja die Augen sollen ihr verdächtig/ und sie allemal Meisterin über die Eiversucht seyn. Wäre Zirolane gegen diesen Knaben mit unziemlicher Brunst entzündet/ glaubet er/ daß sie so unvorsichtig sie gegen ihn ausschütten würde? Meynet er/ sie sey so einfältig und verstünde nicht/ daß ein Weib/ welches einem andern die Liebe einflössen wolte/ die ihrige nicht gantz zeigen müste? Denn derer Seelen gleich wie Schwefel und Hartzt lodern/ müssen doch einen Schatten der Kaltsinnigkeit behalten/ wenn sie sich nicht wollen verhaßt machen/ an statt/ daß sie einen andern verliebt zu machen gedencken.

Allein ist denn Zirolanens Eigenschafft Rhemetalceen so unbekant? Uberschwemmete sie ihn mit so viel Küssen/ als diesen Knaben/ da sie Rhemetalceen zu lieben anfieng/ oder am heftigsten liebte? Oder war ihre Liebe nicht vielmehr eine Flamme ohne Rauch/ und eine Gemüths-Regung ohne Ungestüm? Hat er iemals den wenigsten Schatten solcher Leichtsinnigkeit an ihr wahrgenommen/ durch welche sie sich der Welt als eine anrichtige zur Schmach und zum Aergernüsse vorstellen solte? Rhemetalces brach ein: Hätte Zirolane mich so inbrünstig geliebet und gehalset/ so würde ich mit diesem Knaben weniger Ursache zu eivern haben. So aber leschet ihre Lauligkeit gegen mir allen Zunder meiner Liebe aus/ und ihre Brunst gegen einem andern entzündet in mir die Eiversucht/ welche die Beständigkeit selbst wie der Schwefel den Stahl zerschmeltzet. Hingegen müste dieser Jüngling kälter als Eyß und unempfindlicher als Eisen seyn/ wenn er von Zirolanens Flam̃en nicht Feuer fienge. Denn Küsse haben nicht nur die nachdrücklichste Macht einen zu entzünden/ sondern eine verborgene Eigenschafft zu bezaubern. Sie gleichen an der Anfälligkeit dem Schaume eines tollē und beissendē Hundes/ welcher aus einem Zahne sein Gifft allen Adern einsäuget. Ja wie die Augē der Basilisken diß/ was sie anstrahlen/ vergiften/ also werden die dem Küssen zuschauende Augen von selbtem angesteckt. Siegesmund ward hierüber ungedultig/ sprang auf sein Pferd/ und fieng an: Fürwahr/ Rhemetalces/ die Ehre der unscheltbaren Zirolane zwinget mich für sie nachdrücklich zu reden. Seine allzu scharffsichtige Augen verrathen eine grosse Blindheit seines Verstandes/ und seine Abtrünnigkeit einen Vorwand seines leichtsinnigen Gemüthes oder seiner Falschheit; welche Zirolanen geheuchelt/ sie aber niemals hertzlich geliebt hat. Sintemal Liebe wohl eine Schwachheit/ niemals aber eine solche Niedrigkeit werden kan. So lange ich nun meine Augen im Kopfe haben werde/ wil ich nicht aufhören/ die tugendhafte Zirolane zu bereden/ daß sie aufhören solte ihn zu lieben/ um keinem undanckbaren die Ehre eines Obsiegs über ein so edles Hertze zu enträumen/ welcher verdiente in Verwirrung und ihrem Hasse zu sterben. Ich kan diese Beschuldigung Zirolanens nicht für einen Fehler der Liebe/ sondern muß sie für eine Boßheit sie zu beschimpfen annehmen. Sie würde Schiffbruch an ihrer Ehre/ ich aber an meinem guten Nahmen leiden/ wenn ich darüber unempfindlich wäre; daß Rhemetalces die unschuldige Zirolane verschmähet/ welcher den so aufrichtig liebenden Siegesmund bey ihr verdrungen hat. Meine Liebe hätte wohl Ursache sich über dieser Entziehung Rhemetalcens zu freuen/ aber meine und ihre Ehre befiehlet mir ihn so lange allhier anzuhalten/ biß er sich erkläre Zirolanen entweder ohne Argwohn zu lieben/ oder zu gestehen; daß sein Verdacht nicht weniger ohne Vernunfft als sein Hertze ohne aufrichtige Liebe sey. Mit diesen Worten zohe Siegesmund von Leder/ Rhemetalces aber hatte als ein Ausländer Bedencken sich mit einem deutschen Fürsten zu schlagen/ fieng also an: Ich weiß nicht was ich fürnehmen soll/ den Fürsten Siegesmund mir vom Leibe zu halten. Vorhin bin ich mit ihm zerfallen/ weil ich Zirolanen und sie mich geliebet/ nunmehr werde ich angefochten/ da sie mir Ursache giebt sie nicht zu lieben. Thue ich Zirolanen durch meine Eiversucht Unrecht/ so hat sie zum wenigsten mehr/ als ich Schuld daran. Meynet Fürst Siegesmund aber ihre Unschuld mit dem Degen zu behaupten/ so stehet niemanden weniger als mir an sie durch meine Waffen schuldig zu machen. Es verbeut mir solches auch das in Deutschland lange Zeit genossene Gast-Recht/ und es ist

wohl eine seltzame Art auf eine solche Weise die Unschuld erhärten/ wo der stärckste der gerechteste ist; wo man/ umb nicht getödtet zu werden/ zu tödten gezwungen wird/ wo der Ausschlag von einem gewandten oder gestrauchelten Pferde/ von einer festen oder springenden Klinge herrühret/ und das Recht gezwungen wird auf des glücklichen Seite zu treten. Hertzog Siegesmund brach ein: Die Waffen hätten in Deutschland schon das Ansehn erlangt; daß ihr Sieg bey keiner ungerechten Sache stehen könte. Diesemnach wäre der unvermeidlichen Nothwendigkeit/ daß Rhemetalces entweder sein Zirolanen angefügtes Unrecht gestünde und verbesserte/ oder daß er sein vermeyntes Recht gegen ihn mit dem Degen behauptete; welcher ihre Ehre zu vertheidigen auf sich genommen/ weil er durch seine Liebe sie beleidigt hätte. Er solte sich daher nur kurtz erklären/ denn es wäre ohne Noth viel Worte zu machen/ wo man mit der Faust was auszuführen hätte. Siegesmund drang hiermit Rhemetalcen so nahe auf den Hals/ daß er seinen Degen zur Gegenwehre auszuziehen und ihm zu sagen genöthigt ward: Die Ehre in einem Feinde wäre eben diß/ was der Stahl in einem Degē. Beyde müsten springen/ wenn man diesen zu sehr beugte/ und jenem es zu nahe brächte. Weil diese Fürsten nun mit einander tapfer anbunden/ hatten die Barden/ oder vielmehr das Frauenzimmer den obersten Barden mit ihren Stärckungen ein wenig wieder zurechte gebracht; daß er Athem schöpfte/ und die Augen öffnete. Diese aber versetzten ihn in eine neue Erstaunung/ als er die Fürstin Zirolane mit Ehrenfrieden fast unzertrennlich verwickelt sahe. Die Liebe lösete auch endlich diesem von Verwirrung des Gemüthes/ wie bey der über dem Haupte des Crösus schwebenden Gefahr seinem von Natur stummen Sohne die Zunge/ daß er anfieng: Wil mir denn die'e Fürstin das Vorrecht meinen gefundenen Sohn zu küssen wegnehmen? Wie schwach er nun gleich war/ erhob er sich doch/ und umbarmte den Knaben Ehrenfried mit der empfindlichsten Weichmüthigkeit. Zirolane ward hierüber gleich'am eiversüchtig und sagte: Ich glaube/ daß niemand als ich zu ihm besseres Recht habe. Welch Recht/ fiel der Barde ein/ gehet der Gewalt eines Vaters für? Der Zeither gleichsam ein Gauckel-Spiel abgebende Ehrenfried that nunmehr auch seinen Mund auf/ und fragte: Wil mich der Himmel heut so glücklich machen/ daß sich ausser meines Fürstens iemand meiner als eines Sohnes annehmē wil? Der alte versetzte: Er machet mich und dich heute viel glücklicher/ als du meynst. Denn er schencket mir meinen wahrhaften Sohn/ und dir deinen rechten Vater. Hiermit rieß er sein leinenes Kleid auf/ zeigte ihm auf seiner nackten Brust eine kleine schwartze Bären-Tatze/ und sagte wider ihn: Sihest du nun/ liebster Sohn/ das Merckmal/ welches die Natur dir und mir auf die Brust gedrückt/ und das Glücke darmit unwidersprechlich erhärtet hat: daß du mein ungezweifelter Sohn/ ich aber dein wahrer Vater sey. Ehrenfried erstarrete zwar hierüber ein wenig/ bald aber fiel er dem Barden umb seine Knie/ und klebte daran wie eine Klette/ iedoch war er nicht mächtig ein Wort aufzubringen/ sondern seine Thränen musten Vorredner seiner kindlichen Liebe seyn. Der Barde aber schüttete umb seinen aufgefundenen Sohn so viel mehr zu vergnügen alle Geheimnüsse seines Hertzens aus/ und sagte: Lasse dichs nicht gereuen/ daß du deinen Vater in dieser unschuldigen Einsamkeit/ in dieser heiligen Einfalt gefunden hast. Die Gestirne werden aus Thälern eigentlicher gesehen/ als von Bergen/ und in solcher

Niedrigkeit des Lebens kommet man Gotte am nechsten / welche doch edler Ankunfft den geringsten Abbruch thut. Dieses auf deiner und meiner Brust stehendes Siegel ist dir ietzt eine genungsame Versicherung / daß wir so wenig aus Knechten entsprossen / als Perlen und Purpur-Schnecken in gemeinen Muscheln wachsen. Die Zeichnungen der Natur sind unfehlbare Anweisungen inwendiger Kräffte. Das wider die Schlangen-Stiche dienende Schlangen-Kraut hat die Gestalt der Schlangen / das Leber-Kraut die Farbe der Leber / die dem Krebse widerstehenden Erd-Beeren das Feuer des Krebses an sich. Die Früchte der den Stein zermalmenden Steinbreche gleichen den Nieren-Steinen. Lerne diesemnach aus meiner Bären-Tatze deinen Vater / daß er kein furchtsames Thier gewesen / und die auf deiner Brust erinnere dich / daß darinnen nur wie in dem ebenfalls mit einem Löwen von der Natur bezeichneten Pyrrhus ein unerschrockenes Löwen-Hertze wohnen solle. Zirolane war über dem auf des Barden Brust erblickten Merckmale schier zum Stein worden / gleichwohl aber faßte sie seine Rede mit genauester Aufmerckung; iedoch konte sie sich länger nicht enthalten / daß sie mit einem Arme dem Barden / mit dem andern dem Ehrenfried aufs neue umb den Hals fiel / und Wechsels-weise bald einem / bald dem andern die geistigsten Küsse als anklebende Siegel ihrer Liebe aufdrückte. Der Barde wuste sich hierein nicht zu finden; fragte also / was denn sie für Lust aus Störung ihrer Ergötzligkeit schöpfte / oder was sie für Recht hätte / sich mit ihrer Freude und Verwandschafft zu betheilen? Zirolane eröffnete an statt verlangter Antwort ihren mit den schönsten Brüsten der Welt angefülleten Busem / und zeigete zwischen ihren zweyen schnee-weissen Paradiß-Aepfeln eine so eigentlich gebildete Bären-Klaue / als immer die des Barden und Ehrenfrieds war. Dieses Merckmal / sagte sie / wird meinen Anspruch an beyde hoffentlich zur Gnüge rechtfertigen; und wo mir mein Hertze ein falscher Wahrsager ist / mich heute zu eines Tochter / zu des andern Schwester machen. Der Barde fiel Zirolanen nunmehr so begierig umb den Hals / als vorher dem Knaben / er erstarrete aber und erkaltete an ihr wie Eiß / also / daß sie dieses zum ersten wahrnehmende / zu ruffen anfieng: Hilff Himmel! hast du / holdseliger Vater / zu dem Ende hier deine Tochter gefunden / daß dir deine Tochter zur Baare werden muß? Ehrenfried / welcher den Barden umbarmte / und Zirolanen küßte / erstarrte bey Wahrnehmung / daß der Barde als ein Todter verblaßte / wie ein Scheit erstarrete. Die umbstehenden kamen ihr zwar aufs neue mit Reiben und Kühlen zu Hülffe / aber umbsonst. Denn der Barde war eyßkalt und steintodt. Zirolane und Ehrenfried warffen sich auf seine niedergesänckte Leiche / bethränten und küßten sie unaufhörlich / gleich als wenn die Thränen die versiegene Feuchtigkeit des Lebens einem Todten einflössen / die Küsse aber die verlassene Wärmbde des Geblütes wieder anzünden könte. Hierzu kam ein ander eyßgrauer Barde / welcher als er den obersten Barden auf der Erden todt liegen sahe / sich durch Haar ausrauffen und andere den Barde sonst ungewohnte Ungeberden nicht wenig verstellte / und zu ruffen anfieng: O grausames Verhängnüs! Warum lässest du den Wütterich Marbod leben / und warumb muß der tapfere Hertzog Gottwald für ihm seinen Geist aufgeben? Wo bleiben die glaubhafften Wahrsagungen / daß dieser weise Fürst der Gothanen für seinem Tode noch aufs höchste

solte erfreuet werden. Thußnelde fragte also-fort: Ob denn dieser todte Barde der berühmte Hertzog Gottwald des Bojischen Königes Sicannir Eydam wäre/ welcher durch Ehrgeitz seiner Schwester Marmeline und die Gewalt ihres Ehmanns Marbod seiner väterlichen Herrschafft wäre beraubet worden? Freylich ist er es/ antwortete der Barde; Aber ach! der betrüglichen Wahrsagungen/ wo leider! ist die Freude/ mit welcher Hoffnung und Schatten wir uns manchmal frühzeitig gekitzelt haben! Wir Alberen wollen weise seyn/ und lassen uns durch vermeinte Vorsehung künfftiger Dinge wie durch Träume betrügen/ welchen man aus thörichter Einfalt wie den Calender-Schreibern glaubet / ungeachtet sie unter hunderten kaum einmahl eintreffen. Thußnelde begegnete diesem Barden: Wenn die angezogenen Wahrsagungen nichts anders als von dieses Todten Freude gemeldet; haben sie mehr denn allzu sehr eingetroffen; sintemal er wie die zwey Mütter zu Rom/ welche ihre für erschlagen gehaltene Söhne unverhofft ins Gesichte bekamen/ für Freuden gestorben ist. Der Barde fragte: Ist denn aber der Brunn seiner Freude mit seinem Leben versiegen? Und was für eine wichtige Ursache ist es denn gewest; daß diesen großmüthigen Fürsten die Freude erstecket/ welchen kein trauriger Unglücks-Strick aus seinen Angeln zu sätzen weniger zu erwürgen vermocht hat. Thußnelde antwortete: Wie es leichter ist beym Unglücke als Glücke Farbe zu halten/ also werden die Menschen ehe durch die von übermäßiger Freude sich ausbreitenden Lebens-Geister entseelet/ als das Hertze durch das von Schrecken oder Furcht zusammen lauffende Geblüte ersäuffet. Seine Freude aber ist billich grösser als der zwey Römischen Mütter gewest; weil jede derer nur einen Sohn/ Hertzog Gottwald aber zugleich Sohn und Tochter wieder gefunden. Hilf Himmel! rief der Barde/ hat Gottwald seine Kinder wieder gefunden? welche sind es denn? Hiermit sahe er Zirolanen/ bald den Ehrenfried/ welche noch immer auf Gottwaldes Leiche lagen/ starck an/ und endlich sagte er: Es ist wahr/ ich finde alle Striche der Aehnligkeit mit Gottwalden in dieses Knabens/ und der Mutter Hedwig in dieser Fürstin Gesichte. Aber ich wil die Warheit bald aus einem gewissern Kennzeichen erfahren. Hierauf rieß er dem Ehrenfried sein Kleid auf/ und als er auf seiner Brust die Bären-Tatze erblickte/ umbarmte er ihn mit nicht weniger Empfindligkeit als vorhin sein Vater/ nennete ihn seinen Sohn/ seinen Enckel/ den Stab seines Alters/ seine Hertzens-Lust/ welche nunmehr auch das bitterste in der Welt/ nemlich den Tod ihm versüssen würde. Also gebahrte er auch wechselsweise mit der Fürstin Zirolane. Alle Anwesenden konten sich hierüber dieser seltzamen Verwickelung der Freude und des Leides nicht genungsam verwundern/ ja ihre Gemüther nahmen bald der Wehklagenden Schmertz/ bald der einander küssenden Ergötzligkeit/ wie der Cameleon die Farbe dessen/ worauf er lieget/ an. Sie vergnügten sich über Zirolanens/ Ehrenfrieds und dieses steinalten Barden verwechselten Umbarmungen; wurden aber bald durch diese unvermuthete Trauer-Post bestürtzet / daß Fürst Siegesmund vom Rhemetalces bis auf den Tod verwundet worden wäre / und nicht ferne vom Garten läge. Am meisten aber erschrack seine Schwester die Hertzogin Thußnelde / welche auch unveränderten Fusses aus dem Garten ihm zueilte/ die meisten Anwesenden auch ihr folgten. Sie funden ihn in einem verzweifelten Zustande auf der Erde liegend/ denn sein gantzer Leib war gleichsam voller Blut-Quellen/ sein Antlitz dem Schnee ähnlich / seine Glieder eyskalt/ und er rechelte nur noch ein wenig. Thußnelde wehklagte über den Unfall dieses in ihren Augen

schon todten Bruders aufs beweglichste/ betauerte und machte sich selbst Gewissen/ daß/ da sie doch zwischen ihm und Rhemetalceen die Eyversucht wegen Zirolanens gewüst/ sie ihre natürliche Liebe von der Höfligkeit hätte überwiegẽ lassen/ und nicht auf Mittel gesonnen sie zwey von einander zu entfernen. Sie schalt ihren Unverstand/ welcher nicht nachgedacht/ daß Neid und Eyversucht dem Staube zerstossener Diamanten gleichete/ welcher zwar langsam/aber endlich doch tödtete; und daß Rhemetalceen die genossenen Wolthaten an solchen Thätligkeiten nicht hindern würden/ weil doch niemand wäre/ der seine Vergnügung nicht seiner Verbindligkeit vorzüge. Unter ihren Wehklagen waren zwey Barden umb den Fürsten Siegesmund sehr beschäfftigt/ stillten ihm auch mit einem Steine und gewissen Kräutern eben so geschwinde/ als der Wurtzelmann zu Meyntz dem Flavius das Blut/ und weil nach etlichen Stärckungen sich der Puls wiederfand/ trösteten sie/daß an seinem Leben noch nicht gäntzlich zu zweifeln wäre. Dahero deñ auf aller Gutachten Siegesmund in Garten zu tragen/ und den flüchtigen Rhemetalcees zu verfolgen beschlossen ward. Thußnelde/ ungeachtet sie diese Beleidigung am nechsten angieng/ war gleichwol aus Erinnerung voriger Händel für Rhemetalcens Unschuld bekümmert/ ließ also Siegesmunds Waffenträger vor sich kommen/ und befahl ihnen: Sie solten ohne Heucheley gegen ihrem Herrn den warhafften Verlauff erzehlen. Wie aber jedweder Sinn seine besondere Sprache hat/ und bisweilen einer/ der die wenigsten Werckzeuge zu reden hat/die besten Redner in der Beredsamkeit übertrifft/ also gaben ihre Gebehrden ehe zu verstehen: daß Siegesmund sich an Rhemetalceen gerieben hätte/ ehe sie noch dis/ was für ihrem Gefechte vorgegangen war/ erzählten. Dieses hätte Rhemetalcees zu seiner blossen Nothwehre eingegangen wäre dem Fürsten Siegesmund sich alleine vertheidigende ein ziemlich Stück gewiechen/ und hätten endlich sie beyde aus Müdigkeit gegen einander verblasen. Zwischen dieser Zeit wären etliche Alemännische Ritter dazu kommen/ welchen zwölf beladene Maulesel gefolget; die ersten vier wären mit schwartzen Sammeten Decken darauf das Cheruskische Pferd von Golde gestückt gewest/ die andern mit blau Sammeten Decken und dem darauf von Silber gestickten Cattischen Löwen/die letzten vier mit roth Sammeten Decken und dem darauf von Golde gestückten Adler der Marsinger beleget gewesen. Die ersten wären/ der Führer Ansage nach/ Thußnelden/ die andern der Hertzogin Erdmuth/ die letzten Zirolanen vom Fürsten Ariovist zugeschickt worden; welche auch noch außerhalb des Gartens dieser Gelegenheit erwarteten/ solche denen drey Fürstinnen zu überliefern. Diese Nachricht wäre gleichsam ein Lermenhorn gewest; daß Siegesmund und Rhemetalces einander aufs neue viel grimmiger als vor angefallen/ Rhemetalcees auch nicht mehr sich nur beschirmet/ sondern auch nach ausgestossenen Worten: Ich wil heute mich an der untreuen Zirolane und an ihren zweyen Liebhabern rächen/ den Fürsten Siegesmund zu fällen sich eyvrigst bemühet hätte. Gleichwol aber wäre Siegesmund so glücklich gewest ihn am ersten in die Achsel zu verwunden. Aber Rhemetalcees wäre bey Erblickung seines Blutes nur eyfriger und behertzter worden. Uber dis hätte ihn die Güte seines schnellen und gewandten Pferdes für dem Fürsten Siegesmund einen mercklichen Vortheil gegeben/ Siegesmunden einen Hieb in den rechten Arm und/ weil durch desselben Schwächung er keine rechte Gegenwehr mehr thun können/ folgends einen ins Haupt und in die Seite zu versätzen/ worvon er auch auf dem Pferde gesuncken/ und von ihnen vollends herab genommen worden

wäre. Rhemetalces hätte hierauf dem Pferde die Sporne gegeben/ und wäre mit seinem Reysigen davon geritten. Thußnelde hörte dis mit nicht wenigem Unwillen/ sagte aber: Sie müste Rhemetalceen abermals recht geben/ und wäre ihr leid/ daß er durch seine Flucht gegen den Deutschen ein so grosses Mißtrauen/ gegen Zirolanen aber eine so unbegründete Eyversucht geschöpfft/ ihm also einen so unschätzbaren Verlust zugezogen hätte. Hertzog Jubil/ welcher mit Rhemetalceen jederzeit in grosser Verträuligkeit gelebet hatte/ schlug ihr daher für/ ihm den Ritter Limpurg nachzuschicken; Welches sie und alle andere beliebten/ Limpurg auch willigst übernam. Hierauf kehrten sie alle wieder in Garten/ funden aber daselbst die/ welche sie in Umbarmung Ehrenfrieds und des alten Barden verlassen hatten/ in einer gantz anderen Verstellung. Deñ nachdem Zirolane vernommen/ daß Rhemetalces den Fürsten Siegesmund so gefährlich verwundet hätte/ verwandelte sich ihre mit Leid vermischte Vergnügung in ein heftiges Schrecken; seine verlautende Flucht verwirrte ihren Verstand/ die Nachricht aber/ daß Rhemetalces ihr Untreue beygemäßen und sich an ihr zu rächen gedräut hätte/ überschwemmete ihr Hertz auf einmahl mit so viel Liebe/ Wehmuth/ Rachgier und Ungedult/ daß selbtes ärger als ein von Blitz und Wellen bestürmtes Schiff beängstiget/ und sie ihr selbst nicht mehr ähnlich war. Nach vielem Seufzen fiel sie ihr selbst in die Haare/ zerkratzte ihre Wangen/ schlug ihre Brüste/ gleich als weñ sie durchs lezte alle Gemüths-Regungen daraus verjagen/ mit dem andern ihren Spiegel der Schönheit umb nicht mehr geliebt zu werden/ verterben/ mit dem ersten das zwischen ihr und Rhemetalceen verknüpffte Band zerreissen wolte. Endlich kam ihr/ niemand wuste woher/ ein Messer in die Hand/ mit welchem sie ihr besorglich ein Leid angethan hätte; wenn nicht der alte Barde ihr in die Armen gefallen wäre/ und solches ihr mit Gewalt ausgerissen/ und ihr eingeredet hätte: Ob sie nunmehr alle Vernunfft und Großmüthigkeit ausziehen wolte/ nachdem sie erfahren: daß sie des unerschreckenen Hertzog Gottwalds/ und der tugendhafften Fürstin Hedwig Tochter wäre? Ob ihr unbekandt wäre/ daß Leuten von so hoher Ankunfft nichts unanständiger wäre/ als eine so grosse Gemüths-Schwachheit. Sintemahl sie sich denen Begierden unterwürffen/ welche so kühn wären/ daß sie sich nicht scheueten GOtt zu widerstreben. Ob sie nicht wüste/ daß die Angst ein niederfallender Blasebalg wäre/ welcher uns das Licht des Lebens ausbliesse; Hoffnung aber einer/ der aufgezogen würde/ wordurch bedrängte Seelen Lufft schöpfften? Ob sie so neu in der Liebe wäre; daß sie nicht wüste; die Bekümmernüs wäre in ihr/ was das Saltz in Speisen und die Schärffe in der Süßigkeit? Rhemetalceens Zorn würde eine Verneuerung seiner heftigen Liebe seyn; welche eben so wol als das Meer zuweilen eines Sturmes vonnöthen hätte/ wenn sie nicht veraltern/ wie dieses vom Stillstehen faulen solte. Diesem nach verdiente der Schmertz in der Liebe eben so wol als die bittere Aloe in vergüldeten Pillen ihrer heilsamen Würckungen halber mit besserem Rechte den Nahmen des Goldes/ als das sie bedeckende Gold selbst. Seine Ungedult/ welche ohne dis das rechte Kennzeichen einer heftigen Liebe wäre/ rührte aus einem bloßen Irrthume her; welcher durch vernommene Warheit/ weßwegen der Ritter Limpurg ihm den Traum recht auszulegen schon abgeschickt wäre/ wie ein Nebel von der Sonne würde zu Bodem gedrucket werden. Wahre Liebe vertrüge tausend Fehler; daher machte sie die ihrige verdächtig/ daß sie an Rhemetalceen nicht einen vertragen wolte. Denn eines jeden Thun wäre ein Pinsel seines Gemüthes. Also gereichete ihre Ungebehrdung nicht nur zu ihrem Verterb/ sondern auch zu ihrer Verkleinerung. Daher müste sie

gedultig leiden/ und mit Hertzhafftigkeit hoffen. Sintemahl Mißtrauen ein Gifft der Liebe/ Schmertz des Lebens/ Gedult und Hoffnung aber ihr Bezoar wäre. Zirolane gab eine gute Weile nichts anders zur Antwort als Seufftzer/ hernach übermeisterte der Zorn abermals ihre Wehmuth/ gleich als wenn alle Gemüths-Regungen ihr Hertze zu ihrem Kampf-Platze erkieset hätten. Aus ihren Augen sprüeten Funcken der Rache/ und ihr Mund konte nichts anders/ als/ O untreuer und undanckbarer Rhemetalces! herfür bringen. Aber weder Mund noch Augen konten verstellen/ daß aus jenem nur die Süßigkeit/ aus diesem nur der Zunder der Liebe entspringen könte. Sie runtzelte zwar die Stirne/ und wolte mit Senckung der Augenbraunen die Anmuth ihrer Augen verdüstern; weil aber die Liebe schon ihre Meisterin worden war/ und die Aug-Aepffel als ihre Gestirne besessen hatte/ ließ sie doch ihre Holdseeligkeit daraus nicht vertilgen. Diesem nach denn ihre Wehmuth bald wider ihre Entrüstung ablösete/ und nachdem sie ihre Wangen aufs neue mit einer Bach voll Thränen bewässert hatte/ fieng sie mit einer grossen Schwermüthigkeit an: Liebe und Schmertz hätten für allen andern Gemüths-Regungen eine besondere Freyheit/ daß an ihnen so wenig als am beweglichem Schilffe die Schwachheit scheltbar wäre. Sie hätte Rhemetalcen unzählbare und unfehlbare Merckmaale ihrer hertzlichen Liebe gezeiget/ sie hätte sich eifrig bemühet ihm sein Begehren an den Augen anzusehen/ nun aber entbräche er sich ihrer als einer Untreuen. Sie hätte ihm fast mehr Versicherungen ihrer Aufrichtigkeit gethan/ als die Eigenschafft/ welche sonsten nie ohne Wehen gebohren würde/ und die Gesätze ihres Geschlechtes zuließen/ welches seine Liebhaber durch Härtigkeit wie das Gold durchs Feuer prüfete. Rhemetalces hätte unter tausenden alleine das Glücke gehabt an ihr Rosen ohne Dornen zu finden. Aber ins gemein liesse das Wasser/ welches zur Glückseligkeit führte/ ins Meer der Vergessenheit. Rhemetalces müste nichts mehr von Zirolanens Treuhertzigkeit wissen/ da doch sonst selten der Liebe und dem Hasse das Gedächtnüs entfiele. Wolte GOtt aber/ die Vergessenheit wäre sein grösser Undanck; und er schwärtzete nur nicht seine Wolthäterin mit übeler Nachrede! Allein diese wäre ins gemein das Messer/ damit der Undanck seine Verbindligkeiten zerschnitte. Denn diese wären Geburts-Schmertzen derer/ welche wegen genossener Wolthat sich Schuldner zu seyn wüsten. Die Einbildung wäre zwar fähig in ihrer Schoos tausend Ungeheuer zu empfangen; gleichwol aber dis nicht/ was von aller glaubwürdigen Mögligkeit entfernet wäre/ wie dis/ daß sie einen so vollkommenen Fürsten aus ihrem Hertzen bannen und sich mit einem unmannbaren Kinde so schändlich vergehen solte. Aber vielleicht brütete Rhemetalcens Hertze die Eyer der Untreu aus/ die er ihrem unterlegen wolte. Ein Verliebter schriebe aufs Papier der Gelegenheit sein Verlangen; und eignete der das Laster gebrochener Treue zu/ mit welcher er zu brechen Lust hätte. Aber wie möchte sie den einen Verliebten nennen/ welcher mit der Farbe der Liebe nur seine Wollust überfirnßt hätte/ welche niemals nichts suchte/ als was sie nicht besaße. Thußnelde fiel Zirolanen ein: Es gäbe in der Menschen Hertzen und im Verstande so viel Klippen und Sandbäncke/ als im Meere. Die menschlichen Regungen wären so wilde als die Sturmwinde/ welche die Klügsten nicht zu bändigen wüsten/ ja es erfoderte eine zweyfache Klugheit klug zu seyn/ wenn die Begierden zu Pferde säßen; daher solte sie von Rhemetalcen nichts übermenschliches fordern/ und seinen aus allzu grosser Liebe herrührenden Fehltritt nicht als eine unvergebliche Beleidigung aufnehmen. Wahre Liebe hätte die Eigenschafft köstlichen Balsams/ welcher Fäule und Leichen vom Gestanck und Verwe-

Verwesung bewahrte. Sie wendete alles zum besten/ entschuldigte und verhüllte die Gebrechen der Geliebten. Die/ welche alle ihre Schwachheiten zu verstellen wüsten/ wären so wenig die redlichsten als die kläresten Wasser die gesündesten. Die Natur hätte ihr zwar eine Beeren-Tatze auf die Brust gepreget/ aber diese müste keine Erinnerung zur Grausamkeit weniger ein Anlaß ihren Liebsten zu zerfleischen/ welche ihren Voreltern ein Merckmaal der Tapferkeit/ und ein Sporn zur Tugend gewest wäre. GOtt hätte sie heute mit einem Vater und Bruder beschencket/ und sie wolte ihren Liebsten verstossen? Wie es offt heilsam wäre den Ursprung eines Zufalls nicht wissen/ also gereichten offt/ besonders in Lieben/ Unfälle zu desto grösserer Vergnügung. Ein trächtiger Elefant müste zwölf Jahre tragen/ die Dattelbäume blüheten erst im hundersten Jahre/ also müsten auch die edlen Früchte der Liebe Zeit zu ihrer Reifwerdung haben. Agrippina redete ihr Wort auch hierzu/ und sagte: Vielleicht wäre Rhemetalcens Entfernung auch nur eine kluge Erfindung Zirolanens Liebe zu prüfen/ oder sie noch mehr anzuzünden. Denn Liebhaber gleichten wie in vielen/ also auch hierinnen den Jägern/ welche nach gestellten Netzen davon giengen/ umb durch ihre Flucht das einfältige Wild in die Schlingen zu locken. Zirolane ward hierüber mehr schamroth als getröstet/ daher muste sie nur ihre Seufzer in ihrem Hertzen/ aber mit so viel mehr Pein verstecken/ und die Thränen zwangen sie/ daß sie in ihren Augen gefrieren musten. Gleichwol aber stieß ihre Ungedult noch diese Worte heraus: Gehe immer hin/ grausamer Rhemetalces/ zu deinen rauhen Thraciern/ derer Weiber von Raserey und Zerfleischung des liebwehrten Orpheus berühmt sind; derer Grausamkeit abzumahlen du deine Zunge selbst für einen unvermögenden Pinsel gehalten hast. Gehe hin/ und suche deine Ergetzligkeit an einer andern/ weil meine keusche Liebe dir vielleicht zu kaltsinnig gewest; damit eine heissere dein Vergnügen einäschere/ und statt meiner unschuldigen Bitterkeit dich mit ihrer Süßigkeit vergiffte! Gehe hin! und weil du dich für einer Fürstin entsätzest/ welche auf der Brust mit einer Bärentatze bezeichnet ist; so erkiese dir eine/ welche Greiffen-Klauen oder Schlangen im Hertzen hat! der alte Barde fiel Zirolanen ein/ und sagte: Sie möchte doch ihrer hohen Ankunfft durch solch Wehklagen kein so grosses Unrecht thun; gleich als wenn sie außer diesem frembden Fürsten keine vergnügende Liebe und keine anständige Heyrath zu hoffen hätte. Das von der Natur auf ihre Brust gedruckte Ehrenmaal diente ihr zu einem unfehlbaren Zeugnüsse/ daß sie aus dem uralten Hause der Gothonischen Fürsten entsprossen wäre/ derer Herrschafft sich bis über die Nord-Spitze und unter den Nordlichen Angelstern erstrecket hätte; derer Brust sie gleichsam rechtfertigte/ daß der Himmel dis/ was unter denen zwey gestirnten Bären gelegen wäre/ ihrer Bothmäßigkeit unterworffen hätte. Käyser August hätte zwar die Merckmaale des gestirnten Bäres oder Drachens an seinem Leibe gehabt; aber der Gothonischen Fürsten gantzes Geschlechte hätte dieses herrliche Vorrecht von Natur/ daß selbtem kein falsches Reiß eingepfropfft werden könte. Diesemnach möchten alle Fürsten für ein grosses Glück schätzen/ welche mit einem Zweige von diesem hochansehnlichen Stammbaume ihr Hauß ansehnlich machen könten. Ariovist fragte: Ob denn die Gothonischen Fürsten alle und jederzeit mit solchen Bärentatzen wären bezeichnet gewest? Denn ob er zwar davon mehrmahls gehöret/ hätte er es doch neben die Erzehlung gerechnet; daß alle Nachkommen des Pelops eine helffenbeinerne Schulter/ wie sie ihm Ceres angemacht/ und alle des aus den gesäeten Drachen-Zähnen des Cadmus entsprossenen Geschlechtes einen Drachen am Leibe haben sollen;

der alte Barde betheuerte: daß dis Kennzeichen von undencklichen Jahren her bey diesem Hause gewest wäre/ und er selbst solches an etlichen alten Gothonischen Fürsten angemercket hätte. Dionysius Perigetes/ welcher Agrippinen begleitete/ sagte: Es wäre an dergleichen angebohrnen Maalen nicht zu zweifeln; sintemal auch gantze Völcker ihre unveränderliche Kennzeichen hätten/ der Mohren Kinder blieben lange schwartz in Nord/ und die Deutschen weiß in Sud-Ländern. Diese alle hätten gelbe Haare/ wie die Cimbern weisse; und alle Veneder Himmel-blaue/ die Albaner graue Augen. Zu Rom hätten alle Domitier rothe Bärte: aus der Cincinnater Geschlechte krause Haarlocken; alle Crassen wären dicke/ und alle Plancken breitfüßigt. Der Barde fiel ein: dieses wäre etwas gar gemeines/ und rührte aus der allgemeinen Aehnligkeit zwischen Eltern und Kindern her/ welche sich so gar auf die Gemüther erstreckte/ also daß zu Rom alle Appier für grausam/ alle Asinier für wilde/ alle Brutier für beständig/ alle Caßier für ernsthaft; alle Claudier für hoffärtig/ alle Ledier für frölich; alle Manlier für hartnäckicht/ alle Valerier für gütig/ alle Scipianer für kriegrisch/ alle Fabier für Liebhaber des Vaterlandes/ und in Deutschland alle Cattische Fürsten für hertzhafft/ alle Sicambrische für verwegen/ alle Alemannische für klug/ alle Cheruskische für gütig; und wegen gewisser Eigenschafften in diesem oder jenem Landesstriche alle von Athen/ Sparta und Rom für ehrsüchtig; alle aus Asien für wollüstig/ alle Campanier für hoffärtig/ alle Gallier für leichtsinnig/ alle Griechen tiefsinnig/ alle Hispanier für ruhmräthig/ die Italiener für rochgierig/ alle Sicilier für böse/ die Syrer für geitzig/ die Mauritanier für betrüglich/ die Deutschen für friedliebend/ und doch für behertzt gehalten würden. Alleine diese Sitten änderten sich doch mit dem Orte und der Zeit/ wie die Farbe der weissen und schwartzen Völcker. Denn der in Africa wohnenden Deutschen Kinder würden in dem andern Gliede doch gelbe; im dritten braun/ in dem vierdten schwartz/ die Africaner hingegen auf gleiche Art weiß. Diese Eigenschafft der Gothonischen Fürsten aber wäre unaustilglich und was gar besonders. Thußnelde fügte bey: und alle Cheruskische Hertzoge hätten aufgeworffene Lippen / lange Kine und auf dem Rücken gelbe über zwerch gewachsene Haare/ welche gleichsam ein gülden Kreutz fürbildeten. Dionysius versätzte: Ich solte auf die seltzamern Maale gantzer Völcker noch kommen und erzehlen: daß aller Dacier im vierdten Gliede mit ihrer Voreltern Flecken auf dem Arme/ wie die Lepiden zu Rom in eben dem Gliede mit einer Haut über dem Auge gebohren würden/ daß alle Spartaner am Leibe das Zeichen eines Spießes hätten/ und daß alle Marsen und Psyllen mit der Krafft begabt wären Gifft auszusaugen. Der Barde antwortete: dieses ist freylich was sonderliches/ und dem letzten kommet bey/ daß gewisse Fürsten in Gallien eben so/ als wie der siebende Sohn einer keine Tochter darzwischen gebährenden Mutter kröpfichte/ in Britannien aussätzige/ die Cheruskischen Hertzoge stammelnde/ die Flamier zu Rom blinde Leute durch blosses Anrühren sollen heilen können. Agrippine brach ein: Sie könte nichts weniger versichern: daß Agrippa mit des Augustus Ringe viel Kranckheiten vertrieben hätte. Dionysius fügte bey: daß auch Pyrrhus mit der Krafft denen Miltzbeschwerenden/ durch Aufrichtung seines rechten Fusses/ dessen grosse Zehe hernach weder verfaulen noch verbrennet werden können/ abzuhelffen begabt/ und mit denen zweyen Griechischen Worten: Löwe und König von der Natur bezeichnet gewest wäre. Jedoch wäre seinem Bedüncken nach niemand mit seinen Geburts-Zeichen denen Gothonischen Fürsten näher kommen/ als des Antiochus und Leudicens Sohn Seleucus/ dessen

Mutter

Mutter träumete/ sie würde vom Apollo geschwängert / und er gäbe ihr seinen Ring mit einem Ancker? Sintemal Selevcus und alle seine Nachkommen hernach im dicken Beine das Zeichen eines Anckers mit aus Mutter-Leibe gebracht hätten; denn Theseus hätte zwar auch ein Geburtsmaal gehabt / und Tiberius könte bey der Nacht/ wenn er erwachte/ eine Weile alles sehen; aber dieses wären keine Eigenschafften gantzer Geschlechter. Hertzog Jubil berichtete hierbey/ daß in Scythien auch ein Königlich Geschlechte mit einem schwartzen Adler bezeichnet wäre. Ariovist fragte hierauf den Dionysius: woher denn diese Geburtsmaale ihren Ursprung eigentlich nehmen? dieser antwortete: der Sternseher Meinung nach mahlten die drey Irrsterne Saturn/ Mars und der Mohnde/ wenn sie bey der Geburt in denen himmlischen Zeichen des Wieders und der Wage zusammen kämen/ die Leiber auf so seltzame Weise. Der Barde lachte hierzu/und sagte: Wie kömmt es denn/ daß diese Sterne denen Gebohrnen nicht vielmehr ihre eigene/ als anderer mit ihnen keine Gemeinschafft habender Dinge Aehnligkeit eindrücken? Viel glaublicher aber halte ich/daß ins gemein solches von hefftiger Einbildung der empfangenden oder schwangeren Mütter herrühre. Denn die Frucht ist anfangs weicher als zerlassenes Wachs/ dahero sich nicht zu verwundern/ daß die Gedancken der Mutter sich durch das Röhr der Geister derselben einpregen. Welches die Geburt des verstorbenen Hertzog Gottwaldes bestätigt/dessen Mutter Hedwig sich an Mohren versehen; und ihn also schwartz gebohren hätte. Deßhalben würden bey den Sarmatern und Britanniern; welche ihre nackte Leiber zu mahlen pflegten/ so viel Kinder mit solchen Flecken; die Kinder der nach Kohlen lüsternen Mütter mit schwartzen Sprenckeln/ nach Kirschen und Bären mit solchen Maalen gebohren. Die gantzen Geschlechter aber anklebende Maale rührten insonderheit bey derselben anderer Fortpflantzung weder von dem Gestirne/ welches bey so vielen Geburten nicht einerley Stand haben könte/ noch von starcker Einbildung/welche unmöglich allemal gleich einzutreffen vermag/ sondern theils von einer schon dem Saamen eingepflantzten Eigenschafft/oder von einer absonderen denen gemeinen Wegen der Natur nicht stets nachgehenden Schickung Gottes her; worüber die albern Menschen sich demüthigst zu verwundern/ nicht vorwitzig zu grübeln haben. Weßwegen die Mutter des Selevcus Zweifelsfrey durch Vorgeben: Apollo hätte beym Beyschlaffe ihren Leib mit einem Ancker besiegelt/ nur diese übernatürliche Ursache der göttlichen Versehung ausdrücken wollen.

Ehrenfried hatte seine Ohren bey dieser Erzehlung/ seine Augen aber unverwendet auf den alten Barden. So bald nun dieser seine Rede geschlossen/ redete er ihn an: Sage mir/ Vater/ wenn wir des Hertzog Gottwaldes Kinder sind/ wie denn meine Schwester Zirolane eine Marsingische Fürstin / ich aber ein Schooskind des Allemannischen Hertzogs worden sey? und ob du wahrhafftig Hertzog Gottwalds Vater und unser Groß-Vater bist? der Barde antwortete: Zu dem letztern ist mein Geblüte zu wenig/ aber meine Treue rechtfertiget diesen angemaaßten Titel. Denn ich bin Dehnhof/ welcher der Auferziehung halber dieses leider allzu frühzeitig erblichenen Hertzogs Vater/ in vielen Gefährligkeiten sein Gefärthe/ in seiner gottseeligen Einsamkeit sein Diener zu seyn sich beflissen hat/ und wolte GOtt! ich hätte können auch sein Vertreter im Tode werden. Ich habe mir des ersten halben zwar nicht zuzumässen/ daß meine Pflegung ihn zu einem so grossen Fürsten gemacht habe. Sintemal so edle Gemüther ihre selbst eigene Meister sind/und wie die Künstler mehr aus anderern Irrthümern/ als niedrige aus ihren Meister-

 stücken/

stücken/ oder wie die Seefahrer aus den Stücken zerschmetterter Schiffe schädliche Klippen und eigene Vorsicht lernen. Alleine mein unabsätzlicher Gehorsam wird wenigstens ein Vorsprecher meiner Warheit/ und dieses klugen Fürsten nie veränderte Gnade ein Zeugnüs meiner Treue seyn. Nachdem der Bojen König Critasir vom Könige Marbod die grosse Niederlage erlitten/ und weder seine Klugheit noch Hertzog Gottwalds Tapferkeit dem Strome seines Glückes zu widerstehen Kräffte hatte/ sondern die Hauptstadt Boviasmum und das gantze Reich übergieng/ Critasir auch mit seinen Bojen den Marckmännern das Land räumete; war doch Hertzog Gottwald durch keine Vertröstungen Critasirs/ durch keine Bitt-Thränen seiner Gemahlin/ und Schwehers Mutter zu gewinnen; daß er mit denen entwaffneten Bojen sich über die Donau verfügt hätte. Denn er hielt solche Demüthigung für eine grosse Kleinmuth/ und sagte: das Glücke hätte zwar in der Veränderung und in der Herrschafft über den Leib so viel Gewalt als die Sternen; beyde aber über die Gemüther keine Bothmäßigkeit. Weil nun Gottwald seine Gemahlin/ und ich wie die Bojen unser Gefangenschafft erlassen wurden/ berieth er sich mit mir/ wo wir unsere Deichsel zuwenden solten; weil nun sein Vater der Gothonen Hertzog alt war/ wuste ich nichts bessers zu rathen/ als in mein an der Warte unter denen Sidinen liegendes Eigenthum uns zu verfügen/ umb auf den Todesfall des Arnoldes bey Zeite an der Hand zu seyn. Wir stahlen uns gleichsam den Bojen ab; verkleideten uns in Marsinger/ und reiseten den Abend für der Bojen Aufbruche auf Boviasmum/ liessen uns auch noch über die Elbe sätzen. Sintemal uns zwey vom Ritter Bercka mitgegebene Marckmännische Edelleute allenthalben die Pässe öffneten. Dieser Ritter hatte den Hertzog Gottwald zweymahl gefangen bekommen/ aber dieses Fürsten Tugenden verwandelten seine Bestrickung in ein festes Band verträulicher Freundschafft; also daß Bercka die Sicherheit unserer Reise unsern Begleitern als ihr eigenes Heil anbefahl. Diese brachten uns in vier Tagen/ weil Hertzog Gottwalds hochschwangere Gemahlin nicht stärckere Reisen vertrug/ auf das Sudetische Gebürge/ allwo sie zwischen denen eilf Brunnen/ woraus die Elbe entspringet/ und wo das Marsingische Gebürge sich anfängt/ von uns Abschied nahmen/ wir aber waren gezwungen bey dem einen Brunnen in des Marsingischen Fürsten Jägerhause zu übernachten/ weil die hochschwangere Hertzogin Hedwig vielleicht ihres Bekümmernüsses und beschwerlichen Reise halber mit allerhand weiblichen Schwachheiten überfallen ward/ und diese Fürstin Zirolane/ welcher Gottwald aber damahls den Nahmen Tuiscena gab/ noch selbige Nacht zur Welt gebahr. Dieser Zustand nöthigte uns mit Erlaubnüs des Jägermeisters zu entschlüssen/ eine Zeitlang daselbst zu verbleiben. Den dritten Tag aber kam Bolko/ der Marsinger Hertzog/ mit seiner Gemahlin Mechtildis des Sarmatischen Königs Jagelle Schwester/ und unterschiedenen Fürsten der Marsinger und Burier dahin; zwar unter dem Scheine einer grossen Hirsch-Jagt daselbst abzuwarten/ warhafftig aber die Zugänge über das Sudetische Gebürge gegen die Bojischen Gräntzen wider die Marckmänner zu bewahren. Ob nun wol dieses Jägerhauß eine allzu enge Behaltnüs des Marsingischen Hofes war/ wolte doch die Hertzogin Mechtildis nicht verstatten/ daß Hertzog Gottwalds Gemahlin/ ungeachtet er/ und ich/ uns nur für Sidinische Edelleute ausgaben/ das eingenommene Zimmer räumete/ sondern es wurden zu Bewirthung so vieler Gäste Lauber-Hütten aufgeschlagen. Hertzog Bolcke ließ uns selbst für sich kommen/ und weil wir dem Könige Critasir im Kriege gedient zu haben entdeckten; musten wir ihm alle Umbstände der

Schlachten und aller Zufälle erzehlen/ welches Hertzog Gottwald mit einer so guten Art und mit einem so vernünfftigen Urtheil verrichtete/ daß er alsbald von ihm was besonders zu halten anfieng/ sonderlich da er entdeckte/ wie wir für Schande gehalten hätten/ mit den überwundenen Bojen über die Donau einen neuen Sitz zu suchen/ und für unsere Sicherheit uns unterweges für Marsinger auszugeben/ als welche mit den Marckmännern in Friede lebten. Er lobte unsere Großmüthigkeit/ und gefiel ihm wol/ daß wir uns als Marsinger ausgekleidet hätten; fragte auch nicht wenig von Marbods Bezeugungen gegen die überwundenen Bojen. Gottwald rühmte diesen König überaus/ und sagte/ daß ihm nichts als die Mässigung seiner Herrschsucht abgienge/ und er wie Pisistratus und Cäsar alle Geschickligkeiten hätte/ außer nicht andern Bürgern oder Fürsten gleich zu seyn. Daher er/ wenn er ein Fürst wäre/ wol sein Freund aber nicht sein Nachbar zu seyn wünschte. Volcko seufftzete hierüber/ und fieng an: das menschliche Hertz ist ein so klein Stücke Fleisch/ daß es nicht einen Habicht sättiget/ gleichwol aber ist die gantze Welt nicht groß genung seinen Begierden den Rachen zu füllen. Auf den Morgen musten wir mit auf die Jagt/ in welcher Gottwald bey Fällung etlicher Hirsche seine Geschickligkeit/ und bey Erlegung eines überaus grossen Bäres seinen Helden-Muth genungsam bewehrte/ und darmit aller Anwesenden Gemüther bemeisterte; und zuwege brachte: daß kein Fürst nicht war/ welcher nicht ihn stets umb sich zu haben verlangte. Weil auch Vorwitz die gemeinste Schwachheit des Frauen-Zimmers ist/ suchten etliche edle Frauen/ welche Mechtilden bedienten/ Gottwaldes Gemahlin/ Hedwig heim/ welche umb ihren Stand zu verhölen/ sich mit ihnen/ als ihres gleichen/ gemein machte/ und sich aller Pracht enteuserte. Aber ihre Höfligkeit gewaan nicht nur ihre Gemüther/ sondern ihre Gestalt bezauberte zugleich ihre Augen. Denn Unachtsamkeit des Aufputzes erhöhet die Schönheit; wie der Schmeltz das Gold. Weil diese Frauen nun von ihr nicht genung gutes zu erzehlen wusten/ wolte sie Mechtildis selbst sehen. Weil Fürsten nur einander am besten kennen/ fand Mechtildis an Hedwigen gantz was anders/ als sie ihr eingebildet hatte. Denn ob diese zwar/ welcher so wol die Beredsamkeit als Schönheit angebohren war/ alle Kunststücke einer demüthigen Ehrerbietung gegen der Marsingischen Fürstin hervor suchte/ und sich nicht genung beschämt zu zeigen anstellte/ daß eine so grosse Fürstin durch ihre Besuchung sich so tief erniedrigte; so ließen sich doch die Merckmaale ihres hohen Standes so wenig als das Tage-Licht von schwartzen Wolcken so gar verdüstern/ daß nicht ein Schimmer übrig blieben wäre. Die aus der Höhe gestürtzten Seulen/ und tugendhaffte Fürsten kriegen in ihrer Erniedrigung nur mehr Ansehen/ sonderlich in so scharffsichtigen Augen als Mechtildis hatte/ welche ihres hohen Verstandes halber für ein Wunder ihres Geschlechtes gehalten ward. Daher das Ansehen und alle Gebehrden der Fürstin Hedwig ihr stumme Verräther abgaben/ daß sie was mehr als adeliches an sich hätte. Uberdis erweckte Mechtilden nicht wenig einen Argwohn das umb sich habende kostbare Geräthe/ und fürnemlich zwey grosse wie Zwiebeln gebildete Perlen/ welche in einem Flusse des Bojischen Gebietes/ aber sehr selten gefunden/ und bey Lebens-Straffe alleine dem Könige geliefert werden müssen. Nichts desto weniger verbarg Mechtildis ihre Muthmaßung oder vielmehr ihr Urthel/ gleichwol aber brauchte sie sich gegen Hedwigen einer grösseren Höffligkeit/ als sonst ihr Stand gegen Leute von ihrer Beschaffenheit/ worfür sie sich ausgab/ erforderte.

Hedwig suchte solche Ubermaaße aufs möglichste abzulehnen/ umb sich desto weniger zu verrathen. Denn sie war ebenfals so unachtsam nicht/ daß ihr nicht Mechtildens Bezeugung einiges Nachdencken machte/ wiewol ihre selbst eigene Leutseeligkeit solches einer angebohrnen Güte Mechtildens zuschrieb/ welche zu ihrer steten Richtschnur die Sternen hatte; unter denen die höchsten und grösten unvergleichlich kleiner als der kleineste Mohnde zu seyn schienen. Nach derer Beyspiele sie denn selbst für die ansehnlichste Tugenden fürnehmster Leute hielt/ wenn sie sich am kleinesten machten. Mechtildis unterließ auch ihrem Gemahl ihre Gedancken von Hedwigen zu entdecken; welcher gleicher Gestalt wahrgenommen hatte; daß der ältere Ritter dem jüngern mehr Ehrerbietigkeit bezeugte als einem Vater/ worfür er sich ausgab/ anstünde. Daher beyde so viel begieriger waren sie zu erkennen/ und deßwegen ihnen so viel mehr gutes zu thun. Folgenden Tag kam zum Hertzoge der Burier ein von dem in seinem Schutz lebenden Fürsten der zwischen der Warte und Netze wohnenden Burgundier geschickter Edelmann/ mit der Nachricht; daß der Gothonen Hertzog Arnold gestorben wäre. Ich ward durch diese unvermuthete Zeitung so sehr verstellt; daß mir jedermann/ fürnemlich aber Hertzog Bolcko/ welcher auf mich und Gottwalden ein genaues Auge hatte/ meine Gemüths-Aenderung allzu sehr wahrnam. Hertzog Bolcke ward hierdurch so vielmehr lüstern/ unsere Geheimnüsse zu wissen; Zumal er und Mechtildis schon halb beredet waren; daß Gottwald dem Königlichen Bojischen Hause nahe verwand seyn müsten. Er ließ mich hierauf erfordern/ führte mich an einer auf selbigem Gebürge entspringenden und hernach über hohe Felsen abstürtzenden Bach gantz alleine mit sich/ und sagte mir: Ich möchte ihm aufrichtig die Ursache meiner über Hertzog Arnoldes vernommenen Tode empfundenen Bestürtzung/ und weil er uns für was grösseres/ als wir fürgaben/ hielte; wer Gottwald und seine Frau eigentlich wären/ entdecken. Er versicherte mich bey seinem Fürstlichem Worte/ daß/ wenn wir auch seinen Feinden zugethan wären/ uns kein Haar gekrümmet werden solte. Ich ward über dieser unvermutheten Anfertigung noch mehr verändert; und weil Bolcko dem Hertzoge der Burier wider die Gothonen mehrmahls Hülffe geleistet/ auch durch seine Waffen die Burgundier aus dem Schirmrechte der Gothonen gerissen hatte/ nicht wenig zweifelhafft/ ob ich diesem Fürsten/ ungeachtet er so viel Redligkeit als Leitseeligkeit von sich spüren ließ/ das Geheimnüß vom Hertzoge Gottwald entdecken solte. Die bisherigen Zwistigkeiten widerriethen es mir auf bloße Worte zu trauen/ welche meisten theils Blätter und zwar unnützer als dürre wären. Zumal da in Deutschland sich nunmehr auch die Sitten mercklich zu verändern anfiengen/ und man nicht mehr den/ welcher ein anders redete/ ein anders im Schilde führete/ für einen Betrüger/ sondern/ welcher dis nicht könte/ für einen Narren hielte. Ich wuste daher nichts zu antworten/ und muste eine ziemliche Weile schweigen; also daß mich auch Bolko fragte: Warumb ich ihme nicht antwortete? Ich versätzte: Seine ungemeine Gnade befähle mir/ meine Antwort vorher zu überlegen/ seine Hoheit aber gar zu schweigen. Denn aus Ehrerbietigkeit zu schweigen wäre eine tiefere Verehrung/ hätte auch mehr Verdienst als Beredsamkeit. Ich dachte der Sachen inzwischẽ weiter nach/ weil mir nun des Hertzog Bolko Stirne viel zu ehrlich/ sein Hertze viel zu großmüthig fürkam/ die Marsinger auch unter allen Deutschen für die offenhertzigsten gehalten werden/ und meinem Bedüncken nach Hertzog Gottwald bey dem Falle seines Vaters wol seiner benachbarten Fürsten Freundschafft von nöthen haben würde/

beredete mich mein Vertrauen durch eine groß-müthige Offenhertzigkeit/ welche wohl ehe Tod-Feinde besänfftiget/ sein Gemüthe zu gewinnen. Diesemnach antwortete ich ihm nach einem kurtzen Nachdencken freymüthig: Wie sich ehrliche Leute niemals eines vortheilhaften und verbothenen Gewehres gebrauchten; also die Unschuld und Redligkeit keines Pantzers und keiner Larve. Daher würde er entweder durch Mißtrauen eines so tapferen Fürsten Ruhme Abbruch thun/ oder sie sich selbst ohne Ursache verdächtig machen; wenn er von ihrem Zustande das wenigste verhölete. Sein Gefärthe wäre der berühmte Gottwald/ der durch seine Helden Thaten ein Hector der Bojen genennet/ und mit König Critasirs Tochter vermählt zu werden verdient hätte. Sie wäre eben die Fürstin Hedwig Gottwalds Gemahlin/ welche in dem Gebiete des Marsingischen Hertzogs/ welcher als ein Beschirmer der Nothleidenden Unschuld berühmt wäre/ ihr erstes Kind zu gebähren das Glück gehabt hätte/ umb unter seinen Schutz-Flügeln solches für den Klauen des räuberischen Marbods mit sich zu verwahren. Wie Gottwald sich nicht hätte überwinden können/ denen Gesätzen/ welche Marbod denen auswandernden Bojen fürgeschrieben/ zu unterwerffen / also hätte diese Fürstin sich aller Wehmuth über Entfernung ihrer Eltern entäusert/ umb so viel mehr ihre Treue gegen ihrem unglückseligen und doch unverzagten Gemahl zu erhärten; welcher doch/ nach Einbüssung dessen/ was ihm die Tugend und der Degen zugeworffen hätte/ in ihren Augen der ärmste Edelmann hätte scheinen können/ weil er selbst nicht wüste/ wer er wäre. Wormit aber Hertzog Volko die Grösse meines zu ihm habenden Vertrauens ermässen könte; wolte ich ihm ein Geheimnüß entdecken/ welches in und mit meinem Hertzen verfaulen würde/ wenn nicht Gottwalds Wohlstand solches einem so großmüthigen Fürsten zu entdecken riethen/ denn dieser Gottwald wäre Hertzog Arnolds wahrhafter Sohn / dessen Tod er für weniger Zeit nicht ohne heftige Gemüths-Verwirrung vernommen hätte. Ich erzehlte hierauf umbständlich/ was seine Mutter genöthigt hätte seine Geburt zu verschweigen/ und ihn durch mich auferziehen zu lassen. Nicht nur seine bey den Bojen bewehrte Tapferkeit/ sondern ein unfehlbares Geburts-Maal der Gothonischen Fürsten wäre ein unwiderleglicher Beweiß seiner hohen Ankunfft; weil aber dieses denen Gothonen frembde Zeitungen seyn würden/ und ihm die gefährlichen Absehen etlicher Grossen im Lande bekant wären/ besorgte ich für diesen rechtmässigen Reichs-Erben keine schlechte Steine des Anstossens; welche ihm niemand besser/ als der großmüthige Hertzog Gottwald aus dem dem Wege räumen helffen könte. Das zwar in der Mitte der Brust liegende Hertze fühlte man doch auf der lincken Seiten am stärcksten schlagen; und die Kräfften der Freundschafft und Tapferkeit würden in Noth und Unglücke am besten geprüfet. Hertzog Volko hörte mir mit einem verwundernden Stillschweigen zu/ bey meinem Schlusse aber fragte er mich: Ob er auf diesen seltzamen Bericht als auf eine unverfälschte Wahrheit trauen dörffte? Ich versetzte ihme; daß Lügen bey den Sidinern ein Laster der Sclaven wäre/ und der nicht ein Edelmann zu seyn verdiente/ wer sich damit besudelte. Zudem hätte ich keinen gemeinen Mann aus dem Pöfel / welchem die Unwahrheit wie die Finsternüß blöden Augen am annehmlichsten wäre/ sondern einen grossen Fürsten für mir/ welcher sich so wenig betrügen / als die Sonne verhüllen liesse. Daß Gottwald der berühmte Bojische Feldhauptmann/ Hedwig König Critasirs Tochter wäre/ würden Zweifels frey einige Marsinger zeugen können/ welche iemals am Bojischen Hofe sich aufgehalten hätten. Daß Gottwald aber Hertzog Arnolds Sohn wäre/ bescheinigte ich ihm alsobald durch unterschiedene

schiedene Schreiben der Gothonischen Hertzogin/ und beziehe mich auf sein allen Gothonischen Fürsten von der Natur eingepregtes Merckmal der Bären-Tatze. Meine Liebe zum Gottwald drückte diß mit einem solchen Nachdrucke aus/ daß niemand leichte solches für was ertichtetes hätte annehmen können. Uber diß begrieff Hertzog Volcko alles was ihm vorkam/ und keine Schwerigkeit hatte solche Tieffen/ dariñen sein Urtheil nicht den rechtë Grund fand. Er wuste alle Verwickelungen zu zerlegen/ alle Leute auszunehmë/ und jede Geheimnüsse zu entziefern/ daher er auch mit sich selbst nicht lange zu berathen hatte; ob er meiner Erzehlung Glauben beymässen solte. Er drückte mich hierauf bey der Hand/ und sagte: Er schätzte es ihm für ein grosses Glücke/ daß er den weltberühmten Helden Gottwald zu bewirthen die Ehre hätte; denn wenn dieser auch sein Feind wäre/ würde er ihn hoch schätzen. Sintemal es solcher Helden fast so wenig in der Welt/ als Fenixe gäbe/ und alle fünf hundert Jahr würde kaum ein Alexander oder Cäsar gebohren. Uber seines Nachbars des Königs Ericasirs und seiner Tochter Unfalle hätte er seiner Pflicht nach nicht geringe Bekümmernüß/ denn die Sorge eines Fürsten umb der Nachbaren Zustand dienete zur gemeinen Wohlfart/ wie die uns umbgebende gute Lufft zur Gesundheit des Leibes. Solche Bekümmernüß aber verstünde schon/ daß der Wind keinen grossen Baum umbwürffe/ welcher nicht die Benachbarten entweder mit zerschmetterte oder ihre Wurtzeln beschädigte. Zumal es schiene; daß wie aller herrschsüchtigen Fürsten/ also auch Marbods Handwerck in Raubung frembder Länder/ als einer nur edlen Gemüthern anstehenden Kunst bestünden; und bey grossem Glücke Gewalt das beste Recht/ mit dem seinen sich vergnügen gemeiner Leute/ umb frembdes Gut kämpfen der Könige Ruhm wäre. Gottwald und seine Gemahlin verdiente diesemnach nicht nur hertzliches Mitleiden/ sondern weil sie auch unter der Presse so vielen Unglücks nichts verkleinerliches entschlüssen wolten/ aller tapferen Leute Beystand. Wie schmertzlich nun zwar dem Fürsten Gottwald und seiner Gemahlin der Verlust so vieler Sieges-Kräntze und der Bojischen Herrschafft fallen müste; so hielte er doch den Gewinn/ daß Fürst Gottwald des Gothonischen Hertzogs Arnold Sohn würde/ für viel grösser. Denn ob die Tugend zwar an sich selbst der Ursprung und das wahre Wesen des Adels wäre; so gäbe doch eine hohe Ankunfft selbter etwas mehr/ als was ein zierlicher Fuß einem schönen Bilde und eine geschickte Folge einem Edelgesteine/ ab. Nichts desto weniger würden ihre grosse Besitzer gegen niedrigen geschätzet/ wie grosse Diamante gegen kleine: denn ob sie beyde gleich einer Güte wären/ hätten sie doch ein gantz ungleiches Gewichte. Ja die Fürsten-Würde und die Herrschafft wären ihrer Beschwerligkeit ungeachtet ein unschätzbares Gut in der Welt. Sintemal die Göttliche Versehung doch über sie so viel mehr Gutes ausschüttete/ als die Natur über Ausarbeitung der Augen/ als anderer Glieder/ und die Sonne über Auskochung des Weines als der Schleen mehr beschäfftiget; ja Fürsten denen Ringen/ welche der Magnet unmittelbar bestriechen/ ihnen also einen kräfftigen Zug/ als welche allererst wieder von ihnen bestriechen würden/ zugeeignet hätte/ zu vergleichen wären. Uberdiß wäre ihm und gantz Deutschlande daran daß die Gothonen nicht unter einer ohnmächtigen Weibes-Herrschafft verfielen/ sondern der streitbare Arnold einen hertzhaften Nachfolger am Gottwald bekäme/ mehr gelegen/ als es vielleicht übersichtigen zu seyn schiene/ oder die Staats-Klugheit sonst urtheilte/ welche aus ungeschickter Fürstë Nachbarschafft nicht weniger Vortheil als Handelsleute aus einfältiger Kinder Kauffmannschafft Nutzen zu ziehen wuste. Daher gäbe er mir sein Fürstliches Wort/ daß er in

er in seinen Ländern Gottwalds und seiner Gemahlin Beschirmer / und in Betretung seiner väterlichen Herrschafft sein treuer Gehülffe seyn wolte. Ich möchte ihm aber doch die Ehre und Ergetzligkeit gönnen / daß er Gottwalden seinen Stand eröffnen dürffte. Ich konte nichts weniger thun / als dem Hertzoge für solche Gnade gegen mich / und für ein sogroßmüthiges Fürhaben demüthigsten Danck zu erstatten / welche wir alle so viel höher zu schätzen hätten / ie weniger ich mich erinnern konte: daß das Marsingische Haus dem Gothonischen oder Bojischen zu einer so grossen Freundschafft verbunden wäre. Hertzog Bolcko antwortete lächelnde: Wer nach Verbindligkeit einem dienete / der thäte selbtem nichts gutes / sondern er zahlete nur seine Schuld. Wer aber mit seiner Wohlthat andern zuvor käme / dringte sich edlen Gemüthern durch einen unvermerckten Grieff zum Gläubiger auf. Zu dem hätten alle Fürsten meistentheils eine allgemeine Verwandschafft mit einander. Verknüpfte selbte gleich nicht das Geblüte / wie doch zwischen den Gothonen und Marsingern dieses Band nicht ermangelte; so machte sie doch ihre Hoheit und Würde zu Brüdern / und die Staats-Klugheit erforderte; daß man kein hohes Haus solte lassen zu Grunde gehen. Hertzog Bolcko suchte noch selbigen Abend Geleg'nheit dem Fürsten Gottwald in einem Gepüsche zu begegnen / und redete ihn daselbst an: Was er in einer beschwerlichen Einsamkeit für Vergnügung suchte? Gottwald antwortete ihm: Die Einsamkeit hätte zwar so wenig Ansehen / als geschrumpene Weinbeeren / nichts desto weniger hätten beyde die meiste Süssigkeit. In Gemeinschafft müste man sich bemühen andere / in Einsamkeit sich selbst zu vergnügen / und hielte er es für eine Eigenschafft der Weisen mit sich selbst zu reden wissen. Denn mit andern könte ieder aus dem Pöfel sich besprechen. Hertzog Bolcko versetzte: Niedergeschlagene Gemüther könten sich zwar an Traurigkeit laben / wie die Wachteln an Nieselwurtze / die Staare am Ziger Kraute mästen. Alleine grosse Gemüther müsten keine Zufälle ihnen die Freudigkeit ihres Geistes noch angenehme Gemeinschafft versaltzen lassen. Gottwald begegnete ihm: Kein Unglücke würde iemals mächtig seyn die Ruhe seines Gemüthes zu verstören / weder ihn in eine verdrüßliche Einsamkeit einzusperren. Dieses thäten nur die / welche ihren Feind zwischen ihren eigenen Rippen beherbergten; und nicht wüßten; daß das Glücke nach Eigenschafft geiler Weiber den Wechsel liebte / ihm aber würde keine traurige Begäbnüß viel graue Haare machen. Denn wie kein Meer so bitter oder gesaltzen wäre / darinnen man nicht süsse Adern und Quelle findete / also wäre ihm noch kein Ubel zugestossen / das nicht einige Ergetzligkeit ihm geschafft hätte. Es stünde in eines ieden Gewalt sich glück- oder unglücklich zu machen. Denn wie in der Welt daraus keine Verwirrung erwüchse / es sey gleich / daß die Sonne umb die ruhende Erd-Kugel / oder diese in sich selbst gegen der in der Mitten stillstehenden Sonne sich herumb weltzte; also wäre es einerley Wohlstand: Ob dem Menschen alles begegnete / was er wünschte; oder ob er sein Verlangen nach dem Maasse dessen / was er haben könte / einschrenckte. Diesemnach wären alle Vernünftige / weil sie nichts unmöglich wünschten / glück- alle unersättlichen aber unglücklich. Hertzog Bolcko fiel ein: Es wäre nicht ohne daß ein gesetztes Gemüthe sich nicht leicht einen Anstoß aus dem Angeln heben liesse; aber auch die weisesten wären Menschen / und die unempfindlichsten hätten ihre Fühle. Keine Bekümmernüß liesse sich ohne Schmertz im Gemüthe / wie kein Eisen ohne Drücken im Magen verdäuen; hingegen wäre keine heilsamere Erleichterung des Kummers / als wenn man selbten in eine andere Schoß ausschüttete. Dieses würde er auch empfinden / wenn er dem / welchem er sich

er sich und seine Gemahlin kein Bedencken zu vertrauen gehabt hätte / auch daß / welchem er nicht hold seyn könte / nemlich sein Unglück vertrauete. Es wäre ein Wahrzeichen aufrichtiger Freundschafft einem andern sein Anliegen ansehen; und ein halber Nothzwang / daß ein ander uns helffen müste / welchen man zu seinem Schirm erwehlete? Gottwald konte den Zweck dieser Ansprache nicht wohl ergründen; warff also ein: Er wüßte wohl von keinem sonderbaren Anliegen / indem zwar die Bojen / welchen er als ein Kriegs-Mann gedienet / vom Glücke mit den Füssen wären getreten worden; er aber dabey weder Ehre noch sonst viel verlohren hätte. Denn dem Verhängnüsse widerstehen / wäre etwas übermenschliches. Denn hätte das Glücke gleich den Bojē; so hätte er doch niemals dem Feinde den Rückē gekehrt. Sonst aber wäre seine Niedrigkeit keines hohē Falls fähig gewest; ausser daß seine Hoffnung in etwas Schiffbruch gelitten / welcher Verlust der gemeinste und daher auch der unempfindlichste wäre. Aber ausser dem schätzte er es für eine reichliche Ausgleichung des Glückes / daß ein so grosser Fürst ihm nicht nur den Schatten seiner Beschirmung verstattete / sondern auch die Aeste seiner Hülffe auszubieten die Gnade anthäte; welche er ihm auf allen Nothfall feyerlich vorbehalten haben wolte. Hertzog Bolcko brach ein: Er wüste wohl / daß nur niedrige Gemüther nach Art der Blase-Bälge / vom Winde des Glückes sich aufbliessen / und wieder nieder; grosse aber wie die obersten Sternē an sich selbst fühltē keine Verminderung; und daß derselbten Reichthum keinē Schiffbruche unterworffen wäre; es müste aber ihnen doch schmertzhafft fallen / wenn sie eben so wohl als die Sonne in anderer Augen Verfinsterung litten. Was könte aber den tapferen Gottwald für eine grössere Finsterniß befallen; als daß er seinem Schwäher die erbliche Krone der Bojen aus den Händen gewunden / seine Helden-Thaten aber so fruchtloß angewehret sehen muste. Er solte sich aber trösten / daß wie seine Tugend kein Beyspiel unter den Bojen zur Nachfolge hinter sich gehabt / er doch auch seinen Feinden ein Vorbild der Tapferkeit zu werden verdienet hätte. Gottwald ward nicht wenig verstellet / als er sich mit seinem Nahmen / und noch mehr / als er sich König Critasirs Eydam nennen hörte. Er erholete sich aber bald / und weil er die entdeckte Wahrheit zu umbstehen so wohl für vergebens / als ihm für unanständig / gegen diesen Fürsten aber ein Mißtrauen blicken zu lassen für seine selbsteigene Verdächtigung hielt / fieng an: Er könte nicht leugnen / daß er Gottwald / und seine Gemahlin des unglücklichen Critasirs Tochter wäre. Ein so kluger Fürst aber würde ihm nicht übel auslegen / daß er bey einer so grossen Verstellung sich nicht hätte zu erkennen gegeben. Verhüllete doch die Sonne bey ihrem Niedergang mit Gewölcke ihr Antlitz / das veralternde Frauenzimmer zerbräche seine eigene Spiegel / weil es seine eigene Heßligkeit zu sehen Abscheu trüge / und unglücklicher Fürsten Gegenwart wäre andern / wo nicht gefährlich / doch eine Uberlast. Hertzog Bolcko umbarmte Gottwalden / nennte ihn seinen Bruder und angenehmsten Gast; mit Bitte: Er möchte ihm die Kleinmüthigkeit nicht zutrauen / daß er nach dem ärgerlichen Beyspiele eines benachbarten Fürsten nicht aus Furcht / sondern aus Absehen eines Vortheils einem grausamen Wütteriche durch ein Bündniß angelobt hätte: Seine nechsten von jenem verjagte Bluts-Freunde aus seinem Reiche zu verbannen. Marbods Macht / welchen vielleicht nach Eigenschafft der Schwantz-Sterne seine eigene Flamme bald einäschern würde / wäre ihm so wenig schrecklich / als er Recht hätte für eine Verletzung des Friedens und der Nachbarschafft anzuziehen / wenn er einen vertriebenen Fürsten aufnähme / da er ja selbst das gantze Volck der Bojen ihr Vaterland mit dem Rücken

cken

cken anzusehen gezwungen hätte. Sintemal das Völcker-Recht/ welches doch einem Theile des Volckes Hauffenweise auszuwandern verwehrte/ einzele Bürger/ über welche alle Bothmässigkeit mit ihrer Abgliederung von einem Reiche ausleschte; vielmehr also niemanden unterwürffige Fürsten aufzunehmen iedermann Recht und Gewalt enträumte. Der Marsingischen Fürsten Hof wäre iederzeit eine Zuflucht bedrängter Leute gewest; und dieses Recht würde er/ so lange er lebte/ mit seinem Degen verfechten. Diesemnach möchte Fürst Gottwald nur alles Mißtrauen und allen Kummer auf die Seite setzen/ und gläuben/ daß er in den Armen eines Feindes wäre/ welcher mit dem Glücke nicht die Farbe zu verändern pflegte. Wormit ihm auch Hertzog Volcko seine Wohlthat nicht eintröpfelte/ sondern ihn mit derselbten vollem Strome überschwemmete/ fuhr er fort: Er möchte sich keinen Verlust bey den Bojen allzu tieff zu Hertzen gehen lassen/ sondern für ein Zeichen künftigen guten Vernehmens mit den Marsingern aufnehmen/ daß er bey ihm einen überaus grossen Schatz/ nemlich die Wissenschafft seiner Ankunfft zu finden hätte. Er solte sich nicht gereuen lassen/ daß er nicht mehr ein angenommener Fürst unter den Bojen wäre/ nachdem er ein gebohrner Hertzog der Gothonen/ und des verstorbenen Arnolds Erbe worden wäre. Volcko umbhalsete ihn aufs neue vertraulich/ wünschte nicht nur zu seiner Herrschafft ihm tausendfaches Glücke/ sondern erboth sich auch zu derselben Behauptung kräfftig ihm an der Hand zu stehen. Hertzog Gottwald ließ hierüber und hernach das geringste Merckmal eines verwirrten oder freudigen Gemüthes blicken; weniger war in seinem Antlitze was hochmüthiges/ noch in seinen Geberden was neues. Gleich als wenn er nichts mehrers hätte werden können/ denn er vorhin gewest/ und der nur zum Herrschen würdig wäre/ der die Herrschafft verschmähen könte/ oder ob er leichter herrschen könte/ als er es verlangte. Gleichwohl aber gab er seiner Geberdung und Antwort eine solche Anmuth/ daß er gegen den Hertzog Volcko seine Verbindligkeit nicht verdrückte/ oder er solche Würde für verächtlich zu halten/ oder auch daran zu zweifeln schiene. Diesemnach Hertzog Volcko geglaubet haben würde; daß Gottwalden sein Ursprung nicht unbekant gewesen wäre/ wenn er nicht nach einer höflichen Dancksagung gefragt hätte: Aus was vor Grunde sein Gothonisches Erb-Recht zu behaupten wäre? Hertzog Volcko legte Gottwalden die vom Oehnhof empfangene Uhrkunden seiner Mutter für/ und sagte ihm: Er trüge den Beweiß dieser seiner hohen Geburt/ nemlich eine Bären-Klau auf seiner Brust. Gottwald antwortete: Er könte diesen angebohrnen Fleck nicht leugnen/ wie befrembdet ihm vorkäme/ woher Hertzog Volcko so wohl von seines Leibes/ als des Gothonischen Fürsten-Hauses Geheimnüsse Wissenschafft habe. Nachdem aber Fürsten/ wie Volcko/ in der Welt Götter wären/ also auch Wahrsagungen redeten/ müste er solchem Berichte Glauben beymässen. Volcko versetzte: Der Himmel hätte ihm zur Vergnügung und dem Fürsten Gottwald zum besten solches eröffnet. Hiermit gab er dem hinter einem Hügel sich verbergenden Oehnhof einen Winck; welcher sich gleichsam ungefehr ihnen näherte; für Gottwalden auff das eine Knie niederfiel/ ihn für seinen und der Gothonen Fürsten verehrte/ und zu seinem durch Hertzog Arnolds Tod erledigten Erbe Glück wünschte. Denn er zwar zeither durch sein eigen Beyspiel bewehrt hätte/ daß das Gemüthe/ nicht das Reich einen Fürsten machte/ so

hätten doch auch die kräfftigsten Sterne einen geraumen Kreiß zu Einflüssung ihrer Würckungen von nöthen/ und Alexander würde bey ermangelnder Herrschafft nicht den Nahmen des grossen erworben haben. Zu dem wäre in der Welt zu Abwischung des im Kriege und andern Beschwerligkeiten durch Sorgen und Müh verursachten Schweisses kein weicheres Tuch zu finden / als der Königliche Purpur. Nach unterschiedenen Freundschaffts-Versicherungen nahm Bolcko von ihnen Abschied/ mit allgemeinem Belieben: daß dieses Geheimnüß noch zwischen ihnẽ verschwiegen bleibẽ solte. Ich aber erzehlte Gottwalden umbständlich / wie es mit seiner Geburt und Erziehung hergegangen wäre; und entschuldigte; daß ich für Hertzog Arnolds Tode Bedencken gehabt hätte/ diese Heimligkeit zu entdecken. Denn umb sicher zu leben und Unheil abzuwenden müste man zuweilen stum̃ und taub seyn. Hertzog Bolcko befahl noch selbigen Abend zum Aufbruche vom Gebürge Anstalt zu machen / weil er nach zweyen Tagen von dem Hertzoge der Gothonen heimgesucht werden würde. Alle anwesende Fürsten wußten nicht/ was sie hiervon urtheilen solten / weil alle glaubten: daß Hertzog Arnold nur eine Tochter verlassen/ und der Gothonische Stam̃ mehr keinen männlichen Erben hätte. Auf den Morgen geschahe gleichwohl der Auffbruch nach einem am Queisse gelegenen Schlosse; darinnen die fürnehmsten Zimmer für die neuen Gäste bereitet/ und sonst allerhand Anstalten zu ihrer herrlichen Bewillkommung gemacht wurden. Ihnen ward auch unter dem Ritter Warnsdorff und Zettritz eine ziemliche Anzahl des Marsingischen Adels entgegen geschickt; bey derer Ankunfft denn alle gewahr wurden / daß solche der auf dem Gebürge verlassene Ritter und seine Gemahlin war. Weil aber Hertzog Bolko entdeckte: Es wäre der berühmte Gottwald Hertzog Arnolds Sohn / sie König Critasirs Tochter / wurden sie von allen Fürsten ehrerbietig empfangen / und vom Adel aufs beste bedienet. Ihre höfliche Bezeugungen verwandelten sich nach kurtzer Zeit in grosse Verträuligkeit; und insonderheit lebten Hedwig und Mechtildis nicht anders als zwey Schwestern/ Bolcko und Gottwald als zwey Brüder zusammen. Als nun Bolcko nach andern Ergetzungen seinen Gästen durch eine Forellen-Fischerey eine Lust machte; wurden von den Fischern viel Muscheln mit heraus gezogen. Wie nun derer eine Hedwig aus blossem Vorwitze öffnete / fand sie darinnen eine Perle einer ziemlichen Bohne gleich. Worüber sie sich als was seltzames verwunderte; und sagte: Sie hätte gemeynt / daß allein die Iser in Deutschland die Ehre hätte Perlen zu zeugen; so aber schiene es der Queiß ihr zuvor zu thun. Mechtildis aber berichtete sie nicht allein: daß sie in grosser Menge daselbst gefangen würden / sondern versicherte sie auch / daß die drey Schnuren umb ihren Hals / welche iedermann für Morgenländische angesehen hätte / kein ander Vaterland als den Queiß zu nennen wüßten. Hedwig und Gottwald wurden hierüber so begierig / daß sie selbst am Ufer / wie Scipio und Lälius/ Muscheln zusammen lasen / und in den meisten Perlen fanden. Bey dieser Beschäfftigung fand Mechtildis einen Agat-Stein/ auf welchem in einem richtigen Stande die Sterne des grossen Beeres gebildet waren. Niemand war/ der nicht diese Aehnligkeit mit grosser Verwunderung erkennte/ und Henrich der Burier Hertzog berichtete/ daß bey den Lygiern/ wo die in die Weichsel lauffende Bach Brendnitz entspringe / kleine mit Sternẽ bezeichnete Steinlein in grosser Menge gefunden würden; aber diß wäre etwas gar sonderlich/ und wenn der

auf

auf der Brust eben so bezeichnete Käyser August diese Stein besäße/ würde er ihn nicht mit dē des Pyrrhus vertauschen/ darauf Apollo mit den neun Musen gebildet war. Hertzog Bolko fiel ein; dieser Stein solte der Fürstin Hedwig/ welchen der Himmel ihr ohne dis nicht aus einem blinden Zufalle in die Hand gespielet hätte/ viel lieber als dem August seyn; weil ihr Gemahl auf seiner Brust das Zeichen des irrdischen wie dieser Stein des himmlischen Bäres führte. Es ist wahr/ sagte Gottwald/ und weil alle himmlische Geschöpffe einen Zug zu seines gleichen auf die Erde haben/ saget mir dieser gefundene Stein wahr; daß Hedwigens zu mir getragene Liebe aus einer Würckung des Gestirnes hergerührt habe. Mechtildis fragte: Was deñ Hertzog Gottwald für ein Zeichen des Bäres auf der Brust führte? Gottwald entblöste an statt der Antwort selbte/ da denn alle Anwesende sich nicht genung über die so eigentlich gebildete Beerenklau als ein künstliches Mahlwerck der Natur/ welcher die Weisen ihrer verborgenen Würckungen halber nicht unbillich den Zunahmen Elevsis geben/ nicht sattsam verwundern/ Mechtildis aber sich nicht enthalten selbte zu betasten/ ja sich darein zu beissen kaum enteusern konte. Sie unterredeten sich hierauf von vielen andern wie Schnecken und Schlangen-Zungen gebildeten Steinen/ welche nicht nur auf dem Eylande Melita/ sondern auch bey denen Marsingern und Hermunduren gefunden würden. Hertzog Bloko saan hierauf alle Tage einen neuen Zeit-Vertreib aus/ welche Lust aber dem Fürsten Gottwald durch eine dem Burier Hertzoge zukommende Zeitung/ daß seine Schwester Marmeline zur einigen Erbin und Hertzogin der Gothonen von den Ständen erklärt wäre/ etwas versaltzen ward. Daher er denn von Stund an alles zu seiner Reise fertig machte; und ob wol der Marsinger und Burier Hertzog Hülffe zu Behauptung seines Erbes anbothen/ hielt ich doch für rathsamer unbekandter Weise nach Godonium zu ziehen/ und mit seiner noch lebenden ihn auch hertzlich liebenden Mutter einen Weg auszusinnen/ wie er ohne Waffen seine Herrschafft überkommen könte. Ich wil mit Erzehlung der Welt-bekandten Geschichte/ wie Gottwald durch kluge Anstalt seiner Frau Mutter/ der herrschsüchtigen Marmeline/ das Hefft aus den Händen gewunden und ihm zugeschantzt/ der Marmelinen heyrathende Marbod aber die Gothoner/ Sidiner und andere benachbarte Völcker überwältiget haben/ nicht beschwerlich seyn; sondern es dienet hieher nur: daß die Hertzogin Mechtildis dem Fürsten Gottwald beweglich anlag seine Gemahlin Hedwig so lange am Marsingischen Hofe/ und zu ihrer Gefärthin zu lassen/ bis er bey den Gothonen seine Herrschafft zu Stande gebracht hätte/ und sie also ihrer Hoheit gemäß und ohne Gefahr zu Godonium einziehen könte. Gottwald willigte in diese Bitte so viel leichter/ weil er ohne dis Vorhabens war sie im Sidinischen Gebiete zurücke zu lassen. Die Verwirrung am Gothonischen Hofe währete so lange/ daß die Fürstin Hedwig zu Brigitz einer an der Oder gelegenen lustigen Stadt der Marsingen darnieder kam/ und eine Tochter gebahr/ welcher sie den Nahmen Klotildis zueignete. Hertzog Bolko und seine Gemahlin wurden über so glücklicher Genesung dieser holdseeligen Fürstin so sehr/ als wenn solche ihnen selbst gebohren wäre/ erfreuet. Sie beschenckten dis Kind und die Kindbetterin auch Fürstlich/ sonderlich mit dem Reichthume ihres Landes/ nemlich auserlesenen Queis-Perlen und Geschmeide von Golde/ welches aus dem Sande des Bobers und der Katzbach gewaschen wird. Sie liessen allenthalben über dieser Geburt Freuden-Feuer anzünden; hielten deßwegen ein kostbares Gastmahl und Freuden-Täntze. Des Fürstlichen Schlosses Pforten wurden mit Laubwerck bekräntzt/ die Böde-me mit Blumen bestreuet/ die Zimmer mit

Leichtern behangen/ welche mehr als ihre brennende Lichter Glantz von sich gaben; sintemal alle über und über mit Diamanten besetzt waren/ welche drey Meilweges von Brigitz in grosser Menge und Grösse aus der Erde gegraben werden. Zwey Tage darnach brachte die Hertzogin Mechtildis auch eine junge Tochter zur Welt; welche Bolko Zirolane hieß. Zu aller Verwunderung und Mechtildens nicht weniger Verwirrung hatte diese auf der Brust eine so vollkommene Bärenklau als Gottwalds Kind. Sintemahl ihr die vom Hertzoge Arnold erzehlte Eyversucht/ und das dem jungen Fürsten Gottwald zugewachsene Ungemach ins Gedächtnüs fiel. Als Hertzog Bolcko von dieser Bekümmernüs Nachricht erhielt/ kam er den siebenden Tag/ denn für so viel Tagen dorfften die Deutschen wie die Römer nicht der Kindbetterinnen Zim̃er beschreiten/ wo sie nicht für unrein gehalten werden wolten/ zu seiner Gemahlin/ ließ seine nackte Tochter neben Hertzog Gottwalds legen/ und nachdem beyde gantz gleiche gezeichnet befunden wurden/ sagte er zu ihr lachende: Sie solte sich/ wenn sie am Kreisse mehr Perlen und Steine lesen würde/ über Betrachtung der Bildungen so sehr nicht vertieffen/ sonst würden unvernünfftige Leute von ihr urtheilen/ daß sie ihren Gemahl aus dem Zeichen der Zwillinge in Steinbock versätzte. Mechtildis röthete sich hierüber/ er aber küssete sie/ und sagte: Es hätte die Natur diese zwey Kinder durch eine besondere Aehnligkeit für Geschwister erkläret/ also wären sie verbunden nicht nur eines sondern beyde als die ihrigen zu lieben. Ich würde auch ein absonderes Beyspiel ungemeiner Kinder-Liebe an diesen Fürsten fürzustellẽ haben/ weñ ich nicht nur die Hauptstücke meiner habenden Erzehlung oben hin berühren müste. Alleine wie das göttliche Geschencke dieser beyden Kinder das Maas aller Freuden überstieg/ und die Sorgfalt künfftiger Erziehung erleichterte; also ward durch einen Unglücks-Fall auch ihre Freude so viel mehr verbittert. Denn wie die Spartaner ihre neugebohrne Kinder mit Weine/ die Griechen mit Thaue/ die Cimbern mit Schnee abwaschen/ also war es bey den Marsingen eben so wol als bey denen am Rhein wohnenden Deutschen bräuchlich/ die neugebohrnen Söhne den achten/ die Töchter den zehnden Tag in der Oder zu baden/ und ihrer ehrlichen Ankunfft halber durchs Schwim̃en/ wie die Psyllen ihre unter den Schlangen/ die Mohren unter den Vögeln zu prüfen/ und demnach wurdẽ auch diese zwey in so viel stählernen Schilden an den hierzu bestimmten heiligen Ort gebracht. Hertzog Bolko und die Fürnehmsten des Hofes verfügten sich auch zu dieser Prüf- und Einweihung. Es war alles glücklich vollbracht/ beyde Kinder auch schon mit Oele eingesalbt/ mit Saltze besprengt/ und der oberste Priester legte sie in die von einem andern gehaltene zwey Schilde. Wie dieser nun beyde ans Ufer tragen wolte/ daß sie daselbst durch Steuerung auf die Erde gleichsam ihre Mutter zum ersten grüsseten/ trat er mit einem Fusse auf den in diesem Strome gemeinen Trübsand/ worüber er zu Grunde/ beyde Kinder auch mit sampt den Schilden in Strom fielen. Hertzog Bolko sprang augenblicks in Fluß und erwischte das eine Kind; das andere aber war ungeachtet vieler ins Wasser schwimmender Leute Fleisses nicht zu findẽ/ sondern ward zu aller eusserster Bestürtzung vom Strome weggerissen. Weil nun beyde Kinder einander gantz ähnlich/ und nur anfangs durch die Windeln und Schilde zu Vermeidung der Verwechselung unterschieden waren/ gerieth Hertzog Bolko/ ob er sein oder Gottwalds Kind zu retten das Glücke gehabt hätte/ selbst in solchen Zweifel/ daß er nicht wuste: Ob er sich mehr über dem Verlohrnen betrüben/ oder über dem Erretteten erfreuen solte/ daher er denn mit dem traurigsten Stillschweigen zurück kehrete. Zu Brignitz aber

gieng der Kummer erst an/ welcher Mutter sie das übrig gebliebene Kind geben oder entziehen solten. Wie ungewiß nun Volko/ und kein Mensch verhanden war/ der ein den Stich haltendes Kennzeichen hätte andeuten können/ so gab doch Eigen-Liebe und die Einbildung/ daß das Verhängnüs ihm ehe sein eigenes als ein frembdes Kind zugeworffen haben würde/ in des Hertzog Volcko Hertzē den Ausschlag/ daß er das Kind als das seinige Mechtildē einzuliefern befahl. Der Hertzogin Hedwig wuste aber niemand keinen Vorwand zu erdencken/ wo ihr Kind blieben wäre/ und niemand wolte ihr doch eine so herbe Zeitung beybringen. Nach verflossener Zeit zur bestimmter Wiederkunfft fragte sie eyvrig nach ihrem Kinde/ und als sie die sie bedienenden bestürtzt und verstummen sahe/ warff sie sich gantz verzweiffelt aus dem Bette; und befahl mit vielen Dräuungen ihr die Ursache seines Aussenbleibens anzusagen/ sie wolte auch gar des Zimmers sich entbrechen/ da doch die Frauen bey den Marsingen wie bey den Mohren und Juden nach der Geburt eines Knaben nicht für dem viertzigsten/ eines Mägdleins nicht für dem achtzigsten Tage die Thüre überschreiten dörffen. Weil Volcko nun von dieser zarten Mutter die heftigste Gemüths-Kränckung besorgte/ ward ein Priester befehlicht/ ob er zwar durch Heimsuchung einer Kindbetterin eben so wol als durch Anrührung einer Leiche unrein ward/ ihr den Trauer-Fall aufs beste als er könte/ und wider Verzweifelung allen ersinnlichen Trost beyzubringen. Wiewol dieser nun mit dem Absterben des Kindes heraus muste/ so hielt er doch mit der eigentlichen Art des Unfalles hinter dem Berge/ aber der einige Nahme des Todes verrückte ihre Vernunfft/ daß sie nicht wuste/ was sie that/ er hemmete ihre Zunge/ daß sie mit keinem Worte ihren Schmertz aussprechen konte/ damit alle andere Glieder Redner ihres Schmertzens würden/ er versteinerte ihre Augen/ daß kein Tropffen heraus floß. Aber ihr todtes Antlitz drückte mit lebendigern Farben ihren Schmertz aus/ als einiger Schatten der Sprache gekont hätte. Das Hertze schlug ihr mit solcher Heftigkeit/ als wenn es sich der Ersteckung des ihm zuschüßenden Geblütes zu befreyen sich durch die Brust arbeiten wolte/ die Hände stritten in Zerfleischung der Wangen uñ Ausreissung der Haare mit einander. Mit einem Worte: Diese sonst so freudige Fürstin ward ein lebendiges Bild der erbärmlichsten Traurigkeit. Nach einer langen Raserey fiel sie in stete Ohnmachten; daraus sie das Gedächtnüs ihres Verlustes mit öffterem Zucken und schnellem Auffahren unzähliche mahl erweckte. Also brachte sie einen Tag und die gantze Nacht zu/ also daß ihr weder Stärckungen des Leibes noch des Gemüthes beyzubringen waren. Den andern Tag quälte sich ihre rächelnde Seele mit holen Seufzern/ und endlich fiengen die Augen an wie ein lange verstopffter Spring-Brunn häuffige Bäche der Thränen auszuschütten. Bey dieser Veränderung meinte es jedermann hohe Zeit zu seyn Trost zuzusprechen; welcher aber lange Zeit von ihr mit tauben/ wie die Beschwerung von Schlangen mit verstopfften Ohren angenommen ward. Ihre erstern Worte waren: Lasset mich sterben; und die andere Antwort: Wil denn auch der Tod durch Ablegung seiner Grausamkeit mich ausädern! Wil er sich mir nicht nähern/ weil er mich schon für eine Leiche/ oder meines Elends halber für ein ihm unwürdiges Opffer ansiehet! Der sie wieder besuchende Priester redete ihr ein: daß weder ihr Stand noch ihre Tugend eine solche Kleinmuth vertrüge. Ob sie nicht wüste/ daß eine beständige Hertzhaftigkeit nicht eine Tugend der Weltweisen/ sondern der Fürsten wäre? Sie antwortete ihm: Er wüste nicht/ weil er kein Weib weniger eine Mutter wäre/ was Mütter in ihrem Hertzen für besondere Regungen/ in ihren Adern für Geblüte hätten.

Der

Der Priester fiel ein: Ihm wäre die Heftigkeit der mütterlichen Liebe nicht unbekandt/ und wäre seine Meinung nicht alle Betrübnüs über dessen Verluste/ was sie neun Monat unter dem Hertzen getragen/ augenblicks aus dem Gemüthe zu jagen; oder den Schmertz über dem zu verdammen/ was sie mit so grossen Schmertzen zur Welt gebracht. Aber dieses hiesse die Natur beleidigen/ dem Verhängnüsse widerstreben/ wenn eine durch unsinniges Leid wider sich selbst solche Grausamkeit ausübte: daß sie nicht wieder Mutter werden könte. Daher müste das Betrübnüs die Vernunfft zum Zaume/ das Maas zur Richtschnur haben. Die Fürstin versätzte: Sollen denn vernünfftige Menschen weniger Fühle als wilde Thiere haben? die ungeheuren Wallfische nehmen nicht nur/wenn sie von einem andern Raubfische verfolgt werden/ ihre Jungen/ wie die Schlangen ihren Brut in den Mund umb sie der Gefahr zu entreissen/ sondern dieses gefräßige Thier/ welches wie andere Fische seine Kinder zu tausenden zehlet/ betrauret auch eines jeden Verlust mit dreytägigem Hungerleiden. Und ich solte mir wegen meines einigen und viel edlern Kindes nicht weh thun? Männer hätten härtere Hertzen; möchten also der Todten indenck leben; aber Weibern stünde auch bey den Deutschen das Trauren wol an. Der Priester begegnete ihr: Kein Thier verscharrete sich mit seinen Jungen/ aber wol die Fürstin. Denn ein mit solcher Traurigkeit beladener Leib wäre ein Grab der Seele. Diese machten nach den Sitten gantz Deutschlandes dem Wehklagen und den Thränen bald ein Ende/ daß ihr Betrübnüs desto länger tauerte. Denn unmäßiger Schmertz müste bald verrauchen. Die Fürstin brach ein: die ihre Kinder nach den gemeinen Gesätzen der Natur verlierenden Mütter könten sich vielleicht noch zu frieden geben; aber gewaltsame Todes-Arten machten viel tieffere Hertzens-Wunden. Der Priester antwortete: Auch diese wären Schickungen des Verhängnüsses/ und offt es leichter gewaltsam zu sterben/ als auf der Folterbanck des Siechbettes viel Zeit gepeinigt werden. Warumb verhölet man mir denn/ sagte Hedwig/ wie mein Kind erblichen sey? Warumb gönnet man mir nicht seine Leiche mit meinen Thränen einzubalsamen? hierüber ward sie wieder ohnmächtig/ und als sie sie wieder durch Kühlung zu sich selbst brachten/ that sie doch so ungeberdig/ als jemals vorhin/ und sagte dem Priester: Sie wolte ihn mehr nicht hören/ weniger solte er ihm einbilden/ ihr einigen Trost fruchtbarlich beyzubringen/ wenn er ihr nicht aufrichtig ihres Kindes Tod entdeckte/ und ihr seine Leiche einlieferte. Hierdurch ward er gezwungen die wahre Begäbnüs zu entdecken/ daß ihr Kind ertruncken wäre. Ob nun zwar dieser Tod so viel Thränen verdiente/ als die Oder Tropffen in sich hätte; so solte sie doch glauben/ daß weil dieser Zufall sich über der Einsegnung begeben hätte/ solches für eine GOtt gefällige Opfferung anzunehmen/ von ihr also von rechtswegen kein Auge naß zu machen/ sondern von denen hertzhafften Müttern ein Beyspiel der Befriedigung zu nehmen wäre/ welche ihre Kinder mit trockenen Augen und freudigem Hertzen auf glüende Röste gelegt hätten. Aber die Hertzogin Hedwig ward hierüber gleichsam wahnsinnig/ und ruffte: Schaffet mir die Leiche meines ersäufften Kindes/ daß sein Geist nicht hundert Jahr als ein Gespenste umb die Gräber schwermen müsse. Schaffet mir seine irrdische Uberbleibung/ daß ihr Fleisch nicht in Magen der Fische/ sondern ihre Asche wieder in ihren Ursprung/ nemlich in meinen Leib vergraben werde. Mit solchen Heftigkeiten mattete sie sich den Tag ab/ daß sie des Nachts in einen tieffen Schlaf fiel. Auf den Morgen war die Fürstin nicht nur ruhig/ sondern auch ohne alles Betrübnüs. Jedermann war darüber verwundert/ so daß niemand die Ursache begreiffen

konte/ und die sie bedienenden einander fragten; Ob jemand der Fürstin im Weine Hirschzunge oder das Kraut Nepenthes/ wormit Helena ihr die Traurigkeit vertrieben/ beybracht/ oder einen Schmaragd in Mund gesteckt hätte. Endlich fragte sie die Rosenbergin eine ihres Frauenzimmers; wordurch sie ihr Gemüthe beruhiget hätte? die Fürstin antwortete: weil sie ihr verlohrnes Kind wieder gefunden hätte. Jene erschrack/ und bildete ihr ein: die Hertzogin wäre wahnwitzig/ fragte aber: wo sie es denn hätte? die Fürstin antwortete: Es wäre in Mechtildens Zimmer und Armen wol versorget; sie bejammerte aber/ daß diesen Tag diese Fürstin die Leiche ihres lieben Kindes nach Hause bekommen würde. Die Rosenbergin fragte: woher sie denn dis erfahren? Ob die alte Wahrsagerin Lamia des Neptun Tochter oder eine von Delos zurück geschickte Priesterin ihr solches kund gethan hätte? die Fürstin antwortete: GOtt hat mir im Traume dis so deutlich gezeigt/ daß ich die unverständigste wäre/ wenn ich daran zweifelte/ und die undanckbarste/ wenn ich für ein so groß Geschencke GOtt nicht mein Hertze selbst aufopfferte. Denn Mechtildis und ich fuhren mit dem Hertzoge Bolcko auf der Oder; aus welcher eine Wasser-Göttin empor kam/ und so wol ihr als mir in einer Muschel eine wunderschöne Perle verehrte. Beyden aber fielen sie ins Wasser/ von welchen Bolcko zwar eine erwischte/ und sie seiner Gemahlin zustellte. Den vierdten Tag aber kam diese Wasser-Göttin/ brachte Mechtilden die verlohrne leere Muschel ohne Perle/ und befahl mir die vom Bolcko aufgefangene als mein Eigenthum zuzustellen. Die Rosenbergin konte sich über diesem nachdencklichen Traume nicht genungsam verwundern/ und weil sie diesen für keine gantze Eitelkeit hielt/ ließ sie die Fürstin bey ihren Gedancken/ und erzählte solches dem andern Frauenzimmer. Selbigen Abend brachten die Fischer das ertrunckene Kind nach Hofe/ welches zwey Meilweges am Strome hinab gefunden worden/ und/ ungeachtet es drey Tage im Wasser gelegen/ wenig verstellet war. Diesemnach es denn Hertzog Bolcko in weisse Seide kleiden/ mit Blumen kräntzen und bestreuen/ in einen küpffernen Sarg/ welcher oben mit einer Berg Cristallenen Taffel zugemacht war/ legen/ also der Gothonischen Hertzogin mit beweglicher Ausdrückung seines Mitleidens zu bringen/ und daß er dieses Kind in die Grufft seiner Vor-Eltern beysätzen wolte/ sich anerbieten ließ. Sintemal die Marsinger eben so wol als die Römer Kinder/ welche noch keine Zähne hatten/ nicht zu verbrennen pflegten. Alleine die Fürstin Hedwig bestreute dieses Kindes Leiche mit Rosen/ schickte es dem Fürsten Bolcko wieder zu/ mit dem Beysatze: dieses hätte er zu beweinen und zu betrauren/ ihr aber ihr noch lebendes Kind nicht vorzuhalten. Bolcko ward hierüber nicht wenig bestürtzt/ sonderlich/ da er von anfangs bald mit sich selbst angestanden/ ob er sein oder Gottwalds Kind gerettet hätte. Mechtilden wolte er mit diesem Anspruche auf das lebende Kind nicht erschrecken/ forschte aber bey der Heb-Amme und denen Wärterinnen genaue nach: Ob Mechtildens Kind kein besonderes Merckmaal außer der Beerenklau gehabt hätte? Ob diese nun zwar ihn/ daß es ihr Kind unfehlbar wäre/ versicherten; wusten sie doch ihre Meinung durch kein Zeichen/ welches nicht auch dem andern Kinde gleiche war/ zu behaupten. Weil nun beydes das lebende und todte Kind öffters gegen einander gehalten ward/ muthmaaßte Mechtildis/ daß umbs lebende sich ein Streit ereignen müste/ fragte daher nachdrücklich hiernach/ erfuhr also ihre Muthmaaßung wahr zu seyn. Worauf sie erbärmlich zu wehklagen anfieng: Ob man sie zur Mutter des todten Kindes machen und damit selbst tödten wolte? Sie kennete ihr Kind allzu eigentlich; und ihr Hertze/ ihre heftige

Liebe sagte es ihr: daß es keines andern Menschen seyn könte. Ihr Gemüthe nun zu beruhigen muste man der Gothonischen Hertzogin Anspruch kleinerer und die Sache weniger zweifelhafft machen/ als sie an sich selbst war. Jedoch war Mechtildis des Kindes halber so eyversüchtig/ daß sie es nicht mehr aus ihren Armen/weniger aus ihrem Bette geben wolte. So bald aber die Fürstin Hedwig nach denen Sitten der deutschen Kindbetterin aus ihrem Zimmer gehen konte/ kam sie unvermerckt in Mechtildens/und nam das Kind daraus. Diese aber ward dessen augenblicks gewahr/ verfolgte sie auf dem Fusse/ und sagte: Ist dis nicht eine Verletzung des Gastrechtes und der Freundschafft; daß sie mir mein Kind/ welches ich mit meinen Brüsten gesäuget habe/ gewaltsam wegnehmen wil? Hedwig ließ sich daran nichts irren / sondern antwortete: Ein Kind bis in zehnden Monat mit dem aus den Milch-Adern kommenden Saffte durch die Nabelschnure speisen/ und selbtes gebähren/ ist mehr als säugen/ und das Recht der Mutter gehet dem der Ammen für. Daher würde ich unbarmhertziger als die unmenschlichen Mütter seyn/ welche zu Athen auf dem Platze Cynosarges/ zu Rom auf dem Kohl-Marckte bey der Milch Seule ihre Kinder weglegen/ wenn ich nach dem meinigen nicht fragen solte. Mechtildis versätzte: Es hat nicht weniger aus meinem Geblüte den Ursprung/ als von meiner Milch den Unterhalt. Hedwig fiel ein: die Natur hat es gezeichnet; daß es eine Gothonische Fräulein und meine Tochter sey. Mechtildis begegnete ihr: Meine hefftige Einbildung hat ihm durch einen Beystand der Natur dis eingepreget; was dem Gothonischen Stamme gemein ist: und daher kan die Beerenklau wol ein Merckmaal unser Freundschafft/ nicht aber ein Zeugnüs wider meine wahrhaffte Geburt abgeben. Hedwig brach ein: Für ihre Geburt und daß dis so bezeichnete Kind aus dem Gothonischen Stamme sey/ werden alle Mitternächtige Völcker urtheilen. Keines weges/ sagte Mechtildis/ wenn man ihnen die Gleichheit unser Kinder und die Ertrinckung des Marsingischē sagen wird. Mechtildis versätzte: das letzte ließe sich nicht sagen/ weil die Rechte den Untergang des schwächsten/ also des jüngsten vermutheten. Und der Himmel würde ja nicht so grausam seyn/ daß er dem behertzten Volcko in dem Strome ein frembdes Kind für sein eigenes zu retten geschickt haben solte. Hedwig antwortete: der Himmel hätte ihr schon selbst offenbaret: daß er ihr Kind erhalten/ Mechtildens ertrincken lassen. Durch was fragte Mechtildis? Welcher Hedwig ihren Traum erzählete/ und sich auf ihres Frauenzimmers Wissenschafft von der Vorhersagung der wieder gefundenen Leiche berուffte. Mechtildis versätzte: Träume sind Schatten unser süssen Einbildungen/ und ein Nachschall unsers sehnlichen Verlangens. Für mein Mutter-Recht aber giebet das Kind selbst Zeugnüs/ indem es aus meinen Brüsten die schon in Mutter-Leibe angewohnte Nahrung so begierig schöpffet; welches sonst bey gesogenen andern Brüsten für meinen einen Eckel gehabt haben würde. Hedwig fieng hierauf an: Ich nehme diesen Weg der Prüfung an/ und bin versichert/ daß wie mir meine Brüste nicht wie den Thieren ihre Eyter unter dem Bauch/ sondern für meinen Mund und Augen/ daß ich mein saugendes Kind anschauen und küssen könne/ gewachsen sind/ also dis meiner mütterlichen Liebe und ihrem Oele/ nemlich meiner Milch Zunge und Lippen nicht entziehen werde. Hiermit entblöste sie ihre Brüste/ an welchen dis Kind so begierig zu trincken anfieng/ als wenn es etliche Tage Durst gelitten hätte. Mechtildis ward hierüber so eyversüchtig/ daß ihr die Thränen aus den Augen fielen/ und sie Hand anlegte das Kind der Fürstin Hedwig aus den Armen zu reissen. Diese hingegen mühete sich von allen Kräfften dessen Besitzthum zu behaupten/ und zwischen

beyder

beyder Frauenzimmer entspaan sich ein Zwyspalt/ also/ hierüber ein kleiner Auflauff bey Hofe entstand. Hertzog Bolcko vernam solchen alsbald/ und seine Augen zeigten ihm zugleich dessen Ursache. Ob er nun zwar mit einer wenig lauern Schwachheit der Liebe als Mechtildis befallen war/ wolte er doch die übele Nachrede nicht haben/ daß in seinem Hofe der Gothonischen Hertzogin einiges Unrecht oder Gewalt wäre angefügt werden. Daher fieng er zu beyden an: Sie möchten doch ihre Kinder-Liebe nicht zum Werckzeuge des Hasses und zu Zerspaltung ihrer Freundschafft mißbrauchen. Auch im guten wäre die Ubermaaße böse/ und wie die Soñe denen unter dem heissen Mittel-Striche des Erdkreisses wohnenden Völckern/ wenn sie über ihrem Würbel stünde/ ihnen nicht den Soñer/ sondern/ weil ihre allzu hefftige Strahlen die Dünste allzu gewaltig empor ziehen/ einen regenhafften Winter verursachten; also gebühre auch das übermäßige Feuer die Liebe vielerley Ungewitter/ und eine Erkältung der Gemüther. Mechtildis antwortete ihm: Soll ich mich denn meines einigen Kindes entsätzen/ und darmit alle Liebe in meinem mütterlichen Hertzen gefrieren lassen? Würde meine Seele nach diesem Verluste nicht aller Ruh/ mein guter Nahme nicht alles Nachruhms verlustig werdē. Alles Ertzt wird durch Kälte kleiner/ und einer Mutter kan nichts verkleinerliches nachgesagt werden/ denn daß sie ihre Kinder nicht genung liebe. Hedwig versätzte: Kan eine/ die ihr nur einbildet Mutter zu seyn/ so sehr lieben; wie viel hertzlicher muß bey der solche Flamme seyn/ die/ wie ich/ wahrhafftig die Mutter ist; welcher der Himmel selbst diese verlohrne Perle wieder schencket; welcher der redliche Hertzog Bolcko selbst zum besten gestehen muß; daß er nicht wisse: Ob er sein oder mein Kind dem Rachen des Wassers entrissen habe. Der Hertzog brachte es nach einem langen Wort-Streite und vergebenen Vorschlägen/ entweder die Wahrsager zu Rathe zu ziehen/ oder den Zwist durchs Loos zu erörtern/ gleichwol dahin: daß beyde Hertzoginnen sich dem Urthel der Priester zu unterwerffen/ und inzwischen das strittige Kind einen Tag umb den andern zu besitzen willigten. Das Gerichte ward auf einen gewissen Tag in dem Fürstlichen Saale besätzt; darinnen über dem Richter-Stule Cambyses gemahlet war/ wie er das seinen durch Geld bestochenen Richter Sisamnes abgezogene Fell über den Richter-Stul ziehen/ und seinen Sohn Otanes solchen besitzen läßt. Gegen über stand Darius/ wie er einen nicht bessern Richter in Eolis Sandoces deßwegen zu kreutzigen befiehlt. Umb den Saal waren unterschiedene Gemählde merckwürdiger Urthel aufgestürtzt. Zu erst stand das Gerichte des Jüdischen Königs Salomon/ da er durch Befehl ein streitiges Kind mitten entzwey zu hauen die wahre Mutter für der/ welche ihres im Schlaffe erdrückt hatte/ unterscheidete. Das andere Gerichte war des Paris/ wie er die drey zwistigen Göttinnen durch den güldenen Apfel entscheidet/ das dritte und vierdte/ wie die Areopagiten den Mars wegen des erschlagenen Halirrothius und Orestes wegen ermordeter Mutter loßgesprochen ward. Das fünffte Gerichte stellte Phrynen für dem Richter-Stule für/ wie sie/ nach dem sie ihr Beystand Hyperides durch seine Beredsamkeit nicht erweichen konte/ ihre Brüste entblöste/ und durch derselben Schönheit die Areopagiten gegen sie barmhertzig zu werden zwang/ aber dardurch ein Gesätze zuwege brachte/ daß hernach die Richter keinen Beklagten ansehen/ weniger sich seiner erbarmen dorfften. Das sechste Gemählde stellte den Thracischen König Ariopharnas für/ welcher von dreyen sich für des Cimmerischen Königes Söhne Ausgebenden zum Schiedes-Richter erkieset ward/ und sie sämptlich nach

des aufgehenckten Königs Leiche zu schüssen befehlichte/ mit der Erklärung; daß der/ welcher das Hertz treffen würde/ Erbe und König seyn solte. Er erklärte aber den darfür/ welcher mit Fleiß der Leiche fehlte/ und den Pfeil in die Erde schoß. Das siebende Gerichte war eines Scythischē Königes/ welcher einem Gläubiger/ von dem er umb ein Urthel angeflehet ward/ daß er seinem Schuldner wegen nicht inne gehaltener Zahlung Krafft habender Verschreibung ein Pfund Fleisches aus dem Leibe schneiden möchte/ ein Messer mit dem Ausspruche reichte: Er möchte schneiden/ aber was der Gläubiger mehr oder weniger schneiden würde/ solte hernach der Schuldner ihm ausschneiden. Die Stüle des Richtplatzes besassen die zwölf fürnehmsten Priester/ des Obersten Stul aber war so gesäzt/ daß die Soñe ihm gleich ins Antlitz scheinen konte/ nicht zwar daß sie sie/ wie die Bithynier die Soñe für den Schutzherrn/ sondern für ein Sinnebild der Gerechtigkeit hielten/ welche alle Finsternüß der Unwissenheit vertreiben müste. Die Fürstin Hedwig und Mechtildis traten selbst für/ und jede meinte das auf den Richter-Tisch gelegte Kind durch ihre nichts minder tieffsinnige als nachdrückliche Rede für das ihrige zu behaupten. Diese sonst weisen Leute wurden aber hierdurch zweifelhaffter/ wem das Kind zugehörte/ als sie waren/ da noch kein Vortrag geschehen war. Ob sie nun zwar gerne diese Streitigkeit vermittelt hätten; weil ihrem Erachten nach durch keine menschliche Vernunfft zu ergründen wäre/ wessen Kind Volcks aus dem Wasser errettet hätte/ so war doch beyder Fürstinnen Liebe so groß/ daß sie so viel derselben zu entziehen vermeinten/ als eine der andern darauf Recht enträumte; daher denn auch jede auf das Urthel drang: denn sie waren beyde aufs kräfftigste überredet/ daß sie die rechte Mutter wäre/ und die Marsingischen Priester hatten bey jedermann den Glauben: daß die in den Himmel geflogene Gerechtigkeit ihnen die Wage zu Uberlegung der Rechts-Sachen/ und das Schwerdt zu Abschneidung der Streitigkeiten anvertraut hätte. Alleine weil die Sache den Priestern ein unauflößlicher Knoten war/ gebrauchten sie sich eben des Kunst-Stückes der Areopagiten/ welche/ als der Land-Vogt in Asien Publius Dolabella ein Weib von Smyrna/ das ihren Mann und Stieff-Sohn wegen ihres vorher getödteten Sohnes hinrichtete/ ihrem Urthel unterwarf/ sie weder als eine von Blut besudelte loßsprechen/ noch als eine Rächerin ihres Sohnes sie verdammen wolten/ sondern ihr über hundert Jahr einen andern Rechts-Tag ansätzten. Denn die Marsingischen Priester erkenneten: daß diese Sache so lange/ bis die Natur entweder durch die Aehnligkeit/ oder durch die eigene Neigung dem Kinde/ wer seine eigentliche Eltern wären/ entdecken würde. Wie nun die untadelhaffte Verwaltung der Gerechtigkeit eben so bitter ist/ als wenn ein Artzt mit Brand und Messer von Grund aus alte Schäden heilet/ und noch so wenig gerechter Richter Verfahren beliebt worden/ als Krancke nach des Esculapius Salben und Pflastern die Finger geleckt haben; also gieng es auch allhier der Gothonischen und Marsingischen Fürstin. Eine war so unvergnügt/ daß sie nicht gewonnen als die andere/ daß ihr Gegentheil nicht verspielt hatte. Mechtildis fragte gleichwol die Priester; welche denn mitler Zeit das Recht haben solte das Kind zu erziehen? und kriegte zur Antwort; die/ welche es am meisten liebte. Hedwig erkundigte sich hierauf: Wer denn über die Grösse ihrer Liebe Richter seyn solte? und ward beschieden: Ihre eigene Wolthaten/ welche jede dem Kinde leisten würde. Mechtildis ward hierüber verdrüßlich und zugleich wehmüthig/ fiel der Fürstin Hedwig umb den Hals/ und fieng an: Warumb haben wir uns gerechtere Richter aufzufinden eingebildet/ als unsere eigene Liebe? Warumb wollen

wir nicht lieber mit Wercken als Worten streiten / wer dieses Kindes Mutter sey; welcher Ampt in der Wohlthätigkeit nicht im Nahmen bestehet! leidet es die Natur nicht: daß ein Kind wie Bacchus aus zwey Leibern gebohren werde; so ist doch derselben nichts gemässer / als daß ihrer zwey durch Wohlthun an ihm die Pflicht der Mütter verrichten. Sie hat deßwegen den Müttern zwey Brüste wachsen lassen / daß sie den Kindern durch mehr als ein Quell Milch und Liebe einflössen. Lasse es unser beyder Pflegung geniessen / und noch ferner / wie es zeither geschehen / an unser beyder Brüsten saugen. Hat eine unter uns nicht ihr Blut zu seiner Empfängnüß beygetragen; so ersetze selbige diesen Mangel durch den nährenden Schaum / oder vielmehr das aus den Röhren der Brüste rinnende Oel des Geblütes / welches in diesen zwey Lebens-Brunnen von der Natur so weiß geleutert wird / daß die Kinder nicht mit ihrem ersten Trancke die Blut-Begierde in sich saugen. Wil sie / liebste Schwester / mich nicht würdigen / daß ich dieses Kindes Mutter sey / so laß sie ohne Eiversucht mich die Stelle einer Amme vertreten. Der Fürstin Hedwig ward durch diese Worte das Hertz derogestalt gerühret: daß sie Mechtilden mit nicht lauerer Gemüths-Regung in ihre Armen drückte und antwortete: Es ist wahr / hertzliebste Schwester / daß wir unserer Mutter-Liebe einen grossen Schandfleck anhencken würden / wenn wir selbte mit giftiger Eiver-Sucht vergälleten. Lasse uns versuchen / ob unsere Liebe so glücklich zwey Mütter eines Kindes abgeben / als die Natur in einer Mutter Zwillinge zeugen könne. Können unfruchtbare Männer durch ihre Wahl frembden / welche sie für ihre Kinder annehmen / die Kindschafft so kräfftig eindrücken / daß die Gesetze jenen die väterliche Gewalt / diesen das Recht zu erben zueignen; warumb solte nicht eine fruchtbare Mutter eines von ihr nicht gebohrnen Kindes Mutter zu werden fähig seyn. Hat eine unter uns diß Kind nicht aus ihrem Leibe gebohren / so gebähre sie es täglich in ihrem Hertzen durch Liebe und Wohlthätigkeit. Sollen doch Groß-Mütter / weil die sonst die Eigenschafft des Feuers habende Liebe wie Bley ihren Zug abwerts hat / ihre Enckel mehr / als ihre Kinder lieben. Warumb nicht auch wir dieses / welches iede glaubt ein Theil ihrer Eingeweide gewesen zu seyn. Diesemnach wollen wir es einen Tag umb den andern säugen / aber es keinen Augenblick aus unsern Gedancken und Gewogenheit lassen. Wir wollen mit einander selbtem wohlzuthun nicht abwechseln / sondern es einander vorzuthun beemsigt seyn; und durch das Beyspiel unser unveränderlichen Liebe das Verhängnüß bezaubern / daß es das Glücks-Rad diesem unserm Schoß-Kinde niemals verrücken könne. Hiermit namen beyde das Kind von dem Richter-Tische / überschütteten es mit einer unzählbaren Menge hertzlicher Küsse; vergnügten also diese zwey mit einander rechtende Mütter ihre Richter durch so wundersame Eintracht mehr / als die Richter sie durch ihren Ausspruch / derer keiner noch beyde Theile vollkömlich vergnügt / sondern ieder stets ein Mißtrauen gegen sich behalten hat; also daß Alcibiades zu sagen pflegte: Er traute seiner eigenen Mutter nicht / wenn sie seine Richterin seyn solte. Jedermann fürnehmlich aber Hertzog Bolcko ward über einem so glücklichen Ausschlage dieses Gerichtes zum höchsten erfreuet / die Verträuligkeit zwischen der Fürstin Mechtildis und Hedwig wuchs mit der Liebe gegen diß Kind / welches / weil sie es beyde für das ihrige hielten / zwischen ihnen gleichsam eine neue Ehstands-Art und Zusammenknipfung ihrer Gemüther verursachte. Unterdessen hatte Herzog Gottwald durch seine Tapferkeit und seiner Frau Mutter Klugheit alles in gewünschten Stand versetzt / indem alles Volck ihn für den rechtmässigen Hertzog der Gothonen erkennte / ausser seine Schwester Marmeline / welche von dem unheilbaren Ubel der Herrsch-Sucht so eingenommen war / daß sie diß / was

alle andere Menschen der Welt billigten/ nicht für Recht halten konte/ und daher von dem Apfel der Herrschafft lieber nichts als die Schalen genüssen wolte. Hertzog Gotwald hörte den Unfall des ertrunckenen Kindes höchst mitleidentlich/ seine Gemahlin wuste ihn aber so beweglich zu bereden/ daß er daran/ ob das lebende seine wäre/ zu zweifeln für eine Undanckbarkeit gegen das Verhängnüß hielt. Hierzu diente nicht wenig/ daß in seinem Gebiete auf dem Eylande Glessavia/ welches nicht in einem langen Land-Striche durch die vom Rheine hieher gezogenen Estier bewohnet wird/ aus dem Erd-Boden ein etliche Pfund schweres Stücke Agstein gegraben worden war/ welches gantz eigentlich vorbildete/ wie die Wellen des Meeres ein auf einer Muschel liegendes Kind ans Ufer antrieben. Hertzog Gottwald reisete hierauf mit seiner Gemahlin in sein Land/ wurden aber von Mechtilden mit vielen Thränen beweget/ daß sie ihre Tochter noch unter ihrer Pflegung liessen. Hedwig ward von Gothonen/ Estiern und Lemoriern aufs prächtigste empfangen/ und Hertzog Gottwald machte daselbst allerhand heilsame Anstalten zu einer glücklichen Herrschafft. Ehe sichs aber iemand versah/ brach Marbod mit einer grossen Heeres-Krafft gegen die Semnoner und Longobarden auf/ brachte selbte auch ehe unter seine Gewalt/ ehe die Benachbarten von dem gegen sie angehobenen Kriege Nachricht erlangten/ oder ein Mensch von so streitbaren Völckern ihm immermehr eingebildet hatte. Hingegen verfielen die Burier mit den abtrünnigen Burgundiern/ und die Marsinger mit den Lygiern in einen schweren Krieg/ dahero denn beyden Fürsten die Unterwerffung der streitbaren Semnoner ein heftiger Donner-Schlag ins Hertze war. Wie aber Fürsten nichts mehr als Furcht und Argwohn zu verbergen haben; also ward Hertzog Bolcko und Reinhard der Burier Hertzog genöthigt den Ritter Hohberg und Haugwitz zum Könige Marbod nach Budorgis/ allwo er alle Semnoner zu Ablegung der Huldigung versamlet hatte/ abzuschicken/ und ihm zu den Siegen/ welche allem Ansehn nach die Fall-Stricke ihrer eigenen Freyheit waren/ Glück zu wünschen. Denn ob zwar der/ welcher auf solche Weise einem Pflaumen streicht/ sich der Heucheley theilhafft macht; so ist doch der/ welcher in solchen Fällen sich in die Zeit und Leute nicht zu schicken weiß/ für einen Thoren/ am wenigsten für einen klugen Fürsten zu halten. Marbod nam diese Ehre sehr wohl auff/ und ob zwar diese Fürsten den König wissen liessen/ daß sie gegen die Burgundier bereit einen ansehnlichen Sieg gewonnen hätten/ also sie ihren Feinden selbst genungsam gewachsen wäre/ schickte er doch den Vannius zum Hertzog Bolcko und Reinhard/ bot seine gantze Krieges-Macht ihnen nicht allein zu Hülffe an; sondern ließ auch sechzig tausend Marckmänner biß an den Queiß und die Sprew/ unter dem Vorwand selbige gegen die Lygier zu führen/ anrücken. Weil nun Hertzog Bolcko seine meiste Macht gegen den Lygiern stehen hatte/ also er einem so unversehnen und mächtigen Feinde nicht gewachsen war/ und ihm leichte die Rechnung machen konte; daß wenn er des Königs Marbods Hülffe gar ausschlüge/ würde dieser es für eine Verschmähung und Mißtrauen annehmen/ und daraus einen scheinbaren Vorwand zum Kriege wider ihn bekommen; muste er/ nebst dem Fürsten der Burier/ ungeachtet beyde allzu wohl verstunden/ daß kein Falcke einen Adler zu Hülffe ruffen solte/ nicht allein willigen zehn tausend Marckmänner zu Hülfs-Völckern in ihr Land anzunehmen/ sondern auch auf des Vannius Betheuerung: daß König Marbod viel zu großmüthig wäre von seinen Freunden und Bundsgenossen einiges Schutz-Geld zu suchen/ oder sonst ihnen beschwerlich zu seyn/ ihn für ihren Schutzherrn zu erklären. Ungeachtet nun Bolcko und Reinhard

hard ihren Feinden genungsam für Augen stellten/ wie gefährlich beyden wäre/ daß sie einem dritten zum besten/ welcher bereit mit seiner geharnschten Hand in ihren Krieg grieffe / ihre Kräfften gegen einander aufrieben; so rennten doch die Lygier und Burgundier durch ihre Hartnäckigkeit spornstreichs in ihr Unglück/ indem sie ihrer alten Freunde wohlgemeynte Warnigung für Würckung ihrer Kleinmuth annahmen; weil entweder die Rache sie verblendet/ oder das sie zu stürtzen vorhabende Verhängnüß sie guten Rath anzunehmen unfähig gemacht hatte. König Marbod führte seine übrige funfzig tausend Kriegsleute durch einen nicht kleinen Umbweg/ damit er den Marsingern mit einem Durchzuge so vielen Volckes die neue Freundschafft nicht beschwerlich oder verdächtig machte/ an der Neisse und Spreu hinauf über das Hereinische Gebürge in der Bojen Land/ und durch selbtes längst der Elbe hinauf/ also daß er durch der Oser Gebiete den Lygiern in die Seite fiel. Ob nun wohl diese Völcker mehr als menschliche Gegenwehr thaten/ und noch niemand den Marckmännern so viel zu schaffen gemacht hatte/ als die Arier/ Helveconer/ Manymer/ Elysier und Naharvaler; so wurden sie doch endlich durch die Macht so vieler Feinde untergedrückt/ und Marbod hielt zu Carrodun ein Siegs-Gepränge über alle zwischen der Warte und Weichsel gelegene Völcker. Gleichwohl aber ließ er daselbst auf zweyerley Art spüren; daß die Herrschsucht nicht alle andere Gemüths-Regungen erstecket hätte. Denn er gab dem Vannius fast die Helffte seiner gantzẽ Kriegsmacht/ daß er damit sein väterlich Reich der Quaden eroberte/ dem Marsinger und Burier Hertzoge aber räumte er ein groß Stücke von der Lygier Landen als eine Siegs-Beute ein. Zu eben selbiger Zeit fand sich die Gothonische Fürstin Marmeline mit dem verrätherischen Leuterthal zu Carrodun ein; weil ihr so wohl die Peucinischen als Wendischen Sarmaten/ welche doch die Gothonen und Estier von der Ost-See vertrieben hatten/ wider ihren Bruder Beystand zu leisten verweigerten. Marmeline erschien für dem Könige ohne den geringsten Aufputz/ entweder weil sie ihn durch so schlechten Aufzug so viel leichter zum Mitleiden zu bewegen getraute/ oder weil sie ihre vollkommene Schönheit durch Beysatz zu verstellen besorgte. Ihre Worte hatten so viel Schein der Wahrheit/ als ihr Mund Holdseligkeit/ und was dieser nicht erbärmlich genung aussprechen konte/ wiewohl ihre heuchlerische Zunge alle ihre Worte vergiftete/ und seine Ohren bezauberte/ drückte sie mit desto grösserm Nachdrucke durch die in anderer Seelen rinnende Buchstaben der Thränen aus. Denn diese haben die Eigenschafft des Meer-Wassers/ welches in der See als seinem Ursprunge bitter ist/ wenn es sich aber durch die Adern der Berge in die Brunnen durchdringt/ vollkommen süsse wird. Denn die in den Augen saltzichten Tropfen der Weinenden werden das süsseste Geträncke unserer Seele in unsern Hertzen/ welches uns gleichsam truncken macht/ daß wir unsers eigenen Willens nicht mehr mächtig sind. Oder es sind die Thränen vielmehr dem Geiste gleich/ welcher durch Feuer und Kunst aus vielen Kräutern Tropfen-weise gezogen wird. Denn so viel diese für andern Artzneyen würckẽ/ so viel haben auch die Thränẽ mehr Krafft andere zu bewegen als Worte/ und in ihrem Wasser die entfernten Hertzen wie das Babylonische Ertzt anzuzünden. Jedoch war Marmeline nicht nur ihres aus den Augen flüssenden Wassers halber den Bildern der Wasser-Künste zu vergleichen; weil aus ihrem Munde/ ihren Brüsten/ allen ihren andern Gliedern gleichsam eitel Balsam der Anmuth spritzte. Ja sie war in des Königes Augen ein Sabeischer Wald/ welcher nichts als Ergetzligkeit

keit von sich hauchte; und daher blieb er auch mit seinen Augen und Hertzen eher an ihr/ als eine Fliege an dem Netze der Spinnenweben hencken. Seine Seele erklärete ihr Antlitz für ihren Abgott/ als sich Marmeline des Königs Magd nennte/ und seine Begierden steckten sie ihr zu einer unausleschlichen Fackel an. Er stieg selbst zu ihr von seinem Stule herab/ hob sie von der Erden auf/ und gab ihr nicht längsamer seine Liebe als sein Mitleiden zu verstehen. Sie hatte den König ihre Sonne genennet/ weil er alleine durch die Strahlen seiner Hülffe sie todte wieder lebendig machen könte; er aber erklärte sie für seinen ersten Bewegungs-Kreiß/ für die Richtschnur seiner Lebens-Tage/ für seinen Angel-Stern/ nach welchem sich sein Wille genauer als die Magnet-Nadel gegen dem gestirnten Beere wenden würde. Er eignete Marmelinen zu/ daß sie durch ihre Holdseligkeit die Liebe selbst entwaffnet hätte; weil diese so lange Zeit sein Hertze durch nichts anders als ihre Augen zu verwunden wäre mächtig gewest. Ja alle seine Worte waren übersteigend; weil seine heftige Liebe nichts mittelmässiges ausrauchen konte/ oder/ weil er Marmelinens Gegen-Liebe zu verschertzen besorgte/ wenn ihr seine Zuneigung zu lau oder zu kaltsinnig fürkäme. Die schlaue Marmeline hingegen mühte sich auf alle Weise kaltsinnig zu sein/ da ihr doch alles in der Welt umb die Herrschafft feil/ und deßwegen alle Adern in ihr voller Schwefel waren. Denn sie verstand allzu wohl/ daß man nur so lange einem nichts abschlüge/ weil man selbst umb etwas anzuhalten hätte/ und daß kein Fisch mehr an die Angel anbiesse/ worvon er schon den angehenckten Wurm zu seiner Speise weg bekommen hätte. Diesemnach redete sie den König an: Er möchte durch seine Zuneigung sich nicht zu seiner Verkleinerung so tieff erniedrigen/ und sie zu ihrer Verwirrung so sehr beschämen. Denn da die Persischen und Indianischen Könige iedes Wasser zu trincken ihnen für verkleinerlich hielten / wie viel würde ein so grosser Herrscher / als Marbod wäre/ sich verstellen/ wenn es etwas niedrigers als eine Fürstin liebte. Sie aber schätzte sich so lange für keine / als sie ihre zugefallene Fürstenthümer nicht in Besitz hätte. Sintemal Fürsten ohne Land nur ein Schatten derselben und Bilder ohne Leben wären. Am allermeisten aber gienge ihr durchs Hertze/ daß ein Irr-Licht/ welches Zweifels-frey aus den niedrigsten Sümpfen seinen Ursprung hätte/ sie als das einige Licht des Gothonischen Stammes verdüstern / und eines schlechten Sidinischen Edelmanns oder vielleicht noch eines geringern Menschen Sohn die rechtmässige Erbin verdringen solte. Würde sie aber sich in den Stand versetzt sehen / da sich des Königes Gewogenheit an ihr nicht wie die Spiegel von unreiner Weiber Augen beflecken könte; würde so wohl ihre Freude als Pflicht seyn/ das innerste ihrer Liebe gegen ihn als den Alexander ihrer Zeit auszuschütten. Keine seichte Bezeugung wäre weder seiner Würde noch Liebe anständig. Denn nach der Eigenschafft der in Ammonischen Brunn gesteckten Fackeln/ leschte die brennende Liebe/ wo Gegen-Liebe nur auf den Lippen schwimme/ aus; wo sie aber im Hertzen brennte/ zündete sich auch die fast erloschene an. Diesen Vortrag bekräfftigte sie abermals mit frischen Thränen / und gab darmit / weil die Tropfen auf ihren Wangē gleichsam den Thau auf den Morgen-Rosen abbildete / ihrer Schönheit einen mercklichen Beysatz. Marboden waren alle Worte Marmelinens eine Beschwerung/ ihre wäßrichte Augen sahe er wie ein Finsterniß 2. von ihm angebeteter Sonnen an/ und bildete ihm ein: daß durch ihr ausgeweintes

Saltz/ alle Zierden ihres Antlitzes würden zerbeitzt oder weggeschwem̃t werden/ wenn er nicht mit dem linden Schweiß-Tuche des Purpers Marmelinen die Thränen abtrocknete. Daher erklärte er sich seinen Degen nicht einzustecken/ biß er sie zu Gedonium auf ihren väterlichen Stul erhoben haben würde/ wenn sie nach überwundenen Feinden sich ihn zu lieben und zu ehligen überwindē könte. Marmeline fiel für dem Könige abermals nieder/ umbarmte seine Knie/ neñte ihn ihren und der Gothonen Schutzgott/ einen Vater der Wäysen/ und den einigen Beschirmer der Gerechtigkeit auf der Welt; Marbod aber ließ Marmelinen das eine Schloß über der Weichsel einräumen/ sie königlich unterhalten/ und trug noch selbigē Tag im Kriegsrath für/ wie die verjagte Marmeline aufs leichteste wieder in ihre Herrschafft einzusetzen wäre. Unter allen geheimen Räthen war nicht einer/ welcher nicht diese Einsetzung/ da Marmelinens eigene Mutter den Fürsten Gottwald für ihren Sohn/ alle Land-Stände für ihr Haupt erkennet hätten/ für bedencklich/ und wegen vortheilhafter Gelegenheit der Gothonischen Länder/ wegen selbiger Völcker Streitbarkeit für sehr schwer hielten/ also mehr zu einer gütlichen Vermittelung als zun Waffen riethen. Die Kriegsobersten/ welche doch entweder umb nicht für zaghaft angesehen zu werden/ oder/ weil sie besorgen/ ihr Ansehn möchte bey der Ruh verschwinden/ selten zum Friede rathen/ stim̃ten meistentheils denen andern Räthen bey; sonderlich redete der unverzagte Vannius/ welcher bey Berathschlagung über seines Fürsten Glücke doch auf seines mit ein Auge hatte/ und besorgte/ daß der Gothonische Krieg dem Quadischen einen Stoß geben würde/ nicht weniger klug als eyvrig: Die Gerechtigkeit wäre die Sonne eines Reiches/ der Anfang und Grund-Stein aller Herrschaften/ die Seele und der Ancker der Staats-Klugheit; welcher Fürsten zu Göttern machte/ und daher auch ihre Kriege/ welche sonst viehische Rasereyen wären/ rechtfertigen müste. Denn ob zwar das Recht der Waffen nicht allezeit aus dem Ausschlage eines Krieges zu urtheilen wäre/ müste doch ein Fürst auf seinen guten Nahmen und Nachruhm/ daß er nicht ein Rauber der Welt/ eine Peitsche Göttlicher Rache heisse/ sein Absehn haben/ und niemals vergessen: daß einem Fürsten auch in euserster Noth Unrecht nicht anständig/ ja diß ins gemein das Fall-Bret vorigen Glückes/ und der gebähnte Weg zum Untergange sey. Für beleidigte Bunds-Genossen wäre man zwar verbunden den Degen zu zücken/ wenn nur einiger Schein und Hoffnung eines guten Ausschlages verhanden wäre; aber Marmeline und ihre Eltern hätten mit dem Könige Marbod niemals im Bündnüsse gestanden/ noch auch sie die Natur durchs Geblüte mit einander verbunden. Zu dem wäre man auch dem/ welchem uns entweder die Natur oder unser Wille verknipft hätte/ nur in gerechter Sache Hülffe zu leisten schuldig/ welche hier überaus zweifelhafft wäre/ weil Marmeline Volck und Mutter zum Gegentheil hätte. Der König hätte bereit mit den Gothinen angebunden/ wider die Quaden den Krieg feste gesetzt; und nun wolte er auch mit den streitbaren Gothonen/ Lemoviern und Estiern anbinden/ an welche weder die von Marmelinen angeflehten Peucinen noch die Wenden zu reiben sich getraut hätten/ da doch diese die Rache und Begierde im Hertzen hätten ihr so reiches und fruchtbares Land wieder zu erobern. Alle kluge Fürsten aber und insonderheit die Römer hätten sich für zweyen Kriegen als für höchstgefährlichem Vorhaben/ auch bey sich zeigendem Vortheil äuserst gehütet. Denn viel Zwerge machten auch einem Riesen zu schaffen/

und wenn der gröste Fluß zertheilt würde/ könte man dadurch waten. Marbod hätte zwar die Semnoner durch seine Geschwindigkeit ihm unterworffen; aber selbte nur wie den Wolff beym Ohre. Denn kein Fürst müste ihm einbilden/ daß bezwungene Völcker ihm ohne heimliche Gramschafft gehorsamten. Und allen benachbarten Völckern wäre Marbods anwachsende Macht schon ein Dorn in Augen/ welche bey einem unglücklichen Streiche zu seinem Untergange in ein Horn blasen dörfften. Daher nöthigte ihn sein Gewissen/ und seine Treue dem Könige zu rathen/ er möchte zwischen beyden zwistigen Geschwistern einen Mittler abgeben/ oder/ wenn er ja die Gothonen bekriegen wolte/ mit denen Gothinen und Quaden Friede halten. Mit diesem letzten redete Vannius dem Könige in seine Ehre/ weil er ihm schon dreissig tausend Mann zu der Quaden Uberwältigung versprochen hatte/ mit dem ersten unwissentlich ins Hertze/ weil Marbod seine gegen Marmelinen angesponnene Liebe in höchster geheim hielt; auch niemand muthmaßte/ daß einer/ der täglich unter den Waffen sich mit Staube verstellte/ in seinem Schweisse badete/ so zarte lieben könte. Weil nun Fürsten diß/ was ihr Hertz rührt/ so empfindlich ist/ als was ihrer Ehre und Ansehn nahe komt/ war Marbod drüber so verwirrt/ daß er sich nicht leicht ausgeflochten hätte/ wenn nicht Alarich ein vom Leuterthal bestochener Krieges-Rath sich bey vermerckter Zuneigung des Königs mit einer ziemlichen Frechheit/ ihm im Rathe den Ruhm eines Unerschrockenen/ beym Könige eines treuen Dieners/ durch folgenden Gegen-Satz zu machen sich erkühnet hätte: Gottwalds Vorwand des Gothonischen Hertzogs Sohn zu seyn wäre so unglaublich/ als es weltkündig wäre; daß kein Mohr/ wenn er hundert Jahr gebleicht würde/ weiß werdẽ könte. Arnold hätte sein Lebtage einen Sohn zu haben nichts erfahren/ also wäre höchst verdächtig/ daß man selbten einem Todten/ und unwissenden Volcke aufdringen wolte. Daß er Gertrudens Sohn wäre/ könte wohl seyn/ weil sie so sehr wider ihre Tochter auf seiner Seiten stünde/ aber zu Hertzog Arnolds würde er sich nimmermehr rechtfertigen können. Was hätten aber benachbarte Fürsten mehr zu anthen/ oder zu verhindern/ als daß nicht Eyer der Wiedehopfen Adlern zum Ausbrüten untergelegt/ oder Leute vom Schlamme des Pöfels Ländern für ihre Fürsten eingeschoben würden. Dieser Betrug hätte in der Welt gleichsam nunmehr Bürgerrecht gewonnen/ und die Künste würden so zart eingefädemet; daß die scharffsichtigsten sich nicht aus so scheinbaren Irrthümern auszuflechten wüsten. Sintemal noch kein grosser Alexander/ kein tapferer Ariarathes gestorben wäre/ daß sich nicht ein böser Mensch oder Gespenste für seinen Geist oder Erben angegeben hätte. Daher gehörte es zu der Wohlfarth Deutschlandes/ und zur Ehre des Königes Marbod/ daß er durch sein Urthel ausspräche/ wer der rechtmässige Herrscher über die Gothonen und Estier wäre. Hätte er am Hertzoge Arnold keinen Bluts-Freund oder Bund-Genossen gehabt/ so wäre Marmeline doch ein Mensch/ Menschen aber wären einander zur Hülffe geschaffen/ sonderlich wären Fürsten deßhalben Gottes Stadthalter auf Erden; zu denen bedrängte/ wie das Wild in die Hölen/ Knechte zu Altären ihre Zuflucht nähmen. Wer nun diese für Unrecht nicht beschützte/ handelte nicht besser/ als der Bund-Genossen/ Eltern und das Vaterland verliesse; hingegen wäre die Beschirmung der Schwachen eine zweyfache Tapferkeit/ und eine Ubermasse der Gerechtigkeit. An so heilsamem

Wer-

Wercke müste er sich aber die für ihm furchtsamẽ Peuciner und die von Estiern verjagte Wenden nicht irre machen lassen. Sintemal diese Völcker in dem Antlitze des mächtigen Königs Marbod so wenig als andere Sternen im Angesichte der Sonne sich sehen lassen/ aber/ wenn Marbod sich gegen selbte Feind erklärte/ ihre Waffen gerne beytragen wolten. Also hätte der mit gemeinen Fürsten nicht vergleichbare König Marbod so wenig Ursache sich zu bedencken/ ob er an zweyen Orthen Krieg führen solte; als die Sonne; ob sie beyde Seiten der Erd-Kugel zu erwärmen mächtig wäre. Er wüste wohl/ daß furchtsame den Ruhm ins gemein erlangten/ daß sie vorsichtige Rathschläge gäben; es mangelte ihnen auch nicht an Verstande und Erfahrung; aber sie hätten ins gemein schärffere Augen als ein gutes Hertze. Ihre Weißheit endigte sich in sich selbst/ ihre Gewalt am guten Willen/ und die Frucht alles ihres Nachdenckens wären unfruchtbare Gedancken. Alle Entschlüssungen hätten ihren Ursprung aus dem irrdischen Theile des Menschen/ und ihre Seele keinen edlern Zug als eines Kauffmanns nach Eigen-Nutz/ welcher bey ihnen Ehre und Vernunfft überstiege. Wiewohl diese nun/ daß sie es übel meynten/ nicht beschuldigt werden könten; so bliebe doch gewiß/ daß durch Zagheit mehr als Untreu/ und von einer schlafenden Schildwache mehr als von einem Kundschaffer geschadet würde. Dieses hätte der König in gegenwärtigem Falle wahrzunehmen/ und die niemanden zweymal das Antlitz zuwendende Gelegenheit nicht zu vernachlässigen; da ihm die Schlüssel zur Ost-See entgegen getragen/ und mit der Erndte des Agsteins die Schätze der Mitternacht von sich selbst in die Hände gespielet würden. Niemand könte sich einen grossen Herrscher rühmen/ der nicht Meister zur See wäre; und welch Reich nicht den güldenen Wieder/ nemlich Kauffmannschafft besässe/ wäre nicht für reich zu achten. Vannius sahe es zwar dem Könige Marbod an Augen an/ daß Alarichs Zunge nach seinem Hertzen redete; gleichwohl aber hielt er es seinem erworbenen Ruhme unverträglich zu seyn/ daß er dazu stille schweigen solte. Diesemnach versetzte er mit entrüstetẽ Geberdẽ und feurigẽ Augen: Es wäre wol wahr/ daß kühne Rathschläge wie das Unkraut offt eine schönere Farbe hätten/ aber die für Furcht geschmähte Vorsichtigkeit diente zu mehr Ruhe und Sicherheit. Jene hätte nach Art wilder Thiere mehr Muth/ diese mehr Vernunft/ stünde also dem Menschen besser an; sintemal man offt die Heftigkeit der Regungen nach Gelegenheit der Zeit und Veränderung der Umbstände beugen/ ja offt mitten in dem hitzigsten Lauffe einer Verrichtung die Deichsel wenden müste. Dahingegen jene lieber den Kopf zerschellten/ als selben bückten; an statt die Mauren des Feindes heimlich zu untergraben/ lieber die höchsten Thürme übersteigen/ bey neuen Zufällen keinen neuen Rath fassen/ sondern wider die Unmögligkeit selbst mit dem Kopfe durchdringen wolten/ gleich als wenn das Verhängnis Zeit/ Menschen und Geschäffte unter ihre Füsse geworffen hätte. Keine Furcht hätte sein Lebtage ihr eines Haares breit Raum in seinem Hertzen gemacht; aber seine Treue erforderte es: daß er mehr zu des Königes Besten redete/ als sich mit verwegenen Rathschlägen sehen liesse. Seine Dienste möchten gegen die reden/ welche mehr mit der Zunge/ als dem Degen auszurichten getrauten. Marbod brach ein/ und wolte weder den Vannius/ dem er so hoch verbunden war/ für den Kopf stossen/ noch auf den Alarich/ weil er sein

Wort redete/ mit dem Vannius zerfallen lassen; sagte also: Beyder Rath wäre wohl gemeynet/ und mit wichtigen Gründen unterstützt; aber dem Vannius wären gewisse Geheimnüsse verborgen / welche ietzt noch nicht zu sagen wären/ wenn sie aber würden an Tag kommen / würde auch er gestehen: daß Marbod Ursache habe den Krieg wider die Gothonen anzufangen/ Vannius aber den wider die Quaden nicht zu unterlassen. Also ward wider des gantzen Kriegs-Raths Meynung der Krieg beschlossen/ dahero keiner war/ der nicht über Marbods berührtem Geheimnüsse seine besondere Gedancken hatte; Vannius sonderlich / dem er noch nie ein Geheimnüß verschwiegen hatte. Alarich alleine hatte durch den Leuterthal etwas von Marbods Liebe erschnoben / und sich gegen dem Vannius / welchen er auf Marbods Befehl zu versöhnen getrachtet/ diese Worte schüssen lassen: Wenn Vannius so viel als er gewüst hätte/ würde er im Rathe wie Alarich geredet haben. Dieses erfuhr Marbod / und ward hierüber derogestalt entrüstet / daß er ihn für sich fordern/ ihm die Zunge lähmen ließ/ daß er gar nicht mehr reden konte/ und ihm sagte: Wer nicht schweigen könte/ wäre nicht würdig eine Zunge zu haben. Also ist es gefährlicher eines Fürsten Heimligkeit wissen / als ihn ihm sehr verbunden haben. Sintemal Fürsten zuweilen gezwungen werden / die aus dem Wege zu räumen / welche gleich nichts verrathen haben/ aber nur was geheimes entdecken können. Daher des Königs Lysimachus Schoß-Kind ihm sehr klug zur Gnade ausbat / er möchte ihm doch keine Heimligkeit vertrauen. Inzwischen hatte Gottwald die Anwesenheit Marmelinens zu Carrodun erfahren/ und den Ritter Gabelentz an Marbod abgeschickt ihren betrüglichen Anschlägen zu begegnen; er ward aber mit der Verhör so lange aufgezogen/ biß der Krieg wider Gottwalden erkläret ward; und man ihm nicht nur sagte: daß sein Anbringen zu spat käme / und der König sein Lebtage keinen Schluß widerruffen hätte/ sondern ihm auch andeutete/ daß er in dreyen Tagen sich aus Carrodun begeben solte. Des Hertzogs Bolcko und Reinhards Gesandten thaten zwar ihr euserstes für den Gottwald dieses Ungewitter abzuwenden / konten aber zu Vermeidung des Krieges nichts anders erhalten/ als daß Gottwald selbst nach Carrodun kommen/ Marmelinens Klage beantworten/ und sich Marbods Urtheil unterwerffen solte. Gottwald/ als er diß vernahm/ sagte: Er wolte lieber Land und Leben verlieren/ ehe er sich dem Gothonischen Hause zu Spotte Marbods Urthel unterwerffen wolte/ wenn er auch schon bey ihm Gerechtigkeit zu finden trauen könte. Beyde Theile rüsteten sich hiermit eyrig zum Kriege. Marbod gab dem Vannius nur funfzehn tausend von seinem Kriegsheere; noch so viel aber muste er aus der Bojen Lande an sich ziehen. An der Gräntze der Burier und Marsinger ließ er zehn tausend Marckmänner/ welche/ wenn sich am Rücken iemand rühren wolte/ auf alle ein wachsames Auge zu haben unter dem Grafen Erpach befehlicht waren. Hingegen laß er aus den Lygiern/ Ariern/ Naharvalen sechs tausend Kriegs- und meist Edelleute aus / welche er unter die Marckmänner untersteckte. Ehe er nun fortrückte/ sendete er den Ritter Würben an der Peuciner/ den Ritter Dietrichstein an der Veneder oder Wenden König mit kostbaren Geschencken/ und der Versicherung: daß sein der verjagten Fürstin Marmeline zu Eroberung ihres väterlichen Erbes abgetretenes Kriegs-Volck für ihn keinen Fuß breit Erde einnehmen/ denen Nachbarn in seinem Zuge kein Huhn verseehren/ und schlechterdings alles von

Mar-

Marmelinens Befehle hängen solte. Marmeline ließ auf Marbods Anstifften auch den Wenden versprechen/ daß/ wenn sie ihr kräfftig beystehen wolten/ sie ihnen alles/ was auf der rechten Seite des Flusses Alla-Täge/ von der Estier Gebiete abtreten wolle. Marbod sätzte hiermit funfzehn tausend Fuß-Knechte auf Schiffe und Flößen/ und ließ sie die Weichsel hinunter schwimmen/ verbot auch bey Lebens-Straffe/ daß weil dieser Fluß die Gräntze mit den Sarmaten hielt/ kein Mensch auf der rechten Seiten anlenden/ weniger einen Fuß auf die Erde setzen solte. Er aber schickte Marmelinen mit fünf tausend Reitern unter dem Asciburgischen Gebürge gerade der Weichsel zu/ wo der die Estier und Wenden unterscheidende Bugstrom in die Weichsel fällt. Er aber folgte mit zwey tausend Reitern und zehn tausend Fuß-Knechten nach; und befahl seinem Stadthalter bey den Semnonern/ daß er zehn tausend Marckmänner und Semnoner zusammen ziehen/ und an der Warte gegen die Gothonen bis auf ferneren Befehl stehen lassen solte. Wie nun Marbods Völcker an die bestimmten Orte ankamen/ ließ er alles vom Wasser aussteigen/ stellte sein gantzes Krieges-Heer zwischen der Weichsel und dem Bug in Schlacht-Ordnung/ und nach dem die Fürstin Marmeline auf Amazonisch und Königlich ausgerüstet/ und mit hundert eben so ausgeputzten Marckmännischen Jungfrauen erschien/ erklärte der König Marbod sie anfangs mündlich für das Haupt dieses gantzen Krieges-Heeres; alle Obersten musten ihr Treue und Gehorsam angeloben/ hernach ließ er es durch viel Herolden mit Trompeten-Schall allenthalben ankündigen und ausblasen; und Marmeline kündigte durch einen Herold den Gothonen und Estiern als ihren meineydigen Unterthanen/ da sie in drey Tagen nach dessen Wissenschafft nicht mit Niederlegung der Waffen sich für ihr demüthigten/ den Krieg an. Denn den Fürsten Gottwald wolte sie als einen Verfälscher und Betrüger nicht einmahl eines Herolds würdigen. Dieser/ weil er nicht wuste/ wo Marbod einbrechen würde/ hatte die mit ihm verbundenen Sidiner und Cariner zu Besätzung der Warte bestellet/ und unter dem Bug eine Schiffbrücke über die Weichsel geschlagen; damit er sich/ wohin ihn die Noth erforderte/ wenden könte. Nichts weniger hatte er allenthalben die Wälder verhauen/ umb allen Einbruch ins Land zu verhüten oder schwer zu machen. Marbod sätzte unter dem Grafen von Witgenstein ein Theil seines Heeres über die Weichsel und den Bug und er selbst stellte sich/ als wenn er zwischen der Weichsel und dem Viper-Flusse durchdringen wolte; sein Absehen aber war den Feind von der Schiffbrücke wegzulocken/ und sich nach und nach des Flusses Meister zu machen. Aber Gottwald war ihm zu klug; und ob wol der König durch die verhauenen Wälder mit Gewalt/ jedoch ziemlichem Verluste bey den Gothonen/ Witgenstein durch Anzündung des Waldes bey den Estiern einbrach/ ließ sich doch Gottwald aus seinem Vortheil nicht locken/ sondern gieng auf beyden Seiten der Weichsel dem Marbod an der Seite nach; und mühete sich ihm am Rücken die Lebens-Mittel abzuschneiden; befahl auch/ daß in den Gegenden/ wo der Feind sich näherte/ alles/ insonderheit das Getreyde/ welches bey den Estiern und Gothonen häuffiger als sonst in Deutschland wächset/ verbrennet ward. Ob nun zwar dem Marbod hierdurch sein Absehen gantz und gar verrückt/ und er stutzig ward: Ob er tieffer ins Land gehen solte/ zumal da Gottwald so meisterlich als jemals Fabius zu verhüten wuste/ daß er mit seinem Feinde nicht schlagen dorffte/ ihm aber gleichwol stets auf dem Halse war/ und ihn was wichtiges vorzunehmen hinderte. Nachdem aber in Kriegen einiger Schade dem Pöfel weher thut/ als ihn der daraus erwachsende gemeine Nutz

vergnüget/ wusten die/ welche es ins geheim mit Marmelinen hielten/ dem murrenden Volcke durch eine künstliche Arglist die Fehler des Krieges vorzumahlen/ und zwar euserlich ihren beyden Feldhauptleuten Poppo von Orselen und Kinpreden Mängel auszustellen/ daß sie den anziehenden Feind in ihrem Lande erwartet hätten/ nicht ihm selbst in seinem eigenen zuver kommen wären/ ja ihn in dem Eingeweide des Reiches nach Belieben rasen ließen/ sonder daß sie das Hertz hätten ihm mit dem zum Schlagen behertzten Kriegs-Heere die Stirne zu bieten. Durch solche furchtsame Langsamkeit würden die Tapffersten zaghafft gemacht. Sintemal die Furcht mehr daraus entspringe/ daß man ihm selbst zu wenig als dem Feinde zu viel zutraute. Wer im Kriege das seine nur beschirmte/ dem Feinde nicht selbst in seinem Lande auf den Hals gienge/ gestünde selbst seine Schwachheit/ und gäbe ihm halb verlohren. Die Gothonen und Estier hätten noch niemals umb was eigenes/ sondern stets umb frembdes Gut Krieg geführt; nun aber liessen sie durch Brand und Mord das ihrige ohne eine Hand zu rühren verterben. Marmeline alleine schiene die Tapferkeit ihrer Vor-Eltern behalten/ und von Männern solche auf ihr Geschlechte versätzt zu haben/ welche unter der Schwerde der Waffen nicht müde würde/ sondern täglich an der Spitze ihres Heeres sich sehen ließe/ und gerne mit ihrem Feinde schlüge/ wenn sie nur einen könte zu Gesichte bekommen. Hierdurch machte sie sich der verlangten Herrschafft würdig; wenn sie gleich sonst kein Recht darzu hätte. Hierdurch aber tasteten sie nicht nur unvermerckt den Fürsten Gottwald selbst an; Sintemal Diener auf solche Art nicht sündigen können; daß nicht entweder der Fürst Schuld des Unverstandes oder der Unachtsamkeit dabey habe; sondern sie reitzten auch das Volck zum Abfalle. Massen denn in weniger Zeit der schlaue Leuterthal durch seinen Anhang über drey tausend Gothonen und Estier auf Marmelinens Seite lockte; welche dem Marbod von aller Verfassung des Landes Kundschafft brachten. Hingegen weil das Geschrey im Kriege offt mehr als viel tausend geharnschte Leute thun/ ließen Marmeline und Marbod ihre Siege und erlangten Vortheil allenthalben zehnmal grösser machen als sie an sich selbst waren/ brachten auch darmit bey den Wenden zuwege/ daß sie nicht allein die Schwerdter der Seyren/ welche dem Hertzoge Gottwald zu Hülffe zu ziehen schon fertig gestanden/ in der Scheide behielten/ sondern sie fielen auch mit 12000. Reitern den Estiern ein/ und sätzte durch ihre Grausamkeit alles in Flucht und Schrecken. Dieses nöthigte den Fürsten Gottwald seine Rathschläge zu ändern; ließ also nur drey tausend Estier in einem vortheilhafftigen Orte gegen den Grafen von Witgenstein stehen; alles übrige Volck zohe er des Nachts in möglichster Stille über die Weichsel an sich/ und machte Anstalt folgende Nacht bey aufgehendem Monden den König Marbod mit allen Kräfften anzugreiffen. Alleine dieser Anschlag ward durch Wernern einen im Kriegs-Rathe sitzenden Obersten/ welcher mit dem Leuterthal heimliches Verständnüs hatte/ zeitlich verrathen/ daher Marbod/ welcher etliche Tage vorher das gröste Theil seiner Reiterey mit einem Ausschusse des besten Fuß-Volckes gegen die Carnier und Sidiner geschickt hatte/ umb selbte von der Warte abzuziehen/ daß die Semnoner deste leichter über den Fluß kommen könten; hierüber nicht wenig verwirret ward. Deñ ob er zwar sein Läger an einem vortheilhafftigen Orte hatte/ oder auch selbtes fortrücken konte/ traute er doch dem streitbaren Gottwald mit seiner verminderten Macht nicht gewachsen zu seyn/ und durch das letztere Mittel wolte er keinen Schein der Flucht von sich geben. Diesemnach er denn sein Volck augenblicks zurück beruffen/ alles auch bereiten ließ die Gothonen tapfer und vortheilhafftig zu empfan-

empfangen. Gleichwol aber schrieb er durch Leuterthalen an den Verräther / und versprach selbtem goldene Berge / da er durch ein Mittel Gottwalds Vorschlag nur auf ein paar Tage hinterziehen könte. Werner saan der Sache nach / und weil die Boßheit ins gemein tieffsinnig ist / machte er sich an Monheimen den fürnehmsten Priester der Estier im Lager / und gab selbtem mit vielen Thränen des Hertzogs Anschlag zu vernehmen / welcher der Gothonen Untergang zweifelsfrey befördern würde / weil er gleich den ein und zwantzigsten Heumonats-Tag träffe / welchen die Gothen und Cimbern jederzeit für einen der unglückseligsten gehalten hätten. Hingegen / wenn er nur zwey Tage verschoben bliebe / fiele der glückseelige und ihrem Siege so viel heller leuchtende Monde ein. Alle verständige Kriegs-Häupter wären deßwegen nicht weniger furchtsam als bekümmert; jedoch traute sich keiner es dem Fürsten zu sagen / weniger den Anschlag zu widerrathen. Der Priester / welcher selbst auf die Wahl der Tage viel hielt / nam Werners Thränen für unfehlbare Zeichen seiner Treue an / und vertröstete ihn hierwider Rath zu schaffen. Denn dieser nam alsbald darauf ein Absehen / daß die Estier / so offt sie zu Feld zohen / oder eine Schlacht lieferten / einem Priester eines wilden Schweines Bild / fürtragen ließen. Dieses war aus Agstein so groß als ein ziemlicher Kirbs und an der Estier Ufer aus dem Meere gefischet worden / daher es die Estier nicht nur für ein Geschencke Gottes / sondern wie die Römer den aus Phrygien gebrachten Stein für ein Schutz-Bild ihres Reiches und für das Wahrzeichen ihres Gottesdienstes hielten. Diesemnach die Nachbarn glauben / daß sie durch diesen Schweins-Kopff entweder die Mutter der Götter / wie die Egyptier durch den Hunds-Kopff den Anubis abbilden. Andere sind beredet / daß sie unter diesem Bilde den Kriegs-Gott / welchen durch ein wild Schwein der Adon tödten lassen / verehren; weil in der ersten Welt die Menschen nicht selbst / sondern durch wilde Thiere / und sonderlich wilde Schweine / welche wie die Elefanten von der Natur mit vorragenden Zähnen ausgerüstet sind / und sie es offt mit Löwen und Tiegern annehmen / mit einander Krieg geführt haben. Dahero auch Helden ihre Helme mit ihren Zähnen ausrüsteten / und sie wie Tydeus in ihre Schilde mahlen ließen / viel bildeten ihnen ein / sie dienten unter dieser Gestalt dem Hercules / weil er das Erymantische wilde Schwein gefangen / und auf seinen Achseln lebendig nach Athen gebracht hat. Nicht wenig hielten dieses Agsteinene Schwein für ein Bild der Sonne / weil der Agstein aus den Thränen der Sonnen Töchter sollen entsprossen / die wilden Schweins-Zähne aber / wenn sie sie wetzen / so feurig seyn sollen / daß die daran gehaltene Haare davon sich verfangen / und zusammen lauffen. Ins gemein aber hält man es für ein Bild des Monden / welcher auf Erden den Nahmen Dianens und das Ampt einer Jägerin hat. Alle Estier aber sind beredet: daß sie es für ein mächtiges Schutz-Bild wider die Feinde fürtragen ließen / deßwegẽ beruffte Hertzog Gottwald auch die Priester zu dieser Verrichtung. Unter diesen gab Monheim dem Fürsten zu verstehen: daß sie diesen Tag das göttliche Bild nicht von der Stelle rücken dörfften. Warumb? fragte Gottwald; welchem Monheim antwortete: weil es einer der unglücklichsten Tage im Jahre wäre. Gottwald gab ein Lachen darein / und sagte: Es wäre entweder eine grosse Einfalt / oder ein nicht kleiner Aberglaube Glück und Unglück an gewisse Tage binden. Die Tugend wäre Meister der Zeit und Mutter unsers Glückes. Der Priester versätzte: Ob er in der Welt der einige wäre / welcher dem Glücke keinen Tisch sätzte / und ihm darauf keinen Weyrauch anzündete? Gottwald begegnete ihm: die Unwissenheit der Dinge und ihrer Ursachen hätte

hätte den Nahmen des Glückes eingeführt/ und die Thoren hätten es ihnen gar zum Gotte gemacht. Der Priester fiel ein: das Glücke wäre zwar kein Gott/ aber wie die Natur die allgemeine/ also jenes die besondere Ordnung Gottes. Die Natur hätte ihre gewisse und beständige Richtschnur/ daher könten ihre Würckungen von Weisen; des Glückes Schickungen aber/ welche niemals auf geraden Wege fortrücken/ von niemanden vorgesehen/ sondern nur aus dem Schatten der Erfahrung gemuthmaßet werden. Weil aber hieran so viel gelegen wäre/ würde man kein so unachtsames Volck zu nennen wissen/ welches nicht zu Unterscheidung der glück- und unglücklichen Tage ihre Begäbnüsse genau angemerckt hätte. Die Egyptier hätten in jedem Monate zwey Tage/ und sonderlich die/ an welchen Typhon gebohren und Osiris zerfleischet worden/ die Juden nur den siebenden Heu- und den achten Herbst-Monats-Tag/ die Römer den andern/ sechsten und vierzehenden Tag eines jeden Monats/ das Feyer der verstorbenen Geister/ insonderheit den Tag/ da des erschlagenen Remus Geist versöhnet wird/ und an welchem Romulus verschwunden/ wie auch da Hannibal die Römer bey Canna geschlagen; die Chalcedonier den ein und zwantzigsten Tag jeden Monats/ weil an diesem des Darius Land-Vogt ihre Söhne ausgeschnitten und in Persien geschickt/ die Persen zwey Tage/ da sie von Griechen bey Platea und Mycale/ vom grossen Alexander beym Fluße Granicus geschlagen worden; die Griechen den fünf und zwantzigsten Heu-Monats-Tag/ und das Feyer des Adon/ die Carthaginenser den ein und zwantzigsten Tag ihres Monats Metagitinen als schwartz gezeichnet/ an welchem sie zu heyrathen oder den Feind anzugreiffen für höchstschädlich hielten. Nichts weniger hätten die Gallier/ Cimbern und Gothen drey und dreißig Tage des Jahres/ als an welchen alles krebsgängig würde oder übel ausschlüge/ angemerckt. Hingegen hätte die Syracusaner auf den vier und zwantzigsten Mey/ an dem sie die Athenienser aufs Haupt erlegt/ die Sicilier auf den siegreichẽ Geburts-Tag ihres Timoleon/ Käyser Julius auf seinen eigenen/ Xerxes auf den/ an welchem er König worden/ die Parther auf ihren ersten Freyheits-Tag/ da Arsaces den Seleucus überwunden/ Cyrus auf den/ an welchem er die Scythen und Sacken geschlagen/ die Athenienser auf den vierdten Tag des der Sonne gewiedmeten Monats/ da sie bey Leuctra und Gerest so glücklich gefochten/ und auf den/ da sie den Artabazes/ und die Persen aus Griechenland gejagt/ so grosse Thürme gebauet/ gleich als wenn das Verhängnüß sich an selbte durch einen unzerreißlichen Glücks-Faden verknüpfft hätte. Hertzog Gottwald begegnete ihm: Ein und ander auf einerley Zeit ungefehr eintreffender Zufall hätte diesen Irrthum gebohren/ und die Arglist Verzagten oder Hertzhafften ihre Furcht oder Hertzhafftigkeit zu benehmen sie auf die Beine bracht. Daher niemand kluges wider die Vernunfft sich daran nicht binden/ die Zeit versäumen und die Gelegenheit aus den Händen gehen lassen solte. Der Priester fiel ein: die Erfahrung/ daß einerley Tag allemal glück- oder unglücklich gewest wäre/ wäre unlaugbar/ und daher könte dis/ was tausend mal geschehen/ für nichts zufälliges gehalten werden. Die Zeit und das Rad des Glückes hätte vermuthlich eben so wol ihren gewissen Lauff als die Gestirne; nur daß die Menschen noch nicht so eigentlich jenes als dieser Geheimnüsse ergründet hätten. Wie lange wäre es/ da man eben so wenig die Sonn- und Monden-Finsternüsse als jetzt den Ausschlag der Kriege vorher zu sehẽ gewüst hätte: Alleine/ wie man schon aus den Gestirnen und gewissen Zeiten viel Zufälle muthmaßen könte/ also würde vielleicht Nachdencken und Erfahrung hierinnen der Welt mehr Licht auffstecken; Gottwald

wald sätzte ihm entgegen: Wann die widrigen Beyspiele/ da einerley Tage Glück und Unglücke ausgedrücket hätten/ gegen die mit einander übereintreffenden gezählet werden solten/ dieser nicht einer gegen jener hundert kommen; diesemnach hätten kluge und tapffere Leute zwar die Witterung dieser oder jener Jahres-Zeit nach ihren gewöhnlichen Eigenschafften/ wie die Ackers-Leute heimliche Tage zur Einerndtung/ und die Schiffer die Sommers-Zeit zur Absegelung zu gebrauchen gewüst; ausser dem aber die Wahl der Tage als eine schädliche Eitelkeit glücklich verlachet. Also hätte Käyser Julius zur Zeit/ da ihm jedermann den Schiffbruch wahrsagte/ sein Volck glücklich in Africa übergesätzt; Lucullus an dem Tage/ da vorhin die Römer von Cimbern eine schändliche Niederlage gelitten/ den Tigranes und die Armenier aufs Haupt geschlagen; Crassus wäre an dem glücklichen Siegs-Tage des Ventidius von eben den Parthen schimpflich in die Flucht gebracht/ Pompejus an dem Tage/ da er die See-Räuber und Mithridaten überwunden/ in Egypten ermordet worden. An des Romulus Geburts- und Sterbe-Tage wäre eine Sonnen-Finsternüs gewest. Plato und Attalus wären an ihrem Geburts-Tage gestorben. Dion hätte bey einem Monden-Finsternüsse/ Pelopidas den Alexander Phereus/ und Alexander den Darius überwunden; und alle diese hätten die Wahrsagungen des Unglücks verlachet. Und wie könte es im Kriege anders seyn; als daß des einen Unstern des andern Glücksstern seyn würde/ das eines Verlust den andern mit Sieg und Beute bereicherte? hingegen wäre es mehr denn allzu gewiß; daß die Zeit so geschwinde als die Sonne fortlieffe/ aber niemals wie diese wieder käme; daher müste ein Kriegsmann so wol als ein Weiser keinen Augenblick versäumen; denn an so wenigem hienge offt so wol jenem der Sieg/ als diesem die Ewigkeit. Dessen allen ungeachtet/ blieben die Priester/ entweder weil sie selbst allzu sehr beredet waren/ daß das Glück und Unglück den Hang von der Zeit/ nicht von eigenem Witz und Geschickligkeit den Hang hätte/ oder weil sie für nicht irrende gehalten werden wolten/ auf ihrer Meinung/ berufften sich auf die unstreitige Gewißheit/ daß bey Aufgehung gewisser Sterne Ungewitter entzünden/ und auf die unwiderlegliche Erfahrung der Schiffleute; daß es am sechsten/ zwölfften/ funffzehenden/ siebzehn neunzehend- und zwantzigsten Tage des Hornungs/ am fünfften/ sechsten/ zwölffte- und zwantzigsten April/ am ersten/ siebenden/ vierzehnden/ siebzehn/ neunzehn- und fünf und zwantzigsten Mertz jedesmahls gefährlich schiffen wäre. Die widrigen Beyspiele benähmen ihrer wahrhafften Meinung nichts. Denn weil jeder Mensch und jedes Volck einen ihm vom Verhängnüsse zugeeigneten Schutz-Geist/ die Gestirne auch nach dem Unterschiede der Oerter widrige Würckungen/ ja die Oerter selbst ihre gewisse Glück- und Unglückseeligkeit an sich kleben hätten; wäre kein Wunder/ daß der/ welcher für einem Jahre an diesem Tage gesiegt hätte/ heute an einem andern Orte und gegen einen andern/ dessen Glücks-Tag es vielleicht träffe/ verspielte. Das Geburts- und Sterbe-Licht könten gar wol einen Tag treffen/ weil dieses einen Menschen glücklicher als jenes machte. Sie begehrten zwar ihrem Fürsten in seiner Herrschafft und Krieges-Anstalt nicht einzugreiffen/ weniger Mängel auszustellen; aber ihnen wäre unverantwortlich ihr göttliches Bild an einem mit Kohlen gezeichneten Tage dem Heere fürzutragen/ und dessen Ansehen gleichsam muthwillig in die Schantze zusätzen. Also hätten die klugen Athenienser an dem Plynterischen Feyer das Bild der Götter Ceres nicht sehen lassen/ sondern mit allem Fleisse versteckt/ und mit ihrem heiligen Geräthe verwickelt. Hertzog Gottwald fiel ein: die glücklichen Römer aber hielten den Tag/ da

sie den Kriegs-Gott in seinem Tempel durch Bewegung ihrer Amylien erweckten/ für unglücklich/ so daß sie an selbigem nicht reiseten/ nicht heyratheten/ keine Bündnüsse schlossen. Monheim fiel dem Hertzoge Gottwald zu Fusse/ und bat ihn: er möchte doch der Priester heilsamen Rathe/ welche umb nichts anders als des Volckes Heil und des Fürsten Ehre bekümmert wären/ statt geben. Es wäre eine der grösten Klugheiten seine Meinung nach Beschaffenheit der Dinge ändern/ nicht aber durch blinde Hartnäckigkeit sich selbst zum Märterer seiner Meinung machen/ und lieber mit Schaden einen angefangenen Irrweg verfolgen/ als unvorsichtig was angefangen zu haben beschuldigt seyn wollen. Und wenn er nicht dieses Tages Unglück besorgte/ doch seine Tapfferkeit desto heilsamer auszuüben nur zwey Tage/ da mit dem Vollmonde sein Glück sich vergrösserte/ verschieben. Sie zweiffelten an seiner Klugheit und Tapfferkeit nicht/aber hätten doch die streitbarsten unter den Griechen nemlich die Spartaner von ihrem Lycurgus ein Gesätze gehabt und als heilig beobachtet: daß sie für dem Vollmonden ihr Heer nicht ausgeführet hätten. Wenn aber frembde Beyspiele ihm nicht anstünden/ möchte er alleine behertzigen: daß des mächtigen Königes Ariovist vom Käyser Julius erlittene Niederlage aus nichts anderm herrührte; denn daß er für dem Neumonden wider seiner Priester Warnigung dem Feinde die verlangte Schlacht geliefert hätte. Ob nun zwar Hertzog Gottwald wol besorgte/ daß die Gelegenheit seines Anschlages ihm aus den Händen gehen/ oder dieser gar verrathen werden würde; so muste er doch besorgen/ daß/ wenn kein Priester seiner Völcker Gewohnheit nach das Kriegs-Volck zur Tapferkeit anreitzte/ noch das so grossen Glauben habende Bild vertrüge/ solchen zugleich Muth und Hertz entfallen/ also der geringste Zufall das gantze Spiel verterben würde/ und daher mit dem höchsten Unwillen seinen Anschlag zurück sätzen. Inzwischen hatte Marbod das Glücke nicht allein sein gegen der Warte geschicktes Kriegs-Volck zurück zu bekommen/ sondern auch die Semnoner/ welche bey den zertheilten Carinern durchgebrochen waren/ an sich zu ziehen/ohne daß Gottwald hiervon einigen Wind/ Marbod aber vom Werner Nachricht kriegte; daß er auf den Vollmonden vom Gottwald überfallen werden würde. Diesemnach er auf bestimmte Zeit alle seine Kriegs-Künste nicht allein zu einer vortheilhaften Gegenwehr/ sondern auch seinen Feind mit seinem eigenen Fallbrete zu stürtzen hervorsuchte. Er zohe alle eusersten Wachen umb sein Läger ein / und die letzte befehlichte er beym ersten Angrieffe zu fliehen; hingegen versteckte er auf beyden Seiten zehn tausend Marckmänner und Semnoner mit der weissen Reiterey unter dem Ritter Zierotin und Dietrichstein in die Wälder/ und sechs tausend andere ließ er unter dem Ritter Hoditz und Weltz durch einen Umbweg sich dem Gothonischen Läger nähern. Er und Marmeline sparten sich mit der übrigen Macht das Hauptwerck auszuführen. Gottwald hatte zu seinem Vorhaben alle kluge Anstalt gemacht/ und Feuchtwangen führte mit sechs tausend Gothonen den Vortrab/ Hertzog Gottwald folgte mit zehn tausend Gothonen und Estiern/ und Radzivil war mit vier tausenden zum Hinterhalte bestellt. Der Vortrab rückte ohne einige Hindernüs bis ans Läger unverhindert fort/ also daß Hertzog Gottwald/ welchem Marbods Wachsamkeit bekand war/ alsbald eine Kriegs-List besorgte/ als er die vorhin verhauenen Wege offen und unbewacht fand. Weßwegen er augenblicks dem Feuchtwangen einen Stillestand gebieten ließ; welcher gleich auf die letzte Wache für dem Läger traf und selbte ohne Müh über Hals und Kopff zurücke trieb. Im Läger rührte sich noch kein Mensch/ weniger wehrete jemand/daß die Gothonen mit bey sich habenden

Reisig-

Reisig-Gebünden den Graben füllten/ und die Zug-Brücke abließen. Ja der erste Lermen im Lager entstand allererst/ als mit einen kleinen Sturmbocke das Thor aufzusprengen angefangen ward. Feuchtwangen kriegte vom Gottwald gleich den Befehl sich nicht zu übereilen/ als das Thor aufsprang; daher er dem Hertzoge zu entbieten ließ/ das Lager wäre schon gewonnen/ also könte er ohne ärgste Schande sich aus einem Sieger zu keinem Flüchtlinge machen. Inzwischen hatte Hertzog Gottwald noch mehr Ursachen seines Argwohns ausgespürt/ daher noch ein Befehl auf dem Fusse folgte/ Feuchtwangen solte sich unverrückten Fusses zurück ziehen. Aber diesem verstopffte die Ehrsucht seine Ohren/ gleich als wenn ihn seines Fürsten Befehl nicht angienge. Er antwortete daher: Es stünde nun wol das Lager in seiner Gewalt/ aber nicht sein hitziges Volck zurücke zu ziehen/ welches vom Verhängnüsse durch Verwölckung des Monden gleichsam mit den Händen zu Uberwindung des Feindes geleitet würde. Ihm stimmten auch die meisten des Adels bey/ entweder weil jedermann im Fechten lieber kühn als bedachtsam gescholten seyn wil/ oder weil aller hohen Häupter Irrthum mit Ansehen und einem Befehle ihm beyzupflichten gewaffnet ist; also auch unvernünfftige Würde allezeit ihre Nachtreter behält. Mit dieser Einbildung drang er unbedachtsam zur Pforte und über den Wall in das gantz finstere Läger; in welchem er aber auf einmal etliche hundert Kienfeuer anzünden sahe/ welche ihm die Augen öffneten/ daß der Feind für ihm in voller Schlacht-Ordnung stand/ und ihn mit Pfeilen und Wurff Spießen gleichsam überschnevete. Feuchtwangen verlohr mit überkommenem Gesichte das Hertze/ daher er sich gerne gewendet hätte/ aber die Enge des Ortes/ weil auf der einen Seite ein Sumpff/ auf der andern alles verhauen war/ unp der aus zweyen Pforten ausfallende und ihm auf den Hals gehende Feind nöthigte ihn Stand zu halten. Wie nun die gröste Furcht eine Hebamme der Tapfferkeit ist/ also muste Feuchtwangen/ der ohne dis den Hals mit seinem Ungehorsame verwürckt hatte/ aus der Noth eine Tugend machen/ und sich auf dreyen Orten zur Gegenwehre stellen/ wiewol er sich im Gedränge kaum rühren konte/ die Marckmänner aber alles zu ihrem Vorthel hatten. Hertzog Gottwald schäumte zwar für Zorne über seines Feld-Obersten tollkühnen Blindheit/ gleichwol aber konte er übers Hertze nicht bringen/ noch traute er es ohne Verlust alles vorhin erworbenen Ruhmes seinen umbzüngelten Vordrab im Stiche zu lassen/ sondern suchte durch ein Gepüsche/ weil hinter dem Vortrabe die versteckten Marckmänner noch die Brücken theils abwarffen/ theils anzündeten/ seinem Volcke Lufft zu machen. Er hatte sich aber mit grosser Müh kaum durchgearbeitet/ als der sich aus dem Gewölcke hervor machende Monde ihm das Marckmännische Haupt-Fahn mit dem rothen Löwen/ der Gothonen rothen Adler aber zum andern Kriegs-Zeichen/ hiermit auch alsbald den König Marbod und Marmeline mit dem Kerne ihres Volckes ihm die Heer-Spitzen zeigen sahe. Hertzog Gottwald ward über diesem Anblicke so sehr erfreuet/ gleich als ihm der Himmel darmit schon die Siegs-Palmen zurichte. Jedoch fiengen in seinem Hertzen Ehre und Rache den ersten Streit an; indem diese ihm seine Schwester/ jene dem großmächtigen Marbod anzugreiffen riethen. Diese behielt gleichwol in seinem/ wie in allen edlen Gemüthern die Oberhand/ also daß er sich mit dem lincken Flügel an Marbod machte/ mich aber befehlichte an Marmelinen und dem rechten Flügel sein Unrecht zu rächen; weil sein Geblüte gegen sie zu weich/ oder seine Rachgier gegen sie zu strenge seyn

dörffte. Sintemahl es so schwer wäre nach rechtem Maaße zu lieben und zu hassen/ als zu verwunden. Marbods und Marmelinens Seelen loderten hingegen theils von Liebe/ theils von Ehrsucht/ welche beyde die schärffsten Wetzsteine der Waffen sind. Die Marckmäñer und Gothener schärfften ihre Schwerdter auch an keinem geringern Stahle. Denn jene fochten umb die uns so sehr kitzelnde Herrschafft/ diese umb die mehr als güldene Freyheit. Also geriethen beyde Heere mit höchster Verbitterung an einander/ weil jedes glaubte/ daß es an Hertzhafftigkeit dem andern überlegen wäre/ und der nunmehr helleuchtende Monde eines jeden Helden-Thaten ein Licht anzündete. Beyde Kriegs-Häupter waren an ihren güldenen Waffen/ und Marbod mit seinen über dem Helme stehenden und vergüldeten Püffel-Hörnern/ Gottwald aber mit einem vergüldeten Elends Gewephe/ welches gemeinen Thieres Hörner die Esner fast alle im Kriege zu führen pflegen/ genungsam kenntlich. Ob sich nun zwar sonst kleine Fürsten so ungerne Grössern/ als Häringe den Wallfischen nähern; verhält sichs doch im Kriege viel anders als im Gepränge/ und Gottwald kam für Begierde mit dem Marbod selbst anzubinden fast außer sich. Weil nun dieser an jenen nicht weniger Lust hatte/ und die zu ihrer Leibwache bestellten Grafen beyden durch das Gedränge Raum machten/ kamen sie zeitlich an einander. Sintemahl bey den Deutschen die Kriegs-Häupter nicht wie die der Binen sich in die sichere Mitte ihres Heeres einsperren/ sondern an die Spitze stellen/ und der/ welcher nicht mit dem Haupte seines Feindes gefochten/ seinem Ampte keine Ausrichtung gethan hat. Beyde wiesen durch die Geschickligkeit ihres Kampffes/ daß dis ihr lange getriebenes Handwerck wäre/ und durch dessen Heftigkeit/ daß mehr als Löwen Hertzen in ihren Brüsten steckten. Lantzen und Wurf-Spieße waren ohne eines oder des andern Beschädigung verbraucht/ also giengen beyde zu ihren Schwerdtern; und wie verliebt sie gleich gegen einander waren/ indem Marbod für Marmelinen und ihren herrlichen Brautschatz; Gottwald aber für seine Hertzogthümer als die eigentliche Braut eines Fürsten fochte; so vergieng sich doch keiner durch einige Ubereilung/ also daß ihr Streit auch in einem Schauspiele einen Lust-Kampff hätte abgeben können/ und es hier zu einem Beyspiele anderer Kriegs-Leute/ sonderlich aber der umb sie her sich mit einander schlagenden Ritter diente. Ob nun zwar/ als es in die Länge wehrete/ der jüngere Gottwald an Geschwindigkeit dem Könige Marbod es vorzuthun schien/ so fochte dieser doch mit einer solchen Behutsamkeit/ daß es schiene/ er wüste alle künfftige Streiche des Gottwalds vorher/ und sie hätten es mit einander abgeredet/ wie sie einander angreiffen und begegnen wolten. Bey dieser Vorsicht aber nam keiner wahr/ daß sich unzählbare Schlangen theils umb ihrer Pferde Beine schlungeten/ theils auf der Erde wider ihre angewohnte Eintracht mit einander stritten/ bis ihre Pferde durch ungewöhnliches Schäumen ihnen solches anzumercken Anlaß gaben. Gottwald/ welchem die Menge der Schlangen in selbiger sümpfichten Gegend nicht unbekand war/ ließ sich dis nicht irren/ und da dis ja was bedeuten solte/ legte er es wie Lucius Sylla/ als er bey Nola wider die Samniter kriegte/ für ein Zeichen des Sieges aus. Marbod hingegen/ welcher sich erinnerte/ daß der Schlangen Erscheinung dem [illegible]sus/ dem Cajus Hostilius Mancinus in Numanciischen/ dem Cajus Gracchus in [illegible] und dem Titus Gracchus zu Rom den Untergang gedräut hatten/ ward hierüber so erschreckt/ daß er seine Schantze versahe/ und vom Gottwald in die rechte Achsel hefftig verwundet ward; und weil er dardurch den [illegible]

zu h..

zu brauchen unfähig ward/ hätte ihm Gottwald das Licht auszuleschen das Glücke gehabt/ wenn nicht der Ritter Schlawata darzwischen gesprengt/ und durch seine Gegenwehr den König auf die Seite zu bringen Gelegenheit gemacht hätte; welcher nunmehr allererst dem Ritter Zierotin und Dietrichstein Befehl zubringen ließ/ daß sie mit ihren versteckten Völckern die Gothonen am Rücken angreiffen solten. Inzwischen hatte der Ritter Schlieben das Glücke gehabt Marmelinen aus dem Sattel zu heben/ und ich den ihr zur Seite verordneten Grafen von Meranien gefährlich zu verwunden/ also daß er sich muste aus dem Treffen führen lassen/ und bey nicht weniger Bestürtzung der Marckmäñer und Verlust der einen feindlichen Haupt-Fahne uns ein Blick des Sieges anlachte. Alleine die bey uns an zwey neuen Seiten einbrechenden Marckmänner und Semnoner machten uns anfangs an dem guten Anfange die für uns stehende Feinde in Unordnung zu bringen irre; hernach wendete sich das Blat gar/ weil die Gothonen und Estier von Feinden nicht nur mehr als zwey oder dreyfach übermannet waren/ sondern sie fürnemlich von Gegenwart der gleichsam aus den Wolcken gefallener Semnoner/ und daß die Reiterey auf langen Spießen angezündete Pechpfannen führte/ worvon der uns widrige Wind Gestanck und Rauch in die Augen führte/ in einen sehr harten Stand versätzt wurden. Nichts desto weniger verlohr Gottwald nichts von seiner Klugheit weniger von seinem Muthe; sondern er theilte sein Volck vor und rückwerts in eine zweyfache Schlacht-Ordnung; also daß der selbst vor und hinterwerts uns andringende Feind den Gothonen und Estiern zu weichen verfret. Es ward mehr als menschlich/ ja grimmiger als von wilden Thieren/ ich wil von höllischen Geistern nicht sagen/ gegen einander gewütet. Der sterbenden Feinde Mord-Geschrey war der andern Freuden-Gethöne; die Lebenden bildeten ihnen ein auf Leichen fester zu stehen/ als auf der blossen Erde; und der fühlte keine Bitterkeit des Todes/ der mit seinen Armen den Feind mit zu Bodem rieß. Gottwald war bald hinten bald vorwerts/ und wo die gröste Noth uns anstieß/ der erste. Seine von feindlichem Blute bespritzte Waffen hatten ihre erste Farbe/ und er selbst drey Pferde unter dem Leibe verlohren/ seine Degen wurden stumpff/ daß er sie mit der Feinde verlohrnen Schwerdtern verwechseln muste. Gleichwol aber er weder müde noch kleinmüthig/ weil sein Gemüthe keiner Furcht/ wie das Oel keines Untersinckens fähig war. Sein Kriegs-Volck war dem Haupte nicht ungleich/ und kein Edelmann thät in dieser grimmigen Schlacht seinen Fürsten einen Spott an/ sondern alle wolten mit ihm sterben; weil mit ihm zu siegen wenig Hoffnung mehr dar war; sonderlich/ als man gegen der Weichsel ein grosses Feuer aufgehen sah/ und der geschwinde Ruff die Gothonen vergewisserte: daß Hereka mit sechs tausend auf Gothonisch gekleideten Marckmännern sich des Lagers und der Schiffbrücke bemeistert hätte. Vieler Tapfferkeit verwandelte sich nun in Verzweiffelung/ wie der bisher helle Himmel in eine wölckichte Finsternüs/ also daß Feind und Freund nicht mehr aus ihren Kriegszeichen/ sondern nur aus dem Unterscheide des Wortes zu erkennen waren/ auch wenn einer es nicht bald von sich gab/ offtmals selbter von seines Freundes eigener Spitze fiel. Gottwald und seine Ritterschaffe übte gleichwol unzählbare Wunderwercke der Tapferkeit aus/ welche ich zwar nach Verdienst nicht rühmen kan/ aber doch so wenig von ihrer Würde verlieren/ als die verborgenen Edelgesteine in den uneröfneten Adern der Erde/ die ungesuchten Perlen im Bodeme des Meeres/ und die unsichtbaren Sternen der Milchstrasse.

Wie aber kein Unglück ohne Gefärthen komt/ also verlautete nun auch/ daß Feuchtwangen mit seinem Vortrabe zwar die Scharte ihrer Ubereilung mit mehr als menschlicher Gegenwehre auszuwetzen bemüht gewest/ aber biß auf den letzten Mann in die Pfanne gehackt worden wäre. Dahero die Kriegs-Obersten und sonderlich ich dem bißher unbeweglichen Gottwald einredeten: Es wären nun nicht mehr umb die Ehre des Sieges/ sondern umb das Heil der Fürsten/ und umb Rettung seiner im brennenden Lager gelassenen Gemahlin zu thun; daher müste man sich/ weil sich schon am Morgen der Tag etwas zeigte/ der noch währenden Finsternüß durchzubrechen bedienen. Dieses letztere drang ihm endlich zu Hertzen/ weil die Liebe doch König über alle Könige ist; daß er etlichen seiner Kriegs-Obersten die oberste Befehlhabung überließ/ er aber mit seiner Leibwache anfangs mit Gewalt sich gegē dem Läger durchzuschlagen mühte/ als aber diß unmöglich schien/ und der Tag ihm auf den Hals kam/ durch Gebrauch des feindlichen Wortes mit ungefehr hundert Rittern glücklich durchkam/ aber weil für Hitze kein Mensch im brennenden Läger bleiben/ weniger durch die lodernden Thore eindringen konte/ ward er gantz verzweifelt/ weil er seine Gemahlin darinnen den grausamen Tod Semelens erlitten zu haben besorgte. Er erblickte aber in einem etwas entfernten Gepüsche eine ziemliche Menge brennender Kühn-Fackeln/ und in seinem Hertzen fühlte er einen gewaltigen Zug sich daselbst hinzuwenden. Er setzte daher mit seinem Gefolge Sporn-streichs dahin/ und vernahm bey seiner Näherung ein nicht kleiner Wehklagen von denen mit Gewalt auf Pferden gesetzten Frauen/ als ein Schwirren der Waffen. Seine Ankunfft zeigte ihm Augenblicks/ daß es Gothonisches Frauenzimmer war/ welche theils der Feind/ theils der Brand aus dem Lager und dem Weltz in die Hände gejagt hatte. Gleichwohl aber mühete sich der Ritter Dohna und Schlieben/ welche noch etwan fünf hundert Estier aus der Besatzung des durch Krieges-List eroberten Lägers zusammen gerafft hatte/ ja das Frauenzimmer selbst mit ergrieffenen Waffen sich zu retten. Hertzog Gottwald ward hierdurch aufs eivrigste entzündet/ daher er auch als ein Blitz die Feinde anfiel/ und nicht ruhen konte/ biß er nach Zerstreuung etlicher Hauffen seine Gemahlin an einem Baume angelehnet/ und sich gegen zwey Marckmänner mit einer aufgelesenen Lantze beschützend antraff. Alleine Gottwalds Anblick und Schwerdt-Streich waren eines/ damit er beyder Feinde Leben seiner rachgierigen Liebe aufopferte. Der Ritter Weltz und die/ welche sich mit der gefährlichen Waare des Frauenzimmers betastet hatten/ musten meist mit ihrer Beute das Leben lassen/ und die übrigen die Flucht zu dem das Lager besetzthaltenden Hoditz nehmen. Hertzog Gottwald ward hierüber so sehr erfreuet/ als wenn er mit der Schlacht nichts verlohren hätte. Und weil er vernahm/ daß Radzivil mit seinem Hinterhalte dem Zierotin und Dietrichstein in die Eisen gegangen wäre/ befahl er dem Ritter Truchses Arfberg/ und Kniprode seine Gemahlin und das andere Frauenzimmer an dem nechsten besten Orte über die Weichsel und nach Godanium zu bringen. Er aber gieng mit den Seinigen den Fußstapfen Radzivils nach/ welcher mit dem Grafen von Heldrungen/ den Rittern Passenheim/ Osternau/ Schwenden/ Erlichshausen und andern durch ihren unversehenen Einbruch und Tapferkeit die Semnoner zerstreuet/ und denen noch übrigen Gothonen und Estiern ein Loch sich durchzuschlagen und sich mit ihm zu vereinbaren eröffnet hatte. Ich bekam hierüber so viel Wunden/ daß ich mich mit Noth auf dem Pferde halten konte; als wir aber schon uns halb genesen schätzten/ indem wir in dem gewonnenen Walde durch Umbhauung

der

der Bäume des Feindes Verfolgung hemme- ten/ kam uns ein neuer Feindes Schwarm/ wel- cher Feuchtwangens Meister worden war/ auff den Hals/ also daß vom gantzen Heere kein Ge- beine davon kommen wäre/ wenn nicht Hertzog Gottwald uns gleichsam vom Himmel zu- und den Feinden auf den Hals gefallen wäre/ dessen einige Gegenwart den Feinden schrecklicher als tausend andere waren. Wie glücklich er nun zwar allhier zu seyn schien/ war es doch nicht Zeit mit denen gewaltsamen Wellen sich lange zu schlagen/ oder mit eiteler Einbildung der Eh- re zu überlasten/ sondern nur nach Art der schei- ternden Schiffer sein Leben zu retten. Daher befahl Gottwald dem Verhängnüsse zu weichẽ/ und die Tugend besserm Glücke vorzubehalten; kamen also mehr nicht als drey tausend Gotho- ner und Estier über den nechsten in die Weichsel flüssenden Strom davon/ biß zu welchem uns der Feind verfolgte; und ehe wir über die Weichsel setzten/ fanden sich der Flüchtigen noch biß neun hundert zu uns. Alles andere Volck war er- schlagen oder gefangen/ alles Kriegs-Geräthe verlohren oder verbrennet/ alle Kriegs-Fahnen biß auf die Haupt-Fahne der Estier/ und das agsteinene Schwein/ wormit Marmeline schon alles für gewonnen hielt/ ward eingebüsset; ja wenn nicht die wenigen Estier/ welche sich aus dem gewonnenen Lager flüchteten/ unsere Schiff- Brücke hinter sich angezündet hätten/ wäre es dem Marbod schlechte Kunst gewest/ dem Her- tzoge Gottwald den Weg vollends zu verbeu- gen/ und die aus dem Schiffbruche entkommene Uberbleibung vollends zu ersäuffen. Gleich- wohl hatten die Marckmänner keine Seide ge- sponnen/ sondern Marbod selbst gestand zehn tausend Todte/ und fast keinen Unverwundeten zu haben. Nichts desto weniger stellte er nach völlig erhaltenem Siege sein gantzes Heer in Schlachtordnung/ die Gefangenen gegen über/ rühmte die in der Mitte gegen ihm zu Pferde haltende Marmeline für eine der grösten Hel- dinnen in der Welt/ welcher er grossentheils den so herrlichen Sieg zu dancken hätte. Er nenn- te sie die Semiramis der Nord-Welt/ eine an- dere Penthasilea; erklärte sie für die Herrsche- rin der Gothonen und Estier/ welche Länder ihr alleine durchs Recht des Geblütes und der Waf- fen zustünden. Und endlich für seine Gemah- lin und Königin der Marckmänner. Wor- über das gantze Heer mit einem dreyfachen Feld- Geschrey seine Freude/ und mit Senckung der Waffen gegen Marmelinen seinen Glück- Wunsch und Ehrerbietung zu verstehen gab. Marbod vergaß hierbey nicht sich der im Kriege so nöthigen Geschwindigkeit und des alles ver- grössernden Geschreyes zu bedienen/ schickte al- so denen an der Lygischen und Marsingischen Gräntze hinterlassenen zehn tausend Marck- männern Befehl/ daß sie am Oder-Strome herunter und denen Sidinern und Carinen auf den Hals gehen solten. Sintemal er wohl wußte/ daß ein solch Sieg nicht nur eines andern Werckzeug/ sondern auch der festeste Ancker des Gehorsams wäre/ und weder die Lygier ei- nen so mächtigen Uberwinder Auffstand zu ma- chen/ noch die Marsinger und Burier sich zu rühren das Hertz haben würden. Er selbst schlug allein an dem See/ woraus der mit der Warte sich hernach vereinbarende Niperstrom entspringet/ ein festes Läger/ uñ besetzte es mit de- nen/ welche wegen harter Verwundung nicht im Felde Dienste leisten konten/ beschloß darein auch alle Gefangene/ welche sich weigerten Mar- melinen als ihrer einigen Gebieterin Treue und Gehorsam zu schweren. Seine übrige Macht aber setzte er theils auf seine eigene von Carrodun auf der Weichsel herunter gebrachte theils im Gothonischen Läger eroberte Schiffe/ umb das Haupt beyder Länder nemlich Godanium im ersten Schrecken/ und ehe Gott- wald zur Gegenwehr Anstalt machen möchte/ zu überrumpeln/ als mit welchem alles diß/ was von selbtem hängt/ für gewonnen geachtet wird.

Leuterthal/ welcher durch entdeckte Heyrath des Königs Marbod mit Marmelinen seines Sohnes Hoffnung zu Wasser werden/ seine Ehrsucht aber in Rauch verschwinden sah; kochte in seinem Hertzen gegen den König Marbod und Marmelinen zweymal so viel Gifft und Galle/ als Mund und Augen vorhin Gewogenheit ausgelassen hatte. Denn er hatte noch nicht dran gedacht/ daß Betrug gewisser eine Fall als Glücksbrücke wäre. Und der Rauch der Hoffart wohl aufwerts stiege/ aber im steigen verschwindete und zu nichts würde. Weil nun Leuterthal von denen ihm zugethanen Gothonen und Estiern meiste Reiterey unter sich hatte/ welche auf der Seite den schiffenden Marbod begleitete/ fehlte es ihm nicht an Gelegenheit die Gemüther von Marbod abwendig zu machen/ welcher unter dem Scheine Marmelinen einzusetzen denen streitbaren Gothonen und Estiern das Joch der Dienstbarkeit an Hals zu werffe trachtete/ welcher sich itzt zwar als Marmelinens Bräutigam anstellte/ nach völligem Siege aber ihr ärgster Feind und Verfolger seyn würde. Bey so gestalten Sachen wäre es rathsamer einem einheimischen Edelmann/ wie Gottwald wäre/ als den Räuber der Welt Marbod zum Wüterich zu haben. Auf solche Art stolpern die Boßhafften über die Stroh-Halmen frembder Fehler wie die ohnmächtigsten Würmer/ welche ihren Leib kaum fortschleppen/ sprengen aber über die Plöcke eigener Laster/ wie die Gemsen über die Felsen. Nichts desto weniger aber fand Leuterthal entweder weil seine Beredsamkeit und der Schein guter Meynung so viel würckte/ oder weil der Marckmänner Glücke sie schon gar zu hochmüthig/ und denen Gothonen unerträglich gemacht hatte/ so viel Glauben: daß zwey tausend auf Marmelinens Seite zeither gestandene Gothonen und Estier in einer Nacht den Marbod verliessen/ und zum Hertzog Gottwald übergiengen/ welcher wo die Weichsel sich in zwey Armen theilet/ und dem Oststrichen den Nahmen Nagot zueignet/ mit seinem übergebliebenen und etwas verstärcktem Volcke sich verschantzte. Leuterthal aber ward mit so gnädigen Augen nicht bewillkomt/ als seine Gefärthen/ und als er ihm eingebildet hatte. Sintemal Hertzog Gottwald besser wuste/ daß er Marmelinens Verführer und der Uhrheber alles Unheiles wäre/ als Leuterthal daran gedachte/ daß die Verrätherey sich durch Verrätherey so wenig rein wasche/ als Kohlen einen Mohren weiß mache; sondern daß auch der/ welchem die Verrätherey nutzet/ dem Verräther Spinnenfeind seyn müste. Die/ derer Gemüther von Rache aufwalleten/ schalten ihn ins Antlitz einen Ertzt Verräther/ stiffteten auch die Priester an dem Gottwald zu rathen: Er solte einen so bösen Menschen/ welcher nicht nur zweyzüngicht wäre/ sondern die Gothonische Herrschafft so schädlich zerspalten hätte/ von zweyen gegen einander gebeugten und wieder loßschnellenden Bäumen zerreissen/ oder zum wenigsten nach Deutschlands Gewohnheit am Ufer der Weichsel/ umb Marmelinen ein annehmliches Schauspiel vorzustellen/ an einen Baum aufhencken lassen. Ihr Anherr Brennus hätte bey Belägerung Ephesus einer gemeinen Dirne/ welche umb etliche güldene Geschmeide ihm ihren Leib und die Stadt feil geboten/ geschmeltzen Geld in Hals giessen lassen. Was für Pein und Tod würde nun für den genung seyn/ den man zu einer Seule des Landes erheben/ er aber sich zum Verräther des Vaterlandes gemacht hätte? Was wäre für Gutes dem zuzutrauen/ der aus Ehrsucht zweymal umbgesattelt hätte/ und seinem Fürsten meineydig worden wäre! Seine Kriegs-Obersten hingegen riethen ihm Gnade zu bezeugen: Bey eusserster Noth müste man zun grösten Lastern ein Auge zudrücken/ und dem gemeinen Wesen zum besten Verräther belohnen; nicht so wol ihrenthalben/ daß sie es werth wären/ als daß man künfftig solcher Leute mehr bedörffte. Wer würde von Marmelinen

nen

nen mehr übergeben/ wenn sie Leuterthalen so übel ankommen sähen? wenn ihre Reue wie Verrätherey solte gestrafft werden; zu welcher sich niemand aus tugendhaffter Regung/sondern nur aus Rache und Eigennutz gebrauchen liesse. Die Priester hätten wohl recht/ und sie würden nichts gelinders rathen/ wenn sie in einem ruhigen Stande/ und zu einer Zeit lebten/ da die Laster nicht schon überhand genommen hätten. Der Priester Ampt wäre es freylich die Menschen im Guten vollkommen zu machen/und da müste die Vernunfft schlechterdings unterkriechen. Aber in Rathstuben liesse sie sich so nicht gefangen nehmen; wo man Völcker glücklich machen/ und eine wackelnde Herrschafft befestigen solte. Alles nach der Wage der Gerechtigkeit abmässen hätte sich nur im güldenen Altar der ersten Welt thun lassen/und würde vielleicht in der andern Welt thunlich seyn/ weñ die Seelen ihrer Leiber würden entlastet/ die Regungen von ihren Schwachheiten gesaubert seyn. Nun aber wäre die Tugend selbst unvollkommen/ die Natur hätte ihre Kräfften/ die Welt ihre Unschuld verlohren; daher müste man sich in die verärgerte Zeit schicken/und mit den Menschen/ wie Aertzte mit Krancken umbgehen/ welche einen gantz verterbten Leib unangerührt liessen/ damit sie den Tod selbst mehr beförderten/ ihre Artzneyen verächten/ und sich selbst andern zum Gelächter machten. Denn es rührten so wohl im Leibe eines Staats/ als in Siech-Häusern gewisse Seuchen vom Verhängnüsse her/ welche sich nicht heilen/ nur aber meiden liessen. Die Priester aber verharreten auf ihrer Meynung/ und wendeten ein: Sie verstünden wohl/ daß wenn die Verrätherey noch nicht ausgebrochen wäre/ ein Fürst sich anstellte/ als wenn er davon nichts wüste/ ja gar mit dem Käyser Julius der die ihm widrigẽ Briefe ins Feuer würffe/ umb der zu straffen gefährlichen grossen Verbrechen nicht einst zu erfahren; welche beflissene Unwissenheit die alleredelste Verzeihung wäre. Wenn auch gleich ein Auffstand schon ausgebrochen/ die Uhrheber aber dem gantzen Volcke bekant wären; müste man die Niedrigen straffen/ den grossen aber es eine Zeitlang nachsehen/ biß man sie ohne Gefahr straffen könte. Alleine wo die Verrätherey ein Land mit voller Flamme schon angezündet hätte/ wo die gantze Welt auf den Uhrheber mit Fingern wiese; müste man/ ungeachtet seines Anhangs und herverblickender Gefahr/ hertzhafftig mit der Schärffe des Rechtes gegen ihn verfahren. Denn die Verräther zügen bey erster Gelegenheit ihr ausgespeytes Gifft wieder an sich/ wie die Schlangen/ wenn sie nach dessen Benehmung nur wieder die Erde erreichen. So offene Laster übersehen verriethe eines Fürsten Furcht/ machte die Boßheit verwegener/ und lockte andere zu schädlicher Nachfolge an. Denn eines Fürsten Ansehn gleichte den Flüssen/ wenn man in ihnen den Grund sähe/ watete iedermann durch. Die andern Räthe aber sätzten entgegen: Diß alles liesse sich sicher thun/ wenn ein Verbrecher in des Fürsten Hände verfiele/ nicht selbst eigenbeweglich sich aus Reue zu seinen Füssen legte/ und etliche tausend Abtrünige zum Gehorsam brächte. Diß Vertrauen gielte so viel als ein freyes Geleite/ welches zu versehrẽ so verkleinernd als gefährlich wäre. Hertzog Gottwald war seiner Entschlüssung halber mit ihm selbst überaus zwistig/ damit er nun durch einen Mittel-Weg beyden genung thäte/ ließ er Leuterthalen nach der Gothonen Gesetzen aufhencken; seinem Sohne Garrest aber schenckte er alle väterliche Güter/und versprach ihn in alle Würden seines Vaters zu versetzen. Garrest fühlte den Strick mehr in seinem Hertzen/ als sein Vater im Halse; und weil er keiner verliehenen Würde so viel Kräfften zueignete/ daß sie die vons Vaters so schmählichen Hinrichtung auf den Sohn fallende Schande tilgen könte/ verbarg er den unausleschlichen Zunder der Rache mit grosser Vorsicht im Hertzen; und

und die mit dem Leuterthal angekommenen Gothonen und Estier hielten alle gegen sie bezeugte Gewogenheit ihres Fürsten mehr für eine listige Aufschübung ihrer Straffe/ als für eine Verzeihung voriger Beleidigung. Hertzog Gottwald lag zwischen dem zertheilten Strome so wohl der Zufuhr als Festigkeit halber in einem mercklichen Vortheil und hatte nicht nur die unbeströmte Seite mit tieffen Graben und hohen Schantzen/ sondern auch den Strom mit eingeworffenen Eichbäumen versehen/ daß kein Schiff ohne euserste Gefahr vorbey gehen konte; alleine/ weil der Graf von Witgenstein nicht über vier tausend Mann für sich/ und viel Estier selbst zu Wegweisern hatte; fiel es ihm nicht schwer mit Zertheilung seines Heeres sich durch das mit Wäldern und Seen angefüllte Land durchzuarbeiten; gestalt er denn an eben selbigem Tage beym Drauser See sein Lager aufschlug/ als Marbod eine Meile oberhalb der sich zertheilenden Weichsel sein Heer zertheilte/ und auf ieder Seite des Flusses mit der Helffte den Fürsten Gottwald vorbey gieng. Dieser sahe wol/ daß Marbods/ welcher über den Regat-Strom eine Brücke zu schlagen anfieng/ Anschlag war ihn von Godanium abzuschneiden/ woraus er Zeitung bekam/ daß seine Gemahlin Hedwig ihm einen wohlgestalten Sohn/ welcher hier unter dem falschen Nahmen Ehrenfried zu sehen ist/ indem er den väterlichen Nahmen Gottwald bekam/ gebohren hätte. Dieser neue Schatz/ und weil er mit Godanium alles auf einmal zu verlieren besorgte/ bewegte ihn diesen Platz unter den tapferen Rittern Zupea und Oppalin mit zwey tausend Estiern besetzt zu lassen/ sich aber mit der völligen Macht an die unterste Zwiesel der Weichsel zu setzen/ woven der rechte Arm nach dem frischen Haff/ der lincke nach Godanium zufleußt/ und sich daselbst ins Ost- oder Godanische Meer ausschüttet. Dieses ware nicht allein glücklich bewerckstelligt/ sondern als gleich Marbod das verlassene Lager der Gothonen/ weil es ihn hinderte seine nöthigen Schiffe die Weichsel herunter zu bringen/ dreymal heftig stürmte/ ward er doch durch die Tapferkeit des Zupea und Oppalin mit grossem Verlust abgeschlagen. Garrest/ darmit er seinen bösen Vorsatz auch so viel mehr verbürge/ that dem Grafen von Witgenstein/ welcher nun auch über die Regat gesetzt hatte/ einen glücklichen Einfall. Aber Marbod ließ sich dieß widrige Fälle an dem Haupt-Wesen nicht irre machen/ weniger entfiel er ihm selbst/ wie die meisten Menschen/ wenn sie Unglück haben/ meist zu thun pflegen/ sondern/ weil er wuste/ daß nach Eigenschafft der Schafe auch die Unglücke dahin Hauffen-weise folgten/ wohin eines den Anfang machte/ und also selten ein Ubel ohne Nachtrab wäre/ ward er so viel wachsamer und begieriger in Godanium seinen Feind mit Strumpf und Stiel/ wie der Adler im Neste mit seinen Jungen zu vertilgen; zumal da die Sidiner und Carmer/ theils durch Schrecken für den Marckmännischen Waffen/ theils durch den zwischen diese Bunds-Genossen gestreuten Saamen der Zwitracht/ da er einen mit Geschencken gewan/ den andern durch eingeflößten Verdacht vom andern abspenstig machte/ mit dem Marbod einen Frieden nach dem Beyspiele der Marsinger und Burier einzugehen/ und mit dem Gottwald die gemeine Freyheit zu verlassen/ verleitet/ die Gothonen und Estier aber nicht wenig kleinmüthig gemacht wurden. Also gereichte diesem tapferen Fürsten seine Bundsgenossen/ derer keiner iemals seinen Vortheil durch das gemeine Beste überwiegen lassen/ mehr zum Schaden als Frommen/ und Marbod erlangte den Ruhm/ daß er/ wie alle Weisen ihm seine Feinde nützer machen könte/ als viel Fürsten ihre Freunde; ja daß er alle gegen ihm gezückte Messer beym Hefte ergreiffen/ und sie seinem Gegener ohne Verletzung auszuwinden wüste. Bey diesem erlangten Vortheile und da die Wenden am Pregel alles mit Schwerdt und Feuer verheereten/ ließ der König Marbod alle

seine Heere geraden Weges auf Godanium andringen. Der Graf von Witgenstein sätzte über den ins frische Haff sich ausgiessenden rechten Arm der Weichsel/ Marbod selbst gieng zwischen der Weichsel und Nogat gerade gegen der Zwiesel des Weichsel-Stromes zu/ unter dem Scheine den Hertzog Gottwald mit seinem Volcke darinnen zu belägern; aber dieser war allzu scharfsichtig/ daß er seines Feindes Absehen auf Godanium solte übersehen haben. Daher vertraute er selbigen Platz seinen tapfersten Kriegs-Obersten dem Ritter von Galen/ von Plettenberg/ Vittinghofen und Burg; er selbst aber gieng mit dem Kerne seines Volckes nach Godanium. Dieses ist der berühmteste Ort an der Ost-See/ weil von etlichen hundert Jahren nicht nur die Svionen/ Friesen und Britannier/ sondern auch die Carthaginenser mit ihren Schiffen in dem Munde der Weichsel eingesegelt/ und in dieser daran liegenden Handels-Stadt sich mit dem hier die Niederlage habenden Agsteine beladen/ hiergegen Deutschland und Sarmatien hierdurch mit ihren Kaufmannschafften versorget haben. Ungeachtet nun bey beyden Völckern keine sonderbare Festungen zu finden/ sondern wie bey den Spartanern die Brüste des Adels ihre Mauern waren/ so hatte doch die Ankunfft so vieler Ausländer denen Gothonischen Hertzogen Anlaß gegeben der sie durchs Meer und etliche Ströme befestigenden Natur durch Erbauung einer starcken Mauer zu helffen. Weil nun Marbod mit keinen Schiffen gefaßt/ Godanium mit überflüßigen Lebens-Mitteln und von einer auserlesenen Besatzung versorgt war/ wünschte Gottwald nichts mehr/ als daß Marbod ihm daran den Kopff zerstossen möchte. Alleine Marbod/ welcher entweder das Glücke nicht weniger für seine Dienst-Magd als für die Schiedes-Richterin der Kriege und für die Gebieterin über alle böse und gute Anschläge hielt/ oder sich auf seine in Godanium habende Verständnüsse verließ/ machte ihm alle Schwerigkeiten leichte/ und ließ sich die Bedencken seiner Kriegs-Obersten gar nichts irre machen; sondern sagte dem Grafen von Witgenstein/ der ihm das er dem Glücke nicht allzu viel trauen solte/ erinnerte: Er hätte so viel vom Glücke schon gutes genossen/ daß es/ wenn er ihm etwas mißtraute/ keine gemeine Undanckbarkeit wäre. Man müste nicht allezeit sich an die Schnure binden/ sondern/ umb glückseelig zu seyn/ verwegen werden/ und dem Glücke das uns so viel gegeben hätte/ wieder eine danckbare Vergeltung abstatten. Denn wo dis und die Flüsse einmal ihren Hang hin hätten/ da giengen sie lange Zeit hin/ sonder Zweifel durch geschwinden Absatz den Danck für vorige Wolthaten nicht zu verlieren. Godanium hätte freylich den Ruff einer starcken Festung/ und Gottwald eines unvergleichlichen Kriegsmannes. Aber es wäre nichts neues/ daß die Einbildung sich übereilte/ und die Sachen grösser machte als sie an sich selbst wären/ wie die Sonne den Schatten grösser machte als die Leiber. Man stellte ihm offt nicht nur für Augen/ was einem entgegen wäre/ sondern auch was seyn könte. Die Bilder wären in der Ferne immer vollkommener als in der Nähe/ und die/ welche wie für Wunder angesehen/ schienen wie wir Menschen zu seyn/ wenn man mit ihnen umgienge. Daher müste sich niemahls unsere Einbildung/ weniger das uns zuerst ins Auge fallende Ansehen unsers Hertzens bemeistern. Auf diesen Ancker und die Tapferkeit seines durch so viel Kriege abgehärteten Kriegs-Volckes gründeten auch endlich Marbods Kriegs-Obersten ihre Hoffnung/ welche aus der Erfahrung gelernt hatten: daß in grossem Glücke mehr durch Rath und Verwegenheit als durch Hände und Waffen ausgerichtet würde. Gleichwohl kriegte Marbods Glücke anfangs einen gewaltigen Stoß; sintemal ihn theils die Ge-

legenheit des Ortes / theils der Mangel des Schiffzeuges / theils Gottwalds öfftere Ausfälle mercklich an seiner vorhabenden Belägerung hinderten. Hierbey legte Garrest etliche mal so grosse Ehre ein / indem er das Lager des Grafen von Witgenstein nicht allein aufschlug / alle zusammen gebrachte Pramen / und die darauf gebaute Schiffbrücke anzündete / sondern auch den Witgenstein selbst in Godanium gefangen brachte. Mit dieser Verrichtung gewaan Garrest derogestalt Gottwalds Hertze / daß er ihm das eine Thor der Stadt zu verwahren anvertraute / sonder sich zu erinnern / daß derer wider ihre Fürsten aufgestandener Leute Kindern eben solche Lust eingebohren wäre / daß sie sich im Geschlechte des Brutus und Caßius auch in etlichen hundert Jahren nicht verzehret hätte. Wenig Tage darnach ertheilte ihm Gottwald selbst Befehl / daß weil Marbod der Stadt an zweyen Orten ziemlich nahe kam / und sich in den Graben einzuschneiden anfieng / er des Nachts auf der einen / Radzivil an der andern Seiten ausfallen / der Ritter Eichstädt und Querfurth aber an zweyen andern Orten Lermen machen solte. Garrest zohe nunmehr gegen die / mit welchen er am vertrautesten war / seine Larve vom Antlitze / stellte selbten so wol des Hertzogs Gottwald gegen seinen Vater verübte Grausamkeit / als des ihn drückenden Verhängnüsses gegen Marmelinen und den mächtigsten Marbod hervor blickende Neigung für Augen / laaß ihnen von beyden ungemeine Verheissungen für / da sie Marmelinens Rechte und dem Willen des Glückes weichen würden. Denn er wuste wol / daß / wenn man einen zu seinem Willen bringen wolte / man das Wasser zugleich auf die Mühle seines Nutzens wenden müste. Hiermit und durch den Verschmack seiner Geschencke war es ihm leichte die zu gewinnen / welche ohne dis ihrem Fürsten nicht so wol hold / als denen Gothonischen Heerführern auffätzig / und bey verwirrter Herrschafft selbst herrschsüchtig werden waren. Die Ausfälle waren / Gottwalds Anstalt nach / mit grosser Behutsamkeit fürgenommen; aber weil wegen Garrestes Verrätherey dis Geheimnüs dem Könige Marbod ein offener Brief und ein vorgesehener Streich war / hatte er darwider die klügste Versehung gethan. Gegen Querfurts und Eichstädts vorgehenden Lermen ließ er ein so grosses Geschrey und Geräusche machen / als wenn er daselbst hin alle seine Kräfften züge. Für dem Radzivil aber gab alles nach schlechter Gegenwehre die Flucht / also daß dieser in des Grafen von Erpach Lager drang / daselbst allen Sturmzeug zernichtete / die ausfallenden Kriegs-Leute sich mit dem besten Kriegs-Geräthe beladeten / ja Radzivil den Hertzog wissen ließ; daß / weil der Feind in höchster Verwirrung wäre / er mit einem wenigen Nachdrucke des gantzen Marckmännischen Lagers auf der Ost-Seite der Weichsel Meister zu werden getraute. Unterdessen solte Garrest auf der West-Seite Marbods eigenes Lager angreiffen / aber die mit ihm in angenommener Stille ausfallenden Estier befanden sich ehe rings herumb mit mehr als zehn tausend sich zusammen ziehenden Gothonen umbgeben / als sie an Feind zu kommen gedacht hatten. Garrest steckte hier seinen Degen ein / und sagte zu seinen Estiern: hier wäre keines Fechtens von nöthen; denn sie wären alldar mitten unter ihren aufrichtigsten Freunden; und für ihnen stünde selbst der unüberwindliche Marbod / welcher alle nach Würden und Verdiensten belohnen würde / welche ihre Waffen wider den blutdürstigen Wütterich Gottwald wenden / und Marmelinen auf ihren väterlichen Stul setzen würden. Denen / welche von diesem Betruge nichts wusten / band die Neuigkeit und vielen die für ihnen stehende grosse Macht die Hände. Die Mit-Verräther aber ruffen:

Gott-

Gottwald vergehe/ Marmeline lebe! Die Ritter Ulsen/ drey Läuen/ Lütge und etliche andere grieffen zwar zu ihren Waffen/ und ermahnten die ihrigen sich in die Stadt durchzuschlagen/ aber die meisten wurden von ihren nechsten Gefärthen durchstechen. Ehe nun die/ welche gleich noch Treue im Hertzen hatten/ sich zu entschlüssen wusten/ was sie unter ihren verrätherischen Häuptern zu thun hätten/ vermischten sich die auf Art der Estier gerüstete Marckmäñer unter sie; daß sie sich selbst schwerlich unter cheiden konten/ und nach dem sie einen blinden Lermen erregt hatten/ wendete sich Garrest mit seinen Mitverräthern und der gantzen Marckmännischen Macht gegen das Thor seines Ausfalls/ und stellte sich an/ als wenn er von dem stärckeren Feinde zurück getrieben würde. Der zu desselben Bewachung gelassene Kriegs-Oberste hatte eben an der Verrätherey Theil/ und also drangen die Marckmänner durch das offene Thor gleichsam unverhindert in Godanium. Hertzog Gottwald ward dieses Schelmstücks nicht ehe gewahr/ als wol zwey tausend Marckmänner schon in der Stadt und auf den Mauern waren. Der Ritter von Baysen/ Zehma/ Mortangen/ Konnepart/ Welekau und Schmolangen waren die ersten/ welche mit ihrem Gefolge die eindringenden Marckmänner aufhielten/ und durch ihre ruhmwürdigste Gegenwehr wie Tämme diese feindliche Wasser-Fluth aufhielten. Gottwald folgte selbst mit den Rittern Ostrowitz/ Kostka/ Dschalin/ Ballenheim/ Liebenstein/ Sensenheim/ Bori'chau und fünfhundert Gothonen; wordurch den/ weil die Marckmänner mit aller Gewalt in die Stadt drangen/ und der Fallenden Stellen ersätzten/ die Gothonen aber für Heerd/ Altar und ihren Fürsten in seiner Gegenwart fochten/ durch mehr als menschliche Raserey ein grausames Blut-Bad erreget ward. Die euserste Noth schärffte aller Tapferkeit/ fürnemlich des Hertzogs/ welcher für die Seele seines Lebens nichts als die Ehre hielt/ und hier/ wie die ausleschenden Lichter/ mit einem Glantze sterben oder siegen und erhärten wolte; daß nicht das Reich/ sondern das Gemüthe einen grossen Fürsten mache. Fürnemlich gerieth er gantz außer sich; als er nach angezündeten vielen Pech-Pfannen Garresten auf einem fürtreflichen Pferde und mit den Waffen erblickte/ die er ihm noch selbigen Tag geschenckt hatte. Daher drang er wie ein Blitz durch Feind und Freund durch/ bis er an Garrest kam/ welcher diese Nacht solche Thaten ausübte/ welche der gantze Welt Anschauung verdient hätten/ wenn sie nicht wider seinen Fürsten und Vaterland wären gethan worden. Aber so bald ihm Hertzog Gottwald auf den Hals kam/ entfiel ihm zugleich Hand und Hertze; entweder weil nicht nur die Fürsten/ sondern so gar ihr Schatten etwas an sich hat/ welches einen jeden zur Ehrerbietigkeit zwinget/ und ihnen Feinden ein Schrecken einjagt/ daß sie/ wie der den Marius zu tödten abgeschickte Gallier das Mordeisen wegwerffen müssen; oder auch/ weil das böse Gewissen nichts weniger eine Mutter der Zagheit/ als eine Henckerin bewuster Boßheit ist. Daher war er viel zu feige und ungeschickt/ daß er hätte verhindern sollen/ wormit ihm nicht Gottwald seine Lantze mitten durchs Hertze gerennt hätte. Sein Fall war allen andern Verräthern eine Erinnerung: daß böse Thaten einen kläglichen Ausgang nähmen/ und der Blitz göttlicher Rache die Verräther mitten unter den Lorber-Zweigen der Sieger nicht fehlete. Bey so gestalten Sachen würde Gottwald den ziemlich verwirrten Feind/ auf welchen man zumal aus einem Thurme und etlichen dem Thore nahen Häusern viel Steine/ Flugfeuer und andere schädliche Dinge ausschüttete/ zurück getrieben haben; wenn nicht die wie Gothonen verkleidete Marckmänner mit so grosser Macht und Arglist auf das Thor/ woraus Radzivil ausgefallen war/ gedrungen/

und nach Erlegung der Ritter Lubheim/ Velde/ Maul/ Legendorff/ Silkau und anderer sich des Thores bemächtiget/ die Semnoner aber den Radzivil/ dessen Hertzhafftigkeit und Eyver ihn zu weit in die Fallstricke der Feinde verleitet hatten/ gäntzlich abgeschnitten hätte. Ich kam zwar nebst den Rittern Pfeilsdorff/ Schelen/ Kriven/ Außkau/ Schönfeld/ Alden/ Regat/ Rakusch/ Schillingsdorff/ Eichholtz/ Fiessenstein und andern mit dem letzten Hinterhalte diesem verlohrnen Orte zu Hülffe/ und sagte: daß Gottwald auf der andern Seite den verworrenen Feind mit Gewalt durchs Thor zurücke triebe. Also siegte unsers Hertzogs Glücke zugleich uns zum besten; daher würde ja unsere Treue denen/ welche schon anderwerts flüchtig wären/ gewachsen seyn. Aber die uns wol zehnfach überlegene Macht der Feinde legte bey Zeite die Tapfersten zu Bodem; zwang uns zu weichen/ und ob wol endlich Hertzog Gottwald selbst dahin kam/ um an dem gefährlichsten Orte sein euserstes vollends zu wagen/ weil Fürsten allezeit/ besonders im Kriege was sonderliches thun müssen/ damit sie die Gemüther ihrer Unterthanen gewinnen oder ermunteren; so war doch hingegen der Eyver zu siegen bey den Marckmännern so groß/ daß sie lieber in Godanium ihre Grabstädte haben/ als einen Fuß darinnen zurücke sätzen wolten/ wo König Marbod ihnen geschworen hatte so wie Hercules auf Gades das Ziel seiner Siege zu stecken. Wie nun Gottwald den Ausbund seines Adels fallen sah/ er selbst schon etliche Wunden bekommen hatte/ und erfuhr/ daß von Feinden auch das dritte Thor aufgesprengt wäre; näherte er sich mir und sagte mir in ein Ohr: Unsere Hertzhafftigkeit ist zu schwach wider das uns drückende Verhängnüs. Wir müssen ihm weichen/ wo es uns nicht zermalmen soll. Rette meinen Sohn mit meiner Gemahlin zu Wasser auf das Eyland Glessaria. Ich wil/ so lange GOtt und meine Kräfften es zulassen/ hier noch mein eusersteš thun. Ja/ sagte ich ihm/ aber der Hertzog verspäte sich auch nicht länger/ als es seine Ehre und Wolfahrt haben wollen. Ich zohe mich unvermerckt ab/ weil aber an dem West-Thore selbst mit voller Macht durchgedrungen/ und der Estier Kriegs-Volck in Flucht gebracht war/ hatte ich Noth bis an den Hafen mich durchzudrängen/ auf dessen Thurme die Hertzogin Hedwig mit ihrem zarten Sohne den Ausschlag des Krieges mit so viel Hertzens-Sorgen erwartete/ so vielmal ihre Ohren mit dem Geschwirre der Waffen oder dem Mord-Geschrey der Sterbenden geschlagen wurden. Die Fürstin wolte anfangs meinem habenden Befehle nicht Gehöre geben/ sondern mit ihrem Gottwalde lieber vereinbart sterben als abgesondert leben. Allein ich erweichte ihr Hertze und brach ihre tugendhaffte Hartnäckigkeit mit Zeigung ihres Kindes/ welches sie der blutdürstigen Marmeline Rachgier selbst gleichsam mit Fleiß aufzuopffern schiene/ wenn sie dem Verhängnüsse/ welches der ihm nachgebenden wie der Blitz niedriger und weicher Dinge schonte/ die Stirne bieten wolte. Gottwald selbst würde zu rechter Zeit seinen Vortheil sich zu retten schon ersehen. Keine todte Hunde könten mehr beissen/ aber entfliehende wol wieder kämpffen und siegen. Dahero wäre Ubermanneten/ am meisten aber dem schwächern Geschlechte/ die Flucht so wenig eine Schande als einem Verzagten/ der aus Verzweifelung überwindet/ der Sieg eine Ehre. Also brachte ich mit Noth die bestürtzte Fürstin/ welche mit ihren Thränen gleichsam die Ost-See zu vergrössern suchte/ mit ihrem kaum sieben Wochen alten Kinde zu Schiffe. Wiewol sie nicht ehe die Ancker heben lassen wolte/ bis sie alles in Godanium von wütenden Feinden angefüllet sahe/ und derer etliche schon die Schiffe zu plündern anfiengen. Wir fuhren also mit höchster Bestürtzung aus dem Munde der Weichsel aufs hohe Meer/ wie aus dem Sitze der Vergnügung

gnügung ins Verderben. Weil nun kurtz darauf in der Stadt ein groß Feuer aufgieng/ lag mir die Hertzogin an die Segel einzuziehen/ und weil bey unser Abfahrt alle frembde Schiffe sich zu gleichmäßiger Flucht fertig machten/ noch aus der Stadt und sonderlich vom Hertzoge Gottwald was gewisses zu erfahren/ oder vielmehr dessen vertröstete Nachkunfft zu erwarten; als an welchem der Fürstin Hertze und gantze Vergnügung hieng. Ob uns nun zwar viel Schiffe folgten/ wolten oder wusten uns doch wenige einige andere Nachricht zu geben; denn/ daß Marbod der gantzen Stadt Meister/ und mit Raub und Mord alles erfüllet/ das Feuer aber/ weil Marbod sein Volck selbst mit blanckem Schwerdte zum Leschen antriebe/ vermuthlich von denen in einen Winckel der Stadt zusammen getriebenen Gothonen angesteckt wäre/ welche/ unerachtet der angebotenen Gnade/ sich lieber mit ihrem Vaterlande begraben als der Marckmäñer Knechte wissen woltẽ. Weil auch die übrigen Schiffe schon zugleich mit in vollem Brande stündẽ/ würde allem Ansehen nach von so tapferen Helden kein Gebeine davon kommen; weil ein nicht weniger von verzweifelter Gegenwehr verbitterter als vom Siege aufgeblasener Feind eben so wenig in seiner Gewalt hätte seinen blutdürstigen Zorn/ als ein von einer gehen Höhe rennender seinen Lauff zu hemmen wüste/ und Marbod bey den Nabarvalen nicht ehe in der Menschen Eingeweide zu wüten aufgehöret hätte/ bis niemand/ den er hätte tödten können/ mehr verhanden gewest wäre: Keine Zunge ist fähig der Hertzogin Hedwig hierüber erwachsendes Leidwesen zu beschreiben/ wiewol selbter Zunge dazu ein unvermögendes Werckzeug war. Nach vielem Hertzklopffen und stummen Seufzern vergieng sie ihren zwey mitgenommenen Edel-Frauen durch stete Ohnmachten unter den Händen; bis ihr die Verzweiffelung ihre vorhin durch Schmertz gelähmte Zunge lösete/ und sie/ weil ich mit vollem Segel nach Glessaria zulief/ und ihrem unsinnigen Befehl wieder nach Gedanium zu schiffen nicht gehorsamen wolte/ sich ins Meer zu stürtzen bemühte. Nach Mittage änderte sich der gute Wind/ und verschlug uns durch einen ziemlichen Sturm auf die Nord-Seite/ daß wir allererst den vierdten Tag bey besserem Winde den Glessarischen Hafen erreichten/ wo das frische Waßer sein süsses Wasser durch einen engen Mund in die Ost-See ausschüttet. Die den Hafen bewahrende Festung war aber schon mit Marckmännern umgeben/ welche selbte im Nahmen Marmelinens/ weil Hertzog Gottwald ohne dis todt wäre/ mit grossen Bedräuungen aufforderten. Ob nun zwar die Ritter Denaulsen und von der Schewe solches nur für eine schlaue Erfindung annahmen; so spielten sich doch selbige Nacht noch zwey Estische Edelleute hinein/ welche umbständlich erzählten; daß Gedanium durch Brand über die Helffte ein Scheuter-Hauffen/ die Weichsel und der Rhodan aber von vielem Blute blutroth geflossen wäre/ weil nicht funfzig Gothonen und Estier sich gefangen geben wollen/ sondern alle bis auf den letzten Bluts-Tropffen gefochten/ und von ihrem Feinde lieber Grausamkeit als Leben und Gnade hätten annehmen wollen. Nachdem die Marckmänner nun vom Ermorden mehr müde als satt worden/ hätte Marbod den Fürsten Gottwald unter den Todten sorgfältig suchen/ seine gefundene Leiche auch/ ungeachtet Marmeline solche ins Meer zu werffen verlangt/ aufs prächtigste verbrennen/ und seine Asche in einem Agsteinenen Kruge in das Begräbnis der Gothonischen Hertzoge beysätzen/ und alle edle Todten/ über welche Marmeline mit ihrem Siegs-Wagen in Gedanium einzufahren verlangte/ verbrennen/ die gemeinen beerdigen lassen. Uber dis hätte Marbod zwey Sarmater in Stücken zu hauen befohlen/ weil sie den unvergleichlichen Helden Radzivil am

Ufer

Ufer der Weichsel/ durch welche er nach Ausübung unzählbarer Helden-Thaten mit seinem Pferde geschwommen war/ mit Rudern erschlagen und beraubet hatten. Ja er verordnete/ daß seiner Löwen-mäßigen Tapferkeit zu Ehren ihm am Strande ein steinern Gedächtnüs-Maal aufgerichtet werden solte. Die verbitterte Marmeline hätte zwar hierüber einiges Unvergnügen mercken lassen/ Marbod aber ihr eingehalten: daß der Krieg so wol als der Friede sein Recht hätte/ und man nicht weniger gerecht als hertzhafft müste kämpffen lernen/ und man dem Kriege kein edler Ende als durch Verzeihung machen könte/ und wenn nach dem Kriege niemand mehr über Elend klagte/ sondern die Erbarmung auch dem Neide das Maul stopffte. Hingegen besudelte die Grausamkeit nicht nur den Sieg/ sondern auch eine gerechte Sache/ und die Schuldigen kriegen für sich ein Ansehen der Unschuld. Nichts aber wäre unanständigers als auf Todte wüten/ welche nichts fühlten/ aber doch die Lebenden zu Mitleiden und Rache bewegten. Gleichwol aber hätte Marmeline nach der Hertzogin und ihrem Sohne sorgfältig forschen lassen/ und wäre die gemeine Rede gegangen/ daß sie auf einem Cimbrischen Schiffe nach Wineta abgesegelt wären. Ob nun gleich Marbod bey Eroberung dieser Stadt einen so blutigen Sieg befochten hätte/ daß der Feind selbst gestünde/ es wäre kein edles Geschlechte unter den Marckmännern/ welches nicht einen Anverwandten zu betrauren hätte/ ja ob gleich die überbliebenen so abgemattet gewest wären/ daß sie für Wunden oder Ermüdung kaum den Kopff auf den Schultern hätten tragen können; so hätte doch Marbod noch selbigen Tages sein Volck in vier Theile abgesondert/ eines alleine zum Gepränge seines und Marmelinens Beylagers/ welches in dreyen Tagen königlich solte vollzogen werden/ in Godanium behalten. Die andern drey aber zu Eroberung der am Rucken gelassenen zweyer Festungen an der sich theilenden Weichsel/ und dieses Hafens abgeschickt/ und das hierüber sich beklagende Kriegs-Volck beschieden hätte: Im Kriege richtete man mit Geschwindigkeit mehr aus als mit Tugend. Alexander hätte mit einer Hand voll Volck durch jene sich in geschwinder Zeit Meister der Welt gemacht/ als ein ander sie vielleicht nicht durchreiset wäre/ indem man ihn ehe gesehen als von ihm gehöret/ und er wie der Blitz ehe zermalmet als gedeüert/ also daß man offt grosse Städte vergraben zu seyn vernommen/ ehe man von ihrer Belagerung gewüst. Die Marckmänner wären unter den Waffen gebohren/ mit Staub und Schweisse ernähret/ an Hertzhafftigkeit unzerbrechlich/ in Arbeit unermüdlich/ an Ruhmsucht unersättlich. Also müsten sie nun nicht stehen/ da sie schon völlig überwunden/ und an ihrer Siegs-Fahne nur noch etliche Kleinigkeiten auszumachen hätten; und da ihre Geschwindigkeit nicht nur die Helffte der Zeit/ sondern auch der Bemühungen ersparen würde. Diese Zuredung und die Austheilung reicher Beuten hätte dem Kriegs-Volcke viel besser als Oel und warme Bäder ihre Müdigkeit ausgezogen; und sie wären so hurtig/ als wenn sie nie gefochten/ aufgebrochen/ Marbod aber hätte dem wider die Quaden nicht weniger siegenden Vannius/ den Römern nach Carnuntum und Meyntz/ dem Käyser nach Rom/ und allen deutschen Fürsten Marmelinens völligen Sieg über die aufrührischen Gothonen und Estier durch flüchtige Reiter zu wissen gemacht/ seine wiewol schon vorhin ruchbare Heyrath aber noch verschwiegen; damit der erste Ruff nicht alsbald die Ehre seiner hülffbaren Waffen durch Eigennutz verkleinerte. Es ist unschwer zu ermässen/ was diese Zeitung denen in der Festung/ welche nirgendsher einige Hülffe zu hoffen hatten/ für Verwirrung verursacht habe/ und was sie unser Hertzogin für ein Donnerschlag gewesen seyn müste. Denn weil sie aus-

aussteigen/ und an diesem vortheilhafften Orte die zerstreuten Völcker zusammen ziehen wolte/ ward ich genöthigt ihr die trockene Wahrheit zu entdecken/ welche ohne diß ihr unmöglich lange verschwiegen bleiben konte. Die Herzogin flochte nach dem ersten Sturme ihrer Ungeduld ihre Haarlocken auff/ und verschwur sich selbte nicht ehe auffzubinden/ biß sie ihres Gemahls Tod gerochen hätte. Daher sie wider meine Meinung durch so traurige Zeitung auszusteigen mehr gereitzt als abgeschreckt ward/ sonderlich da der Ritter Ulsen selbst auffs Schiff kam/ und sich mit grosser Betheuerung vermaß/ daß die Sonne niemahls ihn die Einäscherung der ihm anvertrauten Festung würde überleben sehen. Sintemahl der Untergang des verbrennenden Vaterlandes iedem tapffern Gemüthe einen Holtzstoß für seine Leiche abgeben müste. Noch selbigen Tag kamen fünff hundert Estier aus dem Gleßarischen Eylande in die Festung/ daher Ulsen bewegliche Ansuchung that/ die Fürstin möchte den jungen Gottwald darein bringen/ so würde der Estier Tapfferkeit mehr als um die Helffte wachsen/ und sie denen Marckmännern wie die Macedonier in Gegenwart ihres in der Wiege liegenden Königes den Illyriern mit Verwunderung obsiegen. Alle meine widrige Erinnerungen waren nicht mächtig zu verhindern/ daß die Hertzogin mit ihrem Kinde nicht in die Festung sich verfügte/ und noch darzu die Haupt-Fahne der Gothonen und Estier auff dem Walle aussteckte. Der Ruff des sich alldar befindlichen Gothonischen Erben verursachte/ daß Marbod alle Macht hieher zu rücken befahl/ und er folgte den Tag nach seinem Beylager selbst. Dessen ungeachtet/ wuchs denen Belägerten so vielmehr das Hertze; welche ohne eine Schiffs-Flotte diesen Platz zu belägern für die gröste Thorheit Marbods/ und selbten zu gewinnen für unmöglich hielten; besonders da die Schiffe der Hirren/ Fennen/ Svionen und Cimbern täglich aus- und einfuhren/ alle Nothdurfft dahin brachten und über dem angefangenen zu Godanium gegen den König Marbod schon eyversüchtig worden. Noch vielmehr aber ward Marbod verlachet/ daß er grosse Eichen- und Tännene Kasten zusammen schroten/ solche ins Meer säncken/ und mit grossen Steinen füllen ließ/ in Meinung damit den Hafen zu stopffen. Sintemahl/ was er in acht Tagen gebauet hatte/ in einer Nacht die wilde Ost-See über einen Hauffen warff. Gleichwol ließ sich König Marbod an diesem Vorhaben nichts hindern/ gleich als wenn sein Glücke nicht weniger dem Meere als so viel Völckern ein Gebieß anzulegen/ und ihn über den Xerxes und Alexander zu erheben fähig wäre. Massen denn ihm auch die See mehr als keinem unter beyden gehorsam zu seyn/ ja für ihn Wind und Wellen in Krieg zu ziehen schienen. Sintemahl ein fünff Tage hinter einander mit grossem Sturme wehender Nord-West nicht alleine den Hafen fast gantz versändete/ sondern auch ein grosses Stücke am Walle abspülete. Die Belägerten erschracken bey aufhörendem Sturme über diesen schädlichen Sandbäncken in dem Meere/ welches niemals Epp und Flutt hat/ nicht wenig. Einige kamen in den Aberglauben/ daß er ihm den Wind wie sein Glücke zaubern könte; andere urtheilten/ daß sie nicht so wol mit dem Marbod als mit dem Verhängnüße/ welches durch ihn als seinen Werckzeug mit einem unauffhaltbaren Strome die Herrschafften der Welt über einen Hauffen werffen/ und wie Ertzt in andere Gestalten gissen wolte. Bey welchem unversehnen Begebnüße/ welches auch den Helden das Hertz nimmt/ waren nicht wenig/ welche anfiengen: Es wäre Unsinnigkeit/ nicht Tugend/ mit dem Verhängnüsse ringen/ und keine Schande sich dem unterwerffen/ welchen das Glücke über alle erhoben wissen wolle. Marbod aber/ welcher nicht nur der sich ereignenden Gelegenheit zu gebrauchen wuste/ sondern selbter wie die Raub-

Fische mit auffgesperrten Rachen verwartete und wegelagerte / hatte bey noch nicht gantz gelegtem Ungewitter schon seine gantze Kriegs-Macht in die Waffen gestellt / und so lange der Sturm gewehret / grosse Kasten fertigen / Steine zu führen / leichte Wurffbrücken zusammen klammern / und alles zum Sturm und Stopfung des Hafens in Bereitschafft halten / ja nebst seinem arbeitenden Heere zehntausend Estische Bauern auff dem Eylande Glessaria und eine Meile gegen Godanium / aus dem frischen Haff in das Ost-Meer zwey breite Graben machen lassen / wormit diß die zehn in sich verschlingende Flüsse sonder Beschädigung seines vorhabenden See-Tammes durch diese zwey neue Münde ausspeyen könte. So bald nun die Sandbäncke bläckten / ließ er die Bauleute seinen Meer-Tamm auffs neue mit grosser Gewalt anfangen / er aber führte durch die Pfützen das Kriegs-Volck selbst gegen der von Wellen beschädigten Festung zum Sturme an. Weil er selbst mit einer Springstange voran gieng / offt biß an Gürtel watete / und / wo die Brücken und Sturm-Leitern zu legen wären / anwieß / war niemand / der nicht mit Begierde folgte / oder vielmehr für Schande hielt / dem denen gemeinen Knechten es zuvorthuenden Könige folgen / und nicht für ihm sich der Gefahr entgegen stellen. Der Ritter Dona und Ulsen sprachen zwar allen zweiffelnden so wol mit Worten als seinem ihrem Beyspiele ein Hertze zu; und der Adel wartete des Feindes ohne Schrecken; der gemeine Mann aber erstaunete so wohl über der Menge und Verwegenheit der anlauffenden Feinde / als über dem gantz neuen Anblicke des von ihnen gewichenen Meeres / zumahl da der Wind nun schnurstracks umschlug / und weil er von Sud Ost bließ / fast alles Wasser von der Festung abtrieb. Gleich als wenn dem Marbod die Ost-See / wie dem Moses das rothe / un Alexandern das Pamphylische Meer aus dem Wege weichen müste. Die wachsame Fürstin Hedwig aber hatte von ihrer ersten Ankunfft ihr Leid durch Kriegs-Sorgen vertrieben; ja die Rache fast alle Eigenschafften ihres Geschlechtes und ihrer Sanfftmuth verändert / und sie mit ihren Weibes-Kleidern auch alle weibliche Furcht von sich geworffen. Sie gieng stets gerüstet / ermahnte die verzagten / lobte die hertzhafften / begabte die thätigen / stärckte die willigen / besuchte des Nachts selbst die Wachen / und stellte sich anders nicht an / als wenn sie viel Jahre das Haupt eines Kriegs-Heeres gewest wäre. Nach dem sie nun bey diesem Sturme die Noth recht ankommen sahe; verfügte sie sich mit mir an den gefährlichsten Ort / nemlich / wo der Wall abgespület / und Marbod die gröste Macht anführte: Lasset uns / sagte sie / hier als Ehrliche stehen; und dem in den Pfützen abgematteten Feinde unverzagt die Stirne bieten. Lasset euch diese Menge der Feinde nicht schrecken / welche ins gemein eine Mutter der Fahrlässigkeit / und der Verwirrung ist. Sie hindert im Gedränge mehr / als sie fördert / und unsere Pfeile und Streiche können desto weniger fehlen. In der Schlacht bey Philippis wäre die Ubermaaße des Volckes der gröste Verderb des so grossen Pompejus / wie die unmäßige Kriegesrüstung vorher des Antiochus Niederlage gewest. Nichts / was mit seiner Grösse ihm selbst / wie des Antonius Schiffe bey Actium überlegen wäre / stünde wohl / am wenigsten aber ein Kriegs-Heer. Was das Mittelmaaß überstiege / wäre ihm selbst überlästig. Hingegen hätten die Griechen mit einer Hand voll Volck das gantze vom Xerxes in Griechenland geschleppte Asien / Lucatius Catulus mit seinen Nachen das auff ungeheuern See-Städten schwimmende Carthago erlegt; und Alexander mit einem bereglichen Heere die unzählbaren Morgenländer überwunden. Wir haben nicht nur / wenn wir Männer sind / eben diese Hoffnung / und über den Feind zwey Vortheil / nemlich des Ortes / und daß wir nicht weichen können.

nen. Wir fechten auff festem Fusse / unsere Feinde aber kōñen sich kaum aus dem Schlamme heraus weltzen / und nicht die Helffte ihre verderbte Waffen gebrauchen. Glaubet mir auch / daß wenn wir wenige Stunden ihre erste Hitze werden ausgestanden haben / die Marckmänner mehr mit dem Wasser als mit uns werden zu kämpffen bekommen. Denn das Meer ist so ungewohnt Marbods Rügel und Schleussen / als Xerxens Ketten und Ruthen zu vertragen. Marbod selbst trauet seiner Macht nicht zu / unser Meister zu werden / denn zu was Ende liesse er bey habender Hoffnung ihm selbst zu Schaden an Vertämmung des Hafens arbeiten! Ist es aber des Himmels unwandelbahrer Schluß übermannet zu werden / so lasset uns doch der Schande entgehen / daß wir einige Wunden am Rücken bekommen. Die in Godanium ausgeübte Raserey / da alles männliche über die Klinge springen müssen / was länger als der Unholdin Marmeline Degen war / dienet euch schon zur Lehre / daß ihr hier siegen / oder hernach sterben müßt. Wenn man nun fallen muß / trete man der Gefahr lieber entgegen / als daß wir für ihr weichen und die Augen zumachen. Lasset euch nicht wie thummes Vieh abschlachten; sondern dencket / daß ungerochen sterben auch den Hasen verächtlich / fürs Vaterland und seinen Fürsten das Blut vergiessen ein gemeiner und würdiger Tod der Helden sey. Mit diesem will ich heute der Estier Freyheit besiegeln. Folget diesem nach meinem Beyspiele / und lasset euch zu ewiger Schande nicht nachsagen: daß ihr an dem Tage / da ich ein Mann zu werden angefangen / ihr es zu seyn aufgehört hättet. Hedwig redete diß mit einem so feurigen Geiste / daß auch die kaltsinnigsten dardurch rege wurden / und die kleinmüthigsten die Furcht des Todes aus dem Hertzen verbannten. Ehe die Marckmänner nun sich aus dem Schlamme arbeiteten / wurden sie aus der Festung mit einem steten Platzregen von Steinen und Pfeilen überschüttet / und blieben derer so viel / daß ihre Leichen an unterschiedenen Orten den Gebrauch der Wurffbrücken ersparten. Als aber die Sturmleitern angeworffen / die beym verfallenen Walle in Eil eingegrabenen Säulen und Sturm-Pfäle theils untergraben / theils angezündet wurden / und es zum nahen Handgemenge kam / sahe man hunderterley Sterbens-Arten. Bald brachen die Leitern / und mit ihnen die darauff kletternden die Hälse entzwey. Diesen wurden die Hirnschalen von Schleudern / jenen die Armen von Steinen zerschmettert. Anderer Brust durchbohrten die Brüste / andern schmiedten die Schwerdter ein Glied ab. Viel verwickelten sich in brennendes Pech / und Schwefel / welches die Belägerten theils ausgossen / theils in angezündeten Fässern unter ihre Feinde von oben herab weltzten. Nicht wenigen zerqvetschten die Fall-Gatter und Balcken ihre Leiber / also / daß sich hier ein rechter Schauplatz des menschlichen Elendes und Rasens zeigete. Einem stand der Blutschaum des Todes / dem andern ein Jäscht von Galle und Rache auff dem Munde. Dieser fallende / welcher seine Hand verlohren / erwischte seinen Feind mit den Zähnen / jener biß sie für Grimm zusammen / und wen man mit den Waffen nicht erreichte / den wolte man mit den Augen tödten; so daß mancher sich / wenn es in seiner Gewalt gestanden / gerne in einen Basilisken verwandelt hätte. Des einen Mord-Geschrey war des andern Freude / und es war nichts so erbärmliches / worüber nicht iemand lachte; gleich als wenn hier die Erde es der Hölle an Pein und Wütten vorzuthun bemüht wäre / denn der wilden Thiere Zerfleischungen waren gegen diese Raserey Kurtzweil und Kinderspiel; drey Stunden währte diese grausame Blutstürtzung / ehe ein oder ander Theil die geringste Hoffnung des Sieges ihm zu machen hatte. Auf beyden Seiten waren viel / und zwar die

edelsten gefallen; aber ihre Lücken wurden son- der der einige Noth der Ermahnung augen- blicks ersetzet/und mit solcher Verzweiffelung ie länger ie mehr gefochten/ gleich als wenn ihnen die Austilgung des menschlichen Geschlechtes von der Natur geboten/und die Liebe des Todes an statt des Lebens eingebohren wäre. Um diese Zeit wendete sich der Wind/und fing das Was- ser zu grosser Freude der Belägerten zu wach- sen; welche denn auch aus dem innersten Hafen etliche mit Schwefel / Hartzt / Pech / Hanff ge- füllte Nachen auff die Wercleute des Mar- bods ausfahren liessen / und all ihr Gemächte anzündeten. Die im Wasser schon über die Knie und theils biß über den Gurth watenden Marckmänner und Semnoner begunten schon zu wancken/und wären abgewichen/wenn nicht der für Koth und Blute kaum kenntbare Marbod dem Grafen von Witgenstein ein Zeichen auf der festen Land-Seite die Festung gleicher Gestalt zu stürmen gegeben / und nach dem Beyspiele des wider die Phalisker streiten- den Similius Priscus den Hauptleuten / daß sie den ersten weichenden durchstechen solten/ und dem Ritter Saltza befohlen hätte / das Haupt-Fahn auf den Wall zu werffen. Hier- mit stunden die Marckmänner nicht nur zwi- schen Feind und Flut als Mauern/sondern die Anwachsung des Wassers und die Furcht der Schande zwang sie zu einem neuen und mehr als männlichem Angrieffe / also / daß weder Glut/ Schneide und Spitzen sie hemmeten/ sondern sie wenn kein ander Weg war / wie die schäumenden Wald-Schweine in die Eisen renneten / biß sie ungeachtet eusserster Gegen- wehre der Estier/welche ihre viel kleinere Macht nun bald gegen den Witgenstein theilen mu- sten / nach dem die daselbst ritterlich kämpffende Dona / Hohenbach/ Dumpeshagen/ und Rau- tenberg todt blieben / ein Stücke des Walles eroberten. Zu einer wichtigen Nachricht: daß wie ihrer mehr aus Furcht der Straffe als aus Liebe der Tugend nicht sündigten/also die Furcht der Schande vielmehr Kräfften habe als die Be- gierde der Ehren. Welche letztere nur edle/ jene auch unedle Gemüthe ermuntert. Weil nun den Fürsten selbst oder die Haupt-Fahne im Stiche lassen einerley Schande bey den Deutschen ist/ welche nimmermehr biß ins Grab durch keine Helden-That ausgewischt werden kan / ist nicht zu verwundern: daß die Marckmänner die auffs höchste gespante Sei- te ihrer Tapfferkeit noch höher ausdehnten/ und lieber das Leben als ihre Ehre mit der Fahne verlieren wolten. Sintemahl auch Servius Tullius den Sabinern / Furius Agrippa den Herniken / Emilius Capitolinus den Phalis- kern durch eben diß Mittel des dem Feinde zu- geworffenen Fahnes die zweiffelhafften Schlachten abgewanen. Der Ritter Ulsen meinte dieser eussersten Noth zwar durch ein eus- serstes Mittel zu rathen/in dem er funffzig Bee- ren auf die Marckmänner loß ließ / damit an dieser unmenschlichen Wütten die wilden Thie- re ebenfalls ihr Theil haben / und nicht auf ein- mal von Menschen an Grausamkeit überwun- den werden möchten. Diese Beeren fielen die stürmenden anfangs grausam an / und weil sie keine Stiche von Spissen und Degen achteten/ ihrer nicht wenig zerfleischten / und allen kein schlechtes Schrecken einjagten. Alleine der schlaue Marbod/welcher wohl wuste/daß die E- stier und Hirren eben so wohl mit Beeren / als die Molossen uñ Fennen mit Hunden Krieg zu führen pflegten / hatte diesen schon vor gesehen/ und etliche Drommeln mit Pferde-Häuten ü- berziehen lassen. So bald nun Marbod diese schlagen ließ / vergassen die Beeren wegen der für Pferden habender Abscheu ihrer Lust zu krie- gen/und wären lieber im Gedränge für Furcht gerne in Bocks-Hörner gekrochen / als daß sie einigem sie durchstossenden Marckmanne sich wiedersetzt hätten. Nach dergestalt gedemü- thigten Beeren drangen sie desto verbitterter auf

die Estier loß. Weil diese nun kaum einen Mañ zehn Feinden und zwar nunmehr auf gleichem Boden entgegen setzen konten / und der tapffere Ulsen mit Ecken / Frymersen / Osthofen / Dumpeshagen und andern Rittern erschlagen / die übrigen zum weichen gebracht wurden / kam die Fürstin Hedwig / ungeachtet ich sie / sich / und ihr Kind / durch die Flucht zu retten fußfällig anflehete / mit dem letzten Hinterhalte dahin / das eusserste vollends zu wagen. Sie verrichtete daselbst das Ampt eines Kriegs-Hauptmanns so klug und männlich / daß keiner der Feinde sie für eine Frau gehalten hätte. Sie durchstach auch mit eigener Hand einen Marckmännischen Hauptmann / welcher dem fallenden Gattersleuen die Fahne der Estier aus der Hand riß / und nicht besser machte sie es einem andern / der an des Ulsen Stelle tretenden Ritter Tierburg erlegte. Diese Tapfferkeit aber verursachte / daß aller Feinde Augen und der kühnesten Schwerdter auff sie gerichtet wurden; und ob zwar Hirtzberg / Grünbach / Reichemberg / Baldersheim und Schippen nur auff Beschirmung ihres Leibes acht hatten; woran sie doch endlich / weil zumahl auch Witgenstein den Wall eroberte, von der Menge der Marckmänner / als wie mit einem Bienen-Schwarme umgeben / und nachdem fast alle um sie gefallen / vom Ritter Reuß durch die Gurgel gestochen / daß sie todt zur Erden fiel. Mit dieser Heldin entfiel denen noch fechtenden Estiern das Hertze / und ihre Tapfferkeit verwandelte sich in ein jämmerliches Mordgeschrey. Der Ritter Seine und Sangerhausen stachen ihnen selbst aus Verzweifelung / daß sie ihre Herzogin Tod überlebet hätten / die Degen in die Brust / so daß Marbod hieraus was ungemeines vermuthende / herzu drang / und als ihm ein Estier sagte: daß Gottwalds Gemahlin Hedwig todt für seinen Füssen läge / sich darüber aufs höchste entsätzte / sie aufheben / der Waffen entblössen / und ob sie schon todt erforschen / auch weil alles nur auf der Flucht / und niemand mehr zu fechten gesinnet war / alles fernere Morden verbieten ließ. Ich / als ich Hedwigen fallen / und die Unmögligkeit dem Feinde länger zu widerstehen sah / eilte mit dem Ritter von Tieffen dem jungen Gottwald zu / und brachten selbten durch Hülffe etlicher Fischer auf einem Nachen in ein mit Schilff umbwachsenes Gesümpffe / biß wir bey folgender Nacht sicherer über den Strom fahren konten / welcher die Festung und das Eyland Glessaria von einander scheidet. Daselbst stiegen wir aus / giengen zu Lande zwey Meilweges / und versteckten uns an dem Agstein-Ufer in eine Höle der daselbst liegenden Berge / darinnen wir alle Augenblicke nach einem frembden Schiffe säuffzeten / weil wir an diesem volckreichen Strande nicht lange sicher seyn / noch auch das Kind / ungeachtet wir eine Adeliche Frau zur Amme mich genommen hatten / in dieser Wildnüß unter der Erde tauern konte. Allein unsere Hoffnung liedt bald Schiffbruch / weil ein hefftiger Sturm sich erregte / und die Wellen biß an Eingang unser Höle spielten / von welchen zum theil diese ausgeschweifft zu seyn schienen. Bey dieser Beschaffenheit musten wir auf ein ander Mittel unser Sicherheit gedencken; da sich denn der Ritter Tieffen erbot / Kundschafft einzuholen / und für uns Bauer-Kleider und Lebens-Mittel einzukauffen. Dieser war kaum fort / als ich an dem Eingange der Höle stehende / den Wind ein Rede- und Ruderloses Schiff gegen dem Ufer antreiben / und auf einer nahen Sand-Banck stranden sahe. Die Schiffbruch-Leidenden suchten allerhand Wege sich zu retten / etliche kamen auf den Nachen / andere erwischten ein stücke Brett oder Mast / einige suchten vollends durch Schwimmen sich zu retten. Unter diesen letzten war einer / welcher sich durch die rasenden Wellen mit seinen Armen ziemlich biß ans Ufer gearbeitet hatte / zuletzt aber war er so abgemattet; daß er ihm

selbst nicht mehr helffen/ sondern nur die Flutt mit ihm ihr Spiel treiben lassen muste. Mich regte/ ich weiß nicht/ was für ein Erbarmnüß/ oder für ein heimlicher Zug/ daß ich meines jungen Fürsten vergaß/ und unbedachtsam in die See sprang/ diesem Nothleidenden zu helffen. Der Himmel segnete meine Verwegenheit/ indem die Flutt mir diesen Nothleidenden gleichsam selbst in die Hände spielete/ und ich ihn vollends sonder grosse Müh ans Ufer in unsere Höle brachte. Er war von Sand und Schlamme aber so verstellet/ und er hatte so viel See-Wasser in sich getruncken/ daß er weder kenntlich/ noch zu reden mächtig war. Dahero ich ihn denn meinen Waffenträger absaubern/ bey einem kleinem Feuer abtrocknen/ und nach dem Vermögen unserer Dürfftigkeit seiner pflegen ließ. Der zurück kommende Ritter brachte zwar die verlangten Kleider und Lebens-Mittel/ aber auch diese schlechte Zeitung mit/ daß an diesem sonst volckreichen Ufer sich aus Furcht der Marckmänner/ welche bereits hauffenweise auf diß Eyland übergesätzt hätten/ alles verlauffen hätte. Wir verkleideten uns daher alsobald/ in Meinung/ uns folgenden Morgen weiter ins Land zu begeben. Wiewol er nun nicht billigte/ daß ich einen fremden Menschen in unser geheimes Behältnüß gebracht hätte/ trieb ihn doch/ als er ausgeschlaffen hatte/ gegen Tage der Vorwitz/ daß er den Schlaffenden mit einer Kühn-Fackel genau betrachtete. Hilf Himmel! fieng er augenblicks an zu ruffen/ hat das Meer den zu unser Freude hier wieder ans Licht gebracht/ welcher in Godanium vom Tode verschlungen worden! denn hier finde ich unsern Fürsten Gottwald. Träumet dir? sagte ich/ oder was hast du für Lust mich in meinem Kummer noch zu äffen? der Ritter von Tieffen aber betheuerte noch vielmehr/ mit grossem Frolocken: Es wäre Hertzog Gottwald/ so daß ich mich nicht nur ihm zu nähern veranlaßt/ sondern auch der Schlaffende erweckt/ und bey Vernehmung seines Nahmens sich aufzurichten verursacht ward. Mein erster Anblick gab ihn mir numehr deutlich zu erkennen/ daher ich mich nicht enthalten konte/ ihm mit thränenden Augen umb den Hals zu fallen. Gottwald aber kennte einen unter uns so wenig/ als er wuste/ wo er sich befindete/ und wo er in diese Höle kommen wäre. Bin ich/ fieng er an/ in dem Behältnüsse der Verstorbenen? Seyd ihr meine gute Geister? Ich antwortete ihm: Wir sind deine getreue Diener/ du unser liebwerthester Fürst. Gottwald versätzte: Legen denn die sterbenden Fürsten mit ihrem Purpur nicht auch ihre Würde ab? Hebet der Tod nicht allen Unterschied des Standes auf? Oder herrschen Fürsten auch im andern Leben/ wie in der Welt? Ich fiel ihm ein: der Tod würde niemahls mächtig werden ihre zu ihm tragende Liebe auszuleschen/ weniger die Zeit/ so lange sie lebten. Gottwald fragte: wo sie denn lebten? und warum sie in einer so engen Finsternüß/ von anderer Verstorbenen Geistern abgesondert/ und aus was für einem Verbündnisse sie drey nur mit einander vereinbart wären? Wir möchten sich doch ihm zu erkennen/ und die Ursache so vieler Thränen-Vergiessung zu verstehen geben? Ich sahe wol/ daß Gottwald sich vor todt hielt/ und daher konte ich mich nicht enthalten/ ihm zu sagen: Unserer keiner wäre noch gestorben/ sondern ich sein treuer Döhnhoff/ und mein Gefährte der Ritter von Tieffen; also wir zwey eine schlechte Uberbleibung seiner getreuen Unterthanen/ welche der Himmel nur zu dem Ende erhalten hätte/ daß sie ihn nach Strandung des Schiffes aus dem Abgrunde des Meeres erretteten. Gottwald fieng sich nun an seiner Schiffahrt zu erinnern/ und uns beyde lange Zeit starr anzusehen/ biß ihm zuletzt viel Thränen aus den Augen schossen/ und er anfangs mich/ hernach meinen Gefärthen/ mit vielen Küssen umarmte/ und fragte: Was für ein Unglück uns denn in Bauern verwandelt hätte?

hätte? Ein solches/ antwortete ich/ als wir in der nechsten Festung erlitten/ wäre wol fähig einen zum Steine zu machen; da nemlich der letzte Kern seiner getreuen Estier/ und sein liebstes Kleinod in der Welt vom rasenden Marbod auf der Fleisch-Banck seiner wüttenden Herschsucht abgeschlachtet worden. Jedoch scheinet solch Unglück dazu gut gewesen zu seyn/ daß wir hier den sonst ertrunckenen Fürsten Gottwald aus dem Wasser erretteten. Gottwald seuffzete und fieng an: Ich weiß nicht/ ob ich euch für diesen Liebes-Dienst dancken/ oder ihn unter die Wolthaten/ welche wir hassen/ rechnen soll. Sintemahl das Verhängnüß mich gleichsam zu einem Ziele seiner Grausamkeit ausgesehen/ oder mich zu einem Ebenbilde eines Unglückseeligen auszuarbeiten erlesen hat. Ich bin den wilden Wellen darum nur entkommen/ daß ich denen viel wildern Menschen in ihre Klauen fallen/ und zu meiner Hertzens-Kränckung nur alle Stunden neuen Jammer hören solle. Wolte GOtt/ ich wäre in diesem Meere/ oder in diesem edlen Ufer begraben/ so hätte ich die Trauer-Post von meinen getreuen Estiern/ meiner Gemahlin/ und Kinde nicht hören dörffen; nach welchen ich zu leben/ weder Lust noch Ursache habe. Lasset mich also noch sterben/ ehe ihm Marbod und Marmeline noch aus meinem Tode eine Kurtzweil macht. Es ist ja besser/ einmal einen Tod leiden/ als im ängstigen Leben alle Arten des Todes fürchten. Hiemit erhob sich Gottwald im Augenblicke aus der Höle/ und sprang ins Meer. Ich/ und der Ritter von Tieffen folgten demselben auf dem Fusse ins Wasser/ und wie sehr er sich wehrte/ brachten wir ihn wieder heraus. Wir waren aber noch im Meere/ als wir das Ufer von einer unzählbaren Menge Menschen bedeckt sahen/ welche unserm Menschen-fischen zuschauten/ und uns beym Aussteigen umbringten. Ihr Aufzug wieß/ daß es alles Marckmänner wären/ und als ich nur aufsahe/ fiel mir König Marbod und Marmeline ins Gesichte/ das Schrecken aber in alle Glieder/ daß mir Arm und Beine davon zitterten. Dieses würde mich/ und die bekandte Gestalt/ den Fürsten Gottwald verrathen haben/ wenn nicht dieser entkleidet/ und vom Schlamme sehr verstellt gewest wäre/ ich aber Frost geklagt hätte. Marbod selbst rechtfertigte uns/ wer dieser ins Meer springende Mensch/ und wir wären? Ich antwortete: Wir wären Agstein-Fischer/ dieser aber ein wahnsinniger/ welcher/ weil sein Vater den vorigen Abend ertruncken/ in solche Verzweiffelung gerathen wäre. Marbod fragte weiter: wo denn alle Leute aus denen leeren Häusern hinkommen wären? Ich antwortete: Sie wären alle aus Furcht für dem Marckmännischen Kriegs-Volcke entlauffen/ und auch wir würden nicht blieben seyn/ wenn wir diesen uns verwandten Menschen hätten fortbringen können/ und uns nicht unser Armuth sicher gemacht hätte. Marbod lächelte und fieng an: Weil Armuth einen so freudigen Gefärthen hat/ sind die Geten nicht zu verdencken/ daß sie es unter die Gemächligkeiten des Lebens zählen/ und die Verachtung aller Reichthümer alleine fürs rechte Reichthum halten. Warumb aber sind wir denn so unersättlich/ wenn die Grösse unsers Besitzthums nur unsere Sorgen und Furcht vergrössert? Marmeline fiel ein: Armuth lässet sich leichter loben/ als ertragen/ und wenn Armuth eine Glückseeligkeit ist/ kan es der Reiche alle Tage erlangen/ schwerlich aber der Arme/ wo das Reichthum dafür zu halten. Sie wolte lieber todt als arm seyn/ weil Armuth die Menschen lächerlich/ Reichthum aber geschickt/ freudig/ und ansehnlich machte/ ja dieses allein wolthätig seyn könte. Unter diesem Gespräche schlepten wir den Fürsten Gottwald in die Höle/ ich aber kehrte gleich um/ damit niemand uns darein zu folgen Anlaß haben möchte; und fiel Marmelinen einfältig ein: Ich könte nicht glauben/ daß

daß Reichthum besser/ als Armuth wäre; weil die/ welche was gehabt/ die Müh haben müssen/ zu entlauffen/ er aber das Glücke zu bleiben. Daher hätte er die Reichen/ diese ihn aber auszulachen niemals Ursache gehabt. Denn weil die Noth einen zu arbeiten nöthigte/ ja die Papegoyen solte reden lehren/ müste sie auch die Menschen geschickter machen. Wie er denn sein Fischer-Handwerck besser gekönt hätte/ als die/ welche mit dem Agsteine gewuchert. Daß aber auch Arme wolthätig seyn könten/ hätten sie an Errettung dieses blödsinnigen Menschen gesehen/ welchem zu Liebe sich schwerlich ein reicher in die Tieffe des Meeres gewagt haben würde. Wiewol/ ungeachtet sie sich noch so sehr in acht nehmen/ daß Reichthum eben so viel Menschen/ als die Fettigkeit dem Mast-Viehe eine Ursache des Todes abgäbe. Daß das Reichthum aber vielmehr lächerlich wäre/ hätte ich an diesem Ufer tausendmahl verspühret/ und die am Rande noch liegenden Stücke des scheiternden Schiffes wären seine Zeugen; daß Leute aus Africa und Indien / wo Gold und Edelgesteine ihr Vaterland hätten/ an diese Küste nach Agstein kämen/ und darüber nicht nur Kälte und Ungewitter ausstünden/ ja das Leben einbißten. Daß keine edle Frau zu Rom sich glücklich schätzte/ wenn sie nicht Arm- und Hals-Bänder von Agstein zu tragen hätte/ wormit sich hier alle Grase-Mägde behiengen/ und darein sich Spinnen/ Bienen/ Ameißen/ und zuweilen Frösche begrüben. Ja daß grosse Käyser und Könige der Welt diß/ was in der Erde und im Meere am tiefsten läge/ nemlich/ Gold/ Perlen und Agstein/ sich nicht schämten für das höchste in ihren Augen/ und im Hertzen für ihren Schatz zu halten/ also den Indianischen Ameißen ähnlicher / als den Menschen wären/ von denen ihm die Schiffer erzählt hätten/ daß sie daselbst das Gold/ wie hier die Hamster das Getreyde/ in ihre Löcher zusammen trügen. Dem Könige Marbod gefiel es überaus wol/ daß ich in meiner Einfalt Marmelinen so trocken die Warheit sagte. Daher fieng er an: Sonder allen Zweiffel ist Armuth nicht nur eine Schwester guter Gemüther/ sondern auch ein Wetzstein des Verstandes/ guter Künste/ ja eine Aushelfferin der Reichen. Sintemal die Vermögende bey ihrem gewohnten Müssiggange Noth leiden würden/ weñ die Dürfftigen nicht arbeiteten. Weßwegen die Einwohner der Stadt Gadare dem Armuth als einer Kunstfinderin gar sinnreich ein Altar gebauet hätten. Es wäre auch außer Zweifel / daß einem vergnügten Gemüthe viel wöller bey seinem mässigen Armuthe/ als Geitzigen bey ihrem traurigen und mühsamen Vermögen wäre / ja insgemein ein Tagelöhner auf einer härenen Kutze/ oder auf einem Strohsacke sanffter schlieffe/ wenn ein grosser König sich auf Sammet und Seide unruhig herum weltzte. Daher glaubte er sehr festiglich: daß ein mäßiges Vermögen und Glücke/ welches dem Besitzer weder zur Schande/ noch andern zur Uberlast diente/ das gröste; und Reichthum in Händen übel aufgehoben wäre/ aus denen es ohne Schwerigkeit nicht wieder gebracht würde. Hierauf fragte er mich: welcher gestalt der Agstein bekommen würde? Ich/ weil ich voriger Zeit hierumb ebenfalls bekümmert gewest war/ antwortete: daß für zu alten Zeiten niemand dessen geachtet/ weniger selbigen gesucht/ sondern nur/ wenn an dieser Seite der West- an der andern dieses Eylandes der Nord-Wind selbten mit den Wellen auf den Sand ausgespület hätte/ wäre er von Kindern/ wie anderwerts Kieselsteine und Muscheln zum Spielen; hernach aber/ als dessen guter Geruch durch ungefährliches reiben und am Feuer verspüret worden/ zum Räuchern aufgelesen worden. Zu diesem Ende hätten ihn auch der benachbarten Völcker Schiffe/ welche in diesem fruchtbaren Lande Getreyde geholet/ mitgenommen. Sein ander Gebrauch wäre gewesen/ daß die Estier/ und folgends andere Völcker ihn statt

Myr-

Myrrhen und Aloe auf die Todten-Holtzstösse gestreuet/und in den Leichen-Krügen mit ihrer Asche vermischt hätten. Wie denn insonderheit die Carthaginenser Asdrubals/und anderer Edlen Todten-Beine damit verehret hätten. Nach kurtzer Zeit hätten die Africaner/ Egyptier/ Griechen und andere Völcker embsig nach diesem Agsteine gefraget/ und selbten gegen ihre Früchte/ und Handwercks-Gemächte eingetauschet/ welches die Estier veranlasset/ den Auswurff des Meeres/und das trockene Schilf fleißiger zu durchsuchen. Weil die Ausländer aber selbtes von Jahr zu Jahre theuerer gemacht/ und die Einwohner zu dessen Aussuchung/ wiewol sie dessen Gebrauch durchaus nicht entdecken wollen/ mit grossem Versprechen ermahnet hätten/ die Fischer auch zuweilen mit den Fischen ein und ander stücke in Netzen heraus gebracht/ hätten sie anfangs ihn mit langen Zangen im Wasser gesucht/ und heraus gehäckelt/ hernach aber auf den Wind acht gegeben/und zur Fischung des Agsteins gewisse Netze bereitet. Maßen sie denn nach und nach klüger worden/ und für die beste Fischzeit erkennet/ daß die starcken Sturm/durch Antreibung des hertzblättrichten Meer-Schilffes eine kleine/ durch das krause und kleinere eine was bessere/ durch das den Rebenblättern ähnliche Gewächse aber den allerreichsten Agstein fang/ da in drey oder vier Stunden offt dreißig Tonnen heraus gebracht würden/ bezeichneten/ da denn/ wo diese Blätter schwimmen/ alsbald gefischet/ und mit dem untersten Reiffen der Netze strenge an dem Bodem hingefahren werden müste/ damit der von den Wellen aus dem Grunde gebohrte Agstein sich nicht wieder versändete/ und man mit dem Netze nicht überhin züge. Es wäre aber der Estier Hertzog einmahl an diß Ufer kommen/ und keinen Agstein mehr an frembde zu vertauschen verboten/ biß sie dessen Gebrauch entdeckt hätten. Hierauf hätten diese Ringe/ Müntzen/ Geschmeide/ Gefäße/ Bilder/ und dergleichen aus Agstein durch Drechsler und Bildhauer gemachte Sachen vorgewiesen/ welche Gold und Edelgesteine beschämt/ und also auch dem Estischen Frauenzimmer damit zu prangen/ den Männern aber solchen gleichfals zu drechseln/ und glatt zu machen/ Anlaß/ diesem Auswürflinge des Meers aber allererst einen Nahmen gegeben. Als nun überdiß von Rom absonderliche Gesandschafften an der Estier Fürsten wegen freyen Agstein-Handels ankommen/ wäre dessen Preiß nicht allein gestiegen/ indem man zu Rom ein Agsteinen Bild eines Fingers lang theuerer/ als einen lebenden Menschen verkaufft hätte; sondern die sorgfältige Verschwendung hätte auch den Agstein nach seinen Farben in weisse/ in Wolcken-farb- und blaulichte/ in Pfirschkenblüt-farbichte/ in Wasser-klare/ durchsichtige/ geflammte/ tunckel- und licht-gelbe/ grünlichte/ rothe/ braune/ und schwartze unterscheiden lernen/ und gewiesen: daß die Kunst-Hand der Natur nicht weniger in Agsteine/ als im Agat spielte/ und dadurch den Künstlern zu Einlegung gantzer Bilder gnugsame Arten darreichte; wiewol zum Frauen-Schmucke die weißmilchernen/grünlichten/hochgelben/und wasserstriemichten den höchsten Werth erlangt hätten. Nach der Zeit wäre entweder die menschliche Begierde so sorgfältig worden/ oder ein unserm Vorwitz heuchelnder Zufall hätte Anlaß gegeben/ den Agstein auch außer des Ufers/ in denen Glessarischen Sand-Bergen/wiewol mit höchster Lebens-Gefahr zu suchen/ und mit selbtem diese Nachricht zu finden/ daß er wie Ertzt seine Adern in der Erde habe. Dem Könige Marbod gefiel meine Erzehlung nicht alleine wol/ sondern beglaubte ihn/ auch so vielmehr/daß wir Agstein-Fischer wären/ daher er denn ferner fragte: Ob denn der Agstein in seinen Berg- und Meer-Adern anfangs weich und gleichsam flüßend wäre/ hernach aber allererst vom Saltz-Wasser oder der Lufft gehärtet würde? Ich vernein-

verneinte aber beydes mit gutem Grunde/ und berichtete/ daß gar selten etwas/ welches noch in seiner Unvollkommenheit wäre/ zwar nicht flüße/ aber weichem Wachse gleichte/ und vielleicht von der Sonne schmeltzte/ aus den Bergen gegraben würde/ welch gegrabenes denn auch ins gemein klärer als das gefischte wäre. Wiewol auch bißweilen Agstein/ an welchem Muscheln/ Pech und Schiff-Holtz angebacken wäre/ gefischet würde. Diesemnach wäre der Agstein/ darinnen kleine Thiere lägen/ so seltzam/ und weil er keines weges/ wie etliche tichteten/ durch Feuer und Oel nach Eigenschafft des Ertztes geschmeltzen werden könte/ hätten frembde Künstler nach der Zeit ausgesonnen/ in die von Natur unterschiedene/ von ihnen aber fast unsichtbar zusammen gefügten Stücke Agstein/ Laub-Frösche/ Heydächsen/ Heringe/ und andere kleine Thiere zu vergraben. Wordurch denn die einfältigen Ausländer nicht allein in ihrer Einbildung/ sondern auch um ihr Geld offt mercklich betrogen würden. Biß hieher kunte ich dem Könige Marbod genugsamen Bescheid geben/ als er aber von mir bey wehendem Westwinde einen Zug zu thun verlangte/ ward ich nicht wenig bekümmert/ durch unsere Unwissenheit verrathen zu werden. Alleine die Noth lehrete uns aus derselben eine Tugend zu machen/ und nachdem ich von Marbod um eine Wache des blödsinnigen Menschen halber/ für unsere Höle zu stellen/ erlangt hatte/ suchten ich/ und der Ritter von Tieffen aus denen andern Hölen ein Netze herfür/ und versuchten mit Hülffe etlicher uns auf die Nachen gegebener Marckmänner unser Heil/ hatten auch mehr aus Güte des Himmels/ als unser Geschickligkeit das Glücke/ im andern Zuge ein siebenzehn Pfund wiegendes Stücke des edelsten Agsteines heraus zu ziehen. Wordurch Marbod mehr vergnügt ward/ als die Fischer des Eylandes Chio/ da sie den güldenen Dreyfuß fiengen. Diesem nach ließ er von Stund an einen Künstler aus Gedanium beruffen/ und befahl ihm aus diesem seltzamen Stücke des Kaysers Augustus Bild zu fertigen/ welches hernach auch durch den Ritter Wolckenstein nach Rom geschickt/ und daselbst als etwas unschätzbares geachtet/ vom Kayser aber unter dem Nahmen Jupiters ins Pantheon auff einen güldenen Fuß gesetzt ward. Uns gab Marbod zweyhundert güldene Müntzen/ und ließ allenthalben ausblasen: daß die Agstein-Fischer nicht nur völlige Sicherheit wider alle Gewalt/ sondern auch jährlich einen ergebigen Sold von ihm genossen/ hingegen aller Agstein/ da ein Stücke über drey Pfund wiege/ ihm als Könige der Estier geliefert werden solte. Hierbey aber kränckte und erschreckte mich auffs eusserste die angebotene Gnade Marbods/ daß ich mit ihm nach Gedanium zurück ziehen solte; weil ich nicht so sehr fürchtete/ erkandt zu werden/ als mir durchs Hertze ging/ daß ich den Fürsten Gottwald und sein Kind verlassen solte/ welcher inzwischen durch Unterricht der Amme solches hatte kennen lernen/ und bey dessen tausendfacher Küssung den Gebrauch seiner verstörten Vernunfft wieder bekommen/ und die Helffte seines Hertzeleides gestillet hatte. Weil mir Marbods Auffbruch nicht viel Zeit zur Unterredung verlaubte/ verliessen wir alleine mit einander/ daß wir in der Stadt Wineta/ oder wenn Marbod ja ihr Meister werden solte/ in der See-Stadt Treva am Flusse Chalusus uns wieder vereinbaren wolten. Nach deme mir Marbod nun ein besser Kleid und ein Pferd geben lassen/ muste ich stets hinter ihm reiten/ und ihm vom Agsteine/ darein er sich gantz verliebt/ und einen Tempel an diß Ufer zu bauen gelobt hatte/ mehr/ als ich selbst wuste/ zu erzählen genöthiget ward. Insonderheit wolte er dessen eigentlichen Ursprung/ und ob selbter vom Harne der Luchse/ oder dem Saamen der Wallfische herkäme/ oder ob er ein Schaum/ ein fetter Schweiß/ oder ein geliefferter Auswurff deß sich reinigenden

Meeres wäre/ welcher wie Froschlach auff dem Meere schwimme / und wie das Hartzt im todten Meere gezeugt würde/ wissen. Als ich aber nur darzu lachte / und berichtete / daß um das gantze Estische Ufer kein Luchs zu sehen wäre/ und der Agstein aus Bergen / dahin weder das Meer-Wasser/noch einiger Fisch kommen könte/ gegraben würde/ fieng er an : Er hielte diß selbst für Getichte/aber ihm schiene aus dem Geruche/ der Farbe/und der Fähigkeit zu brennen/ am glaublichsten zu seyn: daß das von Kiefern/ Zedern/ oder Fichten trieffende Hartzt durch das Saltz-Wasser ausgeleutert/ und durch die Krafft der Sonne zu Agsteine bereitet würde. Als ich ihm nun einwarff: daß an dem Ufer keine solche Bäume/ welche sich mit dem Meer-Wasser auch nicht vertrügen/zu finden wären; fiel er ein: Aber vielleicht finden sich derselben an denen gegen über liegenden Ufern der Svionen und Fennen/und wird der bey dem West- und Nord-Winde angetriebene Agstein durch die See herüber geführt? Jch antwortete: bey diesen Völckern wüsten sie nichts vom Agsteine. Marbod aber versätzte: dem Berichte nach/hinderten ihre hohen Ufer dessen Ausspülung; und gäbe seiner Meinung einen ziemlichen Schein/ daß bißweilen Tannen-Knospen in oder an dem Agsteine klebend gefunden werden / auch dieser zuweilen die Gestalt der Tannzappen fürbilden solte. Uber diß hätten ihm etliche Scythen glaubwürdig erzehlet / daß weil in Jndien der Agstein höher als Gold geschätzt würde / die Seren aus Tannen- und Zeder-Hartzte solchen künstlich nachzumachen wüsten. Gestalt denn auch diß von denen Ameisen in ihren Hauffen so zubereitet würde / daß es den Geruch der Myrrhen bekäme/ und vom Weyrauche kaum zu unterscheiden wäre. Jch hielt ihm aber entgegen/ daß dem Agsteine eben so offt Eisen/Ertzt/ Kupffer-Wasser/ Steine/ und Meer-Schilff/ aus welchem es gleichsam gewachsen zu seyn schiene / als etwas tännenes anhienge / ja ins gemein der gegrabene in eine höltzerne Schaale als in seine Mutter eingehüllet wäre; Deßwegen aber wäre der Agstein so wenig ein Baumgewächse/ als eine Art des Ertztes/ von welchem er darinnen/ daß er sich nicht schmeltzen liesse/ hauptsächlich entfernet wäre. König Marbod hörte mir ie länger ie begieriger zu; sagte daher/ weil meine Gründe ihn seines Jrrthums genugsam überführten / solte ich ihm doch meine Meinung / die ich für recht hielte / nicht verschweigen. Jch entschuldigte meine Einfalt/ welche dieses grosse Geheimniß der Natur nicht zu ergründen wüste/ so viel aber hätte mir wohl der Augenschein gewiesen/ daß es wie Schwefel/ Ertzt/ Berghartzt/ Saltz/ Steine/ ein Erd-Gewächse wäre/ welches seiner unerweichbaren Härte halber aus dem truckenen Rauche fetter Erde zusammen wachsen / doch seiner Fettigkeit halber / und weil man es zuweilen noch weich findet / und dessen Staub leicht Feuer fängt/ anfangs etwas von wäßrichten Dünsten an sich ziehen müste / welche aber hernach bey seiner Vollkommenheit gäntzlich austrockneten. Marbod fiel ein: So bliebe der Agstein gleichwol ein Erd-Hartzt? Jch verneinte es aber und sagte/ daß er zwar mit Hartzte und Schwefel etlicher massen eine Verwandtniß hätte / aber doch von beyden/ so wol als von Saltz und Ertzte unterschieden wäre / und daher weder vom Feuer wie Wachs und Ertzt/ noch wie Schwefel und Hartzt vom Oele zerlassen werden könte/ sondern an Härte und Dichtigkeit beyde weit übertraffe. Sein eigentliches Wesen aber brächte sein gemeiner Nahme mit / nemlich/ daß der Agstein ein Stein / aber nicht unter Marmel/ Alabaster / und Porphier/ sondern unter die edelsten der Welt zu rechnen sey; dahero auch die sparsame Natur den Agstein so wenig/als andere Edelgesteine zu Klippen / und Bergen auswachsen liesse / diese künstliche Mahlerin auch den gelben dem Hyacinthe / den weissen den Perlen/ den feurigen dem Chrysolith / den blau-

en dem Saphier/ andern dem Topaß/ gleich gemacht/ und daher in die Arten des Agsteines alle Farben gleichsam eingetheilet/ wie in die Opalen vereinbaret hätte/ so daß aus Agsteine die schwärtzeste Tinte/ der schönste Glantz Firns gemacht/ und damit die Zobel gefärbet würden. Marbod fieng hierauff an: Es wäre unlaugbar/ daß der Agstein an Schönheit und Härte wenigen Edelgesteinen was nachgäbe; diß aber schiene ihm doch bedencklich zu seyn/ daß die vom Agstein abgedrechselten Späne so leicht als Weyrauch auff glüenden Kohlen schmeltzte und Feuer fienge. Als ich ihm aber einhielt/ daß der im Flusse Ganges und in Britannien gefundene schwartze Stein/ so gar vom Wasser nur vom Oel/ unausleschliches Feuer fienge; daß auch gewisse Ertzt-Steine/ und die Steinkohlen brennten/ ward er gäntzlich meiner Meinung/ rühmte auch/ daß er durch eine Magnetische Krafft viel kräfftiger als Schwefel/ Mastix/ und Siegelwachs/ Spreue/ Gesäme/ Ertzt-Grieß/ und alle andere kleine/ besonders dichte und nicht nasse Sachen/ bey trockenem und wäßrichtem Wetter an sich züge/ daß sein Würtz-Geruch an Annehmligkeit dem Kampffer/ an Stärcke den Myrrhen überlegen wäre/ und dem Mastix am gleichsten käme. Daß ie mehr er rüche/ ie schärffer er auch schmeckte/ und bey seinem Saltze doch eine stumpffe Süßigkeit behielte. Ich bestätigte diß/ und setzte bey: daß der edle Agstein fürnehmlich seiner heilsamen Artzney-Krafft halber/ allen Edelgesteinen den Preiß abrennte/ als welcher die Geburt/ Monats-Blume beförderte/ Gifft und Pest widerstünde/ den Stein zermalmete/ die Augen und den Magen stärckte/ die Flüsse zertriebe/ die Rose heilte/ der Fäulnüß widerstünde/ und daher ein allgemeines Genesungs-Mittel/ und sein Oel Europens Balsam genennet zu werden/ verdiente. Marbod fragte ferner: Ob denn das Land der Estier alleine das glückselige Vaterland des Agsteines wäre? welchem ich zur Nachricht beybrachte/ daß zwar in Deutschland hin und wieder dessen gegraben/ und sonderlich an der Heruler und Lemovier Gestade angespület/ endlich in Morgenländern eine gewisse Art gefunden würde/ welcher an Farbe und Geruch dem Estischen am nechsten käme; Aber des ersten wäre wenig/ der letztere aber wäre weder so wolrüchend noch so harte/ sondern zerflüsse vom Feuer/ liesse sich nicht drechseln/ wäre also mehr ein Hartzt/ als ein Stein. Der König schöpffte hieraus ie länger ie mehr Vergnügung; weil er alleine Herr und Besitzer des Agsteins war/ und die gantze Welt ihn von ihm nunmehr betteln muste. Unterweges ward seine Freude zweyfach vergrössert durch die Nachricht: daß beyde Gothanische Läger an den beyden Zwiseln der Weichseln nach vernommenem Tode Hertzog Gottwalds sich ergeben hätten. Daher er denn/ weil noch nicht alles zu seinem und Marmelinens Beylager in Godanium fertig war/ die Gefangenen selbst in Pflicht zu nehmen/ und diese zwey vortheilhaffte Pässe zu versichern/ dahin reisete. Unterdessen sparte Marmeline um so wol Marbods Hoheit nach Würden zu verehren/ als ihre Ehrsucht zu vergnügen/ weder Fleiß noch Kosten/ und machte Anstalt zu Wasser den Einzug in Godanium zu halten. Hierzu ließ sie in den Hafen alle frembde und einheimische Schiffe versamlen/ die Masten mit Blumen bekräntzen/ mit köstlichen Tapezereyen behängen; für den König aber/ welcher zwey Meilweges vom Munde der Weichsel ins Meer mit Marmelinen zu Schiffe gieng/ eines über und über vergolden/ und an dessen Spiegel Europen mahlen/ wie sie von dem beblümten Ochsen durch das schäumende Meer entführet ward. Der Steuermann bildete den Nereus für/ und die Schiff-Leute waren alle wie Meer-Götter ausgeputzt. Als er ein wenig auf die Höhe kam/ begegnete ihm Marmeline in Gestalt der Venus/ auf einem nach Art einer Perlen-Muschel bereiteten

Schiffe/

Schiffe / um welche die drey Holdinnen und zwey Liebes-Götter eitel seidene Rosen streueten / und andere Liebeskosungen erwiesen; und sie folgends dem Marbod in sein Schiff lieffer- ten. Auf denen unzählbaren Nachen schwärmten die edelsten Jungfrauen der Gothonen und Estier wie Wasser-Nymphen mit den annehmlichsten Seiten-Spielen herum / also / daß diese Schiffarth der / welche Cleopatra auf dem Flusse Cydnus zum Anthon that / nichts nachgab. Kurtz darauf ließ sich auf seinem von zwey Wasser-Pferden gezogenen Wagen Neptun mit dem ihn anblasenden Triton / und um ihn schwimmenden Nereiden sehen; welcher den auf dem Vordertheile seines güldenen Schiffes stehenden Marbod den Dreyzancks-Stab zureichte. Beym Einflusse der Weichsel stand auf ieder Seite eine sehr hohe Säule; und auf der Ostlichen das Bild König Marbods in Gestalt des mit der Keule und Löwen-Haut ausgerüsteten Hercules; Welchem die zur rechten Seite auf einem Segel-fertigen Schiffe stehende Ehre mit ausgestrecktem Arme die Ost-See zeigte / zur lincken aber die Liebe in Arm fiel / und den Hercules zurücke hielt.

Unter der Ehre war zu lesen:

Die Tugend hat kein Ziel. Drum immer weiter fort.

Unter der Liebe aber:

Hier heißt die Liebe stehn. Sie ist der Arbeit Port.

Auf der Westlichen Säule stand ein mit Agstein überlegtes Bild / welches auf einer Seite die Semiramis / welcher Haare auf der rechten Hand aufgeflochten / auf der lincken zerstreuet hiengen / fürbildete. Ihr Aufzug war männlich und kriegrisch / auf ihrem Spiesse saß eine wilde Taube / ihr Schild aber lag zu ihren Füssen / damit sie den Ninus umarmen konte. Darunter war zu lesen:

An mir ist alles Mann / nur nicht Schooß / Brust und Leib;
Doch werd ich weibischer durch Lieben / als ein Weib.

Auf der andern Seite stellte eben diß Bild die den König Marbod umarmende Marmeline / in Gestalt einer Amazone / und darunter diese Worte für:

Entmann't die Lieb' in Sud gleich Helden / ist in Norden
Die Liebe doch durch mich zum Mann' und Helden worden.

Um die erste Säule des Hercules waren folgende Reymen desto besser bey angehender Finsternüß zu lesen / weil alle Buchstaben durch die hole Säule geschnitten / inwendig aber brennende Fackeln angezündet waren / diese Schrifft zu erleuchten:

Laßt wo das enge Meer bey Gadir einen Zaun
Mohr und Iberern macht / Alciden Seulen stecken /
Dort lässet Hanno sich nicht Wind und Wellen schrecken /
Der anfängt / wo sich hin nicht Hercules wil traun /
Und Länder sucht / wo wir die Sonn' ertrincken schaun;
Hier läßt sich mit mehr Ruhm des Marbods Lauff umpflöcken /
Nicht weil wo Eiß und Nacht den Welt-Kreiß uns verdecken /
Weil für den Bären scheint der Sonne selbst zu graun.

Weils Meeres Nabel ist in unser Nachbarschafft.
Des Himmels Angelstern / der Wirbel der Gestirne /
Das Ende der Natur / weil Hertze / weil Gehirne
Kein Schiff hat weiter fort zu dringen Muth und Krafft.
Weils Eiß hemmt Fisch und Fluth / hier Tag und Stern verschwindet /
Nein! weil ihn Marmelin' und ihre Liebe bindet.

An der Semiramis Säule aber stand auf gleichmäßige Art folgende feurige Schrifft:

Man schreib in Adler Holtz / in Ertzt / und in Porphier /
Wo in dem heissen Sud die schwartzen Mohren braten /
Und wo der Araber hegt Myrrh- und Weyrauch-Saaten /
Wo Aloe sich zeugt / und Balsam rinnt herfür.
Wo's Erdreich Zimmet trägt / und Bezoar ein Thier /
Wo Diamant / Rubin und Perlen wol gerathen.
Semiramens Gelück und ihre Helden-Thaten
Sie mach' aus Gold ihr Bild und setze Säulen ihr:

Weil Marmelinens Geist Semiramen nicht weichet /
So hat auch jener Bild hier einen Stand erreichet /
Dem keiner ist in Sud und Osten vorzuziehn.
Denn Norders rothes Meer / der Belt hat uns gebiehret /
Mit Agstein alles diß was Ind und Ganges führet /
Gold / Myrrhen / Aloe / Perl / Amber und Rubin.

Nach dem Marbod und Marmeline unter grossem Frolocken des die Ufer füllenden Volckes durch diese zwey Säulen gefahren waren /

 schwamm

schwamm der Geist des Weichsel-Stromes auf einem versilberten Schiffe entgegen. Zwischen jedem Arme und den Beinen hatte er einen Wasser-Krug/ weil dieser Fluß mit dreyen Ausgüssen ins Meer fällt. Auf der rechten Seite stand Sarmatien/ auf der linken Deutschland/ und lehnte sich jede mit einem Arme auf die Achseln dieses ihres Gräntzmannes. Um sein Schiff schwamm eine unsägliche Menge abgerichteter Schwanen/ ein mit Najaden angefüllter Nachen/ welche dem folgende Reime singenden Weichsel Geiste mit allerhand Säiten-Spielen einstimmten:

Großmächt'ger Held/ und Schutz-Herr meiner Brunnen/
Und meines Vaters Carpathus/
Aus dessen Fels- und Adern kommt geronnen
Mein fruchtbar und Schiffreicher Fluß/
Vergnüge dich an meiner Flutt/
Weil sie in mir/ was in den Thieren ist das Blut.

Ist dieser Zinß denn gleich ein schlecht Geschencke/
Dem Iser/ Katzbach/ und der Kweiß/
Der Riesenberg/ Sudetens reich Gesäncke/
So Perl als Gold zu zinsen weiß.
Dem Agstein auswirfft Nordens Meer/
So rührt mein Opffer doch von treuen Hertzen her.

Mein süßer Strom tränckt deiner Ost-See Fische/
Und ihre Wunder nicht allein/
Er trägt der Nord- und Westen-Welt zu Tische/
Die sonst offt hungrig würde seyn.
Denn Isis hat um meinen Strand/
Wie um den Nil/ gemacht den Ackerbau bekand.

Kein Fluß/ als ich/ und mein Gemahl der Pregel/
Hat so viel Vorrath bey der Hand/
Mein Weitz- und Korn belastet tausend Segel/
Das stets nach Westen wird gesand.
Daß man den Marbod dem Osir
Und Marmelinen muß der Isis ziehen für.

Der Himmel hat nicht auszusinnen wissen
Ein glücklicher Vermählungs-Band/
Denn Marbod herrscht/ wo ich fang' an zu flüßen/
Und Sie/ wo sich verliehrt mein Strand/
Damit mein Haupt und Silber-Fluß
Nur denen/ die ein Hertz/ nicht zweyen dienen muß.

Es hüpfft und springt des Carpathus Gefilde/
Und unser Ost-See sammlet ein/
Den schönen Agstein euch zu einem Bilde
Der weg sticht jeden Edelstein:
Ach könte doch sich meine Flutt/
Zu Diensten euch verkehrn in Perl und Schnecken-Blut.

Was aber kan euch unser Armuth geben/
Ihr reichen Götter dieser Welt?
Der Himmel geb euch Sieg/ Vergnügung/ Leben/
So lang es selber euch gefällt.
Und euer Stamm vergehe nicht/
Biß daß der Ost-See Saltz/ und Wasser mir gebricht.

Unter dieser Begleitung lendeten Marbod und Marmeline zu Gedanium an/ allwo der Gothanische und Estische Adel auf einer der Marckmänner/ und Hermundurer Kriegs-Heer auf der andern Seite in Bereitschafft stand. So bald sie ans Ufer traten/ wieß man sie unter dem Gethöne der Kriegs-Waffen und Krummhörner/ wie auch des zuruffenden Volckes einen künstlich gedrechselten und mit Agstein überlegten Sieges-Wagen zu besteigen. Auf diesem fuhren beyde zwischen fünfhundert Blumen ausstreuenden Jungfrauen/ einer wol hundert Ellenbogen hohen Ehren-Pforte zu/ welche auf jeder Seite sechs Absätze hatte/ und darauf die zwölf berühmtesten Helden-Thaten des Hercules/ aber statt dessen allenthalben den Marbod fürstellten. Auf dem ersten Absatze zerrieß er die zwey von der Juno wider den Hercules geschickte Schlangen; darunter stand: **Julia** und die **Wollust.** Auf der andern erwürgte er den dreyköpfichten Cacus; darunter war zu lesen: **Britton** / welcher dreyer grosser Völcker Fürst gewest/ und vom Marbod untergedrückt war. Auf dem dritten verjagte er den Stymphalus/ und seine gefräßigen Vögel; darunter stand: **Jubil.** Auf dem vierdten tödtete er den funfzig köpfichten Lerneischen Drachen; die Unterschrifft hieß: **die Hermundurer.** Auf dem fünfften brach Hercules dem in einen Ochsen verwandelten Achelous das Horn ab/ welches dieser mit Amaltheens fruchtreichem Horne auslösete; darunter stand: **Critasir.** Auf dem sechsten sieget

er des Augia Stall aus; darunter war zu lesen: **die Bojen.** Auf dem siebenden entsätzt er Diomeden seiner Pferde; darunter war geschrieben: **die Semnoner.** Auf dem achten erschlug er den Albion und Bargion; diese waren bezeichnet: **Häupter der Lygier.** Auf dem neundten tödtete er den Busir und zerstörte seine von Menschen Blute trieffenden Altäre; darunter laß man: **die Naharvaler.** Auf dem zehnden erschlug er das wilde Schwein des Erymanthischen Gebürges/ worunter zu lesen war: **Carrodun /** weil Marbod derer daselbst dreyhundert erlegt hatte. Auf dem eylfften Absatze brachte er den Sohn der Erde und Riesen Anteus umb; darunter stand der Nahme: **Gottwald**; weil man ihm vielleicht nicht den Gothonischen Hertzog Arnold zugestehen wolte. Auf dem zwölfften eroberte er nach erlegtem Drachen in Hesperischen Gärten die güldenen Aepffel. Hierunter war geschrieben: **Agstein.** Auf der obern mitlern Spitze ward Hercules von der Sonne mit einem Trinck Geschirre in Gestalt eines Schiffes beschenckt / als auf welchem er durchs Meer gefahren seyn soll; darunter stand: **die Ost-See.** In der Mitte dieser Ehren-Pforte aber stand Marbod in Gestalt des Hercules/ und lösete der wie eine Amazone ausgeputzten Marmeline den Gürtel auf; darunter war zu lesen: **Verträuliche Kriege.** In dieser Ehren-Pforte waren allerhand Trompeten und Krumhörner versteckt/ welche sich tapffer hören liessen. Als auch Marbod durchfuhr/ bückte sich der mitlere Hercules herab/ reichte dem Könige seine Oelbäumene Keule/ und legte ihm die Löwen-Haut über die Schultern. Hierauf kamen sie auf den grösten Platz der Stadt Godanium/ und funden daselbst eine eben so hohe Ehren-Pforte. Auf derselben höchster Spitze stand Marmeline in Gestalt Hesionens / welche Hercules aus dem Rachen eines Wallfisches errettete. Auf der rechten Seite stand Marmeline wie Andromeda an einen Steinfelß angebunden/ wie sie vom Perseus aus den Klauen des sie zu fressen eilenden Meer-Wunders erlöset/ und mit selbtem vermählet ward. Auf der lincken Seite stellte Marmeline die von ihrem Bruder Ptolomeus verfolgte/ vom Julius Cäsar aber in ihr Reich eingesätzte Cleopatra für. Weiter herunter stand auf der rechten Seite Marmeline in Gestalt der Scythischen Königin Thalestris/ wie selbte den grossen Alexander umarmte/ und gegen über in Gestalt der Pontischen Königin Hypsicratea mit abgeschornen Haaren/ wie sie zum flüchtigen Mithridates auf sein Pferd saß. Zu unterste war auf einer Seite die Vermählung Hebens/ welche aus der Trinck-Schale/ darinnen sie den Göttern das Nectar zureichte/ selbtes ins Meer goß/ welches sich in eitel Agstein verwandelte. Auf der andern Seite stand ein loderndes Altar der Liebe/ worbey Marmeline ihr Hertze/ Berenice aber ihre abgeschnittene und auf den Fall glücklicher Zurückkunfft des Ptolomeus Evergetes aus Asien verlobte Haare verbrennte. Alle diese Bilder/ sagte Döhnhoff/ hatten ihre besondere Uberschrifften; mir ist aber nur noch die zum letztern im Gedächtnüsse blieben:

So viel ein lebend Hertz geht todten Haaren für/
So viel gebührt auch Preiß für Berenicen mir.
Hat nun ihr Haar als Stern' im Himmel Platz gewonnen/
Muß Marmelinens Hertz sich gar verkehrn in Sonnen.

In der Mitte aber saßen Marmeline und Marbod/ wie Omphale und Hercules spinnende neben einander. Jene aber spaan eitel güldene Fädeme/ dieser eisernen Drat. Hierunter waren folgende Reimen mit feurigen Buchstaben zu lesen:

Was Hercules für Ruhm durch tausend Müh erwaan/
Verspielt' bey Omphalen er durch verzärtelt Küssen;
Wenn der/ der's grosse Meer mit Bergen kan verschlüssen/

Der's

Der's Himmels Bogen stützt/ in Abgrund weiß die Bahn/
Den Hund dem Pluto raubt/ der Geister schrecken kan/
Durch den Löw/ Drache/ Ries und Schwein den Geist einbüssen/
Ja der schon als ein Kind zwey Schlangen hat zerrissen/
Als Magd am Rocken leckt/ als Weib am Rade spann.

Alleine Marbod dreht allhier mit Marmelinen
Viel herrlicher Gespinst. Ihr Flachs ist güldner Drat/
Den Tugend und Glück ihr angeleget hat/
Sein Stahl-Garn aber kan zu Tartsch und Pantzern dienen;
Was nun Alciden schimpfft/ verewiget sie zwey/
So wisst nun/ daß er Mars/ sie aber Clotho sey.

In dieser Ehren-Pforte waren die allerliebsten Seitenspiele versteckt. Als nun Marbod und Marmeline für die Pforte kamen/ nam Berenice ihren von schimmernden Rubinen und Diamanten leuchtenden Sternen-Krantz vom Haupte/ und sätzte solchen Marmelinen auf. Das gröste Theil der Nacht/ und der folgende Tag/ an welchem die Vermählung mit grossem Gepränge nach der Gothonen und Estier Art durch Einsegnung der Barden geschah/ ward mit köstlichen Gastereyen vollbracht/ worbey das Meer/ die Flüsse/ die Wildnüsse/ und die Lufft gleichsam mit einander stritten/ wer die niedlichsten Speisen herzugeben im Vermögen habe. Sintemal gegen das Reichthum dieser Länder/ so wol an seltzamen Meer- Fluß- und Gebirge-Fischen/ als seltzamen Wilpret/ die übrige Welt gleichsam für arm zu halten ist; Also daß weder Colchis/ noch Chio/ sich ihnen vergleichen darf. Folgende acht Tage wurden theils mit Fischereyen im Meere/ in der Weichsel/ und andern Strömen/ theils mit Jagten zugebracht/ in welchen dreyhundert Bären/ tausend Hirsche/ so viel wilde Schweine/ fünfhundert Elends-Thiere/ so viel Püffel-Ochsen/ dreyhundert Luchse/ ohne unzählbare Füchse/ Wölffe/ Rehe/ Hasen/ Reiger/ geschlagen und gebeitzt wurden/ also die Römer mit den Jagten ihrer grossen Schauspiele hier nur würden ausgelacht worden seyn. Diese und andere Belustigungen wurden endlich mit einem von den Barden erfundenen Schauspiele beschlossen. Der Schau-Platz stellte ein überaus lustiges mit Bergen umkräntztes/ mit Flüssen durchwässertes Land/ und darunter ein stürmendes Meer für/ in dessen Ferne sich die Augen der Einbildung nach/ auf etliche Meilen vertiefften. Aus denen sich öffnenden Wolcken that sich das geflügelte Geschrey herfür/ und sang folgenden Reimen:

Kein grösser Glück ist Deutschland nicht erschienen/
Seit Alemann vergrössert ward/
Als daß der Schluß des Himmels Marmelinen
Dem grossen Marbod zugepart.
Dem Ehr und Tugend wird vermählet durch sie zwey
Und Deutschland Braut/ weil sich ihm legt das Glück bey.

Hierauf ließ sich auf einer blauen und geflügelten Kugel das Verhängnüß zwischen Donner und Blitz aus dem mit denen Nordlichen Gestirnen besämten Himmel herab. Dis war mit einem blauen Rocke voller Sternen bekleidet/ auf dem Haupte hatte es zu seiner Krone einen Krantz von sieben sich stets bewegenden Sternen/ in der rechten Hand einen stählernen Königs-Stab/ in der lincken einen güldenen Rincken. Aus der berstenden Erde sprangen zwischen Feuer und Flammen Brontes Steropes und Pyragmon herfür/ welche ein eisernes Altar zusammen schmiedeten. Auf der rechten Seite kam ein von vier Perlen-farbenen Pferden gezogener Sieges-Wagen/ und führte die auf einem Palm-Baume sitzende/ mit einem Oel-Krantze gekrönte und mit einem gestickten Rock gekleidete Tugend auf den Schau-Platz. In der rechten Hand hatte sie einen Palmzweig/ in der lincken eine stachlichte Kastanien-Nuß. Gegen über erschien auf einem von sechs kohlschwartzen Pferden gezogenen Sieges-Wagen das wie eine Königin in Purper und Gold gekleidete/ oben aber geharnschte Deutschland. Auf seinem güldenen Helme streckte sich ein zweyköpfichter Adler herfür. Die rechte Hand hielt einen gläntzenden Spieß/ die lincke ein Grabescheid. Beyde bückten sich gegen dem

Ver-

Verhängnüsse/ stiegen beym Altare vom Wagen/ zündeten daselbst ein Feuer von Agstein an/ und sangen kniende zusammen:

Verhängnüß grosse Gottheit aller Götter/
Beherrscherin des Himmels und der Welt.
Wend' einmal ab von uns die Unglücks-Wetter/
Weil dir doch Krieg und Laster nicht gefällt.
Die uns nun hundert Jahr geädert haben aus/
Schlag diese Natterzucht der Höllen-Brutt in graus.

Ist gleich dein Schluß in Diamant geetzet/
Kan Jupiter selbst nicht verkehrn dein Looß/
Ist die Natur dir untern Fuß gesetzet/
So bist du doch nichts minder gut als groß.
Unschuld und Demuth wird ja deinen Zorn entfernen/
Ob ein weiß Lamm gleich nicht entkräfftet deine Sternen.

Die Tugend ist der Kern ja alles guten/
Warum ist ihr denn Erd und Himmel feind?
Warum muß Deutschland immer leid- und bluten/
Da es kein Volck so gut und redlich meint?
So laß uns Göttin doch nicht stets elende seyn/
Nach Schnee folgt ja Geblüm'/auf Regen Sonnenschein.

Bey dem letzten Reime senckte das Verhängnüß seinen Stab/ und fieng an zu singen:

Wie recht thut ihr/ und glaubt daß meine Schlüsse
Nicht unrecht/ blind/ ich unerbittlich sey.
Wißt aber/ daß offt Saltz und Welle müsse
Euch und Korall was gutes legen bey.
Was in den Rosen fault/ bleibt in den Nesseln gut/
Die Ruh macht Sicherheit/ und Wollust Ubermuth.

Jedoch gehn euch aus Nordens Finsternüssen
Nun zwey Glücks- und Eintrachts-Sternen auf/
Wenn zwey so grosse Häupter Ehen schlüssen/
Verändert selbst der Himmel seinen Lauf.
Komm/ Ehre komm/ und nimm die Tugend dir zur Braut/
Komm/ Glücke/ denn durch sie wird Deutschland dir vertraut.

Bey diesen letzten Worten hob das Verhängnüß nicht so geschwinde den Stab empor/ als die mit Adlers Flügeln versehene Ehre/ auf der einen: das mit Pfauen-Federn geflügelte Glücke aber aus der andern Ecke des Himmels geflogen kam. Die Ehre hatte einen gantz güldenen Rock an/ auf dem Haupte einen fast unsichtbaren Krantz von zwey kleinen Oel-Zweigen/ vielleicht weil die herrlichste Ehre in Gedancken der Menschen besteht/ in der rechten Hand einen Lorber-Zweig/ in der lincken einen güldenen Apffel. Das Glücke war über den gantzen Leib mit Edelgesteinen und Perlen behängt/ auf dem Haupte hatte es einen Krantz von flüchtigen Tulipanen/ in der Hand ein Ruder/ unter dem lincken Arme ein Horn des Uberflusses. Das Verhängnüß wiederholte singende die zwey Reime:

Komm Ehre/ komm und nimm die Tugend dir zur Braut/
Komm Glücke/ denn durch sie wird Deutschland dir vertraut.

Zwischen diesem singen nahm es allen vieren die Hände/ verknüpffte die Tugend und Ehre/ Deutschland und das Glücke mit einander. Deutschland und die Tugend warffen hierauf etliche handvoll Weyrauch und Agstein ins Feuer/ und sangen:

Der gantze Nord/ Meer/ Himmel/ Erde/ springen/
Daß Marbod Marmelinen ist vermählt;
Weil sie der Welt hierdurch zu wege bringen/
Daß Ehre und Glück uns hat zur Braut erwehlt.
Drum blüh ihr Ruhm und Hauß/ biß daß dem Himmel Licht/
Dem Erden-Kreiße Frucht/ dem Meere Saltz gebricht.

Inzwischen fanden sich auf den Schau-Platz zur Bedienung der Tugend ihre Gefärthen Eintracht/ Klugheit/ Heil; zur Bedienung der Ehre Ruhm/ Liebe/ Ergetzligkeit; zur Bedienung Deutschlandes Tapfferkeit/ Redligkeit/ und Beständigkeit; und des Glückes Freundschafft/ Freude/ Fruchtbarkeit. Nach geendigtem Gesange wurden die Ohren aller Zuschauer mit dem Schalle der lieblichsten Säitenspiele erfüllet; nach welchem die Tugend/ Ehre/ Deutschland/ und das Glücke auf der Erde; Neptun und Thetis/ Nereus und Amphitrite mit zwölff Nereiden auf dem Meere/ sechzehn Nordliche Himmels-Zeichen/ nemlich der kleine und grosse Bär/ mit ihrem Bären-Hüter Arcas/ der die güldenen Aepffel bewachende Drache/ der grausame Mohren-König Cepheus mit Caßiopen und der gekrönten Ariadne/ nebst

ihrem Erlöser Perseus und seinem geflügelten Pferde Pegasus/ Hercules mit der umgekehrten Keule/ der in Schwan verwandelte Jupiter mit seinem Schencken Ganymedes/ Esculapius in Gestalt einer Schlange/ der Wagen-Erfinder Erichton/ Prometheus mit dem an ihm nagenden Adler einen sehr künstlichen Tantz begten. Orpheus und der schlangichte Phorbas spielten auf ihren gestirnten Leyern/ damit jener alle Thiere zu sich gelockt/ dieser die Schlangen bezaubert hatte/ wie auch der auf dem gestirnten Meer-Schweine sitzende Arion auf seiner Laute/ und ein Egyptier auf dem gestirnten Drey-Ecke. Wie nun die zwar auf der Erde/ und im Meere tantzenden durch ihre zierliche Abwechselungen die Hefftigkeit ihrer Liebe und Freude neben ihren Eigenschafften wol auszudrücken wusten/ also überstieg alle Kunst und Geschickligkeit der Himmels-Zeichen Gebehrdung. Denn der stets in der Mitte der Reyens sich befindende kleine Bär wuste so artlich anzudeuten/ wie er Jupitern auf Creta gesäuget/ und deßwegen den ersten Stand unter den Gestirnen verdient hätte. Der grosse Bär stellte Jupiters Buhlschafft mit der Callisto/ ihre Beschämung im Bade Dianens/ der eyversüchtigen und sie in einen Bär verwandelnden Juno Grimm/ und der Callisto Versetzung in Himmel/ nicht ungeschickter für. Ihr Sohn Arcas gab sein Schrecken/ daß er seine Mutter bey einem Haar erschossen hätte/ eben so wohl zu verstehen/ als er bey seiner Wache kein Auge von ihr abwendete/ gleich als die Weiber auch im Himmel nicht ohne Wächter keusch bleiben könten. Mit diesem stritt der Drache in Wachsamkeit gleichsam um die Wette/ und hatte er sonderlich auf den Hercules stets ein Auge/ aber auch für ihm so viel Furcht im Hertzen/ sonderlich weil dieser alle seine Kämpffe/ und endlich auch die von dem blutigen Hembde des Nessus ihm verursachte Raserey fürstellte. Cephus aber wieß seine Eyversucht wider Cassiopen/ seine Grausamkeit wider seine weiße Tochter Andromeda; jene ihr Hertzeleid/ diese ihre Furcht/ für dem sie zu fressen eilenden Meer-Wunder/ Pegasus sein Schäumen/ Perseus seine Begierde sie zu retten/ und alle ihre Freude über dem erlegten Ungeheuer. Der Schwan wuste sich so erschreckt zu stellen/ als wenn der ihn verfolgende Adler selbten schon in Klauen hätte/ und sich zu schmiegen/ als wenn er in Ledens Schoos verborgen läge/ welche er hernach mit seiner arglistigen Weißheit berückte/ und aus einem weissen Schwane sich in was ärgers/ als einen schwartzen Raben verwandelte. Die Schlange wand sich und zitterte/ als wenn in ihr Esculapius noch einmal vom Donner erschlagen werden solte. Prometheus drückte mit Gebehrden nicht weniger seine Schmertzen wegen des an ihm nagenden Adlers/ als seine Freude aus: daß Hercules ihn mit einem Pfeil erlegte. Ganymedes aber wieß sich überaus geschäfftig und freudig/ als wenn er Jupitern bediente/ oder von ihm geliebkoset würde. Nach geendigtem Tantze verschwand in einem Augenblicke alles auf dem Schau-Platze/ außer der Ehre und Deutschlande. Jene schwebte in der Lufft/ und fieng an zu singen:

Ihr Schwestern der Natur/ durch derer Pinsel-Feder
Verewigt wird die Sterbligkeit/
Die ihr die Zeiten kennt/ und der Gestirne Räder/
Auch abhelfft der Vergessenheit/
Vergesset ihr/ was Marmeline
Und Marbod für ein Maal verdiene?

Bey wehrendem Singen funden sich die Mahlerey/ die Bildhauer- und Tichter-Kunst auf den Schau-Platz. Die Mahlerey hatte einen bundten Rock/ einen Krantz von Lorbern auf/ in der Hand ein Gebund Pinsel. Die Bildhauer-Kunst einen weissen Rock/ einen Krantz von eisernen Zancken/ in der Hand einen Meissel und Zirkel. Die Tichter-Kunst einen blauen Rock/ einen Krantz von Epheu/ und unter dem Arme eine Leyer. Alle drey

bezeug-

bezeugten sich rüstig der Ehre zu gehorsamen/ und sahen sich allenthalben begierig nach dienlichem Zeuge um/ und fiengen/ so bald die Ehre schwieg/ singende an:

Ist Deutschland so sehr arm uns Werckzeug vorzustrecken?
Wächst kein Lasur und Helffenbein?
Man weiß daß Gold in Berg' und Perl'n in Flüssen stecken/
Ja ihm gebricht kein Edelstein.
Laßt uns in Mahlwerck/ Säul und Schrifften
Nun ihnen ein Gedächtnüß stifften.

Deutschland lächelte/ wendete sich gegen den sich in Gebürge vertieffenden Schau-Platz/ und sang:

Ihr Geister die ihr wohnt in Bergen und in Flüssen/
Und ihr Geäder schwanger macht/
Müßt nunmehr rege seyn/ und eure Schätz' aufschlüssen/
Auf eure Schutzherrn seyn bedacht.
Den Vorrath bringen her/ denn euer Reichthum kan
Nicht besser/ als für sie/ gewehret werden an.

Alsobald sahe man aus den Gebürgen sich vier Waldmänner herfür thun/ welche bey ihrer Näherung so viel grosse Riesen vorstellten. Ihre Kleider waren aus eitel Fichten-Laube zusammen geflochten/ auf dem Haupte hatten sie auch solche Kräntze/ welche aber von Diamanten/ Granaten und andern Edelgesteinen reichlich prangten. Jeder trug auf der Achsel eine ungeheure und noch rohe Seule von Marmel. Die eine war roth und weiß/ und stand darauf: Aus dem Carpathus; die andere war schwartz/ und daran zu lesen: Aus dem Hercynischen Gebürge; die dritte war schneeweiß/ und stand darauf aus dem Sudetischen; die vierdte war blau-ascherfarbicht mit der Beyschrifft: Aus dem Zopten-Berge. Ihnen folgte eine ziemliche Anzahl kleiner Berg-Geister. Nach ihnen stiegen aus den fernen Flüssen nicht viel kleinere Wasser-Geister. Der gröste bildete eine Frau ab/ welche auf dem Haupte sechs Hörner/ vielleicht wegen so vieler Ausflüsse ins Meer/ um dieselben einen Krantz von Rohr und Edelgesteinen/ unter dem Arme einen grossen Wasserkrug hatte/ daran stand: **die Donau.** Der andere Geist war nicht viel kleiner/ und eben so gebildet/ nur daß er auf dem Haupte nur ein Horn/ und an seinem Wasser-Kruge den Nahmen: **Elbe** führte. Der dritte grosse Geist hatte drey Hörner/ und auf seinem Wasser-Kruge stand: **die Weichsel.** Der vierdte Geist war diesem an Hörnern/ und anderem Aufzuge so gleich/ als wenn sie Geschwister wären; sein Krug aber führte den Nahmen der **Oder.** Nach diesem kam eine grosse Menge kleiner mit Schilff gekrönten Wasser-Geistern darunter die Iser und der Kweiß mit perlernen Hals-Armbändern und Ohrgehencken/ der Bober und die Katzbach mit vielem Golde/ und eine kleine in die Oblau fallende Bach der Marsinger mit unzählichen Diamanten behengt waren. Nach diesen Wasser-Geistern fanden sich auch gewisse Feld-Geister/ welche nicht nur um das Haupt Binden von schneeweisser Leinwand/ derogleichen auch die Könige tragen/ sondern auch Ballen Leinwand unter den Armen trugen/ weil durch Flachs und Leinwand die Erde fürgebildet wird. Diese letztere spannten nicht so geschwinde ihre Leinwand auf eine Räme auf/ als etliche kleine Berg-Geister/ Zinober/ Lasur-Stein/ Berggelbe/ und andere Farbe/ der Oder-Geist auch sein berühmtes Röthe-Kraut zu der Mahlerey Füssen legte/ diese aber mit einer zauberischen Geschwindigkeit des grossen Alexanders/ und Roxanens Hochzeit/ die Gesichter aber nach dem Könige Marbod und Marmelinen mahlte/ und nach dem Beyspiele des Mahlers Aetion/ welcher eben diß Gemählde auf die Olympischen Spiele brachte/ solche dem Urthel der Zuschauer fürhielt/ und/ ob es im Tempel der Ehre und des Gedächtnüsses aufzuheben wäre/ fragte. Die Bildhauer-Kunst aber machte sich über die von den Riesen abgeladene vier stücke Marmel/ aus dem schwartzen und ascherfarbichten bereitete sie

sie zwey Fuß-Gestüle/ aus dem rothen Marbods/ aus dem weissen Marmelinens Bilder/ und zwar mit einer so vollkommenen Aehnligkeit/ als unglaublicher Geschwindigkeit. Die Tichter-Kunst sahe diesem allem zu/ und sang nach ihrer Harffe/ und der Bildhauerin gantz ordentlichen Hañerschlägen folgende Reimen:

Ihr holden Schwestern thut/ was euer Pflicht geziemet/
Wenn ihr den Preiß der Tugend zahlt/
Protogenes hat recht/ wenn seine Kunst sich rühmet/
Daß sie der Ewigkeit nur mahlt.
Minerve selbst wil sein vom Phidias geetzt/
Weil beyder Kunst den Tod selbst seiner Macht entsetzt.

Die Welt und Nachwelt ehrt in eurem Bild und Schatten
Der Helden-Thaten und Verdienst/
Ja euer Pinsel kommt Vergötterten zu statten/
Und Tugend hat von euch Gewienst.
Es reist nicht Zeit und Neid die Sonnen-Pfeiler ein/
Die nur den Würdigen von euch gesetzet seyn.

Des grossen Marbods Bild der edlen Marmeline/
Wird länger als Lysippens stehn/
Weil niemand leugnen kan/ daß er und sie verdiene/
Sie biß zur Sonne zu erhöhn.
Macht Alexanders Bild Apellen so bekand
Wird dieser Fürsten Ruhm auch Adeln eure Hand.

Der Himmel/ welcher selbst in Bilder pflegt zu fassen/
Was er der Ewigkeit wil weihn/
Hat bey dem Hercules deßwegen Platz gelassen/
Daß beyde dar versternt solln seyn.
Denn Marbod wird so denn den Adler fesseln an/
Und Marmeline seyn Astreen zugethan.

Inzwischen werd ich hier für sie die Leyer rühren/
Um zu verewigen sie zwey.
Denn Orpheus kan hiermit aus Tod und Hölle führen
Sich vom Vergessen machen frey.
Ja Schwan und Leyer/ die nechst dem Alcides stehn/
Sind schon bedacht ihr Lob wie seines zu erhöhn.

Inzwischen wurden diese zwey Ehren-Bilder von denen Geistern aufgerichtet/ hernach hegten alle Berg- Wasser- und Feld-Geister um sie zierliche Täntze. Die Ehre gab aber nach etlichen Abwechselungen ihnen ein Zeichen zu ruhen/ und fieng an gegen sie auf nachfolgende Weise zu singen:

Vergesset ihr allhier die Bilder zu bekräntzen?
Sind Kräntze nicht der Ehren höchster Preiß?
Es ist nichts würdiges in dieses Welt-Baus Gräntzen/
Was die Natur nicht auszukrönen weiß.
Der Himmel ist zugleich ein Kreiß und Krantz der Welt/
Der aber in sich selbst noch sieben Zirkel hält.

Die Milch-Straß und der Kreiß/ wodurch die Sonne rennt/
Ist Himmels und kohlschwartzer Nächte Krantz/
Wird auch die Sonne nicht des Tages Krantz genennt/
Die Finsternüß bekräntzt des Monden Glantz.
Ja Sonn' und Mohnde hüllt in Hof und Kreiß sich ein/
Wenn sie am schönsten wolln im Stern-Gewölbe seyn.

Des Mohnden zweyfach Horn/ der Sonne Regen-Bogen
Sind Kronen der zwey Augen dieser Welt.
Auch wird der Erde Dunst durch sie empor gezogen/
Zu kräntzen der gewölckten Lüffte Feld.
Die Morgenröthe kräntzt mit Rosen ihr Gesicht/
Und der Cometen Haar ist ein sie kräntzend Licht.

Der Himmel prangt in Nord mit Ariadnens Krantz'
Und setzt ihn auf der Berenizen Haar/
Auch prangt ein Sternen-Krantz beym Scorpionen-Schwantz
Und überstrahlt des Himmels Stern-Altar.
Ja um den Erden-Ball gehts ungeheure Meer/
Als wie ein wässer Krantz um seine Fluten her.

Wie soll die Erde nun nicht auch mit Kräntzen pralen/
Die man mit Fug der Kräntze Mutter nennt/
Sie pflantzt ein einen Krantz Berillen und Opalen/
In Schwefel/ Saltz/ wird offt ein Krantz erkennt/
Jedwede Rose/ Lilj' und Nelcke zeiget an/
Wie herrlich die Natur die Blumen kräntzen kan.

Auf den Granaten ist kein Apffel ungekrönet/
Kein Baum/ kein Stengel unbekräntzt/
Nichts/ was der Ehre Hand zu Kräntzungen entlehnet/
Ist/ das nicht selbst mit einem Krantze gläntzt.
Der Palmen Blüth und Frucht/ des Weinstocks Trauben sind
Die Kräntze/ die den Herbst um ihre Schläffe windt.

Die Hörner auf den Gemß- auf Hirschen/ Ochsen/ Rehen/
Sind ihrer Häupter Kräntze-werck und Zier/
Man sicht auf Papegoy und Pfauen Kronen stehen/
Die Schnecke reckt so Krantz als Horn herfür.
Der Phönix bildt ihm nichts mit seinen Kräntzen ein/
Weil Schlangen/ Muschel/ Fisch/ auch theils gekrönet seyn.

Eh als der Mensch die Milch der Mutter noch kan saugen/
Umkräntzt ihn schon im Mutterleib ein Hut/
Die Augenbranen sind ein Krantz der beyden Augen/
Die Brüste sind gekrönt von Wartz' und Glut
Der Nabel krönt den Bauch/ ja was bekräntzt nicht steht/
Hat zur Vollkommenheit die Natur nicht erhöht.

Die

Wie mögt ihr Geister denn/ die ihr hieher erschienen/
Zwey hochgekrönte Häupter zu ver'hrn/
Die Bilder ihres Ruhms mit Kräntzen nicht bedienen?
Durch Trägheit kan man Fürsten leicht versehrn;
Eröffnet euren Schatz/ tragt allen Reichthum bey/
Daß ein anständig Krantz für sie bey Handen sey.

Weil die Ehre noch sang/ schütteten die Gebürge/ Wasser- und Erd-Geister etliche Berge von Edelgesteinen/ Perlen und Gold zusammen/ und als die Ehre beschloß/ sangen sie mit grosser Ehrerbietigkeit folgendes nach:

Wahr ists: nichts in der Welt ist würdiger zu krönen/
Als die der Reiche Häupter seyn/
Es scheint uns die Natur nur Perl und Gold zu lehnen/
Um selbte Köngen zu weyhn;
Gemeines Blumwerck dient für and'rer Leute Ruhm;
Nur edle Steine sind der Fürsten Eigenthum.

Weil nun ihr Schatten auch ist an das Licht zu heben/
So muß man krönen beyder Bild/
Wenn aber wir gleich mehr hierzu an Golde geben
Als Ptolomæens Krone hielt/
Wenn wir Simandens Kreiß gleich setzten auf ihr Bild/
So wäre doch von uns nicht unsre Pflicht erfüllt.

Jedoch was die Natur für Marck und Kern der Dinge
Hat unsern Adern eingesämt/
Das tragen wir hierbey. Ist diß auch zu geringe/
Und wird ihr Ruhm dadurch beschämt.
So wird der Himmel uns was bessers flössen ein/
Das für sie zwey zur Noth ein tüchtig Krantz kan seyn.

Unter währendem Singen rafften sich die Feld-Geister mit Perlen und Edelgesteinen um solche zwischen ihre zusammen gebogenen Lorber- und Myrten-Zweige zu Bekräntzung der aufgerichteten Bilder einzuflechten. Es that sich aber aus dem brausenden Meere ein alle andere an Grösse übertreffender Geist herfür/ welcher wie Neptun mit einem Dreyzancks-Stabe gerüstet war/ und auf einer grossen von Wasser-Pferden gezogenen Perlen-Muschel eine schwartze in eitel Edelgesteine gleichsam eingewickelte Königin führte. Diese hatte einen mit Diamanten umflochtenen Krantz aus Narden-Blättern/ welche von köstlichem Balsame troffen. Auf ieder Seite lag ein ungeheurer Elephanten Zahn. Auf ihrem Schilde war von Rubinen der Nahmen **Indien** zusammen gesetzt. An denen Chrystallenen Zancken deß Wasser-Geistes war eingeetzt: **Das grosse Welt-Meer.** Beyde stiegen aus/ und bückten sich für denen zwey Bildern. Der Geist des Meeres schwenckte seinen Dreyzancks-Stab/ zerstreute damit die von Flüssen zusammen geschüttete Perlen/ und schüttete derer unter folgendem Singen in nicht weniger Menge aber in viel grösser Vollkommenheit aus:

Wer untersteht sich mir mit Perlen fürzuzücken/
Der ich der Perlen Vater bin?
Geht Flüsse/ die ihr wollt hier die zwey Bilder schmücken/
Mit euren Wasser-Perlen hin.
Die Sonne zeuget nur das Licht/ die Perlen ich/
Warum erkieset man zum krönen denn nicht mich?

Wie wenn der Tag anbricht/ der Sternen Heer verschwindet/
So werden solche Perlen bleich/
Für denen/ welche man in Persens Busem findet/
Und um Taprobanens sein Reich.
Da nun kein falscher Schmuck von reinem Hertzen rührt/
So schimpfft man beyder Bild/ wenn mans so spöttisch ziehrt.

Eben so machte es Indien mit denen versamleten Edelgesteinen/ überstreute hingegen den Schauplatz mit so schönen/ daß er mit eitel Feuerflammen gepflastert zu seyn schien/ und sang dazu:

Wer will mir greiffen für? bin ich nicht der Rubine/
Der Diamante Vaterland?
Gib Marbod doch nicht zu/ verwehr' es Marmeline/
Daß man dir liefert schlechten Sand/
Und Affter-Edelstein hängt euren Bildern an/
Da euch mein reicher Arm viel edler putzen kan.

Die Ehre und alle Geister wurden über diesem Reichthume gleichsam entzückt/ aber es stieg ein ander Geist aus dem nähern Meere herfür. Er führte eine Gabel von zwey Zancken aus Agsteine/ darauf der Nahme des Ost-Meers geetzt war/ ihn begleiteten zwölf andere Meer-Götter/ welche alle grosse Stücke Agstein von zwantzig und mehr Pfunden nachtrugen. Dieser sang folgendes:

Wahr ist es: Indien gebiert die schönsten Steine/
Die klärsten Perlen zeugt das Meer.
Die Sterne werden selbst entzückt von ihrem Scheine/
Und sehnen sich zu blicken her.
Allein in meiner Schooß wird ein solch Schatz gezeugt/
Der Diamant/ Rubin und Perlen übersteigt.

Ein Schatz/ mit welchem selbst die Sonne scheint zu pralen/
Und der verliebte Venus-Stern/
Wenn er und sie sich kräntzt mit ihren güldnen Strahlen/
Der Perl- und Edelsteine Kern/
In dem des Himmels Gold/ der Wässer Silber brennt/
Für dem das Aug' erstarrt/ und den man Agstein nennt.

Der Diamanten Blitz/ das Feuer der Rubinen/
Der Perlen Wasser und ihr Schnee/
Bleibt allzeit einerley; dem Agstein aber dienen/
Die Farben all auf Erd' und See.
Der rothe gleicht Rubin/ der blaue dem Saphier/
Der gelbe gehet Gold'/ und Hyacinthen für.

Wenn Perl und Diamant allein das Auge füllen/
Geneust es gar kein ander Sinn/
Der Agstein aber weiß auch den Geruch zu stillen/
Ja sticht so Myrrh/ als Kampffer hin/
Daß iederman ihm muß den grossen Ruhm verleihn/
Er sey so kräfft'ge Würtz' als ein schön Edelstein.

Es mag Gagat die Spreu/ Magnet das Eisen ziehen/
Der Agstein hat nicht mindre Krafft/
Für keinem Steine sieht man so viel Seuchen fliehen/
Als diesem/ dessen Eigenschafft
Ist Hauptweh/ Rose/ Gicht/ Stein/ Fäul' und Pest zu heiln/
Die schwere Noth zu stilln/ und Flüsse zu zertheiln.

So daß die Aertzt ihn recht den Lebens-Balsam nennen/
Und die im Himmel sind bekand/
Aus seinen Würckungen gewisser Zeit erkennen/
Daß er dem Monde sey verwand.
Wiewohl das Alter ihn wie Perlen nicht entfärbt/
Er keine Speisen auch wie Diamant verterbt.

Zu dem stellt die Natur in Perl' und Edelsteinen
Sich nur als eine Zwergin dar/
Mit Agstein aber spielt sie nicht so sehr in kleinen
Daß man darmit nur kräntzt sein Haar.
Sie hat besonders den für beyder Bild erkiest/
Weil Marmel viel zu schlecht für solche Fürsten ist.

Unter währendem Singen that sich noch eine mit einer Agsteinenen Krone gezierte/ und über den gantzen Leib mit Agsteine behangene Fürstin mit zwölff ihr fast ähnlichen Dirnen herfür. Sie hatte in der Hand eine Agsteinene Gabel/ unter dem Arme einen solchen Krug/ und um die Stirne war in Agstein eingegraben: Glessaria. Sie sahe sich allenthalben wie um/ insonderheit die Ost-See scheel an/ und sang mit ziemlicher Entrüstung folgende Reyme:

Für solche Häupter sind ja freylich zu geringe/
Zu Bildern/ Ertzt und Marmelstein/
Was euch das Welt-Meer zeigt/ und Indien für Dinge/
Die sind zwar köstlich/ doch zu klein/
Der Agstein ist nur werth nach seiner Größ und Pracht/
Daß Phidias aus ihm Gedächtnüß-Säulen macht.

Allein/ ich sage nicht/ mit was für Fug sich mische
Die Ost-See frembden Gütern ein/
Ich gönn' ihr gerne ihr Saltz/ Crystall/ und ihre Fische/
Der Agstein aber ist mein Stein.
Er ist kein Schaum der Flutt/ nicht Nordens güldnes Eiß/
Kein Saamen grosser Fisch'/ auch nicht des Meeres Schweiß.

Nicht wilder Luchse Harn/ kein Brutt von Elephanten/
Von Meleagers Vögeln nicht;
Nicht der Heliaden/ die voller Liebe brannten/
Ihr Thränen-Saltz und wäßricht Licht.
Er ist der Erde Kind/ er wächst in meiner Schoß/
Die Flutt macht ihn allein von seinen Adern loß.

Weg also Alabast/ Ertzt/ Marmel/ und Rubine/
Und äschert beyder Bilder ein/
Wo Marbod nach Verdienst mit seiner Marmeline
Soll von der Kunst gebildet seyn.
Durch Agstein wird ihr Bild viel edler ausgedrückt/
Nichts ist/ was sich hierzu für Helden besser schickt.

Der Fürsten Adel hat den Ursprung aus der Sonnen/
Und Agstein schreibt sich auch daher.
Er und die Perlen sind vom Himmel hergeronnen/
Was rühmt sich seiner denn das Meer.
Ich habe's Mutter-Recht. Kein Theil der Welt als ich
Kan für das Vaterland des Agsteins rühmen sich.

Bey dem vierdten Satze zerschmetterte sie auch so wol Marbods als Marmelinens Bild/ wieß hingegen der Bildhauer Kunst auf die al gelegten Stücke Agstein an; welche mit ihren Händ-langern augenblicks darüber emsig zu arbeiten anfing. Die Ost-See hingegen grieff mit seinen Meer-Geistern zun Waffen/ und überfielen die Flüsse mit ihren Wasser-Nymphen/ hingegen der sich zur Gegenwehre rüstenden Glessarien

Glassaria die Berg-Geister zu; Welche alle mit einer wunderwürdigen Ordnung und Geschickligkeit in einem kriegrischen Tantze einander bald mit ihren Gabeln und andern Waffen antasteten/ bald mit einander rungen/ bald diese/ bald jene verfolgten / und verfolgt wurden. Die Flüsse fiengen an zu schäumen/ das Meer mit toben Wellen zu rasen/ als wenn jene alle Ufer zerreissen/ dieses alle Länder ersäuffen wolte. Das trübe Gewölcke stürmete/ und die Klippen der Gebürge rieben sich an einander/ gleich als wenn Erde und Wasser einander den Untergang geschworen hätten. Als dieser Kampff aber am hefftigsten/ und alles unter einander vermischt war / klärte sich in einem Augenblicke der Himmel aus / alle Wolcken verschwunden/ die Wasser flossen wie geronnene Chrystallen/ und alle Streitenden verwandelten sich gleichsam in unbewegliche Marmel-Bilder/ weil auf einem Regenbogen sich die Jris mit einer Krone von Agstein/ und ihrem Rosenen Munde sehen ließ/ und mit einer himmlischen Süßigkeit folgender Weise sang:

Welch Wahn verleitet euch zu so unnützem Kampffe/
Meints Meer/ daß Agstein Thränen sind?
Die Erde: daß er komm aus Hartzt und Schwefel-Dampffe/
Der Agstein ist des Himmels Kind.
Der Vater ist die Sonn/ ihr Saame schwängert euch
Wie's Mohnden Horn mit Perln macht Meer und Muscheln reich.

Die Sonnen-Töchter sind die Gold-geflammten Strahlen/
Der Agstein ist der Thränen Thau/
Kein Erd-Saft könte sonst ihn zeugen/ und so mahlen
Sein Sternen-Gold/ sein Himmel-Blau.
Ja selbst die Sonne wird ihr Zeugnüß fügen bey/
Daß Agstein etwas mehr als irrdisch Wesen sey.

Mein Deutschland ist allein gewürdigt auf der Erde/
Daß seine Schooß den Saamen fängt/
Und daß für Jndien sein Ruhm gesetzet werde/
Des edlen Agsteins Brutt empfängt.
Kan nun ein edler Talg für deutsche Fürsten seyn/
Als Agstein/ daß man gräbt ihr Ebenbild darein?

Bey währendem Singen ward der Himmel über und über mit Rosen beschüttet; hierauf erschien die ihren Eyß-grauen Tithonus umarmende Morgenröthe auf einem von zwey weiß-geflügelten Pferden gezogenen Wagen von Golde. Jhre Finger und ihre Wangen waren gleichsam aus frischen Rosen gebildet; auf dem Haupte hatte sie eine Krone von Agstein. Dieser folgte die Sonne auf einem Agsteinenen Wagen/ welchen vier Rosen-farbichte Pferde zogen. Jhr Haupt hatte gleichfalls einen geflammten Krantz von Agstein auf/ und der helle Himmel fing an über den gantzen Schau-Platz Agstein zu regnen. Jnzwischen als die Bildhauer-Kunst unten das Bild des Königs Marbod und Marmelinens fertigte/ die Dirnen der Glassaria aber solche auf die Marmelnen Pfeiler erhoben / umkreißten sie langsam den Himmel/ die Sonne spielte auf einer Leyer/ die Morgenröthe auf einer Harffe/ und beyde sangen darzu mit einer bezaubernden Süßigkeit:

Den Agstein mahlt mein Mund/ die Sonne giebt ihm's Wesen/
Das Erdreich nur den Auffenthalt/
Und unsre Hand schenckt ihn darum nur auszulesen/
Daß grosser Könige Gestalt
Darein gebildet sey. So thut nun eure Pflicht/
Wer Fürsten nicht verehrt/ dient auch den Göttern nicht.

Die Häupter die die Kunst in schönsten Agstein etzet/
Sind unser Schatten euer Heil.
Wenn Ehr und Deutschland nun ihm ihre Räntz auffsetzet;
So hat daran der Himmel Theil/
Und Deutschland schwingt sich auf/ biß/ wo die Sonne fährt/
Kein ander Perlen-Krantz ist sie zu krönen werth.

Hierdurch ward Deutschland und die Ehre aufgemuntert/ daß jene des König Marbods/ diese Marmelinens Bilde den von ihrem Haupte genommenen Krantz auffsätzten / und darzu sungen:

Olympens Jupitern/ aus Gold und Helffenbeine/
Und der Schmaragdenen Osir/
Praxitelens Cythee' aus Alabaster Steine
Gehn diese beyde Bilder für.
Pompejens Perlen-Bild/ das Asien ihm macht/
Jst gegen diese zwey nichts als geschickte Pracht.

Es sey des Hammons Horn ein Heiligthum der Mohren/
Der Sirier der Adads-Stein.
Für beyde Häupter ist was edles außerkohren/
Weil sie ganz was besonders seyn.
Wie mag man unsern Krantz nun besser bringen an/
Als wenn man ihn gewehrn auf beyder Häupter kan.

Nach diesem Gesange ward alles auf dem Schau-Platze/ und im Himmel rege. Alles was sich nur rühren konte/ hegte einen Tantz um die gekrönten Bilder. Die Morgenröthe und die Sonne aber hielten am Himmel zusammen ein Wette-Rennen. Nach desselben Vollendung aber/ fiengen sie auffs neue an zu singen:

O mehr als güldne Zeit/ wo selbst Natur und Sterne/
Verdienste sich zu kräntzen mühn/
Wo man die Tugend macht zur Ehre/ Grund/ und Kerne/
Und Kronen voller Lorbern blühn.
Doch weil Gedächtnüß-Mal als irrdisch Ding vergehn/
Ist Tugend und Verdienst in Himmel zu erhöhn.

Beym letzten Reyme fuhren sie als ein Blitz herab/ und nahm die Sonne des Marbods/ die Morgenröthe Marmelinens Bild auf ihren Wagen/ fuhren darmit empor/ und stellten jenes auf die rechte/ diß auf die lincke Seite des gestirnten Hercules. Hiermit verschwand alles/ ja der Schauplatz selbst/ für der Zuschauer Augen/ welche nicht zu sagen wusten/ ob sie wahrhafftig was gesehen/ oder es ihnen nur geträumet hätte.

Döhnhoff muste hierüber Athem schöpffen/ iedoch hätte er/ ungeachtet seiner Müdigkeit/ seine Erzehlung vollends ausgemacht; wenn nicht ein ander Barde ihm durch ein Zeichen zu schweigen geboten/ und die gantze Versamlung zur Abend-Mahlzeit eingeladen hätte. Thußnelde fieng hierüber an: Es ist in alle Wege Zeit diesem heldreichen Weisen Lufft zu gönnen/ welcher sich unser Augen und Ohren dergestalt bemeistert/ daß unsere Begierde ihn zu hören weder seine Müdigkeit/ noch die ins Mittel getretene Finsterniß wahrgenommen haben. Döhnhoff aber entschuldigte vielmehr: daß die gegen den Fürsten Gottwald und seine Kinder eingepflantzte Liebe ihn verleitet hätte/ durch seine Weitläufftigkeit so vielen zarten Ohren überlästig zu fallen. In keinerley Weise/ antwortete Agrippine. Für unser Geschlechte will ich Bürge seyn. Denn das Frauenzimmer liebt zwar die Verschwiegenheit der Geheimnüsse/ aber sie reden gleichwol gerne/ und sind begierig was annehmliches zu hören. Ja/ sagte Döhnhoff/ aber Worte ohne Nachdruck sind Spreu ohne Körner/ und also fürchte ich/ so würdige Ohren mit nichts als Hülsen gefüllet zu haben. Uber diß habe ich noch diesen Kummer; daß auf eine ungesaltzene Rede eine so kalte Mahlzeit folgen werde. Ariovist fiel ihm ein/ und sagte/ es wäre keine süssere und anständigere Speise als die Weißheit/ bey welcher man so wol als bey Freunden mit Saltz und Brodt könte vor lieb nehmen. Agrippine fieng an: Es ist wahr/ daß das Hertz der Brunn der Wolthätigkeit/ Mund und Hand aber die Werckzeuge der Seelen sind/ durch welche die menschliche Liebe rinnet. Alleine jener ist meines Erachtens dieser/ wie freygebig sie gleich ist/ weit fürzuziehen/ weil durch ihn die Seele/ durch diese nur der Leib Nahrung bekommen kan. Unter diesen und andern annehmlichen Wortwechselungen/ kamen sie zu einem von lauter Stauden zusammen geflochtenen und rings umher von weissen Buchen überschatteten Lust-Hause. Die Taffel war wie dieses rund/ der Trachten drey/ und iede bestund von nicht mehr als sieben Speisen. Die von Thußnelden herbey geschafften Speisen einfältig/ und ohne viel/ offt mehr Eckel als Anmuth verursachende Künste/ und Vermischungen der Köche/ aber sauber zugerichtet. Die aus weissem Thone gebrannten Schüsseln waren insgesamt mit Blumwerck überflochten/ darinne iede Speise ihre besondere Uberschrifft hatte.

Bey den Forellen stand:

1. Der Himmel prange nicht mit den gestirnten Fischen/
Hier stehn gefleckte Stern' auf armer Leute Tischen.

Uber denen Grundeln:

2. Durch Klippen und durch Glut vollziehn wir unsern Lauf/
Die Kälte nehret uns/ die Hitze reibt uns auf.

Uber eine Schüssel voll Eschen:

3. Kein Fisch hat diß/ was wir in Flüssen/ Meer und See/
Wir essen meistens Gold/ und rüchen wie der Klee.

Uber Murenen:

4. Die Frauen buhlen uns/ man hängt uns Perlen an/
Ob unsre Geilheit gleich nicht Nattern lassen kan.

Uber einen Aal:

5. Ich bin die Helena der Fische. Beyder Glücke
Ist eines. Denn ich sterb an Angeln/ sie am Stricke.

Uber eine Barbe:

6. Je älter als ich werd'/ je besser soll ich seyn/
Doch legt den besten Ruhm mein Mund wie Frauen ein.

Uber roth gesottene Krebse:

7. Der Tod zeucht Sterbenden den Purper aus/ uns an/
Ob er alleine gleich nicht wie ein Krebs gehn kan.

Uber einen grossen Braten von einem Auer-Ochsen:

1. Kein Thier nutzt mehr als ich; Im Leben schaff ich Brodt/
Und wenn man Fleisch verlangt/ so schläget man mich todt.

Uber einer Hirsch-Keule stand:

2. Die Schlangen nehren mich/ ich labe mich an Eise/
Doch giebt mein Horn Artzney/ mein Fleisch gesunde Speise.

Uber ein Reh:

3. Man schärfft auff meinen Tod und Unschuld Pfeil und Fleiß/
Weil ohne Leichen nicht der Mensch zu leben weiß.

Uber einer Gemse:

4. Ich machte doch umsonst durch Wurtzeln feste mich/
Denn keine Festigkeit hält wider'n Tod den Stich.

Uber einen wilden Schweins-Kopff:

5. Wie grausam ist die Lieb'/ in dem für den Adon
Viel tausend solche Köpff ihr sind geopffert schon.

Uber einen Bieber-Schwantz:

6. Zu stilln die Jäger biß ich mir die Geilen ab/
Allein mein Balg und Schwantz verdiente noch das Grab.

Uber den Hasen:

7. Ich bin das fruchtbarste der Thiere mit vier Füssen/
Daß man nur meiner Kost vergnüglich kan genüssen.

Uber Rebhüner.

8. Dem fehlet der Geschmack/ wer unser nicht begehrt/
Weil eines Aristipp hält funffzig Stüber werth.

Uber Haselhüner:

2. Für uns kan kein Apitz nichts niedlichers gewehren/
Uns solte sonst kein Mensch als Könige verzehren.

Uber einen wilden Auer-Hahn:

3. Kein köstlich Flügelwerck kommt mir an Grösse gleich/
Und gleichwohl ist mein Fleisch so wohl geschmack und weich.

Uber eine Schüssel voll Lerchen:

4. Von andern Vögeln wird das beste nur geklaubt/
Da uns mit Fleisch und Bein ist zu verzehren erlaubt.

Uber Brach-Vögel:

5. Rühmt Vögel/ welche nichts als Traub und Feigen fressen/
Wer süssen Speck verlangt/ kriegt ihn an uns zu essen.

Uber Phasan:

6. Mich schätzet Ptolome sehr köstlich/ doch so schön/
Daß er sich mich nicht will zu schlachten unterstehn.

Uber Schnöpffen:

7. Nichts heget Berg und Wald was so sehr niedlich schmeckt/
Weil man die Finger gar nach meinem Miste leckt.

Nach Aufhebung dieser Speisen wurden sieben grosse Schalen mit Garten-Obst aufgesetzt. Die Aepffel und Birnen waren von vielerley Arten/ und hatten über dem einhüllenden Laube diese Beyschrifft:

Wir sind ein Bild der Welt/ die offt mit Würmern speißt/
Wenn sie reucht noch so wohl/ uns Gold und Purper weißt.

Uber denen Pfirschken stand:

Ist unsre Frucht ein Hertz/ das Laub der Zungen Bild/
So lernet: daß der Mund nichts ohne's Hertze gilt.

Uber denen Mandeln war zu lesen:

Wir sind der Nüsse Kern/ wir geben Oel und Mehl/
Wenn wir gerathen wohl/ schlägt nie die Erndte fehl.

Uber die Weintrauben:

Gold ist der Erde Marck/ der Rebensafft ihr Blut/
Der Wein des Alters Milch/ des Lebens höchstes Gut.

Uber die Nüsse.

Es steckt ein süsser Kern in unsern bittern Schalen/
So muß der Ehre Lohn der Arbeit Säure zahlen.

Uber die Mispeln.

Wir Mispeln werden reiff in Spreu/ und mit der Zeit/
Die Güter bringet ein der Früchte Langsamkeit.

Uber der Schale voll Pomerantzen und Zitronen/ welche alle in diesem Garten der Barden gewachsen waren:

Hier dieser Aepffel Gold bewähret Deutschlands Segen/
Und lehrt daß Pflegung sey dem Wetter überlegen.

Uber diese Taffel sätzten sich allein die Fürstlichen Personen/ welche die Barden bedienten/ ihr Armuth entschuldigten/ und so wohl der Hertzogin Erdmuth als Thußneldens Freygebigkeit

bigkeit den meisten Vorrath zuschrieben/ und von ihnen rühmten/ daß sie von Barden/ wie die Götter von Menschen ihre eigene Gaben wieder zurücke mit Danck annähmen. Niemand war/ der nicht eben so begierig/ mit Auslegung der Uberschrifften das Gemüthe/ als mit den Speisen den Leib vergnügte; und durch andere anmuthige Gespräche denen Traurigen das Andencken der widrigen Zufälle aus dem Sinne zu bringen sich bemühete. Also/ daß solcher Tag des Memnons Seule recht entgegen zu setzen war. Denn wie diese früh lachte/ des Abends weinte; also wurden unterschiedene diesen Abend zum Lachen veranlaßt/ derer Augen früh voller Wasser gestanden. Nur Zirolane und Ehrenfrid vermochten theils Leides/ theils Ehrenthalber niemandens Gesichte zu vertragen/ sondern hatten sich in ihre Einsamkeit verborgen. Hierüber gieng ihnen mehr als die halbe Nacht unvermerckt unter den Händen weg/ daß sie kaum drey oder vier Stunden zum Schlaffe übrig behielten. Denn weil die Barden folgenden Morgen den verstorbenen Hertzog Gottwald zu begraben gesinnet waren/ wolte niemand von eines so grossen Fürsten letzter Verehrung abwesend seyn. Zirolane/ welcher ihr Hertze hätte in Stücken springen mögen/ weil es zugleich ihres Vaters Tod/ und ihres Liebsten Flucht auffs grimmigste aufschwellte/ hatte gleichwohl nicht ihre Sorge für ihres liebsten Vaters Leiche vergessen/ und so viel es die Zeit/ und der Barden Gewohnheiten verstatten/ darzu Anstalt gemacht. Alleine weil diese alle Pracht im Leben/ und noch mehr der Leichen verdammen/ und Hertzog Gottwald sich diesem Heiligthume gewidmet hatte/ konte er nicht anders/ als ein ander Barde begraben werden. Seine Leiche ward von dreyen Barden aus einem Brunnen gewaschen/ mit einem weiß leinenen Kittel angethan/ um das Haupt ein Krantz von Roßmarin geflochten/ und einem in einen Felß gehauenen Grabe/ welches die tausend Thränen vergiessende Zirolane und Ehrenfried mit allen Arten der im Garten befindlicher Blumen erfüllet hatten/ eingesäumet. Auf den das Grab deckenden Stein grub man die Barden folgende Reymen ein:

Der Bojen Säul und Schild/ der Stab des [illegible]
Den Deutschland nicht begrieff/ hat Raum in einem Stein/
Sein Leben ist nicht werth/ daß man es viel beweine/
Denn sein Gemüthe gieng dem Glücke zehnfach für.
Und der niemahls geruht/ ruht in dem Grab' allhier/
Der Himmel hat den Geist/ die Grufft nur sein Gebeine/
Sein Ruhm wird taurend seyn mit der Gestirne Schein/
Die Seel' hat einen Sitz erkiest beym Sternen ihr.

So balsamt ihn nur nicht mit kostbarn Thränen ein/
Laßt seine Tugend euch ein ewig Vorbild seyn/
Und wüntschet/ daß auch ihr/ so euren Geist aufgebet/
Denn wer will nicht den Tod ihm halten für Gewinn/
Wenn uns der Todt verehrt/ was Glück und Zeit erspinn/
Wenn man für Freuden stirbt/ mit Wehmuth aber lebet?

Wiewol nun dieser im Leben unglückliche Fürst dieses ungemeine Todes-Glücke hatte/ daß er für Freuden gestorben war/ so war doch nicht leicht ein Grab mit mehren und köstlichern Thränen benetzet worden. Uber seinem Tode hat sich gewiß niemand als Marbod und Marmeline zu erfreuen gehabt; welche seines Lebens halber noch immer in höchsten Sorgen standen/ weil niemand zu sagen wuste/ wo dieser sich in die Einsamkeit dieses Heiligthums versteckende Fürst hinkommen war/ hingegen unterschiedene Wahrsager dem Marbod verkündiget hatten/ daß er von einem/ dessen Nahme sich von einem G. anfienge/ seines Reiches würde entsetzt werden.

Die unterschiedenen Gemüths-Regungen dieser hohen Versamlung hemmeten übrigens ihre Begierde nicht/ vom Barden Odhuberst vollends zu vernehmen/ wie Hertzog Gottwald und er in diß Heiligthum/ Zirolane an den Cheruskischen und Ehrenfried an Alemannischen Hoff kommen wären. Thußnelde/ Erdmuth/ Ismene/ Ariovist/ und alle andere Fürsten verfügten sich daher folgenden Morgens zu einem

einem Steinfelsen / aus welchem drey Qvelle sprungen / und nach dem sie sich daselbst niedergelassen / verfolgte Döhnhoff seine Reise folgender massen: Als ich zu Godanium unter der Fülle des gemeinen Volckes aus dem Schau-Platze gieng / kam ein Edelmann zu mir / zohe mich auf die Seite / und sagte: Mein Freund entferne dich von hier / und bilde dir nur ein: daß wie alle nicht einen einzelnen Menschen / also einer nicht alle betrügen könne. Du bist der Ritter Döhnhoff; welchem Marbod gram zu seyn / und Marmeline biß auf den Tod zu hassen Ursache hat. Weistu aber nicht / daß der blosse Unwille der Fürsten ein rechter Löwen-Kreil sey? Fürchte dich nicht von mir verrathen zu werden / denn ich bin hierzu viel zu edel / und ich habe es denen / welche für dich diß / was du bist / angesehen / mit Noth ausgeredet. Sein Gesichte kam mir mit seiner Rede so aufrichtig für / daß ich ihm gerade zusagte / ich wäre Döhnhoff. Ich fürchtete aber nicht / daß meine dem Fürsten Gottwald geleisteten treuen Dienste den König nach eroberter Herrschafft gegen einen Diener zu absonderer Rache verleiten solten; da zumahl ein seinen Unterthanen verfolgender Fürst jenen nur vergrösserte / sein eigen Ansehen aber verminderte. Dieser Edelmann antwortete mir: Du irrest in deiner eingebildeten Sicherheit sehr. Ist doch der Fürsten Gnade vielmahl ein Schatten des Todes; und du bildest dir ein: daß ein Beleidigter bey Ausübung der Rache so viel Licht als Feuer in Augen habe / oder der Grimm wie gewisse Winde über niedrige Sträuche überhin streiche. Folge mir aber / wo du dich ausser Gefahr wissen wilst. Ich trennte mich also so wenig von ihm / als der Schatten vom Lichte / kam also in ein nahe dem Strome gelegenes Hauß / da er mich selbige Nacht wol unterhielt / iedoch / wer er wäre / nichts mercken / sondern mir des Morgens eines von seinen eigenen Kleidern reichen / und auf ein Cimbrisches Kauffmanns-Schiff bringen ließ / welches gleich die Ancker lichtete / die Segel ausspannte / und sich Meer und Winde vertraute. Auf dem Schiffe ward ich von den Cimbern sehr wohl gehalten / insonderheit erwieß mir ein Cimbrischer Ritter Ahlefeld alle Gewogenheit und Wohlthaten / von diesem erfuhr ich auch / daß der mich aufdingende Edelmann ein Heruler gewest wäre / welcher sich bey dem Ritter Ranzau / des Cimbrischen Königs Frotho Gesandten aufhielte / durch welchen er den Marbod gewarniget hätte / sich der Krieges-Schiffe auf dem Balthischen Meere zu enthalten / als über welches die Herrschafft alleine den Cimbern zustünde. Weil dieser Ahlefeld ein Mann von so grosser Leitseeligkeit war / hatte ich kein Bedencken ihm zu sagen: Ich besorgte / daß der nunmehr so mächtige Marbod / welcher von der Donau biß ans Ost-Meer herrschte / und den Römern selbst ein Schrecken wäre / ihm die Hände nicht würde binden lassen. Ahlefeld antwortete: Sein König Frotho wäre sonder Zweiffel noch viel mächtiger / als welcher hundert und siebenzig Nordische Könige zu Lehns-Leuten / und ihrer allezeit dreißig zu seiner Bedienung um sich / auch stets über dreytausend Kriegs-Schiffe im Vorrath hätte / solche Meeres-Herrschafft zu behaupten / welche die Britannier / Gallier / Hibernier / die Ruthenen / Finnen / und andere benachbarte Völcker auch theils durch Ablegung eines Schiff-Zolles in der Codononischen Meer-Enge / theils durch Reichung einer jährlichen Schatzung erkennten. Er erzählete mir hierauf / wie Frotho durch seine Heerführer den Svionischen Fürsten Roller den König Arthorius erlegt / die Länder Summorien und Normorien durch Olimarn Hestien / Olandien und Curetien nebst vielen Eylanden / durch den Ritter Onev und Glomer aber die Orcadischen Inseln ihm unterwürffig und zinßbar gemacht hätte. Wegen Verstossung seiner Gemahlin Hannuda wäre er mit dem Hunnen-Könige

Hun in einen grausamen Krieg verfallen/ und mit Hülffe des Sveon- und Gothischen Königs Erich denen Ripheischen Völckern bis in die innersten Eingeweyde gedrungen/ nach dem sie sieben Tage nach einander Schlachten geliefert hätten. In dem ersten Tage wären so viel Hunnen todt geschlagen worden/ daß man über die zu einer Brücke dienenden Leichen die drey grösten Ströme Rußiens gleiche gehen und reiten können. Folgende Tage wären der Hunnen so viel geblieben/ daß das Land/ wie weit man in dreyen Tagen reiten könte/ über und über mit Erschlagenen bedeckt gewest. Am siebenden Tage hätte Erich der Svionen König/ welcher vorher des Frotho Tochter die streitbare Gunwara durch besondere List zur Gemahlin bekommen/ den König Hun mit eigener Hand erlegt/ worauf denn des letzten Hunnischen Heeres Schlacht-Ordnung abermahls getrennet worden wäre/ und sich mit des Königes Bruder noch hundert und siebentzig Hunnische oder den Hunnen beystehende Könige ergeben hätten. Frotho und Erich hätten denen Hunnen und Ruthenen Gesätze fürgeschrieben/ welcher letztere gleichfals ein Herr von tieffsinnigem Verstande/ unglaublicher Beredsamkeit/ und wunderwürdigen Tapfferkeit. Dieser hätte mit seinem Bruder Roller unglaubliche Thaten gethan/ in dem Kriege wider den Norwegischen König Gestublind den sich zum Könige der Svionen aufgeworffenen Alarich im Zwey-Kampffe erleget/ hierdurch sein Reich/ und von dem sterbenden Könige Gestillus das Gothische überkommen. Des zauberischen Königs Oddo in Norwegen/ welcher ohne Schiff das Meer durchwandern/ durch blosse Gesänge Stürme erregen/ und die feindlichen Schiffe wie Nectabis stürtzen konte/ gantze Schiffs-Flotte durchbohrt/ seinem Bruder Roller des Frotho erste Gemahlin Hannuda des Königes Hun Tochter vermählet/ und ihn zum Könige in Norwegen eingesätzt. Die Slawischen See-Räuber mit Strumpff und Stiel ausgerottet/ und mit dem Frotho eine unauflößliche Freundschafft gestifftet/ also daß die gantze Nord-Welt für diesen zwey Häuptern zitterte. Mit diesen und andern Erzählungen brachten wir bey gutem Winde zwey Tage vergnügt zu/ den dritten aber erhob sich ein grausamer Sturm aus Südwesten/ welcher fünff Tage tauerte/ und uns alle Augenblicke in den Rachen der unersättlichen See zu stürtzen dräuete. Endlich ward unser ohne diß leckes Schiff an das Ufer in der Gegend/ wo der Fluß Meler sich ins Meer schüttet/ getrieben und zerstossen. Die meisten im Schiffe aber hatten das Glücke/ weil es Tag war/ durch schwimmen auf eine aus dem Wasser hervor ragende Stein-Klippe dem Tode zu entkommen/ von dar uns die am Ufer wohnenden Svioner bey sich etwas legenden Winde auf ihren Fischer-Nachen in Hoffnung grosser Beute ans feste Land abholeten. Sintemahl dieser Orten eben so wol/ als bey den Siciliern und denen Armorichern die böse Gewohnheit eingerissen ist/ daß man einem Schiffbruch-Leidenden diß/ was ihm das wilde Meer übrig gelassen/ zu rauben/ für ein Recht des Strandes hält; Gleich als wenn der Himmel und die Wellen nur den vernünfftigen Raub-Vögeln zu gefallen nicht grimmiger gewest wären. Weil aber alle Cimbern waren/ welchen das geringste Leid zu thun/ ein halßbrüchiges Laster war/ genoß ich unter ihrem Schirme nicht nur der Freygebigkeit/ sondern auch von denen ohne diß gastfreyen Svionen/ welche sich unter einander zanckten/ wer uns beherbergen solte/ vielerley Woltaten. Maßen denn diese Völcker eine Gesetze haben/ daß dessen Hauß verbrennet werden solte/ wer einem Frembden die Herberge versagte. Der Hauptmann auf dem nahe darbey liegenden Schlosse kam selbst den Ritter Ahlefeld dahin abzuholen/ und versprach uns zu unser Reise ein Schiff und alle Nothdurfft. Weil uns aber dieser berichtete/ daß

nach dreyen Tagen in der Haupt-Stadt Upsal das Neunjährige grosse Opffer gehalten werden solte / welches diß Jahr so viel prächtiger seyn würde / weil es das erste des König Erichs wäre / und dieser darauf dem Könige Frotho und Roller in Norwegen zu Gefallen einen grossen Zug wider die Norweger oder Sitonen thun solte / war ich vom Ahlefeld / als sonder dessen Verschub ich ohne diß nicht zu reisen wuste / leicht zu bereden / daß ich mit ihm nach Upsal zu reisete. Der Hauptmann verschaffte uns noch selbigen Tag ein Schiff mit erfahrnen Schiff-Leuten / welche uns theils zu Lande / theils zu Wasser über viel Seen und Flüsse durch unzählbare Steinfelsen den fünfften Tag glücklich nach Upsal brachte / welche Stadt mit unzählbaren Menschen angefüllet war / also daß ich mir keine Hoffnung hätte machen dörffen / in Tempel zu kommen / wenn nicht der König für den Ahlefeld / dieser aber für mich absondere Vorsorge getragen hätte. Auf den zum Opffer bestimmten Tag begab sich der König mit seiner gantzen Hofstadt sehr früh zu dem Weltberühmten Tempel / welcher auf einem Hügel an einem lustigen Orte gelegen / und mit einem Krantze der Berge umgeben ist. Die Einwohner geben zwar für / daß er nur vierhundert Jahr nach allgemeiner Ersäuffung der Welt gebaut wäre / es ist aber nicht glaublich / weil jedermann weiß / daß die so alten Völcker weder Bilder der Götter gemacht / noch auch sie hernach zwischen Gemäuer eingeschlossen / sondern selbte in Heynen verehret / ja nach Erfindung der Bilder / selbte doch nur unter Schopffen in freye Lufft gestellet haben. Dahero glaublicher / daß diesen Tempel König Frejus gebauet habe / wiewol er auch schon einmahl vom Grimmer alles Goldes beraubet worden. Allhier legte der König seinen von übergoldeten Kupffer gemachten Harnisch ab / welche Art der Waffen nicht nur hier / sondern auch zu Rom / und sonst in der Welt älter gewest ist / als die von Stahl und Eisen. Nachdem er sich in dem am Tempel hinlauffenden Flusse gebadet / gieng er hernach baarfüßig in einem weiß leinenen Gewand / jedoch weil niemand ungewaffnet in diesem Tempel erscheinen dorffte / mit Helme / Schild / Spieß / und Schwerdte gerüstet / ins Heiligthum. Für dessen Eingange ihn alle Priester mit grosser Ehrerbietung bewillkommten / sich und ihren Gottesdienst seinem Schirme unterwurffen / und auf solchen fall ihn Göttlichen Schutzes und unzählbarer Siege versicherten. Denn die Gottesfurcht gäbe beydes Hertz und Waffen. Andere Mittel wären irrdisch / und dienten zwar zum Gebrauch / nicht aber zum Vertrauen / also daß man Tapfferkeit und Gewalt wol anwenden / sich aber darauf nicht verlassen müste. GOtt hätte ihn nicht an diesem Ende der Welt zum Könige erwählt / weil er seiner Tugenden halber so geschickt wäre / sondern weil Gottes Beruff einem jeden die vollkommenste Fähigkeit eindrückte / wäre er als sein auserwählter Werckzeug so geschickt. So heilsam nun ein frommer Fürst wäre / so vielmehr und grössern Schaden thäte ein Lasterhaffter im Reiche / als ein gifftiger Baum in einem Garten / dessen Schatten auch die edelsten Pflantzen ersteckte. König Erich fiel auf seine Knie / legte sein Haupt auf die Schwelle des Tempels / schwur bey dem Nahmen des ersten Königes Swenno / wie die Cimbern bey dem Könige Dan / die Nord-Männer beym Niordur: daß er den alten Gottesdienst beschützen / die Ehre und Wolfahrt seines Volckes biß auf den Tod vertheidigen wolte. Nach diesem Beyspiele des Königs ergriffen alle ihn begleitenden Reichs-Räthe und Heerführer einen grossen ertztenen und vom geschlachteten Opffer-Viehe befleckten Rincken an einem nahe darbey stehendem Altare / schwuren eben diß / und noch darzu: daß sie alle Augenblicke für ihren König eben so wol wie die Opffer-Thiere ihr Blut zu verspritzen begierig wären. Der in den

den Tempel wollende Adel muste auf dem Rücken eines der Freja zu schlachten bestimmten Ebers zwischen die Borsten ihre rechte Hand legen/ und ihren Göttern Andacht/ ihrem Könige Treue/ ihrem Vaterlande Liebe schweren/ welcher Eber auch als was gar heiliges für den König gebracht ward. Nicht ferne von diesem Altare stand ein breit-ästiger Baum/ dessen Schafft schwerlich von sechs Männern umbgriffen werden kente/ welcher Sommer und Winter grün blieb/ und ob wol in Nord-Ländern die Bäume viel grösser/ als anderwerts wachsen/ alle die/ welche ich mein Lebtage daselbst gesehen/ an Grösse übertraf. Also daß die berühmten Zypressen zu Patra in Achaien/ welche achtzehn Schuch in die rundte wachsen/ ihm nicht zu vergleichen sind. Weßhalben er auch/ wie nicht weniger darum/ daß kein ander Baum seines Geschlechtes irgendswo zu finden war/ für ein grosses Heiligthum gehalten ward. Denn ob sie zwar köstliche Bilder ihrer Götter hatten/ gestanden sie doch: daß Wälder die heiligsten Tempel der Götter/ auch die von Gold und Helffenbeine gemachten Seulen keine so herrliche Bilder/ als lebende Bäume wären. Sie hatten auch keinen Baum/ der nicht einem ihrer Götter/ wie die Eiche Jupitern/ der Oel-Baum Minerven/ der Myrten-Baum der Venus/ der Weinstock dem Bacchus/ die Fichte Cybelen gewiedmet war. Nach diesem gantz absondern und unkentbaren Baume/ welcher weder Oel- noch Palm- noch Myrten-Bäumen was nachgab/ ward insonderheit die Fichte für so heilig geschätzt/ als die Celten und gewisse Catten den Eich-Baum für Jupiters Behältnüß/ und die Tribozen ihre drey Buchen für Säulen ihrer Andacht und Wolfarth halten. In welchem Absehen die Rhodier sonder Zweiffel ihrem Jupiter/ die Beotier ihrem Bacchus den Nahmen des Gebäumten zugeeignet haben. Wie denn auch so wol bey diesen Nord-Völckern/ als bey denen Indianern halßbrüchig ist/ einen solchen geweiheten Baum zu beschädigen. Gleichwol ward niemand in solchen Tempel eingelassen/ der nicht ein Blat darvon fürzuzeigen hatte/ wiewol alle diese Blätter von sich selbst abgefallen seyn musten/ weil diese Völcker eben so wol als die Phönicier die blosse Anrührung gewisser Bäume für das ärgste Laster hielten/ und/ daß einer von denen solche bewohnenden Gottheiten alsbald getödtet würde/ gläuben/ ungeachtet sie darunter ihre Gefangenen zu schlachten kein Bedencken haben/ gleich als wenn nach dem Befehle des die Thebaner ausrottenden grossen Alexanders verantwortlicher wäre/ auf Menschen als Bäume zu wütten. Uberdiß ward ein jeder Eingelassener von den Priestern gebunden/ um dardurch anzudeuten: daß alle Sclaven und Knechte dieser Götter zu seyn sich erkenneten/ daher auch kein Fallender darinnen aufstehen/ sondern sich zu tode treten lassen muste/ gleich als wenn selbter von einem Schlage der Götter gerühret und zu sterben verdammt worden wäre. Dieser Tempel war aus eitel schneeweissen und Spiegel-glatten Marmel in die rundte gebaut/ und wo die Felder nicht mit Goldbleche bedeckt waren/ stellte der durch unvergleichliche Bildhauer-Kunst ausgeätzte Marmel in erhobener Arbeit die Thaten der alten Helden für. Die Absätze/ die vier Thore/ und die rings herum um den Fluß des Tempels gehenden fünf Staffeln aber/ und die auf Corinthische Art selbten umgebenden hundert Säulen/ welche das Gesimße des Daches unterstützten/ waren aus rothem Marmel. Sein Umkreiß hatte siebenhundert Schritte/ und so lang war auch die eines starcken Armes dicke Kette/ aus dichtem Golde/ welche über jedem Thore nebst einem grossen güldenen Schlosse vom Dache herab hieng/ und unter dem Gesimße den gantzen Tempel umbschloß. Ich fragte den/ welcher Ahlefelden und mich anzuweisen bestellt war/ um die Auslegung/ kriegte aber

nichts mehres zur Antwort/ als: ob ich nicht wüste/ daß die Mohren ihre Ubelthäter güldener Ketten würdigten. Daß auch andere Völcker ihren Opffer-Tischen gleichsam güldene Halsbänder umhiengen? daß des Janus Tempel zu Rom jährlich mit einem von Blumen und Blättern gemachten Krantze umflochten würde. Daß GOtt alles in dem grossen Tempel der Welt mit einer festen Kette zusammen gebunden hätte? solten sie nun ihr Heiligthum nicht eines solchen Ertztes und eines so festen Bandes zu ihrer Erinnerung werth achten: daß alle die/ welche in diesem Tempel zusammen kämen/ mit unzertrennlicher Liebe einander vereinbart seyn solten. Das Dach war von dichtem Goldbleche/ in dessen Mitte eine rundte Oeffnung zwantzig Schuch breit den sonst kein Fenster habenden Tempel lichte/ und zugleich dem Rauche von dem Opffer-Feuer zur Ausfahrt Raum machte. Für jedem Thore des Tempels war ein viereckichtes Vorgemach/ oder vielmehr ein herrlicher Saal; in welchem ausser der glatten Marmel-Säulen alles/ ja so gar auch das Pflaster mit güldenen Platten belegt war. Inwendig war der Tempel über und über mit Golde bezogen/ dessen ich so viel in allen Nordischen Ländern und Gebürgen zu seyn kaum geglaubt hätte. In dem Mittel dieses Heiligthums saß allein an einem erhobenen Orte auf einem güldenen/ und mit zwölff Sternen umgebenen Stule oder vielmehr einem den gestirnten Bär abbildenden Wagen der höchste Gott aller Nord-Länder Thor/ in Gestalt eines nackten Knabens/ welcher wie Jupiter/ in der Lufft/ Donner/ Hagel/ Winde und Wolcken beherrschen/ der gütigen und schädlichen Gestirne Einflüsse austheilen/ Pest und Unfruchtbarkeit abwenden soll. Daher ihm auch der erste Monat des Jahres/ und ihr erster Tag der Woche/ nemlich der Donnerstag gewiedmet ist. Ob nun zwar in diesem güldenen Tempel des höchsten Gottes Bild nur aus Holtze war/ weil die Nord-Völcker eben so wol als Griechen und Römer den schlechtesten und übel ausgearbeiteten Zeug seines Alterthums halber/ dem köstlichsten Ertzte weit fürzoben/ so war doch an seinem Bilde nichts höltzernes zu sehen/ weil er über und über voller Edelgesteine; sein Haupt mit einer güldenen Krone/ und darauf zwölff Sternen gläntzten. In der rechten eisernen Hand führte er einen Königs-Stab/ und darauf das ewige Feuer/ in der lincken nebst sieben Sternen einen grossen ertztenen Hammer oder vielmehr eine Streit-Kolbe/ mit welcher er alle Harnische soll zermalmet haben. Auf seiner rechten Hand aber viel niedriger stand das Bild des geharnschten und mit güldenen Waffen ausgerüsteten Othin/ oder Wodans/ welcher ein Gott des Krieges seyn/ und den Sieg verleihen/ auch sich in Schlachten offtmahls in Gestalt eines einäugichten Alten zu Pferde mit einem weissen Schilde sehen lassen soll. Ihm ist der letzte Tag in der Woche gewiedmet/ und soll ein Cimbrischer Fürst sein güldenes Bild nach Byzantz geschickt/ ein anderes aber gefertiget haben/ welches vom Anrühren eines Menschen/ wie die Egyptische Memnons-Säule von Bescheinung der Sonne geredet/ vielleicht zum Andencken: daß dieser Othin dem Scythen Mimer sein Auge für einen Trunck Wasser/ dadurch er aber die höchste Weißheit eingesogen/ gegeben/ nach Mimers Tode aber seinen eingebalsamten und ihm überschickten Kopff durch Zauberey zugerichtet haben soll: daß es ihm alles künfftige Ding wahrgesagt hätte. Uberdiß erzehlen die Nord-Länder von diesem Othin/ daß er ein mit viel ertztenen Füssen versehenes Pferd/ welches er Schleipner genennet/ durch die Welt mit unglaublicher Geschwindigkeit geritten/ auch endlich auf selbtem auf der Land-Strasse der Götter nemlich einem Regenbogen sich in Himmel begeben hätte. Wie sie denn mit dem Bilde dieses Pferdes als einem grossen Heiligthume ihre wertheste Sachen bezeichnen. Dieser Othin

soll bey den Scythen oberster Priester und in solchem Ansehn gewesen seyn/ daß ihm ein jeder Scythe jährlich von seinem Kopffe einen Groschen bezahlen müssen/ und nach seinem Tode haben sie ihn gar göttlich verehrt/ König Freyer aber sein Bild zum ersten in Tempel gesätzt. Auf der andern Seite stand die gantz nackte Frigga oder Freja/ welche aber wie ein Zweydern mit beyderley Geschlechts-Gliedern/ in der rechten Hand mit einem Degen/ in der lincken mit einem Bogen gebildet war. Sie wird für Othins Gemahlin/ für die mitternächtige Venus/ und eine Vorsteherin der Liebe gehalten/ daher ihr auch der Freytag gewiedmet ist. So bald König Erich für diesen dreyen Bildern den Sitz genommen hatte/ brachten die Priester einen grossen ertztenen Kessel/ hoben selbten gegen dem Gotte Thor in die Höhe; der oberste Priester aber/ welcher im Reiche keine geringere Gewalt als der König selbst hatte/ hob des Thors lincken Arm dreymahl empor/ und ließ selbten auf den davon schwirrenden Kessel fallen; worauf die Opffer-Knechte mit ihren Hämmern auf dergleichen Glocken schlugen/ und ein lautes Gethöne damit erweckten. Dieser Priester war ein Knabe allem Ansehen nach nicht über zehn Jahr alt. Sintemahl allhier der oberste Priester/ wie bey Elatea in Griechen-Land der Craneischen Minerven Priester/ nicht unter sieben und nicht über vierzehn Jahr alt seyn/ auch für diesem Alter sich seines Priesterthums entäusern muß/ vielleicht weil es von allen wollüstigen Reitzungen befreyet seyn soll. Sein Antlitz war wie Milch und Rosen/ sein Haupt mit schneeweissen Haarlocken umfangen/ und sein gantzer Leib so wol gebildet/ daß ich mein Lebtage einen schönern Knaben gesehen zu haben mich nicht erinnere/ welches mich aber nicht wunderte/ weil in diesen Nord-Ländern die weissesten Leute der Welt wohnen/ und wie bey den Agiensern des Jupiters/ also allhier das hohe Priesterthum dem schönsten Knaben/ der im Reiche zu finden ist/ aufgetragen wird. Hierauf brachte man neun hundert und neuntzig Gefangene in Tempel/ welche rings umb die Götter gestellet wurden. Der oberste Priester nam neun geschälete Rutten/ und eine ungeschälete/ schnitte daraus so viel viereckichte Stücke als Gefangene waren; steckte selbe in einen ledernen Beutel/ rührte sie durch einander/ zog eines nach dem andern heraus/ und gab jedem Gefangenen unbesehens eines in die Hand. Wie diese nun ihr empfangenes Loos verwechseten/ wurden die neun und neuntzig/ welche ungeschälete bekommen hatten/ von den andern abgesondert/ und zum Opffer verdammet. Alles Volck bückte sich für diesen/ und jedermann priese sie für die glückseeligsten Menschen/ welche durch ihre Opfferung unmittelbar sich der Unsterbligkeit vereinbarten. Die Priester setzten ihnen Kräntze von allerhand Blumen auf/ wuschen sie aus einem hinter dem Bilde des Gottes Thor befindlichen/ wol hundert Klaffter tief in Stein-Felsen gebrochenen und mit dem besten Wasser erfüllten Brunnen. Unterdessen wurden außerhalb des Tempels neun und neuntzig Pferde/ so viel Ochsen/ und in gleicher Anzahl Wieder/ Renn-Thiere/ Wölffe/ Hunde/ Habichte geopffert. Denn ob zwar die Lappen der Sonne nur eitel Thiere weiblichen Geschlechtes schlachten/ so taug doch hier nichts/ was nicht männlich ist. Am angenehmsten aber sollen diesen Göttern die häußlichen Thiere seyn/ so daß auch die zum Opffer bestimmten Habichte oder Falcken vor gekirret/ oder statt ihrer Haußhahne geopffert werden müssen. Jedoch gehen diesen allen noch die Pferde für/ welchen man die Köpffe abschneidet/ und sie theils mit bürckenem Holtze verbrennet; Die geschlachteten Hunde aber gar in den neben dem Tempel gelegenen Heyne zu den geopfferten Menschen aufhencket. Denn diesen grausamen Gottesdienst hat der König Frotho der Zauberer Mithotys / wie Odin der Thier-

Blut-

Blutstürtzung in diesen Ländern als einen heiligen Gottesdienst eingeführet. Gleich als wenn GOtt nicht anders als durch grausam seyn zur Barmhertzigkeit bewegt werden könte. Ich sahe dieser Zerfleischung mit Zittern und Hertzklopffen zu. Denn denen durchs Loos abzuthun Verdammten wurden anfangs die Köpffe an den Pfeilern des Tempels zerschmettert / hernach schleppte man sie auf die Erde zu einem Ertztenen Kessel / schnitt ihnen die Gurgel ab / und ließ ihr Blut darein. Nach dem nun diß geschwinde oder langsam heraus lieff / frolockten oder wehklagten die Priester darüber / weil jenes was gutes / dieses was böses bedeuten soll. Von diesem Blute ward das erste in das ewige Feuer gespritzet / welches auf einem für dem Gotte Thor stehenden und mit dickem Eisen belegten Altare mit grosser Sorgfalt unterhalten ward. Sintemahl durch den Thor eben so wohl / als bey den Aßyriern durch den Bel nach des Ninus Stifftung das Feuer verehret wird. Hernach bestrich man mit diesem Menschen-Blute die Bilder der drey Götter und den Stuhl des Thor / wie auch die Wände des Tempels; ja alle Anwesende wurden entweder mit darein getauchten Schwämmen gewaschen / oder durch einen Sprengwedel bespritzet. Das übrige Blut ward theils zu Bestreichung der Segel zu glücklichen Schiffarthen aufgehoben / theils an die im heiligen Heyne stehende Bäume ausgegossen / an welche die geopfferten Menschen / nach dem sie die Priester vorher in dem geweihten Brunnen fleißig abgewaschen hatten / aufgehenckt wurden. Nach welcher Begiessung alle Bäume als Ebenbilder der sie bewohnenden Götter / ja alle ihre Zweige für unversehrlich gehalten und angebetet wurden. Ich ward aber gleichsam vom Blitze gerührt / als ich den / welcher nun gleich nahe neben mir zerschmettert werden solte / für den Hertzog Gottwald erkennte. Das Schrecken und die Verbitterung beraubte mich wo nicht aller Sinnen / doch des Nachdenckens / was mir aus Störung dieses Opffers für Unheil zuwachsen könte. Ich sprang daher gleichsam wahnsinnig hinzu / fiel denen den Fürsten Gottwald zu beleidigen vorhabenden Priestern in die Armen / und fieng überlaut an zu ruffen: Grausamste Un-Menschen! scheuet ihr euch nicht euren Göttern einen so grossen Fürsten abzuschlachten? Fürchtet ihr euch nicht eure Hände mit so edlem Blute zu besudeln / welches so wohl als euer Erich vom Gethar den Ursprung hat? Unsinniger! antwortete mir einer dieser blutigen Priester / was für Verzweiffelung reitzet dich unser heiligstes Opffer zu entweihen! Weistu nicht / daß es so schwer sey hier ein Opffer zu erledigen / als der Sonne gebieten stille zu stehen! Meinestu / daß das Looß ungefähr auf die Menschen gefallen! dieses ist nicht unsere Wahl / sondern die selbst eigene der weisesten Götter / welche am besten wissen / wer ihnen zum Opffer anständig sey. Wir können auf Erden nichts wollen / was nicht zuvor im Himmel uns unwissende beschlossen ist. Es ist bey Unterthanen halßbrüchig / wenn sie Fürstliche Befehle in der Wagschale seiner Vernunfft prüfen wollen. Ein ieder muß ihm wichtige Ursachen solcher Schlüsse einbilden / die ihm gleich nicht beyfallen oder gesagt werden. Und du elender Frembdling bist so vermässen die Göttliche Versehung zu meistern / welche immer verborgen / niemahls ungerecht ist! Vollbringet diesem nach unser Opffer / und straffet diesen Ubelthäter / wo er nicht als ein Wahnsinniger Mitleidens werth ist. Ja ja / versetzte ich / übet nur an mir / nicht an diesem unschuldigen Fürsten eure Grausamkeit aus. Ich / nicht er / ist vom Himmel zu eurem Opffer versehen. Ich will ihm / und euch zu Liebe / für ihn willig sterben / um euch von einem so ärgerlichen Fürsten-Morde zu befreyen. Denn dieser ist der unvergleichliche Hertzog der Gothonen und Estier / welche Völcker ihr für eure Brüder haltet. Wisset ihr nun aber nicht / daß Fürsten

selbst irrdische Götter/ und unverfehrliche Bilder derer im Himmel sind! der Priester brach mir ein: Meinestu/ thörichter/ daß die Hefen des Pöfels unsern Göttern gut genung/ Fürsten aber zu Opffern zu edel sind! der grosse König Haqvin hat/ um den Sieg zu erhalten/ zwey; und König Aune um sein Leben zu verlängern neun Söhne/ ja die Sviones zuweilen ihre eigene Herrscher dem GOtt Othin geopffert. Meinestu nun/ daß dieser angegebene Gottwald besser/ als diese sey; welchen GOtt nur darum das Eisen der Marckmänner nicht aufreiben lassen/ daß er hier heiliger sterben könne! Ich fiel ihm in die Rede: Sollen eure Götter gerecht seyn/ so macht sie nicht zu was grausamern/ als der Wütterich Marbod ist. Hütet euch den zu tödten/ den das Verhängniß zur Ausübung seiner Rache wider den Marbod aufgehoben hat. Glaubet nur gewiß/ daß diß eine mehr als höllische Boßheit sey/ welche mit Gottesfurcht überkleidet ist. Andere Völcker und eure Nachbarn die Cimbern opffern aus hundert Gefangenen nur einen/ und zwar nur in dem Falle/ wenn Othin sich nicht durch Blut des Viehes versöhnen läst; ihr aber wollet/ da ihr doch in keiner Noth oder Gefahr gesteckt/ aus hunderten nicht einen beym Leben lassen. Glaubet nur gewiß/ daß eurem Othin ein gemästeter Ochse einen süssern Geruch/ als ein mager Mensch abgäbe. Meinet ihr aber/ daß das Looß eine versicherte Nachfolge des Göttlichen Willens sey/ so ist mein Wille für den Gottwald zu sterben vielmehr eine vom Verhängnüße herrührende Regung. Verschmehet mich nicht als einen vom Pöfel. Denn dieser Fürst und der Ritter Ahlefeld werden mir zeugen: daß ich so edel/ als vielleicht einer unter diesen zum Opffer bestimten Frembdlingen sey. Man hat mir gesagt/ daß in Mangel gefangener Feinde hier offt Knechte geopffert werden/ und daß die Erstlinge der Gefangenen euren Göttern am angenehmsten seyn sollen. Ich aber bin ja besser als etliche Knechte/ hingegen ist Gottwald nie euer Feind gewest/ also nicht euer rechtmäßiger/ weniger euer erster Gefangener. Der Priester aber begegnete mir: Meinest du/ daß die Götter so veränderlich als wir Menschen sind/ und daß sie ihnen diß/ was das unbetrügliche Loos ihnen als ihr liebstes Wahlstücke schon zugeeignet hat/ austauschen lassen? Ich antwortete: Eine solche Auswechselung kan GOtt nicht mißfallen; wo einer aus heisser Andacht und Liebe sich selbst GOtt zum Opffer bestimmet. GOtt ist diß am gefälligsten/ was ihm aus freyem Willen gewiedmet wird. Meinest du aber nicht/ daß ein so blutiges Loos ins gemein auf Unwillige falle? Hast du niemahls gehöret: was des Dodonischen Jupiters Tauben denen fragenden Calydoniern gerathen: durch was für ein Mittel sie der Raserey loß werden könten/ welche ihnen der erzürnte Bacchus wegen seines von Callirhöen verschmäheten Priesters Coresus zugeschickt hatte? dieses nemlich/ daß ihm die unerbittliche Callirhöe oder jemand/ der für sie willig stürbe/ geopffert werden solte. Hast du nicht vernommen; wie bald der Calydonier Plage aufgehöret/ als der verliebte Priester Coresus sich statt der auf dem Altare liegenden Callirhöe abgeschlachtet. Sind nun erzürnte Götter mit einem ausgewechselten Opffer zu frieden; wie mögen es eure gütige verschmähen! Lasset mich also für Gottwalden sterben/ der ich ihn mehr als Coresus seine halsstarrige Callirhöe zu lieben Ursache habe. Der Priester brach mir ein: Ist denn aber Callirhoe der Abschlachtung entronnen? nein/ sagte ich/ die durch den Tod bewehrte Liebe des Coresus entzündete ihr kaltes Hertze derogestalt: daß sie ihr selbst sein blutiges Messer in die Brust stach/ und nunmehro sich selbst zum Opffer und Priester des todten Coresus machte/ da sie sich vorher des lebenden Liebhaberin zu seyn zu gut düncken. Hertzog Gottwald hatte biß hieher als eine steinerne Säule gantz unbeweglich gestanden/ und

mit allem Volcke unserm Streite zugehört/ nunmehr aber fieng er an: Liebster Döhnhoff/ hat dich mein guter oder böser Geist hieher geführet! Ich erkenne zwar deine ungemeine Liebe/ da du mein Leben durch Verlust des deinen erhalten wilst; Aber/ weil du alle meine Zufälle weist/ kanst du wol selbst glauben/ daß mir mein Leben mehr eine Uberlast als eine Ergötzligkeit sey! der Himmel wil vielleicht hier mit mir meine Unglücks-Sternen in diesem Brunne ersäuffen. Lebe diesemnach zu meinem Andencken/ und lasse mich sterben zu meiner Erleichterung. Gegen diß/ was von Menschen herrührt/ gilt unsere Vorsicht; wider das aber/ was das Verhängnüs schickt/ hat man keinen andern Schild/ als die Gedult. In keinerley Weise/ antwortete ich/ du solst/ um des Verhängnüsses Schluß durch eigene Rache noch auszuüben/ leben. Mich aber hat Meer und Sturm mit Gewalt hieher getrieben für dich zu sterben; daß ich meine Treue durch mein Blut/ meinen Tod aber mit was ruhmwürdigem besiegele. Ich ward durch einen besondern Trieb gereget/ daß ich mit aller Gewalt dem Brunnen zueilte/ und mich mit höchster Vergnügung darein gestürtzt hätte; wenn nicht die darbey stehenden Priester mir in Weg getreten wären; der oberste Priester aber geruffen hätte: haltet ihn/ weder einer noch der ander kan geopffert werden. Allerweisestes Verhängnüs! Dein Licht ist eine Eröffnung unser blinden Augen/ und die seltzamsten Zufälle müssen uns zu Verbesserung unser Irrthümer dienen. Zählet die/ welche geopffert worden und noch zu opfern sind. Als dieses geschahe/ereignete sich/ daß schon siebentzig abgeschlachtet/ und mit dem Fürsten Gottwald ihrer noch dreißig übrig waren. Diese Zehlung geschahe dreymahl/ und zwar so wol der ungeschäleten Höltzer/ als der durchs Loos getroffenen Menschen-Opffer/ es kam aber jedes mahl diese Zahl und also diß/ daß einer übrig wäre/ heraus. Sintemahl ihrer nicht mehr als neun und neuntzig geopffert werden dorfften. Der oberste Priester fieng hierauf an: Ich habe in Zerkerbung der Rutten geirret; aber auch die Irrenden fehlen nicht/ wenn das Verhängnüs ihnen zum Irrthume die Hand führt. Ich nam dieses Bekäntnüs alsbald zu meinem Vortheil an/ und sagte: Wenn wir aus Schickung des Himmels irren/ ist es besser/ als wenn wir aus eigener Klugheit was treffen. Jene Fehler dienen andern/ wie frembde Wunden denen Wund-Aertzten zu Ehren/ und dieser Irrthum erhärtet euren Opffern zum besten; daß die Götter ohne einigen Abgang an Abschlachtung dieses Fürsten kein Gefallen/ sondern selbten zu ihrem wichtigen Werckzeuge bestimmet haben. Die anwesenden Priester und der mir vor widrige schienen nunmehr stillschweigende meine Seite zu halten/ und Gottwalden zu erlassen; unter denen aber/ welche geopffert werden solten/ that sich ein Widersprecher herfür/ welcher behaupten wolte: daß dieser Irrthum nicht dem einzelen Gottwald/ sondern ihnen allen zu statten kommen/ und wer von ihnen frey seyn solte/ aufs neue geloost werden müste. Kein Stand/ kein Geblüte hätte in Sachen des Gottesdienstes einen Vorzug. Hätten die Götter ihn für uns zum Leben versehen/ so könte ihm das Loos nicht mißlingen/ und er es ohne uns unrecht zu thun nicht ausschlagen. Ich erkennte diesen nunmehr für Hothebreten einen Gothonischen Edelmann/ welchem Gottwald eines Verbrechens halber das abgesprochene Leben geschenckt hatte/ und hielt ihm nicht ohne hefftige Gemüths-Bewegung ein: Boßhaffter/ hast du so geschwinde deiner Treue und dieses Fürsten Wolthat vergessen! Weist du nicht/ daß ein Unterthan keinen Bluts-Tropffen in Adern zu haben würdig ist/ den er nicht für sein Haupt willig verspritzen wil! du aber bist so unverschämt ihm sein Leben anzusprechen/ der dir dein verlohrnes aus Gnaden geschenckt hat! Ich wundere mich/ daß dich dieser heilige Ort in

in sich hauset; weil die Erde kein boßhaffter Thier beherbergt/ als einen undanckbaren Menschen. Hertzog Gottwald aber fiel mir in die Rede/ und sagte: Lasse diesen Undanckbaren nicht unsere sondern der ihm verächtlichen Götter Rache empfinden. Eigene Wolthaten soll man bald verschimmeln/ über frembde Beleidigungen aber Graß wachsen lassen. Ich wil den Namen nicht haben/ daß mir zu Gefallen jemand wider Willen sterben müste. GOtt und sein Loos mag unser Richter seyn. Jedermann und am meisten die Priester wunderten sich über dieses Fürsten hertzhafftem Vertrauen/ und weil ich nicht erlangen konte/ statt seiner mich dem Loos zu unterwerffen/ behielt ich mir doch zuvor auf allen Fall statt seiner mich aufzuopffern. Der oberste Priester hüllete darmit 29. ungeschälte Looshöltzer mit einem weissen in Wolle/ und nach dem er selbte in einem von ölbäumenen Holtze gemachten Kästlein durch einander gerühret/ theilte er sie mit verbundenen Augen aus. Es ereignete sich aber zu aller Zuschauer Erstaunung/ daß alle weiß geschälte/ der einige Hothebrodt aber ein ungeschältes Loos-Holtz vorzuzeigen hatten. Ich/ als ich den Fürsten Gottwalden das seinige vorzeigen sah/ ward für Freuden außer mir selbst entzückt; weil ich glaubte/ daß an seinem Leben und Glücke niemand mehr als ich Theil hätte. Aber ein gantz Eys grauer Priester/ welcher sich Diceneus nennte/ und bey den Geten oberster Priester der Göttin Di'a/ wegen Verfolgung des Königes Byrebistas aber durch Scythien hieher kommen war/ hatte für mir so viel Kräfften als Jahre seine Freude hierüber auszulassen. Sein vorhin blasses Antlitz kriegte eine lebendige Farbe/ alle seine Glieder wurden gleichsam verjüngt/ seine Gebehrden zeugten mehr Vergnügung als die alle/ welche dieses Wunder-Loos vom Tode errettet hatte; und er fieng mit heller Stimme überlaut an zu ruffen: diß ist der Tag/ welcher alle Finsternüsse der traurigen Mitternacht erhellet. O glücklicher/ O erwünschter Tag! Ihr Betrübten/ lasset alle trübe Wolcken euer Schwermuth aus euren Hertzen verrauchen. Aber von der Weyhe unser grossen Freude/ unsers allgemeinen Heyles/ muß der nichts mit schmecken/ den das Verhängnüs zu seinem letzten Blut-Opffer auserwehlt hat. Mit diesen Worten gab er denen dazu bestellten Priestern einen Winck/ welche denn den Hothebrodt alsofort in den Brunn stürtzten. Hierauf fieng der alte Priester wieder an: Traget nun/ ihr Priester/ die Bilder euerer Götter zu dem nechsten Strome/ und waschet von selbten das sie mehr besudelnde als versöhnende Menschen-Blut ab. Die Priester stutzten darüber/ er aber fuhr gleichsam in einer Entzückung und heiligem Eyver fort: Lasset euch nicht befrembden/ daß diese heilige Bilder gewaschen werden sollen/ habet ihr nie gehöret/ daß fünfzehn Römer alle Jahr das Bild der Cybele im Flusse Almon/ die Argivischen Weiber die Bilder der Pallas und Diomedens in dem Flusse Inachus/ die Latier das Bild der Aricinischen Diana in dem bey selbigem Heiligthume gelegenen See/ die Frauen zu Athen/ in dem Plynterischen Feyer/ das Geschmeide der vergötterten Agraules/ des Cecrops Tochter/ waschen müssen! denn wie heilig gleich was ist/ kan es doch durch Mißbrauch/ wie die helle Sonne von Dünsten beflecket werden. Er redete diß mit einem solchen Nachdrucke/ daß kein Priester mehr das Hertze hatte die Abwaschung ihrer Götter aufzuschüben. Nach dessen Vollziehung fieng Diceneus abermals an: Vernehmet nun ihr glückseeligen Nord-Länder; daß ich euch keinen blauen Dunst einer eitelen Freude für die Augen mache. Ich wil nicht meine Zunge/ sondern todte Steine diese Warheit aussprechen lassen. Hierauf ließ er das Bild des Othin mit seinem Fusse von dem Pflaster fortrücken/ da man denn auf einem viereckichten Mar-

Marmel-Steine diese mit Runischen Buchstaben eingegrabene Wahrsagung fand:

Wenn für den Fürsten wünscht ein treuer Knecht zu sterben/
Ein Ungetreuer fällt/ der ihn sucht zu verterben/
Und sich das schwartze Looß in eitel weisse kehrt/
Darff mehr kein Menschen-Blut den Göttern seyn gewehrt.

Weil nun niemand im Tempel war/ der nicht diese alte Weissagung durch vorgegangene Begäbnüß erfüllet zu seyn glaubte / erhob sich ein allgemeines Frolocken. Der König selbst mühte sich auf alle Weise seine Vergnügung über Aufhebung dieser grausamen Menschen-Opffer an Tag zu geben. Der alte Priester aber gab ihnen ein Zeichen zum Stillschweigen / und hierauf zu verstehen / daß er noch mehrere Glückseligkeit ihnen anzukündigen hätte. Die Begierde solches zu vernehmen hemmete allen ihre Zungen/ öffnete aber ihnen Augen und Ohren gegen dem Unterrichte dieses annehmlichen Götter-Botens / welcher / nach hinweggerücktem Bilde des Gottes Thor / auf einem andern Marmelsteine folgende Reime zeigte:

Wenn GOtt hier wird befehln / nicht Menschen mehr zu tödten/
Und noch ein Streich geschicht / der Erd und Meer wird röthen/
Wird viertzig Jahr diß Reich voll Fried' und Glücke seyn/
Der König erndten Ruhm/ das Volck viel Segen ein.

Ob nun zwar die Nordländer streitbarer / wie die Sudländer tiefsinniger als andere Völcker sind ; so kunten doch die hertzhafften Svionen und Gothen ihre Freude über vertröstetem Frieden nicht in ihren Hertzen ersticken lassen; sondern sie jauchzeten über dieser gewünschten Zeitung als über Ankündigung einer güldenen Zeit; verfielen damit in Lobsprüche des güldenen Friedens / daß selbter eine Erhohlung abgematteter Völcker / der Könige Schatz-Kammer und Spaar-Büchse / ein Balsam der Königreiche / ein Paradieß der Herrscher / und ein Himmel-Brodt der Erde wäre. Aber der alte Priester war begierig dem andächtigen Volcke noch die dritte Freude zu machen / ließ also auch der Freja Bild etliche Schritte weit fortrücken/ und wiese selbtem auf einem andern Marmelsteine folgende Weissagung:

Wenn Dam und Schwenno wird zusammen sich vermähln/
Und beyde Schwerdt und Schild in Eg und Pflug-Schaarn kehren/
Wird GOtt ein Fürsten-Hauß der Mitternacht gewehren/
Dem es an Zweigen nicht kan tausend Jahre fehln.

Volck und König schütteten hierüber alle Uberbleibung ihrer im Hertzen noch übrigen Freuden aus; preiseten diesen Tag für den glückseligsten in der Welt / als in welchem das Unglücke ihnen mehr einigen Schaden zu thun entkräfftet würde. Der König verfügte sich hierauf zu dem Bilde des Gottes Thor / und opfferte in seine auf der Schooß habende weite Schale einen güldenen Teller / auf welchem sein Bild gepregt war / die Königin / ausser welcher kein Weib zu opffern oder nur in Tempel zu kommen befugt ist / einen nicht viel kleinern mit ihrem Bilde. Alles Volck / das im Tempel war / muste etwas Gold einlegen. Die verhandenen Lappen aber / bey welchen zwar Perlen in Flüssen / wie auch Silber / Kupffer und Eisen in Gebürgen gefunden werden / legten statt dieses Ertztes eine gelbe steinerne Müntze ein / dergleichen bey ihnen am Ufer eines Flusses gelesen werden. Der oberste Priester sprach hierauf alle zum Opffer bestimmte ihrer Wiedenung / König Erich sie der Gefangenschafft loß; den Hertzog Gottwald verehrte er als seinen Bruder / mir liebkosete er als einem Werckzeuge allgemeiner Wohlfarth / nach dero Gestalt vollendetem Gottesdienste wurden in allen vier Versäulen des Tempels köstliche Mahlzeiten bereitet / und darzu gewisse Stücke von denen Opffer-Thieren / besonders aber das für das herrlichste Gerichte geachtete Pferde-Fleisch genommen. Der König zohe Hertzog Gottwalden

walden und mich zu seiner und der Reichs-Räthe Taffel / er tranck aber nicht ehe als biß der oberste Priester kam/ und aus dreyen güldenen Hörnern / darauf allerhand Sinnen-Bilder ausgeetzt waren/ dem Könige den ersten Tranck in Weine / zu Ehren des segnenden Thor / den andern des die Feinde stürtzenden Othin / den dritten der fruchtbaren Freja zutranck. Denn dieses waren/ wie bey den Griechen und Römern / der Becher des Hercules/ und Bacchus/ die nothwendigen Heil-Trincke. Der König nahm sie mit grosser Ehrerbietigkeit an / und nach dem er sie mit einem Creutze / welches den Hammer des Thor bedeuten soll / bezeichnet hatte / tranck er selbte ; die Reichs-Räthe aber grosse Püffel-Hörner auf glücklichen Sieg des Königes/ auf Ausbreitung des Reiches/ und auf reichen Zuwachs der Erd-Gewächse herum. Hernach war niemand/ der nicht zum Gedächtnüsse abgelebter Helden/ und auf Gesundheit guter Freunde etliche Trinckgeschirre ausleerte. Endlich kamen gar in Gold eingefaste Hirnschädel ihrer erschlagenen Feinde herfür/ daraus sie zu Ehren des Gottes Othin bey singung gewisser Gedichte sich zu trincken nicht scheueten. Nach vollbrachter Mahlzeit wurden auch/ wie in Griechenland von Ringern und Fechtern/ welche in diesen Nordländern in so hohem Ansehen sind / als ihre Riesen-Grösse sich erstrecket/ allerhand Spiele gehalten/ über welche der oberste Priester gleichfalls zum Aufseher bestellt war. Ich kan ihre künstliche Wendungen / Streiche und Versetzungen so wenig als ihre Kräfften beschreiben ; aber wohl versichern/ daß der Nord die rechte hohe Schule der Ringer und Fechter sey / zu letzt warffen sie mit abgefleischten und knörichten Ochsen-und Pferde-Knochen auf einander so gerade/ als wenn sie Pfeile von Bogen abschüssen. Zu letzt wurden vom obersten Priester / gleich als wenn Spiele und Abgötterey allezeit unzertreñliche Schwestern seyn müsten/ denen/ welche sich wol gehalten Kräntze von Oelzweigen mit Gold umwunden/ vom Könige aber Streitkolben und Schwerdter ausgetheilet/ derer iedem er einen besondern Nahmen zueignete. Wie denn kein Held in Norden ist/ dessen Degen und Pferd nicht einen eigenen Nahmen so wohl als des grossen Alexanders Bucephalus führet. Wer nun einmahl hier den Preiß erwarb/ ward so hoch/ als die in Olympischen Spielen siebenmahl siegende Griechen geschätzt/ reisete in die benachbarten Länder der Cimbern / Fennen und Sarmaten herum / und mit allen berühmten Ringern/ Fechtern/ wie auch Sängern der alten Helden-Thaten/ welche sie tieffsinnig zu singen sich von Kind auf befleissen / und einige wegen nachdencklicher Grabeschrifften Kron und Zepter erworben haben sollen/ sein Heil zu versuchen und die Kräfften zu eichten. Wo sie auch in der Frembde einen Sieg erhalten/ wird ihnen das Recht der Eingebohrnen / wie in Griechenland denen in Singen/ in Lust-Spielen und andern obsiegenden das Bürger-Recht/ und die Raths-Würde vieler Städte/ zugeeignet. Bey ihrer Wiederkunfft werden sie/ wie zu Rom auch geschiehet/ von Königen zu Auffsehern ihrer Bäder/ vielleicht weil sie zu Abwaschung des Staubes und Schweißes derselben am meisten bedörffen/ wie auch ihrer Rüst-Kam̃ern mit reichlichem Unterhalte bestellet ; und sie müssen die jungen Fürsten am Hoffe in ihren Künsten unterrichten. Sie werden auch alle in die [illegible] fernen Zeit-Register der Sveven mit allem Fleiß aufgeschrieben/ welche nicht nur wie zu Ephesus ihrem Archon/ zu Sparta denen Ephoren/ zu Argos den Priestern der Juno/ zu Smyrna ihren Kräntze-tragenden Rathsherren/ sondern dem Könige selbst zugeschrieben wurden; Welcher alleine darüber/ wie der Käyser über das Hauß der Musen zu Alexandrien einen Priester zu setzen Macht hat. Daher wird zwar die Fecht-Kunst / wegen ihrer zum Kriege dienenden Geschicklichkeit bey den Griechen allen

len andern Ubungen des Leibes vorgezogen/mit dem Nahmen der Tugend beehret/ ja der Fechter Cleomedes von Aßypala und ein ander von Thasus vergöttert/und dem Apollo der Zunahme eines Fechters zugeeignet ward/ wie nicht weniger zu Rom Raths-Herren/ Bürgermeister/ und die sich Nachkommen des Eneas rühmen/ sich Fechter abzugeben nicht schämen/doch die Fechter in Norden noch in viel grössern Ehren gehalten werden/ und eben so wohl als zu Rom von allen Zöllen/ Steuern und bürgerlichen Verwaltungen frey sind. Nach der Zeit machte König Erich mit den Fürsten Gottwald verträuliche Freundschafft und ihm zu Liebe erzeigte er auch mir alle Gnade/ ja er zohe uns beyde in seinen Kriegs-Rath/ wieß und entdeckte uns alle seine Anstalten und Zurüstungen; und weil Hertzog Gottwald ohne diß mit seinem kleinen in Upsal habenden Sohne nirgends hin wuste/ waren wir so viel leichter zu bereden/ daß wir dem Könige versprechen gegen die wider den König Frotho und seinen Bruder Roller aufrührische Norweger und Sitonen mit in Krieg zu ziehen/ nach dem Gottwald zumahl feste beredet war/ daß das Ungewitter ihn auf seinem Schiffe nicht ohne sonderbahres Verhängnüß an die Svionische Küste verschlagen/ dieses aber ihn durch ein grosses Wunderwerck von der Aufopfferung erlöset hätte. Weil nun König Erich von seinem Bruder Roller neue Posten bekam/ welche seinen Nothstand/ und daß die Norweger mit denen an sich gehänckten Lappen und denen an der eussersten Nord-Spitze wohnenden Skrick-Finnen und Biarmiern ihn auffs gefährlichste bedrängten/sich auch Nidrosiens bemächtigt hätten/ berichteten/ der Schweonen Sud-Völcker schon für einem Monat aufgebrochen/die Fennen aber über den Botnischen See-Busem übergesetzt hatten/ brach der König mit seinem in Upland gesamleten Heere und uns gleichfalls auf. Nach dem auch der Cimbern König Frotho den König Erich vergewissern ließ/ daß er aus seinen Hafen schon mit drey tausend Schiffen ausgelauffen wäre/ bediente er sich vieler von seinen getreuen Lappen ihm zugebrachter Renn-Thiere/mit denen man zur Noth in vier und zwantzig Stunden hundert Meilweges fortkommen kan. Unser Zug gieng durch diese gleichsam andere Welt des grossen Scandinaviens/ welches falsch für ein Eyland gehalten wird/ nach Nord-West/ und kam der König mit uns wohl vierzehn Tage für seinem hinter sich gelassenen Heere an der zu Musterung seiner Krieges-Heere bestimmten Norwegischen Gräntze an/ wiewohl er daselbst schon funffzig tausend Gothen und so viel Lappen in Bereitschafft/ und seinen Bruder in Bewahrung des Passes über das Norwegische Gebürge Sevo fand. Dieses ist wohl dreyhundert Meilen lang/ und an Höhe giebt es weder den Alpen noch dem Rypheischen Gefilde nach. Nach weniger Tage-Rastung ließ Erich sein verhandenes Heer über das beschneyte und wegen steter Winde und Schnees gantz kahle/ also aller Bäume mangelnde Gebürge fortrücken/welches seinem Volck so viel sauerer ankam/ weil die ersten sich durch eitel Schnee und Eiß durchgraben/ die folgenden aber auf einen Monat Lebens-Mittel nebst ihren schweren Waffen tragen musten. Die Lufft aber vielmahl mit so dickem Nebel verdüstert war/ daß man weder den Weg erkiesen / noch weiter sehen als greiffen konte. Inzwischen folgten Erichs andere Heere/ und ob uns schon das Wetter ziemlich fugte/ brachten wir doch mit Ubersteigung des Gebürges drey Wochen zu/ehe das Heer in das Sitonische Gebiete übergesetzt werden konte. Wir konten uns hierüber der veränderten Gegend nicht genungsam verwundern. Denn da wir den Tag vorher auf dem Gebürge nichts als grausame Kälte empfunden/ ja die schnellesten Flüsse und tieffsten Seen durch drey Ellen dickes Eiß gehemmt gesehen hatten/ fanden wir die Thäler voll Graßes/ welches den

Pferden

Pferden nicht nur biß an die Bäuche gieng/ sondern auf ihre hefftige Abmattung sehr gedeilich war. Denn ie weiter man gegen Mitternacht komt/ ie weniger findet man Frühling- und Herbst-Wetter / sondern es scheiden sich in wenig Tagen Winter und Sommer/ eusserste Kälte und mächtige Hitze ; Sintemahl in der Nord-Spitze zwar drey Monat eine einige Nacht sind / welche aber von dem hohen Mohnden und dem vielen Schnee ziemlich erleuchtet werden ; so haben sie doch auch im Sommer so viel Monate steten Tag; noch länger empfindet man statt der Nacht nur einige Demmerung/ also / daß die ihnen so lange scheinende Sonne nicht nur grosse Hitze / sondern auch zeitliche Reiffung der Erd-Gewächse verursacht. König Erich fand zu seiner grossen Verwunderung nirgends keinen Wiederstand/ da doch Harald ein Norwegischer Fürst den König Roller nach erobertem Nidrosien in dem Gebürge mit einer grossen Macht besetzt gehalten hatte/ und man aus Lapland gewisse Nachricht bekam/ das Egther der Biarnier / Tengill der Finnmärcker König/ mit einem unzählbaren Heere / aus der eussersten Mitternacht / die Eißländer aus Thule und denen Orcadischen Eylanden aber denen Nordmännern mit mehr als tausend Schiffen waren zu Hülffe kommen. König Erich und Roller richteten mit möglichster Vorsicht/ nirgends überfallen zu werden/ ihren Zug gerade gegen Nidrosien zu/ als in welcher Gegend auch König Frothe mit seinen Cimbern zu landen bestimmt hatte ; weil zumahl alle Gefangenen einmüthig berichteten/ daß Torismund / welchen die Nordmänner für ihren König an statt des seiner Strengigkeit halber verstossenen Rollers dem Harald Befehl zugeschickt hätte mit seiner gantzen Macht zu ihm zu stossen / daß sie für Erichs Ankunfft den Frothe mit seinen Cimbern erdrücken möchten. Nach etlichen Tagereisen kamen wir an einen Berg/ allwo auf einen kleinen Hügel eine lange Stange eben mit einer höltzernen Taube steckte. An den nahe darbey abgeschliffenen Steinfelß waren zwey einander sich umarmende Löwen und darüber zwey Creutze/ mit diesen Reymen gantz frisch eingegraben:

Für Freunde sterben ist der Freundschafft höchste Pflicht/
Das aber reicht aus Thun des hier verscharrten nicht/
Der mit dem Todten sich lebendig ließ begraben/
Als könt' er in der Welt mehr kein Vergnügen haben.

Hertzog Gottwald und ich war bekümmert über der Bedeutung ; da uns denn ein Norwegischer Priester diese Auslegung machte : Die Taube wäre ein Merckmahl eines an solchem Orte liegenden liebwerthen Freundes; die Löwen tapfferer Helden / die Creutze der Unsterbligkeit / welche nirgends fester als von Nordmännern geglaubt würde / daher wäre bey ihnen niemand so undanckbar / der nicht einem verstorbenen Helden oder sonst ums gemeine Wesen wolverdienten Manne an einen Steinfelß sein Gedächtnüß einbauen liesse. Ich fragte den Priester um die Ursache der durch ein Creutz bezeichneter Unsterbligkeit / welcher mir antwortete/ ob ich nicht wüste: daß das Creutz fast bey allen Völckern ein grosses Geheimnüß wäre! Die Araber drückten darmit die vier Elemente/ und den Einfluß der Sternen die Egyptier die Ewigkeit aus/ nennten es ein unaussprechliches Zeichen / und schrieben es in die Hände ihres Gottes Serapis ; die Svioner bildeten damit den Hammer des Gottes Thor/ und die Nordmänner den sich in alle vier Theile der Welt ausbreitenden Ruhm der Tugend ab. Dieses Grabmahl aber wäre für weniger Zeit zweyen unvergleichlichen Freunden aufgerichtet worden. Nehmlich dem Aswit des Fürsten Biorno in Wick/ und Asmunden des Fürsten Alff in Hermarck Sohne. Diese zwey wären nichts minder zusammen ein Hertz als Gefärthen der Jagt und vieler Heldenthaten gewest. Nach dem nun der erste gestorben hätte sich Asmund lebendig mit einem guten Ver-

rathe

rathe von Lebens-Mittel in diese dem Aswit zum Grabe erkiesete Höle versperren lassen. Denen Svionen machte diese verdächtige Erzehlung Argwohn / daß die Nordmänner daselbst einige Schätze vergraben hätten; welcher sich so vielmehr vergrösserte/ als sie nach hinweg geschorrener Erde und aufgehobenen breiten Steine eine überaus grosse Höle fanden. Ein junger Svienischer Edelmann Tott bot sich alsbald an / daß er sich an einem Seile in einem Korbe hinab lassen / und die Geheimnüsse erkundigen wolte. Kurtz hierauf hörte man in der Höle ein Geschrey/ und empfand am Seile ein Zeichen / welches zu Heraufziehung des Korbes abgeredet war. Mit diesem aber erschien ein verschimmelter/im Gesichte zerfleischter/und sonst allenthalben scheußlicher Mensch;welcher als ein vermeintes Gespenste aus Einbildung / daß der Todte lebendig worden wäre/ alle Anwesende verjagte/und ob dieser zwar winckte und ruffte/ sie hätten sich für ihm als einem lebendigen Menschen nichts zu befürchten/ so war doch ausser uns beyden niemand ständig zu machen / biß endlich König Erich selbst hierzu kam/ welchem er erzehlte: daß er der für einem Monat lebendig begrabene Asmund wäre. Erich fragte/ wer ihn denn in dieser Einsamkeit der Todten so grausam verstellet hätte? Asmund antwortete: der mich im Leben mehr als sich selbst liebende Aswit hat sich in diesem Grabe/ nach dem er das Pferd und den Hund/welche man hier zu Lande mit den Helden zu begraben pflegt/aufgefressen/ als meinen verbittersten Todfeind erwiesen/ mich meinem Bedüncken nach alle Mitternacht ich weiß nicht ob aus Hunger/ oder weil den Todten die Gemeinschafft der Lebenden wie das Licht den Nacht-Eulen unerträglich ist/ wie ein rasender Bär überfallen/mit seinen Nägeln und Zähnen zerfleischet/und gar das lincke Ohr abgerissen. Nach dem ich ihm aber den Kopff zerspalten/ den Leib mit seinem eigenen Dolche durchstochen/ habe ich zwar Ruhe vor ihm/aber keine von der bängsamen Einigkeit und verzweiffelnden Gedancken gehabt/ daher ich die für meine Götter und Erlöser lebenslang verehren wil/ welche diese meine Hölle eröffnet/ und mich an statt dessen/ der aus eben so grosser Thorheit als ich sich mehr Vergnügung bey den Todten als Lebenden eingebildet und hinunter gelassen/ an das erfreuliche Tagelicht empor gezogen/ und mich gleichsam von den Todten auferweckt. Jedermann fieng hierüber an zu lachen/ der König aber befahl den Tott wieder empor zu ziehen/ und sagte: Ich weiß nicht/ welcher unter euch beyden für den grösten Thoren zu halten sey. Denn es ist ja so grosse Narrheit in der stinckenden Todten Gräbern Schätze / als aus muthwilliger Verschleuderung seines Lebens Ehre suchen. Wie es weibisch ist/ wenn es die Noth erfordert/nicht sterben wollen/ also ist es mehr als viehisch ihm ohne Noth und Nutzen das Leben nehmen/ wenn man es dem gemeinen Wesen zum besten erhalten kan/ ja ein Wahnwitz solches einem verstorbenen Freunde aufopffern/ der es weder erfähret/ noch dardurch wieder lebendig wird. Beyde erkenten ihre Irrthümer/ und ob wol Asmund noch so übel zugerichtet war/entschloß er sich doch nach Verbindung seiner Wunden dem Könige zu folgen und im Kriege zu dienen. Bey Verfolgung unser Reise fanden wir in dem fast alles Mannes-Volckes entblösten Lande gar keinen Widerstand/ ja Nidrosien selbst war ohne Besatzung/also/daß König Roller mit seinem Vorzuge sich ohne Schwerdtschlag desselben Meister machte. Weil wir aber daselbst vernahmen/ daß Torißmund unterhalb des Nidrosischen Sees in Halogien alle Kräfften zur See und zu Lande zusammen gezogen hatten; auch für selbigem Ufer die Cimbrische Seeflotte kreutzte/ eilte König Erich dahin/ in Meinung zwischen selbigen Seebusemen den Krieg und dessen Ausschlag in die Enge zu spannen. Wir erreichten nach

nach einer überaus beschwerlichen Reise zwar unsern Zweck / nemlich das felsichte Gestade des tieffsten Welt-Meeres/ alleine der Nord-Männer Landes-Macht hatte sich zwischen denen Armen der Seebusame so vortheilhafftig gesätzt/ daß wir bey Mangel der Schiffe von ihnen nur ausgelacht wurden. König Frotho schwermte mit seinen dreytausend Schiffen zwar um das Ufer/ aber wegen Höhe desselbten und Mangel eines Hafens/ konte er/ wo wir standen/ weder aussätzen/ noch denen zwischen denen Felsen steckenden Schiffen der Feinde beykommen. Von dieser Schiffs-Flotte kan ich mit Warheit sagen/ daß selbter gleichsam das Meer schien zu enge zu seyn/ und als wenn alle Schiffs-Baumeister der Welt an selbter gearbeitet hätten. Denn hier waren zu sehen Eriotetens erfundene Schiffe mit zwey/ Aminocleus mit drey/ der Athenienser mit vier/ Nesictons mit fünff/ des Zenazoras mit sechs/ Mnesigethons mit acht/ und zehn/ des grossen Alexanders mit vierzehn/ des Ptolomeus Soters mit funfzehn/ des Demetrius mit dreißig/ des Philadelphus mit viertzig/ des Philopators mit funfzig Ruderbäncken. Aber die meisten Schiffe waren ohne Ruder mit drey grossen Masten/ oder vielmehr schwimmende Berge und Eylande/ und zum theil mit langen eisernen Spitzen am Vördertheile/ welche schnäbelchte Schiffe Gryphon der Scythe in dem Nord-Meere erfunden. Sintemahl die Schiffe mit Rudern denen ungeheuren Wellen dieser Meere zu schwach sind. Außer diesen Kriegs-Schiffen sahe man auch eine ziemliche Anzahl der vom Hippius Tyrius erdachten Last- und der Salaminier Pferde Schiffe für die Reiterey. Jedes hatte auf dem Vördertheile des Schiffes ein gewisses Thier/ zu seinem besonderen Zeichen; das Königliche Schiff/ wie das der die Andromeda raubenden Perseus einen Wallfisch. Uber diß waren nicht nur alle Schiffe mit Wachse/ Pech oder Hartzt überzogen/ daß sie weder Fäule/ Saltz noch Sonne so leicht beschädigen konte/ sondern sie waren auch noch zierlich gemahlet. Folgenden Morgen sahen wir von unsern Felsen aus denen Norwegischen Klüfften eine unzählbare Menge Norwegischen Schiffe herfür kriechen/ welche mit der am Lande gestandenen Macht wol zweyfach besätzt waren. So bald Torismund seine Schiffs-Flotte gestellet hatte/ schlachtete er dem König Frotho gegen über drey gefangene edle Cimbern/ dem Odin/ wie Themistocles in der See-Schlacht mit den Persen des Sandauces drey gefangene Söhne/ dem gütigen Thor aber/ wie Mithridates für seinem Kriege wider die Römer ein weisses Pferd/ stürtzte auch einen geweiheten Wagen mit vier weissen Pferden ins Meer. Ob nun wol die Nordmänner den Wind zum Vortheil hatten/ welte es ihm doch König Frotho nicht zur Schande thun mit so einer grossen Krieges-Macht zu weichen/ stellte also selbte wider Wind/ Wellen und Feinde in Schlacht-Ordnung. Wie es nun anfangs das schönste Schau-Spiel der Welt war zu sehen/ welcher gestalt das grosse Meer mit unzählbaren Segeln sich regte/ und gleichsam lebendig ward; Schiffe zusammen geflochten und mit Leder überzohen/ oder wie die Böotischen von ausgehölten Bäumen gemacht waren; so eine grausame Gestalt bekam es hernach/ da die Schiffe einander mit flügenden Feuern anzündeten/ und auf einmahl Feuer/ Wasser und Schwerdt einem jeden dreyerley Tode für Augen stellten; oder da die Schiffe sich an einander mit Hacken feste machten/ und auf dem Meere ein so scharffes Gefechte als auf festem Lande anfiengen. Den halben Tag währte diese See-Schlacht/ ohne daß man urtheilen konte/ welchem Theile die Tugend oder das Glücke den Sieg zuwerffen würden. Denn auf der Nord-Männer Seite stand der Wind/ auf der Cimbern die Tapfferkeit. Daher auch die Nord-Männer ihrem Glücke nicht trauen wolten/ sondern den See-

See-Streit abbrachen/ und sich auf eine starcke Meilweges weit zurück auf das hohe Meer legten. König Frotho aber/ weil er wider den Wind nicht segeln konte/ schickte etliche seiner künstlichen Wasser-Treter aus/ welche unter dem Meere so weit schwamen/ und mit einem besondern Feuer etliche der grösten Schiffe in Brand steckten/ und um die andern Norwegischen anzuzünden unter Wasser die Ancker-Thauen abhieben. Dahero ich nicht weiß/ ob diese Cimbern nicht so wol zu Lethra in dem Heiligthume der Hertha/ als der Sciowische Scyllis und seine Tochter Cyana in dem Delphischen Tempel Ehren-Säulen verdient haben/ welche letztern zwar der Sciowische Scyllis mit seiner Tochter Cyana wol achtzig Stadien weit/ aber in keinem so tieffen und grausamen Meere unter Wasser schwamen/ und bey stürmendem Wetter durch Zerhauung der Seile und Steuer-Ruder die Persische Flotte zernichteten. Gegen den Mittag aber sahe man aus Norden etliche hundert Biarmische und Orcadische Schiffe/ welche aber klein/ und auf Britannische Art meist von Schilffe mit vollem Winde gelauffen kommen; nach derer Ankunfft die wegen des Brandes sich zerstreuenden Schiffe der Nordmänner wieder zusammen zohen/ und bey so vortheilhafftem Winde einen neuen Angrief thäten. Hingegen wurden die Segel der Cimbrischen Schiffe wie bey der grösten Windstille schlaff/ also daß sie sich weder regen noch wenden konten/ da doch die Norwegischen/ Thulischen und Orcadischen Winde volle Segel behielten. Dieses erregte unter denen von ferne zuschauenden Svionen ein grosses Schrecken/ welche uns versicherten/ daß diese Nord-Völcker durch Zauberey gewisse Schiffe unbeweglich machen könten; worwider nichts als das monatliche Geblüte von Jungfrauen/ wenn darmit Maste und Segel bestriechen würden/ hülffe. Hingegen wüsten sie durch Auflösung dreyer Knoten so grausame Stürme zu erregen/ daß alle Schiffe sich umkehren und zu Grunde gehen müsten. Die Cimbern thaten zwar eine geraume Zeit ihr euserstes/ ihrer viel umarmten auch die Mast-Bäume/ wendeten sich behende gegen das Hintertheil der Schiffe/ darauf das Bild ihres Gottes Odin/ wie bey andern Völckern der Isis/ Minervens/ Cybelens/ des Apollo/ Neptuns/ des Castors/ Pollux und anderer vermeinten Schutz-Götter aufgethürmet stand/ aber endlich war doch die Zauberey ihrer vermeinten Andacht und Tapfferkeit überlegen/ und muste der für Zorne schäumende König Frotho aus der Noth eine Tugend machen/ und sich noch des nahen Ufers zu seinem Hafen/ seiner flachen Schiffe aber zu einer Brücke ans Land zu setzen bedienen/ seine Schiffe also dem Feinde und Feuer zur Beute überlassen. Bey welchem Unglücke denn noch diß das gröste Glücke war/ daß König Frotho ein etwas flaches und zum Aussteigen geschicktes Ufer am Rücken und die Tieffe des Meeres zum Vortheil hätte. Denn ausser diesem wäre schwerlich ein Bein von seiner mächtigen Schiffs-Flotte entronnen; und der Nord-Welt wie denen Egyptiern/ als ihr König Nectanebus durch Umdrehung gewisser Wachs-Bilder in einem mit Wasser gefüllten Becken so viel im Meere erscheinender Schiffe zu Grunde richtete/ grosses Nachdencken im Kopffe geblieben: Ob das Verhängnüs sich auch zaubrischer Mittel zu Ausübung seiner Schlüsse bediene/ oder ob selbtes mit der Tugend zu schwach sey einem boßhafften Hexen-Meister zu begegnen. Bey dieser Ausfätzung aber stieß dem Könige Frotho die gröste Gefahr zu. Denn weil er mit seinem grossen und fürtreflich-ausgerüsteten Schiffe die andern beschirmte/ und die Ehre der letzte unter den Fliehenden zu seyn behaupten wolte/ ward er durch ein mit Schwefel und Pech gefülltes aber mit einer Königlichen Haupt-Fahne ausgeputztes und vergüldetes Schiff angezündet; also/ daß er/ welcher vorher mit so viel tausend Masten dem Meere beschwer-

beschwer- und schrecklich war/ sich eben so wie der flüchtige Xerxes mit Kummer und Noth auf einem Fischer-Kahne konte ans Land sätzen lassen. Ob nun zwar Frotho derogestalt sich und sein Kriegs-Volck mit wenigem Verluste rettete/ so blieben doch seine dreytausend Schiffe/ außer hundert und siebentzigen/ welche sich zwischen etliche in die See vorgehende Felsen versteckten/ mit einem unglaublichen Vorrathe im Stiche/ daß also dieser Verlust weit über des Xerxes/ welcher nur dreyzehn hundert Schiffe gegen dreyhundert und achtzig der Griechen einbüßte/ zu schätzen war. Nichts desto weniger meinten die Cimbern sehr viel aus diesem Schiffbruche gebracht zu haben/ weil sie ein in Gestalt eines Drachen gebildetes Schiff/ welches doch seines Alterthums halber nichts nütze/ aber weil die Cimbern damit die gantze Erdkugel umsegelt haben solten/ für ein grosses Wunder und Heiligthum gehalten ward/ davon gebracht hatten. Bey welcher Bewandnüs ich mich nach der Zeit nicht wunderte/ daß die Egyptier ihr aus Binsen oder Senden und Dörnern geflochtenes Schiff/ darauf sie alle Frühlinge mit einer lichten Kertze/ einem Ey und Schwefel die Jsis versöhneten/ wie auch das absondere Sonnen-Schiff/ in dessen Hinter- und Vördertheile Osiris auf einem Krokodile riett/ Athen das alte Schiff des Theseus/ welches sie alle Jahr nach Delos/ um solch Eyland zu reinigen/ absegeln liessen; wie auch das Salaminische/ darauf alle Beklagte zum Gerichte fuhren; die Lemnier ihres/ auf welchem wegen der Weiber wider ihre Männer verübten Grausamkeit das von Delos geholete Feuer neun Tage ausgeleschet ward; die Römer das Schiff/ worauf Saturnus in Jtalien/ und das Bild der Götter-Mutter von Peßinnut/ des Esculapius aus Epirus nach Rom kommen war/ Antigonus das dem Apollo gewiedmete Schiff/ darauf er die Ptolomeer bey Laucolla überwunden/ und Sesostris sein aus Zeder-Holtz zweyhundert und achtzig Ellen lang gebautes/ inwendig versilbert/ auswendig vergoldetes und dem Thebanischen Gotte gewiedmetes Schiff für so grosse Heiligthümer aufheben. Hingegen steckten die Nord-Männer auf allen Klippen Freuden-Feuer an/ und feyerten nicht ebenfalls all ihr Kriegs-Volck ans Land zu sätzen. Der Cimbern Unglück aber war/ daß ein langer Meer-Arm uns von ihnen und den Nord-Männern scheidete/ und zum Ubersätzen weder Fahrzeug noch ander Mittel verhanden war. König Erich und Roller ließen daher ihre Kriegs-Hauffen über Hals über Kopff umb diesen See-Arm fortheilen/ um sich mit dem Frotho zu vereinbaren/ dessen Kräfften augenscheinlich denen vom erstern Siege hochmüthig und daher tapfferern Nord Männern/ Finn-Marcken/ Biarmiern und Orcadern unmöglich gewachsen seyn konten. Unter König Erichs Heere war ein Svionischer Riese Argrim/ welcher niemahls im Fechten und Ringen verspielt/ und deßwegen des Unüberwindlichen Nahmen erworben hatte. Dieser hatte bey Nachte denen Norwegern etliche Fischer-Kahne abgezwungen; bot sich also beym Könige Erich aus/ mit hundert auserlesenen Fechtern über den See-Arm zu fahren/ und dem Könige Frotho von ankommender Hülffe Nachricht zu bringen. Diese zohen Norwegische Kleider an/ und weil bey Aussätzung der Feinde es ziemlich verworren hergieng/ kamen sie durch das Lager der Biarmier glücklich durch/ biß sie zuletzt von der Nord-Männer Vorwache erkennt und aufgehalten wurden. Aber diese hundert Svioner/ derer Riesenstärcke sich durch stete Ubung mit Geschickligkeit vermählt hatte/ schlugen sich durch zweytausend Nordmänner so männ- und glücklich durch/ daß ihrer nicht mehr als zwey im Stiche blieben/ und wenige verwundet wurden/ dahingegen zweyhundert Feinde ins Graß bießen und ihrer noch mehr fast tödtlich verwundet wurden. Denn Argrims und seiner Gefärthen Streiche

durchdrangen alle Pantzer/ zerspalteten alle Schilde/ und zermalmeten alle Waffen. König Frotho war über dieser wenigen Ankunfft so sehr erfreuet/ als wenn ihm König Erich ein gantzes Heer zu Hülffe geschickt hätte. Denn die Nord-Männer waren so sehr bestürtzt/ als beschämt/ daß eine solche hand-voll Volckes durch ihr Heer gedrungen war; die von dem unglücklichen See-Treffen erschrockenen Cimbern kriegten wieder ein Hertze/ und wegen vertrösteter Ankunfft der Svioner grosse Hoffnung. Aber nachdem selbigen Tag und gantze Nacht Torismund alle seine und der Hülffs-Völcker Macht aus den Schiffen gebracht/und mit Haralds und Hilderichs zwey Heeren vereinbart hatte/ rückte er ohne einige Lufft-schöpffung mit anbrechendem Tage gegen die Cimbern an/ in Hoffnung eher dieser Meister zu werden/ ehe die Svionen zu den Cimbern stossen könten. Frotho hätte zwar gerne die Schlacht vermieden/ aber er konte auf einer Seite wegen eines steilen Gebürges/ auf der andern wegen des Meeres nicht weichen/wenn er aber die dritte offene erkiesete/ konte er mit leichter Müh und geringer Macht von denen erwarteten Svionen gar abgeschnitten werden. Diesem nach muste er/ ob der Feind schon noch mehr als zweymahl so starck war/ entschlüssen zu schlagen. Er ließ daher seine Feld-Obersten sein Heer eilends in Schlacht-Ordnung stellen; wieß selbtem am Rücken Meer und Klippen/ und also bey abgeschnittener Flucht die Nothwendigkeit ritterlich zu fechten/ oder zu sterben. Insonderheit hielt er ihnen ein: daß die Zauberey auf dem festen Erdbodeme keine Winde knipffen/ und der/ welcher sich mit so schwartzen Künsten behülffe/ kein Hertze haben könte. Weil er sich aber gleichwohl so vielfältig übermannet sahe/ stellte er seine Schlacht-Ordnung in einen zwischen den Klippen und dem Meere gelegenen Winckel/damit der Feind ihn nur an der Stirne antasten/ und mit seinen ausgebreiteten Flügeln nicht umgeben konte. Dieser Vortheil war das einige Mittel zur Verhindernüß/ daß nicht das gantze Cimbrische Heer in die Pfanne gehackt ward. Denn nach dem Torismund durch die Finnmarcken/ Biarmier/ Orcader und Thuler/ welche Nord-Völcker kein Saltz essen/ und deßwegen an Geschwindigkeit ihres gleichen nicht haben/ die Cimbern neun Stunden lang abgemattet hatte/ daß das dritte Theil entweder wegen empfangener Wunden oder Müdigkeit nicht mehr die Waffen halten konte/ führte er/ und Harald allererst die frischen Nordmänner an/ welche so wohl ihrer angebohrnen Tapfferkeit halber/ als weil ihr Siegs-Preiß die Freyheit/ ihr Verlust die Dienstbarkeit nach sich zoh/ alle eusserste Helden-Thaten ausübten. König Frotho hingegen behertzigte/ daß es um sein Heer/ sein Leben/ seine und der Cimbern Ehre/ ja wohl gar um ihr Reich zu thun wäre/ und daher versprach er alle gemeine sich tapffer haltende Knechte zu Edelleuten/ alle Edle zu Rittern zu machen/ die Ritter mit Lehnen und Ehren-Aemptern zu versorgen/ einem ieden fürs Vaterland sterbenden aber ein steinern Grabmahl mit einer ihn verewigenden Lobschrifft aufzurichten. Er selbst war auch mehr mit seinem Beyspiele als mit Worten ein Anführer der Seinigen/ von denen dieselben sich für die schönsten hielten/ welche für Staub und Blute unkenntlich waren. Er führte/ nach der Cimbern Art/ auf seinem Helme einen Löwen mit aufgesperrten Rachen/ aber er war es selbst mehr im Gemüthe und an Thaten. Nach dreyen Stunden brach endlich Therismund wie ein starcker Eber/ dessen Bild seinen Helm krönte/ durch die Netze durch/ und brachte der Cimbern lincken Flügel in Verwirrung/ nach dem dessen Häupter/ Ranzau/ Ahlefeld/ Seestädt und Göldenstern gefallen waren/ und er/ welcher diesen Tag sich zum Nordischen Zepter würdig machen muste/ wie ein Blitz alles/ was ihm in Weg kam/ zermalmete.

mete. Dieses verursachte kein geringes Schrecken / weil bey den Cimbern nicht wie bey den Römern und Egyptiern der rechte/sondern der lincke Flügel eben so wohl als bey den Thebanern den Vorzug hatte/nach dem sie bey Leuctra die Spartaner mit dem lincken Flügel zu erste getrennt hatten. Daher auch die von Athen in ihrem mit den Lacädemoniern aufgerichtetem Bündnüße ihnen die Ehre vorbehielten allezeit den lincken Flügel zu führen. Frotho/ welcher im Hertzen des Heeres alles ordnete / ließ den rechten Flügel unter der Auffsicht Uhlefelds/ Hoegs/ Munck und Rosen-Krantzes/und eilete mit hundert zu seiner Leib-Wache erwehlten Cimbrischen Rittern denen Nothleidenden zu. Des Königs Gegenwart gab nicht nur denen noch kämpffenden/ sondern auch denen verzagten ein neu Hertze/ wie die Sonne der etliche Monat verfinsterten Nord-Welt ein neues Leben. Die vorhin weichenden/ welche die Ritter Split/ Goze/ Dure/ Hube/ Schawgard/ Baggen/ Rosengard/ Totten/ Rannow/ Krimpen/ Must/ Griß/ Normann/ Brune/ Laxmann/ Duram/ Falcken/ Matre/ und andere Hauptleute/ kamen nun wieder zu Stande/ sonderlich als sich Frotho selbst an Thorismund rieb. Jener hatte mit sich selbst schon einen Bund gemacht / auch mit seinem Tode zu bekräfftigen/ daß niemand würdiger wäre / als er die streitbare Mitternacht zu beherrschen; und Thorismund hatte ein Gelübde gethan diesen Tag seinem Leben ein Ende / oder seiner Herrschafft einen ruhmwürdigen Anfang zu machen. Beyde verdienten die gantze Welt zu Zuschauern ihrer Tugend und Geschickligkeit zu haben/ und ihre um sich habende Ritter fochten gegen einander so verbittert/ als wenn sie alle Nordländer Volck loß zu machen sich verschweren / oder der Himmel sie als Werckzeuge zu Ausrottung des menschlichen Geschlechtes erkieset hätte. Eine Stunde und länger tauerte diese Hitze/als Ulpho mit dreyhundert aus den Nordmännischen Riesen außerlesenen Fechtern dazu kam / und des Frotho Leib-Wache grösten Theils fürnehmlich die Ritter Bodde / Peldessen / Reuter / Schwabe / Sandbarch/ Gram/ Lucke/ Ugrup/ Spegel/ Bammelberg und Rosenspart aufrieb / dem Thorismund auch einen Vortheil machte / des Königs Frotho drittem Pferde an beyden Hinterschenckeln die Spann-Adern zu zerhauen / daß es mit ihm Knall und Fall zu Bodem stürtzte. Dieses verursachte bey den Cimbern ein jämmerliches Mord-Geschrey / aber statt des Schreckens einen verbitterten Vorsatz nun nicht mehr ihren König zu überleben/ sondern nach ausgeübter Rache ihm ihr Blut zu opffern. Es war erbärmlich die Raserey und Zerfleischung um den gefallenen Frotho anzuschauen/ indem die Nordmänner ihn zu fangen / die Cimbern besonders Gruppe/ Duram/ Walckendorff/ Schramm/ Paßberg/ Below/ Hardenberg und Ulstand ihn oder wenigstens seine Leiche zu retten fast übermenschliche Arbeit thäten. Diese grieffen und lieffen gleichsam blind in die schärffsten Schwerdter/ in die spitzigsten Spiesse / um nur ihre Leichen zum Schilde ihres Königs an zu gewehren/und alle kriegten eine zweyfache Seele/ als der verwundete Frotho unter dem Pferde und den Leichẽ wieder herfür und auf die Füsse kam. Alleine Frotho gerieth bald wieder ins Gedränge der Riesen / und wäre weder von ihm noch seiner Leib-Wache ein Gebeine davon kommen/wenn nicht zu rechter Zeit der Riese Argrim mit seinen Gefärthen Ofren / Podebußen/ Uren / Blick/ Galle / Faßi / Daac / Ruten / Wolde / Spar/ Falster/ Worm/ und Bockbeld darzu kommen wäre / und weil er mit seiner Streitkolbe alles zerschmetterte / die Norwegischen Riesen auch gegen ihm ohnmächtige Leute waren/ den Einbruch des Feindes verhindert/ und dem Könige Frotho wieder auf ein neues Pferd geholffen hätte. Weßwegen auch der König den streitbaren Argrim versicherte; daß er sich auf drey ihm

ihm beliebige Ansuchungen keiner abschläglichen Antwort versehen solte. Unterdessen aber trennte Harald/ nach dem Jensen/ Banner/ Luck/ Krusen/ Kwitrow/ Standbeck und andere tapffere Hauptleute gefallen waren/ auch den rechten Flügel/ und ward das Cimbrische Heer einem allenthalben baufälligen Hause gleich/ welches wegen verfaulter Schwellen und Säulen mehr keine Stütze leidet. König Frotho und Argrim eilten mit den Rittern Beck/ Kragge/ Achsel/ Regel/ Wittfeld/ und Appelgard diesem Einbruche zu Hülffe/ hiermit gerieth der lincke Flügel wieder in Unordnung. Mit einem Worte/ alles schien nun über einen Hauffen zu gehen/ Tugend und Tapfferkeit unfruchtbare Wehen zu seyn/ als der Himmel/ welcher insgemein am sichtbarsten zu helffen pflegt/ wenn man an allen andern Mitteln verzweiffelt/ wieder aller Menschen Hoffnung sich der Cimbrischen Tugend erbarmte. Denn die aus der See sich empor-ziehenden Wolcken machten die Lufft kohlschwartz/ den übrigen Tag zu Nachte/ daß man gleichsam blind/ ohne wenn es blitzte/ einander ins Gesichte grieff/ und niemand seinen Feind vom Freunde erkennen konte. Bald darauf fielen Schlossen zweymahl so groß als Tauben-Eyer/ welche denen Nordmännern gerade ins Gesichte schlugen/ gleich als wenn das Verhängnüß sich nunmehr selbst auf die Cimbrische Seite geschlagen hätte/ und sich an den Nordmännern die vorher gegangene Zauberey abzustraffen ausgerüstet hätte. Thorismund und Harald hielten zwar diesem Ungewitter eine ziemliche weile aus/ um nicht das Ansehen und die Schande der Flucht auf sich zu laden/ sondern vielmehr durch ungemeine Wercke der Nordmänner Reue vorzukommen/ daß sie zu ihren Häuptern wären erwehlet worden. Aber es ist mehr eine thörichte Verstockung/ als Großmüthigkeit/ dem Hagel die Stirne bieten/ mit dem Xerxes das Meer peitschen/ die Wellen fässeln/ mit den Scythen dem Nord-Winde Krieg ankündigen/ mit den Riesen den Himmel stürmen wollen. Denn das Ungewitter wuchs mit den Schlossen/ und die Nordmänner hatten so wohl Noth als die Cimbern Zeit/ sich statt feindlicher Pfeile und Schwerdter mit ihren Schilden für dem Geschooße der Wolcken zu decken. So bald dieser Sturm überhin war/ ließ König Frotho insgeheim durch seine Obersten und Hauptleute den Abgang seines Volckes erkundigen/ welcher sich auf dreyßig tausend belieff/ und er selbst besuchte die Verwundeten/ und machte Anstalt zu ihrer Verbindung/ wiewohl im gantzen Heere nicht hundert Kriegs-Leute unverwundet waren/ welche auch deßwegen/ gleich als es ihnen eine grosse Schande wäre ohne dergleichen Ehren-Maal zu seyn/ nicht wenig beschämt waren. Auf der andern Seite waren ihrer nicht weniger blieben/ aber meist nur von denen im Anfange der Schlacht angeführten Hülffs-Völckern. Diesem nach Thorismund mit anbrechendem Tage seine Biarmier/ Finnmärcker und Oreader schon wieder in Schlacht-Ordnung stellte. Dieses jagte denen Cimbern ein so grosses Schrecken ein/ daß König Frotho und Argrim weder mit bitten/ dreuen/ noch beschweren ihre vorhabende Flucht zu hindern vermocht hätte/ wenn nicht Frotho durch einen falschen Boten den Cimbern weiß gemacht hätte/ daß in ein oder zwey Stunden König Erich und Roller mit ihrer gantzen Reuterey auf dem Kampff-Platze stehen wolte. Hiermit liessen sie sich bereden zu stehen/ und eine neue Schlacht-Ordnung zu machen. Torismund schickte hierauf einen Herold an Frotho/ und ließ ihm und allen Cimbern das Leben anbieten/ da sie alle sich gefangen/ und Frotho für ieden Kopf ein Pfund Silber/ für sich aber tausend Pfund Goldes geben wolte. Alle Cimbrische Kriegs-Obersten knirschten zwar über diesem schimpflichen Vortrage mit den Zähnen/ aber die gemeinen Knechte wiesen ihnen ihre verstümpelte Glieder/ ihre aufgäh-

nende Wunden/ und das augenscheinliche Unvermögen/ dem sie so vielfach übermannenden Feinde zu begegnen. Diesem fiel endlich Rugo/ ein Hauptmann bey/ welcher sagte: Es liesse sich wohl prächtig hören/ und wäre auch an sich selbst was grosses/ fürs Vaterland sterben/ aber nur so denn Lebens werth/ wenn dem Vaterlande durch unsern Tod geholffen würde; Ohne dieses Absehen wäre es mehr eine tumme Raserey/ hingegen rühmlicher mit denen zwischen den Caudinischen Berg-Engen eingeschlossenen Römern und dem Bürgermeister Lentulus halb nackt unter der Samniter Joch gehen/ und sich vom Feinde verspotten lassen/ wenn des Vaterlandes Heil nicht ehrlicher erhalten werden könte. In diesem hier eingesperrten und auf der Schwelle des Untergangs stehendem Heere aber bestünden die Kräfften/ und die Wolfahrt des Cimbrischen Reiches. Daher müste man dieses mit jenem aus dem Schiffbruche retten/ es geschehe gleich mit Ehre oder Schande. Bey dieser gefährlichen Verwirrung/ da es weder einem noch dem andern abzulegen thulich/ auch mehr auf kluges Thun als tieffsinnige Uberredung zu dencken war/ machte der nicht weniger schlaue als hertzhaffte Frotho durch Ergreiffung eines rothen Schildes/ welcher bey diesen Völckern ein Zeichen des Friedens ist/ dem Herolde Hoffnung den Vergleich einzugehen/ da Torismund die unerschwingliche Grösse des Löse-Geldes mässigen/ und sich mit der Helffte vergnügen wolte. Sintemahl die Würffel des Glückes noch auf dem Teppichte lägen/ und Gott ins gemein die sich überhebenden Sieger zu stürtzen Lust hätte. Denn ob er zwar ehe sich würde in tausend Stücke haben zerhacken lassen/ als sich durch so schändliche Kleinmuth verstellen/ so hielt er es doch für einen Streich der Klugheit/ und daß es der Tugend so wenig abbrüchig wäre/ seine Tapfferkeit mit einer Larve der Zagheit verhüllen/ als der Natur unanständig/ wenn sie die reinesten Diamanten mit rauhen Schalen umgäbe. Diese im Kriege zuläßliche List/ wenn man nur nicht wider gegebene Treu und Glauben handelt/ gieng ihm auch durch Uberschickung dreyhundert Pfund Goldes so glücklich an/ daß er damit zwey Stunden Zeit gewaan. Denn ob zwar ein hochmüthiger Feind sich durch Demuth nicht besänfften/ noch durch Gaben stillen läßt/ sondern je mehr man ihm weichet und nachgiebt/ je mehr er uns auf die Zähen tritt/ und darzu bey den Nachbarn als ein ohnmächtiger oder furchtsamer Freundschafft und Ansehen verlieret/ und daher ein kluger Fürst nichts sorgsamer als seine Schwäche durch hertzhaffte Anstalten zu verdecken hat/ so verstand Frotho doch gar wol/ daß ihm/ seinen Feind eine Zeitlang vom Leibe zu halten/ offt ein unschätzbarer Gewien/ und eine Stunde um tausend Pfund Goldes erkauffen/ mehrmahls nicht zu theuer sey. Denn mitler Zeit ward diß/ was Frotho getichtet hatte/ wahr/ indem sich auf dem nechsten Hügel Svionische Reiter sehen liessen/ und die Ritter Brahe und Oxenstirn mit zwey tausend Pferden zu den Cimbern stiessen. Wiewol nun diese wegen Müdigkeit zum Fechten wenig geschickt waren/ und die Cimbern/ welche ohne diß an Reiterey den grösten Mangel liedten/ ihnen mit so wenigem Volcke schlecht geholffen zu seyn/ noch auch/ daß die übrige Reiterey mit dem gantzen Fuß-Volcke/ welches Wechsels weise mit den Reitern die Pferde gebraucht hätte/ bald dar seyn würde/ glaubten; so brach doch König Frotho nunmehr seine schimpfliche Handlung glatt ab/ und ließ dem Torismund bedeuten: daß er ohne verlaubten frey- und sicheren Abzug ihm für verlangtes Geld und Silber seine Heer-Spitzen zeigen wolte; hingegen beredete er seine Cimbern/ daß Torismund zwar die Helffte des anfangs geforderten Löse-Geldes annehmen/ aber jeder Cimber wider die Nord-Männer sein Lebtage einen Degen zu zücken schweren/ der ihm nicht unterthänig bleiben wolte; ein Ver-

[illegible]

müste abschneiden lassen/ um auf widrigen Fall die Meineydigen zu erkennen. Wie nun den Tag vorher sie die Einsperrung des Meeres und der Klippen zu so verzweiffelter Gegenwehr gezwungen hatte; so sehr und noch mehr verbitterte sie diesen Tag die zugemuthete Schande. Denn diese zwey Dinge sind die schärffsten Waffen/und die eussersten Wetzsteine der Tapfferkeit; welche zwey hefftigste Versuchungen des Leibes und der Seele König Frotho ihm nunmehr gewaltig nütze zu machen wuste; denn er feuerte ihre Regung durch seine Beredsamkeit zur rechten Zeit an und erzehlte; daß Claudius Pontius auf die Noth wider die unversöhnlichen Römer zu fechten nur nicht eine eitele Hoffnung des Sieges/ sondern die würckliche Besiegung eines viel mächtigern Feindes gegründet/ daß die eingesperrten Vejenter aus mangelnder Gelegenheit zu fliehen/ den Cajus Manlius mit seinem Römischen Heere erschlagen hätten. Aller Krieg aber würde durch die Noth gerechtfertigt/ und diß wären gesegnete Leute/ welche nur auff heilige Waffen nicht der Feinde Gnade zu bauen hätten. Alleine die Furcht gienge nur niedrige Gemüther an/ welchen von der Noth die Waffen abgenöthigt/von der Schande aber nur eine Röthe abgejagt würde. Hingegen wäre die Ehre nach ihrer Geburts-Art der Cimbern Augapffel/ welchen anzurühren/ weniger durch Schande versehren zu lassen/ sie gantz unleidlich wären. Nunmehr aber wäre es nicht um einzeler Cimbern/ sondern um des gantzen Volckes Unehre zu thun/ mit welcher der hochmüthige Torismund auf einen Tag sie bebrandmahlen wolte. Alle/ welche nun nicht sich des Cimbrischen Nahmens und ihrer Ahnen durch tausend Siege in die Welt ausgebreiteten Ruhmes unwürdig machen wolten/ solten nun selbst urtheilen: Ob es rathsamer sey in Schande und Dienstbarkeit leben/ als mit Ehren sterben? Weil alle Weisen zumahl wol verstünden; daß die unsterblichen Götter den Tod über die Menschen nicht als eine Straffe/ sondern als eine Nothwendigkeit der Natur/ als eine Ruh von Arbeit und Elend verhangen hätte; und ihrer viel darnach vergebens seuffzeten/was sich ihnen mit Gewalt und zu grossem Ruhme einnöthigte. Diese Rede tilgete in den Cimbern alle Empfindligkeit ihrer Wunden/ verjagte aus ihren Hertzen alle Furcht/ und zündete in ihnen eine solche Begierde zum Kampffe an/ daß sie/ welche vorher die kleinmüthigsten gewest waren/ das Zeichen den Feind selbst anzugreiffen verlangten. Frotho riet selbst durch alle Hauffen seines Kriegs-Volckes/ stärckte selbtes in seinem tapfferen Versatze/ und befahl: daß/ wenn er rothe Röcke auf Lantzen würde empor stecken lassen/ solten sie Fuß für Fuß gegen den Feind rücken/ und nur das erste Glied seine Pfeile und Geschooß abdrücken/ die andern aber/ biß der Feind sich verschossen hätte/ zurück halten/und so denn ihr bestes thun. Wormit aber Torismund noch einige Zeit verspielen/ und des Königs Frotho Absehn so viel weniger ergründen möchte; schickte ihm dieser selbst einen Herold / nebst dreyen Rittern Biorn/ Strenge und Kastorp um zu vernehmen: Ob er den Cimbern einen freyen Abzug ohne Lösegeld willigen wolte. Torismund / welcher Nachricht erlangt hatte/daß König Erich durch Bestechung einiger Nordmänner einen kürtzern Weg gefunden / auch durch täg- und nächtliche Forteilung sich ihnen bereit sehr genähert hätte/ergrieff die vortheilhaffte Gelegenheit mit beyden Händen sich eines Feindes zu entbürden/ um dem andern desto besser gewachsen zu seyn / weil ihn zumahl des vorigen Tages Schlacht gelehrt hatte: daß es rathsamer wäre einem behertzten Feinde zum Entkommen eine güldene Brücke zu bauen/ als selbten durch derselben Abbrech- und Abschneidung der Flucht zur Verzweiffelung zu bringen. König Frotho/ welcher inzwischen noch vier tausend Finnische

und Gothische Reiter in Rücken bekommen hatte/ ließ in seinem Heere drey rothe Röcke und zugleich drey gläntzende Schilde auf Lantzen fürtragen/ und rückte mit niedergeschlagenen Waffen Fuß für Fuß gegen die Nord-männer/ wormit man in Nord wie bey den Indianern mit entgegen getragenen Bechern/ und der auf dem Sonnen-Altare angezündeter Fackeln/ bey den Griechen mit Verhüllung ihrer Häupter/ oder Oelzweigen/ bey den Römern mit Versteckung der Häupter unter ihre Schilde/ bey den Galliern und Hispaniern mit Ausbreitung der Armen/ bey den Persen mit Vortragung Brodt und Wassers/ bey den Spartanern mit Niederlegung der Schilde/ und Darreichung grünen Grases/ oder Kräuter seine Ergebung anzudeuten pflegte. Torismund nahm diß/ seiner Landes-Art nach/ für ein Zeichen des Friedens und der Demüthigung an; aber Frotho verstand diß nach der Auslegung anderer Völcker. Sintemahl so wohl bey den Römern/ bey den Carthaginensern und Illyriern ein rother Rock/ als bey den Lysandern ein aufgesteckter Schild/ bey den Persern aber das in einen Chrystall verschlossene Bild der Sonne über dem Zelte des Königes das Zeichen der Schlacht war. Torismund ward über diß noch dardurch hinters Licht geführt/ daß im gantzen Cimbrischen Heere Frotho weder Paucken schlagen/ noch einiges Horn blasen/ viel weniger nicht den Ertztenen Ochsen empor tragen ließ/ welcher bey den Cimbern/ wie bey den Römern anfangs ein Gebund Heu/ hernach ein güldener/ und unter dem Marius ein silberner Adler/ bey den Persen ebenfalls ein Adler von Golde oder das ewige Feuer/ bey den Atheniensern die Nacht-Eule/ bey den Thebanern ein Sphynx/ bey den Einwohnern des Egeischen Eylands eine Meertaube/ dem Eumenes der Ceres und Alexanders Bild/ dem Craterus und Neoptolemus Minerva/ dem Cyrus ein güldener Hahn/ dem Osiris ein Hund/ dem Porus das Bild des Hercules/ den Indianern Paucken und Glöcklein/ den Egyptiern und Deutschen allerhand Thiere/ die Kriegs-Fahnen waren. So hatten sich auch die Cimbern nicht so ausgeputzt/ und gekämmet/ wie sie sonst bey vorhabender Schlacht eben so wohl als die Spartaner zu thun gewohnt waren. So bald nun die Cimbern denen Nordmännern das blaue in Augen sehen konten/ ergrieffen die förderstẽ Glieder ihre Bogen und Wurff-Spisse/ und weil ieder seinen Mann wohl gefaßt hatte/ fehleten wenig Schüsse. Die darüber verbitterten Nordmänner grieffen hierauff alsofort zu ihrem Geschoos/ aber weil selbte mehr ihr Zorn als Vorsicht in grosser Unordnung abdrückte/ hingegen die Cimbern mit ihren theils aus Baum-Rinde/ theils aus Bretern wäßrichter Bäume/ theils aus Wieten geflochtenen und mit Leder überzogenen Schilden sich gleich als mit einem Gewölbe überdeckten/ that der ungestüme Hagel ihrer Pfeile den Cimbern wenig Schaden. Als sie sich nun verschossen hatten/ überschneieten die hinteren Glieder der Cimbern sie eine gute Stunde mit ihrem Geschoeß unaufhörlich/ weil ein Glied das ander immer fort ablösete; so daß die Nordmänner weder die andern Waffen brauchen/ noch die Kriegs-Befehlhaber ihre Untergebenen zum Gehorsam und Gefechte bringen konten. Als nun die Cimbern mit unsäglichem Schaden ihrer Feinde die Köcher geleeret hatten/ grieffen sie zu den Schwerdtern und Streit-Kolben/ so daß gegen dieser Zerfleischung das erste Gefechte nur ein Kinderspiel gewesen zu seyn schien. Torismund und Harald schäumten für Grim̃e/ verfluchten nicht weniger ihre Einfalt/ als die Arglist der Cimbern/ dräuten den Furchtsamen/ tödteten selbst etliche Flüchtigen/ ermahnten die Tapfferen/ und musten um die weichenden Biarmier und Finn-Märcker nur wieder in Stand zu bringen den Kern seiner Nord-Männer für sie an die Spitze stellen/ da sie doch sonst eben

eben so wol als die Römer ihre ältesten Kriegs-Leute in die letzten/ die Neukömmlinge aber in die ersten Glieder zu stellen pflegten. Weil aber diese feindliche Macht wol dreymal so starck als die Cimbern waren/ kam es in weniger Zeit nach Verrauchung des ersten Schreckens zu einem gleichen Gefechte: Gleichwol aber ward Torismund selbst nicht wenig bestürtzt/ daß sein Pferd auf gleicher Erde strauchelte/ weil es sein Volck für ein böses Zeichen annam. Daher er sich gegen der Sonne wendete/ und/ um alles Unheil abzuwenden/ sie anbetete. Wie er nun durch diesen Aberglauben alles widrige abgelehnt/ ja gleichsam einen erleuchteten Verstand überkommen zu haben vermeinte/ also ertheilte er seinem Heere Befehl/ sich um die aus ihrer vortheilhafften Enge des vorigen Tages herfür gerückten Cimbern an beyden Flügeln auszubreiten/ daß er sie mit seiner Schlacht-Ordnung wie eine Sichel umgab/ und nach einer Stunde derogestalt ins Gedrange brachte/ daß sie sonder Zweiffel in offene Flucht gediegen wären/ wenn die vorwärts und auf beyden Seiten angegriffenen/ und derogestalt einander den Rücken wendenden Cimbern/ zum Fliehen Platz gehabt/ oder die bey dem Kriegs-Geräthe gelassenen mit zerstreuten Haaren nicht ihnen in Rücken gekommenen Weiber sie mit jämmerlichem Geheule und empfindlichen Schandflecken zum Fechten angefrischt hätten. Sintemahl die Cimbern eben so wol als für Zeiten Bacchus/ die Triballer und Persen ihre Weiber als die wehrtesten Pfänder ihrer Tapfferkeit mit sich ins Feld zu führen/ und sie zu denen Kriegs-Zeichen zu stellen pflegten. Ja Frotho hatte auch der besorgten Flucht noch durch ein ander Mittel vorgebeugt/ indem immer tausend und tausend mit eisernen Ketten umschlossen waren/ und also keiner aus seinem Kreisse weichen konte. Alleine hierdurch ward gleichwol die Cimbrische Reiterey/ welche sich nicht eines wenden konte/ unbrauchbar gemacht/ und weil ohne diß die keckesten und fürnemlich Bing/ Weyfert/ Schelen/ Holcke und Friesen das Leben/ die Hertzhafftigsten die Hoffnung eingebüßt hatten/ gieng bey nahe alle gute Anstalt verlohren/ und ein und ander Theil der Schlacht-Ordnung übern hauffen/ ja Frotho selbst/ welcher alle Lücken mit seiner Gegenwart ergäntzen wolte/ wäre durch Haralds Reiterey von seinem Heere abgeschnitten worden/ wenn nicht der Riese Argrim/ welcher vom Könige diesen Tag nach des Ritter Trolles Tode zum Hauptmann seiner Leibwache gemacht war/ durch die brausenden Pferde und ergrimmten Feinde seinem Fürsten zu jedermanns Erstaunung einen Weg gebähnet/ und zugleich die vom Könige Erich voran geschickten/ und noch zur Zeit zum eusersten Stichblatte gehaltenen sechs tausend Reiter denen Nord-Männern mit grausamem Geschrey in die Seite gefallen wären/ welches das Gethöne beyder streitenden Heere überschallete/ und grösser war/ als man von zehnmahl so viel Menschen hätte muthmaßen können/ zumahl sie zugleich ihre Schilde an einander wetzten/ und nicht wie die Römer aus einem gleichstimmigen; sondern wie die Deutschẽ/ Gallier und Mohren aus dem allerverstimmtesten und ungeheuersten Geschrey ihnen ein glückliches Ende der Schlacht einbildeten/ und deßwegen ins gemein auch der Weiber Geheule untermischten. Torismund ward durch diesen Anfall wenig bekümmert/ weil die Cimbern schon derogestalt umzüngelt waren/ daß ohne diß die Reiterey sie vollends zu bestreiten nicht Platz hatte/ und es mit ihnen grösten theils gethan/ hingegen es ihm unmöglich zu seyn schien/ daß das gantze Svionische Heer und sonderlich das Fuß-Volck diesen Tag schon vorhanden seyn könte. Er sätzte daher dem Brahe und Steinbock zwölff tausend Reiter entgegen/ und ließ sein halbes ohne diß zum Fechten nicht nöthiges Fuß-Volck gegen selbige Seite eine neue Schlacht-Ordnung/ welche nun mit der erstern gegen die Cimbern ein Dreyeck mach-

te/stellen. Welche sich wie ein halber Mohnde krümmete/ und diese hand-voll Volckes eben so wol als die Cimbern umarmet hätte/ wenn nicht König Roller mit zwölfftausend Pferden/ jedes mit zwey Männern besätzt ankommen wäre. Denn weil die Deutschen und andere Nordländischen Reiter allezeit ein oder zwey Bey-Pferde zu führen pflegten/ daß sie bey des einen Ermüdung abwechseln konten; kam dieses zu schleuniger Beförderung des Fuß-Volckes auch hier dem Könige Roller und Erich mercklich zu statten. Dem Torismund schoß hierüber zwar das Blatt/ als er nunmehr zwölfftausend neue Reiter/ und eben so viel abgesprungene Fuß-Knechte gegen ihm eine neue Schlacht-Ordnung machen sahe. Aber/er verstellte diß aufs möglichste/ redete seinem Volcke ein Hertze dadurch ein: daß sie zwar die von Müdigkeit schon entkräfften Svionen zu erschlagen wenig Mühe/ aber doch wegen Menge der überwundenen Feinde desto grössere Ehre erwerben würdē. Wiewol nun freylich diese Völcker/welche in dritten Tag weder Schlaff noch Ruhe genossen hatten/ nicht wenig abgemattet waren / so munterte sie doch die Noth zu fechten/ das Beyspiel ihres Königs und die Begierde zu siegen so auf; daß auch die wachsamsten Völcker die denen Deutschen und Nord-Einwohnern wegen ihrer langen Nächte beygemäßene Schlaffsucht schwerlich geglaubt hätten. Denn sie hielten auf dieser Seite die Schlacht in gleicher Wage/ ungeachtet bey den Cimbern noch alles in schlechtem Zustande/ König Frothe und Argrim harte verwundet/ und mit dem meisten Cimbrischen Adel mehr als die Helffte des Heeres erleget war. Alleine die Ankunfft König Erichs mit dem gantzen Svion- und Gothonischen Heere versätzte augenblicks alles in einen bessern Zustand. Denn er schickte dem Könige Frothe alsbald unsern Fürsten Gottwald mit zehntausend Gothen und viertausend Finnen zu/ welcher selbtem andeuten ließ: er möchte tausend oder mehr Schritte weichen/ um seinen frischen Völckern Raum zum Treffen zu machen. Aber Frotho war so hertzhafft oder verzweiffelt/ daß er dem Hertzoge Gottwald zu entbot: Er wolte ehe mit seinen Cimbern biß auf den letzten Mann/ daß von seiner Niederlage niemand die Zeitung nach Hause bringen könte/ auf der Wallstadt todt bleiben/ als ihm bey ankommender Hülffe zu Schande thun/daß er einen Fußbreit dem Feinde weichen solte. Gleichwol aber suchte Gottwald durch einen Umweg ihme Gelegenheit an die die Cimbern umringende Nord-Männer zu kommen/ wordurch denn jene/ welche kaum mehr athemen/ weniger fechten konten/ alsbald Lufft schöpfften. Und war sicher diese Hülffe des Königs Frotho Errettung/ welcher ihm mehr zutraute/als die Mögligkeit ihm enträumte. Sintemahl er kurtz nach seiner vermässenen Antwort vom Pferde gerennet/ umringt/ und schon in der Feinde Händen war/ Argrim aber sonder Athem und Geist/auf der Erde mehr todt als lebendig unter den Leichen lag. Das hierüber erwachsende Jammer-Geschrey der Cimbern gab dem Hertzoge Gottwald und mir so viel mehr Sporne daselbst hin/wo der zugleich herunter gerissene küpfferne Ochse die gröste Noth andeutete/zu dringen. Da ich denn sonder Heucheley unserm Gottwald mit Wahrheit nachrühmen kan/ daß die sieghafften Nord-Männer für seinen Helden-Thaten erstauneten/ und der wüttende Harald durch ihn alleine gezwungen ward den gefangenen König der Cimbern fahren zu lassen um sein eigenes Leben zu beschirmen. Inzwischen rückte König Erich noch weiter als Roller fort/ daß er den Nord-Männern gleichsam in Rücken kam. Daher muste Torismund dem die Cimbern drückenden Harald Befehl ertheilen zu weichen/ und die Helffte seines rechten Flügels gegen die Svionen zu schicken/daß sie nicht umringt würden/und sie ihre drey Schlacht-Ordnungen an einander hencken konten. Dieses geschahe gleich

als die Sonne im Mittel des Himmels stand/ aber es schien nun allererst der Anfang der grausamsten Schlacht/ und der Himmel nur deßwegen so schön zu seyn/ weil es auf der Erde so heßlich hergieng/ wormit die Natur nicht auf einmahl eine so greuliche Gestalt bekäme. König Erich unterließ nichts/ was eines klugen und tapfferen Heerführers Ampt war/ Egther der Biarmier und Tegill der Finnmärcker König machten ihm mit ihrer besondern Art Fechten zwar viel zu schaffen/ indem diesen Völckern es an Kunst die Pfeile abzuschüssen kein anders zuvor thut. Und ob ihre zwar aus Mangel des Eisens nur mit Beine gespitzt/auch sehr lang und breit sind/ so fahren sie doch durch die Schilde/wenn sie nicht auserlesen gut sind. Uberdiß hatten sie im Gefechte nicht festen Fuß/sondern wenn sie ihre Pfeilen oder Wurffspitze angewehret/ wenden sie sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit/und/ wenn sie sich aufs neue gerüstet/ fallen sie den Feind wie ein Blitz wieder an. Ja sie wissen auch so gut als die flüchtigen Parthen mit ihren Pfeilen und Wurff-Spitzen ihre Verfolger zu treffen. König Erich machte daher aus seiner Reiterey einen Ausschuß von denen/die am leichtesten und besten beritten waren/ welche nur darauf wartete/biß sie sich wendeten/ und so denn ihnen in Eisen lagen. Inzwischen gewaan er mit dem Fuß-Volcke and der schweren Reiterey allemahl ein stücke Feld; wordurch die Nordmännische Schlacht Ordnung gantz verrückt und gekrümmet ward; ja sie wären nach einem stündlichẽ Gefechte gar in die Flucht gerathen/ wenn nicht Botwild der Orcader Heerführer auf einer/ und Roderich Torismunds Bruder auf der andern Seite mit zehntausend frischen Völckern sie entsätzt/ und Torismund durch ein ausgesprengtes Geschrey/daß König Frotho gefangen/und ihr käpfferner Ochse erobert wäre/ seinen Hülffs-Völckern neuen Muth gemacht hätte. Denn es ist unglaublich/ was in einer hitzigen Schlacht eine falsche Zeitung oder andere Neuigkeit für Nachdruck und Würckung habe. Der schon in einem Flügel zertrennte Quintius erhielt durch einen ertichteten Sieg des andern Hornes nicht allein die weichenden Römern im Stande/ sondern auch den völligen Sieg wider die Volsker/ und mit denen für Kriegs-Leute ausgerüsteten und hinter einem Berge hervor kommenden Stall-Buben brachte Cajus Sulpicius die Gallier in die Flucht. Aber König Erichs Klugheit zernichtete bald diese Arglist/ wie der König in Indien der Semiramis falsche Elefanten/ derer ausgestopffte Bilder sie mit darunter verborgenen Camelen aufführte. Denn er ließ alsbald durch alle Hauffen sein Volck des widrigen versichern und warnigen: daß man im Kriege nichts dem Feinde/sondern nur seinen Häuptern glauben müste/ und daß es schon ein Bekäntnüs der Schwachheit wäre/ wenn man sich mit Träumen speisete/ und mit Getichten behülffe. Weil nun König Erich mit der Orcadern und Eißländern im rechten/ Hertzog Gottwald mit dem wilden Harald im lincken Flügel verwickelt war/ sätzten in der Mitte König Roller und Torismund/ als um derer Herrschafft und Krone es fürnemlich zu thun war/ einander so hefftig zu/ daß es schiene/ es stritten nicht Menschen/ sondern zwey Heere Bären mit einander. Nach dem nun ihr Kriegs-Volck etliche Stunden einander grausam zur Ader gelassen hatte/ drang Torismund mit seiner aus hundert Fechtern und Riesen bestehenden Leibwache gegen Rollers blaue Haupt-Fahne/ welche die Reiterey/ wie die Rosen farbene das Fuß-Volck leitete/ mit allen Kräfften zu/ nicht so wol sich derselben zu bemeistern/ als daselbst seinen Todfeind König Rollern zu finden. So bald er auch seiner ansichtig ward/ rief er ihm zu: was versteckst du dich Roller? weist du nicht/daß das Hauptwerck mich und dich angehet? meinest du/ daß so viel tapffere Leute um sich unsertwegen zu erwürgen gebohren seyn? hast du die Ehrsucht über die

streitbaren Nord-Männer zu herrschen/ must du deinen Degen nicht so feste stecken haben. Stecket aber dir angebohrne Furcht im Hertzen; warum hast du nicht für der Schlacht von einem Löwen oder Bären das Hertz gessen/ oder sein Blut getruncken/ um nicht so weibisch zu seyn? oder hat dich eine Zauberin eingeschläfft/ so wil ich dir mit meiner Klinge die Schlaffsucht aus den Augen streichen. Halt also nur Stand/ denn wenn du schon des Odin und Hadingus über das Meer lauffendes/ des Bellerophon/ des Marmaridius und Arnuphis durch die Lufft fliegendes Pferd/ Circens und Medeens Drachen-Wagen/ und des Eragonus Artzney/ daß die Schlangen dich nicht stechen könten/ hättest/ wenn du schon von deiner Amme durch Seegen für alle Verwundung wie Hagward/ oder durch Gemsen-Wurtzel wie Melappus feste gemacht/ oder nur wie der von Göttern selbst gehärtete Sigtrug mit güldenen Waffen zu erlegen wärest/ sollst du doch meinen Klauen nicht entrinnen. Denn glaube nur/ daß meine eiserne Streit-Kolbe mehr Gewichte als des Gramus hat/ ungeachtet in selbte kein Gold gegossen ist/ noch eine güldene Kugel daran hängt. Der hitzige Roller dorffte keiner so schimpflichen Ausforderung/ sondern war selbst begierig mit Torismunden anzubinden. Daher er denn seinem Volcke selbst befahl seinem Feinde Raum zu machen. Hierauf fielen diese zwey Könige einander so grimmig an/ daß man daraus schlüssen konte: es mache nichts in der Welt keine grössere Verbitterung/ als wenn man um Kron und Zepter ficht. Kein weisser Nordischer Bär/ kein gelber Libyscher Löwe/ kein fleckichtes Panterthier/ ja keine vergiffte Schlange kan mehr Gifft und Galle auslassen/ als diese zwey wüttende Kämpffer ausschüttete/ kein Stahl der Schilde und Harnische war ihren Schwerdtern zu harte/ und kein verspriegtes Blut der einander beygebrachten Wunden kühlete des andern Rache/ oder hemmete ihr Gefechte. Denn sie hatten die Fühle mit dem Menschen ausgezogen. Das Kriegs-Volck vergaß/ um aus Begierde den Ausschlag zu sehen/ sein eigen Gefechte/ und verwandelte gleichsam bey einem blutigen Stillstande von ihnen kein Auge/ weniger unterstand sich jemand etwas darbey zu thun/ weil die Nord-Völcker ein uraltes Gesätz haben; daß in einen Zweykampff sich niemand mischen/ noch wider den Hercules selbst ihrer zwey fechten sollen. Endlich stürtzte Rollers Pferd; welches Unglück ihm Torismund durch einen geschwinden Streich/ wormit er Rollern den Kopff zerspaltete/ meisterlich zu nütze machte. Torismund fieng hierauf an zu schreyen oder vielmehr zu brüllen: Sieg/ Sieg/ Sieg. Ergebet euch/ leget eure Waffen nieder/ denn keinem Ungewaffneten soll kein Haar gekrümmet werden. Aber die auf Rollers Seite stehenden Norweger und Gothen wurden durch ihres Königes Fall mehr ergrimmet/ als kleinmüthig/ daher sie durch ein ungeheures Geschrey einander zur Rache aufmunterten/ und sich als träge Zuschauer ihres ermordeten Königs verurtheilten/ daß sie sonst in ihren Häusern wie die Füchse in ihren Löchern verbrennet zu werden verdienten/ welches in Mitternacht für die grösste Schande gehalten wird. Diesemnach begonte allhier das Gefechte viel grimmiger als zuvor/ und muste der Ritter Goldenstirna Rollers Stelle vertreten/ dessen Leiche auf einen erhobenen Stuhl gesätzt ward/ um das Kriegs-Volck durch diß erbärmliche Schauspiel so viel rachgieriger zu machen. König Erich hatte inzwischen die Biarmier/ Finn-Märcker Orcader und die Eißländer aus Thule/ welche alle mit weissen Bären-Häuten bedeckt waren/ biß an den Seebusem getrieben/ als er von seines Bruders Tode die betrübte Zeitung bekam; daher ließ er den Orenstirn und Bannier hier das Spiel ausmachen/ weil zumahl die Feinde sich schon auf ihre Schiffe zu flüchten anfiengen.

Er

Er aber eilte mit fünfhundert Edelleuten dem mitleren Leibe ihres Heeres zu/ und ließ ihm noch dreytausend auserlesene Svioner folgen. Wie er es nun daselbst in besserem Zustande fand/ als er besorgt hatte/ trachtete er nur sich an Torismund zu reiben/ welcher auch leicht zu erkiesen war/ weil er wegen seiner Grösse und hohen Pferdes mit seinem Kopffe über alle Nordländer vorragte/ und daher diesem falschen Könige kein geringer Ansehn machte/ als der falsche Philipp unter den Macedoniern hatte. Sintemal die euserliche Gestalt ein grosses Gewichte der Hoheit des Gebitters beylegt/ und daher nicht ohne Ursache in Mohrenland der gröste/ und zu Meroe der schönste zum Könige erhoben wird. Wie nun den König Erich die Rachgier an Torismund zu kommen reitzte/ weßwegen er auch um desto gewisser erkennt zu werden sein vom Helme entblöstes Haupt zeigte/ also verleitete diesen der Hochmuth/ so bald er die Svionische Haupt-Fahne mit drey Kronen als ein Zeichen des anwesenden Königs flügen sahe/ auf Erichen mit gröster Ungestüme loßzugehen. Aber Torismund hatte mit ihm kaum angebunden/ als er erfuhr: daß nicht Riesen-Stärcke sondern geschickte Tapfferkeit den Meister spielte/ und in einer Mutter Schoos zweyerley Kinder empfangen werden könten. Denn ob zwar König Roller ein nicht gemeiner Fürst/ auch mehr durch den Fehler des Pferdes als den eigenen geblieben war/ so war doch zwischen ihm und dem Könige Erich ein so grosser Unterscheid als zwischen einem rechten und einem Stein-Adler. Hierzu kam/ daß Torismund schon von Rollern hefftig verwundet war/ und mit seiner Verblutung viel Lebens-Geister verlohren hatte/ daher ihn mehr seine aus dem Glücke erwachsende Vermässenheit als die Vernunfft in andern Zweykampff verleitete/ darinnen er durch seinen Sieg/ wie jener durch einen Zufall umkam. Denn König Erich sätzte dem sich wie eine Schlange windenden Torismund auf allen Seiten wie ein geschwinder Falcke zu/ und hieb ihm nach weniger Gefechte durch einen so glück- als künstlichen Streich seinen Kopff von den Achseln; entband ihn also seines hochmüthigẽ Gelübdes/ daß er seine geröthete Haare und Bart ihm nicht ehe als nach Erlegung Rollers/ Erichs und des Frotho abnehmen lassen wolte. Mit Torismunds Kopffe entfiel den Nordmännern zugleich das Hertze/ welche/ für wen sie mehr fechten solten/ mit einander nicht eines waren. So ein grosser Unterscheid ist es/ wenn ein rechtmässiger König/ oder ein Rädelsführer der Aufrührer fällt. Denn dort ist der Erbe allezeit gewiß/ hier aber wird die Herrschafft zu einem Zanck-Apffel/ und die ihres Hauptes entblöste Glieder verfallen in Furcht und Zittern. König Erich ließ alsbald zu desto grösserm Schrecken der Feinde Torismunds Kopff auf eine lange Stange spissen/ für welchem sie nunmehr als einem Scheusal flohen/ den sie kurtz vorher als ihren Abgott in Himmel gehoben / und ihm mehr edles Blut als einem ihrer Götter geopffert hatten. Eben dieses Unglücke betraff kurtz darauf den ungeheuren Harald/ welchem/ weil er in der Herrschafft Torismunds Gefärthe seyn solte/ durchs Verhängnüß auch einerley Todt bestimmt war. Denn Hertzog Gottwald gerieth mit diesem Riesen gleicher Gestalt in Zweykampff/ welcher mit seiner Stärcke allen in der Welt überlegen zu seyn glaubte / auch mit seinem stählernen Wurffspisse/ welchen er mit denen ihm an Arm gebundenen Riemen allezeit zurück ziehen konte / in dieser Schlacht über funffzig Cimbern und Gothen getödtet hatte. Dieses mördliche Gewehre aber ward endlich der Werckzeug seines eigenen Todes. Denn als er solches sehr tieff in den stählernen Schild des Hertzog Gottwalds geworffen hatte / daß er es nicht wieder heraus ziehen konte / eilte dieser wie ein Blitz auf ihn zu / und versätzte ihm mit seinem Schwerdte zwischen den Helm und den Pantzer einen so tieffen Streich in Hals / daß

Kopff

Kopff und Leib nur mit weniger Haut an einander hencken blieben. Die Gothen schnitten den Kopff bald vollends ab/ und steckten ihn auf einen nicht kürtzern Spiß. Hiermit giengen alle Glieder der Feinde vollends über einen Hauffen/ und war gleichsam mit einer Hand alles gethan/ so daß es fast keines Fechtens mehr bedorffte. Die noch übrigen Kriegshäupter mühten sich zwar sie dort und dar wieder zu ergäntzen/ und ihnen einzuhalten/ daß es die gröste Thorheit wäre in der Flucht sein Heil zu suchen/ in welcher weniger entkämen/ als fechtende blieben/ weil aber allen die Hoffnung zu siegen/ den meisten der Muth entfallen war/ war alle Anstalt vergebens. Etliche Hauffen warffen auf der Stelle das Gewehre weg / und baten mit gewundenen Händen um Genade. Ob auch wohl das Fliehen bey den Nordmännern halßbrüchiger als beyn Römern war/ hielten es doch die meisten mehr für kein Laster/ und außer wenig Hauptleuten und Geschlechtern/ welche dem Torismund oder Harald mit Blutsfreundschafft zugethan waren/ wolte niemand diese Schande durch einen ehrlichen Tod verhüten/ ungeachtet sie wegen des sie umgebenden Meeres nirgends hin zu fliehen wusten. Denn die Furcht ist allemahl unbedachtsam/ wie die Hertzhafftigkeit vorsichtig. Durch die Flucht derer/ welche der Gefahr am nechsten waren/ wurden auch die angesteckt und mit fortgerissen/ welche gleich noch im Hinterhalte zur Hülffe bestellt und fertig waren. Alleine das Schrecken/ welches der Flucht Ursache war/ war auch derselben Hindernüß/ weil ein ieder der erste seyn wolte/ und also sich einer in andern verwickelte. Hingegen verfolgte König Erich und Hertzog Gottwald die Feinde klüger/ als begierig/ liessen also nichts feindliches hinter sich oder auf der Seite/ sondern die sich ergebenden ließen sie entwaffnet in Verwahrung nehmen; Denn sie wusten wohl/ daß das Meer ihrer Flucht schon selbst einen Riegel fürschieben würde. Endlich geriethen die flüchtigen Nordmänner denen Biarmiern/ Finnmärckern und Orcadern/ welche sich zu denen Schiffen drängten/ selbst in die Haare/ welches das eusserste Unglück dieser Bundgenossen/ und die schönste Lust der Svioner/ Gothen und Cimbern war. Diese letzten aber hätten bey nahe das Spiel verderbt. Denn weil sie dieser Sieg so viel Schweiß und Blut gekostet hatte/ schenckten sie keinem sich Ergebenden das Leben/ und waren ihre abgemattete und verwundete Glieder zum verfolgen und tödten unermüdlich; da doch die von vielen Bissen abgeschliffenen Zähne der Schlangen zu letzte nicht mehr schaden können. Es war nicht genung: daß sie aus ihren Leichen Brücken über die Graben machten/ sondern sie änderten auch nunmehr ihre Losung/ und brauchten dazu die Worte: Kein Gebeine soll von Nordmännern davon kommen. Weil nun die wenigen Schiffe von Biarmiern und Finnmärckern angefüllt waren/ und beyde Könige damit über den Seebusem setzten/ die Nordmänner also im Meere ersauffen oder von Cimbrischen Waffen sterben solten/ ruffte Torismunds Bruder: Wenn wir ja sterben müssen/ so lasset uns nicht wie das tum̃e Vieh ungerochen abschlachten. Hiermit warff er einem Cimbrischen Hauptmanne einen Spiß durch die Brust. Allen Nordmännern war diß ein Zeichen wieder zu den Waffen zu greiffen/ welches sie denn auch mit einer solchen Raserey thaten/ daß die/ welche vorher ihre Waffen weggeworffen hatten/ ihren Feind wie Hunde mit den Zähnen antasteten/ und mit den Fingern die Augen ausgruben. Wie nun nichts grimmiger ist/ als eine Rache/ welche bald ausleschen soll/ also ist nichts gefährlicher/ als die antasten/ welche sterben müssen/ und gleichsam schon mit dem Tode ringen/ oder keine Pforte zum entrinnen offen finden. Denn die Cimbern geriethen hierüber in die Flucht/ und die flüchtigen Nordländer wurden ihre Verfolger. König Erich aber kam

mit seiner Reuterey ihnen bald zu Hülffe / verwieß denen Cimbrischen Hauptleuten ihren zweyfachen Fehler / daß sie nemlich ihre gute Sache mit Grausamkeit verderbt / und durch hartneckichte Verfolgung eines verzweiffelten Feindes den eroberten Sieg in Gefahr gesätzt hätten. Themistocles hätte nach gehaltener grossen See-Schlacht den flüchtigen Xerxes selbst gewarnigt / daß die Griechen seine bey Abydos über den Hellespont geschlagene Schiff-Brücke zerdrümmern / also ihm die Rückkehrung abschneiden wolten / damit seine Verzweifelung nicht die noch viel stärckern Persen zur Gegenwehr und der Griechen Sieg zu verterben anreitzen möchte. Und sie wolten den sich demüthigenden Feind zur Wiedersetzung zwingen! denen Nordmännern aber versprach er das Leben / da sie alsbald die Waffen niederlegten / und Torismunds Bruder als ein Haupt der Aufwiegler heraus gäben. Sein Wort / und ihr Thun war eines / aber Roderich fiel selbst in sein Schwerdt / benahm also den Siegern die Lust an seiner Straffe oder Verzeihung. Der Sieg beschloß sich mit dem Tage / welcher wegen so unzählbarer Todes-Verstellungen mehr den Nahmen einer Nacht verdiente. Hingegen gieng noch etlichen zwantzig tausend Gefangenen mit anbrechender Finsternüs durch König Erichs Begnadigung das Lebens-Licht auf / und statt der etliche Stunden für Abend Wasser-ziehenden Sonne / damit sie vielleicht mehr als hundert tausend Tode beweinen könte / gieng der Mohnde nun wie reines Silber auf. Alle drey Heere übernachteten auf der Wallstadt / und machten sich mit denen im Nordmännischen Lager und etlichen Schiffen gefundenen Lebens-Mitteln lustig. König Erich / und Gottwald suchten den verwundeten und vom verblutten ziemlich matten König Frotho unter einem schlechten Zelte heim / welcher neben dem übel beschädigten Argrim zwar den Verlust seines Heeres / von dem nicht das drittel übrig war / beklagte / aber sich doch mit dem blutigen Siege / welcher dem Sieger für den Besiegten sich wie die Mauß aus dem Peche arbeitenden wenigen Vortheil oder Ursache zur Freude gab / vergnügen / und beyde für so treue Hülffe dancken muste. Auf den Morgen schleppte das Kriegs-Volck die Leiche der Feinde zusammen / und bauten daraus um ihren Sieg zu vergrössern hohe Berge; ihre meiste Todten aber hatten sie des Nachts in aller Stille begraben. König Erich aber ließ gegen Abende auch diese ins gesamt ausser denen dreyen zu Trinck-Geschirren vorbehaltenen Köpffen des Torismund / Haralds und Roderichs beerdigen / weil diese Völcker eine Abscheu haben Leichen den Raub-Vögeln zur Speise zu lassen. Denen vornehmsten Cimbern / Svionen und Gothen aber richtete er steinerne Begräbnüßmaale / und seinem Bruder Roller eines von hundert steinernen Säulen und vielen Lobschrifften auf. Ob nun zwar dieser Sieg so groß war / daß die Nordmänner selbst gestunden / es wäre das fünffte Theil der streitbaren Mannschafft aus ihrem gantzen Volcke erlegt oder gefangen worden / so hatten doch auch die Uberwinder / sonderlich aber die Cimbern darbey nicht Seide gesponnen. Gleichwohl lieff die Zeitung hiervon nicht so geschwinde durch Norwegen / als sich alles zu König Erichs und Frotho Füssen demüthigte / welche dieses Reich mit einander gleichsam brüderlich theilten / von welchem das Nordliche Theil dem Svionischen / das Sudliche dem Cimbrischen Reiche zufiel. Argrim forderte nunmehr vom Könige Frotho / dem er zweymahl das Leben erhalten hatte / sein Versprechen / und zwar seine Tochter Ofura; welcher sie ihm auch iedoch mit dem Bedinge versprach / da er das erlittene Unrecht vorher an den entflohenen Königen der Biarmier und Finnmärcker gerochen haben würde. Argrim übernahm dieses Bedinge / und weil mit Norwegen alle Schiffe / ausser die / mit welchen sich die über den

den Seebusem entkommenen Orcader und Eißländer geflüchtet/ in der Sieger Hände kamen/ gaben ihm beyde Könige dreyßig tausend Kriegs-Leute/ davon er das Fuß-Volck zu Schiffe sätzte/ mit der Reuterey aber zu Lande durch Hologien und das Trondanische Gebiete in die Finnmarck/ Skrick-Finnland und Biarmien einfiel. Weil nun Hertzog Gottwald vom Könige Erich und Frotho seiner grossen Heldenthaten halber überaus hoch geschätzt und gewisser Hülffe wider den König Marbod und Marmelinen vertröstet ward/ und er daher mit dem Könige Erich wieder nach Upsal reisete/ der Hülffe daselbst zu erwarten; trieb mich der Vorwitz mit dem Argrim die eusserstẽ Nordländer zu besehen/ und mit ihm alldar mein Heil zu versuchen. Aber weder Argrims noch meine Verrichtungen dienen zum Lebens-Lauffe des Fürsten Gottwald. Dieses allein habe ich mit wenigen Worten zu melden/ daß ob wir zwar unsere Waffen biß an das eusserste Nordhaupt/ wo der Angelstern drey und siebenzig Staffeln über der Erden Fläche stehet/ und zum weissen Meere an Scythien geführet/ ich weder einige mit Vögeln streitende Zwerge/ noch Cyclopen und Menschen mit Hunds-Köpffen/ wie ins gemein getichtet wird/ sondern Leute durchgehends dreyer Ellen hoch/ mit was grossen Häuptern/ breiten Stirnen/ blauen Augen/ kurtzen Nasen/ langen Kinnen/ dünnen Bärten/ und etwas gebückt gehende/ iedoch geschickt und geschwinde/ die Weiber auch weiß und roth/ schön/ geschlanck/ und sehr fruchtbar angetroffen. Sie sind wolthätig/ gastfrey/ hassen den Ehebruch als das gröste Laster/ aber darbey argwöhnisch/ abergläubisch/ und Zauberer. Sie beten die Sonne an/ und den Gott Thor/ dem sie Renn-Thiere schlachten/ mit derer Blute und Unschlitt sie sein mit zwölff Edelgesteinen gekröntes Bild einschmieren/ die Hörner und Gebeine ihm zu Ehren aufrichten und darum rothe Fädeme mit Zien oder Silber winden. Ihr gemeinstes Handwerck ist die Jagt und das Fischen/ ohne welches sie erhungern müsten. Gleichwol aber sätzen sie ausser der eussersten Noth keinen Fuß über ihre Gräntzen/ geben also ein kräfftiges Zeugnüs für die Gewalt der Vaterlands-Liebe ab/ welche so wenig in diesen Eißländern erfrieret/ als bey den Schwartzen zerschmeltzet. Die schnellen Füsse der Renn-Thiere/ die geschwinden Flügel der Eiß-Vögel sind ihnen vergebene Mittel sich dieser kalten und finstern Welt zu enteussern; und das Geflügel/ welches gleich auf eine zeitlang sich entfernet/ vergißt oder verlernet doch nicht auf die ungeheuersten Klippen in sein mütterliches Nest wieder zu kehren. Ungeachtet nun diese Völcker furchtsam sind/ und die Kälte alle Hertzhafftigkeit mit den Geistern in ihnen ersteckt/ so machten sie doch dem Argrim in ihrem Schnee- und steinichten Lande/ da sie alle Schliche wusten/ und sich bald in ihre Berghölen versteckten/ bald aus selbten uns unversehns überfielen/ mehr zu schaffen/ als er ihm hatte träumen lassen. Denn wir wurden von ihnen zweymahl geschlagen. Also machet der öfftere Gebrauch der Waffen auch die ungeschickten fertig/ und die Liebe der Freyheit die Verzagten hertzhafft. Nach dem aber auf König Erichs Befehl die ihm unterthänigen Lappen auch in Biarmien einfielen/ und sich unsere Feinde theilen musten/ erlitten sie vom Argrim/ welcher den König Egther im Zweykampffe erlegte/ eine solche Niederlage/ daß sie sich nicht erholen konten/ sondern sich nur der Gnade des Uberwinders unterwerffen/ und ieder Einwohner ein Fell von einem wilden Thiere zur jährlichen Schatzung abzuliefern angeloben muste. Wir brachten damit gleichwohl anderthalb Jahr zu/ und weil mir Hertzog Gottwald zu wissen machte/ daß er nach verlohrner Hoffnung einiger Hülffe mit seinem Sohne sich nach Lethra an den Cimbrischen Hoff/ welch prächtiges Schloß König Rolvo gebaut/ verfüget hätte/ segelte ich mit

mit dem tapffern Argrim geraden Weges nach dem grossen Cimbrischen Eylande Seeland zu; Bey welchem sich das grosse Welt-Meer durch eine tieffe Enge in die Baltische See ausgeust. Unterweges besahen wir von ferne/ wiewohl mit Furcht und Zittern/ den an der Norwegischen Küste gelegenen Meelstrom; oder vielmehr den grausamen und grösten Strudel in der Welt/ welcher um einen hohen Felsen dreyzehn Meilweges im Umkreiße einen Wirbel macht/ die grösten Schiffe und Wallfische sechs Stunden lang verschlinget/ die sechs folgenden aber alles wieder ausspeyet. Von diesem berichten die Einwohner der dabey liegenden Eylande/ daß das grosse Meer durch unterirrdische Gänge mit dem Botnischen Seebusem vereinbart wäre/ welcher zu der Zeit/ als jener einschlünge/ ausgüsse/ hingegen einschlinge/ wenn jener ausgüsse. Wir kamen nach Wunsch zu Lethra an/ und König Frotho vermählte mit grossem Gepränge und Frolocken seine Tochter Ostura dem sieghafften Argrim. Hertzog Gottwald ward an diesem Hofe nicht weniger als am Svionischen mit vielen Hülffs-Vertröstungen gespeiset/ aber er befand endlich/ daß eben so wol seine als andere dem gemeinen Wesen erwiesene Wolthäten zwar Häuser mit prächtigen Stirnen wären/ aber viel Winckel und Eitelkeiten in sich hätten. Denn der kalte Brand des schändlichen Eigennutzes hatte in diesen frostigen Ländern eben so wol als in wärmern die Gemüther der Fürsten eingenommen/ daß alles Andencken gröster Verdienste darinnen erkaltete. So wohl Frotho als Erich thaten lieber vielen Leuten wohl/ nach ihrer Einbildung/ als einem nach seinen Verdiensten; vielleicht/ weil sie im ersten ihre Macht bezeugten/ im andern ihre Schuldigkeit bekennten. Wiewohl hieran nicht so wohl die zwey Könige selbst als ihre Staats-Diener Schuld zu haben schienen. Sintemahl das meist allen Fürsten gemeine Elend auch allhier Bürger-Recht gewonnen hatte/ daß ihre Gemüther sich nicht über das Hefft ihrer Diener erstreckte/ sondern sie denen/ welchen sie mit Ehren zu gebieten hatten/ zu gehorsamen für keine Schande achteten. Die Svionischen Räthe erweckten dem Könige Erich allerhand Mißtrauen gegen dem Frotho. Um welche kleine Insel die Cimbern und Svionen mehrmahls/ wie die von Athen und Megara um Salamine biß aufs erste Verderben gestritten hatten. Sie nennten es also eine Grausamkeit/ wenn ein Fürst ihm sein eigenes Fett ausschnitte einen andern damit zu mästen/ als wenn dieser nach Gottland strebete. Und diesen verhetzten die Seinigen zu einem Kriege wider die Orcader/ Eißländer und Hibernier als Gehülffen der aufrührischen Nordmänner an. Sintemahl man ehe seine eigene als frembde Beleidigungen rächen müste. Uberdiß befiel um selbige Zeit die gantze Welt eine allgemeine Begierde des Friedens/ wie das Meer eine Windstille/ daß es schien/ als wenn allen Fürsten ihre Degen in den Scheiden angefroren wären/ oder wenn das güttige Verhängnüs selbst allen Völckern einen Stillstand der Waffen geboten hätte; zumahl da bey dieser allgemeinen Ruh der Welt die Sternseher alleine in Ergründung der Ursache im Himmel unruhig waren/ aber keinen so kräfftigen Einfluß des Gestirnes finden konten/ sondern ihre Unwissenheit/ und eine übernatürliche Ursache zugestehen musten. Mit einem Wort: man gab dem so hochverdienten Hertzoge Gottwald gute Worte ohne einige Würckligkeit/ damit sich alleine Kinder und Thoren abspeisen lassen/ daher ihn endlich die Ungedult überlief/ so daß er mir befahl das erste nach der Trave oder Elbe gehende Schiff für uns zu bedingen. Denn er war viel zu großmüthig/ daß er um diß/ was er vielfach verdient hatte/ betteln solte; sagte auch mehrmahls: daß ein Weiser und Hertzhaffter keines andern bedörffte. Ja ich kan ihm mit Wahrheit nachrüh-

rühmen: daß seine Tugend recht der Sonne und den höchsten Sternen gleichte/ welche zwischen denen Gewölcken viel grösser/als bey gantz heuterem Himmel erscheinen. Hertzog Ariovist/ welcher in einem nicht ferne von dem Garten gelegenen Lust-Walde zwischen dreyen rauschenden Qvellen eine köstliche Mahlzeit hatte bereiten lassen/ fiel Döhnhofen ein/ und sagte: Ich höre wol/ wir werden mit unserm Hertzoge Gottwald noch eine ziemliche Reise zu thun haben/ welche wir heute schwerlich vollenden können. Daher wird wol nöthig seyn sie bis Morgen zu verschüben/und biß wir vorher so viel Beschwerligkeiten dieses mehren Glückswürdigen Fürstens mit einer wenigen Erfrischung werden versüsset haben. Die Fürstin Zirolane und ihr Bruder wolten sich von der Gesellschafft ausschlüssen/ aber Ariovist beklagte sich/ daß ihr Abgang ein grosser Abbruch aller Vergnügung/ die Einsamkeit aber mehr eine Vergrösserung als Artzney ihres Leides seyn würde/wormit den Lebenden nur geschadet/ den Todten nichts geholffen würde. Weßwegen die behertzten Deutschen auch am weiblichen Geschlechte die Beklagung der Todten geunbilliget hätten. Einem Manne diente zu Vertreibung seiner Traurigkeit nichts besser/ als der Krieg/ einem Frauenzimmer die Gesellschafft. Thußnelde und Agrippine lagen auch selbst Zirolanen beweglich an/daß sie sich nicht ihrer Gemeinschafft entschlagen/noch dem Kummer so viel enthängen solte. Worbey derselbe Griechische Weltweise/ welchen Ariovist bey sich unterhielt/versicherte/ daß Zirolane am bestimmten Orte ein heilsames Mittel für ihre zwar unscheltbare aber auch unfruchtbare Bekümmernüs finden würde. Ob nun wol Zirolane vorschützte: daß ihr als einer Deutschen zwar Thränen und Wehklagen zeitlich abzulegen angebohren wäre/würde sie doch mit ihrem traurigen Antlitze und wehmüthigen Stim̃e ihnen alle Lust verterben; so ließen sie doch nicht ab/biß Zirolane Gesellschafft zu leisten willigte/ und Ehrenfried muste ohne diß Ariovisten gehorsamen. Sie fuhren also zusammen dahin. Bey dem Eingange des Waldes begegnete ihnen der Waldgott Pan und seine Satyren mit grosser Ehrerbietung/ begleiteten sie auch mit ihren siebenröhrichten Pfeiffen/ Böcken und Hümmelchen biß an das von Laub und Blumen bereitete Zelt. Unterwegens fragte Thußnelde; warum man dieses Gethöne denen Waldgöttern zueignete? Agrippine meldete: Ihrem Bedüncken nach geschehe es darum/weil nicht nur bey den Griechen Pan für den Erfinder der ersten Pfeiffen und der vom Mercur gebrauchten Leyer/ Apollo als ein Hirte des Admetus für den Fürsten der Säitenspiele; sondern auch Terambus für den Urheber der Hirten-Lieder gehalten würde. Bey dem Zelte/ welches in zwölff runde Zimmer abgetheilet war/ und in der Mitte einen grossen Speise-Saal hatte/begegnete ihnen Apollo mit den neun Musen/welche in alle Arten der Säitenspiele vielerley Lob-Lieder des anwesenden Frauenzimmers/ fürnemlich aber Zirolanens sangen/ worzu die auf beyden Seiten rauschenden Bäche und die gleichsam eyversüchtigen Vögel mit voller Kehle einspieleten. Die Satyren bereiteten die Taffel/ und versorgten selbte mit den seltzamsten Speisen/ damit sich nicht nur Deutschland/ sondern auch frembde Länder sehen lassen. Mit einem Worte/ es mangelte hier nichts/ was eine so vornehme Gesellschafft von einem so grossen Fürsten/als Ariovist war/ auch in seinem Hofflager hätte verlangen können. Weil aber Zirolane stets in einem traurig blieb/ vergaß Ariovist keine Erfindungen ihren Geist zu ermuntern. Daher auch Thußnelde den Griechischen Weisen seiner Versicherung erinnerte/ daß er durch das versprochene Mittel nunmehr Zirolanens Schwermuth abhelffen solte. Dieser war hierauf emsig beschäfftigt/ durch annehmlichste Abwechselung des Singens und der Säitenspiele/ Zirolanen

zanen aufzuwecken/ welche aber beständig ihre traurige Gebehrdung behielt; also daß er endlich sich heraus ließ/ ihm wäre noch nie kein Mensch von solcher Unempfindligkeit für Augen kommen. Sintemahl Singen und Säitenspiele sonst eine so grosse Krafft nicht nur über den Leib und die Seele des Menschen/ sondern auch über Thiere und Pflantzen/ ja so gar über unbeseelte Steine/ und Orpheus durch seine Leyer Tyger und Löwen gezähmet/ Amphion die Fische bezaubert/ und an den Thebanischen Mauern die Steine rege gemacht haben solte. Wenn aber auch diß gleich in einem verblümten Verstande zu verstehen wäre/ könte doch nicht geleugnet werden/ daß Clinias durch die Leyer seinen Zorn/ Achilles seinen Unwillen/ Pythagoras durch die Laute/ alle hefftige Gemüths-Regungen gestillet/ ja dieser durch die Flöte einen entrüsteten Jüngling von Anzündung eines Hauses/ Empedocles mit der Cyther einen andern vom Mordt/ Asclepiades und der deßhalben auf des wahrsagenden Apollo Befehl aus Lesbos nach Sparta geholete Terpander/ den Pöfel vom Auffstande abgehalten/ hingegen Timotheus Alexandern mit seiner Pfeiffe zum Grimm/ die Spartaner ihre Bürger wider die Feinde angefrischt hätten. Daher denn fast niemand zweiffelte/ daß durch eine so süsse Regung der Hochmuth gedämpft/ die Grausamkeit gemiltert/ die Schlaffsucht aufgeweckt/ die Wachsamkeit beruhigt/ die Geilheit gestillet/ dem Hasse gesteuert/ und insonderheit die Traurigkeit aus dem menschlichen Hertzen verjaget würde. Zirolane aber begegnete ihm: Sie wäre zu wenig von andern Würckungen zu urtheilen; bey ihr aber hätte diese Lust eine Eigenschafft des Erdsafftes. Denn wie dieser in den Wurtzeln der Pflantzen ihre Farben und Eigenschafften annähme/ also hätten Säitenspiele in ihrem Gemüthe allezeit die Art/ daß sie ihre Freude und ihr Trauren nur häufften. Sie bildete ihr auch nicht ein/ daß sie die einige wäre/ bey welcher diese Ergötzligkeit eine so widrige Würckung hätte. Denn sonst würden so viel Völcker sie nicht zu ihren Begräbnüssen brauchen. Der Grieche fiel ein: weil Singen und Säitenspiele eine Gewalt über alle Gemüths-Regungen hätten/ wäre unläugbar/ daß sie auch die Frölichen betrübt und die Traurigen trauriger machen könten. Sie heuchelte so wol unser Wehmuth/ als sie unser Freudigkeit liebkosete; sie richtete sich nicht weniger nach den Krancken als Gesunden/ um sich durch ihre Süßigkeit zum Meister aller Gemüther zu machen. Alleine es wäre damit beschaffen/ wie mit Gewächsen/ an denen ein Theil der Frucht reinigte/ das andere stopffte/ an einem der Safft gifftig/ der Kern heilsam wäre. Nicht anders leitete ein trauriges Lied zur Traurigkeit/ ein freudiges zur Freude an. Die Erfahrung wäre hierinnen selbst Vorredner; und wer wolte daran zweiffeln/ da Säitenspiele über den Leib eine so sichtbare Gewalt hätten/ indem dadurch vom Arion und Terpander die Jonier und Lesbier von der hinfallenden Sucht/ vom Ismenias die Beotier am Hufweh/ vom Theophrastus die Schlangenbisse/ vom Asclepiades die Unsinnigkeit und Taubheit/ vom Ulysses die Blutstürtzung der Wunden/ vom Thales die Pest/ von andern andere Kranckheiten geheilet worden wären. Und es wäre unläugbar/ daß die von Tarantulen verletzte Menschen durch nichts als Säitenspiele geheilet werden könten. Welches so viel weniger zu verwundern/ weil die Kranckheit nichts anders als eine Verstimmung des menschlichen Leibes wäre. Einer der ältesten Barden nam sich Zirolanens an und versätzte: die durch Pfeiffen und Säitenspiele geheileten Schwachheiten müsten meines Erachtens entweder sehr schwach/ oder die Einbildung der Geheileten dabey sehr starck gewesen seyn. Denn ob ich zwar weder ein Spartaner noch Egyptier/ welche diese Kunst als unnütze und schädlich verwerffen/ sondern ein

Barde/ als ein Liebhaber des Singens/ der Säitenspiele/ und ihrer Seele nemlich sinnreicher Getichte bin/ wir auch mit unsern Liedern Betrübte zu trösten/ und insonderheit Furchtsame aufzumuntern pflegen/ kan ich doch nicht ergründen/ wie selbte denen leiblichen Gebrechen abzuhelffen/ und durch was für ein Röhr sie krancken Gliedern die Gesundheit einzuflössen/ mächtig seyn können. Der Grieche antwortete ihm: durch das Gehöre dringet die annehmliche Stimme/ welche in Ohren mehr Nachdruck/ als die Schönheit in Augen hat/ und der liebliche Schall nicht nur in den Leib/ sondern in das innerste der Seele. Die unvernünfftigen Thiere werden dadurch gereget/ daß der Ochse beym Gesange seines Treibers geduldiger zeucht/ die Maul-Esel nach dem Schalle ihrer angehenckten Glocken besser fortgehen/ und die Kamele bey einem annehmlichen Liede keines Spornes bedörffen. Dahero nichts unglaublichs ist/ daß die deren Säitenspielen so holden Meerschweine Arions Harffe so gehorsam gewest. Der Barde begegnete ihm: Er wolte nicht widersprechen/ daß die Thiere keine Fühle bey den Säitenspielen haben solten/ wiewol die Stimme des Stellers und Jägers meist ihr Todten-Brett wäre/ und die Schlangen so wol durch das Lied des Zauberers zerrissen/ als die klügsten Leute wie der hundert-äugichte Argus derogestalt eingeschläfft würden. Aber darum kan ich sie für keinen Artzt gelten lassen. Sintemahl das Gesichte/ der Geruch/ der Geschmack und das Fühlen nur dem Leibe dienete/ der einige Sinn des Gehöres aber unser Seele und Sitten bestimmt und vorenthalten wäre. Der Grieche brach ein: die Schwachheiten des Gemüthes wären unheilbarer/ als die des Leibes. In jenen aber hätten Säitenspiele eine so grosse Krafft/ daß die sich des singenden Arcadiens entbrechenden Cynethen er in kurtzer Zeit die wildesten und lasterhafftesten Leute in Griechenland worden wären. Weßwegen alle Weltweise nicht allein grosse Liebhaber derselben gewest/ Socrates auf Befehl der Götter/ gleich als wenn diese Kunst und die Weißheit Geschwister wären/ sich solcher beflissen/ und auf dem Gastmahle des Xenophon gesungen/ sondern auch Plato in seinen Gesätzen befohlen hätte/ in Liedern nichts zu ändern/ als mit welchen Sitten und Gesätze auch nothwendig verändert werden müsten. Aus welchem Absehn auch sonder Zweiffel wider die/ welche die Würde der Singe-Kunst verletzten/ eine Straffe ausgesätzt/ und zu Sparta Timotheus verwiesen worden wäre/ weil er seiner Harffe noch eine Säite beygesätzt/ und die männliche Art zu weich und weibisch gemacht hätte. Nicht weniger hätten Hercules/ Achilles/ Epaminondas und andere fürtrefliche Helden sich des Singens und der Säitenspiele beflissen; und weil Themistocles auf einem Mahle nicht auf der Leyer spielen wollen/ hätte er den Schandfleck eines ungelehrten davon getragen. Welches sonder Zweiffel daher rührte/ daß der gestirnte Himmel so wol als unsere eigene Seele/ nichts anders/ als eine süsse Zusammenstimmung wäre/ oder daß sie wenigstens dadurch im Stande erhalten würde. Der Barde lächelte hierüber und fieng an: Jch wil dieser edlen und uralten Kunst nichts von ihrem Lobe entziehen/ bin auch gar einer andern Meynung als jener Scythische König/ welcher lieber sein Pferdt wiegern/ als die künstlichsten Seitenspiele hörte; aber des Pythagoras Traume/ daß er die sieben Jrr- und die andern Sterne wie Sirenen zusammen stimmen gehört hätte/ kan ich mich eben so wenig bereden lassen/ als daß des Orpheus und des Terpanders sieben-seitichte Leyer nach dem Schalle und Stande der sieben Jrrsterne solte gestimt worden seyn; daß Saturn den Dorischen/ Jupiter den Phrygischen Klang haben/ der scharffe mit dem Sommer/ der harte mit dem Winter/ der niedrigste mit der Erde/ der folgende mit dem Wasser/ der hohe mit der Lufft/ der höchste mit dem

dem Feuer überein stimmen solle. Denn Pythagoras müste zu seinem leisen Gehöre eben solche Hülffs-Mittel/ wie man an den Fern-Gläsern zum Gesichte braucht/ gehabt haben / da man auf die vermeinte Zusammenstimmung der Gestirne einiges Absehen setzen solte ; oder alle andere Menschen müsten wie die bey dem Nil-Fall wohnenden betäubt seyn / weil sie von diesem eingebildeten Schalle der Sterne nichts höreten. Der Grieche brach abermahls ein: Es wäre in der Welt nichts seltzames / daß ein Auge weiter sähe/ als das andere. Ein Mahler treffe offt viel Kunst in dem blossen Schatten eines Bildes an/ welchen wir kaum überhin anzuschauen würdigten. Die / welche die Wunderwercke der Natur nur nicht überhin ansähen/ würden die Ubereinstimmung des Himmels und der menschlichen Seele leicht begreiffen. Mit dem Mohnden käme ihre wachsende/ mit dem Mercur ihre nachdenckende Krafft/ mit der Venus ihre Begierde / mit der Sonne ihre Lebhafftigkeit / mit dem Mars ihr Trieb/ mit Jupitern ihre angebohrne Regung/ mit dem Saturn die Fähigkeit etwas anzunehmen/und endlich der Wille mit der ersten Bewegungs-Krafft überein. Nicht weniger hätten der Seele eusserliche Sinnen mit der Erde/ ihre Einbildung mit dem Wasser/ihre Bewegung mit dem Feuer / die Vernunfft mit der Lufft / und der Verstand mit dem Gestirne eine Verwandtschafft. Der Barde mäßigte sich und sagte: Es würde den Schein gewinnen / als wenn er ein Feind der Eintracht und der zusammen stimmenden Seitenspiele wäre/ wenn er das minste noch der aufgeworffenen Meinung entgegë sätzte. Die in seinen Ohren klingenden hätten auch bey ihm deregleichen Nachdruck / daß er ihrer durchdringenden Krafft nicht ablegen könte. Auch könte er für sich leicht nachgeben / daß die Verträgligkeit der natürlichen Dinge mit einander für eine Zusammenstimmung / und die Welt für eine allgemeine Harffe gehalten würde. Am allermeisten aber wünschte er / daß gantz Deutschland eine zusammenstimmende Leyer abgäbe/ so würden alle eusserlichen Feinde selbtem kein Haar zu krimmen mächtig seyn. Zirolane behielt mitler Zeit einerley Gestalt/ gleich als wenn sie weder singen noch Seitenspiele hörete/ und ob wol Ariovist alle nur ersinnliche Mittel sie freudiger zumachen herfür suchte / behielt sie doch ihre Unempfindligkeit/ iedoch in einer so leitseligen Art/ daß sie mit ihrer Traurigkeit niemanden beschwerlich war. Auf den spaten Abend kehrten sie wieder bey einer unzählbaren Menge weisser Wind-Lichter in den Bardischen Garten / umb vom Döhnhoff den Verfolg seiner Erzehlung vollends zu vernehmen; weil zumahl Thußnelda und das andere Frauenzimmer wieder in den Sauer-Brunn Verlangen trug ; Agrippina aber sich an der Mosel einfinden solte. Auf den frühen Morgen fand die gantze Gesellschafft sich im Garten bey der denselben wässernden Bach ein; welcher Döhnhoff folgenden Vortrag that. Hertzog Gottwald segelte mit seinem fünffjährigen Sohne/seiner Hoffmeisterin und mir aus Seeland mit gutem Winde der Stadt Treva glücklich zu / stiegen daselbst aus / und weil er sonst nirgends keine Zuflucht wuste / entschloß sich Hertzog Gottwald sich zu seinem Schwäher dem Könige der Bojen Critasir zu verfügen/ von welchem uns die Variner versicherten/ daß er seine Herrschafft zwischen der Römer und Marckmänner Gebiete mit ziemlichen Vortheil befestiget hätte. Wir schlugen uns von Treva aus gerade gegen der Elbe zu/ und kamen durch das Cheruskische und Hermundurische Gebiete glücklich in den Wald Gambreta. In diesem überfiel uns die Nacht/ und wir verirrten uns darinnen/ daß wir weder hinter noch vor uns kommen konten / und unsere Knechte ein Feuer machen musten. Worauf sich zwey Jäger zu uns fanden/ und uns in ein nicht ferne davon gelegenes Jäger-Hauß einladeten.

ladeten. Diese aber führten uns die gantze Nacht durch / über Berg und Thal / durch dickes Gehöltze / wo kein Fußpfad einiges Menschen zu spüren war. Gegen Morgen erreichten wir daß verlangte Jäger-Hauß / darinnen wir freundlich bewillkommt / und besser / als wir uns in einer solchen Wildnüs hätten einbilden können / bewirthet worden. Als wir uns aber zur Ruhe begaben / wurden uns bey währendem Schlaffe unsere Waffen und Gottwalds fünffjähriger Sohn entfrembdet. Wie wir nach der Erwachung darnach fragten / wurden wir in ein Zimmer geführet / und uns etliche zwantzig der schönsten jungen Knaben gezeuget / darunter sich Gottwalds Sohn zugleich befand / für uns aber die Thüre mit Gewalt zugeschlossen. Der hierüber nicht weniger ungedultige als sorgfältige Gottwald fragte; zu was Ende so viel Knaben da versamlet / und mit was Rechte ihm sein Sohn vorenthalten würde! Jhm aber gab ein alter Ausländer in Römischer Sprache zur Antwort: daß sie auf ein gewisses Feyer alldar verwahret würden / und hätte die Gottheit dieses Ortes auf Kinder mehr Gewalt / als ihre eigene Väter. Gottwald bildete ihm nichts anders ein / als daß alle diese gefangene Kinder solten geopffert werden / daher ward er gleichsam unsinnig / ergrieff diesen Alten / und hätte ihn erwürget / wenn nicht mehr als zwantzig Jäger bey der Hand gewest wären / und ihn aus seinen Händen errettet hätten. Er fieng hierauf an die Menschen-Opffer auffs grausamste zu verfluchen. Ob nun wol dieser Alte uns versicherte / daß die Kinder keines Weges geopffert / sondern nach einer Monats-Frist ihren Eltern an denen von ihnen selbst bestimmten Orten wieder eingeliefert werden solten / und er darzu nur einen gewissen Platz benennen solte / war doch der mißträuliche Gottwald nicht zu besinnen / sondern erwischte eine bey dem Feuer liegende eiserne Zange / und hätte dem Alten einen hefftigen Streich damit versätzt / wenn die Jäger ihm nicht in die Armen gefallen wären. Hierdurch gewanen wir aber nichts anders / als daß die sämtlichen Jäger auf des Alten Befehl uns mit Gewalt drey Tage lang durch dicke Wälder / wir wusten nicht wohin / fortführeten / und uns endlich am Necker eine Meile von Schultzen verliessen. Uns auch daselbst unsere Waffen und Geräthe treulich einhändigten. Hertzog Gottwald war hierüber so erbittert / daß er diese lange Zeit weder aaß / noch redete / also wie die Spinnen von der Lufft lebte / ich aber redete sie beym Abzuge an: da sie anders den Nahmen redlicher Leute nicht Menschen-Räuber verdienen solten / möchten sie den vorenthaltenen Knaben in Monats-Frist zu Cisaris in das Heiligthum der Göttin Cisa liefern. Denn weil der alte Ariovist des Vindelischen Königs Tochter geheyrathet / König Critasir aber die Vindelicher zum theil vertrieben hatte / und sie daher mit den Allemännern nicht zum besten stunden / wolte ich ihnen nicht die Stadt Bojodur / dahin wir trachteten / vorschlagen. Sie versprachen diß als ehrliche Leute zu erfüllen. Dieses veranlaßte uns / bey Samulocenis über die Donau / und von dar geraden Weges nach Cisaris zu gehen / welche Stadt aber für dreyzehn Jahren schon ihren Nahmen und Gestalt verlohren hatte. Denn nachdem Tiberius und Drusus den Rhetiern und Vindelichern auf dem Lechfelde den letzten Streich versätzt hatte / ward die Stadt Cisaris / welche ihren Nahmen von der daselbst verehrten Göttin Cisa bekommen / ihrer tapfersten Einwohner beraubet / und sie mit vielen Rhetiern in das wüste Mösien versätzet / hingegen diese Stadt mit sechs tausend Römischen Bürgern bevolcket / und nachdem Kayser Augusta genennet. Alle Sitten und Gesätze waren nach Römischer Art eingerichtet / daselbst an den Lech ein festes Schloß zum Zaume der Vindelicher gebauet / der Göttin Cisa Tempel von

von der Flavia Veneria dem Pluto/ und Proserpinen eingeweihet/ und ihnen mit Noth erlaubet/ ausserhalb der Stadt an einem verborgenen Orte der Eisa Bild/ welches ein grosser steinerner/ auf der Stirne mit zwey Flügeln versehener/ unten am Halse mit Schlangen umwundener Kopff war/ zu verehren. Der Kayser ließ alldar Geld müntzen/ und darauf einen Tannzapffen pregen/ welcher dieser Stadt/ wie der Dattelbaum der Stadt Tyrus und Alexandriens/ die Frucht der Fichtenbäume/ der Mamertiner Zeichen war. Der Römische Rath aber hatte dieser besiegten Völcker halber dem Kayser ein prächtiges Sieges-Maal aufgerichtet. Wir blieben zu Augusta und giengen alle Tage in der Juno Tempel/ und an den Ort/ wo Eisa noch verehret ward; wir konten aber das allergeringste von unserm verlohrnen Sohne nicht erfahren. Worüber sich Hertzog Gottwald bey nahe zu tode grämete/ auch in ein hitziges Fieber fiel; von welchem er nach dreyen Monaten allererst mit Noth errettet ward. Aber nach dessen Verschwindung war seine Traurigkeit so viel grösser/ und sein Wunsch nichts anders/ als daß er durch den Tod mit dem Geiste seines Sohnes/ welchen doch der verfluchte Mord-Priester würde geschlachtet haben/ möchte vereinbaret werden. Ich tröstete ihn so viel möglich/ wiewol ich selbst wenig oder keine Hoffnung hatte/ das Kind wieder zu sehen. Alleine bey ihm fiel aller Trost in Brunnen. Ich rieth ihm sich zu seinem Schwäher dem Könige Critasir zu begeben; aber hierzu konte er sich auch nicht entschlüssen/ einwendende/ daß nach dem Verlust seiner Gemahlin und dieses von ihr herrührenden unschätzbaren Pfandes er in seinē Augen nichts als ein Greuel seyn könte. Nach dem ein Vindelischer Edelmann mit uns Bekandschafft gemacht/ und Gottwalds Kummer erfahren hatte/ rieth dieser uns auffs beweglichste/ wir solten die Göttin Eisa über den Zustand umb Rath fragen. Weil nun niemand leichter als ein Hülff- und Trost-loser Bekümmerter zum Aberglauben zu bringen ist/ wurden wir endlich beredet/ der Eisa einen schwartzen Wieder zu opffern/ und mit dessen Blute auf einen kupffernen Teller unsere Frage: Wie der junge Gottwald sich befindete? zu schreiben. Nach vollbrachtem Opffer reichte uns der Priester/ welcher unser Anmerckung nach den auf dem Altare liegenden Teller nie angerühret hatte/ wieder zu. Darauf fanden wir mit Blute geschrieben:

Dein Gottwald lebt vergnügt. Doch wünsch ihn nicht zu sehen.
Denn/ wenn du ihn wirst schaun/ so ist's um dich geschehen.

Gottwald wuste nicht zu entscheiden: Ob er sich über dieser Antwort mehr zu erfreuen/ oder zu betrüben hätte. Endlich machte er diesen Schluß: Ich bin meinem unglücklichen Leben so gram/ daß ich ihn alle Augenblicke zu sehen verlange/ umb nur vergnüget zu sterben. Wenig Tage hernach kam König Critasir biß an den Lech/ allwo er sich mit dem Römischen Landpfleger zu Augusta/ dem Lucius Aqvilius Florus/ über der Gräntze verglich; welche denn auch durch eine steinerne Seule/ auf welcher ein Marmelner Tannzapffen fünff Füsse hoch stand/ bezeichnet ward. Als die Einweihung dieser Seule/ und die Opffer der Römer/ oder vielmehr die Zauberey/ dadurch sie die Feinde von ihren Gräntzen abzuhalten vermeinen/ vorbey waren/ welchen Gottwald nicht beyzuwohnen/ noch sich zu erkennen geben wolte/ verfügte ich mich selbst dahin/ und traff daselbst den Ritter Zäringen/ und Burghuß an/ welche mich erkennten/ umarmten/ und bald voller Freuden zum Könige Critasir führten. Dieser nahm mich gar genädig auf/ und sein erstes Wort war die Frage: ob ich ihm keine Nachricht zu geben wüste/ wo denn sein Eydam Hertzog Gottwald aus der Welt hin gestoben wäre? Ich

sagte ihm in ein Ohr; Er wäre in Augusta. Hierüber ward er so erfreut / daß er beyde Ritter beschlichte ihn auffs beweglichste zu ihrer Ersehung einzuladen. Also brachte ich ihm beyde auf den Halß / und Gottwald konte Ehrenthalben sich nicht länger verstecken. Ihre Zusammenkunfft bestand in eitel Umbarmungen und Küssen / der Rückweg nach Bejodur in angenehmen Erzehlungen der theils kläglichen / theils erfreulichen Gelücks-Fälle / welche dem alten Critasir nicht weniger Thränen auspresten / als Verwunderung verursachten. Hingegen versicherte uns dieser / daß seine Herrschafft über die Bojen in besserem Zustande wäre / als wir uns von einem verjagten Könige einbilden könten. Denn Marbod hätte zwar bey der Bojen Austreibung gegen ihn sehr strenge verfahren; nachmahls aber hätte er sich gegen sie sehr gütig bezeuget / und so wol die Noricher als Vindelicher durch seinen Beystand gezwungen; daß sie zwischen dem Flusse Jovarus / und dem Lech / alle Aecker mit den Bojen theilen / und den Critasir für ihren König erkennen müsten. Die Römer / welche von diesen beyden Völckern wo nicht als Herrscher / doch als Schutz-Herren gute Zeit waren verehret werden / hatten zwar vermeint / sich den Bojen zu wiedersetzen / aber König Marbod hatte dem Kayser durch eine Gesandschafft für Augen gestellt: daß die Bojen zu diesen Ländern das gröste Recht hätten. Denn nach dem die Bojen Italien gereumet / hätte ihr König der ältere Critasir mit des Kaysers August Einwilligung in dieser Gegend seinen Sitz genommen. Es hätte aber Bärebistes der Dacier König / welch Volck iederzeit eine Tod-Feindschafft gegen die Bojen und ihre Anverwandten die Bastarner geheget / durch eine sonderbare Arglist oder vielmehr einen abscheulichen Aberglauben / sie ohne Ursach ausgerottet. Denn dieser hätte sich mit einem lange in Egypten gewesenen Nachfolger des Zamolxes Decäneus verbunden / dem Volcke alles Weintrincken verboten / sich aber in einer Höle gleichsam zum Gotte gemacht / und endlich sie dadurch in eine solche Raserey verleitet / welche nicht ehe / als durch Ausrottung der Bojen wäre zu stillen gewest. Alleine diese Einwendung hatte beym Kayser August nicht so viel Nachdruck gehabt / als die siebenzig tausend außerlesenen Kriegsleute / welche Marbod an der Donau denen Römern allezeit mit ihren gegen Italien gewendeten Heerspitzen zeigete / auch zu mehrer Sicherheit der Bojen oberhalb Jovisum zwischen dem Uhrsprunge der Drave und dem Flusse Jovarus ein vortheilhafftes Lager mit zehntausend Marckmännern besätzte. Wordurch denn erfolget wäre / daß August zu Unterdrückung der Noricher und Vindelicher ein Auge zugedrückt hätte / sonderlich / da ohne diß die schwermenden Bojen / an welchen die Cimbern alleine nicht ihren Muth hatten kühlen können / ein an Italien nagender Wurm etliche hundert Jahr gewest waren / und es dem Kayser vorträglich zu seyn geschienen hätte / zwischen den Römern / und dem Marbod / gleichsam einen Mittel-Tamm zu haben / welcher verhinderte / daß sie einander nicht so bald möchten zu nahe kommen. Den fünfften Tag kamen wir nach Bejodur; allwo die Königin ja so sehr als Critasir über Hertzog Gottwalds unvermutheter Ankunfft / den sie fürlängst in einer andern Welt zu seyn geglaubt hatte / erfreuet ward / wiewohl ihre Augen beym traurigen Andencken ihrer so Helden-mäßig gestorbenen Tochter hundertmahl überliessen. Ob nun wohl der König / und die Königin durch allerhand Anstalten ihn zu vergnügen trachteten / blieb doch die Schwermuth in seinem Hertzen so feste gewurtzelt / daß sie keine Ergetzligkeit der Welt verdrücken

cken konte. Weil seine Zunge aber entweder zu wehmüthig war / den Verlust seines einigen Sohnes zu erzehlen / oder er damit die Groß-Eltern nicht noch mehr betrüben wolte / ließ ich mich endlich durch das stete Anliegen der Königin bewegen selbten als die wahre Ursache seiner hefftigen Bekümmernüs zu eröffnen. Welche Wunde ich aber mit diesem Balsame überstrich / daß Gottwald an dem Marsingischen Hofe eine holdselige Tochter leben hätte. Dieser Bericht erweckte in Critasirs und seiner Gemahlin so seltzame Aufwallungen des Gemüthes / als nimmermehr ein von wiedrigen Winden bestürmtes Meer haben kan. Aber alles diß war gegen Gottwalds Unruhe nichts. Je schöner ihm gethan ward / ie wehmüthiger ward er / sonderlich da König Critasir zwar unterschiedene Leute aus dem Gabretischen Walde beruffen ließ / niemand aber weder von dem beschriebenen Jäger-Hause / noch von dem Raube so vieler Knaben das wenigste wissen wolte / weniger berichten konte. Critasir und die Königin verstellten hierüber ihren eigenen Schmertz / und redeten ihm aber vergebens ein / welcher sie hiervon abzustehen ersuchte / weil es doch in keiner menschlichen Gewalt stünde die Neigungen zu unser Frucht aus unsern Lenden zu reissen. Bald fieng er auch an / ihm hunderterley Beschuldigungen aufzubürden / daß er sein Kind so liederlich im Stiche gelassen hätte / da doch die Störche / umb ihr brennendes Nest auszuleschen / sich selbst verbrennten / umb ihre Jungen zu retten. Daher wäre kein Thier so unnatürlich / als welches den Nahmen des Vernünfftigen führte / wenn es seine angebohrne Liebe ablegte. Uns allen ward hierüber ie länger ie bänger / weil wir eine gäntzliche Verrückung der Vernunfft an ihm besorgten / sonderlich als er sich entschloß / in dem Gabretischen Walde entweder seinen Sohn / oder seinen Tod zu finden / und selbten so lange zu durchkreutzen / biß er das verlassene Jäger-Hauß wieder gefunden hätte. Alles Bitten des Königes und der Königin / welche an dem Gottwald einen mächtigen Pfeiler ihrer Herrschafft zu haben vermeinten / war vergebens / und weil traurige Leute iederzeit böses wahrsagen / wendete Gottwald ein / daß seine Anwesenheit ihm nur eine neue Verfolgung des Marbods auf den Halß ziehen würde; welcher ihn biß auf den Tod hassen müste / weil er ihn allzusehr beleidiget hätte. Weil nun Gottwald unmöglich länger zu erhalten war / muste nur Critasir in seinen Abzug willigen / und ich sein Gefärthe zu seyn mich entschlüssen. Critasir versahe uns mit mehren Knechten und aller Reise-Nothdurfft. Unsere Reise gieng nach Reginum die eusserste Gräntze der Bojen / und von dar in den Gabretischen Wald. In diesem brachten wir über vier Monat zu / und ist darinnen schwerlich ein Dorff zu finden / dahin wir nicht kamen / und uns umb das verlohrne Jäger-Hauß befragten. Aber kein Mensch wuste uns davon weniger von denen versammleten und zu einem gewissen Opffer oder Gottesdienste bestimmten Knaben etwas zu sagen / also daß wir endlich in die Gedancken kamen / unsere Augen müsten bezaubert worden seyn. Nichts desto weniger war Gottwald aus diesen Wildnüssen nicht zu bringen / wie er denn selten in einem Hause / sondern im Gehöltze / offt mit nicht geringer Gefahr / für Wölffen / Luchsen / und Bären / übernachtete / weil vielleicht die Traurigkeit mit Einöden / wie die Nacht-Eule mit der Finsternüß eine Verwandschafft hat. Massen es denn mit ihm in Wüsteneyen erträglich / außer selbten aber fast nicht auszustehen war / und / nach der Egyptier Meinung / sein Leib wohl

 ein

ein rechtes Trauer-Grab seiner Seele fürbildete. Die lange Zeit/ welche sonst allen Heftigkeiten ein geschwindes Ende macht/ verlohr in seiner Bekümmernis alle ihre Kräffte. Ich erinnerte ihn seiner vorigen Hertzhafftigkeit/ und stellte ihm die ihn verkleinernden Schwachheiten für Augen; ich hielt ihm ein/ daß wer nur in gutem und nicht auch in widrigem Glücke großmüthig wäre/ das Hertze wider die Eigenschafft der Menschen in der rechten Brust hätte; daß ein jeder Tritt seiner Kleinmuth ihn drey Schritte von der Vernunfft/ und zweymahl so weit von seinem Ruhme entfernete/ aber ich predigte nur tauben Ohren und einer rauen Hartnäckigkeit. Wir verwilderten in dieser Einödde mit den Bäumen und Thieren/ wir verlernten fast alles was menschlich war/ nur Gottwald nicht das Gedächtnüs dessen/ was ihn betrübte; sintemahl die Vergessenheit zwar eine Artzney der meisten Ubel/ aber mehr ein Glücke als eine Kunst ist. Endlich kamen wir über den Mayn in das Theil des Hercynischen Waldes/ welches der Speßhart genennt wird/ und folgends über die Bintz in das Taunische Gebürge/ wo wir von zweyen Barden angetroffen/ und weil diese uns so viel von ihrer glücklichen Einsamkeit zu sagen wusten/ in diesen Garten zu folgen beredet wurden. Daselbst nam uns der oberste Priester freundlich an/ und weil die Barden sich für Aertzte der Gemüths-Kranckheit ausgeben/ ließ er ihm alsbald angelegen seyn/ den Fürsten Gottwald an seiner die Seele tödtenden Traurigkeit gesund zu machen. Er beredete ihn alsbald ihm die Ursache seiner Schwachheit zu eröffnen/ welcher Wissenschafft eine halbe Genesung ist. Nachdem ihm nun theils Gottwald/ theils ich seine unzählbaren Unglücks-Fälle kürtzlich entworffen hatte/ sagte Eginhard der Barde: Es mangelte Gottwalden an der Erkäntnüs seiner selbst. Dieser Abgang wäre das Qvell aller Unvergnügungen/ und die Ursache aller Vergehungen. Diesemnach das Gebot sich selbst kennen zu lernen nicht nur verdient hätte eine güldene Uberschrifft in dem Delphischen Tempel zu seyn/ sondern es solte auch billich in aller Menschen Hertzen eingegraben stehen. Denn ob zwar diese Selbst-Erkäntnüs an sich nicht wenige Schwerigkeit hätte/ so ersätzte doch die daraus erwachsende Vergnügung alle Müh und Beschwerligkeit. Sintemahl sich selbst kennen aller Weißheiten Weißheit/ ja selbst der Gottheit höchste Ergötzligkeit in ihrer eigenen Betrachtung bestünde. Durch unsere Erkäntnüs aber würden wir beym ersten Anblicke gewahr werden/ daß wir aus zwey gantz widrigen Helfften zusammen gesätzt wären/ unter denen die irrdische stets die göttliche unter den Fuß zu bringen trachtete/ und darzu sich der Gemüths-Regungen wie die Buhler der Kuplerinnen gebrauchte. Ob nun zwar unser himmlisches Theil einen viel edlern Ursprung und das Recht der Herrschafft hätte/ so geschehe selbtem doch durch das irrdische ein grosser Eintrag/ weil jenes durch eitel leibliche Werckzeuge würcken müste/ und in diesen bleyernen Röhren meist alles ihr vom Himmel eingeflöstes Gold kleben bliebe/ ihres Thuns Reinigkeit aber wie das Wasser in kupffern- oder zienernen Gefäßen allerhand schädliche Eigenschafften an sich ziehen müste. Unter diesen wäre nun eine der ärgsten/ daß wir die Liebkosungen des betrüglichen Glückes/ nicht aber die keinmahl ihren Nahmen oder ihr Wesen verändernde Tugend für unser höchstes Gut erkieseten. Alle andere Güter wären nach dem Unterscheide ihres Gebrauchs/ oder gewisser Zufälle bald gut/ bald böse. Bey hohen Würden könte man dem Vaterlande viel dienen/ aber diese wären offt unser Fallbrett/ wie das der Freygebigkeit allein nützliche Reichthum/ insgemein ein nagender Wurm in unserm Hertzen. Unsere Kinder wären unsere selbsteigene Ebenbilder/ und gleichsam Pfänder der Unsterbligkeit/ dahero nichts natürlicher wäre/ als sie zu lieben/ weil wir in ihnen nicht nur unsers glei-

chen/ sondern uns gleichsam selbst liebten/ gleichwol aber vergessen wir unserer eigenen Sterbligkeit/ wenn wir über ihrem Tode aus der Haut fahren/ und ihnen wider aller Menschen Eigenschafft die Unsterbligkeit zueignen wolten. Warum zürnen wir nicht auch/ daß die Bäume im Herbste ihre Blätter fallen ließen? daß die Sonne das lebhaffte Bild der Ewigkeit verfinstert würde? Wer könte die vom Silen dem Midas gegebene Lehre schelten: daß der beruhigende Tod dem beschwerlichen Leben weit fürzuziehen wäre? Insonderheit wären wir versichert/ daß unsern Kindern/ je zärter sie stürben/ so viel weniger Weh geschehe/ und ihnen desto weniger Flecken anklebte/ hingegen gantz ungewiß/ wie sie gerathen/ oder was ihnen für Unheil im Leben begegnen würde. Natürliche Zufälle wären leichter zu verdeyen als Unfälle des Glückes. Traurigkeit und unmäßige Sorgen hätten ihre Wohnung in dem Vorhofe der Höllen/ also versätzten sie die Seele in den Zustand der Verdammten/ und ein trauriger machte sich gleichsam zum Selbst-Mörder unwissende/ weil er weder sich selbst/ noch sein eigenes Ubel/ am wenigsten aber seine Artzney kennte/ welche darinnen bestünde/ sich dem unveränderlichen Verhängnüsse unterwerffen/ das böse mit Gedult leiden/ das bessere hoffen/ und sich damit trösten; daß wenn die Zeit die böse Unreinigkeit unsers Lebens abgeschäumt hätte/ das gute übrig bliebe. Mit diesen und andern Erinnerungen hielt Eginhard so lange an/ biß er im Fürsten Gottwald seine mir unerweichliche Härte mäßigte/ und handgreiflich wahr machte/ daß die unverfälschte Weltweißheit die wahrhaffte Hertzstärckung einer zu Bodem geschlagenen Seele/ und das gewisseste Mittel die Gemüths-Aufwallungen zu dämpffen wäre/ worinnen die eigentliche Gesundheit bestehet. Ich nam aber auch hierbey wahr/ was es für ein Unterscheid wäre/ wenn zwey einerley Ding sagten. Denn auch diß/ wormit ich nichts mehr gefruchtet/ als wenn ich einen Schlag ins Wasser gethan hätte/ war/ wenn es aus Eginhards Munde kam/ nicht ohne wichtigen Nachdruck/ gleich als weñ die Worte auf zweyerley Lippen/ eben so wol als die an unterschiedenen Enden der Welt gewachsenen Kräuter auch gantz unterschiedene Würckung haben müsten. In weniger Zeit verliebte sich Gottwald in die Lebens-Art der Barden so sehr/ daß/ ungeachtet Eginhard ihm ihre Weißheit als eine scharffe Zuchtmeisterin fürstellte/ er sich als einen Barden einweihen ließ/ und mich mit eben dieser Begierde ansteckte. Er ward hierauf ein gantz ander Mensch/ unter allen Barden war keiner freudiger als er. Seine Verträuligkeit vergnügte alle so sehr/ daß er nach Eginhards Tode einstimmig zum obersten Priester erwehlt ward/ in welcher Würde ich ihn niemals habe an seine Fürstliche Hoheit dencken gehöret/ noch ihn sich über etwas bekümmern/ wol aber mit dieser hochansehnlichen Gesellschafft für Freuden sterben gesehen.

Niemand war der nicht über Döhnhofes Erzehlung ein besonderes Gefallen bezeugte. Hertzog Ariovist aber bat ihm der Anwesenden Gehör aus/ seiner Erzehlung wegen des verlohrnen jungen Gottwalds/ oder Ehrenfrieds/ ein wenig Licht zu geben. Weil nun aller Augen ihn hierum durch ihr Stillschweigen ersuchten/ fieng er an: Ich selbst kan Zeuge seyn/ daß dieser Ehrenfried in dem angedeuteten Jägerhause des Gabretischen Waldes gefunden worden sey. Allen Deutschen ist bekand/ wie meines Groß-Vaters Bruder für sechs und sechtzig Jahren in der Schlacht gegen den Julius Cäsar seine Gemahlin Berchtolds eines Schwäbischen Fürsten Tochter mit einer ihrer Töchter einbüßte. Seine andere Gemahlin Vocione/ des Norichischen Königs Vocion Schwester/ welche ihm mein Groß-Vater zu heyrathen rieth/ ward zwar anfangs gleichfalls für todt geschätzt/ es ereignete sich aber hernach/ daß Vocione mit Ermegilden/ Ariovistens ältesten Tochter/ gefan-

gen war. Der König Vocion aber/ welcher aus seinem schneeichten Gebürge einen Einfall in Italien dräute/ brachte es so weit/ daß Julius Cäsar nicht allein Vocionen und Ermegilden/ welche aber kurtz hernach starb/ ohne Lösegeld Ariovisten zuschickte/ sondern auch/ gegen Begebung alles auf die Heduer und Seqvaner habenden Rechtes/ wider Ariovisten nichts feindliches zu beginnen sich erklärte. Nach einigen Jahren gebahr Vocione Ariovisten eine Tochter ihres Nahmens/ welcher das nach der Zeit von ihm verlassene Reich zufiel/ und sie/ wiewol nicht ohne Unwillen/ der einem Weibe zu gehorsamen ihnen verächtlich haltender Allemänner/ die Herrschafft überkam. Es gieng ihnen aber wie den Bürgern zu Athen/ welche das vom Phidias gemachte Minerven-Bild als grob und ungestalt verachteten/ hingegen aber des Alemenes zierliches nicht sattsam loben konten. Denn wie jenes/ als beyde auf den bestimmten Stand des Tempels kamen/ dieses bey weitem wegstach/ also befunden die Allemänner/ daß/ als Vocione die Höhe der Herrschafft erlangte/ niemand darzu geschickter wäre/ als sie. Denn ob zwar ihr Reich durch den Abfall der Marckmänner in nicht weniges Abnehmen und Zerrittung gerieth/ wuste doch die kluge Vocione zu grosser Verwunderung der Welt/ das Steuer-Ruder ihrer Herrschafft so meisterlich zu führen/ daß selbtes weder auf einer Seite von der Römer- noch auf der andern Seite von Marbods Macht zerschellet ward. Insonderheit wuste sie auf beyden Achseln so künstlich zu tragen/ daß ihr keiner auf die Fersen zu treten sich unterstund/ und wenn auch einer auf seiner Seite zu nahe kommen wolte/ verwickelte sie des andern Nachbars Vortheil in ihre nöthige Erhaltung/ daß dieser jenem alsofort die Spitze zeigte. Um nun keinem zu grosse Eyversucht zu verursachen/ war sie nicht zu bereden sich an einen grossen Fürsten zu vermählen/ welcher die Feindschafft wider die Römer oder den Marbod mit in ihr Hauß brächte; kleinere aber verschmähete sie als ihr unanständig. Sie hatte an ihr nichts weibisches als ihr Geschlechte/ und bewieß durch ihre glückseelige Herrschafft/ wie falsch eine Frau für nicht klug gehalten würde/ welche mehr als ein Weib verstünde. Und daß sie so viel mehr sich von ihnen selbst entferneten/ als sie den Männern nahe kämen. Ihr Absehn war stets auf Friede gerichtet/ und wenn sie die Catten oder Cherusker mit in Krieg einflechten wolten/ schützte sie für; einem Weibe stünde so wenig der Degen/ als einem Manne der Spiegel an. Gleichwol erwarb sie durch ihre Ruh mehr/ als andere Fürsten durch verderbliche Kriege/ und der doch so herschsüchtige Marbod/ als er mit seinen Marckmännern die Länder der Bojen besätzte/ trat ihr dis alles gutwillig ab/ was er von ihres Vaters Ariovist Gebiete besessen hatte. Derogestalt blühete das Allemañische Reich unter ihr lange Jahre mehr/ als vorhin unter keinem Fürsten. Bey dessen Wolstande aber ward sie mit keinen gemeinen Leibes-Schwachheiten befallen. Vocione geriet hierüber in Gedancken sich ihrer Herrschafft zu enteusern/ welche von einem siechen Leibe/ und dardurch abgemergeltem Gemüthe/ nicht gnugsam beseelet werden könte. Zu welchem Ende sie mich denn auch in einer Reichs-Versamlung mit gutem Willen aller Landes-Stände für ihren Sohn und Erbfolger erkiesete/ weil mir die Herrschafft ohne diß nach ihrem Tode von rechtswegen zugehörte. Nach dem mein Alter aber noch nicht zur Herrschafft reif/ sie aber bey jedermann überaus beliebt war/ beschwuren sie sie nicht alleine auf alle ersinnliche Weise zwischen ihr und dem gemeinen Wesen keine Ebscheidung fürzunehmen/ sondern sie verschrieben auch aus Rom und Griechenland die berühmtesten Aertzte ihrer Fürstin Kranckheit abzuhelffen. Alle aber/ außer einem Griechen Eudämon/ hielten ihr Ubel für unheilbar. Dieser versicherte hingegen Vocionen mit grossen

Betheuerungen ihr zu helffen; wenn ihm die benöthigten Mittel und Gelegenheit darzu verschafft würden. Als ihm nun in allem zu fugen versprochen/ ja alles selbst nach Belieben anzugeben enträumet ward/ erkiesete er hierzu die tieffste Einöde des Gabretischen Waldes/ allwo ihm nach seinem Entwurff ein so genenntes Jägerhauß gebauet/ und allen Jägern seinen Willen zu erfüllen anbefohlen ward. Auf bestim̃te Zeit verfügte sich Vocione mit sehr wenigen ihrer getreuesten Leute dahin/ und/ weil sie mich als ihren wahrhafften Sohn liebte/ und niemahls gerne von sich ließ/ muste ich ihr Gefärthe seyn. Alldar führte sie Eudämon den Morgen nach ihrer Ankunfft in ein Zimmer/ in dessen Mitte eine leere Wanne eingesencket/ darum aber hundert Knaben angebunden waren. Diesen Ort wiese Eudämon Vocionen zu ihrem Bade an. Diese lachte und fragte: Ob sie sich mit der Lufft waschen/ und mit den Steinen trocknen solte/ weil nirgends kein Tropffen Wasser zu sehen wäre? Eudämon antwortete: Wasser wäre sie zu heilen viel zu ohnmächtig/ für ihre Kranckheit hätte sie einen viel kräfftigern Safft von nöthen. Vocione versätzte: Woher denn dieser Safft kommen solte? Eudämon wieß auf die gefässelten Knaben/ und sagte: Aus den Adern dieser Kinder/ derer Blut als ein rechtschaffenes Lebens-Oel alleine ihre Kranckheit wegnehmen könte. Behüte mich mein GOtt/ fieng Vocione an/ für einer so grausamen Genesungs-Art! Jch habe bey meiner Herrschafft mich für nichts mehr als für Blutstürtzung gehütet/ ich habe nie ohne Zittern/ auch wider die lasterhafftesten Menschen/ ein Todes-Urthel unterschrieben/ ja mir mehrmahls gewünscht/ daß ich nicht schreiben könte; und ich solte nun/ um die Hefen meines Alters zu läutern/ dieser unschuldigen Kinder Blut verschwenden? Eudämon wolte einwenden: Wären Unterthanen schuldig um die Ehrsucht ihrer Fürsten zu vergnügen ihr Leben für sie im Kriege/ da vielmahl etlichen tausend Menschen zur Ader gelassen würde/ aufzuopffern/ so wäre vielmehr verantwortlich/ daß eine Anzahl Kinder ihr Blut den Fürsten zu ihrer Genesung zinseten/ welches wol ehe ein Römischer Bürger zu Mästung der Murenen verbraucht hätte. Fürsten wären die Angelsterne des gemeinen Heiles/ um die 'es aber müste man alles geben/ wie köstlich es auch wäre. Vocione brach ein: du mühest dich umsonst/ mich zu einer so henckrischen Heilungs-Art zu bereden. Deine Artzneyen gehören in die Werckstadt des Busiris/ und in Diomedens Stall/ nicht auf meinen Thron/ welchen ich vom Blute so rein/ als das Altar der Paphischen Venus ist/ zu erhalten/ mich euserst bemühet habe. Gehe mit deinem verdammten Blut-Bade in deine Heymeth/ wo die geilen Weiber an statt der Esels-Milch sich aus Milche gefangener Frauen zu baden nicht schamroth werden/ um ihre Haut zart und weiß zu machen. Meinestu in diesem nicht so wilden Lande mit dieser holden Kinder Lebens-Oele deine abergläubische Artzney-Kunst/ und dein schwartzes Gedächtnis wie Draco seine Gesetze/ und Othryades seinen Sieg mit Blute aufzeichnen? Eudämon erblaste über diesem scharffen Einhalte/ und fieng an: Wenn die Hertzogin ihr ja ein Gewissen machte über Verspritzung so vielen zum Bade nöthigen Blutes; so solte sie doch durch das verhandene silberne Röhrlein nur aus einem oder zwey Knaben das Blut in ihre Adern einzöpffen lassen. Vocione wolte diesen vermeinten künstlichen Werckzeug das Blut aus einem Leibe in andern zu bringen nicht einmahl des Ansehns würdigen/ sondern hob an: Wenn schon dieses ohne Zauberey durch natürliche Handgriffe zu vollziehen möglich wäre/ könte sie doch nicht glauben/ daß diese neue Heilungs-Art der Natur gemäß/ und einem Krancken dienlich wäre. Eudämon antwortete:

Sie dörffte so wenig an der Heilsam- als Mögligkeit zweiffeln. Er hätte hierinnen auch die Natur selbst zur Lehrmeisterin/ welche aus den Stämmen den Safft oder ihr Blut in die darauf gepfropfften Zweige leitete/ ja allen in Mutter-Leibe noch beschlossenen Kindern das Blut ihrer Mütter zur Nahrung durch die Nabelschnure einflößete. Dieses wäre der kürtzeste Weg einen Menschen zu nähren / und von Kranckheiten zu befreyen/ weil das gute frembde Geblüte vermittelst der unaufhörlichen Herumkreissung des Geblütes/ welches durch so enge Aederlein dringet/ dadurch nicht einst die Lufft gehen würde/ geraden Weges allen Adern und Eingeweiden unmittelbar mitgetheilet/ hingegen alle durch den Mund empfangene Artzneyen durch den Magen und andere einen grossen Umweg machende Gänge geleitet/ auch in ein und andern anbrüchigen Orte verderbt würden/ ehe sie einmal in die Blut-Adern kämen/ darinnen gleichsam das Leben selbst schwimmet. Vocione sätzte ihm entgegen: Wenn diese Blutzöpffung mit der Pfropffung eine Verwandschafft hätte; müste das gute Blut in einem kräncklichen Leibe bald auch verderben/ weil der Safft der Stämme alsbald in den Pfropffreisern derselben Eigenschafft annähme. Die wunder-würdige Nährung der Kinder aber wäre dem grossen Schöpffer durch keine Kunst nachzuthun. Eudämon versätzte; die Kunst wäre nicht weniger eine Aeffin als eine Magd der Natur/ und der Mensch ein Ebenbild Gottes/ seine Vernunfft etwas himmlisches. In den Pfropffreisern müste der Stämme Safft seine Eigenschafft verändern/ weil er sich durch das Holtz allzu sehr und enge durchdrängen/ und sich gleichsam ausläutern müste. Hier aber gienge das Blut durch das Röhr ohne einig Gedränge / und daher behielte es alle seine gute Eigenschafften. Damit die Fürstin auch hierbey so viel weniger zweiffeln möchte/ wolte er ein franckes Kalb durch übergezöpfftes Blut eines gesunden Kalbes/ oder eines andern Thieres/ in ihrem Angesichte wieder zu Kräfften bringen. Vocione willigte hierein/ worauf denn Eudämon einem Kalbe so viel Blut wegließ/ daß es für Schwachheit nicht mehr auf den Füssen stehen konte. Hernach band er ein anderes auf gewisse Art/ ritzte beyden Kälbern eine Ader so wenig/ daß er mit Noth das silberne Röhrlein darein stecken konte/ brachte also aus dem starcken in das matte ein ziemlich Theil Blutes/ worauf dieses nach verbundener Wunde und Auflösung sich so frisch als anfangs für verlohrnem Blute bezeigte. Ob nun zwar Vocione diß nicht ohne Verwunderung ansahe/ wolte sie sich doch keines weges bereden lassen/ einiges Menschen Blut zu ihrer Gesundheit zu gebrauchen/ sondern sie erklärte mit einer ernsten Gebehrdung: sie wolte lieber heute ihres Reiches und Lebens entpehren/ als sie es durch unschuldig Blut hundert Jahre verlängern solte. Eudämon ward hierüber bestürtzt und fieng an: Wenn sie ja über Menschen-Blute eine so zarte Empfindligkeit hätte; solte sie sich nicht weigern/ ihren Adern gesundes Kälber-Blut einzöpffen zu lassen. Vocione fiel ihm ziemlich entrüstet in die Rede: Wilst du Thörichter mich denn aus einem Menschen zu einem wilden Thiere machen? weil du selbst das Blut für den Wagen des Lebens und der Seele/ und dafür hältest/ daß das eingezöpffte Blut seine erste Eigenschafft in des andern Leibe behalte. Eudämon antwortete ihr mit grosser Demuth: Unser Fleisch und Blut hat mit andern Thieren eine grössere Verwandschafft und Gleichheit/ als unsere Seele mit GOtt. Scheuen wir uns nun nicht ihr Fleisch zu essen/ und selbtes in unsern Safft und Blut zu verwandeln; warum hat man Abscheu ihr Blut in unsern Adern zu beherbergen? Ja ich traute schier zu behaupten/ daß das Blut der Thiere zu diesem Zwecke fast tauglicher als Menschen-Blut sey/ weil Menschen ihres durch hunderterley Regungen/ worvon andere

Thiere befreyt sind/ verterben/ ja mit ihrer Mutter-Milch nicht selten Gifft und Galle einsaugen. Ja weil eine Kranckheit für der andern bald hitziges/ bald kaltes/ bald dinnes/ bald dickes Geblüte erfordert/ hätte man aus so vielen Arten der Thiere das geschickste auszulesen. Alleine Vocione fuhr heraus: Sie möchte nichts viehisches in ihrer Seele/noch in ihren Adern haben. Mit diesen Worten gieng sie aus dem Zimmer / ließ dem bestürtzten eine Verehrung reichen/ und ihn wieder in Gallien führen/ woher er kommen war. Die Knaben wurden alle loßgebunden/ und an die Oerter/ wo sie waren weggenommen worden/ wieder gebracht. Diesen Ehrenfried schickte Vocione zwar auch nach Eisaris / weil aber kein Tempel der Eisa mehr dar zu finden / weniger iemand/dem dieser Knabe gehörete/ zu erfragen war / brachten die Abgeschickten ihn wieder zurücke / daher ihn Vocione bey Hofe behielt/ wegen seiner Anmuth ihm den Nahmen Ehrenfried zueignete / und als ein Kind von edler Ankunfft rittermäßig erziehen ließ. Durch seine gute Art wuchs er alle Tage mehr in der Genade der Fürstin als im Leibe. Gegen mir zeigte er eine so grosse Begierde mir zu dienen/ daß er mir / was ich wolte / an Augen ansah / also meinen Befehlen mit seinem Gehorsame allezeit zuvor kam. Mit dieser untadelhafften Zauberey stahl er mir derogestalt das Hertze / daß als nach der Zeit die länger zu herrschen unerbittliche Vocione die Herrschafft mir übergab / ich ihr für die Zueignung dieses Knabens mich absonderlich verknipffet zu seyn befand. Meine Gewogenheit gegen ihn ist auch biß auf heutigen Tag gewachsen / und der vorgestrige gewiesen/ daß weder Vocione ihre Wahl / noch ich meine bißherige Zuneigung zu eines so grossen Fürsten Sohne zu bereuen Ursach habe. Jederman/ insonderheit aber Döhnhoff schöpffte über dieser seinen Bericht bekräfftigenden Erzehlung grosses Vergnügen ; mit welchem auch der übrige Tag vollends hingebracht ward. Auf den Morgen nahmen alle Gäste von den Barden Abschied/und reiseten wieder zu dem Schwalbachischen Sauerbrunnen / in welchem sie noch etliche Wochen mit den annehmlichsten Ergötzligkeiten zubrachten/ weil der Feldherr Herrmann und Hertzog Arpus am Rheine theils auf die Römer/theils auf den ihnen verdächtigen Melo ein wachsames Auge hatten / und durch Befestigung Herrmansteins/ wie auch andere gute Anstalten für die allgemeine Sicherheit wacheten. Die Sonne war schon in Löwen getreten/ als Agrippine zu Schwalbach Abschied nahm/ und über Verlassung einer so holdseligen Gesellschafft nicht weniger Wehmuth bezeugte/ als über die Beständigkeit ihrer unzertrennlichen Freundschafft Versicherung that. Sie sagte/ ihr wäre nicht unbekandt / daß Freunde dieser Zeit zwar meist Antlitze der Menschen / und Hertzen wilder Thiere hätten / aber sie wüste nichts von diesen Verstellungen / sondern ihr klebte vielmehr diese unschuldige Schwachheit an/ daß sie weder Haß noch Liebe/weder Freude noch Leid verbergen könte / ungeachtet sie damit schon vielmahl bey Livien / und dem Tiberius angestossen hätte. Thußnelde schüttete ihrer aufrichtigen Offenhertzigkeit nach gegen Agrippinen ebenfalls ihr Hertz aus / und sagte: Sie wäre der Vollkommenheit ihrer Freundschafft so sehr versichert/daß selbte keinen Beysatz wörtlicher Versicherung wie ein fürtrefflicher Edelgestein keine Folge bedürffte. Hingegen würde Agrippine an ihr iederzeit ein deutsches Gemüthe finden / welches keinen falschen Schein/ wie die Porcellane kein Gifft vertrüge ; und ihr Mund wäre niemahls mit zweyerley Zungen trächtig. Keine geringere Versicherungen erfolgten zwischen Agrippinen / der Hertzogin Erdmuth / Adelmunden und Zirolanen / und wünschte Agrippine allen so scharffe Augen/wie sehr sie alle liebte/ weil sie so unersättlich nach ihrer Liebe lüstern wäre. Sintemahl sie die Liebe

für den kräfftigsten Zunder der Gegen-Liebe hielte / also daß der / welcher sonst zu lieben ein allzuhartes Hertze hätte / doch Liebende zu lieben erweichet würde. Zuletzt nahm Agrippine vier goldene Müntzen heraus / welche ihr Vater Agrippa als Bürgermeister hatte schlagen lassen. Auf der einen Seite stand desselben Nahmen / auf der andern die zwey Häupter des Julius und Augustus. Diese ließ sie in der Mitte entzwey segen / gab die Helffte davon zum Pfande ihrer unzerbrechlichen Treue / die andere Helffte aber behielt sie als ein Pfand ihrer Hold und Gewogenheit bey sich. Sie begleiteten Agrippinen biß auf den halben Weg nach Meyntz / allwo Germanicus ihrer mit Verlangen erwartete. Wenig Tage nach ihrem Abschiede wendete sich auch die Hertzogin Erdmuth / und mit ihr alles andere Frauenzimmer an den Cattischen Hoff nach Mattium. Ariovist / dessen Liebe zu Zirolanen durch Erfahrung ihres Uhrsprunges / und weil sie des von ihm so sehr geliebten Ehrenfrieds Schwester war / hatte sich bey ihm dergestalt vermehret / daß er ohne sie nicht zu leben getraute / konte sich auch nicht überwinden sie zu verlassen / reisete also auch damit nach Mattium / allwo er vom Feldherrn / dem Hertzoge Arpus / Catumern und Siegesmunden seinem Stande gemäß empfangen ward. Daselbst rüstete er den jungen Gottwald recht Fürstlich aus / ließ ihn auch wie sich selbst bedienen / und versäumte die geringste Gelegenheit nicht durch Ritterspiele / annehmliche Unterhaltung / und alle ersinnliche Bedienungen sich in Zirolanens Gewogenheit zu versätzen / ungeachtet er ihr von Liebe zu sagen allzu ehrerbietig war. Denn wahrhaffte Liebe hat die Bescheidenheit allezeit zur Gefärthin; und wer das Geliebte hoch hält / wird sich nicht leicht unterstehen ihr öffentlich von Liebe zu sagen. Alleine gegen alle seine Liebkosungen blieb Zirolane im Hertzen unempfindlich / als welches sie noch ihrem Rhemetalces als ein Altar / welches sein erstes Feuer niemahls auslöschen läst / verbehielt. Gleichwohl bezeigte sie gegen Ariovisten alle Höffligkeit / durch welche sie ihm alle Tage nur mehr Angelhacken ans Hertze warff. Denn ein gutes Wort / ein Lächeln / ein geringes Kennzeichen des Wohlwollens eines tugendhafften Frauenzimmers würckt in einem ehrlichen Gemüthe mehr / als andere durch die nachdrücklichsten und freyesten Liebes-Bezeugungen. Zirolane merckte diß zwar / und hätte diese Würckung gerne verhütet / aber ihr stund eine saur-sehende Ernsthafftigkeit und die Entziehung von seiner Gemeinschafft noch weniger an / weil diese scheinbare Art zu leben ins gemein von denen angenommen wird / welche für tugendhafft angesehen seyn wollen / was sie nicht sind. Zumal da Zirolane geschickt war durch ihre holdselige Bezeugungen nicht weniger Ehrerbietigkeit als Liebe andern einzudrücken. Als sie einmahls in dem Garten zu Mattium in einer tieffsinnigen Einsamkeit herum gieng / machte ihm Ariovist einen Weg / daß sie ihm gleichsam ungefähr begegnen muste. Wie er ihr nun unvermuthet auf den Hals kam / faste er ihm den Muth Zirolanen durch seinen Mund zu eröffnen / was ihr seine Augen und Anstalten schon tausendmahl verrathen hatten. Er redete sie demnach an: Unvergleichliche Zirolane: Ich würde wider ihre Vollkommenheit und meine Ehrerbietigkeit sündigen / wenn ich mich / daß ich sie liebte / zu erklären erkühnte / wenn mein Hertze länger dieselbe mit verborgenen Seufftzern zu verdrücken mächtig wäre. Denn ich weiß wol / daß Bescheidenheit eigentlich die zum Wesen der Liebe gehörige Tugend sey / und daß wer gefallen will / verstehen müste / ehrerbietig zu seyn / und wer in der Liebe vergnügt werden wolte / müste lange Zeit schweigen können. Zirolane färbte sich nicht allein über dieser unvermutheten Freyheit / sondern sie konte sich auch so geschwinde nicht aus ihren Gedancken auswickeln / daß sie ihre Zunge was anders zu antwor-

ten hätte unterrichten köñen/ als: Sie wüste wol/ daß Ariovist zu schertzen gewohnt/ aber/ wenn er einem gemeinen wohlwollen den Titel der Liebe zueignete/ allzu freygebig mit einer so köstlichen Sache wäre. Ariovist nahm diß Wort zu seinem Vortheile/ und sagte: Er gestünde/ daß das Wort der Liebe den Brand seiner Seele auszudrücken zu wenig Nachdruck hätte/ aber weil diese ihrem eigenen Urtheil nach was so köstliches wäre/ solte sie es doch in ihrem Hertzen nicht so verächtlich halten. Zirolane versätzte: Dieses hält die Liebe so hoch/ als das gröste Heiligthum/ und wird sie/ so lange als ihr Hertze schlagen kan/ in ihr nicht ausleschen/ auch keine andere Flamme sie daraus vertreiben lassen. Welche Gottheit/ sagte Ariovist/ läßt ihr nur von einer einigen Hand Weyrauch streuen? welche verschmehet alle andere und zwar reinere Flammen? Zirolane antwortete: Ich weiß wohl/ daß etliches Frauenzimmer sich an Vielheit ihrer Liebhaber ergetzet/ entweder aus einem Uberflusse die Wahl zu haben/ oder aus einem so reichen Vorrathe ihrer Schönheit ein desto prächtiger Sieges-Zeichen aufzurichten. Aber die Menschen sind in der Art der Liebe so unterschieden als im Geschmacke. Sie hielte die erzählte aber für die schnödeste Eitelkeit/ durch welche sie so viel mehr verspielten/ ie reicher sie an Buhlern würden. Eine Frau hätte mehr nicht als ein Hertze/ also könte sie auch mehr nicht als eine Seele damit betheilen/ wenn sie nicht den Apffel ihrer Ehre zugleich zertheilen/ ihre Liebe aber zum Laster machen wolte. Ariovist seuffzete/ und beklagte sich über ihre Unempfindligkeit gegen seiner Liebe. Er wüste zwar/ daß Frauenzimmer aus der Unempfindligkeit eine Tugend machte/ und daraus Ehre suchte; aber diese müste nach geprüffter Beständigkeit sich endlich in Mitleidẽ verwandeln/ weñ sie nicht den Nahmen der Grausamkeit verdienen wolte. Zirolane versätzte mit einer etwas ernstlichen Gebehrdung: Er verstünde gar wohl/ daß sie über ihr Hertze nicht mehr zu gebieten hätte/ also sie nicht mehr geliebt zu werden geschickt wäre/ und weil die Liebe ohne Hoffnung eine vergebene Beunruhigung seiner und ihrer wäre/ möchte er doch ihm selbst nicht wehthun/ wenn er ja mit ihr kein Erbarmnüs haben wolte. Ihre Ernsthafftigkeit war ein Blitz/ und ihre Worte ein Donnerschlag in Ariovistens Hertze; gleichwohl sätzte er ihr entgegen: keine Liebe wäre ohne Hoffnung/ oder zum wenigsten seine nicht. Zirolane begegnete ihm; wenn sie sich auf Unmögligkeit gründete/ wäre sie ein schlechtes Abend-Brodt der Elenden. Ariovist fragte: Ob es denn unmöglich wäre/ einen Undanckbaren aus seiner Liebe verstossen/ da alle Rechte der Welt billigten dem nicht Treu und Glauben zu halten/ der vorher treubrüchig würde? Dieses/ antwortete Zirolane/ ist allenthalben verantwortlich/ nur nicht in der Liebe. Ariovist begegnete ihr: Ach unbarmhertzige Zirolane/ was für grausame Gesätze schreibestu dir selber für! was für ein unerträgliches Joch machet sie aus der Liebe/ welches der lindeste Balsam der Seele seyn soll! was für einen unverdienten Vortheil schantzet sie der Untreue zu/ daß man die lieben soll/ welche/ wenn es möglich wäre/ aus der gantzen Welt mit Strumpff und Stiel ausgerottet werden solten! Sie sperret hierdurch dem Meineyde Thür und Thor auf/ wenn die Leichtsinnigkeit das Glücke verdienet geliebet zu werden. Zirolane brach ein: Sie redete der Untreue nicht das Wort/ weniger liebte sie selbte/ ungeachtet sie dem treubrüchigen nicht gram würde. Die vollkommensten Menschen wären auf eine zeitlang gewissen Schwachheiten unterworffen/ wie die grösten Sterne der Verfinsterung. Ihre beständige Treue und das Rad der Zeit/ welche alles umwendete/ würde auch das Gemüthe ihres Rhemetalces verändern/ und wieder in alten Stand sätzen. Sintemahl die Grösse seiner Liebe das Qvell der Eyversucht/ die aber

eine Ursache seines Irrthumes und Unwillens gewest wäre. Ach! Zirolane / fieng Ariovist an / wie heuchelt sie frembden Lastern / wie betreugt sie sich selbst mit vergebener Einbildung! wie unrecht urtheilet sie / wenn sie die bittere Eyversucht zum Kinde der Liebe macht! Eyversucht bestünde aus eitel Gifft und Galle / sie quälte sich mit Furcht und Neide / wie solte sie denn aus dem Honige der Liebe flüssen? Ihr Fürhaben verriethe sie / daß sie die bitterste Feindschafft in der Welt wäre. Denn sie glaubte nicht / daß sie geliebt würde / sonst hätte sie sich ja um nichts zu grämen Ursache / wie sie gleichwohl thäte. Daher wäre es ein grosser Irrthum / wenn man diese Pest der Liebe für eine schlechte Furcht das liebende zu verlieren hielte. Rhemetalces würde nicht im Grimme sich aus dem Staube gemacht haben / wenn ein Füncklein der Liebe in ihm steckte / und diß / was er liebte / für dem Verluste zu verwahren / die wenigsten Gedancken hätte. Zirolane antwortete; Also würde ich vielleicht auch urtheilen / wenn ich nicht mehr als ein Mann liebte. Ariovist fiel ein: Wie? solte das männliche Geschlechte dem weiblichen an Hefftigkeit der Liebe was bevor geben? Zirolane versätzte: Niemand würde daran zweiffeln / der einen Blick in die vergangene Welt zurück schickte / und das Gewebe Penelopens / den Rach- und Gifft-Becher der Camma / Artemisiens Glaß mit der Todten-Asche / Porciens Kohlen / Arriens Dolch / und die Holtzstösse der sich mit ihren Männern verbrennenden Weiber in Indien betrachtete; dahingegen schwerlich viel Männer zu nennen wären / die aus Liebe für seine Frau oder Buhlschafft gestorben wären. Ariovist fiel ein: Er wäre nicht gemeint dem Ruhme des weiblichen Geschlechtes den geringsten Abbruch zu thun; gleichwohl nöthigte ihn die Ehre des seinigen / und die Grösse seiner Liebe den Gracchus / den Cajus und Marcus Plautius als Muster männlicher Treue auf die Schaubine zu bringen. Der erste hätte aus zweyen in seinem Hause gefangenen Schlangen nach vernommener Auslegung der Wahrsager die männliche tödten / die weibliche leben lassen / nur daß ihn seine Cornelia überleben möchte; der andere hätte nach seiner Eh-Frauen das Leben für beschwerlicher als den Tod gehalten / und es ihm durch seinen eigenen Degen verkürtzet. Der dritte wäre zu Tarent unter dem Küssen und einbalsamen auf der Leiche und dem Holtz-Stosse seiner Orestilla verblichen / weil seine hertzliche Liebe für besser gehalten / mit ihr durch den Tod vereinbaret / als durchs Leben getrennet zu werden. Zirolane versätzte: dieses wären die einigen drey Wunderwercke der Römer / jedoch müste sie hierbey enträumen / daß die Männer auch so wohl / als Weiber / zu lieben weder Ursache noch Fähigkeit hätten. Denn der Schutz / und die Bedienungen der Männer sind solche Angeln der Hertzen und Ketten der Seelen / daß ein Frauenzimmer ihren auch vergebenden Beschirmer nicht weniger zu lieben / als Epheu seine Stützen / wenn sie schon verdorret / zu umarmen verbunden ist. Nach dem auch ein trauriger Geist das bequemste Zeug der Beständigkeit / und das tauglichste Oel der Liebe ist / hat man für kein Wunder noch die Männer für verkleinerlich zu halten / daß unser feuchter und trauriger Geschlechte hefftiger und hartnäckigter in Liebe sey. Zumahl da die uns eigenthümliche Tugend der Zucht und Keuschheit / auch von uns dergleichen Beständigkeit / und die Eigenschafft des Palmbaumes erfordert / welcher / nach dem sein männlicher Nachtbar stirbet / oder wegkommt / mehr keine frische Blätter zu bekommen fähig ist. Zu geschweigen / daß das Frauenzimmer auch sich mit keiner andern Gemüths-Regung / als der Liebe zu überwerffen / diese also in ihrem Hertzen eine vollmächtige Königliche Gewalt hat. Hingegen haben Liebe / Ehrsucht / Rache und dergleichen im Hertzen der Männer eine

getheil-

getheilte Herrschafft/ also daß jede Regung stückweise nicht so viel/ als bey uns die eintzele Liebe würcken kan. Es haben aber deßhalben die Männer diesen Vortheil für uns/ daß da wir uns der einigen Keuschheit und Treue zu rühmen haben/ sie Treue/ Tapfferkeit/ Gerechtigkeit und andere Tugenden hauffen weise aufzuführen haben. Ariovist säufftzete und fieng an: Grausame Zirolane/ hat die Natur sie nur darum so scharffsinnig gemacht/ daß sie unter dem Scheine des Lobes unserm Geschlechte den Gebrechen der Untreue aufrückte? hat die Natur sie darum nur so schön gebildet/ daß sie an mir ihre Unbarmhertzigkeit ausübe? Alleine sie glaube mir/ daß da gleich alle andere Männer laulichter lieben/ als das Frauenzimmer; dieses alles zusammen laulichter liebe/ als ich. Bey diesen Worten färbte sich Zirolane abermals/ zumal da sie Thußnelden und Adelmunden wenig Schritte für ihr sahe. Sie brauchte daher ihre Ankunfft zum Vortheil sich Ariovistens zu entbrechen; aber indem Zirolane mit Adelmunden Gelegenheit zu sprechen nam/ und Thußnelde schertzweise fragte/ wormit Ariovist Zirolanen eine solche Röthe abgejagt hätte/ beichtete er ihr seine Liebe gerade aus/ ersuchte sie um ihren Beystand/ weil er wol wüste/ daß niemand in der Welt einen solchen Stern über Zirolanens Hertze/ als sie/ hätte. Thußnelde/ welche diß Geheimnüs Ariovistens fürlängst ausgespüret hatte/ weil die Liebe ohne Zunge schon ihre Verräther hat/ nam die verträuliche Ausschüttung seines Hertzens mit Danck und Freundligkeit an/ und sagte: Sie wünschte mehr/ als Zirolanens Beständigkeit sie hoffen ließe/ ihm hierinnen einen guten Dienst zu thun; weil sie dieses angezielte Bündnüs dem allgemeinen Wohlstande Deutschlandes für überaus verträglich hielte. Ihm würde zwar vielleicht kund worden seyn/ daß ihr Bruder Siegesmund auf diese tugendreiche Fürstin stets ein Auge gehabt/ und deßwegen mit Rhemetalcen etliche mahl zerfallen wäre; aber ihre Schwester-Liebe wäre niemahls mächtig gewest/ sie zu der Schwachheit zu verleiten/ daß so lange Rhemetalces Zirolanen treu verblieben/ sie bey ihr für ihn kein Wort verlohren. Sie versicherte ihn auch/ alles eußerste vorzukehren/ daß im Fall der in Zirolanens Seele so tieff eingewurtzelte Rhemetalces daraus zu heben wäre/ einem so vollkommenen Fürsten ihr Bruder keinen Eintrag thun solte. Ariovist ward hierdurch so sehr in seinem Vorhaben gestärcket/ daß/ wie schlechten Trost er von Zirolanen gleich bekommen/ er nunmehr auf sie eine grosse Rechnung machte. Er suchte daher die verbindlichsten Worte her Thußnelden für eine so übermäßige Gnade zu dancken; daß sie aus bloßer Großmüthigkeit sich auf seine als die schwächste Seite schlüge; Ja was alle Staffeln der Großmüthigkeit überstiege/ sie für ihn wider sich selbst zu kämpffen übernähme. Thußnelde eröffnete Ariovistens Vorhaben alsbald dem Feldherrn/ und dieser dem Hertzoge Arpus und seiner Gemahlin. Weil nun niemand war/ der nicht Zirolanen von aller Verbindligkeit freysprach/ und ihre Heyrath an Ariovisten für ein Mittel hielt ihn vom Marbod/ wider welchen Zirolane die Feindschafft mit ins Hauß brächte/ wie auch den Römern abzuziehen/ arbeiteten alle an Zirolanen sie zur Vernunfft zu bringen. Weil nun diß so geheim nicht geschehen konte/ daß nicht Fürst Siegesmund hiervon Wind kriegte/ Thußnelde auch ihm rund abschlug/ für ihn bey Zirolanen gut in Worten zu seyn/ ward er darüber so ungeduldig/ daß er ohne Abschied aus Mattium zoh/ und sich zu seinem Vater Segesthes verfügte. Inzwischen ließ ihr Thußnelde fleißig angelegen seyn Rhemetalcens Untreu mit den heßlichsten/ Ariovistens Hoheit und Tugenden mit den schönsten Farben abzumahlen/ und das Recht/ einem Eydbrüchigen nicht glauben zu halten/ behauptete sie unwiderleglich. Alleine wenn Zirolane ihren Gründen nichts mehr ent-

gegen sätzen konte/ fieng sie an: Ich habe Untreue zu begehen eine viel zu zarte Seele/ noch weniger stehet es in meinen Kräfften dessen zu vergessen/ den ich einmahl so feste ins Hertze verschlossen; Auch habe ich von Kind auf gelernet/ daß der Unbestand in sich eine grosse Schwachheit und wenig Vernunfft habe; daß man sich langsam entschlüssen solle/ sein Hertz einem andern zu verpfänden/ wenn diß aber geschehen/ stünde es einem nicht wol an/ ja nicht einst in unser Gewalt das Pfand wieder zu rauben/ und einem andern seines darauf habenden Rechtens zu entsätzen. Kein Gesätze noch Vortheil könte uns auch ohne des Pfandhabers Einwilligung diese Macht geben. Thußnelde hielt ihr zwar ein: Rhemetalces hätte sich seines Rechtes und Besitzthums selbst begeben/ und ihre Hertze/ welches er als das edelste Kleinod der Welt in dem innersten seiner Seele verwahren sollen/ selbst von sich gestossen. Jedermann aber wäre berechtigt frembdes Gut/ wenn es vom Besitzer weggeworffen würde/ aufzuheben. Wie machte denn sie ihr es so schwer ihr eigenes und verschmähetes Hertze wieder zu nehmen? Aber Zirolane blieb darbey/ daß Rhemetalces an nichts/ als an Ubermaaße seiner Liebe schuldig wäre/ und daß er die vermeinte Verletzung ihrer Pflicht/ durch seine Abwesenheit an ihr hätte straffen/ keines weges aber sich ihrer Liebe entbinden wollen. Als nun Thußnelde gleichwol nicht abließ ihr einzureden und zu pressen/ fieng sie an: holdseeligste Thußnelde; sie untersuche ihr eigenes Hertze/ und urtheile/ ob ohne meine Schande an meinem die Ehrsucht mehr Theil haben solte/ als treue Liebe. Rhemetalcen habe ich für die einige Glückseeligkeit erkieset/ mißgönnet mir nicht/ daß/ wo er ja untreu worden/ auch mein einiges Unglücke sey/ und ich durch meinen leichtgläubigen Wanckelmuth mir nicht das zweyte selbst auf den Hals ziehe/ bey welchem ich des Trostes meiner Unschuld beraubt seyn würde/ den ich bey dem erstern habe/ daß ich in meinem Elende doch vergnügt seyn könne/ weil mich mein Gewissen keines Lasters anklagt. Weil nun mein Verhängnus und mein Hertze an Rhemetalcen so feste verknüpfft ist/ so gönne sie mir doch/ gerechteste Thußnelde/ die Glückseeligkeit der Sclaven/ welche/ ob sie wol unter ihren Ketten mehrmahls verschmachten/ dennoch die Freyheit haben zu lieben und zu hassen/ wen sie wollen. Hierüber fielen Zirolanen die Thränen aus den Augen/ welche in Thußneldens Seele eine so mitleidende Wehmuth erweckten/ daß sie an beyden Höfen/ Zirolanens mit mehrern Zumuthungen zu verschonen/ bewegliche Vorbitte einlegte. Sie selbst nam auch über sich Ariovisten mit der allen Dingen abhelffenden Zeit zu trösten/ weil neue Wunden und neuer Schmertz nicht harte angerühret werden dörffte/ und das Leid am geschwindesten verrauchte/ welches am hefftigsten anfienge. Es wäre in der Liebe kein geringer Anfang/ wenn einer sich bey der/ welche er zu lieben ihm erkieset/ sich in ein so hohes Ansehn versätzte; als Ariovist in den Augen Zirolanens wäre. Die Noth zwang Ariovisten/ daß er für dißmahl mit der Hoffnung/ und denen vielen vom Feldherrn/ und denen Cattischen Fürsten erwiesenen Ehren-Bezeugungen sich vergnügen muste. Den Tag für seinem Abzuge hielt Ariovist noch einen prächtigen Turnier/ darinnen er nebst sechs Alemännischen Rittern wider alle andere vertheidigte: daß seine auf eine Seule des Kampfplatzes gesetzte Bulschafft/ welche Zirolanens augenscheinliches Ebenbild war/ die schönste und tugendhaffteste Fürstin der Welt wäre. In diesem legte er so grosse Ehre ein/ daß wie vorhin das Frauenzimmer Ariovisten den Ruhm eines höflichen/ also der Cheruskisch- und Cattische Adel ihm das Lob eines tapfferen Fürsten geben musten. Dieser Turnier ward mit einem Kopff und Ring-Rennen beschlossen/ darinnen er den vom Feldherrn aufgesätzten Degen mit vielen Edelgesteinen gewann/ bey dessen Uberlieferung er sagte: diesen

wolte er für die Freyheit Deutschlands so viel freudiger führen/ weil er von einem so grossen Helden herkäme. Beym Abschiede verehrte ihm der Feldherr zwölff Cimbrische und Hertzog Arpus so viel Friesische Pferde. Ariovist aber ließ an beyden Höfen vom obersten bis niedrigsten niemanden unbeschenckt. Bey Zirolanen war er nicht mächtig viel Worte zu machen/ sondern er bat alleine: weil er unwürdig wäre ihr Liebhaber zu seyn/ möchte sie ihn doch nicht verschmähen zum Diener zu haben. Zirolane antwortete: wenn ich so viel Gewalt über meinen Willen hätte ihm zu gebieten/ als mein Verstand erleuchtet ist Ariovisten für einen der vollkommensten Fürsten zu schätzen/ würde ich mich glückseelig schätzen von ihm die kleineste Gewogenheit zu genüssen. Diese Verträuligkeit zu Mattium war denen Römern/ noch mehr aber dem von Rom zurück gekommenen Adgandester ein scharffer Dorn in Augen. Dannenhero er dem Germanicus stets in Ohren lag/ mit den Cheruskern und Catten aufs neue zu brechen/ nachdem er nicht nur die Sicambrer und Chaucen von ihnen getrennet/ sondern auch des Feldherrn eigenen Bruder Flavius auf seiner Seiten hätte. Aber Germanicus dachte viel weiter hinaus/ und sagte Adgandestern/ daß es bey instehendem Winter/ und da man Ariovistens noch nicht versichert wäre/ nicht Zeit wäre Krieg anzufangen/ da die Deutschen zumahl so wol auf ihrer Hutt stünden. Damit auch diese so viel weniger Verdacht hätten/ zertheilte er die am Rheine stehenden Legionen in Gallien. Der Feldherr zohe hierauf mit seinem Hofe und meisten Theile des Kriegs-Volckes wieder nach Teutschburg/ allwo ihn die Cheruskischen Stände als den glücklichen Beschirmer der deutschen Freyheit mit tausend Freuden- und Glücks-Wünschen empfiengen.

Wie vergnüget man nun an dem Cheruskischen Hofe lebte/ so unruhig war Adgandester und Sentia/ welche den Untergang beyder Fürstlichen Häuser beschworen/ und durch verwechseltes Austrincken ihres eigenen Blutes so schändlich/ als Catilina die Vertilgung der Stadt Rom/ bekräfftigt hatten. Nach dem sie lange mit einander gerathschlaget/ reisete Adgandester zum Marbod/ und weil er alle in der Barden Garten eröffnete Geheimnüsse durch seine Kundschaffter ausgespüret hatte/ stellte er dem Marbod für Augen/ was für Gefahr seiner Herrschafft ihm von Ariovisten/ welcher seines Todfeindes des Gothonischen Fürsten Sohn/ als sein Schoos-Kind bey sich erhielte/ auch seine Schwester Zirolane zu heyrathen schlüßig wäre/ zuhienge. Eben so wenig feyerte Sentia Segesthen anzustifften/ daß er dem Germanicus für Augen stellte/ was diese Heyrath für eine kräfftige Kette das Alemannische Hauß/ welches zwischen der Donau und dem Mayn über so viel streitbare Völcker herrschte/ mit den Cheruskern und Catten zu verbinden abgeben/ den Römern aber für Nachtheil zuziehen würde. Hierdurch ward verursacht/ daß Marbod Adgandestern/ und Germanicus den Statilius an den Alemannischen Hof schickte. Da denn jener durch viel Verläumbdungen Zirolanens/ und durch gewohnte Feilbietung der Marbodischen Tochter Adelgunde/ dieser aber durch vielerley Staats-Gesätze und untergemischte Dräuungen dieser Heyrath vorbeugten. Nach dem diese nun die besorgte Verbindung in ihrer Blüte ersteckt zu haben vermeinten/ drang Adgandester mit aller Gewalt beym Germanicus auf den Friedenbruch/ und weil dieser ihm zu kaltsinnig vorkam/ handelte er unter der Hand mit dem Tiberius/ welcher aber wegen hohen Alters des Käysers/ uñ sich ereignendẽ Schwachheit von seiner Seite nicht weichen wolte/ und weil er auch dem Germanicus den versicherten Sieg nicht gönnete/ hierüber nicht wenig Schwerigkeit machte. Weil dieser Stein nun auf solche Art nicht fortzuweltzen war/ vertröstete er den Tiberius/ daß dafern die Römer mit den

Catten und Cheruskern brechen/ und den Flavius in ein Theil seines väterlichen Erbes einsätzen wolten/ traute er die Sicambrer und Chautzen selbst wider sie mit in die Waffen/ durch ihr Gebiete einen freyen Durchzug/ und noch über diß zu wege zu bringen: daß Hertzog Melo den Römern die Stadt oder das so genannte Altar der Ubier wieder abtreten würde. Diese Vorschläge waren in des Tiberius Ohren ein so süsser Klang/ daß er von Stund an dem Germanicus schrieb / er möchte zwar mit dem Kriege noch zurück halten / inzwischen aber alles dahin richten / daß es auf allen Fall ihm an scheinbaren Vorwand eines rechtmäßigen Krieges nicht mangelte. Adgandester verfügte sich hingegen zum Hertzoge Melo/ und Ganasch/ zeigete selbten eine ihm vom Tiberius zugeschickte Vollmacht/ unter des Kaysers Hand und Siegel/ daß er mit ihnen wider die unruhigen Catten und den nach der Herrschafft Deutschlands strebenden Herrmann ein Bündnis schlüssen/ und in des Kaysers Seele schweren solte; daß er über dem Rheine keine Spañe Erde besitzen/ sondern alles/ was er eroberte/ dem Melo/ Ganasch und Flavius abtreten und einräumen / mit den Deutschen einen ewigen Friede machen / und durch die kräfftigste Einsegnung und Eydesleistungen den Rhein zur heiligen Gräntze machen wolte. Zu Versicherung seiner Gewogenheit wolte er auch auffs neue eine deutsche Leibwache aufrichten/ und hierzu eitel Sicambrer und Chauzen nehmen; welche Hertzog Melo und Ganasch selbst auslesen / und ihnen gewisse Hauptleute fürstellen möchten. Durch diese betheuerte Vorschläge/ die mitgebrachten Geschencke / und das Geld / wormit Adgandester beyder Hertzoge Kriegs-Hauptleute und Räthe bestach / erlangte er nicht nur alles/ was er dem Tiberius versprochen hatte/ sondern brachte auch zu Erstaunung gantz Deutschlandes zu wege; daß Hertzog Melo nicht allein gegen Auszählung fünffhundert Pfund Silbers den Cäcina mit der ersten und zwantzigsten Legion in die Stadt der Ubier einziehen ließ/ sondern Hertzog Ganasch räumte gegen tausend Pfund Silbers den Römern das Eyland Burchanis / den einen Mund des Flusses Emß mit einem Stücke Landes ein/ welches die Römer mit etlichen Batavischen Schiffen und einer Legion besätzten. Diese erwünschte Verrichtung benahm dem Tiberius alle vorige Bedencken mit den Deutschen zu brechen. Daher schrieb er an Germanicus; er solte diese gewünschte Gelegenheit nicht aus der Hand lassen; iedoch vorher einen scheinbaren Vorwand für die Gerechtigkeit der Römischen Waffen aufffinden. Germanicus hielt hierüber Rath / und wurden der Herrmansteinische Festungs-Bau / das Erb-Recht des Flavius und allerhand andere Vorschläge auf den Teppicht gebracht / welche aber Germanicus alle verwarff. Endlich wischte Adgandester mit seinem fürlängst ausgedachten Vorschlage herfür: Germanicus solte auf den Tag / da zu Meyntz der dem Jupiter und August erbaute Haupt-Tempel wäre eingeweihet worden / ein allgemeines Opffer-Feyer und Spiele durch den Obersten Priester ausschreiben/ und alle/ welche aus Gallien und Deutschland dahin von Anfang gewiedmet worden, unter gewisser Straffe verschreiben. Weil nun die Deutschen biß an Mattium an / vorhin darzu gehöret hätten / würde sich Arpus zweiffelsfrey wiedersätzen und seinen Catten zu erscheinen verbieten/ welches so denn für eine Versehrung des Römischen Gottesdienstes ausgelegt / und zum Vorwande des Krieges gebraucht werden könte. Uber diß solte Germanicus zu Meyntz eine Brücke über den Rhein und zu derselben Versicherung an die Spitze des zusammen flüssenden Rheines und Meynes eine Festung anlegen. So denn würde alles bey den Catten und Cheruskern brennen / und wenn Germanicus nicht selbst zum ersten loßschlagen wolte / würden die Deutschen am ersten den Degen ausziehen. Dieser Vorschlag ward von allen gebilliget/ und auch beydes alsofort für die Hand genommen.

Hertzog Arpus ward über die Erforderung seiner Unterthanen / als einen weit aussehenden Eingrieff seiner Herrschafft/ überaus erbittert/ und noch mehr/ als er vom Brücken-und neuen Festungs-Bau Nachricht erhielt. Daher ers durch den Grafen von Hohenstein dem Feldherrn alsbald zu wissen machte / welcher deñ vor rathsam hielt durch Gesandten dem Germanicus die Unbilligkeit dieses den Frieden störenden Vorhabens fürzustellen. Er schickte zu dem Ende auch den Graffen von Teckelnburg bald mitte / und Hertzog Arpus / der inzwischen bey Lebens-Straffe verboten hatte / daß kein Catte nach Meyntz / unter was Schein solches auch wäre / reisen solte / fertigte gleicher Gestalt den Hohenstein an Germanicus ab. Diese beschwerten sich über diese Neuerungen / welche dem getroffenen Frieden schnurstracks zu wider lieffen/ und suchten daher um Erhaltung des so viel Blut gekosteten Friedens willen so wohl ein als des andern Abstellung. Germanicus antwortete beyden: Er wäre nie gesonnen gewest den Frieden zu brechen/hoffte auch nicht/daß solches durch seinen Bau und des obersten Priesters Beruffung geschehen wäre. Denn seine Brücke und Festung rührte nicht an das Cattische weniger an das Cheruskische Gebiete / weil jenes durch den Meyn vom Allemannischen abgeschieden wäre. Die Allemänner aber / welche denen Römern beyde Ufer des Rheines enthiengen/hätten darüber keine Beschwerde. Wegen der andern Beschwerde aber verwieß er sie an den obersten Priester. Die Gesandten sätzten dem Germanicus entgegen: Der neue Festungs-bau berührte daß Sudliche Ufer des Meyns / welches die Allemänner allezeit den Catten zugestanden hätten. Und wenn auch selbtes denen Catten nicht zugehörte/so würde doch kein kluger Fürst gestatten/daß der Nachbar ihm harte an seiner Gräntze durch eine so verdächtige Festung eine Prille auf die Nase sätzte/daraus er ihn alle Tage überfallen könte. In wenig Stunden wäre eine Schiffbrücke über den Meyn zu bauen/und also würde Hertzog Arpus nicht sicher seyn ungewafnet einen Fuß aus Mattium zu sätzen. Mit dem obersten Priester zu handeln hätten sie weder Vollmacht / noch ihre Hertzoge einigen Sinn/ weil sie demselben keine obere Gewalt zustünden / sondern alleine mit dem Kayser und dem Germanicus zu thun haben wolten. Germanicus nahm diß alles zum Bedencken/ verordnete aber den Lucius Apollinaris einen der fürnehmsten Priester/mit dem Grafen von Teckelnburg und Hohenstein sich zu vernehmen. Sie kamen unterschiedene mahl zusamen/ und mühte sich Apollinaris auf alle Wege das Recht des Meyntzischen Tempels über ein Theil der Catten zu behaupten. Er führte zum Behelff an/daß alle Griechen / welche gleich unter hunderterley Herrschafften zertheilt gewest/sich alle Jahr nach Elis zum Haupt-Tempel des Olympischen Jupiters/ und nach Doris zu dem Triopischen Apollo/das gantze kleine in so viel Königreiche zertheilte Asien sich zu der Ephesischen Magnetischen/und Pergeischen Diana/und nach Smyrna zu Jupiters Heiligthume/ alle Eylande des Mittelländischen Meeres nach Co zu dem Esculapischen/und viel andere Länder nach Priene zu dem Heliconischen Neptun erscheinen/ Opffer bringen / und denen daselbst angestellten Spielen beywohnen müssen; sondern daß eines oder des andern Volckes Ober-Herrschafft dardurch das wenigste wäre benommen worden. Weil nun unlaugbar wäre / daß bey Einweihung dieses Meyntzischen Haupt-Tempels die Catten / welche damahls unter Römischer Botmäßigkeit gewest wären / solchem wären zugeschlagen worden / könten sie sich dieses Heiligthums nicht entbrechen. Die Gesandten wendeten ein / daß die einen gantz absondern Gottesdienst habenden Catten sich nach andere dem Griechischen und Römischen beypflichtenden Völckern/ welche zweiffels-frey auch mehr aus eigener Regung als aus Zwange dieses oder je-

nes Heiligthum besuchten/ nicht zu achten hätten. Uber diß wäre Welt-kündig/ daß Griechenland und Asien zwar in viel Ober-Herrschafften zertheilet gewest wäre/ aber diese und jene hätten doch einen allgemeinen Bund in Geist- und weltlichen Sachen mit einander gehabt/ wären alle Jahr bald zu Smyrna/ bald zu Ilium/ bald zu Ancyra/ bald in andern vornehmen Städten zusammen kommen/ hätten über allgemeiner Wolfarth gerathschlaget/ und gewisse Fürsten zu Pflegung der gemeinen Haupt-Tempel und des Gottesdienstes bestellet und die nöthigen Unkosten beygetragen. Dergleichen brüderliche Gemeinschafft zwischen den Römern und Catten nicht wäre. Apollinaris aber versätzte: Es rührte das Recht solcher gemeinen Tempel nicht aus einem solchen Bunde/ sondern aus der Eigenschafft des Gottesdienstes her/ und wäre diesem Genüge geschehen / wenn schon Sparta und Athen mit einander Krieg geführt/ Nicäa und Nicomedia/ Smyrna mit allen andern Städten in Asien sich um den Vorzug gezancket hätten. Diesem nach wäre die Besuch- und Opferung bey solchen Tempeln in alle Wege eine Noth und Pflicht / nicht aber eine blosse Gutwilligkeit. Deßhalben wären zwischen denen sich in zwey Herrschafften theilenden Juden für Alters so blutige Kriege erwachsen/ weil die meisten Stämme nicht mehr hätten wollen in alten allgemeinen Tempel nach Jerusalem kommen/ sondern ihnen zu Samaria einen besondern aufgerichtet; welchen Herodes nunmehr dem Kayser August eingeweihet hätte. Die Gesandten warffen ein: Also wäre gleichwohl der Samarische Tempel wider den alten behauptet/ von Römern selbst gebilliget/ ja/ wie sie nicht anders wüsten/ in Phönicien bey Stratons Thurme und bey dem Brunnen des Jordans dem Kayser noch zwey besondere Tempel aus weissen Marmel gebauet/ und also der alten Tempel Umkreiß geschmälert worden. Wie dem aber wäre / so hätte Germanicus im Nahmen des Kaysers sich alles Rechtes über dem Rheine verziehen. Apollinaris wendete ein: der Kayser hätte sich nur aller weltlichen Botmäßigkeit/ nicht aber der geistlichen / welche ohne des obersten Priesters Einwilligung ohne diß auf allen Fall ungültig wäre/ begeben. Der Graf von Teckelnburg zohe etliche Müntzen des Kaysers August/ darauf der Kayser zugleich als grössester Priester/ mit vielen Opffer-Geschirren / herfür und fragte: Ob denn der Priester zu Meyntz mehr/ als der zu Rom Macht hätte? Die Römer verstummten hierüber/ endlich fieng Apronius an: Germanicus hätte vom August nur als vom weltlichen/ nicht als vom geistlichen Haupte der Römer Gewalt empfangen gehabt. Denn in Sachen der Heiligthümer könte er nur Priestern Gewalt auftragen. Hohenstein aber antwortete: derogleichen Spitzfinnigkeiten wären rechte Fallbrete Treu und Glaubens/ welche bey Fürsten unverseht bleiben müsten/ wenn sie gleich sonst aus der gantzen Welt verbannet würden. Es würde dem Germanicus auch zu schlechtem Ruhme gereichen / wenn er sich mit Mangel habender Gewalt entschuldigen wolte; die gerade zugehenden Deutschen aber würden künftig hunderterley Bedencken haben auf der Römer Wort und Friedenschlüsse zu trauen. Hertzog Herrmann und Arpus würden auch biß auf den letzten Blutstropffen gefochten und von keinem Friede gehöret haben/ wenn sie ihnen hätten träumen lassen / daß Kayser August/ wider welchẽ sie gekriegt/ daß er nicht ihr König würde/ durch den Frieden ihr Gott werdẽ solte. Dahero würde ehe Himmel und Erde brechen/ ehe die nur einen einigen Gott gläubenden Catten den August/ welchen sie für einen sterblichen Menschen hielten/ wie die Gallier zu Lugdun/ die Spanier zu Tarracon/ die Asier zu Ancyra anbeten/ oder zum Bau des ihm zu Athen von den meistẽ Völckern der Welt bestimmtẽ Tempels/ welcher vorher dem Olympischen Jupiter heilig gewest/ einen Scherff oder Stein beytragen würden. Apronius

kius brach ein: Es wäre der Römer Meinung nicht/ daß die Catten in diesem Tempel ihren Glauben abschweren und nebst dem Jupiter den Kayser anbeten solten. Dieser hätte seiner Bescheidenheit nach allezeit die Ehre und den Bau der ihm von Ländern angebotenen Tempel mehr verhindert/ als befördert; des obersten Priesters Verlangen wäre alleine diß/ daß diesem Tempel die gehörigen Opffer-Thiere geliefert/ die Unkosten zu dessen Erbauung beygetragen/ den Opffern und denen heiligen Spielen die Ehre der Beywohnung geleistet würde; welches ohne Abbruch ihrer im Hertzen habenden Glaubens gar wol geschehen könte. Hohenstein brach ein: die Deutschen sind zu solcher Heucheley ungeschickt/ daß sie einen andern GOtt im Hertzen/ einen andern eusserlich ehren. Wenn sie auch einem andern Herrn zinßen und Dienste leisten solten/ würde Hertzog Arpus nur ihr halber Herr seyn/ da sich doch die Herrschafft nicht theilen läst. Und warum hätten die Römer nicht das erste Jahr nach geschlossenen Frieden von den Catten dergleichen verlangt? Apollinaris sagte: daß die allgemeinen Opfer und Spiele bey solchen Haupt-Tempeln nur alle fünff Jahr gehalten würden. Daher würde diese Beywohnung denen Catten mehr zur Lust als Beschwerde dienen. Alleine die Gesandten stunden auf ihrer Meinung/ verfielen aber auf den verdächtigen Brücken- und Festungs-Bau/ welchen Statilius/ der darüber gesätzte Auffseher so klein machte/ daß er nur die zu Handel und Wandel nöthige Brücke und das vom Germanicus an selbtes Ufer aus einer gewissen Andacht gelobtes Bild der Göttin Juno für einem Anlauffe der Räuber und Mordbreñer beschützen solte/ und daher den Deutschen keinen Argwohn verursachen könte. Aber Tecklenburg begegnete ihm: Auch den blossen Brückenbau/ welcher ein Zeichen einer über den Fluß habenden Herrschafft wäre / könten sie keines Weges verhengen. Sintemahl der Rhein eine Gräntze der Deutschen und Römer/ also beyden gemein/ und in gemeinen Sachen niemand ohne des andern Willen was zu bauen befugt wäre. Hätten die Römer mit den Deutschen was zu verwechseln/ würden wie vorhin hierzu genungsame Schiffe verhanden seyn. Zumal da denen deutschen Fürsten ohne diß mit der Römischen Handlung wenig gedienet wäre/ weil die Kauffleute nur Wein und andere zur Wollust und Verterb ihres Volcks dienende Waaren wider das alte Herkoñen ins Land brächten. Jedoch/ weil Hertzog Arpus es einmahl wiewol nur stillschweigend beliebt hätte/ wären sie nicht gemeint den Römischen Handelsleuten den offenen Marckt zu verwehren/ noch die daselbst zu einem Freybilde aufgesätzte Säule des handelnden Mercur/ welchẽ die Römer der nutzbaren Kaufmannschafft halber als einen Erhalter der Welt verehrten/ zu versehren begehrten. Ausser dem gereichte es dem heiligen Rheinstrome zur Verkleinerung / daß selbter seinen Rücken unter das Joch einer Römischen Brücke wie eine gemeine Bach stecken solte. Bey nun unzuläßlicher Brücke wäre disseits keine Befestigung nöthig/ und der Juno Bild könte an dem viel höhern Ufer der andern Seite ansehlicher aufgesätzt werden. Es wären dergleichen Heiligthümer den Deutschen allzu verdächtig / nach dem sie gehöret/ daß es die einfältigen Hispanier viel Blut/ und bey nahe die Freyheit gekostet habe/ weil sie die Phönicier einen Tempel des Hercules / die Zacynther ein ander Heiligthum an ihrem Ufer bauen / und sich aus diesen verdeckten Festungen bekriegen lassen. Apronius sätzte diesen entgegen; daß Germanicus nie kein Wort verlohren/ noch einigen Argwohn geschöpffet/ ungeachtet die Deutschen der Mosel gegen über die Festung Herrmanstein gebaut/ und gleichsam beyden Flüssen einẽ Zaum angelegt hätten. Teckelnburg antwortete: diese wäre auf dem deutschen Ufer einer neuen Römischen Festung gegen über gebauet/ uñ wäre den Römern unverwehrt an dem Rheinufer Galliens zu denen vom Drusus angelegten funfzigen noch hundert neue Festungen aufzuführen. Mit derogleichen Sätz-

und Gegensätzen giengen ein paar Monat hin/ und ob wol Germanicus auf der Deutschen Seiten Recht und Billigkeit zu stehen befand/ blieben doch die Römer/welche ungewohnet waren ihnen Gräntzmaale setzen zu lassen/bey ihrer Meinung. Maßen denn auch Germanicus den Gesandten endlich selbst Bescheid gab: Es wäre des Käysers Wille die Brücke über den Rhein zu bauen und zu versichern; also müste er warten/ wer solchen Bau ihm zu verwehren sich an ihn reiben würde. Dafern auch die zu Jupiters und des Augustus Tempel gewiedmeten Catten durch ihre Besuchung des Feyers ihrer Pflicht kein Genügen thun solten/ würde es dem grösten Priester zu Rom an Mitteln nicht fehlen/einen Tempel dem August auf die oberste Spitze des Taunischen Gebürges zu sätzen. Der Graf von Teckelnburg antwortete dem Germanicus mit einer unerschrockenen Freyheit: Und dem Hertzoge Arpus wird es weniger Müh kosten/ einen Tempel vom Taunischen Gebürge herab zu werffen/als es ihm schwer gewest ist/eine besätzte Festung darauf zu schleiffen. Und über die neue Rhein-Brücke würde er sich mühen ehe in Gallien/ als die Römer in Deutschland zu kommen. Germanicus hatte sich dieser hertzhaften Antwort so wenig versehen/ daß er nichts anders zu versätzen/ als zu fragen wuste: Ob ihm sein Fürst diß zu sagen befohlen hätte/ und ob er als ein Gesandter oder als ein Herold den Römern den Krieg anzukündigen nach Mäyntz kommen wäre. Teckelnburg aber versätzte unerschrocken: Er und Hohenstein hätten als Bothschaffter sich um Friede und Eintracht lange genung beworben; nach dem sie aber des Germanicus Erklärung für nichts anders als eine Fehde hätten annehmen können/ wäre er genöthigt gewest ihm eben diß/ was ihre Vorfahren dem grossen Alexander zu verstehen zu geben/ nemlich; daß die Deutschen sich für nichts als für dem Einfalle des Himmels fürchteten. Die Catten führten eben so wol/ als der nach Carthago geschickte Fabius Maximus in ihrer Schoos Friede und Krieg. Jenen wolten sie mit den Römern gerne unterhalten/ diesen aber könten sie nicht ausschlagen/ wenn es anders nicht seyn könte. Germanicus fiel ein; So höre ich wol/ ihr verlanget/ daß ich aus euer Schoos eben diß/was der Rath zu Carthago nehmen soll/ nemlich Krieg. Nein sagte Teckelnburg/ wir lassen dem Germanicus eine freye Wahl/und dazu so viel Zeit/als er selbst verlangt. Denn wie streitbar gleich die Deutschen sind/halten sie doch den Friede für ein so schätzbares Kleinod/ daß man Ursache habe sich hundertmahl zu bedencken/ ehe man es wegwerffe. Alle verlangen sie nicht/daß sich jemand hierüber aus dem Stegereiffen entschlüsse/und begehren niemanden wie Popilius Länas den Antiochus zu dem Ende in einen Sand-Kreiß mit ihrem Stabe einzuschlüssen. Germanicus/welcher ihm einbildete/ daß keines Volckes Gesandter in der Welt gegen einem Römischen Feldherrn mit solcher Freyheit/ und ohne mehr Erniedrigung zu reden befugt wäre/ ward hierüber verdrüßlich/und antwortete: Arpus mag ihm selbst nehmen was er wil/und ich werde thun/was mir gefället. Und hiermit gieng er in sein inneres Gemach. Die Gesandten zohen hierüber sich gleicher gestalt unvergnügt zurücke/ wären auch noch selbigen Abend aus Mäyntz gereiset/wenn nicht die Pforten schon wären geschlossen gewest. Um Mitternacht aber kam ein Freygelassener des Germanicus für der einen Pforte an/ welchem auf sein ungestümes Verlangen sie wider Gewohnheit eröffnet werden muste. Auf den Morgen aber blieben alle Pforten länger geschlossen als sonst gewöhnlich war; welches in der Stadt bald einen Ruff machte/daß was sonderliches sich müste ereignet haben/ sonderlich/ weil man die gantze Zeit nach des Freygelassenen Ankunfft in des Germanicus Zimmer Licht gesehen hätte. Ehe auch die Thore geöffnet waren/ ließ Germanicus beyde Gesandten noch einmal zur Verhör abholen/und fragte: Ob sie sich eines andern bedacht/ und kein Mittel ihre Zwistigkeiten beyzulegen vorzuschlagen hätten? Te-

ckeln-

ckelnburg antwortete; Sie wüsten in beyden Sachen/welche wider den Frieden/ die Freyheit und die Ehre der Deutschen lieffen/ nichts nachzugeben/trauten auch solches bey ihren Herren nicht zu verantworten. Germanicus fiel ein/ und sagte: Ich aber habe der Sache nachgedacht/ und weil ich vielleicht am längsten hier Feldherr der Römer gewest/wil ich zeigen/wie hoch ich ihre Tugend und die Eintracht mit ihnen schätze. Daher verlange ich/so lange die Gewalt bey mir steht/keinen Catten zu unserm Tempel und Opffern zu nöthigen/ und ich habe bereit befohlen/ daß/was an dem Brücken- und Schantzbau angefangen worden/wieder abgethan werden solle. Bey so gestalten Sachen hat kein Catte wider die drey unschädlichen der Juno zu Ehren aufgerichte Bilder kein Wort zu sagen/ welche wieder abzubrechen weder die Hoheit des Römischen Volckes/noch meine Andacht verstattet. Er händigte ihnen zugleich Schreiben an beyde Hertzoge ein/ welche voller Freundschaffts-Bezeugung und Höfligkeit waren. Beyde Gesandten waren über dieser unvermuthet-guten Abfertigung wol vergnügt/ eilten also desto mehr über den Rhein nach Mattium/ allwo man dieser geschwinden Veränderung Ursache nicht zu errathen wuste/ sonderlich da in wenig Tagen Nachricht einlief/ daß der neue Bau bey Mäyntz völlig abgethan wäre. Vierzehn Tage darnach aber kam ein Gerichte aus Noricum/daß Käyser August wo nicht schon todt/ doch zu Nola in Campanien todt-kranck wäre/ die Römer auch wegen vieler Wunderzeichen an seiner Genesung verzweifelten. Deñ die Sonne wäre zu Rom gantz verfinstert/ ein grosses Theil des Himmels in vollem Feuer gesehen/brennende Höltzer aus den Wolcken geworffen/ blutige Schwantz-Gestirne wahrgenommen/ als der Rath für ihn zu beten sich versamlet/ das Rathhauß verschlossen gefunden/und einer darauf sitzenden Nacht-Eule heßliches Geschrey gehöret worden. In dem verstriechenen Rosen-Monate hätte der Blitz des Käysers ins Capitolium gesätztes Bild gerühret/ und im Worte CÆSAR den ersten Buchstaben vertilget; welches die Wahrsager bald dahin gedeutet hätten/ daß/ weil ÆSAR in Hetrurischer Sprache Gott hieße/ August in hundert Tagen durch Ablegung seines sterblichen Leibes zum Gotte werden würde. Eben so ungewisses Geschrey kam aus Gallien/wiewol Germanicus zu Mäyntz sich anstellte/als weñ alles dieses ein falscher Ungrund wäre. In vierzehn Tagen aber brach des Käysers Tod endlich allenthalben heraus/und kam aus Noricum der junge Brederode ein Batavischer Edelmann zu Mattium an; dieser berichtete den Hertzog; daß er unter der Batavischen Leibwache des Käysers bedient gewest wäre/ auch seine Leiche selbst gesehen hätte. Weil der Hertzog nun sich begierig stellte die Art seines Todes zu hören/erzehlete Brederode: der Käyser hätte von einem Jahre her sich der Herrschafft wenig mehr angenommen/sondern Livien und den Tiberius alles nach ihrem Wolgefallen einrichten lassen/ auch vom Rathe einen Schluß ausgewürcket/daß Tiberius insgemein mit dem Käyser alle Länder verwalten möchte. Seines Todes hätte er mehrmals erwehnet/und an dem Reinigungs-Tage der Stadt Rom/ als ein Adler ihm etliche mal ums Haupt geflogen und sich an einem Hause über den ersten Buchstaben des Nahmens Agrippa gesätzet/ gemeldet/ die zwey A würden bald mit einander vereinbaret werdē. Hierauf wäre er mit dem gantzen Hofe in Campanien verreiset/ und weil er von dar den Tiberius in Illyricum verschicket/ hätte er ihn biß Benevent begleiten wollen/ und als ihm solches seiner Schwachheit halber widerrathen worden/ hätte er heraus gefahren: Lasset mich/ denn ich werde ohne diß nicht wieder nach Rom kommen. Zu Neapolis/dahin er dißmal viel stärckere Tagereisen/ als vormals bey besseren Kräfften gethan hätte/ wäre sein Zeitvertreib anfangs gewest; daß er die daselbst befindlichen Römischen Knaben Griechisch/ die Griechischen Römisch kleiden/derogestalt in verwechselter Sprache um aufgesätzte Preiße mit einander streiten lassen.

Hernach hätte er sich mit Umfahrung des Meer-Ufers erlustigt/ und weil ihn in dem Puteolischen Seebusem die Egyptischen Getreyde-Schiffe mit tausend Frolocken/ Glücks-Wünschen und Lobsprüchen/ daß sie durch ihn lebten/ durch seine Hülffe schifften/ ihm Freyheit und Glücke zu dancken hätten/ empfangen/ sich und ihre Masse bekräntzet/ ihm Weyrauch angezündet/ hätte er vierhundert güldene Müntzen den Schiffleuten jedoch mit dem Bedinge/ daß sie sie an Würtze/ Lein/ Papier/ Glaß und andere Egyptische Waaren anlegen solten/ ausgetheilet. Nachmals wäre er bald auf einen/ bald auf den andern Caprischen Eylande angefahren/ und darauf geschlaffen. Und hätte der Käyser meist den Salustius Crispus bey sich gehabt/ welchen August nunmehr eben so/ statt des Mecänas/ zu seinem geheimsten Rathgeber gebraucht hätte/ wie er mit dem Tiberius an statt des Agrippa seine Sorgen getheilet. Zuweilen hätte ihn auch Sejus Strabo der Hauptmann über die Leibwache und Fabius Maximus/ wie Livien sein Weib Martia unterhalten. Dieser hätte Livia durch besondere Arglist ausgefischet; daß der Käyser für wenig Monat auf dem Eylande Planasia gewest/ lange mit dem jungen Agrippa gesprochen/ ihn vielmahl umarmet/ und mit Thränen gesegnet/ also des Maximus Urtheile nach/ ihn nicht nur wieder nach Rom zu nehmen/ sondern wol gar auf den Käyserlichen Stuhl zu erheben bey sich beschlossen hätte. Zwey Tage darnach wäre Maximus todt in seinem Bette gefunden/ und weil Martia ihren unverschlossenen Mund den Mörder ihres Ehmañs gescholten/ geglaubt worden/ daß ihm Livia durch Gifft fortgeholffen hätte. Diese hätte hierauf Post über Post in Illyricum dem Tiberius nachgeschickt/ daß weil August kranck wäre/ da ihm doch dazumahl das geringste nicht gemangelt hätte/ er sich nichts auf der Welt hindern lassen solte/ nach Hofe zu kommen. Kurtz darnach wäre der Käyser zu Neapolis am Durchlauffe kranck worden/ welches er vom Giffte hergerührt zu haben glaubte/ weil er einsmahls Livien selbst betreten/ als sie im Garten die schönsten Feigen mit etwas angeschmieret/ wo August sie alle Morgen selbst von Bäumen abzubrechen und zu essen gewohnt gewest wäre. Weil nun diese Kranckheit angehalten/ hätte er/ oder vielleicht Livia nicht länger in einer so grossen Stadt bleiben/ sondern die Lufft ändern/ und sich nach Benevent wollen tragen lassen. Zu Nola aber wäre er so schwach worden/ daß er nicht weiter fortzubringen gewest. Aber Livia hätte das Hauß/ darinnen der Käyser gelegen/ mit so vielen Wachen besetzet/ und die Zim̃er verschlossen/ daß die Leibwache selbst nicht eigentlich hätte erfahren können/ ob August noch lebe oder todt sey. Deñ man hätte keinmal einen seiner geheimsten Freygelassenen aus dem Zim̃er kommen sehen/ welchem nicht die Augen voll Wasser gestanden. Gleichwol hätte Livia an Rath nach Rom geschrieben und sonst ausgesprenget/ daß es sich mit dem Käyser bessere. Endlich wäre Tiberius den sechzehnden Tag des vom August den Nahmen führenden Monats früh für Tage zurück kommen/ und etliche Stunden alleine beym Käyser nebst Livien geblieben/ und mitler Zeit alle Liebste und Getreuste des Käysers abtreten müssen. Drey Stunden für Abende wäre Enceladus des Käysers liebster Freygelassener gantz verzweiffelt und trostloß zu ihm kommen/ und ihm in Vertrauen entdecket: daß August gleich verschieden wäre/ Livia aber hätte bey Leib- und Lebens-Straffe verboten keinen Menschen hiervon das wenigste mercken zu lassen. Tiberius hätte/ als er vom Käyser Abschied genommen gehabt/ vier Bücher mit aus dem Zimmer gebracht. Als er Enceladus nebst etlichen andern geheimsten Freunden aber hinein kommen/ hätte August angefangen: Meine lieben Kinder es ist mit mir am Ende/ was meinet ihr/ habe ich auf der Schaubine dieser Welt auch einen tüchtigen Gauckler abgegeben? Ich hoffe/ weñ die Menschen mir ja nichts guts nachsagen wolten/ wir doch die Mau-

ern in Rom Zeugnüs geben werden; daß da ich sie von gebrennten Ziegeln gefunden/ Marmeln verlassen habe. Er wünschte den Römern zwar einen bessern Fürsten als er gewest wäre; aber er hätte ihnen nur einen lassen müssen/ welcher niemahls zweymahl über einer Sache rathschlagen solte. Nur wäre ihm leid/ daß das Römische Volck von so langsamen Kinnbacken solte zerkäuet werden. Wie siehet es aber außerhalb des Hauses? Rühret sich noch niemand meines Todes halber? Wird auch jemand seyn/ der mich beweine? Hierauf hätte ihm Enceladus den Spiegel geben/ und nachdem er seine Haare verwirret/ die Waagen verstellet gesehen/ hätte er ihm jene kämmen/ die schmincken ja ihm seinen mit Golde durchwürckten schneeweissen Rock/ welche Todten-Tracht ihm der Käyser vorher selbst zu fertigen bestellt gehabt/ anziehen müssen/ vielleicht daß er noch wol gebildet und lebhafft verstorben zu seyn scheinen möchte. Als er auch gehöret/ daß gleich Briefe von Rom kommen wären; hätte er gefraget: ob nicht die krancke Livilla des Drusus Tochter gesund worden wäre? hierauf wäre er eingeschlaffen/ und nach einer Viertelstunde aufgefahren sich beklagende: daß ihn viertzig Jünglinge wegtragen wolten. Er hätte sich aber bald wieder besonnen/ und verlanget/ daß alle entweichen/ Enceladus aber Livien holen solte. Als diese kommen/ und ihn umarmet/ hätte er angehoben: Gehab dich wol/ Livia/ und vergiß in nichts/ daß dein Ehmann Käyser August gewesen sey; und wenig Augenblicke darnach wäre er unter Liviens Küssen an eben dem Tage/ da er vor Jahren das erste mahl seine Bürgermeisterwürde angetreten/ erblichen und ohne einig geklagten Schmertz/ seinem öffteren Wunsche nach/ wie ein Licht ausgeloschen; Nach dem er sechs und siebtzig Jahre seines Alters weniger fünf und dreißig Tage/ und nach der Schlacht bey Actium vier und viertzig seiner Oberherrschafft hingelegt. Livia/ weil sie des Freygelassenen Anwesenheit wahrgenommen/ hätte sie dem Käyser seinen Nahmen etliche mahl starck in die Ohren geruffen/ die Leiche mit vielen Thränen genetzet/ und ihm unzählbare Küsse auf den Mund gegeben/ gleich als wenn sie seine durch den Mund ausfahrende Seele mit ihren Lippen auffangen und sich mit derselben aufs neue vermählen wolte. Endlich hätte sie dem Käyser den Siegelring/ in welchen des grossen Alexanders Bild gestochen gewest/ vom Finger gezogen/ und dem Tiberius gleichsam als ein Kennzeichen der geerbten Herrschafft mit ziemlich freudigem Antlitze überbracht; nach dem sie vorher dem Käyser die Augen zugedrückt hätte/ damit man derselben Sterne nicht hernach weiß werden sähe. Tiberius hätte alsbald fast in alle Länder der Welt viel Posten/ die allererste aber durch den nach Neapolis reisenden Salustius Crispus mit einem Jagt-Schiffe von dar aus nach Planasia abgeschickt. Damit des Käysers Tod inzwischen geheim bleiben möchte/ hätte sie niemanden als ein Weib aus Egypten/ welch Land alle andere die Leichen mit Saltz/ Zedersafft/ Hartzt/ Honig/ Wachs/ Kalck und dergleichen verwahren gelehrt/ zur Gehülffen gebraucht/ und sie theils aus Gewohnheit/ theils die Leiche für Gestanck und Fäule zu bewahren/ mit ihr ehe sie erstarret und erblasset/ abgewaschen/ die Därmer herausgenommen/ selbte in einem Kästlein vergraben/ den Leib mit Aloe/ Myrrhen/ Casia erfüllet/ alle Glieder eingebalsamet/ in den Hals auch die edelsten Oele und Salben gegossen; gleich als der Mensch auch nach dem Tode nicht der Wollust entpehren könte. Denn Livia hatte bey Zeite alle Nothdurfft herbey geschafft/ daß sie selbte nicht allererst im Libitinischen Tempel dorffte kauffen lassen/ als in dessen Schatz-Kammer sie den Todten-Pfennig abzuliefern sie noch nicht für rathsam hielt. Zu so niedrigen Diensten erniedriget sich die Ehrsucht/ wenn es um die Herrschafft zu thun ist. Bey der Leiche aber hätte sie/ um ihr Geheimnüs nicht zu verrathen/ kein Altar mit Rauchwercke unterhalten. Vierzehn Tage hernach wäre sein Tod doch ziemlich verdrückt geblieben/ und hätte

Livia

Livia und Tiberius von Rom noch Aertzte und Artzneyen verschrieben/ und in dem Hause/ darinnen auch sein Vater Octavius verstorben/ alle Anstalt gemacht/als wenn der Käyser noch lebte. Als aber sein Tod sich fast nicht mehr hätte verhölen lassen wollen/hätte Sejus Strabo der Oberste die gantze Leibwache für das Hauß erfordert/ und ihnen angedeutet: der Kayser hätte die Sterbligkeit verlassen. Sie solten aber weder ihm seine Vergötterung/ noch dem vom August erwehlten Erben und Reichsfolger die Herrschafft mißgöñen. Dieser wäre Tiberius/der ihnen genungsam bekañte Vater der Kriegsleute; welchē schon für geraume Jahre der Kayser als seinen Gehülffen neben sich auf den Thron gesätzet/ und welcher vom Römischen Rathe schon durch einen Schluß hierzu wäre erkieset worden. Dahero nicht so wol durch ihn eine neue Herrschaffts-Art angefangen/ als die löblichste des glückseligsten August im alten Gange fortgeführet werden würde. Denn sein Alter wäre schon allen Schwachheiten und Versuchungen entgangen; in seinem geführten Leben wäre nichts zu entschuldigen/ sein Gemüthe wäre durch beyderley Glücke geprüfet/niemand lebte/welcher ein klügerer Bürgermeister/und ein tapfferer Feldherr gewest wäre/also/daß weñ gleich der unausmäßliche Leib des Reiches ohne ein Haupt bestehen könte/ dessen Unmögligkeit doch die blutigen Bürger-Kriege erhärteten/wäre doch Tiberius würdig/ daß die einhäuptige Herrschafft über das freye Rom mit ihm anfienge. Kayser August hätte Rom unverdanckbare Wolthaten erwiesen/ aber diß wäre die gröste/ daß seine Liebe frembdes seinem Geblüte vorgezogen/ und den Tiberius zum Sohne angenoñen hätte/nur daß er dem Vaterlande einen guten Fürsten gäbe. Denn von Fürsten gebohren werden/ wäre ein blosser Zufall/und schlügen ihrer nicht wenig aus der Art; die Wahl aber hätte das Vor-Recht den besten im gantzen Reiche zu erkiesen. Also würde niemand als ein böser ein ander Haupt wünschen/weniger vorschlagen können. Hierauf hätten sich Livia und Tiberius an der Pforte sehen/ und zugleich iedem von der Leibwache dreyhundert güldene Müntzen austheilen lassen. Weil die Hauptleute nun auf unverwendetem Fuße den Tiberius als ihr neues Haupt gegrüsset/ hätte iemand unter der Leibwache/denen allen die Thränen häuffig aus den Augen geflossen/ den Sinn/weniger das Hertze gehabt sich nach einem andern Herrn umzusehen. Nachgehends wäre die eingebalsamte Leiche des Kaysers auf einem prächtigen Ehrenbette mit einem weissen Goldstücke angethan in einem purpernen Mantel liegende und mit Lorbern gekräntzt/ mit Blumen und Oelblättern bestreut/ von viertzigen aus der Leibwache aus dem Hauße auf offentlichen Platz getragen und iederman gewiesen worden. Eben diesen Tag wäre der Hauptmann/ welcher auf Planasia vom Kayser August wäre bestellt gewest auf den jungen Agrippa acht zu haben/ nach Nola ankommen/ und hätte dem Tiberius in Anwesenheit des Salustius Crispus und anderer Römer gemeldet: Agrippa wäre todt/ und also sein Befehl vollzogen. Tiberius aber hätte dem Hauptmanne ernsthafft geantwortet: Er hätte ihm nichts befohlē/ sondern er würde seines Thuns halber dem Rathe Rechenschafft zu geben haben. Salustius/ welcher die Hand mit in diesem Morde gehabt/ und mit in das peinliche Gerichte eingeflochten zu werden besorgt hätte/ wäre hierüber erblasset/ und/ wie ihn des Kaysers freygelassener Polybius verständigt/ voller Bestürtzung zu Livien komen/ und ihr gesagt: So würde Tiberius nicht lange Kayser seyn/ wenn er die Heimligkeiten seines Hauses/ die Rathschläge seiner Freunde/ die Dienste der Kriegsleute offenbahren/und alles an Rath zu Rom verweisen wolte. Hierdurch enteusserte er sich der Gewalt eines Fürsten/ welcher Grund kein ander wäre/ als daß einer alles anordnete. Folgende Tage wäre von Neapolis und andern Orten ein so grosser Zulauff des Volckes gewest/ daß sie in Nola bey der Leiche des Kaysers einander zum Theil erdrückt hätten. Niemand aber wäre dahin kommen/ der ihm nicht ein reichliches Thränen-Opffer gezinset hätte. Denn wie es eine seltzame Glückseligkeit wäre unter einem guten Fürsten zu leben/ also langten aller Welt Thränen nicht zu desselben Verlust auskommentlich zu beweinen.

Ende des fünfften Buchs des andern Theils.

[illegible] Damianus Joseph de [illegible]

16  94